This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

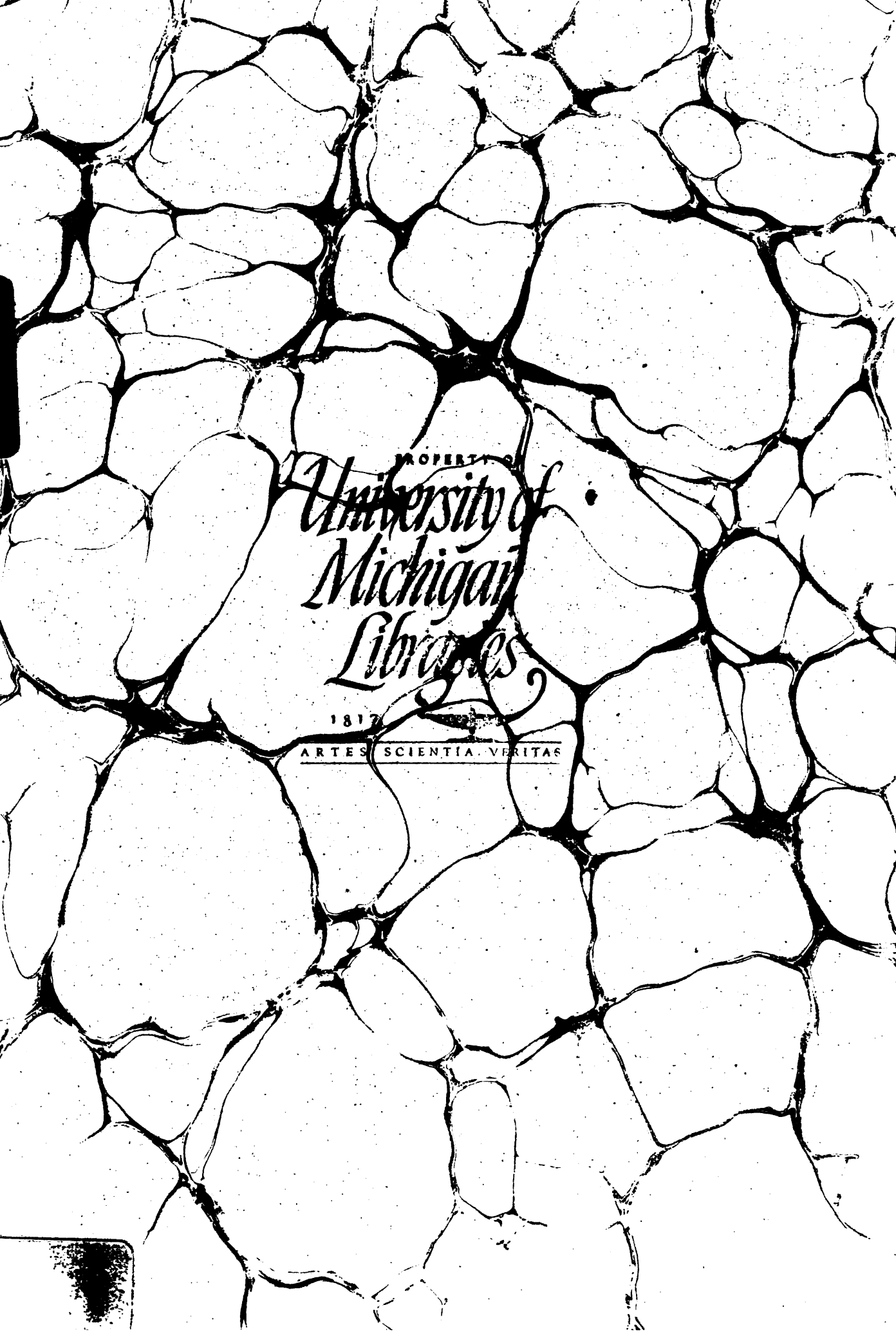
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

C 482,778


PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

115-116
at rear

MITTEILUNGEN

DER

ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFT

IN WIEN.

REDAKTIONS-KOMITEE:

HOFRAT PROF. DR. KARL TOLDT (VORSITZENDER), REGIERUNGSRAT FRANZ HEGER, † DR. WILHELM HEIN, REGIERUNGSRAT DR. MATTHÄUS MUCH, PROF. DR. LEOPOLD v. SCHROEDER, HOFRAT PROF. DR. EMIL ZUCKERKANDL.

REDAKTEUR: DR. LEO BOUCHAL.

XXXIII. BAND.
(DER DRITTEN FOLGE III. BAND.)

MIT 154 TEXT-ABBILDUNGEN.

WIEN.
IN KOMMISSION BEI ALFRED HÖLDER, K. U. K. HOF- UND UNIVERSITÄTS-BUCHHÄNDLER.
1903.

V. 33

DRUCK VON FRIEDRICH JASPER IN WIEN.

INHALT.

ABHANDLUNGEN.

Seite

Koch, Th.: Die Guaikurú-Gruppe. (Mit 2 Karten im Text)[1] 1

Preuß, Dr. K. Th.: Die Feuergötter als Ausgangspunkt zum Verständnis der mexikanischen Religion in ihrem Zusammenhange. (Mit 98 Textabbildungen) 129

Weisbach, Dr. A.: Die Slovenen. (Mit 2 Tabellen) 234

Meringer, Dr. R.: G. Bancalari und die Methode der Hausforschung 252

Schliz, Dr. A.: Der Bau vorgeschichtlicher Wohnanlagen. (Mit 14 Textabbildungen) 301

Mathews, R. H.: Das Kümbainggeri, eine Eingebornensprache von Neu-Süd-Wales 321

Bünker, J. R.: Die Hafneröfen in Stoob. (Mit 10 Textabbildungen) 329

Andrian, F. v.: Virchow als Anthropologe 336

Schmidt, P. W.: W. Wundts »Völkerpsychologie«. Erster Band: Die Sprache 361

Foy, Dr. W.: Über alte Bronzetrommeln aus Südostasien 380

LITERATURBERICHTE.

A. ANTHROPOLOGIE UND URGESCHICHTE.

Alsberg, Dr. Moritz: Die Abstammung des Menschen und die Bedingungen seiner Entwicklung . . . 276

Altertümer, Die, unserer heidnischen Vorzeit 417

Anthropologie und Vorgeschichte: Physische Anthropologie der schweizerischen Bevölkerung. Von Dr. R. Martin. — Urgeschichte der Schweiz. Von Jakob Heierli 410

Chervin, Dr.: Bégaiement et autres maladies fonctionnelles de la parole 281

Daffner, Dr. Franz: Das Wachstum des Menschen 410

Fawcett: A second study of the variation and correlation of the human skull, with special reference to the Naqada crania 348

Forrer, Dr. R.: Bauernfarmen der Steinzeit von Achenheim und Stützheim im Elsaß 417

Godin, P.: Recherches anthropométriques sur la croissance des diverses parties du corps 349

Hedinger, A.: Die vorgeschichtlichen Bernsteinartefakte und ihre Herkunft 352

Herman, O.: Das Gesicht und der Charakter des ungarischen Volkes 347

Hoernes, Dr. Moritz: Der diluviale Mensch in Europa 414

Karner, P. Lambert: Künstliche Höhlen aus alter Zeit 350

Kříž, M., und Koudelka, F.: Průvodce do moravských jeskyní 285

Lehmann-Nitsche, Dr. R.: Die Gleichzeitigkeit der südpatagonischen Höhlenbewohner mit dem Grypotherium und anderen ausgestorbenen Tieren der argentinischen Höhlenfauna 283

Martin, Dr. Rudolf: Wandtafeln für den Unterricht in Anthropologie, Ethnographie und Geographie 282

Matiegka, H.: Über das Hirngewicht, die Schädelkapazität und die Kopfform 276

Mayet, Dr. Lucien: Notes sur les sciences anthropologiques et plus particulièrement l'anthropologie criminelle en Hollande et en Belgique 347

— Etudes sur les dégénérés 413

Michelis, E. de: L'origine degli Indo-Europei 353

Ploß, Dr. H.: Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. 7. Aufl. 278

Stratz, Dr. C. H.: Die Rassenschönheit des Weibes 280

Vjesnik hrvatskoga arheološkoga društva, VI. 285

[1]) Berichtigungen auf S. 300.

Seite

Vram, Dr. Hugo: Crani della Carniola 413
Weule, Dr. K.: Zwergvölker in Neu-Guinea? 285
Woltmann, Ludwig: Politische Anthropologie 344

B. ETHNOLOGIE.

Annandale, Nelson, and Robinson, Herbert C.: Fasciculi Malayenses. Anthropology. Part I . . . 419
Atkinson, J. J.: Primal Law 418
Blanchard, R.: L'art populaire dans le Briançonnais. Les cadrans solaires 290
Brigham, William T.: An Index to the Islands of the Pacific Ocean 299
Codex Vaticanus, Der, erläutert von Dr. Ed. Seler 290
Congrès régional des traditions populaires d'Abbeville 289
Giuffrida-Ruggeri: Animali totem e animali medicinali 422
Hagen, Hofrat Dr. B.: Die Gajo-Länder auf Sumatra 421
Krause, F.: Schleudervorrichtungen für Wurfwaffen 286
Lang, Andrew: Social Origins 418
Lanz, Jörg: Das Necrologium Sancrucense modernum 358
Lipinska, Dr. Melanie: Histoire des femmes médecins 278
Mead, Charles W.: The Musical Instruments of the Incas 420
Newell, William Wells: The legend of the Holy Grail and the Perceval of Chrestien de Troyes . . 422
Rijks Ethnographisch Museum te Leiden. Verslag 1901—1902 359
Seler, Eduard: Gesammelte Abhandlungen zur amerikanischen Sprach- und Altertumskunde . . . 299
Semon, Richard: Im australischen Busch und an den Küsten des Korallenmeeres. 2. Aufl. 421
Smiljanić, V.: Die Spuren der Raub- und Kaufehe bei den Serben 287
Stassoff, W.: Miniatiury niekatorych rukopisiej 419
Weule, Dr. Karl: Völkerkunde und Urgeschichte im XX. Jahrhundert 283
Zdiarski, Stanislaus: Garść baśni ludu ruskiego 287

NEKROLOGE.

Dr. Johann Jankó 274
Dr. Rudolf Virchow [siehe unter »Abhandlungen«].

Autoren- und Sachregister . . . . . [I]

Das Inhaltsverzeichnis der separat paginierten Sitzungsberichte befindet sich am Schlusse derselben.

Die Guaikurú-Gruppe.

Von **Theodor Koch**, Grünberg (Hessen) - Berlin.

Vorwort.

Zu der vorliegenden Abhandlung über die Stämme der *Guaikurú*-Gruppe und ihre Sprachen wurde ich angeregt durch ein Vokabular der *Kadiuéo*-Sprache, das ich bei Gelegenheit der zweiten *Schingú*-Expedition des Herrn Dr. Hermann Meyer-Leipzig, im November 1899 in Porto Murtinho, einer kleinen brasilianischen Handelsstation am mittleren Paraguay, aufnahm.

Auf den Karten werden gewöhnlich in der Gegend von Porto Murtinho und nördlich und südlich davon auf beiden Ufern des Rio Paraguay die *Guaikurú*-Indianer angegeben.

Unter dem Namen *Guaikurú* faßt nun die neuere südamerikanische Ethnologie in einer Gruppe eine ganze Reihe von Stämmen zusammen, deren Wohnsitze von dem südlichen *Mato Grosso* bis tief in den argentinischen *Chaco* hineinreichen, und die in der Geschichte dieser Gegenden unter den Namen *Mbayá, Kadiuéo, Toba, Mokoví, Abipon* und *Payaguá* bekannt geworden sind.[1])

Im Hinblick auf die Verwirrung in der Nomenklatur dieses Gebietes zerfällt meine Arbeit in zwei Teile. In dem ersten, historischen, werde ich untersuchen, was es mit dem Namen *Guaikurú* für eine Bewandtnis hat, und die Entwickelung der oben genannten Stämme von der ältesten bis auf die heutige Zeit verfolgen. Der zweite, sprachliche, Teil bringt als neu mein *Kadiuéo*-Vokabular und ein von Herrn Prof. Dr. Karl von den Steinen 1887 in Buenos-Aires aufgenommenes und mir gütigst zur Verfügung gestelltes Vokabular der *Toba*-Sprache, verglichen mit den anderen Idiomen derselben Gruppe. Es ist mir eine angenehme Pflicht, dem hervorragenden Kenner amerikanischer Ethnologie für diese liebenswürdige Hilfe auch an dieser Stelle meinen besonderen Dank auszusprechen.

Beobachtungen über Pronominal-Präfixe, lautliche Unsicherheit, Lautwandel, Suffixe, Zahlwörter u. a. in den behandelten Sprachen bilden den Schluß der Abhandlung.[2])

Soweit es irgend möglich war, wurde die einschlägige Literatur — auch handschriftliches Material — in den Originalquellen benützt.

Von neueren Werken sind hier besonders die Arbeiten des bekannten argentinischen Forschers Lafone Quevedo zu erwähnen, der uns so manche wertvolle Handschrift über südamerikanische Sprachen zugänglich gemacht und trefflich kommentiert hat, und des unermüdlichen Boggiani, der die Ethnographie dieser Gegenden durch jahrelange Studien an Ort und Stelle wohl am besten kennen gelernt hat, und dem das große Verdienst zusteht, in das bis vor kurzem noch undurchdringliche Chaos der *Chaco*-Sprachen einige Ordnung gebracht zu haben.

---

[1]) Vgl. P. Ehrenreich, Die Einteilung und Verbreitung der Völkerstämme Brasiliens nach dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntnisse, in: Petermanns Geographischen Mitteilungen. 1891, 81 ff., 114 ff.

[2]) Diese Abhandlung bildet gewissermaßen die Ergänzung und Erweiterung einer von mir vor kurzem im Globus, LXXXI, 1 ff., 39 ff., 69 ff., 105 ff., publizierten Arbeit, welche die Lebensweise, Sitten und Gebräuche, Waffen, Tracht, Gerätschaften etc. derselben Stämme, besonders der *Kadiuéo* und *Toba*, behandelt und von zahlreichen Illustrationen begleitet ist.

Hoffentlich ist es mir mit dieser Abhandlung, deren zweiter Teil sich im wesentlichen auf das Sprachliche beschränkt und nur hier und da zur näheren Erklärung und Heranziehung von Beispielen grammatische Gebiete berührt, gelungen, auch meinerseits zu dieser Sichtung einen kleinen Beitrag zu liefern.

Literaturverzeichnis.

Adam, Lucien: Matériaux pour servir à l'Etablissement d'une Grammaire comparée des dialectes de la Famille Guaicurú. Bibliothèque Linguistique Américaine. XXIII. Paris 1899.

Adelung-Vater: Mithridates oder allgemeine Sprachenkunde etc. XIII. Teil. I. Abteilung. Berlin 1812.

Aguirre, J. Fr.: Capitán de Fragata (1793), Manuscrito del, in: Boletin del Instituto Geográfico Argentino. XIX. Buenos-Aires 1898.

Azara, F. de: Voyages dans l'Amérique méridionale depuis 1781 jusqu'en 1801; publ. par C. A. Walckenaer. II. Paris 1809.

Baldrich, A.: Las Comarcas virgenes. El Chaco Central Norte. Rosario 1890.

Boggiani, G.: *a)* I Ciamacoco. Conferenza tenuta in Roma alla Società Geografica Italiana il giorno 2 giugno 1894 ed in Firenze alla Società Antropologica il 24 dello stesso mese. Roma 1894.

— — *b)* I Caduvei (Mbayá o Guaycurú) con prefazione ed uno studio storico ed etnografico del Dott. G. A. Colini. Roma 1895.

— — *c)* I Caduvei: Studio intorno ad una tribù indigena dell' alto Paraguay nel Matto Grosso (Brasile). Roma 1895.

— — *d)* Guaicurú, sul nome, posizione geografica e rapporti etnici e linguistici di alcune tribù antiche e moderne dell' America meridionale. Roma 1899.

— — *e)* Compendio de Etnografía Paraguaya moderna. Asunción 1900.

— — *f)* Linguistica Sud-Americana. Datos para el estudio de los idiomas Payaguá y Machicuí. Buenos-Aires 1901.

Boletin del Instituto Geográfico Argentino. XVIII [1897]; XIX [1898]; XX [1899].

Brinton, D. G.: The linguistic Cartography of the Chaco Region. Philadelphia 1898.

Cardus, P. José: Las misiones franciscanas entre los infieles de Bolivia en 1884. Barcelona 1886.

Castelnau, F. de: Expédition dans les parties centrales de l'Amérique du Sud. Histoire du voyage. II. Paris 1850.

Colini, G. A.: Notizie storiche ed etnografiche sopra i Guaycurú e gli Mbayá; in: Boggiani, I Caduvei (Mbayá o Guaycurú). Roma 1895. 287 ff.

Demersay, A.: Histoire physique, économique et politique du Paraguay. I. Paris 1860.

Dobrizhoffer, P. M.: Geschichte der Abiponer (a. d. Lat. v. A. Kreil). 3 Bde., Wien 1783.

Fonseca, Severiano da: Viagem ao redor Brazil (1875—1878). Rio de Janeiro 1881.

Gilij, Filippo Salvatore: Saggio di storia americana o sia storia naturale, civile etc. (3 Bde.) Tomo III. Roma 1782.

Globus: LXXI, LXXV, LXXVII, LXXVIII.

Graty, A. M. du: La République du Paraguay. Bruxelles 1865.

Hervas, Abb. Lorenzo: *a)* Idea dell' Universo che contiene la storia della vita dell'uomo etc. Cesena. XVII [1784]; XIX [1786]; XX [1787]; XXI [1787].

— — *b)* Saggio pratico delle lingue. Art. V. Cesena 1787.

— — *c)* Catálogo de las lenguas de las naciones conocidas y numeración, y clases de estas según la diversidad de sus idiomas y dialectos. I. Madrid 1800.

— — *d)* Grammatik der Mbayá- oder Guaikurú-Sprache von Lorenzo Hervas. Handschrift aus dem Nachlasse Wilhelm v. Humboldts und Buschmanns. Coll. Ling. Fol. 84. Königl. Bibliothek zu Berlin.

— — *e)* Mbayische Grammatik. Eigene Handschrift Wilhelm v. Humboldts aus seinem Nachlaß. Coll. Ling. Fol. 147[5]. Königl. Bibliothek zu Berlin.

— — *f)* Grammatik der Lingua Guaicuru oder Mbaya oder wie sie und sich die Eingebornen nennen: Eyiguayegi aus einem spanischen vom Abb. Lorenzo Hervas mitgetheilten Manuskript, über dessen Herkunft darin nichts gesagt ist,[1]) übersetzt oder alles Wesentliche ausgezogen von Joh. Sev. Vater. Handschrift aus Vaters Nachlass. Coll. Ling. Quart. 16.

[1]) Das Wörterbuch stammte nach Hervas: Saggio pratico, 106, von dem Jesuitenmissionar Joh. Sanchez Labrador. Über die Grammatik vgl. Catalogo delle lingue etc. (Idea dell' Universo, XVII [1784]), 40, und Catálogo de las lenguas etc., I, 181, wo er denselben Gewährsmann nennt).

Hervas, Abb. Lorenzo: *g)* Mocobische Sprache; dem Abb. Lor. Hervas mitgeteilt von Abb. Raimondo Termeyer. Exlibris Wilh. v. Humboldt. Eigene Handschrift Wilhelm v. Humboldts aus seinem Nachlaß. Königl. Bibliothek zu Berlin. Coll. Ling. Fol. 147[6] und [6a].

— — *h)* Grammatik der Mocobi-Sprache von Lor. Hervas. Buschmanns Nachlaß. Berlin 1742. Coll. Ling. Fol. 85.

— — *i)* Grammatik der Mocobi-Sprache, von Einigen auch Amocobi genannt, nach den Mitteilungen des Abb. Raimund Termeyer etc. von Abb. Lor. Hervas und aus d. Ital. übertragen von Joh. Sev. Vater. Vaters Nachlaß. Königl. Bibliothek zu Berlin. Coll. Ling. quart. 16.

— — *k)* Abiponen-Sprache und Abiponische Grammatik. Eigene Handschrift Wilhelm v. Humboldts aus seinem Nachlaß. (Nach Dobrizhoffer.) Königl. Bibliothek zu Berlin. Coll. Ling. Fol. 147[1] und [1a].

— — *l)* Grammatiken und Wortverzeichnisse mehrerer amerikanischer Sprachen. Aus Wilh. v. Humboldts und Buschmanns Nachlaß. Königl. Bibliothek zu Berlin. Coll. Ling. Quart. 31.

Kobler, A.: Pater Florian Baucke, ein Jesuit in Paraguay (1748—1766). Regensburg 1870.

Lafone Quevedo, S. A.: *a)* La lengua Mocoví segun el Padre Francisco Tavolini. M. S. en la Biblioteca del General Bartolomé Mitre, con Introduccion y Notas por S. A. Laf. Quev. in: Revista del Museo de La Plata. I [1890/91], 71 ff, 256 ff., II [1891], 175 ff., 289 ff., 393 ff., III [1892], 129 ff., IV [1892], 161 ff., 257 ff., 274 ff.

— — *b)* Arte de la lengua Toba. La Plata 1893.

— — *c)* Idioma Abipon. Buenos-Aires 1897.

— — *d)* Idioma Mbayá con introduccion y notas. Buenos-Aires. 1896.

Lozano, P. Pedro: Descripcion chorographica del Terreno, Rios, Arboles y Animales de las dilatadissimas Provincias del gran chaco etc. Cordoba 1733.

Martius, C. F. Ph. von: Beiträge zur Ethnographie und Sprachenkunde Amerikas zumal Brasiliens. Leipzig 1867. 2 Bde.

d'Orbigny, A.: L'homme américain. Paris 1839.

Original-Mitteilungen aus der ethnologischen Abteilung der königlichen Museen zu Berlin. Jahrgang I, Heft 1.

Pelleschi, G.: Otti Mesi nel Gran Ciacco. Firenze 1881.

Petermanns Geographische Mitteilungen. 1891.

Prado, F. R. do: Historia dos Indios Cavalleiros ou da Nação Guaycurú, in: Revista do Instituto Historico e Geographico do Brazil. I, Rio de Janeiro 1856.

Restivo, Paulo: *a)* Vocabulario de la lengua Guarani. 1722.

— — *b)* Linguae Guarani Grammatica Hispanice etc. Herausgegeben von Ch. F. Seybold. Stuttgart 1892.

Revista do Instituto Historico e Geographico do Brazil. I. Rio de Janeiro 1856.

Schmidels, Ulrich: Reise nach Südamerika in den Jahren 1534—1554. Nach der Münchener Handschrift herausgegeben von Dr. Valentin Langmantel. Tübingen 1889.

Steinen, K. von den: *a)* Unter den Naturvölkern Centralbrasiliens. Berlin 1894.

— — *b)* Die Bakairí-Sprache. Leipzig 1892.

Tschudi, J. J. von: Die Kechua-Sprache. Wien 1853.

Thouar, A.: Explorations dans l'Amérique du Sud. Paris 1891.

Vega, Garcilaso de la: Commentarios reales que tratan del origen de los Incas etc. Madrid 1773.

Zeitschrift für Ethnologie. 1894, Jahrgang 26, Heft 1.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. XX [1885]; XXI [1886].

I. Teil.

Guaikurú, Mbayá, Kadiuéo.

Schon von den ersten Zeiten der spanischen Invasion in den La Plata-Gegenden an tritt uns in den Quellen der Name *Guaikurú* entgegen. Doch bezog sich dieser Name nicht auf einen bestimmten einzelnen Stamm, sondern galt bei den Spaniern als Kollektivbezeichnung für eine ganze Anzahl der verschiedensten Stämme, die nördlich von Santa Fé auf dem rechten Ufer des Rio Paraguay den Gran Chaco bewohnten und durch ihre nomadische Lebensweise miteinander übereinstimmten.

Alvar Nuñez Cabeza de Vaca berichtet 1542 von *Guaycurú*, die die Chacogebiete westlich von Asuncion inne hatten und in blutigen Fehden mit den *Payaguá*, den gefürchteten Flußpiraten des Rio Paraguay, lagen.[1]) Auch nach Azara bewohnten die *Guaycurú* den Chaco fast gegenüber der paraguayschen Hauptstadt.[2]) Guevara läßt sie nördlich vom Pilcomayo hausen und de Angelis gibt als ihr Gebiet das Delta desselben Flusses an,[3]) während Lozano sie an die Flüsse Pilcomayo und Yabebiry versetzt.[4]) Der Pater Morillo zählt alle Stämme zwischen den Flüssen Bermejo und Pilcomayo auf und sagt, sie würden unterschiedslos mit dem Sammelnamen *Guaycurús* bezeichnet.[5]) Nach Jolis wurden von den Spaniern von Santiago del Estero, Santa Fé und Corrientes die *Toba, Mokoví, Abipon* und *Pilagá* und von den Bewohnern Paraguays auch die *Lengua* und *Payaguá* »*Guaicurús*« genannt.[6]) Noch heute bezeichnen nach Lafone Quevedo die *Guarani*-sprechenden Bewohner von Corrientes mit dem Namen *Guaikurú* alle wilden Stämme des Chaco[7]); so z. B. früher auch die *Abipon* an der Grenze von Santiago del Estero.[8]) Pelleschi identifiziert deshalb die *Guaikurú* mit den heutigen *Toba*.[9])

Herrscht so in den ältesten Zeiten und noch in unseren Tagen eine große Unsicherheit in der Bezeichnung *Guaikurú*, so wird im XVIII. Jahrhundert von den Forschern allmählich dieser Name auf eine Gruppe von Stämmen beschränkt, die sowohl den nördlichen Chaco zwischen dem 19° 30' und dem 22° südlicher Breite bewohnten,[10]) als auch auf dem östlichen Ufer des Rio Paraguay ein ausgedehntes Gebiet inne hatten und bei den *Paraguayern* auch unter dem Namen *Mbayá* bekannt waren. Nach Colini werden von den ältesten Schriftstellern die *Guaikurú* von den *Mbayá* unterschieden, und erst in den letzten zwanzig Jahren des XVIII. Jahrhunderts und im XIX. Jahrhundert werden beide Namen und Stämme identifiziert.[11]) Noch Azara, dem d'Orbigny und Rengger folgen, nennt die *Guaikurú* ausgestorben bis auf einen Mann, der unter den *Toba* lebte, und spricht von der Existenz eines Stammes von 3800 *Mbayá* im nördlichen Chaco,[12]) während sein Begleiter Aguirre schon abwechselnd beide Namen für denselben Stamm gebraucht.[13]) Daß Dobrizhoffer mit *Guaikurú (Quaykurùs)* bald *Mbayá*, bald *Lengua* bezeichnet,[14]) darf nicht weiter wundern. *Lengua* sowohl, wie *Guaikurú* sind Kollektivbezeichnungen, und während *Lenguas* (Zungen) alle Stämme genannt werden konnten und auch genannt wurden, deren Lippenpflock eine zweite Zunge vortäuschte,[16]) also auch die *Mbayá*,[16]) wurden mit dem Namen *Guaikurú* unterschiedslos alle Stämme bezeichnet, die als Nomaden den Gran Chaco durchstreiften. Baucke sagt: Die Spanier belegen alle Indianer im Tale

---

[1]) Colini, 287.
[2]) Azara, II, 146.
[3]) Colini, 287.
[4]) Ebenda 287, 288.
[5]) Lafone Quevedo, *a)* 3/4.
[6]) Ebenda 4. Boggiani, *d)* 40.
[7]) Boggiani, *d)* 40.
[8]) Lafone Quevedo, *c)* 59.
[9]) Pelleschi, 24 ff.
[10]) Aguirre, Boletin, XIX, 474.
[11]) Colini, 288. Boggiani, *d)* 35.
[12]) Azara, 100 ff., 146 ff. Martius, I, 288.
[13]) Boletin, XIX, 474 ff.
[14]) Dobrizhoffer, I, 160; II, 21; III, 26, Boggiani, *d)* 35.
[15]) Vgl. meine Abhandlung im Globus, LXXVIII, 217 ff., 235 ff.: »Die Lenguas-Indianer in Paraguay«. Ebenso: »Die Maskoi-Gruppe im Gran Chaco«, in: Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. XXXII. 130 ff. Wien. 1902.
[16]) Azara, II, 105.

Gran Chaco mit dem gemeinsamen Namen »Guaycurú«.[1]) Martius stützt sich auf Dobrizhoffer, wenn er die Namen *Lengua, Mbayá* und *Guaikurú* auf ein Volk bezieht.[2])

Die *Guaycurús* des Paters Lozano sind nach Boggiani identisch mit den sogenannten *Lenguas* der damaligen Zeit, da er öfters von den *Mbayá* spricht, ohne ihnen den Namen *Guaikurú* beizulegen.[3]) Azara spricht sich gegen die Identifizierung der *Guaikurú* und *Lengua* aus wegen der Verschiedenheit der Sprachen, und in der Tat hat die Sprache der *Lengua* des Aguirre, die auch die *Lengua* Azaras sind, mit dem *Mbayá-Guaikurú* gar nichts zu tun.[4]) Auch Hervás leugnet eine Verwandtschaft der *Mbayá* mit den *Lengua,* deren Wohnsitze er zwischen Pilcomayo und Paraguay angibt.[5])

Der Pater Patricio Fernandez dagegen bezieht sich mit seinen *Guaikurú* unzweifelhaft auf die *Mbayá,* wenn er von jenen erzählt, sie besäßen viele Pferde und ließen durch ihre Sklaven, die *Guamas,*[6]) ihre Felder bebauen.[7])

Diese *Mbayá-Guaikurú* galten in den beiden letzten Jahrhunderten als eine der tapfersten, zahlreichsten und kriegerischsten Nationen der Länder um den Rio Paraguay. Nach den übereinstimmenden Zeugnissen und ihren eigenen Angaben[8]) bewohnten sie ursprünglich den Chaco Boreal, wo sie südlich bis Villa Hayes unter dem 25° 8′ 10″ südlicher Breite gereicht haben sollen,[9]) wanderten aber gegen die Mitte des XVII. Jahrhunderts zum Teil auf das östliche Ufer des Paraguay aus.[10]) Erst dort wurden sie nach Azara mit dem Pferd bekannt und entwickelten sich allmählich zu einem kühnen Reiterstamm, der sich zum unumschränkten Herrn des nördlichen Paraguays, etwa bis unter-

---

[1]) Baucke, 177.

[2]) Martius, I, 226.

[3]) Lozano, 63. Boggiani, *d)* 36. Lozano nennt als die Hauptnationen Paraguays die *Payagu ás Guaycurús* und *Guaranís.* Die *Guaycurús* teilt er in drei große Gruppen: 1. Die eigentlichen *Guaycurús,* die sich in ihrer Sprache *Codollate* oder *Taquiyiqui* nannten, d. h. die gegen Süden Wohnenden. Sie zählten etwa zweihundert Familien. 2. Die *Guaycurutís,* die sich in ihrer Sprache *Napinyiqui* nannten, d. h. die gegen Westen Wohnenden; ebenfalls etwa 200 Familien. 3. Die *Guaycurús Guazús,* die sich in ihrer Sprache *Piquayiqui* nannten, d. h. die gegen Norden Wohnenden; etwa 300 Familien. Diese letzteren waren die Hauptfeinde der Spanier und lagen mit ihnen in beständigen Kriegen. Sie wohnten hundert Leguas von Asuncion entfernt in den Ländern der *Mbayá* und *Guaná,* welche sie unterworfen und zur Heeresfolge gezwungen hatten. In früheren Zeiten lebten die drei Stämme der *Guaycurús* zusammen zweihundert Leguas von Asuncion, den Rio Paraguay flußaufwärts, trennten sich dann aber und breiteten sich über den ganzen Gran Chaco aus, indem sie alle Stämme bis über den Pilcomayo und sogar über den Rio Bermejo hinaus angriffen und unterjochten. (Lozano, 62/63.) Aus diesen Angaben läßt sich deutlich erkennen, dass auch bei Lozano der Name *Guaycurús* ein Sammelname ist, unter dem er alle möglichen kriegerischen Stämme des Chaco begreift.

[4]) Vgl. die Vokabularien Aguirres. Bol., XIX, 488 ff.

[5]) Boggiani, *d)* 37. Wie groß diese Unsicherheit bei dem Namen *Guaikurú* war, geht daraus hervor, daß Prado, dem wir übrigens eine treffliche Schilderung der *Mbayá-Guaikurú* verdanken — die älteste Schilderung der *Mbayá-Guaikurú* ist von Dobrizhoffer, der auch ihre Sprache verstand — die *Guaikurú* in drei Unterabteilungen teilt: *Cambas,* benannt nach ihrem Häuptling Camba; *Lingoas (Lenguas)* und *Xiriquanos,* die *Chiriguanos* (Tschiriguano) der bolivianischen Cordillerenabhänge, ein reiner *Guarani*-Stamm (!). (F. R. do Prado: Historia dos Indios Cavalleiros ou da Nação Guaycurú, in Revista do Instituto Historico e Geographico do Brazil. I [1856], 25.)

[6]) Darunter sind sicherlich die *Guaná* (von Miranda) verstanden, die, wie wir weiter unten auseinandersetzen werden, zu den *Mbayá* in einem eigentümlichen, dienenden Verhältnis standen.

[7]) Boggiani, *d)* 36.

[8]) Ebenda 41.

[9]) Boggiani, Etnografía del Alto Paraguay, im Bol. del Inst. Géogr. Arg., XVIII [1897], 617.

[10]) Azara, II, 100. du Graty, 204. Die *Kadiuéo (Mbayá)* bestätigten Boggiani ihre Wanderung aus dem Chaco, wo sie in gutem Einvernehmen mit den *Guaná* von Miranda gelebt hätten. Boggiani, *d)* 41.

halb des Rio Ypané,[1]) nach Martius vom 19° 28′ bis 23° 36′ südlicher Breite,[2]) machte, ja seine vernichtenden Angriffe nach Süden bis Asuncion, nach Norden bis Cuyabá ausdehnte.[3])

Die Geschichte dieses Stammes von seinem Exodus bis in die neueste Zeit bietet uns eine fast ununterbrochene Reihe der blutigsten Kämpfe gegen die weißen Eroberer und die benachbarten Indianerstämme, und unberechenbar ist der Schaden an Gut und Menschenleben, den sie den Brasilianern sowohl wie den Paraguayern im Lauf der Jahrhunderte zugefügt haben.[4]) Nicht nur gegen die offenen Ansiedlungen richteten sich ihre Angriffe, auch die gerade zu ihrer Abwehr errichteten festen Plätze[5]) waren vor ihnen nicht sicher. Zweimal bemächtigten sich die *Mbayá* des paraguayschen Forts Borbon oder Olimpo und töteten bei einem plötzlichen Angriff auf das feste Coimbra den Brasilianern fünfzig Leute.[6])

Unter der Regierung des älteren Lopez wurde gegen ihre Räubereien eine Militärpostenkette längs des Rio Apa eingerichtet.[7]) In dem furchtbaren Paraguaykrieg drangen sie als Verbündete der Brasilianer und mit modernen Feuerwaffen bewehrt in Paraguay ein und richteten arge Verheerungen an.[8])

Jetzt sind die Zeiten friedlicher geworden. Alljährlich kommen die *Kadiuéo*, die Nachkommen der alten *Mbayá*, in kleineren Abteilungen in die brasilianischen Orte Corumbá, Albuquerque und Coimbra, um Munition für ihre oft uralten Flinten, Schnaps und Perlen gegen Erzeugnisse ihrer einheimischen Industrie einzutauschen. Doch haben sie ihre alte Tapferkeit nicht eingebüßt. Gerade während unseres Aufenthaltes in Corumbá, Ende Januar 1899, hatten die *Kadiuéo* am Rio Branco und bei Porto Murtinho, durch Übergriffe in ihr Gebiet gekränkt, einen Aufstand gemacht und die gegen sie gesandten Soldaten sehr ungnädig empfangen.

Einigemal ist es zu friedlichen Niederlassungen von *Mbayá* gekommen. So siedelte sich um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts eine Abteilung am Fecho dos Morros an, eine andere nördlich von Villa Real. 1799 bildeten 800 *Mbayá* ein Dorf bei Coimbra, das durch Zuzüge aus dem Chaco auf nahezu 2000 Seelen gebracht wurde. Um die Mitte des XIX. Jahrhunderts gab es in Mato Grosso sieben *Aldeas* von *Mbayá-Guaikurú* zum Teil vermischt mit *Guaná* und *Tschamakoko*.[9])

Die christliche Mission hat von jeher wenig Erfolg unter den *Mbayá* gehabt. 1760 gründeten die Jesuiten mit ihnen die Station Belén, das heutige Belén-cué.[10])

Wie zahlreich das Volk der *Mbayá* im XVIII. und noch in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts gewesen sein muß, geht aus der Menge Unterabteilungen hervor, die aufgeführt werden. Es gab sechs bis acht *Mbayá*-Horden, deren Namen bei den verschiedenen Schriftstellern in der Schreibweise variieren. Zum besseren Verständnis seien hier die entsprechenden Bezeichnungen nebeneinander aufgeführt:

---

[1]) Bol. XVIII, 617.
[2]) Martius, I, 226.
[3]) Azara, II, 101—103.
[4]) Azara, II, 103 ff. Prado, 41 ff. Dobrizhoffer, I, 124 ff. Colini, 301 ff.
[5]) Colini, 301.
[6]) Castelnau, II, 430. Bol. XIX, 477.
[7]) Colini, 303. du Graty, 205.
[8]) Colini, 303.
[9]) Martius, I, 227—228. du Graty, 205.
[10]) Dobrizhoffer, I, 123. Aguirre, Bol. XIX, 475—476, Bol. XVIII, 617. Hervas, *c)* 180—181.

Prado:	Ricardo Franco de Almeida.	Jolis.	Aguirre.
1. *Pagachotéo.*	*Pacajudeos.*	*Apachodegoguis.*	*Apacachodeguos.* (600 Seelen.)
2. *Chagotéo.*	*Xagute os.*	*Lichugotegodeguis.*	*Ichagoteguos.* (400 Seelen.) *Ocotegueguos.* (200 Seelen.)
3. *Adioéo.*	*Ejue-os.*	*Gotocoguegodeguis.*	*Echigueguos.*
4. *Atiadéo.*	*Uatade-os.*	*Eyibegodeguis* oder *Encagas.*	*Gueteadeguos.* (500 Seelen.)
5. *Oléo.*	*Oléos.*	*Guetiadegodis.*	—
6. *Laudéo.*	—	—	—
7. *Cadioéo.*	*Cadiueos.*	—	*Catibebos.* *Cadigueègos.* (800 Seelen.)
8. — [1]	— [2]	*Cadiguegodis.* [3]	— [4]

Azara:	Castelnau.
1. —	*Apacatchudehos* (ehemals bei Miranda, ausgewandert nach Paraguay).
2. *Tchiguebò.*	{ *Echocudehos.* / *Cotogehos.* } (Bewohner des Gran Chaco.)
3. —	*Edjiéhos.* (Mehrere kleine *Aldeas* bei Miranda.)
4. *Gueteadebò.*	*Ouaitiadehos* (bei Albuquerque).
5. —	—
6. —	—
7. *Catiguebo.* (1800 Seelen.)	*Cadiéhos.* (Hauptsächlich im Gran Chaco, fliehen vor den *Inimas* nach Albuquerque.)
8. *Beutuebò.* [5]	*Beaquiéchos.* [6] (Hauptsächlich Grenze von Paraguay, fliehen vor den *Inimas* nach Miranda.)

Natterer:	Directoria dos Indios (Cuyabá) 1848.
1. *Apacatsche-te-uo.*	—
2. *Uvokete-che-uo.*	*Cotoguéos* (Lalima bei Miranda).
3. *Itsch-aó-te-uo.*	—
4. *Uae-teo-te-uo.*	*Guatiedeos* (130 bei Albuquerque).
5. —	—
6. *Lota-né-uo.*	—
7. *Kadigoeo.*	*Cadiuéos* (850 Paraguay abwärts Coimbra).
8. — [7]	*Beaquéos* (mit den *Cotoguéos* zusammen 500 östlich des Paraguay und südlich von Miranda).[8]

[1]) Martius, I, 229.
[2]) Ebenda. Castelnau, 405.
[3]) Hervas, *c)* 183—184, wo auch die Übersetzungen dieser Stammesnamen gegeben werden.
[4]) Bol., XIX, 476 ff.
[5]) Azara, II, 103—104.
[6]) Castelnau, II, 479.
[7]) Martius I, 229.
[8]) K. von den Steinen, *a)* 548. Vgl. auch Colini, 299 ff.

Aus den Angaben Castelnaus und anderer Forscher erkennen wir, daß die *Mbayá* in den letzten Jahrhunderten, hauptsächlich gedrängt durch feindliche Einflüsse, auf einer Völkerwanderung von Westen nach Osten begriffen waren. Boggiani sucht nun in seiner Abhandlung: »*Guaicurú*« (28 ff.) nachzuweisen, daß der Beginn dieser Wanderung zeitlich weiter zurückliegt, und der ursprüngliche Sitz der alten *Mbayá* und jetzigen *Kadiuéo* viel weiter im Westen zu suchen ist, als man gewöhnlich annimmt.

Garcilaso de la Vega berichtet in seinen »Commentarios Reales«, die *Chancas*, wilde Nomadenstämme, seien im letzten Jahrhundert vor der spanischen Conquista von Osten her in das peruanische Reich eingefallen, aber von dem Inka Viracocha besiegt und angesiedelt worden. Nach einigen Jahren hätte das ganze Volk eine Rückwärtsbewegung gemacht und sei, um seine verlorene Freiheit wiederzugewinnen, nach Osten gewandert, alles vor sich her zerstörend und Tod und Verderben verbreitend.[1]) Auf diese Angaben im wesentlichen gestützt, identifiziert Lafone Quevedo in seiner Schrift »Las Migraciones de los Indios en la America Meridional« etc. (Tucuman 1895), die mir leider nicht zur Verfügung stand, die alten *Chancas* mit den heutigen *Mokoví, Toba* und *Abipon*, Stämmen der *Guaikurú*-Gruppe.[2]) Boggiani dehnt diese Identifizierung auch auf die *Mbayá*, die jetzigen *Kadiuéo*, aus, die jenen Stämmen ja sprachverwandt sind.[3])

Wenn ich auch die Möglichkeit einer solchen Identifizierung nicht bestreiten will, so muß ich mich hier doch gegen die Art der Beweisführung Boggianis wenden.

Auf zwei Wegen kommt er zu seiner Annahme. Einmal zeige die hochentwickelte keramische Ornamentik der *Kadiuéo* eine unzweifelhafte Verwandtschaft mit der peruanischen Kunst.[4])

Ich kann hier Boggiani durchaus nicht zustimmen und möchte dies Beweismittel als völlig unsicher und zum Teil unzutreffend verwerfen. Wie ich an anderer Stelle[5]) bereits ausgesprochen habe, zerfallen die Ornamente der *Kadiuéo* in zwei Klassen, die miteinander gar nichts zu tun haben. Die eine Klasse wird durch Kreis-, Schnecken- oder Blumenornamente repräsentiert, die bisweilen in die phantastischsten Arabesken ausarten und sicherlich nichts mit peruanischen Ornamenten gemein haben. Diese Muster sind überhaupt nicht indianisch, sondern hängen vielleicht mit italienischer Renaissance zusammen und sind den Missionären zuzuschreiben, deren über ein Jahrhundert dauernden Einfluß auf die Indianerstämme Paraguays und des nördlichen Chaco man gewöhnlich unterschätzt. Inwieweit die zweite Klasse der *Kadiuéo*-Ornamentik, die einfacheren Treppen- und Strichmuster, die wir in größerer Vollendung bei den benachbarten *Tereno*[6]) und den *Payaguá* Asuncions und in einer gewissen Minderwertigkeit bei den *Guaná* und *Sanapaná* des Chaco[7]) wiederfinden, mit peruanischer Kunst zusammenhängt, diese Frage zu entscheiden, erfordert ein genaues, vergleichendes Studium, was über den Rahmen dieser Abhandlung hinausgehen würde. Unmöglich ist ein solcher Zusammenhang nicht, denn es ist wohl anzunehmen, daß das mächtige Peru wie auf politischem, so auch auf künstlerischem Gebiet seinen Einfluß weit über seine Grenzen hinaus ausgeübt habe, zumal es als sicher feststeht, daß die *Mbayá-Kadiuéo* erst aus dem nördlichen Chaco in die Gegenden östlich vom Paraguay eingewandert sind, die sie heute im Besitz haben. Wenn

---

[1]) Garcilaso de la Vega, I, 128[2], 129[1], 165[1], [2]. Boggiani, *d)* 31, 33.

[2]) Boggiani, *d)* 31.

[3]) Ebenda 32.

[4]) Ebenda 30.

[5]) Globus, LXXXI, 43 ff.

[6]) *Guaná*-Gruppe, bei Miranda: *Nu-Aruak*.

[7]) *Ennímaga*-Gruppe Boggianis *(Machicuí-Maskoi)*.

sich erst einmal das Dunkel, das über dem nördlichen Chaco und den dort wohnenden Stämmen lagert, völlig gelichtet haben wird, wird auch diesem Rätsel vielleicht seine Lösung werden. Aber bewiesen ist bis jetzt noch nichts, denn eine Behauptung ist noch kein Beweis.

Ebenso hinfällig ist auch der zweite Punkt der Beweisführung Boggianis, den er auf folgende Angabe Garcilasos stützt. Die *Chancas* wären auf ihrer Flucht schließlich an einen großen Fluß und an große und schöne Seen gelangt, an denen sie sich niedergelassen und große Heldentaten verrichtet hätten.[1]) Der »große Fluß«, meint Boggiani, könne nur der Rio Paraguay sein, unter den »großen und schönen Seen« aber seien zweifellos die Seen von Bahia Negra, Cáceres, Gayba und Mandioré verstanden. Gerade in diesen Gegenden habe er Spuren einer alten Bevölkerung gefunden, deren Industrie mit der der modernen *Kadiuéo* eine auffallende Übereinstimmung zeige.[2])

Mit dem »großen Fluß« kann Garcilaso meiner Ansicht nach unmöglich den Rio Paraguay gemeint haben, denn er sagt ausdrücklich, die *Chancas* seien durch einen großen Fluß abwärts (por un Gran Rio abajo) in die großen Gebirge der *Antis* (las Grandes Montañas de los Antis) eingedrungen und hätten sich in einem Tal an jenen Seen niedergelassen. An dem ganzen Lauf des Paraguay aber ist von »großen Gebirgen« nicht zu reden, worunter doch unzweifelhaft bei Garcilaso die »Cordilleras de los Andes« zu verstehen sind.

Die »schönen und großen Seen« zur Bekräftigung einer Behauptung ohne weiteres nach Cáceres, Bahia Negra u. s. w. zu versetzen, ist gewiß sehr bequem, aber bei der Unbekanntheit des nördlichen Chaco, gelinde ausgedrückt, sehr gewaltsam.

Die Gegenstände, die Boggiani in jenen Gegenden fand, können wohl von den *Mbayá-Kadiuéo* herrühren, die bekanntlich bis in die neuere Zeit ihre Streifzüge weit in den nördlichen Chaco hinein ausdehnten und diese Gebiete sogar zeitweise bewohnt haben können. Doch hat dies mit dem Nachweis eines Zusammenhanges zwischen der peruanischen und der *Mbayá-Kadiuéo*-Kunst nichts zu thun.

Wie aber in aller Welt sollte Garcilaso de la Vega zu einer solchen genauen, geographischen Kenntnis eines Gebietes kommen, das durch die ganze gewaltige Ausdehnung des nördlichen Chaco von seiner Heimat getrennt war? Sagt er doch selbst ausdrücklich, daß seine Angaben über die weiteren Erlebnisse der *Chancas* auf ihrem Rückzug weniger auf wirklichem Wissen als auf Hörensagen und Fabeln beruhten.[3])

Ein dritter Punkt der Beweisführung endlich, den Lafone Quevedo sowohl wie Boggiani als Hauptmacht in das Treffen führen, steht im wahren Sinn des Wortes auf »sehr schwachen Füßen«.

Beide Forscher beziehen sich auf den Namen *Chancas*, der in der *Ketschua*-Sprache »Beine« bedeute und von den kleineren Peruanern wohl auf Leute angewendet werden konnte, die sich, wie die Stämme der *Guaikurú*-Gruppe, durch hochgewachsene, wohlproportionirte Gestalten auszeichneten.[4]) J. J. v. Tschudi aber übersetzt *chanca* 1. sub-

[1]) Garcilaso de la Vega, 166[1]. Boggiani, *d)* 32.

[2]) Boggiani, *d)* 32.

[3]) Garcilaso de la Vega, 166[1]: » . . . con este acuerdo camino arrimandose à mano derecha de como iba llegandose acia las Grandes Montañas de los Antis, con proposito de entrarse por ellas y poblar donde hallase buena dispusicion y assi dicen los de su Nacion que lo hiço, aviendose alejado casi docientas leguas de su Tierra: mas por donde entrò, y donde poblò, no lo saben decir, mas de que entraron por un gran Rio abajo, y poblaron en las Riberas de unos grandes, y hermosos Lagos, donde dicen que hicieron tan grandes haçañas, que mas parecen Fabulas, compuestas en loor de sus Parientes los Chancas, que Historia verdadera . . .«

[4]) Boggiani, *d)* 34. Lafone Quevedo, *b)* 5, 11.

stantivisch mit »Schenkel oder ein Teil desselben«, 2. verbal mit »kraftlos, schwach gehen, wackelnd einherschreiten, die Füße nachschleppen (wie die Kinder und Kranken)«![1])

Das Hin- und Herziehen der *Mbayá* und ihre beständigen Kriege bedingten eine rein nomadische Lebensweise, die uns auch für sämtliche Horden in den älteren Quellen bezeugt wird. Wenn daher Castelnau die *Edjiéhos* und *Ouaitiadehos*,[2]) das Archiv der »Directoria dos Indios« die *Beaquéos* als Ackerbauer aufführt,[3]) so müssen wir wohl annehmen, daß auch diese Stämme den Ackerbau nicht von ihrem unstäten Leben im Chaco mitgebracht, sondern erst durch den bedeutenden Einfluß der Missionsherrschaft — ein Dorf, das Castelnau nahe bei Albuquerque besuchte, war zum größeren Teil von christlichen *Ouaitiadéhos* bewohnt — und in der Nachbarschaft der ansässigen *Guaná-Chané*[4]) gelernt haben, wo sie ihn durch ihre zahlreichen Sklaven aus den Stämmen der *Guaná, Tschamakoko, Kainguá* u. a. ausüben ließen, während die Herren nur der Jagd, dem Fischfang und dem Krieg oblagen.[5])

Die unaufhörlichen Kriege, der tötliche Hauch der Zivilisation, Epidemien und wohl auch die lasterhafte Sitte des Abortierens[6]) schufen diesen Stämmen einen raschen Untergang. Schon zu Natterers Zeit waren die *Lota-né-uo* (die *Laudéo* Prados) den Blattern erlegen.[7]) In der Cuyabaner Liste von 1848 werden die *Beaquéos* und *Cotoguéos* zusammen auf 500, die *Guatiedéos* auf 130 Seelen angegeben. In der Liste von 1872 fehlen die *Cotoguéos* und *Guatiedéos* gänzlich.[8]) Taunay teilt die Indianer bei Miranda in *Guaycurús* und *Chanés* und die *Guaycurús* in *Guaycurús, Cadivéos* und *Beaquiéos*. Die *Guaycurús*, worunter er vielleicht die *Cotoguéos* und *Guatiedéos* versteht, seien 1865 erloschen,[9]) so daß nur noch *Cadivéos* und *Beaquiéos* übrig blieben, was mit der Liste von 1872 stimmen wurde.

Heute kennt man von allen diesen Stämmen nur noch die *Kadiuéo*. Zur Zeit Azaras zerfielen die *Kadiuéo* oder, wie er schreibt, *Catiguebo* ihren Wohnsitzen nach in zwei Teile. Der eine, etwa 1000 Seelen stark, wohnte unter dem 21° 5′ südlicher Breite im Westen und nicht weit vom Paraguay an einer Lagune, die *Ayolas* genannt wurde. Der andere Teil bestand aus zwei Horden, welche beide im Osten des Paraguay lebten, die eine von 500 Seelen zwischen den Flüssen Ipané und Corrientes (oder Apa) in der Nähe des Paraguay, die andere 300 Seelen stark, an den Abhängen niederer Berge, die sie *Nogoná* und *Nebaténa* nannten.[10]) Ich werde auf diese räumliche Teilung des Stammes weiter unten zurückkommen.

Castelnau besuchte die *Kadiuéo* bei Albuquerque, wohin sie aus dem Gran Chaco vor den Angriffen der *Inimas (Enímaga)*[11]) geflohen waren. Er schildert sie als sehr kriegerisch und sagt von ihnen: »Ils ne vivent que de désordre et de pillage et commettent souvent d'épouvantables massacres.«[12])

---

[1]) v. Tschudi, III. Abt. Wörterbuch, 235.

[2]) Castelnau, II, 479.

[3]) v. d. Steinen, 549.

[4]) Von Miranda.

[5]) Dobrizhoffer, I, 126. Azara, II, 107. Colini, 315.

[6]) Azara, II, 146.

[7]) Martius, I. 229.

[8]) v. d. Steinen, 548.

[9]) Bol. XX, 16.

[10]) Azara, II, 103—104. Aguirre, Bol. XIX, 476.

[11]) So werden die *Guaná* des Chaco von den *Kadiuéo* und *Tschamakoko* genannt. Boggiani, *d)* 41 Von anderen den heutigen *Enímaga* (Maskoi) nicht sprachverwandten *Enimaga* berichtet Aguirre.

[12]) Castelnau, II, 393—394, 479.

In den Cuyabaner Akten von 1848 und 1872 werden die *Kadiuéo* noch zu 850 auf beiden Ufern des Paraguay abwärts Coimbra in verschiedenen Horden angegeben. Sie trieben Jagd und Fischfang, hätten aber keinen Feldbau und keine Industrie. Sie besäßen viele Pferde, etwas Wollvieh, Schweine, Hühner Sie seien stolz und heimtückisch und lebten im ewigen Krieg mit den Nachbarn, mit Brasilien in Frieden.[1])

Ein sehr hartes und wohl nicht ganz berechtigtes[2]) Urteil fällt der Sammler Rohde, der sie im Jahre 1884 in einem Wanderlager bei Corumbá und in ihrem Standquartier bei Fort Olimpo (Borbon) besuchte. Er nennt sie zwar kriegerisch, aber auch dem Trunk ergeben und lasterhaft.[3])

Der beste neuere Kenner des Stammes, Guido Boggiani, der zu verschiedenen Malen monatelang unter den *Kadiuéo* lebte und über die Ergebnisse seiner ersten Reise bereits im Jahre 1895 ein treffliches, mit guten Illustrationen und einem reichhaltigen Vokabular ausgestattetes Werk veröffentlichte,[4]) dem er bald darauf unter demselben Titel eine wertvolle, ethnographische Ergänzung folgen ließ,[5]) bezeichnet als die Grenzen des heutigen *Kadiuéo*-Gebietes im Westen den Rio Paraguay, im Süden den Rio Branco, im Osten und Nordosten den Rio Miranda.[6]) Aus dem Chaco und dem heutigen Paraguay sind sie jetzt verschwunden und an Zahl sehr zurückgegangen. Sie mögen wohl wenig mehr als hundert Individuen reiner Rasse zählen, abgerechnet die Sklaven, die sie anderen Stämmen, besonders den *Tschamakoko*, entnehmen. Sie haben nur noch ein sehr kleines Gebiet inne und beschäftigen sich friedlich mit Jagd oder sie arbeiten auf den benachbarten Fazendas. Das Centrum ihres Gebietes ist *Nalíque* mit zwei kleineren *Aldeas Ettóchigia*, fünf Kilometer von *Nalíque*, und *Morrinho* am Rio Nabiléque, einem nicht unbedeutenden Nebenfluß des Paraguay, wenige Kilometer von diesem letzteren Strom entfernt.[7])

Schon zu Beginn dieses Abschnittes habe ich darauf hingewiesen, dass der Name *Guaikurú* nicht einem bestimmten Stamm gehört, sondern bei den älteren Schriftstellern als eine Kollektivbezeichnung für eine ganze Reihe der verschiedensten Stämme galt, die im Gran Chaco hausten und durch ihre nomadische Lebensweise sich von den ansässigen *Guarani* unterschieden. Während sich diese Tatsache im Laufe der Zeit verwischt hatte, war Martius wieder der Erste, der darauf hinwies, »daß die Spanier in den La Plata-Staaten und die Portugiesen Brasiliens nicht immer dieselben Stämme unter dem Namen *Guaicurú* verständen, sondern damit überhaupt die verschiedenen Indianer bezeichneten, welche sich den Gebrauch des in den Pampas verwilderten Pferdes angeeignet hätten«.[8])

Die verschiedenen Versuche, diesen Namen zu erklären, bewegen sich meistens auf sehr unsicheren Bahnen. Aguirre und d'Orbigny bringen *Guaicurus, Aicurus* unmittelbar mit *Caballeros, Cavalheiros* in Verbindung, einer sehr gebräuchlichen Bezeichnung der Spanier und Portugiesen für diese Stämme.[9]) Dagegen leugnet Boggiani mit Recht, daß

---

[1]) v. d. Steinen, 549.

[2]) Bol. XVIII, 613.

[3]) Original-Mitteilungen, I, 13.

[4]) G. Boggiani, I Caduvei (Mbayá o Guaycurú) con prefazione ed uno studio storico ed etnografico del Dott. G. A. Colini, Roma 1895 Boggiani stellte weitere Veröffentlichungen über seine neuesten Studien unter den *Kadiuéo* in Aussicht. Boggiani, *d)* 41.

[5]) G. Boggiani, I Caduvei. Studio intorno ad una tribù indigena dell' Alto Paraguay nel Matto Grosso (Brasile). Roma 1895.

[6]) Boggiani, *c)* 5 ff.

[7]) Bol. XVIII, 617.

[8]) Martius, I, 226.

[9]) d'Orbigny, 124. Martius, I, 226. Bol. XIX, 476.

das Wort *Guaikurú* überhaupt etwas mit »Pferd« zu thun habe.[1]) Ebenso unverständlich ist die Erklärung von Martius, dem neuerdings noch Brinton gefolgt ist,[2]) aus dem *Tupi-Guarani*-Wort *Oatacuruti-uara*, welches »schnell laufende Männer« bedeute und sich auf ihre nomadische Lebensweise beziehe.[3]) Wie soll daraus *Guaikurú* oder *Uaikurú* entstehen?

Alle älteren (z. B. Jolis bei Hervas, *c)* 183) und neueren Forscher stimmen darin überein, daß das Wort *Guaikurú* der *Guarani*-Sprache angehöre und sicher nicht der Name sei, den sich diese Indianer selbst geben, sondern eine größere Gruppe von Stämmen bezeichne, die den Chaco, Paraguay, Argentinien und Bolivien bewohne.[4])

Schon der Pater Morillo meint, in dem Wort *guaicurú* steckten die Begriffe »Unmenschlichkeit, Wildheit«,[5]) Eigenschaften, die den »wilden« Indianern von den zivilisierten Nachbarn stets beigelegt werden, und kommt damit der Wahrheit wohl sehr nahe. Lafone Quevedo übersetzt in seiner Schrift: »La raza Americana de Brinton« (Estudio critico. Buenos-Aires 1894, 19) das Wort mit »jene kleinen Bösewichter«, nicht weil sie wirklich klein wären, sondern weil alle Eingeborenen die Neigung hätten, aus allem eine Verkleinerung zu machen.[6]) Leider stand mir diese Studie Lafone Quevedos nicht zur Verfügung, so daß ich auf eine Untersuchung jener Etymologie, deren Wert mir überhaupt sehr zweifelhaft erscheint, verzichten mußte, zumal Boggiani, den ich hier zitiere, gar keine sprachlichen Anhaltspunkte gibt.

Boggiani, ein vorzüglicher Kenner der *Guarani*-Sprache, stellt fest, daß der Ausdruck *Guaikurú* dieselbe verächtliche Bedeutung habe, wie allgemein in Südamerika das spanisch-amerikanische Wort *Indio*. *Indio* bezeichnet einen Wilden, einen unzivilisierten Heiden, der in den Wäldern lebt, nackt geht u. s. w.[7]) und gilt besonders bei den zivilisierten Indianern und Indianermischlingen als ein schweres Schimpfwort.[8])

Das Wort *guaicurú* setzt sich nach Boggiani zusammen aus *guai* und *icuru*. *guai* bedeutet »böswillig, falsch, verräterisch«, Charaktereigenschaften, die den wilden *Chaco*-Stämmen mit mehr oder weniger Recht beigelegt werden können; *i-curú* ist die Adjektivform von *curú*, »Räude«, »Hautkrankheit«, die durch fortgesetzte Unsauberkeit des Körpers entsteht, wie ja den wilden Indianern von den Zivilisierten große Unsauberkeit vorgeworfen wird. *Guaikurú* würde also heißen »räudige Schufte«,[9]) worin sich der ganze Haß der *Guarani* gegen diese lästigen Räuber ausdrücken würde.

Inwieweit diese Erklärung Boggianis zutreffend ist, mag dahingestellt bleiben. Es ist überhaupt ein gewagtes Unternehmen, Stammesnamen auf ihre ursprüngliche Bedeutung hin zu prüfen. Häufig sind es uralte Bezeichnungen, aus einzelnen Wörtern zusammengesetzt, die sich im Laufe der Zeit vielfach verändert und abgeschliffen haben, und deren Bedeutung der Indianer selbst nicht mehr kennt.

Ähnlich scheint es sich mit dem Namen *Mbayá* zu verhalten, unter dem die *Kadiuéo* und die ihnen nahe verwandten Horden seit alters zusammengefaßt werden. Die meisten

---

[1]) Boggiani, *d)* 39.

[2]) Brinton, 7.

[3]) Martius, I, 227.

[4]) Hervas, *c)* 183 (nach Jolis). Lafone Quevedo, Idioma Mbayá, llamado »Guaicurú«. Buenos-Aires 1896. 4. Lafone Quevedo, *b)* 3 4. Boggiani, *d)* 38 39.

[5]) Lafone Quevedo, *b)* 3 4. Boggiani, *d)* 39.

[6]) Boggiani, *d)* 39.

[7]) Boggiani, *d)* 38.

[8]) Im *Guaraní* gibt es noch ein anderes Wort, um einen Eingeborenen, einen *Indio*, zu bezeichnen, das nicht diese schimpfliche Nebenbedeutung hat: *abʏá*, d. i. Mann, Mensch.

[9]) Boggiani, Bol. XVIII, 617. Boggiani, *d)* 38.

Forscher, so auch Boggiani, nehmen an, daß in diesem Namen das *Guarani*-Wort *mbae* »böse, schlecht« enthalten sei.[1]) Martius läßt *Mbayá* entstanden sein durch Zusammenziehung aus *Mbae-aýba* »schreckliche Sache, Gift, Übeltat«,[2]) und meint, die friedlichen *Guarani* hätten alle Ursache gehabt, ihre gefürchteten Nachbarn so zu nennen. Dem Wort *Mbayá* sei im Verlauf eine mildere Bedeutung beigelegt worden, so daß die Spanier damit die minder rohen, zu festen Wohnplätzen neigenden Haufen bezeichneten, welche vom Chaco gegen Osten zogen und sich in kleineren Gemeinschaften auch östlich vom Paraguay zeigten.[3])

Erscheint auch diese Erklärung des Namens *Mbayá* aus dem *Guarani* auf den ersten Blick sehr glaubhaft, so scheinen mir doch zwei gewichtige Gründe dagegen zu sprechen.

Die Abenteurerschar unter Irala stieß bei ihrem Zug quer durch den nördlichen Chaco nach dem Goldland Peru etwa 70 Meilen in (wahrscheinlich) nordwestlicher Richtung vom Rio Paraguay entfernt auf ein zahlreiches und tapferes Volk, das unser trefflicher Gewährsmann Ulrich Schmidel *Maieaiess, Mayeaiess, Mayaiess* nennt und von dem er sagt: »diese *Mayeaiess* seindt lanng, geratht unnd streitparlich leut, welchs alls sein fleis auff den krieg wennt«.[4]) Paßt schon diese Schilderung vorzüglich auf die alten *Mbayá*, so wird eine Identifizierung beider Namen und Stämme ganz zweifellos durch die weitere Erzählung Schmidels (45): »nach dem zogenn wir wieder zu einer nazionn haist Zchennte, sindt baisailles[5]) oder underthonen der vorgenantenn Mayaiess, al(s) hie zu landt die paurenn underthenig sindt irem herren.« Unter diesen *Zchennte* oder *Zchenne* wie Schmidel sie weiterhin nennt, sind mit großer Sicherheit die *Guaná-Chané*-Stämme zu verstehen,[6]) die heute in der Nachbarschaft der *Kadiuéo* bei Miranda wohnen, in alten, Zeiten aber nach den übereinstimmenden Zeugnissen Azaras,[7]) Aguirres[8]) u. a. im Chaco lebten, wo sie zu den *Mbayá* in einem eigentümlichen freundschaftlichen Dienstverhältnis standen. Ich werde darauf noch weiter unten bei der Besprechung der *Kinikinao* zurückkommen.

Es ist nun wohl kaum anzunehmen, daß Schmidel, der sonst, abgesehen von seiner greulichen Orthographie, als ziemlich kompetent für die Stammesnamen gelten kann, gerade hier ein Schimpfwort der *Guarani* für den wirklichen Namen des Volkes gibt. Zudem wohnten diese *Mayaiess-Mbayá* damals (1548) zu weit (zirka 70 Meilen) von dem Rio Paraguay entfernt, als daß sie den *Guarani* des linken Paraguay-Ufers durch nähere und fortgesetzte feindliche Berührung Veranlassung zu jener Bezeichnung des Hasses hätten geben können.

Der zweite Punkt, der gegen eine Ableitung des Wortes *Mbayá* aus dem *Guarani* spricht, liegt in einer Notiz Boggianis selbst. In seinem Werk: »I Caduvei (Mbayá o Guaycurú)«, 80, gibt er folgendes an: »Da quanto ho capito, il vero nome del Capitansigno è Mbayá« ... »Il nome di Mbayá è portato, se non erro, dal capo della tribù, ed è ereditario.« Und weiterhin: » ... io li ho chiamati Caduvei, poichè Caduveos, si

[1]) Boggiani, *d)* 41.

[2]) Restivo, Vocabulario, 372: *mbae bay* = mala cosa; *mbae ybay* = es mala. Nach Thouar, 50, nennen die *Tschiriguano* den bösen Geist, den sie am meisten fürchten: *mbae* = Übel.

[3]) Martius, I, 227.

[4]) Schmidel, 86, (44).

[5]) Vasallos.

[6]) Analog der Namensschreibung Schmidels, (10, 18): *Zechenais, Zechennaus, Zennas* für die jetzt erloschenen *Chanas* am oberen Rio de la Plata.

[7]) Azara, II, 109—110.

[8]) Bol. XIX, 472, 478.

chiamano essi stessi, e sono con tal nome generalmente conosciuti. Forse »Mbayás« si chiamavano anticamente, ma ora questo nome è restato solo a designare il loro capo.«

Diese letztere Vermutung Boggianis möchte ich als vollkommen richtig und zutreffend unterschreiben. Wenn die *Kadiuéo* noch heute ihren Häuptling *Mbayá* nennen, und dieser Name erblich ist, so ist damit ohne weiteres bewiesen, daß dies ein uralter angestammter Name ist, der sich früher auf das ganze Volk, heute nur noch auf die Person des Häuptlings bezieht, der ja als Oberhaupt seiner engeren Familie und weiterhin des ganzen Adels den letzten Rest des alten reinen *Mbayá*-Stammes repräsentiert. Was dieser Name ursprünglich bedeutet hat, darüber werden wohl auch die modernen *Kadiuéo* keine Auskunft mehr geben können. Wohl denkbar aber ist — was nicht ohne Analogien dasteht —, daß die benachbarten *Guarani* diesen alten Stammesnamen aufgriffen und in ihrem Sinn und nach ihrer Sprache deuteten.

Von den *Machicuy* und *Enímaga* wurden die *Mbayá* nach Azara *Tajuanich* oder *Guaiquilet* genannt.[1]) Dobrizhoffer gibt als den Stammesnamen, den sie sich in ihrer eigenen Sprache beilegten, *Oaekakalòt* an.[2]) Dies ist wohl ein Irrtum, denn nach einer anderen Angabe wurden sie von den *Toba* mit dem Namen *Cocoloth* bezeichnet, was offenbar dasselbe Wort ist.[3]) Nach Azaras Angabe wurden die *Lengua* von den *Payaguá Cadalu,* von den *Enímaga Cochaboth,* von den *Toba* und anderen Indianern *Cocoloth* genannt.[4])

Die einzigen Überreste der alten *Mbayá* nennen sich jetzt selbst *Kadiuéo* (Boggiani: *Caduvei, Caduveo*$_u$). Aguirre leitet den Namen *(Catibebos* oder *Cadigueèguos)* von einer Pflanze *Cadi* (?) ab, die in der ursprünglichen Heimat dieser Indianer häufig vorkomme.[5])

Boggiani verliert sich bei der Erklärung dieses Stammesnamens in sehr gewagten philologischen Spitzfindigkeiten: Er geht von dem Namen *Caddiod* aus, den die *Tschamakoko* den *Kadiuéo* geben, und hält ihn für ein reines *Kadiuéo*-Wort, das er in die Bestandteile *cad* und *iod* zerlegt. *cad* sei das Pronominalpräfix der zweiten Person »dein, euer«; *iod* eine Abkürzung oder Korrumpierung des Wortes *iodit,* welches bedeute »Vater« (*iod, iodi* gebrauchten nach Hervás die Missionäre, um »Gott« zu übersetzen).[6]) Es bezeichne die Autorität des »Herrn, Patron« über die Sklaven. Die *Kadiuéo* hatten und haben noch heute viele *Tschamakoko* als Sklaven. zu denen sie sagten: »(Wir sind) eure Väter (oder Herrn)!« d. h. *Caddiódit,* ein Wort, das die *Tschamakoko* als Namen für ihre Beherrscher adoptierten, ohne aus Unkenntnis das Präfix *cad* (euere) in *cod* (unsere) zu ändern, *Caduveo* sei dann wieder eine spanische Verketzerung aus *Caddiodit.*[7]) Wahrlich, ein gewundener Weg, der sicherlich nicht zum Ziel führt! Wie gezwungen erscheint schon die angebliche Verwechslung der Präfixe *cad* und *cod* durch die »unwissenden« *Tschamakoko,* abgesehen davon, daß ein Wandel des ursprünglichen dentalen Lautes *(d* in *cadiodi)* in das labiale *b, v, u (Catibebos, Caduveos, Kadiuéo)* undenkbar ist! Für völlig unnatürlich halte ich ferner die Annahme, daß sich das Wort als Fremdwort in der anderen

---

[1]) Azara, II, 100.

[2]) Dobrizhoffer, I, 159—160.

[3]) Martius, I, 227, 228.

[4]) Azara, II, 148. Auch Lozano spricht von einer sehr großen und tapferen Nation der *Ococolot,* die vor alters am Rio Bermejo gewohnt hätte. Lozano, 86 ff.

[5]) Bol. XIX, 476. Bol. XX, 15.

[6]) Vgl. das »Vaterunser« im *Mbayá* bei Hervás: Unser Vater = *Cod-iodi.* Boggiani, *b)* 279, 281.

[7]) Bol. XVIII, 368.

Sprache rein erhalten haben soll, während es in der Sprache, der es ursprünglich angehörte, einer so starken Korrumpierung unterlag. Ich möchte vielmehr umgekehrt annehmen, daß *caddiód* der *Tschamakoko*-Sprache angehört und ursprünglich dieselbe verächtliche und schimpfliche Bedeutung hatte, in der es noch heute von diesen Indianern angewendet wird, nämlich: »Bösewicht, Schuft« (» ... malvagio, cattivo, un insulto, ... per la persona cui è diretto«).[1]) Die Ähnlichkeit dieses Schimpfwortes mit dem Stammesnamen der verhaßten *Kadiuéo* kam den *Tschamakoko* sehr gelegen, und so wurden ihre Bedränger für sie die *caddiod*, die »Bösewichter« κατ' ἐξοχήν.

Ein Kazike der *Kadiuéo* sagte Boggiani, der Name seines ganzen Volkes sei *Eggîuágeg*. Dieses Wort stimmt fast genau mit dem Namen *Eyíguáyegis* überein, womit Dobrizhoffer die *Mbayá* bezeichnet, die das östliche Ufer des Rio Paraguay bewohnten und auch *Enacacas* genannt wurden.[2]) Dazu kommen die *Uettiadáu*, ein jetzt erloschener Stamm, der nach Angaben der *Tschamakoko* auf dem westlichen Ufer des Paraguay das Territorium in Besitz hatte, dessen Mittelpunkt heute »Puerto 14 de Mayo« ist.

So erhalten wir die beiden Namen, die Dobrizhoffer zwei Abteilungen der *Mbayá* gibt:

Eggîuágeg = *Eyiguayegis.*
Uettiaddu = *Quetiadegodis.*[3])

Die *Eggîuágeg* sind unzweifelhaft die *Ejue-os* d'Almeidas, die *Eyibegodeguis* oder *Encagas* des Jolis, die *Echigueguos* Aguirres, die unter dem 20° südlicher Breite wohnten, die *Edjiéhos* Castelnaus. Die *Uettiaddáu* sind die *Atiadéo* Prados, die *Uatadeos* d'Almeidas, die *Gueteadeguos* Aguirres, die *Gueteadebò* Azaras, die *Uae-teo-te-uo* Natterers, die *Ouaitiadehos* Castelnaus und die *Guatiedeos* der Cuyabaner Akten. Beide Stämme sind wohl auch mit den Unterabteilungen der *Kadiuéo* identisch, die nach Azara im Westen und Osten des Rio Paraguay wohnten.[4])

Die Sprache der *Guaikurú*, die ja Azara mit Unrecht[5]) von den *Mbayá* trennt, nennt dieser Forscher »sehr guttural und verschieden von allen anderen«,[6]) worauf kein großes Gewicht zu legen ist. Denn dies ist, wie wir sehen werden, sein stereotypes Urteil bei allen von ihm beschriebenen Stämmen.

Bei dem *Mbayá*, dem er gleichfalls eine Verwandtschaft mit anderen Sprachen abspricht, hebt er die leichte Aussprache hervor, da es weder nasale noch gutturale Laute enthalte.[7])

Nach Dobrizhoffer, dem Martius folgt, scheint die *Mbayá*-Sprache »sanfter, weicher und süßer als die anderen zu klingen«,[8]) »doch als wenn jedes Wort aus der Tiefe der Kehle hervorgeholt werden müßte«.[9])

Auch Prado nennt ihre Aussprache mehr guttural als nasal und von lebhaften Gesten begleitet,[10]) während Aguirre die klangvolle Schönheit des *Mbayá*-Idioms rühmt, das aller gutturalen und nasalen Laute entbehre.[11])

---

[1]) Boggiani, *a)* 105.
[2]) Dobrizhoffer, I, 124. Hervas, *c)* 181.
[3]) Dobrizhoffer, I, 160. Martius, I, 228, Boggiani, *d)* 41. Brinton, 8. Colini, 288—289. Bol. XVIII, 368—369.
[4]) Azara, 103—104.
[5]) Denn die *Mbayá-Guaikurú* Aguirres sind auch die *Mbayá-Guaikurú* Azaras.
[6]) Azara, II, 146.
[7]) Ebenda 106.
[8]) Dobrizhoffer, II, 242.
[9]) Martius, I, 232,
[10]) Prado, 37.
[11]) Bol. XIX, 501.

Ich halte mich nach meinen eigenen Erfahrungen in der modernen *Kadiuéo*-Sprache in der Mitte. Das *Kadiuéo* ist klar und deutlich in seiner Aussprache und bereitet trotz eines häufigen Gutturallautes der Aufzeichnung keine besonderen Schwierigkeiten. Einen Nasallaut beobachtete ich nur in einem Beispiel.

Eine eigentümliche Erscheinung im *Mbayá*, die von vielen Forschern bezeugt wird, ist das Vorhandensein einer dialektisch von einander verschiedenen Männer- und Weibersprache. Die Frauen und Kinder geben nach Azara den Worten eine andere Endung oder gebrauchen bisweilen ganz andere Ausdrücke wie die Männer, so daß man fast meinen könnte, »sie hätten zwei verschiedene Idiome«.[1]) Dasselbe berichtet uns Aguirre.[2]) Hervas[3]) und auch Prado geben einige Beispiele für diese Eigentümlichkeit[4]); andere finden sich in dem Werk von J. B. Eyriés und Malte-Brun, Nouvelles annales des voyages de la géographie et de l'histoire. Paris 1819, III, 346 (cit. nach G. Boggiani, I Caduvei. 273):

	Männer:	Weiber:
sterben	1. *aleo.*[5])	*gemá.*
tot	2. *alco.*[5])	*ghema.*
ich gehe nach Hause	1. *saragigo oypilo.*	*saragigo yoi.*
	2. *saraghiogoyppillo.*	*saraghiogoy.*
trinken	1. *jaguipá.*	*jaucá.*
Mensch	1. *houlegre.*	*agouina.*
Wasser	*nógodi.*	*niôgo.*[6])
ich will trinken	3. *jaquip'oda.*	*jaac'oda.*
jetzt	3. *anaga leegi.*	*aca.*
rasch	3. *ale.*	*otegē.*
spät abends.	3. *coquidi.*	*aguy.*
Interjektion der Verwunderung	3. *aù.*	*eà, heà, adigi.*

Azara erklärt diese Erscheinung damit, daß die *Mbayá*, ähnlich wie die Inselkaraiben aus anderen Stämmen geraubte Weiber heirateten, und die Kinder, solange sie unter der Obhut der Mütter standen, naturgemäß auch deren Sprache redeten, sobald sie aber erwachsen waren, in die Gemeinschaft der Männer eintraten und ihre Sprache annahmen.[7]) Auf das Weiberwort für »Wasser« *niôgo* mag diese Erklärung Anwendung finden, da Wasser in der Sprache der *Tschamakoko niógo* heißt,[8]) und die *Kadiuéo* noch heutigentags gerade aus diesem Stamm mit Vorliebe ihre Sklavinnen und Nebenweiber nehmen.

Einen ähnlichen Unterschied zwischen Männer- und Weiberdialekt fand Ehrenreich in der Sprache der *Karayá* am Araguaya (-Tokantins). Was er von dieser sagt, läßt sich auch auf das *Mbayá* anwenden. Hier wie dort »scheinen nur wenige Worte in beiden Dialekten gänzlich verschieden zu sein«, und »die Möglichkeit ist vorhanden, daß diese Worte verschiedene Dinge bezeichnen. Für gewöhnlich sind die Unterschiede

[1]) Azara, II, 106.
[2]) Bol. XIX, 501.
[3]) Hervas, *d)* 6, 18, 22.
[4]) Prado, 37.
[5]) 1. = Prado; 2. = Nouvelles annales. Im *Mbayá* des Aguirre heißt »sterben« *eléu;* im *Toba yleu;* im *Mokovi yieleo* (Bol. XIX, 498—499). 3. Hervas, *d)* B. 6, 18, 22. »*alco*« scheint Druckfehler zu sein.
[6]) Fonseca, *Kinikinao*-Vokabular, 306—311.
[7]) Azara, II, 106—107.
[8]) Boggiani, *a)* 108.

rein lautlich.« Die Sprache der Männer bei den *Mbayá* scheint ältere, volltönendere Formen bewahrt zu haben, umgekehrt wie bei den *Karayá*, wo die Weiber die volleren Formen sprechen.[1])

Boggiani zweifelt überhaupt an einer Verschiedenheit in der Ausdrucksweise der Männer und Weiber und glaubt, daß man bei einem genaueren Studium der *Mbayá*-Sprache finden würde, daß diese Verschiedenheiten der Worte einen Bedeutungsunterschied bedingen. Die einen Ausdrücke sind meist nur eine Abkürzung der anderen, und es ist leicht möglich, daß durch die unverkürzten Formen auf das Wort ein größerer Nachdruck gelegt werden soll, einerlei ob es die Männer oder die Weiber sprechen.[2])

Schon frühe hat man die Verwandtschaft des *Mbayá-Kadiuéo* mit anderen *Chaco*-Sprachen erkannt, die jetzt unter der *Guaikurú*-Gruppe vereinigt werden. Dobrizhoffer sagt von den Sprachen der *Abipon, Mokoví, Toba, Mbayá*, die er sämmtlich verstand, sie seien trotz ihrer bei oberflächlicher Beurteilung anscheinenden Verschiedenheit »aus einerlei Grundsprache enstanden«.[3]) Doch erkennt man aus der Vergleichung dieser vier Sprachen, daß die Trennung des *Mbayá* von den drei anderen schon vor geraumer Zeit stattgefunden haben muß, indem das *Mbayá* die volleren Formen bewahrt hat, während im *Mokoví, Toba* und *Abipon*, die untereinander eine engere Verwandtschaft zeigen, die Wörter sich mit der Zeit abgeschliffen und vereinfacht haben, so daß die gleiche Stammform bisweilen kaum mehr zu erkennen ist. Die neueren Forscher, wie Lafone Quevedo,[4]) Boggiani,[5]) Brinton[6]) u. a. rechnen zu der *Guaikurú*-Gruppe auch das *Payaguá*, das noch heute in einer Vorstadt Asuncions gesprochen wird, und auf Grund sprachlicher Vergleiche möchte ich ihr auch das *Guatschí* unterordnen, das Idiom eines jetzt erloschenen Stammes des südlichen Mato Grosso.

Die folgenden Abschnitte sollen der Besprechung der übrigen Glieder der *Guaikurú*-Gruppe gewidmet sein.

Kinikinao.

In dem Werke des brasilianischen Forschers Severiano da Fonseca: Viagem ao redor Brazil (1875—1878), Rio de Janeiro 1881, 306—311, findet sich ein Vokabular der *Kinikinao*-Sprache, das der Reisende von einer Abteilung dieser Indianer aufnahm, der er auf dem Marsch begegnete. Fonseca rechnet diese *Kinikinao* nach einer Vergleichung seiner Vokabeln mit den bekannten Verzeichnissen des *Guaikurú-Mbayá* zu den *Guaikurú*. Und in der Tat stimmt dieses *Kinikinao*, wie wir aus den folgenden, vergleichenden Vokabularien erkennen können, mit dem alten *Guaikurú-Mbayá* und dem modernen *Kadiuéo*, abgesehen von geringen Abweichungen, im wesentlichen überein.

Alle älteren und neueren Forscher, wie Aguirre,[7]) Azara,[8]) Castelnau,[9]) Boggiani[10]) u. a. bezeugen, daß die *Kinikinao (Equiliquinaos, Equiniquinaos, Quiniquinao)* zu-

---

[1]) Ehrenreich in: Zeitschrift für Ethnologie. Jahrgang XXVI, 1894, Heft 1, 23—24.

[2]) Boggiani, *b)* 273.

[3]) Dobrizhoffer, II, 242—243. Martius, I, 232. Hervas, *c)* 182—183.

[4]) Bol. XX, 62—63.

[5]) Bol. XVIII, 618—619. Boggiani, *d)* 10 ff.

[6]) Brinton, 24 ff.

[7]) Bol. XIX, 472.

[8]) Azara, II, 87.

[9]) Castelnau, II, 399.

[10]) Bol. XVIII, 619—620. Vgl. auch die Cuyabaner Akten der »Directoria dos Indios« in K. von den Steinen, *a)* 548, 550.

sammen mit noch vier anderen Stämmen das zahlreiche Volk der *Guaná* bildeten. Diese *Guaná,* die sich nach Aguirre und d'Escragnolle Taunay (in seinen Escenas de Viagem. Rio de Janeiro 1868) selbst *Chanés* oder *Chanéses,* d. h. »viele Leute« [1]) nannten, sind wohl zu unterscheiden von den zur Maskoi-*(Ennímaga)* Gruppe gehörigen *Guaná* des Chaco [2]) und den jetzt erloschenen *Chandś* am Zusammenfluß des Paraná und Uruguay.[3]) Sie sind vielmehr, wenn sich auch durch den Verkehr mit anderen Stämmen manche fremde Bestandteile in ihre Sprache eingeschlichen haben, zur *Mojo-Mbaure*-Familie der großen *Aruac-Maypure*-Gruppe Brintons und Adams, zu den *Nu-Aruak* v. d. Steinens zu rechnen.[4])

Zur Zeit der spanischen Eroberung bewohnten diese *Chanés* in einer Anzahl von 8300 Seelen [5]) im nördlichen Chaco das Dreieck, das von dem Rio Salado und dem Rio Paraguay gebildet wird, den 22° südlicher Breite, wo jetzt Maskoi- und *Tschamakoko*-Stämme hausen.[6]) Im Jahre 1673 verließ nach Azara ein großer Teil von ihnen den Chaco und siedelte sich auf dem östlichen Ufer des Paraguay an. Die *Kinikinao* in einer Gesamtzahl von 600 Seelen [7]) teilten sich. Der eine Teil besiedelte den Chaco unter dem 21° 56' südlicher Breite, 8 Leguas westlich vom Rio Paraguay, der Rest vereinigte sich mit den *Mbayá.*[8])

Von allen diesen volkreichen Stämmen sind heutzutage nur noch drei übrig. Einige wenige *Kinikinao* westlich von dem Flecken Albuquerque am Rio Paraguay,[9]) etwas mehr Tereno, 1845 besucht und beschrieben von Castelnau, neuerdings (1883—1884) von dem Sammler Richard Rohde [10]), und eine beträchtliche Anzahl *Guaná* oder *Chané* in der Umgegend des brasilianischen Städtchens Miranda.[11]) Diese drei Stämme sprechen wie aus den neuesten Forschungen Boggianis klar hervorgeht, abgesehen von geringen dialektischen Verschiedenheiten dieselbe Sprache.[12])

Nachdem wir so den *Kinikinao* ihre linguistische Stellung angewiesen haben, wollen wir im folgenden versuchen, den Irrtum Fonsecas zu erklären.

Wenn wir nicht annehmen wollen, daß der Forscher von seinen der ethnographischen Nomenklatur unkundigen Begleitern einen falschen Namen erhielt, den er, ohne

---

[1]) Bol. XIX, 471. Bol. XX, 17, 29. Von den *Guaikurú-Mbayá* wurden sie nach Dobrizhoffer (I, 126) *Niyolólas,* nach Natterer *Tchoalado* genannt. Martius, I, 236.

[2]) Globus, LXXVIII, 238. Koch: Die Maskoi-Gruppe. Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. 1902, 130.

[3]) Bol. XX, 17, 34.

[4]) Vgl. auch Bol. XX, 28.

[5]) Azara, II, 88. Nach Aguirre 8200 (Bol. XIX, 487), nach anderen gar 20.000 (Azara, II, 88).

[6]) Boggiani im Bol. XVIII, 620, und Karte.

[7]) Nach Aguirre 600 Männer. Bol. XIX, 474.

[8]) Azara, II, 87. Castelnau gibt die Hauptaldea der *Kinikinao* bei Albuquerque, eine andere bei Miranda an (II, 399, 479).

[9]) An Männern, Weibern und Kindern etwa 100 Individuen, die Mischlinge eingerechnet. Sie leben zerstreut bei Albuquerque, Matto Grande, Corrego Fundo, S. Domingo, Ladario und Corumbá (Boggiani, *d)* 48).

[10]) Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, XX [1885], 404 ff. Originalmitteilungen, I, 11 ff.

[11]) Bol. XVIII, 620.

[12]) Boggiani, *d)* 50 und Sprachtabelle. Castelnau, II, 396, 469 ff., 480. Die Sprache der *Kinikinao* ist darnach sogar identisch mit der *Tereno*-Sprache, was schon Hervás und Azara (II, 85) andeuten, wenn sie sagen: *Eterand (Ethelenoé)* oder *Equiniquinao (Quiniquinao).* Andere zahlreiche Stämme derselben Gruppe lebten nach Aguirre im westlichen Chaco an den Grenzen von Sucre, zum Teil mit *Tschiriguano* vermischt. Aguirre sagt von den *Guaná-Chané,* sie wohnten »desde las orillas del Rio Paraguay hasta las confines del Perú« (Bol. XIX, 471, und Bol. XIX, 502). Dazu gehören offenbar die *Layandś* des Paters Cardus (Bol. XX, 55, 56); Cardus, 250.

nachzuprüfen, adoptierte,[1]) so dürfen wir doch folgende Erwägung Boggianis nicht außeracht lassen.

Die friedliebenden, ackerbautreibenden *Guaná* hatten die Gewohnheit, sich anderen Nationen, die kriegerischer und mächtiger waren, wie sie selbst, besonders den *Mbayá*-Stämmen, zu unterwerfen und ihnen freiwillig zu dienen.[2]) Sie betrachteten diese als ihre Herren, leisteten ihnen Heeresfolge und Dienste in Haus und Feld, ohne deshalb »Sklaven« zu sein.[3]) Dies eigentümliche, freiwillige Untertanenverhältnis und das gute Einvernehmen, das zwischen Herrn und Diener bestand, bezeugen Aguirre[4]) und Azara[5]), und schon Ulrich Schmidel vergleicht es mit der Stellung der deutschen Bauern zu ihren Herren.[6])

Von den *Kinikinao* berichtet nun ausdrücklich Azara, wie ich schon oben erwähnt habe, sie hätten sich bei der allgemeinen Wanderung des *Guaná*-Volkes zum Teile mit den *Mbayá* vereinigt.[7]) Diese *Mbayá* aber sind die direkten Vorfahren der modernen *Kadiuéo*. Die Untertanen lernten die Sprache der Herren, ohne ihre eigene zu vergessen. Ist es da nicht wohl denkbar, schließt Boggiani, daß Fonseca mit solchen Indianern zusammentraf, die zwar das *Kadiuéo* sprachen, aber echte *Kinikinao* waren?[8]) Diese Möglichkeit wäre unter diesen Umständen ja nicht ausgeschlossen. Aber ist es nicht viel natürlicher, umgekehrt anzunehmen, daß es wirkliche *Kadiuéo* waren, die sich nur auf einem Streifzug im Lande der *Kinikinao* befanden, wie es bei diesem Stamm zum Zweck der Sklavenerwerbung und des Tauschhandels noch heute Sitte ist, und daß diese Indianer den Reisenden also in ihrer Muttersprache anredeten und sich nicht eines ihnen immerhin fremden und von ihrer Sprache gänzlich verschiedenen Idioms bedienten?

Durch den Irrtum Fonsecas und eine Bemerkung Rohdes, daß die *Kadiuéo* den *Tereno* offenbar verwandt seien,[9]) ist Brinton bewogen worden, die *Kinikinao* und *Tereno* der *Guaikurú*-Gruppe zuzuzählen.[10]) Der Bemerkung Rohdes ist wohl keine so große Bedeutung beizulegen, wie es Boggiani tut,[11]) da er sie nur als vage Vermutung einstreut, ohne linguistische Belege beizubringen. Auch Brinton ist in seiner letzten Studie von seinem Irrtum abgekommen und hat beide Stämme in die *Guaná*-Gruppe, *Arawack*-Familie, eingereiht, die *Kinikinao* aber auch auf dem beigefügten Kärtchen durch die Farbe als mit *Kadiuéo* vermischt bezeichnet.[12])

Toba.

Der bedeutendste und volkreichste Stamm der *Guaikurú*-Gruppe, der noch heute durch häufige blutgierige Überfälle der Grenzbevölkerung dreier Staaten, Argentiniens,

[1]) Bol. XVIII, 620. Boggiani, *d)* 49.

[2]) Bol. XX, 24. Martius, I, 236. Lozano, 63 läßt die *Guaná* irrtümlicherweise zusammen mit den *Mbayá* den sogenannten *Guaycurús* unterworfen sein.

[3]) Bol. XIX, 472, 478.

[4]) Ebenda.

[5]) Azara, II, 109—110.

[6]) Schmidels Reise (45), wenn wir annehmen wollen, daß unter den *Mayaiess*, *Mayeaiess* und *Zchennte*, *Zchenne* des Ulrich Schmidel *Mbayá* und *Chané-Guaná* zu verstehen sind. Bol. XVIII, 620, Boggiani, *d)* 43. Prado, 37—38. v. d. Steinen, Indianerskizzen von Herkules Florence. Globus, LXXV,5ff.

[7]) Azara, II, 87.

[8]) Bol. XX, 24, 28, 29.

[9]) Original-Mitteilungen, I, 13.

[10]) Brinton, Daniel G., The American Race. A Linguistic Classification etc., New-York 1891, 243 ff. Castelnau (II, 478) bezeichnet die Sprachen der *Guaikurú* und *Guaná* als verschieden, nimmt aber trotzdem eine Stammverwandtschaft beider Völker an. D'Orbigny (II, 104) betrachtet die *Guaná* als eine Abzweigung der *Matako-Mataguayo* (vgl. Martius, I, 239).

[11]) Boggiani, *d)* 49.

[12]) Brinton, The linguistic Cartography etc., 17 und Kärtchen.

Paraguays und Boliviens, Tod und Verderben bringt und der bis jetzt dem Vordringen europäischer Macht und Gesittung erfolgreichen Widerstand entgegengesetzt hat, sind die *Toba*.

Sie sind ein ausgesprochenes Nomadenvolk und leben, abgesehen von unbedeutenden Rindvieh- und Schafherden, von Jagd und Fischfang, ohne jedoch den Gebrauch des Kanus zu kennen. Als kühne Reiter durchstreifen sie das Land, bald über die nördlichen und südlichen Grenzen, in den Chaco Boreal und den Chaco Austral, räuberische Vorstöße machend, bald wieder vor dem Anmarsch der Rächer und Verfolger in die dichten Urwälder des Chaco Central, ihres eigentlichen Gebietes, verschwindend.

Deshalb ist es auch schwer, die geographischen Grenzen dieses Stammes genau festzustellen.[1])

Nach Azara und Aguirre[2]) bewohnten sie gegen das Ende des XVIII. Jahrhunderts in verschiedene Unterabteilungen zersplittert den Chaco zwischen den Flüssen Pilcomayo und Bermejo, also etwa zwischen dem 24° und dem 27° südlicher Breite, nach d'Orbigny sogar zwischen dem 21° und 32° südlicher Breite.[3]) Doch ist diese scheinbare gewaltige Ausdehnung wohl ihrer großen Beweglichkeit als Nomaden zuzuschreiben.

Lafone Quevedo gibt als ihr eigentliches Gebiet die Gegenden zwischen dem Rio Paraguay und Rio Salado an, einem bedeutenden westlichen Zufluß des ersteren im argentinischen Chaco, fügt aber hinzu, sie hätten seit alters auch gestreift und streiften noch jetzt »en todo el Chaco Central y Austral de Bolivia y la Argentina«.[4])

Im Jahre 1858 machten die *Toba* gar die Umgebung der Stadt Santa Fé unsicher, und eine Reihe kleiner Forts, die damals gegen ihre Überfälle angelegt wurde, gewährte den Reisenden und Ansiedlern nur ungenügenden Schutz.[5])

Dies Gebiet hatten die *Toba* nach den ältesten Nachrichten schon seit undenklichen Zeiten inne[6]) und scheinen sich in der letzten Hälfte des XIX. Jahrhunderts eher noch weiter ausgebreitet zu haben, geschweige denn trotz der Bemühungen der beteiligten Staaten zurückgedrängt worden zu sein.

Heute findet man sie in beträchtlicher Stärke an beiden Ufern des Pilcomayo bis tief in den nördlichen Chaco hinein vermischt mit *Matako-* (*Guisnay, Tschorotí, Nokten* u. a.) und *Guarani*-Stämmen *(Tapui, Tapieté)* oder in geringer Anzahl pazifiziert in den *Tschiriguano*-Missionen der Franziskaner an den Abhängen der bolivianischen Kordilleren.[7])

Die Zahl der *Toba* wird von Azara[8]) und Aguirre[9]) übereinstimmend auf 500 Krieger, d. h. etwa 1300 Seelen angegeben. Beide unterschätzen. D'Orbigny berechnet die *Toba* zusammen mit den ihnen sehr nahe verwandten *Mokoví* auf 14000 Seelen.[10]) Der Wirklichkeit am nächsten kommen wohl die Angaben der heutigen Franziskaner, die in

---

[1]) Thouar, 60.

[2]) Azara, II, 160. Bol. XIX, 469.

[3]) d'Orbigny, 229.

[4]) Lafone Quevedo, *b)* 6—7.

[5]) Ebenda 7.

[6]) Ebenda 3 ff.

[7]) Demersay, I, 449. Thouar, a. a. O., und Kärtchen 1 und 2. Boggiani, *d)* Karte. Brinton, 8 und Karte. Cardus, Globus, LXXI, 160 ff. (Nach Cardus und Pifferi, Diario de la visita á las misiones en la republica de Bolivia 1895.)

[8]) Azara, II, 160.

[9]) Bol. XIX, 469.

[10]) d'Orbigny, 192.

enger Fühlung mit dem Stamm stehen, daß die Gesamtzahl der *Toba* nicht 4000 überschreite.[1]) Darin stehen sie weit hinter den ihnen benachbarten, volkreichen Stämmen der *Matako-Mataguayo* und *Tschiriguano* zurück, mit denen sie in beständigen Kriegen leben.[2]) »Was sie aber an Zahl gering sind, ergänzen sie durch ihre Entschlossenheit, jeden Versuch des Eindringens auf das westliche Ufer des Pilcomayo zu vereiteln.«[3])

Die Geschichte des *Toba*-Stammes bietet uns ein Schauspiel jahrhundertelangen Ringens gegen die Übergriffe der fremden Eroberer, blutigen Widerstandes gegen die Versuche friedlicher Missionare, diese Indianer in Güte zu gewinnen,[4]) furchtbarer Greueltaten auf beiden Seiten.[5])

Hier nur einige wenige Beispiele. Im Jahre 1639 wurden zwei Jesuitenmissionare von den *Toba* und *Mokoví*, im Jahre 1680 zwei andere von den Toba am Pilcomayo ermordet.[6]) Um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts fiel der Jesuitenpater Castañares den *Toba* und *Mataguayo (Matako)* zum Opfer.[7])

Zahllos sind die verheerenden Einfälle, die sie im Laufe der Jahrhunderte in die benachbarten spanischen Provinzen machten.[8]) Allein vom April 1854 bis August 1855 sollen ihnen in der Provinz Santiago 130 Menschen zum Opfer gefallen sein.[9]) 1882 hauchte der verdienstvolle Crevaux mit allen seinen Begleitern unter den Keulenschlägen derselben Indianer sein Leben aus, und sämtliche Expeditionen, die nach ihm zur Erforschung des Pilcomayo und der unbekannten Chaco-Gebiete ausgesandt wurden,[10]) hatten unter den beständigen Angriffen der *Toba* zu leiden, die ihnen manche Verluste zufügten. Noch in frischer Erinnerung steht das traurige Schicksal des Ingenieurs Ibarreta, der im Jahre 1899 durch die *Toba* am Pilcomayo seinen Tod fand.[11])

Auch die Expedition des argentinischen Generals Victorica (1884—1885), die den Chaco Austral säubern und die Indianer bis zum Rio Bermejo zurückdrängen sollte,[12]) hatte nur vorübergehenden Erfolg. Gerade zur Zeit meiner Anwesenheit in Buenos-Aires, Frühjahr 1899, waren die dortigen deutschen Zeitungen voll von Klagen über die zunehmende Unsicherheit im südlichen Chaco. Die *Toba* hatten damals verschiedene Angriffe auf die mitten im Chaco Austral nicht weit von der Grenze der Provinz Santa Fé gelegene Kolonie Florencia und einige benachbarte Holzschlägereien, Urdamiz u. a. gemacht und an Männern, Weibern und Kindern blutige Grausamkeiten verübt. Auch einer gegen sie gesandten Strafexpedition hatten sie, die außer mit ihren einheimischen Waffen, wie Lanze, Keule, Bogen und Pfeil, heute vielfach mit modernen Feuerwaffen bewehrt sind, übel mitgespielt.

Bei allen diesen Feindseligkeiten liegt wohl die Schuld auf beiden Seiten und nicht zum wenigsten auf Seiten der rohen Grenzer, die jeden Indianer, einerlei welchen Ge-

---

[1]) Cardus, 265.

[2]) Demersay, I, 451.

[3]) Globus, LXXI, 160.

[4]) Dobrizhoffer, III, 386 ff., 425 ff.

[5]) Ebenda III, 406 ff.

[6]) Thouar, 225.

[7]) Dobrizhoffer, I, 155, III, 500. Über die Märtyrer unter den Missionaren, vgl. Dobrizhoffer, III, 495 ff.

[8]) Vgl. Dobrizhoffer an vielen Stellen.

[9]) Demersay, I, 450.

[10]) Fontana, Thouar, Feilberg, Storm, Page u. a.

[11]) Bol. XX, 208 ff.

[12]) Vgl. den Bericht des Kapitäns J. Rohde, Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. 1886, 59 ff.

schlechts und Alters er ist, als ein Tier betrachten, das sie niederschießen können, wo sie es treffen.[1])

In den letzten Jahren scheint in Paraguay wenigstens insofern eine Wendung zum besseren eingetreten zu sein, als viele *Toba* des unteren Pilcomayo, wie ich auf unserer Reise in Erfahrung bringen konnte, bis an den Rio Paraguay kommen, um ihre Dienste als Arbeiter in den Holzfällereien und Zuckerrohrpflanzungen anzubieten.[2]) Doch verharrt noch weitaus der größte Teil des Stammes, besonders nach Bolivien hin, in Unabhängigkeit und in heftigem Widerstande gegen alle friedlichen und gewaltsamen Versuche, diese zu brechen.[3])

Dieser gefürchtete Stamm ist heute unter dem Namen *Toba* allgemein bekannt. Doch ist dies, wie wir bald sehen werden, nicht ihre einheimische Stammesbezeichnung. Nach Azara,[4]) dem Martius folgt,[5]) rührt dieser Name von den Spaniern her, doch haben diese ihn erst von den benachbarten *Guarani* übernommen. Die Sucht, Stammesnamen zu erklären, hat auch hier die merkwürdigsten Früchte gezeitigt. Der italienische Forscher Pelleschi hat zuerst eine Etymologie des Wortes zu geben versucht: *Toba* sei entstanden aus dem *Guarani*-Wort *toba-i (toba-y)*[6]), welches bedeute »in der Stirne«, d. i. »vorn gegenüber« (zusammengesetzt aus dem Namen *toba* »Stirne« und der Postposition *i* »in«, da es im *Guarani* keine Präpositionen gibt). Die *Guarani* wohnten auf dem linken Ufer des Paraguay und Paraná, während die *Toba* das rechte Ufer innehatten, also »auf der Stirnseite« der *Guarani,* ihnen »gegenüber« lebten. Als die Spanier die *Guarani* unterwarfen, adoptierten sie diese geographische Bezeichnung und nahmen sie für den Eigennamen des Stammes.[7])

Die Erklärung Pelleschis erscheint mir etwas zu weit hergeholt und gewaltsam. Denn einmal war und ist es noch heute nur ein kleiner Teil des Stammes, der den *Guarani* Paraguays »gegenüber« wohnt, die sogenannten *Toba-michí,* d. h. *Toba chicos*, oder »kleinen Toba« (der Zahl nach) an der Mündung des Pilcomayo gegenüber von Asuncion[8]); und doch werden alle Vertreter dieses Volkes *Toba* genannt, mögen sie nun am Paraguay oder im südlichen Chaco oder im fernen Westen, an den Ausläufern der bolivianischen Kordilleren, wohnen. Dann ist es nicht erklärlich, wohin die Postposition *i* des Wortes *toba-i* gekommen sein soll. Sehen wir deshalb, ob wir nicht auf einfacherem und kürzerem Weg zum Ziel gelangen. Einer der ältesten Gewährsmänner für die Chaco-Stämme, der Pater Techo, sagt, die Anwohner des Rio Bermejo, zu denen er auch die *Toba* rechnet,[9]) würden von den Spaniern *Frentones* oder *Frontones,* d. h. etwa »Stirn-

[1]) Globus, LXXI, 160.

[2]) Vgl. auch Boggiani im Bol. XVIII, 619. Thouar, 124. Die »zahmen« *Toba* dienen aber wieder ihren »wilden« Stammesbrüdern als Kundschafter und Spione *(Bomberos)*, wenn von diesen irgend ein Überfall geplant wird, oder wenn ihnen von den Weißen Gefahr droht (Rohde, 69).

[3]) Globus, LXXI, 160.

[4]) Azara, II, 160.

[5]) Martius, I, 227.

[6]) Restivo, Grammatica, 325—326.

[7]) Pelleschi, 32. Den Einwurf eines Gegners, *toba-i*, entstanden aus *toba* »Stirne« und der Diminutivpartikel *i*, bedeute »kleine Stirne«; »in der Stirne, vorn, gegenüber« aber heiße im *Guarani cherobá-i*, weist Pelleschi mit Recht zurück, indem er darauf hinweist, daß *cherobá-i* entstanden sei aus den drei Worten *che, roba, i; che* heiße »mein«; *roba* sei dasselbe Wort wie *toba*, da *t* und *r* im *Guarani* häufig wechselten; *i* sei die Postposition »*in*«, so daß *cherobá-i* bedeute »in der Stirne von mir, vorn von mir, mir gegenüber« und, wenn man das überflüssige Possessiv-Pronomen weglasse, dasselbe Wort sei wie *toba-i, toba-y* (*roba-i*). Ebenda 34. Auch Paulo Restivo gibt an: (Grammatica, 325—326) *tobay*, en frente: *cherobai*, en frente de mí.

[8]) Boggiani, *e)* 17—18.

[9]) Lafone Quevedo, *b)* 3—4.

leute« genannt, »en razon de que se alargan las frentes rapándose la parte anterior de la cabeza hasta dejarla calva«.[1]) Der Name *T-obá,* der ja im *Guarani* »Stirne« oder »Gesicht« bedeutet, weist also ebenfalls auf die Eigentümlichkeit der *Toba* hin, sich das Vorderhaupt zu scheren, so daß die Stirne und damit das Gesicht höher und breiter wurde. Dies mußte den *Guarani* auffallen und so nannten sie die Nachbarn nach ihrem Charakteristikum einfach *Toba,* d. h. »Gesichter« oder »Stirnen«, so daß das spanische *Frentones* als eine fast unmittelbare Übersetzung des *Guarani*-Wortes *Toba* anzusehen ist.[2])

Die verbreitete Völkersitte, sich gegenseitig Spottnamen oder auch nur Bezeichnungen zur näheren Unterscheidung beizulegen, die von irgend einer hervorstechenden Körpereigenschaft oder einer sonderbaren Sitte hergenommen sind, macht uns auch die Bedeutung des Wortes *Uanc-loi* klar, mit dem nach Pelleschi die *Toba* von den *Matako* benannt werden.[3]) *Uanc-loi* ist im *Matako* der Plural von *Uanc-loc* »Strauß«.

Alle älteren und neueren Gewährsmänner stimmen nun darin überein, daß die *Toba* hochgewachsene, starke Leute wären, verhältnismäßig größer als die *Matako,*[4]) so daß sie von diesen wegen ihrer langen Beine leicht mit dem Spottnamen »Strauße« bezeichnet werden konnten.

Deshalb haben wir wohl auch in den *Juríes* oder *Suris,* den Nomadenvölkern von, Tucuman, die schon den alten Peruanern und den ersten spanischen Eroberern bekannt waren und sich nach Oviedo durch ihre Körperlänge auszeichneten,[5]) *Toba* zu sehen, denn *Juri, Suri* oder *Xuri* bedeutet im *Ketschua* »Strauß«.[6])

Vielleicht wurden sie auch so von den seßhaften Völkern genannt, weil sie als Nomaden rasch hierhin und dorthin zogen und nie lange an einem Ort verweilten.

Auf diesem Wege kommen wir wiederum zu den sagenhaften *Chancas* des Garcilaso de la Vega, die Lafone Quevedo deshalb auch mit den *Guaikurú*-Stämmen, besonders den *Toba, Mokoví, Abipon,* identifiziert,[7]) was zum mindesten nicht unmöglich ist.

Nach dem Vokabular des Paters Machoni nannten die *Lule* bei Tucuman die *Mokoví* und *Toba* »*Cueleú*«, d. h. etwa »*muchachos grandes,* große Kerle«.[8])

Auch den Namen *Caliazec,* den die *Abipon* den *Toba* beilegten, bringt Lafone Quevedo mit Hilfe der ähnlichen Silben *cal, car* mit dem *Abipon*-Wort *carigo* »Riese« zusammen.[9]) Doch wenn wir mit solchen vagen Ähnlichkeiten rechnen wollen, können wir schließlich jede Bedeutung in den Namen hineininterpretieren.

Auf welche Irrwege aber ein sonst ernster und trefflicher Forscher durch die Sucht, alle Stammesnamen zu erklären, gebracht werden kann, das zeigt uns Lafone Quevedo selbst, wenn er den Namen *Yncanabacté,* mit dem nach Azara die *Toba* von

---

[1]) Ebenda 12. Brinton, 8.

[2]) Lafone Quevedo, *b)* 12. Über den Namen *Guaikurú,* den die *Guarani* den *Toba* und anderen Stämmen gaben, habe ich bereits oben gesprochen. Vgl. Lafone Quevedo, *b)* 4, 12.

[3]) Pelleschi, 35. Nach den Angaben der heutigen Franziskaner nennen die *Tschiriguano* und *Matako* die *Toba* »*Guaslai*« (Globus, LXXI, 161), nach d'Orbigny (229) die *Matako* die *Toba* »*Guanlang*«. Beide Namen sind identisch mit *Uanc-loi.*

[4]) d'Orbigny, 230. Pelleschi, 35. Thouar, 60.

[5]) Lafone Quevedo, *b)* 5.

[6]) Ebenda 5, 11. Bol XX. 30—31. v. Tschudi, 487: *suri,* der Strauß (Rhea americana L.); avestruz. *suri fica,* die Straußfeder.

[7]) Lafone Quevedo, Las Migraciones de los Indios etc. 1895, cit. nach Boggiani, *d)* 28 ff., *d)* 31 ff., 33. Lafone Quevedo, *b)* 24,

[8]) Lafone Quevedo, *b)* 10. Nach Pelleschi werden die *Toba* von den *Vilela* und *Tchunipi Iluanicané* genannt (Pelleschi, 35).

[9]) Lafone Quevedo, *b)* 10.

den *Lengua* bezeichnet wurden,[1]) zu dem *Guarani*-Wort *abas* »Menschen, Leute« in Beziehung setzt und mit »Leute des *Inka*« (!) wiedergibt.[2])

Ich komme nun zu dem Namen des Stammes, der uns in verschiedenen Variationen in den Quellen am meisten entgegentritt. Einer der ältesten Zeugen, der Pater Morillo, nennt als den eigentlichen Namen der *Toba*, den sie sich selbst geben, *Tocoyteís.*[3]) Nach einem anderen Gewährsmann nennen sie sich *Natacqueuit,*[4]) was offenbar dasselbe Wort ist; nach Dobrizhoffer, dem Martius folgt, *Natekebit* oder *Ñatákebìt.*[5]) Nach Azara[6]) und d'Orbigny[7]) werden die *Toba* von den *Enimaga* und *Lengua Natocoet* genannt. Der Pater Tavolini[8]) und neuerdings Pelleschi[9]) schreiben die Bezeichnung *Nactocovit* und *Ntocuit* für diese Indianer den *Mokoví*, der letztere Forscher den Namen *Notocóit* den *Vilela* und *Tschunipi* zu.[10])

Daß dies der eigentliche Name des Stammes ist, bestätigt Lafone Quevedo aus eigener Erfahrung. In seiner hier oft zitierten Abhandlung über die *Toba*-Sprache gibt er uns ein *Toba*-Vokabular, das er im Jahre 1888 aus dem Munde eines Indianers namens Lopez aufgenommen hat. Nach der Angabe dieses Lopez nennen die *Toba* sich selbst *Toco'ît* oder *Tocowit.*[11])

Aus allen diesen älteren und neueren Angaben erhellt, daß der wahre Name des Stammes ist:

Ntocouit oder *Ntokowit.*

Ich wage nicht, Lafone Quevedo weiter in den Irrgarten der Namensetymologie zu folgen, welcher in diesem Stammesnamen die Wurzeln *toco*[12]) oder *oco, ogo*[13]) vermutet, und halte diese ganze Untersuchung für durchaus unfruchtbar, für den »Streit von der Geißwolle und des Eselsschatten«, wie schon der alte Dobrizhoffer so treffend bemerkt.[14])

Trotz der weiten Ausdehnung des *Toba*-Stammes sprechen doch alle Indianer dieses Namens, mögen sie nun im südlichen Chaco bis an die Grenzen von Santa Fé streifen, an den Ufern des Bermejo sitzen oder den Pilcomayo entlang und weit nach Bolivien hinein an den Kordillerenabhängen wohnen, dieselbe Sprache.[15]) Das kleine Wörterverzeichnis der *Toba* des oberen Pilcomayo, also der *Toba* der bolivianischen Missionen — die auch die *Toba* des Paters Cardus sind —, wie es uns Thouar[16]) überliefert hat, weicht von den älteren und neueren Vokabularien Barcénas, Baldrichs, Lafone Quevedos, v. d. Steinens u. a. nur in geringen dialektischen Verschiedenheiten ab, die wohl

---

[1]) Azara, II, 160. d'Orbigny, 225. Demersay, I, 446.

[2]) Lafone Quevedo, *b)* 11.

[3]) Lafone Quevedo, *b)* 4, 7.

[4]) Ebenda 8. Auch unter den *Teṣuet*, die Lozano bei den Nationen des Rio Bermejo aufzählt, sind wohl nur *Toba* zu verstehen. Lozano, 85 ff.

[5]) Dobrizhoffer, I, 160, II, 242. Martius, I, 227.

[6]) Azara, II, 160.

[7]) d'Orbigny, 229. Demersay, I, 446.

[8]) Lafone Quevedo, *b)* 8. Lafone Quevedo, Reglas para aprender á hablar la lengua Moscovítica etc. por Fr. Francisco Tavolini, in: Revista del Museo de La Plata. I, 261, 1890—1891.

[9]) Pelleschi, 35.

[10]) Ebenda.

[11]) Lafone Quevedo, *b)* 3, 8. 201.

[12]) *toc, toch, tok* im *Toba* »rot«.

[13]) Die Wurzel *ogo* findet sich in den Bezeichnungen für »Wasser« in fast allen *Guaikurú*-Idiomen.

[14]) Dobrizhoffer, I, 227, bei Erwähnung der verschiedenen Erklärungen des Namens Paraguay.

[15]) Bol. XIX, 25.

[16]) Thouar, 419 ff.

auf fremde Einflüsse zurückzuführen sind. Da die *Toba* auf drei Seiten von mächtigen Stämmen anderer Sprache eingeschlossen sind, im Süden von den *Matako*, im Osten von den *Guarani*, im Westen von den *Ketschua* und *Tschiriguano*, und zum Teil mit ihnen zusammenwohnen, konnten diese Einflüsse nicht fern bleiben und mußten wesentlich zur Umgestaltung der Sprache beitragen,[1]) worauf Lafone Quevedo in seiner *Toba*-Grammatik des öfteren hinweist.

Die Zugehörigkeit der *Toba*-Sprache zur *Guaikurú*-Gruppe wird von der Mehrzahl der älteren und jüngeren Gewährsmänner[2]) bezeugt und tritt auch in dem zweiten, linguistischen Teile dieser Abhandlung deutlich hervor.

Nach Aguirre hat das *Toba* eine sehr klare Aussprache, da es weder Nasal- noch Gutturallaute enthält.[3]) In direktem Gegensatze zu dieser Angabe betonen Azara und Lafone Quevedo die Menge der nasalen und gutturalen Laute, die einer phonetischen Aufzeichnung in spanischen Zeichen die größten Schwierigkeiten entgegensetze.[4]) d'Orbigny weist auf die Härte des *Toba* hin wegen der vielen Endungen auf *ic, ec, ac, oc, ap, et* und der häufigen Doppelkonsonanten *nd, mb*.[5]) Im übrigen verweise ich auf den zweiten Teil dieser Abhandlung.

Im November 1899 teilte mir Herr Dr. Lehmann-Nitsche in La Plata mit, er habe kurz vorher eine größere Truppe *Toba*-Indianer, die ein Impresario zur Schaustellung nach Buenos-Aires gebracht hatte, anthropologisch, photographisch und linguistisch aufgenommen, so daß wir weitere wichtige Aufschlüsse über diesen interessanten Stamm erwarten dürfen.

Pilagá.

Die *Pilagá*, die von älteren Forschern *Yapitalagas, Yapitalaguas, Zapitalakas, Pitaledes, Pitelahas, Pitilagas*[6]) genannt werden und nach Carmelo Uriarte, dem Leiter einer Expedition zur Aufsuchung des unglücklichen Ibarreta, auch den Namen *Aí* führen,[7]) bewohnten im XVIII. Jahrhundert und bewohnen noch heute auf dem linken Ufer des unteren Pilcomayo den Chaco Boreal in einer Gegend, die einige Salzlagunen enthält.[8]) Dieser kleine Stamm, der nach Aguirre[9]) in zwei Dörfern, nach Azara in einem einzigen Dorf 200 Krieger zählte, was einer Gesamtzahl von ungefähr 500 Seelen entspricht, hat die gleichen Sitten wie die *Toba* und spricht einen von deren Sprache nur wenig abweichenden Dialekt,[10]) so daß er als eine Unterabteilung des *Toba*-Stammes anzusehen ist.[11]) Schon der Pater Lozano berichtet bei seiner ausführlichen Aufzählung der Nationen des Gran Chaco, die *Tobas, Mocobies* und *Yapitalaguas* hätten dieselbe Sprache.[12]) Hervas (*c*) 180) sagt, da das *Abipon* und *Mokoví* untereinander so nahe verwandt wären, wie das Spanische und Italienische, so sei es auch ganz unzweifelhaft,

[1]) Lafone Quevedo, *b*) 7.

[2]) Hervas, *c*) 176. Lafone Quevedo, *b*) 3 ff. d'Orbigny, 229. Dobrizhoffer, II, 242 Martius, I, 232.

[3]) Bol. XIX, 503.

[4]) Azara, II, 160—161. Lafone Quevedo, *b*) 24.

[5]) d'Orbigny, 231.

[6]) Dobrizhoffer, I, 160. Martius, I, 227. Lafone Quevedo, *b*) 3—4.

[7]) Boggiani, *e*) 15.

[8]) Azara, II, 161. Boggiani besuchte sie neuerdings an der »Laguna de Patiño«, wo er bei ihnen die Sammlung erwarb, die sich jetzt im königlichen Museum für Völkerkunde zu Berlin befindet.

[9]) Bol. XIX, 469.

[10]) Bol. XVIII, 619 (Boggiani).

[11]) d'Orbigny, 229, Brinton, 8.

[12]) Lozano, 77.

»que tienen afinidad las tres lenguas abipona, mocobí y yapitalaga«. Die *Pilagá* machten in früheren Zeiten im Vereine mit den *Toba* öfters Einfälle in Paraguay, um den Spaniern Pferde und Vieh zu stehlen [1]) und stehen, wie die *Toba,* auch heute noch in üblem Ruf, so daß ihnen neuerdings die Ermordung der Expedition Ibarreta zur Last gelegt wurde. Ihre Sprache bereitet nach Azara wegen ihrer zahlreichen Guttural- und Nasallaute große Schwierigkeiten.[2])

Aguilot.

Eine andere, jetzt wohl erloschene Unterabteilung der *Toba* waren die *Aguilot* oder *Aguilotes,* wie sie nach Azara von den *Enimaga* genannt wurden.[3]) Anfangs bewohnten sie das Innere des Chaco an den Ufern des Rio Bermejo, wanderten aber in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts nach Norden aus und schlossen sich den nahe verwandten *Pilagá* an, in deren Stamm sie aufgingen.[4]) Zur Zeit Azaras und Aguirres lebten sie, hundert waffenfähige Männer stark, in einem einzigen Dorf.[5])

Azara identifiziert sie mit den *Mokoví,* denen sie auch in Gestalt und Sitten glichen, weil ihre Sprache dieselbe sei, »wenngleich gemischt mit Phrasen und Ausdrücken des *Toba.* Es sei möglich, daß diese Mischung herkomme von den nachbarlichen Beziehungen beider Stämme zu einander und nicht von einer Verwandtschaft.«[6]) Diese Bemerkung Azaras ist unberechtigt und überflüssig, wenn man bedenkt, daß die *Mokoví* den *Toba* nahe verwandt und sprachlich vielfach identisch sind.[7])

Mokoví.

Diese *Mokoví* kamen schon frühe mit dem weiteren Vordringen der Spanier im La Plata-Stromgebiete mit den weißen Eroberern in Berührung und werden daher schon in den ältesten Quellen unter den Stämmen des Chaco aufgezählt, die der Pater Morillo unter dem gefürchteten Namen der *Guaikurú* zusammenfaßt.[8])

Noch gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts waren die *Mokoví* eine starke Nation, die in vier von Horden zusammen 2000 Kriegern zerfiel.[9]) Sie bewohnten beide Ufer des Rio Bermejo, breiteten sich aber nach beiden Seiten weit in den Chaco hinein aus. Wir besitzen über diesen Stamm genaue Nachrichten in der trefflichen Schrift des österreichischen Jesuitenpaters Florian Baucke, die sich in ihrer Art dem bekannten klassischen Werk Dobrizhoffers über die *Abipon* würdig an die Seite stellt, und die uns der Jesuitenpriester A. Kobler in seinem Büchlein: Pater Florian Baucke, ein Jesuit in Paraguay (1748—1766), Regensburg 1870, in verdienstvoller Weise zugänglich gemacht hat.

In ihrem physischen Habitus, ihren Sitten und ihrer Lebensweise glichen die *Mokoví* gänzlich den benachbarten *Toba.* Ohne Kenntnis des Ackerbaues lebten sie von der Jagd, dem Fischfang und den Ergebnissen geringer Vieh- und Schafherden. Durch ihre blutigen

---

[1]) Azara, II, 161—162.

[2]) Azara, II, 161.

[3]) Ebenda 162.

[4]) Ebenda. d'Orbigny, 229. Bol. XIX, 469 (Aguirre). du Graty, 207.

[5]) Dobrizhoffer führt sie unter den schon damals durch Kriege und Pocken aufgeriebenen Stämmen des Chaco auf. I, 160.

[6]) Azara, II, 162. Demersay, I, 448.

[7]) Auch die *Malbalas* und *Taños* des Paters Lozano (77) scheinen zu den *Toba* gehört zu haben (d'Orbigny, 229).

[8]) Lafone Quevedo, *b)* 3—4. Vgl. auch: Kobler. 363.

[9]) Von d'Orbigny wurden die *Mokoví* zusammen mit den *Toba* auf 14.000 Seelen geschätzt (d'Orbigny, 192).

Raubzüge, auf denen sie alle erwachsenen Männer töteten, die Weiber und Kinder aber als willkommene Beute mit sich führten, waren sie die erbittertsten Feinde der zivilisierten Nachbarn[1]).

Baucke und Dobrizhoffer berichten von ihren Einfällen in die Provinzen Tucuman und Santa Fé im XVII. und XVIII. Jahrhundert und von der Beunruhigung der Städte Salta, Jujuy, S. Michael, Cordoba und der gänzlichen Zerstörung der am Rio Bermejo gelegenen Stadt Concepcion.[2]) Einmal sandten die Spanier ein großes Aufgebot von Truppen gegen sie, um sie von allen Seiten einzuschließen und so »die vielköpfige Hydra auf einen Streich zu töten«. Doch scheiterte das Unternehmen gänzlich an der Lässigkeit der Spanier und der Beweglichkeit der Indianer.[3])

Die Jesuiten gaben sich mit der Bekehrung und Pazifizierung dieser unbequemen Nachbarn viele Mühe, und ungeheure Summen sind zu diesem Zweck geopfert worden.[4]) Nach vielen Mißerfolgen gelang es ihnen endlich, von Santa Fé, dem Hauptstützpunkt ihrer Missionen, aus, einen großen Teil der *Mokoví* in der Mission San Francisco Xavier zu vereinigen. Diese Mission, an deren Spitze zuerst der Pater Burges und dann mit ihm Baucke stand, vergrößerte sich rasch durch beständigen neuen Zuzug aus dem Chaco und befand sich bald in dem blühenden Zustand, den Dobrizhoffer mit so warmen Worten schildert.[5]) Schon im Jahre 1763 gründeten die Jesuiten eine neue Reduktion San Pedro[6]) und hätten sicherlich mit der Zeit den ganzen südlichen Chaco pazifiziert und dadurch diesen Gegenden und ihren Bewohnern viel Elend, Not und Tod erspart, wenn sie nicht plötzlich im Jahre 1766 infolge grundloser Verleumdungen aus ihrer segensreichen Tätigkeit herausgerissen worden wären. Ihrer Lehrer und besten Freunde beraubt, dem demoralisierenden Einfluß und den Übergriffen der benachbarten Spanier preisgegeben, sanken diese Missionsindianer in ihre alte Wildheit und Unwissenheit zurück oder wurden, wenn sie nicht gänzlich zugrunde gingen, das, was sie heute sind, herumlungernde Banditen, die aller Eigenart verlustig in den Grenzdistrikten von Santa Fé ein elendes, zigeunerartiges Dasein fristen.

Ich kann diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne der Segensarbeit der vielgeschmähten Jesuiten einige wohl gebührende Worte der Anerkennung zu zollen. Weitaus von allen Missionsgemeinschaften verstanden sie es am besten, diese »Wilden« zu erziehen. Durch Strenge mit Milde gepaart, sicherten sie sich die Liebe und den Gehorsam ihrer Schutzbefohlenen. Sie wüteten nicht in blindem Bekehrungseifer gegen die Sitten und Gebräuche der armen Indianer, sondern ließen ihnen zum großen Teil ihre alten Gewohnheiten und brachten ihnen die neue Lehre gleichsam spielend bei, indem sie ihr Hauptaugenmerk darauf richteten, durch praktischen Unterricht die Indianer zu nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft heranzubilden.

Nebenbei fanden sie noch Zeit, über Sitten, Gebräuche und Sprachen der Indianer die wertvollsten Aufzeichnungen zu machen, so daß, abgesehen von den vielen Vokabularien und Grammatiken, von denen wohl noch manche der Veröffentlichung harren, die mit seltenem Humor geschriebenen Werke eines Dobrizhoffer und Baucke, die von trefflicher Beobachtung zeugen und nur wenig von religiösen Bedenken beeinflußt erscheinen, noch heute eine unerschöpfliche Fundgrube für den Forscher auf dem Gebiete der südamerikanischen Ethnologie bilden.

---

[1]) Dobrizhoffer, III, 386. Aguirre, Bol. XIX, 468. Azara, II, 162 ff.
[2]) Kobler, 363 ff. Dobrizhoffer, III, 5 ff.
[3]) Kobler, 364. Dobrizhoffer, ebenda.
[4]) Dobrizhoffer, III, 133 ff.
[5]) Dobrizhoffer, III, 135 ff. Kobler 363 ff., 514 ff.
[6]) Kobler, 594 ff.

Mit Recht preise ich deshalb hier die Jesuiten als die Vorläufer der modernen südamerikanischen Ethnologie. Ihre Verdienste sind — in Südamerika wenigstens — so groß, daß jeder unparteiisch Denkende, auch wenn er nicht Katholik ist, nur mit Bedauern die letzten Abschnitte von Bauckes Schrift lesen kann, die von ihrer grausamen Vertreibung handeln.

Von den *Mokoví*-Missionen der Jesuiten waren zur Zeit Azaras noch drei übrig: San Francisco Xavier, San Pedro und Ynispin oder Jesus Nazareno, aber ihre Bewohner waren nichts weniger als Christen und unterschieden sich nicht im mindesten von ihren wilden Stammesbrüdern.[1])

Was heute noch von diesen Reduktionen besteht, sind nur klägliche Trümmer der einstigen Herrlichkeit. So die Mission San Pedro, die Schöpfung Bauckes, deren langjähriger Leiter um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der Pater Francisco Tavolini vom »Seraphischen Orden« war, dem wir eine wertvolle Grammatik der *Mokoví*-Sprache verdanken.[2]) San Francisco Xavier ist das heutige San Javier gegenüber La Paz mit mehreren hundert Indianern.

In den blutigen Kämpfen um die Oberherrschaft in jenen Gegenden ist der einst mächtige Stamm der *Mokoví* den mörderischen Waffen der Zivilisation allmählich unterlegen.[3]) Ein Teil von ihnen hat seine Freiheit wohl nach Norden in die unzugänglichen Urwälder gerettet und ist in den nahe verwandten *Toba* aufgegangen. Unbedeutende Überreste aber treiben sich noch jetzt in den Schlupfwinkeln der Provinz Santa Fé umher und verüben wohl alljährlich jene Räubereien und Mordtaten an der weißen Grenzbevölkerung, die gewöhnlich den *Toba* zugeschrieben werden.[4])

Für den Namen des Stammes finden wir verschiedene Schreibarten. Die meisten älteren Gewährsmänner und die heutigen Argentinier nennen diese Indianer *Mocobís, Mocobys, Mocovíes, Mbocobí.*[5]) Der Pater Tavolini schreibt *Moscoví*, der Pater Techo gar *Masovías.*[6])

Martius gebraucht nach Dobrizhoffer[7]) die Form *Amókebit,*[8]) was dem wirklichen Namen am nächsten kommt. Die ursprüngliche Bezeichnung ist wohl *Mocouitt* oder *Mokovit*, analog dem *Tocouitt, Tokowit,* für die *Toba,* so daß, wenn wir von den verschiedenen Anfangsbuchstaben *M* und *T* absehen, die beide hier keinen grammatischen Wert zu haben brauchen, sondern lediglich zufällige Partikel oder Präfixe sein können, schon die Ähnlichkeit der Namen auf eine nahe Verwandtschaft beider Stämme hinzudeuten scheint.[9])

Schon früh hatte man diesen engen Zusammenhang zwischen dem *Mokoví* und den anderen Sprachen der *Guaikurú*-Gruppe, besonders dem *Toba*, erkannt,[10]) und die Behauptung Azaras, die *Mokoví*-Sprache sei originell und gänzlich verschieden von allen

---

[1]) Azara, II, 164, 337, 338.

[2]) La lengua Mocoví segun el Padre Francisco Tavolini. M. S. en la Biblioteca del General Bartolomé Mitre. Con Introduccion y notas por Samuel A. Lafone Quevedo. Revista del Museo de la Plata. I, 71ff., 256 ff.; II, 175 ff., 289 ff., 393 ff.; III, 129 ff.; IV, 161 ff., 257 ff.

[3]) Lafone Quevedo, *c)* 5.

[4]) Der *Toba* Lopez bezeichnete wenigstens Lafone Quevedo (1888) die *Mocoit* als »Indios malos de los campos«. Lafone Quevedo bemerkt dazu mit Recht: »The Tobas call the Mocovis *bad* (!!)«, und an einer anderen Stelle: »Un Toba hablando de los Mocouitt decia: — eso indio malo — y si los Tobas los tratan de malos, que dirian los Christianos?« Lafone Quevedo, *b)* 182. Lafone Quevedo, *a).* Revista, I, 115.

[5]) Lafone Quevedo, *b)* 3 ff., 8—9. Azara, II, 162. Aguirre, Bol. XIX, 468 ff. d'Orbigny, 229.

[6]) Lafone Quevedo, *b)* 8—9.

[7]) Dobrizhoffer, I, 160; II, 241.

[8]) Martius, I, 227.

[9]) Lafone Quevedo, *b)* 9.

[10]) Lozano, 77. Dobrizhoffer, II, 242. Hervas, *c)* 180 (nach Angaben des Abb. Ramon de Termeyer, Missionars der *Mokoví*), Martius, I, 232.

anderen, scheint deshalb unbegreiflich.[1]) D'Orbigny identifiziert völlig das *Mokoví* mit dem *Toba, Pilagá* und *Aguilot,*[2]) rechnet aber zu demselben Sprachstamm fälschlicherweise auch das *Machicuy,* das *Ennímaga-Machicuy (Guaná, Sanapaná, Sapukí, Angaité, Lengua, Toósle, Súje*n) Boggianis,[3]) mein »Maskoi«.

Wenn wir nun auch diesem Forscher nicht soweit folgen und dem *Mokoví* alle Selbständigkeit aberkennen wollen, — denn die *Mbocobí-Toba* d'Orbignys, von deren Sprache er uns einige Worte gibt,[4]) scheinen gar keine eigentlichen *Mokoví,* sondern reine *Toba* zu sein, wie aus meiner vergleichenden Sprachtabelle hervorgeht — so steht doch die sehr nahe Verwandtschaft beider Sprachen fest. Ja, wir werden nicht fehlgehen, wenn wir mit Lafone Quevedo annehmen, daß das *Toba* nur ein durch fremde Einflüsse korrumpierter Dialekt des *Mokoví* ist, das seine Formen reiner erhalten hat, wie jenes.[5])

Im Gegensatze zu Azara, der auf die Schwierigkeit bei der Aufnahme der *Mokoví*-Sprache wegen der vielen Guttural- und Nasallaute hinweist,[6]) und zu Baucke, der das »leise und undeutliche Sprechen, wie auch das häufige Abkürzen der Worte und Verschlucken von Buchstaben und ganzen Silben« als ein Haupthindernis bei ihrer Erlernung betont,[7]) nennt sie Aguirre ebenso wie das *Toba* »muy clara en su pronunciación«.[8]) Auch Termeyer [bei Hervas, *i*)] rühmt zwar bei dem *Mokoví* den Reichtum und die Zierlichkeit des Ausdruckes, sagt aber, oft drücke diese Sprache durch ein einziges Wort aus, was das Spanische und das Ketschua, das Termeyer auch verstand, durch ganze Phrasen sage.

Eine Eigentümlichkeit, der wir auch im *Abipon* begegnen werden, ist, daß auch die Sprache der *Mokoví* den Unterschied der Personen kennt, mit welchen man spricht. »Redet der Indianer mit einem, der nicht zu den Vornehmen des Volkes gehört, oder einer aus den Tapfersten ist, so bedient er sich der gewöhnlichen Sprache; im Verkehr mit Vornehmen oder Angesehenen erhält das Wort je nach seiner Eigenschaft entweder am Ende oder in der Mitte einen Zusatz; anders spricht der Indianer zum Beispiel mit dem Sohne eines Kaziken, anders mit einer Verheirateten, anders mit einer Ledigen. So heißt *acami* »du«; zum Sohne eines Kaziken sagt man *acamiji,* zu einem anderen Vornehmen aber *acamin,* zu oder von einer Verheirateten *acamet,* zu einer Unverheirateten *acamen.*[9]) Ebenso scheint auch im *Mokoví* eine der sogenannten »Männer- und Weibersprache« des *Mbayá* ähnliche lautliche Verschiedenheit in der Ausdrucksweise beider Geschlechter bestanden zu haben. Nach Termeyer wenigstens gebrauchten als Interjektion »o wehe!« die Männer die Form: *coi caà,* die Weiber: *yucaè,* und für »wollte Gott!« sagten die Männer: *nozodla-yiti,* die Weiber: *nocogot!*[10])

Abipon.

Ich komme nun zu dem Stamme, über den wir durch das klassische Werk des österreichischen Jesuitenpaters Martin Dobrizhoffer die ausführlichsten und treuesten Nachrichten haben, zu den *Abipon.*

[1]) Azara, II, 163.

[2]) Dies thut auch der Pater Lozano, 77.

[3]) Vgl. meine Abhandlung im Globus, LXXVIII, 217 ff., 235 ff. Boggiani, *e)* 30 ff. Boggiani *f)* 39 ff. Vgl. meine »Maskoi-Gruppe«, Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. 1902, 130 ff.

[4]) d'Orbigny, 80.

[5]) Lafone Quevedo, *b)* 15, 23, 24, 73.

[6]) Azara, a. a. O. 163.

[7]) Kobler, 271—272.

[8]) Bol. XIX, 503.

[9]) Kobler, 272—273.

[10]) Hervas, *h)* 16.

Sieben Jahre wirkte dieser treffliche Beobachter und Schilderer unter diesen Indianern und hat uns mit seltener Objektivität ein Werk geschaffen, das noch jetzt für den Ethnologen unerschöpfliches Material liefert. nicht nur um die Sitten und Gebräuche, sondern auch das geistige Leben eines Naturvolkes kennen zu lernen.

Schon um die Mitte des XVII. Jahrhunderts hatten die *Abipon* Pferde und »wußten auch schon trefflich mit ihnen umzugehen«.[1]) Damals hausten sie auf dem nördlichen Ufer des Rio Bermejo, den sie *Iñate* nannten. Zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts wanderten sie, teils um den Angriffen der Spanier von Salta zu entgehen, teils um Überfälle auf die südlichen spanischen Kolonien zu machen, nach Süden aus und besetzten die weite Ebene, die bis dahin die *Kaltschakí (Calchaquís)* inne gehabt hatten, eine kriegerische, berittene Nation, die damals schon zum größten Teil durch Kämpfe und Epidemien aufgerieben war.[2])

In diesem ungeheuren Gebiete des heutigen Chaco Austral, vom Rio Bermejo bis in die Provinz Santa Fé, vom Paraná bis in die Nähe von Cordoba, streiften die *Abipon* hin und her, bald im fernen Westen die Bewohner von Cordoba und Santiago del Estero beunruhigend, bald im Osten in die Provinz Santa Fé einfallend, bald die *Guarani*-Niederlassungen um Asuncion verwüstend. Auf flinkem Roß erschienen sie blitzschnell auf dem Plan, metzelten und brannten nieder, was sie erreichen konnten und verschwanden wieder in die dichten Urwälder und weiten Sumpfgebiete des Chaco, ohne daß die Spanier ihnen viel anhaben konnten.[3]) So hielten kaum 1000 streitbare Männer eine ungeheure Provinz jahrzehntelang in Furcht und Schrecken und verwandelten »die schönen Fluren«, in denen noch im Anfang des XVIII. Jahrhunderts vollkommene Sicherheit herrschte und blühende Kulturstätten sich ausbreiteten, »in eine traurige Einöde und in ein Räubernest«.[4])

Dobrizhoffer verschweigt nicht, daß die Spanier häufig selbst die Veranlassung zu diesen blutigen Kämpfen gaben und durch alle möglichen Schandtaten die Indianer immer wieder zu neuen Rachekriegen anstachelten.[5])

Durch Güte suchte man sich endlich dieser furchtbaren Geißel zu entledigen. Im Jahre 1747 »erbettelte man sich«, wie sich Dobrizhoffer ausdrückt, »von den *Abipon* den Frieden und machte dadurch, daß man ihnen Kolonien baute, den so lange ausgestandenen Drangsalen ein Ende«.[6])

Die Mission San Xavier, die schon früher für die *Mokoví* errichtet worden war und sich damals in einem blühenden Zustande befand, brachte die *Abipon* zuerst auf den Gedanken, ihr unstätes Leben aufzugeben und wie ihre alten Freunde und Verbündeten, die *Mokoví*, friedlich in Kolonien zu leben.[7]) So wurden in der Provinz Santa Fé zwischen dem 28° und 30° südlicher Breite[8]) vier Kolonien errichtet: San Jerónimo, Concepción, San Fernando (und San Francisco Regis) und San Rosario, und fast das ganze Volk der *Abipon* in ihnen vereinigt. Azara ist daher im Irrtum, wenn er sagt, die *Abipon* seien durch einen blutigen Krieg mit den *Mokoví*, die ihnen an Volkszahl bedeutend überlegen waren, gezwungen worden, sich unter den Schutz der Spanier zu stellen.[9])

---

[1]) Dobrizhoffer, III, 10.
[2]) Lozano, 92 ff.
[3]) Lozano, 89, 92 ff. Lafone Quevedo, *c)* 23.
[4]) Dobrizhoffer, II, 3, 13, III, 13, 14, 15, 18 ff., 28 ff., 59, 90 ff. Hervas, c) 178—179.
[5]) Dobrizhoffer, III, 37 ff.
[6]) Ebenda, III, 50.
[7]) Ebenda. III, 135.
[8]) Azara, II, 164. d'Orbigny, 240. Brinton, 8.
[9]) Azara, II, 165.

Wie ernst der Freundschaftsbund der *Abipon* mit den Spaniern auf beiden Seiten genommen wurde, läßt sich daraus erkennen, daß jedem Kaziken ein spanisches Gebiet zum Schutz anvertraut wurde, so daß ihnen, wie Dobrizhoffer sagt, »ungefähr dasjenige oblag, was einst in unserem Deutschland die Markgrafen, durch welche die Kaiser die vaterländischen Grenzen bewahren ließen, zu besorgen hatten«.[1])

Im Jahre 1770 wanderte ein Teil der *Abipon* von San Jerónimo nach Osten aus, überschritt den Paraná und ließ sich in der Provinz Corrientes in den Kolonien Las Garzas und Goyaz nieder.[2])

Öfters hatten die Kolonien unter den Angriffen der wilden *Mokoví, Toba* und *Mbayá-Guaikurú* zu leiden, die von Freunden und Verbündeten der *Abipon* seit ihrer Pazifizierung zu ihren erbittertsten Feinden geworden waren. Pater Dobrizhoffer selbst wurde durch einen *Toba*-Pfeil schwer verletzt.[3])

Zu Azaras Zeit waren von allen diesen blühenden Kolonien nur noch die von San Jerónimo und Las Garzas übrig, deren Bewohner jedoch wieder gänzlich in ihren ursprünglichen Zustand der Wildheit zurückverfallen waren.[4])

Wenn man den alten Nachrichten Glauben schenken will, sind die *Abipon* in den ersten Zeiten der Entdeckung sehr zahlreich gewesen. Der Pater Lozano erzählt, in der Nähe der Stadt Concepcion am Rio Bermejo habe vor alters ein Dorf bestanden, das über 8000 Seelen zählte.[5]) Der Pater Jolis glaubt, daß zu seiner Zeit (1767) alle Kolonien der *Abipon* zusammen nicht diese Ziffer erreicht hätten.[6]) Dobrizhoffer schätzt die ganze *Abipon*-Nation auf nicht mehr als 5000 Köpfe, darunter etwa 1000 streitbare Männer.[7]) Sie zerfiel damals in drei Unterabteilungen, die nach der verschiedenen Beschaffenheit ihrer Wohnsitze *Riikahè* »Leute des Feldes«, *Nakaigetergehè* »Leute des Waldes« und *Jaaukanigà* »Leute des Wassers« hießen. Jolis schreibt *Rigagé, Naquetaget, Yaochaniga.*[8]) Die *Jaaukanigà* waren nach Dobrizhoffer einst ein besonderer Stamm mit besonderer Sprache. Im XVII. Jahrhundert wurden sie von den Spaniern beinahe aufgerieben. Die Überlebenden vereinigten sich mit den *Abipon* und vergaßen ihre alte Sprache gänzlich.

Diese Unterhorden hatten die gleiche Lebensweise, die gleichen Sitten und, abgesehen von geringen, meist dialektischen Unterschieden, die gleiche Sprache.[9])

Die Ursachen der rapiden Abnahme der *Abipon* sind teils in inneren Zwisten und den beständigen Kriegen mit äußeren Feinden, teils in verschiedenen verheerenden Epidemien,[10]) teils in der abscheulichen Gewohnheit des Kindesmordes und des Verbrechens wider das keimende Leben (Abortus) zu suchen, die wohl hauptsächlich in der Bequemlichkeit und Eitelkeit der Weiber und in der Sitte der Vielweiberei wurzelt und, wie wir bereits gesehen haben, für verschiedene Reiterstämme des Chaco bezeugt wird.[11])

Heute scheint nicht mehr viel von dem einst so stolzen Stamme übrig zu sein, vielleicht ist er schon ganz erloschen. D'Orbigny gibt an, die *Abipon* seien durch die Be-

---

[1]) Dobrizhoffer, III, 161.

[2]) Azara, II, 165. Demersay, I, 451.

[3]) Dobrizhoffer, III, 386 ff., 425 ff.

[4]) Azara, II, 165, 337.

[5]) Lozano, 89.

[6]) Lafone Quevedo, *c)* 27.

[7]) Dobrizhoffer, II, 124.

[8]) Lafone Quevedo, *c)* 27, vgl. auch: Hervas, *c)* 177—178.

[9]) Dobrizhoffer, II, 123, 237—238.

[10]) Ebenda, II, 124, 313 ff., III. 396 ff. Jolis gibt vier große Epidemien an: 1590, 1591, 1616, 1718. Lafone Quevedo, *c)* 27. Hervas, *c)* 178.

[11]) Dobrizhoffer, II, 124—125.

wohner von Corrientes aufgerieben worden, und nur noch wenige streiften in der Provinz Corrientes umher.[1]) Ähnliches berichtet Demersay, der jedoch die *Toba* als ihre Vernichter bezeichnet.[2]) Diese *Abipon* waren die traurigen Überreste der Kolonisten von Las Garzas und Goyaz.

Auch in der Provinz Santa Fé werden bis in die neuere Zeit *Abipon* angegeben. Lafone Quevedo traf im Jahre 1858 auf einer Reise von Santa Fé nach Cordoba eine Tagesreise von Santa Fé entfernt, eine Reservation von Indianern, die dort auf Kosten der argentinischen Regierung unterhalten wurden. Sie waren »große Leute« und nannten sich *Abipones*.[3])

Noch in den Jahren 1884 und 1885 werden auf argentinischen Karten zwischen 28° und 29° südlicher Breite, nördlich vom Rio Salado, *Abipones* angegeben,[4]) und es ist nicht ausgeschlossen, daß noch heute Indianer dieses Stammes in den noch wenig bekannten Ebenen zwischen Santa Fé und Santiago del Estero umherstreifen.[5])

Den Untergang der *Abipon* haben wohl weniger äußere Fehden, als vielmehr die gänzlich veränderte Lebensweise verschuldet, die sie von unstäten Nomaden plötzlich zu seßhaften Ackerbauern machte.

Nach den Schilderungen ihres Lehrers und besten Freundes Dobrizhoffer waren sie trotz ihrer Wildheit ein durchaus nicht tiefstehendes und wohl bildungsfähiges Volk. Mit Recht sagt Lafone Quevedo von ihnen: »Fueron indios, á estar á lo que cuentan sus historiadores, dignos de mejor suerte!«[6])

Nicht immer sind diese Indianer unter dem Namen *Abipon* bekannt gewesen. Die älteren Schriftsteller, wie Bárcena, Techo, Lozano u. a., nennen sie *Frentones* oder *Frontones*, mit welchem Sammelnamen, wie ich schon oben (bei den *Toba*) auseinandergesetzt habe, alle die Chaco-Stämme bezeichnet wurden, die, wie Dobrizhoffer sagt, den Spaniern durch ihre »hohen Stirnen« auffielen, »indem sie sich ihre Haare am Vorderhaupt auf drei Zoll weit ausraufen, so daß die Stirne durch diese erkünstelte Kahlköpfigkeit unnatürlich breit wird«.[7])

Von den *Guaikurú (Mbayá)* wurden die *Abipon Comidi*, von den *Vilela Lukuanit*, d. i. »Leute, welche gegen Süden wohnen«, genannt.[8]) Bei den *Enimaga* hießen sie *Quiabanabaité*, bei den *Lengua* nach Azara *Écusgina*,[9]) während Aguirre *Escusguina* als den eigentlichen Stammesnamen bezeichnet, den sie sich selbst beilegten.[10])

Die *Mokoví*, *Toba* und *Pilagá* gaben ihnen nach verschiedenen Zeugnissen den Namen *Callagaic*. Die Spanier korrumpierten daraus *Callagáes*, *Callages*, und dies ist der Stammesname, unter dem die *Abipon* in den ältesten Zeiten weitaus am häufigsten genannt werden.[11]) Schon Ulrich Schmidel spricht von *Gulgeissen*, *Gulgaissen*,

---

[1]) d'Orbigny, 240.

[2]) Demersay, I, 451.

[3]) Lafone Quevedo, *c)* 59, 365.

[4]) Ebenda, 365 und Karte.

[5]) Ebenda, 59.

[6]) Lafone Quevedo, *c)* 368.

[7]) Lozano, 63, wo er von *Frentones ò Abipones* spricht. Dobrizhoffer, II, 15, vgl. auch Lafone Quevedo, *c)* 13—14 (Bárcena, 1594); 18 ff. (Techo); 27, (Jolis, 1767), Martius, I, 236.

[8]) Dobrizhoffer, II, 15. Martius, I, 236.

[9]) Azara, II, 164.

[10]) Bol. XIX. 468.

[11]) Dobrizhoffer, II, 15. Martius, I, 236. Lafone Quevedo, *c)* 23 (nach Lozano). d'Orbigny, 240.

die zwischen den Flüssen Bermejo und Salado, dem Gebiete der späteren *Abipon*, hausten.[1]) *Gulgaissen* ist zweifellos eine Verketzerung des Namens *Galgaies, Callagáes.* Auch unter den *Quiloasas* des Paters Techo u. a. sind wohl dieselben Indianer verstanden.[2])

Nach Lozano legten sich die *Abipon* den Namen *Callagaes* selbst bei, denn er sagt: »Llamanse el dia de oy *Callagaes,* que antiguamente se llamaban *Abipones.*«[3])

Der Stammesname *Mepones,* der sich in manchen Quellen findet, so auch bei Schmidel als *Mapenuss, Mapenniss,*[4]) ist wohl nur eine Korrumpierung von *Abipones* und bezeichnet nicht, wie Brinton annimmt, noch einen anderen nahe verwandten Stamm,[5]) zumal da Dobrizhoffer bei seiner Aufzählung der Unterhorden der *Abipon* nirgends von einem Stamme der *Mepones* spricht.

Die enge Zugehörigkeit des *Abipon* zu den Dialekten der *Guaikurú*-Gruppe, besonders dem *Mokoví* und *Toba,* hat man bei näherer Bekanntschaft mit dieser Sprache klar erkannt. Schon Dobrizhoffer und Aguirre weisen auf diese Verwandtschaft hin,[6]) und es erscheint deshalb unbegreiflich, wie Azara, dessen linguistische Urteile überhaupt mit größter Reserve aufgenommen werden müssen, das *Abipon* »verschieden von allen anderen Sprachen« nennen kann.[7]) Hervás (c. 176) hält das *Abipon* sogar für die Muttersprac he des *Toba.* Lafone Quevedo weist in seinen beiden Abhandlungen über die *Toba-* und die *Abipon*-Sprache nach, daß das *Toba* enger mit dem *Mokoví* zusammenhängt als das *Abipon* mit dieser letzteren Sprache, worauf ich noch weiter unten zurückkommen werde.[8])

Die Forscher stimmen darin überein, daß das *Abipon* wegen der vielen Wörter mit konsonantischen Endungen (auf *ec, ic, anc* u. s. w. ähnlich wie beim *Toba*) hart und wegen der langen Wörter, die oft »aus zehn, zwanzig und mehr Buchstaben zusammengesetzt sind«, und der gutturalen Laute für den Europäer außerordentlich schwer zu erlernen sei.[9])

Die Länge vieler Vokabeln bedingt ein abwechselndes Heben und Senken der Stimme im Wort, so daß die Sprache dieses Volkes dadurch »außerordentlich klingend und singmäßig« ist, und »es vielleicht nicht überflüssig wäre, zu jeder Silbe musikalische Noten hinzuzusetzen«.[10])

Von einer eigentümlichen Erscheinung berichtet uns Dobrizhoffer, daß die Vornehmen bei den *Abipon,* die *Hëcheri* oder *Nalareykatè,* der Adel, sich von den Gemeinen auch durch die Sprache unterschieden. »Sie brauchen wohl die nämlichen Wörter, aber sie verunstalten selbe durch das Dazwischen- oder Hinzusetzen anderer Buchstaben dergestalt, daß man eine ganz neue Sprache zu hören glaubt.« Die Namen der Männer, die in die Adelsklasse gehörten, endigten auf *in,* die der Weiber auf *en.* Diese Silben mußte man sogar, wenn man mit ihnen oder von ihnen redete, den Zeit- und Hauptwörtern anhängen.[11])

Wir haben hier, wie auch im *Mokoví,* eine der sogenannten »Männer- und Weibersprache« im *Kadiuéo-Mbayá,* nach der Erklärung Boggianis, analoge Erscheinung. Wie

---

[1]) Schmidels Reise 38—39. Unter diesen Namen sind wohl nicht die *Kaltschaki (Calchaquís)* verstanden, wie der Herausgeber (S. 38, Note 3) annimmt.

[2]) Lafone Quevedo, *c)* 362, 367.

[3]) Lozano, 89.

[4]) Schmidel, 41—42.

[5]) Azara, II, 164. Brinton, The linguistic etc. 8.

[6]) Dobrizhoffer, II, 242—243. Aguirre, Bol. XIX. 468. Hervas, *c)* 176 ff. Demersay, I, 451.

[7]) Azara, II, 164.

[8]) Lafone Quevedo, *b)* 73.

[9]) Dobrizhoffer, II, 193 ff, 232. Azara, II, 164. d'Orbigny, 240.

[10]) Dobrizhoffer, II, 194.

[11]) Dobrizhoffer, II, 236.

dort, so haben wir es auch hier nicht mit zwei verschiedenen Dialekten zu tun, die vielleicht entstanden sind durch Mischung zweier Stämme. Die Adeligen suchten vielmehr dadurch, daß sie ihre Sprache von der des gemeinen Volkes durch alle möglichen Endungen und Einschiebungen unterschieden und sich möglichst gespreizt ausdrückten, ihren Worten den nötigen Nachdruck und damit sich selbst das nötige Ansehen zu verleihen.

Payaguá.

Der Name der *Payaguá* ist einer der berühmtesten und gefürchtetsten in der Geschichte der Paraguaystaaten. Wenn wir den alten Karten Glauben schenken wollen, hatten die *Payaguá* zur Zeit der spanischen Invasion ein ungeheures Gebiet längs der Ufer des Rio Paraguay inne,[1]) doch ist dies wohl so zu verstehen, daß die *Payaguá,* die Jahrhunderte lang als kühne und räuberische Flußpiraten den Schrecken der Ansiedler und Reisenden bildeten, auf raschen Raubzügen in ihren 10 bis 30 Fuß langen Kähnen, die bis 40 Mann faßten,[2]) und mit denen sie über sieben Seemeilen in der Stunde zurückgelegt haben sollen,[3]) den Paraguay seiner ganzen Länge nach befuhren, ja bis in seine Nebenflüsse eindrangen und nach Azara[4]) sogar die Portugiesen im fernen Cuyabá beunruhigten.[5])

Bei der Erklärung des Namens *Payaguá* ist viel gesündigt worden. Ich erwähne hier nur kurz, ohne mich näher auf Für und Wider einzulassen, als durchaus unwesentlich, die verschiedenen meist sehr unglücklichen und gewaltsamen Versuche. Martius in seiner bekannten »Tupimanie« erklärt den Namen durch Zusammenziehung aus dem *Guarani*-Wort *paracuá-hygoata,* welches bedeute »Läufer oder Schwärmer auf den Gewässern des Paraguay«.[6]) Wie aber daraus *Payaguá* werden soll, ist zum mindesten unklar. Ruiz de Montoya nimmt als die ursprüngliche Form *paraguai-guara* »das Volk des Paraguay« an.[7]) Andere behaupten wieder umgekehrt, *Paraguay* sei entstanden aus *Payagua-y* »Wasser oder Fluss der *Payaguá*«.[8]) In beiden Fällen ist der Wechsel zwischer *r* und *y* unhaltbar.

Ganz unverständlich endlich ist die Erklärung, die Demersay gibt, aus den *Guarani*-Worten *paî* und *aguaá,* welche bezeichnen sollen »angeklebt an das Ruder«.(?)[9]) Sapienti sat!

Während der Name *Payaguá* dem ganzen Volke beigelegt wurde, unterschied man zur Zeit der Entdeckung nach der verschiedenen Lage der Wohnsitze zwei Horden, eine nördliche, die unter dem 21° 5′ südlicher Breite, und eine südliche, die unter dem 25° 17′ südlicher Breite wohnte. Beide zusammen sollen damals mehrere tausend Krieger gezählt haben.[10]) Die erstere nannte sich, wie uns Azara berichtet,[11]) *Cadigué,* die letztere nach

---

[1]) Boggiani, *d)* 11.

[2]) Dobrizhoffer, I, 147, 150—151.

[3]) Azara, II, 144—145.

[4]) Azara, II, 121.

[5]) Prado, 40, 42. Demersay, I, 354.

[6]) Martius, I, 225.

[7]) Brinton, 25.

[8]) Azara, II, 119. Bol. XVIII, 618. Demersay, I, 353. Dr. Rudolf Endlich bestreitet diese Etymologie. Globus. Bd. LXXVII, 191.

[9]) Demersay, I, 353.

[10]) Demersay, I, 355.

[11]) Azara, II, 119.

einem berühmten Häuptling *Magach,*[1]) woraus die Spanier dann den Namen *Agaces* oder *Agaz* korrumpiert haben sollen. Nach dem Tode dieses Häuptlings hätten die Spanier die enge Zugehörigkeit der *Agaces* zu den *Payaguá* erkannt und dieser südlichen Horde den Namen des ganzen Stammes beigelegt, woraus der Irrtum späterer Schriftsteller entstanden sei, welche die *Agaces,* nach anderen *Agoiae, Hogaes,*[2]) für einen selbständigen, später erloschenen Stamm hielten. Wie dem auch sein mag, jedenfalls müssen wir nach den übereinstimmenden Zeugnissen annehmen, daß die *Agaces,* wenn nicht eine Unterabteilung der *Payaguá,* so doch ein diesem Volk nahe verwandter Stamm der *Guaikurú*-Gruppe waren.[3])

Mit dem Namen *Cadigué,* den Azara der nördlichen Horde beilegt, begeht er offenbar einen Irrtum. Doch ist dies leicht aus der Ähnlichkeit der Namen zu erklären, indem diese Abteilung der *Payaguá,* die am weitesten nach Norden und dem *Mbayá-Guaikurú*-Stamm der *Kadiuéo* oder *Cadiguéo (Cadigué)* zunächst wohnte, zu Azaras Zeit *Sarigué* genannt wurde. Das oben angegebene Gebiet dieser *Sarigué* wird heute von den *Kadiuéo* eingenommen.[4])

Die südliche Abteilung hieß gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts *Siakuá* oder *Takunbú,* (auch Takumbú), nach Azara die ehemaligen *Agaces.*[5]) Diese waren es, die in einem hartnäckigen Gefecht dem Johannes d'Ayolas fünfzehn Leute töteten[6]). d'Ayolas fiel bald darauf mit seiner gesamten Mannschaft, 200 Soldaten, im Kampf geger die *Sarigué.*[7]) So erwarben sich die *Payaguá* durch ihre Blutgier, ihre verräterischen Angriffe auf alle spanischen Ansiedelungen und die benachbarten Indianerstämme und durch ihre große Tapferkeit einen gefürchteten Namen.[8]) Mehrere tausend Spanier sollen ihnen im Verlaufe der Jahrhunderte zum Opfer gefallen sein, und es fehlte nicht viel, meint Azara, daß sie das spanische Element in ganz Paraguay vernichtet hätten.[9]) Inwieweit die Gegenseitigkeit dabei eine Rolle spielte, wird freilich nicht gesagt.

Als die *Payaguá* jedoch die rasche Zunahme der Weißen im Lande und die unhemmbare Ausbreitung europäischer Gesittung bemerkten, schlossen sie ein Schutz- und Trutzbündnis mit den Spaniern und ließen sich unter Zusicherung ihrer Selbständigkeit und Erhaltung ihrer Sitten und Lebensgewohnheiten durch den Statthalter Raphael de la Moneda in Asuncion ansiedeln.[10]) So wurden im Jahre 1740 die *Tukunbú* und im Jahre 1790 die *Sarigué* in der Hauptstadt vereinigt und bildeten fortan nützliche Glieder der Bevölkerung und treue Verbündete im Krieg. In einer Gesamtzahl von nahe an 1000 Seelen leisteten sie den Spaniern treffliche Dienste als Ruderer und Feldarbeiter oder verhandelten an sie die Erzeugnisse ihrer geringen Industrie, wie Kanus, Hängematten, Decken u. a. gegen Schnaps, Fleisch, Süßigkeiten und Schmuck.[11])

---

[1]) Demersay, I, 353.

[2]) Bol. XX, 39. Ulrich Schmidel, der mit seinen Genossen viel von diesem Stamm zu leiden hatte, schreibt in seiner willkürlichen Art bald: *Aigas, Aygas, Aigais, Aeiges,* bald *Aygaissen, Aygaysen* oder gar *Aygaiscon.* (Reise: 15, 16, 19, 42.)

[3]) Bol. XX, 19, 24, 36, 61.

[4]) Vgl. auch Hervas, *c)* 186—187.

[5]) Azara, II, 120. Brinton, The American Race, 316 und The Linguistic etc., 24, unterscheidet drei *Payaguá*-Horden: 1. *Agaces* am Rio Paraguay. 2. Die eigentlichen *Payaguá* in der Nähe von Santa Fé. 3. *Sarigues* am mittleren Paraguay.

[6]) Azara: II. 120. Demersay, I, 354, II, 225—226. Schmidel, 42 (19).

[7]) Schmidel, 51 (25). Schmidel nennt die *Payagud: Payenbas, Peyenbass, Bayenbas, Paimbass Piembas* etc. (19, 21—23, 31, 48).

[8]) Schmidel sagt von den *Agaces:* »Diese *Aeiges* sein die dreflichsten [o]der pesten kriegsleut, so auf dem wasser erfunden werden, aber zu lannt sint sie nicht dergleichen« (42 [19]).

[9]) Azara, II, 121.

[10]) Dobrizhoffer, I, 147. Martius, I, 226. Azara, II, 122—123. Demersay, I, 354—355.

[11]) Azara, II, 122.

Zur Zeit Demersays, um die Mitte des XIX. Jahrhunderts, zählten sie nur noch 200 Seelen. Der strenge Diktator Dr. Francia bediente sich der *Payaguá* als Grenzwächter auf dem Paraguay, um sein Land von der Außenwelt gänzlich abzuschließen. Auf einem großen Irrtum beruht deshalb die Angabe d'Orbignys, der sich in Corrientes erzählen ließ, Francia habe alle *Payaguá* töten lassen.[1])

Der ein ganzes Jahrhundert hindurch engste und ununterbrochene Verkehr mit der zivilisierten Bevölkerung, besonders aber der furchtbare Krieg der Triple-Allianz, Brasiliens, Argentiniens, Uruguays, gegen das kleine Paraguay, der fast die ganze männliche Bevölkerung des Landes vernichtete, schuf auch den *Payaguá*, die unter paraguayschen Offizieren den alten Ruf ihrer Tapferkeit bewiesen, den Untergang.

Noch heute wohnen die traurigen Überreste dieser einst mächtigen Nation, durch Alkohol und Zivilisationskrankheiten degeneriert, 40—50 Individuen, Männer, Weiber und Kinder, in dem Hafenviertel von Asuncion an den Ufern der Lagune, die mit dem Fluß in Verbindung steht und den Hafen der Stadt bildet. Die einzige Industrie dieser Indianer besteht in der Verfertigung von roh ornamentierten *Mates* (Kürbisgefäßen für die *Yerba Mate*), ziemlich geschmacklosem, schlecht gebranntem Tongeschirr, Federarbeiten, Webereien, Bogen und Pfeilen und anderen kleinen Gegenständen, die sie an die Fremden verhandeln.[2]) Auf dem Markt, der in Asuncion jeden Morgen zwischen sechs und acht Uhr stattfindet, kann man leicht die dunklen, charakteristischen Indianertypen der *Payaguá*-Weiber von den helleren, mehr europäischen Gesichtern der *Guarani*-Mischlinge unterscheiden. Die Männer arbeiten auch in den *Yerbales* (Mate-Distrikten) und *Obrajes* (Holzfällereien).

Ich möchte hier eine Behauptung von Martius zurückweisen, die neuerdings von Brinton[3]) wieder aufgegriffen und verteidigt worden ist. Nach seiner bekannten Gewohnheit, Stämme, die er nicht klassifizieren kann, als ein Gemisch aus verschiedenen Nationen, ein »Colluvies gentium«, zu bezeichnen, spricht Martius auch den *Payaguá* die Selbständigkeit ab und behauptet, der Name *Payaguá* sei eine Kollektivbezeichnung »für alle jene feindlichen Indianer, welche die Ufer des Paraguay unsicher machten« und ohne Zweifel Glieder verschiedener Stämme des Chaco, Paraguay, Pilcomayo und Bermejo wären.[4]) Dagegen stehen die Zeugnisse aller älteren Gewährsmänner, wie Aguirres,[5]) Azaras[6]) u. a. und neuerer Forscher und trefflicher Kenner dieses Stammes, wie Lafone Quevedos[7]) und vor allen Boggianis, die die Selbständigkeit des *Payaguá*-Stammes und seiner Sprache und deren Zugehörigkeit zur *Guaikurú*-Gruppe betonen,[8]) was aus dem folgenden, vergleichenden Vokabular genügend hervorgeht. Auch Martius[9]) und nach ihm Brinton[10]) haben dies, gezwungen durch die Sprachvergleichung, zumTeil zugeben müssen.

Die weite Ausdehnung der *Payaguá*[11]) war, wie ich oben angeführt habe, nur scheinbar und ist deshalb nicht als Beweismittel heranzuziehen. Ebenso hinfällig ist die Angabe

---

[1]) d'Orbigny, Voyage, I, 314. Demersay, I, 355, 367.

[2]) du Graty, 205—206. Bol. XVIII, 618 (Boggiani). Boggiani, *e)* 8—9. Nach Boggiani nennen sich die heutigen *Payaguá* selbst *Euébe* (Bol. XX, 28), (Boggiani, *f)* 17). Demersay, I, 365.

[3]) The linguistic etc., 25.

[4]) Martius, I, 226.

[5]) Bol. XIX, 494 ff., 502—503.

[6]) Azara, II, 119 ff.

[7]) Bol. XX, 36 (bei der Besprechung von Brintons The Linguistic etc.).

[8]) Boggiani, *f)* 7.

[9]) Martius, I, 226.

[10]) Brinton, 25.

[11]) Ebenda.

Brintons,[1]) Pater Neumann habe im Jahre 1703 *Payaguá* angetroffen, die mit ihm *Guarani* gesprochen hätten. Mit Recht weist Lafone Quevedo darauf hin, daß das *Guarani*, wie heute in der zivilisierten Welt das Französische oder Englische, damals, wie noch jetzt, am Paraguay als Verkehrssprache galt, und dass diese *Payaguá* im Verkehr mit dem Missionar die Sprache anwandten, in der sie sich mit ihm verständigen konnten.[2])

Dies alles schließt indessen nicht aus, daß die *Payaguá*-Sprache, wie sie uns heute vorliegt, im Laufe der Zeit starke Veränderungen erfahren hat, indem sie einerseits durch die weiten Raubzüge des Stammes, anderseits durch den langen, engen Verkehr mit den Spaniern und *Guarani* sehr viele fremde Bestandteile in sich aufnahm.

Von der *Payaguá*-Sprache behaupten alle älteren Schriftsteller, wie Hervás,[3]) Jolis[4]) u. a., übereinstimmend, daß sie sehr verschieden von allen anderen sei. Azara[5]) sagt, sie sei so schwer, daß sie niemand lernen, und so guttural, daß man ihre Laute mit den spanischen Buchstaben nicht fixieren könne.[6]) Ähnlich drückt sich Aguirre aus: »Es casi imposible explicar ni escribir la fuerza de las guturales de este idioma, porque es friolera en su comparación el Guaraní.«[7])

Demersay nennt die *Payaguá*-Sprache »sehr hart, bald guttural, bald nasal, schwierig in der Aussprache und des Wohlklanges entbehrend, indem die ersten Silben der Wörter zischend hervorgestoßen, die letzten kurz und ruckweise« gesprochen würden.[8])

Es ist sehr dankenswert, daß Boggiani auch diese Sprache in einem reichhaltigen und phonetisch genauen Vokabular vor ihrem baldigen Untergang für die Wissenschaft gerettet hat.[9])

Lengua.

Auch für die *Payaguá* hat der unselige Name *Lengua* Verwirrung gebracht. In der an linguistischen Schätzen reichen Bibliothek des Generals Mitre in Buenos-Aires findet sich ein Manuskript des Pedro de Angelis, angeblich kopiert von einem Manuskript des Pedro Cerviño, Begleiters des Felix de Azara und Mitgliedes der spanischen Grenzkommission in Paraguay gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts.

Dieses Manuskript enthält einige Vokabeln aus der Sprache eines *Lengua*-Stammes, die sich jedoch bei näherer Vergleichung mit den *Payaguá*-Vokabularien als echte *Payaguá*-Wörter[10]) herausstellen.[11]) Es ist nun wohl anzunehmen, daß Cerviño die *Payaguá*

---

[1]) Ebenda 26.

[2]) Bol. XX, 36. Auch Azara (II, 123) berichtet, daß eine große Zahl der *Payaguá Guarani* verstand und sprach.

[3]) Catálogo de las lenguas. vol. I, núm. 34, pag. 186.

[4]) Saggio sulla storia naturale della Provincia del Gran Chaco etc. Faenza 1789, Tom. I, lib. 6, art. 9, pag. 459 (vgl. Bol. XVIII, 618).

[5]) Azara, II, 123.

[6]) Noch heute beschränkt sich, wie mir in Asunción erzählt wurde, die Kenntnis des *Payaguá* allein auf Angehörige dieses Stammes. Vgl. dazu auch Hervás, *c)* 186.

[7]) Bol. XIX, 502—503. Die Schwierigkeit bei der Aufzeichnung der *Payaguá*-Wörter wird auch aus der oft gequälten Schreibweise Boggianis offenbar (Boggiani, *d)* Tabelle und *f)* 7 ff.).

[8]) Demersay, I, 370.

[9]) Boggiani, *f)* 7 ff.

[10]) Wohl von den *Sarigué*, die im Chaco hausten (Bol. XX, 56).

[11]) Vgl. Bol. XX, 16, 20, 25, 27, 31, 56. Boggiani, *d)* 11—12. Bol. XVIII, 618—619. Vgl. meine Abhandlung im Globus, LXXVIII, Nr. 14, 15. »Die Lenguas-Indianer etc.«, 235. Vgl. auch das Vokabular am Schluß der vorliegenden Abhandlung. Boggiani, *f)* 6—7.

und ihre Sprache ebensogut gekannt habe, wie Azara und Aguirre, und mit dem Vokabular, das uns Aguirre von sogenannten *Lengua* gibt,[1]) hat das *Lengua* des Cerviño überhaupt nichts zu tun. Daher ist diese Bezeichnung *Lengua* fälschlich auf die Vokabeln des Cerviño angewandt und beruht wohl auf einem Schreibfehler des Abschreibers.[2])

Vielleicht ist der Irrtum auch auf die Gewohnheit der Spanier zurückzuführen, den verschiedensten Stämmen, die Lippenpflöcke trugen, was von den *Payaguá* ausdrücklich bezeugt wird,[3]) den Spottnamen *Lenguas* »Zungen« zu geben.[4])

Auch die *Lengua*-Wörter des Franziskanermissionars Cardús,[5]) die Brinton merkwürdigerweise mit *Matako* zusammenbringt,[6]) sind *Payaguá* und stimmen genau mit den *Lengua*-Vokabeln des Cerviño überein.[7]) Cardús reproduziert Arbeiten anderer Forscher, wie Castelnau etc. Da ist es nicht unmöglich, daß ihm das Verzeichnis des Cerviño bekannt war.

Als weitere Ursache jener Namensverwechslung ließe sich anführen, daß die *Payaguá* wegen ihrer außerordentlich schweren und harten Sprache von den Spaniern *Lenguas* »Zungen« genannt wurden.[8])

Die hier angeführten Erklärungsversuche werfen vielleicht auch auf die Annahme Martius', daß die *Payaguá* in Asunción »mit sogenannten *Lenguas* zusammenfielen«, ein neues Licht.[9])

Guatschí.

Mitten im Gebiet der *Guaná*-Stämme, den *Kadiuéo* benachbart, wohnten noch in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts die *Guatschí.* Sie werden unter verschiedenen Namen *Guachí, Guachié, Guaxí, Guatschié, Guasarapo* oder *Guasaropo* aufgeführt und lebten in einigen Unterabteilungen nach ihren eigenen Traditionen seit undenklichen Zeiten, schon vor dem Einfall der *Mbayá-Guaikurú-* und *Guaná*-Stämme, an einem Fluß gleichen Namens, der von Osten her unter 19° 46′ südlicher Breite in den Paraguay mündete und von den *Guarani* und Spaniern *Aranianhy* oder *Embotetehy,* von den Portugiesen *Mondego,* von den benachbarten *Mbayá Lotieregigi* genannt wurde,[10]) dem heutigen Rio Miranda. Sie bewohnten ein sumpfiges, lagunenreiches und schwer zugängliches Gebiet. Infolgedessen standen sie in keinem direkten Verkehr mit den Spaniern, sondern erhielten durch Vermittlung der *Mbayá* die Erzeugnisse europäischer Kultur gegen Eintausch ihrer hübschen Decken, Federarbeiten, Tabak, Pfeilrohr und Lebensmittel.

Zur Zeit Azaras waren sie intime Freunde und treue Verbündete der *Mbayá,* mit denen sie früher in blutigen Kriegen lagen, aber geschworene Feinde der *Payaguá.*[11]) Wegen ihrer Tapferkeit waren sie den *Mbayá* bei ihren häufigen Raubzügen gegen die spanischen Besitzungen und benachbarten Indianerstämme willkommene Bundesgenossen.[12])

---

[1]) Bol. XIX, 488 ff.
[2]) Bol. XX, 56.
[3]) Azara, II, 126.
[4]) Vgl. meine oben angeführte Abhandlung im Globus, LXXVIII, 235.
[5]) Fr. José Cardús, Las Misiones Franciscanas entre los Infieles de Bolivia. Barcelona 1886, 271.
[6]) Brinton, The linguistic etc., 20—21.
[7]) Bol. XX, 32—33.
[8]) Ebenda 33.
[9]) Martius, I, 226.
[10]) Azara, II, 78. Martius, I, 244. Castelnau, II, 467. Bol. XIX, 483 (Aguirre).
[11]) Hervás, *c)* 192.
[12]) Bol. XIX, 483—484 (Aguirre). Azara, II, 79—80. Prado, 38.

Doch war bei aller dieser Freundschaft das gegenseitige Mißtrauen so groß, daß sie einander nicht erlaubten, ihre Dörfer zu betreten.[1])

Nach Azara lebten sie hauptsächlich von wildem Reis, den sie in ihren Lagunen anpflanzten, und von dem Ertrag des Fischfanges, wozu sie sich ähnlicher Kanus bedienten, wie die *Payaguá*. Aguirre dagegen spricht von ihrem ausgedehnten Feldbau und ihren reichen Mais-, Kürbis-, Tabak-, Bataten- u. a. Pflanzungen.[2]) Sie waren von hoher, wohlproportionierter Gestalt.[3])

Schon gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts war ihre Volkszahl sehr gering und betrug nur 60 waffenfähige Männer, etwa 150 Seelen.[4]) Später wurden sie von Natterer besucht.[5]) Castelnau, der sie familienweise zerstreut in der Nähe von Miranda fand und ein kurzes Vokabular ihrer Sprache aufzeichnete, das einzige, welches uns überliefert ist, bezeichnet sie als fast völlig erloschen und schreibt dies dem häufigen Abortieren der Weiber zu,[6]) einer Sitte, die, wie wir gesehen haben, auch für andere Stämme dieser Gegenden, so die *Guaikurú-Mbayá*,[7]) *Lengua*,[8]) *Abipon*[9]) u. a. bezeugt wird.

In dem Archiv der »Directoria dos Indios« in Cuyabá, Bericht des Jahres 1848, werden die *Guatschí* bei Miranda als ein »fast ausgestorbener Stamm« aufgeführt, der sich »ähnlich wie die benachbarten *Guaná* und *Guaikurú* verhält«.[10]) Der Bericht von 1861 erwähnt, daß »für die *Tereno, Layana* (*Guaná*-Stämme) und *Guatschí* — in der Zahl von 2500 — am 30. April 1860 eine Ansiedlung, eine *Legua* von der Villa de Miranda entfernt begründet wurde«. In der Liste von 1872 fehlen die *Guatschí* gänzlich[11]) und werden auch von späteren Erforschern dieser Gegenden nicht mehr erwähnt, so daß wir annehmen müssen, daß dieser ursprünglich schon kleine Stamm der vordringenden Zivilisation erlegen oder in den befreundeten, größeren Stämmen aufgegangen ist.

Betrachten wir nun die linguistische Stellung der *Guatschí*. Castelnau rechnet sie irrtümlicherweise zu den *Guató* und stützt seine Ansicht auf die gleiche Lebensweise beider Stämme,[12]) die doch nur in der gleichen Naturbeschaffenheit ihrer Wohnsitze begründet war. In dem ersten Band seiner »Ethnographie« (244) bringt Martius die *Guatschí* mit den *Moxos*, vielleicht »auch mit den *Chiquitos* und *Canichanas*..., deren Sprachen Anklänge an die der *Guachís* aufweisen«, an einer anderen Stelle mit den *Paressí* in Verbindung.[13]) Von irgendwelchen Beziehungen aller dieser Sprachen zu dem *Guatschí* kann ich nichts entdecken, — wenn Ähnlichkeiten vorhanden sind, so sind es gewiß nur zufällige — und die *Guatschí* haben sicherlich ebensowenig etwas mit den *Paressí* zu tun, wie die *Bakairi* des Martius.

Wenn ich nun auch hierin diesem verdienstvollen Forscher nicht folgen und vor allem »Bezüge zu Sprachen in der *Guyana*«[14]) für das *Guatschí* nicht anerkennen kann,

---

[1]) Bol. XIX, 484.
[2]) Bol. XIX, 483. Azara, II, 80.
[3]) Ebenda.
[4]) Azara, II, 80.
[5]) Martius, I, 244.
[6]) Castelnau, II, 467.
[7]) Bol. XIX, 478 (Aguirre). Azara, II, 116—117, 146—147. Castelnau, II, 405, 467.
[8]) Azara, II, 152.
[9]) Dobrizhoffer, II, 124—125.
[10]) v. d. Steinen, *a)* 548, 550.
[11]) Ebenda.
[12]) Castelnau, II, 467, auch Hervás, *c)* 191.
[13]) Martius, I, 244.
[14]) Martius, II, 131.

so möchte ich doch voll und ganz einer Beobachtung zustimmen, die er so ganz nebenbei in einer Fußnote (II, 131) mitteilt: »Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Sprache der *Guachís* demselben Stamme mit jener der *Mbocobí* oder *Toba* angehört, und überhaupt finden sich Anklänge aus mehreren Sprachen des Gran Chaco.«

Vergleichen wir nämlich die *Guatschí*-Wörter mit den Idiomen der *Guaikurú*-Gruppe, so finden wir einen unzweifelhaften Zusammenhang. Man beachte nur die für die Sprachvergleichung so wichtigen Vokabeln für die menschlichen Körperteile:

	Guatschí:	*Guaikurú:*
Kinn	*i-r-ak.*	*Ka. 1:*[1]) *cod-acca.*
		Ka. 2: ud-accádi.
		Ka. 3: kod-akádẹ.
		To. 3: hi-aká.
		To. 7: kad-aká.
		Mo. 3: y-accâ.
		Pa. 3: hy-akā.
		Le. 1: y-aka.
Auge	*i-ataya.*	*To. 2 (L): l-aité.*
		To. 3: hi-aété.
		To. 7: kad-aaité.
		Mo. 6: cij-até.
		Pa. 4: i-attíghi.
		Le. 1: y-atigui.
Stirn	*i-atapole.*	*Ka. 3: kod-adogólo.*
		Mb. 1: n-atocolo.
		To. 2 (L): l-otap.
		To. 7: kad-atóp.
		Ab. 2: n-atap.[a])
Mund	*i-apé.*	*To. 2 (B): cod-ap.*
		(L): l-ap.
		To. 7: kod-ap.
		Mo. 2: ay-ap.
		Mo. 6: l-ape.
Lippe	*i-apé.*	*Mb. 1: n-achibi.*
		Ka. 3: kon-ajíbi.
		To. 2: n-axip (x portug.).
		Mo. 3: ay-appí.
		Ab. 2: n-agípí.
		Pa. 4: i-appáth.

	Guatschí:	*Guaikurú:*
Zahn	*i-ava.*	*Mb. 1: n-ogue.*
		Ka. 1: cod-oai.
		Ka. 2: cod-ōwĕ.
		Ka. 3: kod-ōué.
		To. 2: y-ové.
		To. 7: kad-auwĕ.
		Mo. 3: y-ové.
		Ab. 3: y-avé.
Nase	*i-anoté.*	*Ab. 2: cat-anat.*
Bauch	*i-et.*	*Mb. 1: n-ee.*
		Ka. 3: kod-ẹeĕ.
Schulter	*i-olaieu.*	*To. 2: cad-allacó.*
		Mo. 3: y-aliáh.
Arm	*i-olai.*	*To. 2: aloik.*
		Ab. 2: ca-alat.
Stern	*aati.*	*Mb. 2: eòtedi.*
		Ka. 1: eottai.
		Ka. 3: iogdédi.
Erde	*leek.*	*To. 1: alùga.*
		Pa. 1: nagìcù.
		Le. 1: naggeko.
Wasser	*euak.*	*Ka. 1: nivogo.*
		Mo. 1: bogayàc.
		Mo. 2: ebagyac.
		Pa. 3: ueigh.
		guayaque.
		Pa. 4: uēidc.
		Le. 1: ueegh.
Tabak	*ouchete.*	*Ka. 1: aijotitai.*
		Ka. 3: ejodidĕ (Pfeife)

Zeigen nun auch diese Vokabeln deutliche und bemerkenswerte Berührungspunkte zwischen dem *Guatschí* und den *Guaikurú*-Sprachen, besonders den südlichen, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß die Verschiedenheiten mindestens ebenso zahlreich sind. Daher haben wir es hier entweder mit einem stark korrumpierten Dialekt der *Guaikurú*-Gruppe zu tun oder mit einem fremden Idiom, das nur eine Beimischung aus dem *Guaikurú* empfangen hat. In jedem Fall aber muß das *Guatschí* zu der Sprachgruppe gerechnet und in ihr behandelt werden, mit der es die meisten und wichtigsten Beziehungen verbinden.

[1]) Die Erklärung dieser Zeichen (*Ka. 1, To. 7* etc.) findet sich im zweiten Teil dieser Abhandlung.

II. Teil.

Dem hier folgenden zweiten Teil sind in erster Linie die trefflichen Einzelschriften des bekannten argentinischen Forschers Lafone Quevedo über den grammatischen Bau der Guaikurú-Idiome zugrunde gelegt, denen ich bereits im Vorwort die verdiente Anerkennung gezollt habe.

Im Jahre 1899 erschien in der »Bibliothèque Linguistique Américaine« zu Paris von dem französischen Amerikanisten Lucien Adam eine »Grammaire comparée des dialectes de la famille Guaicurú«, in der er im wesentlichen die Forschungen Lafone Quevedos über Deklination und Konjugation in den Guaikurú-Sprachen zusammenfaßt und daraus weitergehende Schlüsse zieht in Bezug auf Verwandtschaft der einzelnen Idiome untereinander.

In der vorliegenden Abhandlung habe ich, zum Teil gestützt auf ganz neues Material, versucht, die in den obigen Publikationen angeregten Fragen weiter zu verfolgen und andere Punkte ausführlich zu behandeln, die bisher unbeachtet geblieben sind.

Wörterverzeichnisse der Guaikurú-Stämme.

Die vorangestellten Buchstaben und Zahlen [Mb. 1, Pa. 1, Ab. 1 u. s. w.] geben in den folgenden Vokabularien die Zugehörigkeit des betreffenden Wortes an.)

Ab. 1 = *Abipon* bei Aguirre, J. F., Capitán de Fragata (1793), Manuscrito del; Etnografía del Chaco; in: Boletin del Instituto Geografico Argentino. XIX, 464 ff. (488 ff.) Buenos Aires. 1898. Schreibweise spanisch.

Ab. 2 = *Abipon* bei Lafone Quevedo, Samuel A.: Idioma Abipón. Buenos Aires. 1897. — (Br.): Nach Manuskripten des P. J. Brigniel, S. J. Schreibweise spanisch. — (D): Nach Dobrizhoffer, Martin: Geschichte der Abiponer (a. d. Lat. von A. Kreil). 3 Bde. [II, 190—250]. Wien 1783. Schreibweise in der Hauptsache deutsch. — (H): Nach Hervas, Lorenzo: Idea dell'Universo. XVII, 40—180. Cesena 1784. Schreibweise spanisch.

Ab. 3 = *Abipon* bei Brinton, Daniel G.: The linguistic Cartography of the Chaco Region. 8—9. Philadelphia 1898. (Benutzt andere Autoren, wie ich in den folgenden Vokabularien öfters bemerken werde.)

Gu. = *Guatschí* bei Castelnau, F. de: Expédition dans les parties centrales de l'Amérique du Sud. 1843—1847. V, 278. Paris 1850. Schreibweise französisch.

Ka. 1 = *Kadiuéo* bei Castelnau, V, 280. (Dies »Guaycurûs«-Vokabular ist auch abgedruckt bei Martius, C. F. Ph. von: Beiträge zur Ethnographie und Sprachenkunde Amerikas zumal Brasiliens. II, 127—129. Leipzig 1867.) Schreibweise französisch.

Ka. 2 = *Kadiuéo* bei Boggiani, Guido: I Caduvei. 253 ff. Roma 1895. Schreibweise italienisch. — Boggiani, Guido: Apuntes sueltos de la lengua de los indios Caduvéos del Chaco Paraguayo; in: Boletin del Inst. Geogr. Argent. XVIII, 367 ff. Buenos Aires 1897. Schreibweise italienisch.

Ka. 3. = *Kadiuéo*-Aufnahme des Verfassers in Porto Murtinho, Mato Grosso, Brasilien. November 1899. Schreibweise phonetisch.

Ki. = *Kinikinao* bei Fonseca, Severiano da: Viagem ao redor Brazil. 1875—78. 306—311. Rio de Janeiro 1881. Schreibweise portugiesisch.

Le. 1 = *Lengua* bei Cerviño: Vocabulario dell' Idioma Lengua. (Manuscrito della Biblioteca del General Mitre, Buenos Aires); vgl. Lafone Quevedo: Vocabulario Mocoví-Español fundado en los del P. Tavolini, apéndice IV; in: Revista del Museo de La Plata. IV, 274 ff. La Plata 1892. Schreibweise spanisch. Vgl. auch Boggiani: Guaicurú. 54—55. Roma 1899. — Boletin del Inst. Geogr. Argent. XX, 57. Buenos Aires 1899.

Le. 2 = *Lengua* bei Cardús, Fr. José: Las misiones Franciscanas entre los infieles

de Bolivia. 271. Barcelona 1886. Schreibweise spanisch.

Mb. 1 = *Mbayá* bei Hervas, Lorenzo: Idea dell'Universo. XVII, 40—180; XIX, 99; XX, 163 ff.; XXI, 106—107. Cesena 1784—1787. Schreibweise spanisch. — Hervas: Saggio pratico delle lingue. art. V, 106—107. Cesena 1787. Schreibweise spanisch.

Mb. 2 = *Mbayá* bei Gilij, Filippo Salvadore: Saggio di storia americana. III, 367 ff. Roma 1782. Schreibweise spanisch.

Mb. 3 = *Mbayá* bei Aguirre, a. a. O., 488 ff.

Mb. 4 = *Mbayá* bei Brinton, a. a. O., 8—9.

Mo. 1 = *Mokoví* bei Aguirre, a. a. O., 488 ff.

Mo. 2 = *Mokoví* bei Balbi. Atlas Etnológico, nach: Laf. Quev. Vocabulario Moc.-Esp. Revista. IV, 279—280. (Balbi benutzt hier Hervás.) Schreibweise spanisch.

Mo. 3 = *Mokoví* bei Tavolini, Laf. Quevedo: La lengua Mocoví etc., in: Revista del Museo de La Plata. I, 71 ff., 256 ff.; II, 175 ff., 289 ff., 393 ff.; III, 129 ff.; IV, 161 ff.; 257 ff.; 274 ff. La Plata 1890—1892. Schreibweise spanisch.

Mo. 4 = *Mokoví* bei Orbigny, Alcide d': L'homme américain. 80. Paris 1839. Schreibweise spanisch.

Mo. 5 = *Mokoví* bei Pelleschi, nach seinem Manuskript mitgeteilt von Laf. Quev. La lengua Mocoví. Revista. IV, 264 ff. und von Lucien Adam: Matériaux etc., in: Bibl. ling. Amér. XXIII. Paris 1899. Schreibweise spanisch.

Mo. 6 = *Mokoví* bei Brinton, a. a. O., 8—9. (Brinton benutzt hauptsächlich Pelleschi.)

Mo. 7 = *Mokoví* bei P. Florian Baucke, S. J., in: A. Kobler, S. J.: Pater Florian Baucke, ein Jesuit in Paraguay (1748—1766). Regensburg 1870. Schreibweise spanisch.

Mo. 8 = *Mokoví* bei Zeballos: Apuntes de la lengua Mocoví que hablan los indios que viven en el Chaco, al Norte de Santa Fé, in: Lucien Adam, Matériaux pour servir à l'Etablissement d'une Grammaire comparée des dialectes de la famille Guaicurú. (Bibliothèque linguistique américaine. XXIII.) Paris 1899; nach dem Manuskript. Schreibweise ursprünglich spanisch, aber von Lucien Adam umgewandelt, z. B. *qu* in *k* u. s. w. Auch die Präfixe sind weggelassen.

Mo. 9 = *Mokoví* bei Hervas: Idea dell'Universo. XVII, 40—181. Nach den Angaben des P. Raimund Termeyer, S. J. Schreibweise spanisch.

Pa. 1 = *Payaguá* bei Aguirre, a. a. O., 488 ff.

Pa. 2 = *Payaguá* bei Demersay, Alfred: Histoire physique, économique et politique du Paraguay. 2 Bde. I. (1860), 371—372. Paris. Schreibweise französisch.

Pa. 3 = *Payaguá* bei Brinton, a. a. O., 25. [Brinton benutzt hier hauptsächlich Mansfield und Cerviño (Le. 1).]

Pa. 4 = *Payaguá* bei Boggiani: *a)* Guaicurú. Roma 1899. Sprachentabelle. Schreibweise italienisch. *b)* Linguística Sud-Americana. 7 ff. Buenos Aires 1901. Schreibweise phonetisch.

To. 1 = *Toba* bei Aguirre, a. a. O., 488 ff.

To. 2 = *Toba* bei Lafone Quevedo, Arte de la lengua Toba. La Plata 1893. Schreibweise spanisch. (B.): Nach dem Manuskript des Paters Alonso Bárcena, S. J. 1620. (L.): Nach eigener Aufnahme Laf. Quevedos aus dem Munde des Indianers Lopez. 1888.

To. 3 = *Toba* bei Demersay, a. a. O., I, 456.

To. 4 = *Toba* bei Baldrich, Amadeo: Las Comarcas vírgenes. El Chaco Central Norte. 270—271. Buenos Aires-Rosario 1890. Schreibweise spanisch.

To. 5 = *Toba* bei Thouar, A.: Explorations dans l'Amérique du Sud. 419 ff. Paris 1891. Schreibweise französisch.

To. 6 = *Toba* bei Brinton, a. a. O., 8—9. (Brinton benutzt hauptsächlich Lafone Quevedo.)

To. 7 = *Toba*-Vokabular, Manuskript, aufgenommen durch Herrn Professor Dr. Karl von den Steinen, 1887 in Buenos Aires. Schreibweise phonetisch.

To. 8 = *Toba* bei Boggiani, G.: Compendio de Etnografía Paraguaya moderna. 28—29. Asunción 1900. Schreibweise italienisch.

To. 9 = *Toba* bei Cardús, a. a. O., 321. Barcelona 1886.

To. 10 = *Toba* bei Dr. Angel J. Carranza.

To. 11 = *Toba* bei César Oliveira.

To. 12 = *Toba* bei Fontana.

Nach den Manuskripten veröffentlicht von L. Adam, a. a. O., 151 ff. Schreibweise ursprünglich spanisch, aber umgewandelt, z. B. *qu* in *k*. Auch die Präfixe sind weggelassen.

Alphabet und Habitus der Kadiuéo-Wörter des Verfassers.

Vokale:

a, e, i, o, u.

ę (ä), ų (ü).

ā = Länge.

ă = Kürze.

ę = reduziert, am Schluß vieler Wörter, gleich dem französischen *e muet* in *le, me, de,* ist bisweilen von einem *i* nur schwer zu unterscheiden und wird deshalb bei Hervás, Gilij und auch Boggiani meistens mit *i* geschrieben.

y konsonantisches *i* = deutsches *j*.

w konsonantisches *u*.

Ich bin nicht ganz sicher, ob nicht alle *u* meiner Aufnahme, die vor einem Vokal stehen, konsonantisch lauten, also besser *w* zu schreiben sind.

~ über einem Vokal nasaliert, z. B. *õ* als einziges Beispiel.

Diphthonge: *oi, ai, au.*

Konsonanten. Gutturale: *k, g, ṛ.*

Dies *ṛ* ist ein Laut zwischen *r* und *ch*, ein weicher, gutturaler Reibelaut, der durch Vibrieren der nach oben gewölbten Zunge am hinteren Gaumen hervorgebracht wird.

Dentale: *t, d, n, s, l.*

Ein häufig vorkommender Laut ist das dentale *ǰ* = *dsch*, vielleicht auch = *tsch* (phonetisch *tš*, spanisch *ch*).

Labiale: *b, p, m.*

Das *f* fehlt gänzlich — ebenso wie in den anderen Guaikurú-Sprachen —, was schon Dobrizhoffer und Azara von dem alten Mbayá betonen, doch ist die Sprache reich an den Konsonanten *d, l* und *g*[1]).

Von Konsonantverbindungen kommen im Inlaut vor: *dṛ, kṛ, lṛ, mṛ, nṛ, gd.*

Die eingeklammerten Laute werden undeutlich gehört, so *u* und *g* im Inlaut, *o* im Auslaut und die Endung *ṛadę* in zwei Fällen.

Der Auslaut ist bei meinen sämtlichen 177 Wörtern vokalisch — zwei unsichere Ausnahmen mußte ich nach Vergleich mit anderen Mbayá-Kadiuéo-Aufnahmen fallen lassen —. 100 Wörter, darunter 50 von Körperteilen, endigen auf ein reduziertes *e (ę)*, 27 beziehungsweise 8 auf ein meist betontes *o*, 18 beziehungsweise 7 auf ein *i*, 15 beziehungsweise 5 auf ein *a*, 11 beziehungsweise 7 auf ein meist betontes *ę*, 6 beziehungsweise 6 auf ein meist betontes *e*.

Der Anlaut ist bei den 83 Ausdrücken für Körperteile, die nur hier in Betracht kommen, da nur bei diesen sich mit Sicherheit die Präfixe von den Stammformen trennen lassen, in 71 Fällen vokalisch und nur in 12 Fällen konsonantisch. 29 Wörter haben im Anlaut ein *a*, 20 ein *i*, 14 ein *o*, 2 ein *e*, 6 ein *ę*, 6 ein *b*, 3 ein *g*, 2 ein *ǰ* und 1 ein *d*.

Der Akzent liegt meist auf der vorletzten oder letzten Silbe des Wortes.

Das Alphabet für meine Kadiuéo-Aufnahme wäre demnach folgendes: *a, ă, ā, e, ę, ę, i, o, u, ų, w; y; b, d, ǰ, g, k, ṛ, l, m, n, p, s, t.*

[1]) Dobrizhoffer, II, 242. — Azara, II, 232. — Martius, I, 232.

Alphabet zu Boggianis Kadiuéo-, Toba-, Payaguá[a]-Aufnahmen.

(Leider gebraucht Boggiani bei seinen Aufnahmen zwei verschiedene, oft recht komplizierte Alphabete, so dass ich genötigt bin, beide hier anzuführen.)

á	Wortakzent.
-	kleine Synkope zwischen zwei Buchstaben.
g̃	gutturales *r*, ähnlich dem französischen *r*, mehr nach *g* hinneigend.
r̃	dasselbe mehr nach *r* hinneigend.
è	sehr offenes *e*.
w	Laut zwischen *u* und *v*; also englisches *w*.
a, b, c, d	ein kleiner Buchstabe, an den Fuß zur Rechten eines anderen und etwas tiefer als dieser gesetzt, teilt diesem den eigenen Ton mit.
ğ	vor *n* ist ein harter Laut und teilt das Wort gleichsam in zwei Teile, von denen der erste mit *ğ* endigt, der zweite mit *n* anfängt.
Nichtkursives	stumm.
j	spanisches *j*.
g	französisches *g* vor *e* und *i*.
y	Laut zwischen italienischem *i* und *gi*.
ch	deutsches *ch*.
th	englisches *th*.
ö	deutsch. *ö*, französisches *eu*.

Im übrigen ist die Orthographie italienisch.

Alphabet zu Boggianis Payaguá[b]-Aufnahme.

á	Wortakzent.
-	kleine Synkope zwischen zwei Buchstaben.
l-l	ausgesprochen wie zwei *l* nebeneinander, nicht wie ein spanisches *ll*.
th	englisches *th*.
r_g	gutturales *r*, ähnlich dem französischen *r*.
g_r	ähnlich r_g, aber stärker nach *g* hin.
a_a, e_e, i_i	Verlängerung des Vokals.
jh	deutsches *ch*, spanisches *j*.
è	offenes *e*.
a, b, c, d	ein kleiner Buchstabe, an den Fuß zur Rechten eines anderen gesetzt, teilt diesem den eigenen Ton mit.
o_u	geschlossenes *o* mit einigem Hang nach *u*.
Nichtkursives	stumm.
s	italienisches *s* in rosa, casa etc.
z	italienisches *z* in pezzo, tizzone.
z'	italienisches *z* in mezzo, bazza, gazza.
y	italienisches *g* vor *i* und *e*.
(?)	Orthographie oder Bezeichnung des Wortes ist ungewiß.
ü	deutsches *ü*, französisches *u*.
güe	das *ü* muß als Diphthong gelesen werden.
o_e	französisches *e* in *je*, oder deutsches *ö*.
w	englisches *w*, zwischen *u* und *v*.
ch	spanisches *ch* oder italienisches *c* vor *e* und *i*.
x	englisches *sh* oder italienisches *sc* vor *i* und *e*.

Orthographie Dobrizhoffers.

ë	deutsches *ö*.
ñ	spanisches *ñ*.
r̂	gutturales *r*, Laut zwischen *r* und *g*.

Im übrigen gebraucht Dobrizhoffer deutsche Orthographie.

Kadiuéo-Vokabular verglichen mit anderen Guaikurú-Vokabularien.

Körperteile. Deutsch-Guaikurú. Topographisch geordnet.

1. Kopf, Haar, Hals; 2. Rumpf; 3. obere Extremität; 4. untere Extremität; 5. Haut, Knochen, Fleisch, Blut, Eingeweide, Absonderungen u. dgl.

(Zum leichteren Verständnis sind die Präfixe von den Stammformen getrennt.)

Kadiueo (Ka. 3).	*Guaikurú.*
Kopf *e-akílo.*	*Mb. 1: n-akilo.*
i-akílo.	*Mb. 2: n-aguilo.*
	Ka. 2: n-awílo.
	cod-acchílo.
	Ki.: hi-aquílo.
	To. 2 (B): col-coic.
	cal-coic.
	(L): l-caic.
	l-acayé.
	To. 5: ñ-akaïki.
	To. 7: ka-u̯pagá.
	To. 8: cad-occái.
	To. 10: akaik.
	To. 12: akaike.
	Mo. 2: y-caic.
	Mo. 3: y-caíh. y-caigó.
	Mo. 4: car-caic.
	Mo. 5: ca-yicjquĕ.
	Mo. 6: y-caigo.
	Mo. 8: kaih.
	Mo. 9: i-caic.
	Ab. 2 (D): l-emaȓàt.
	(H): ne-emagat.
	l-apanìk.
	Ab. 3: y-emag. n-emag.
	Pa. 3: y-amagra.
	Pa. 4[a]: i-amáȓa.
	[b]: i-amáa̯r̥a.
	i-amár̥a.
Haar *kod-amŏdo̯.*	
	Mb. 1: n-amodi.
	Ka. 1: cod-oamo.
	Ka. 2: cod-ammúd.
	Ki.: hi-aniôde.
	To. 2 (B): c-ova.
	c-oué.
	(L): l-aué. l-awé.
	y-gué.
	To. 3: h-oquetasa.
	To. 7: kad-auâ.
	To. 8: cad-auí.
	To. 10: ahué.
	Mo. 3: y-evè.
	Mo. 5: l-abi. l-avi.
	Mo. 8: avé. ové.
	Mo. 9: y-ebè.
	Ab. 2 (H): ne-etegüic.
	Pa. 4[b]: i-ai̯g-irèé.
	i-ai̯grèé.
	Le. 1: y-aìgde,
Bart *kod-apído̯.*	*Ka. 2: ud-appítte,* Schnurrbart.
	Ka. 1: cod-apitai, Schnurrbart.
	Ki.: hi-ohôde, Kinnbacken.
	To. 2 (B): y-olagaye.
	(L): calauéy.
	To. 6: y-acalaue.
	To. 7: kal-ekálaué.
	kan-ašepalué, Schnurrbart.
	To. 10: kalahué.
	Mo. 3: y-accarevé.
	Mo. 5: l-acarebè.
	Ab. 2: n-agipeue.
	Pa. 4[b]: apa̯lr̥ichí.
	l-epéchi, Schnurrbart.

(*acalaue* zerfällt in die Worte *aca* oder *acca* »Kinn« und *l-ahue, l-aue,* das im Toba, wie wir sehen werden, — ebenso wie in vielen anderen südamerikanischen Sprachen — gleichmäßig für »Haare, Federn, Blätter« gebraucht wird, so dass also *acalaue* heißt: »Kinnhaare«.)

Kinn *kod-akắdę.*

Ka. 1: cod-acca.
ouatch-akoks (?)
Ka. 2: ud-accádi.
Ki: co-queheïkĭghe.
To. 3: hi-akâ.
To. 7: kad-aká.
Mo. 3: y-accâ.
Mo. 5: l acjá.
Mo. 6: y-acca.
Mo. 8: aká.
Pa. 3: y-aka.
Pa. 2 und 3: hy-akā.
Le. 1: y-aka.
Gu.: i-r-ak.

Auge *ko-gɛkoṛę̄.*

Mb. 1: ni-güecogüe.
ni-gecoge.
Mb. 2: ni-gecogee.
Ka. 1: co-gaicogo.
Ka. 2: co-ghèccórẽ.
Ki.: kekerehê.
To. 2 (L): l-aité.
To. 3: hi-aété.
To. 5: iy-aïtti.
To. 6: cah-ayté.
To. 7: kad-aaité.
To. 8: cad-aitté.
Mo. 2: ni-coté.
Mo. 3: yñ-cocté.
Mo. 4: j-acte.
Mo. 5: cuté.
cijuté.
Mo. 6: cocté.
cijaté.
Mo. 9: ni-cotè.
Ab. 2: n-atoete.
(H): n-atoele.[1])
Pa. 3: y-atiqui.
Pa. 4[a]: i-attíghi.
[b]: i-attígui.
Le. 1: y-atigui.
Gu.: i-ataya.

Augenbrauen *kod-igidę̄.*

Mb. 1: n-igite.
Ka. 1: cod-adai.
To. 2 (B): can-ché.
(L): n-pé.
To. 7: kan-opél,
Mo. 3: iñ-coippácca.
Mo. 9: ni-coipà.
Pa. 4[b]: i-a„ccuassí.

Augenwimpern *kod-adę̄.*

Mb. 1: n-igite.
Ka. 1: cod-adai.
To. 2 (B): hil-oté.
(L): l-oté.
To. 7: kal-oté.
Mo. 3: di-adé. d-adé.
Ab. 2: gri-aré. gr-aré.
(H): ri-ara.
Pa. 4[b]: i-attassí.

Stirn *kod-adogǒlo.*

Mb. 1: n-atocolò.
To. 2 (B): l-atŏp.
can-epé.
(L): l-otap.
To. 7: kad-atŏp.
To. 10: atáp.[(a)]
Mo. 3: ne ectape.
ne-ectappí.
na-actápe.
Mo. 8: atápe.
ctáp.
Mo. 9: y-atap.
Ab. 2: n-atap.
(H): n-aatop.
Pa. 4[b]: i-güès„ lèé.
Gu.: i-atapole.

Mund *kon-iaŏladę.*

Mb. 1: jòladî.
Mb. 2: jòladĭ.
Ka. 1: con-iola.
Ka. 2: con-iōládi.
Mb. 4: iola.
Ki.: hin-iólŭque.
To. 2 (B): ay-áp.
cod-áp. al-áp.
(L): l-op. l-ap.
To. 3: hai-ape.
To. 5: ñ-adidagatti.
To. 7: kod-ap.
To. 10: ap.
Mo. 2: ay-ap.
Mo. 3: ay-ap. py-ap.
Mo. 5: l-ápe. l-áppĕ.
Mo. 6: ay-ap. l-ape.
Mo. 8: ap.
Mo. 9: ay-ap.

[1]) Das »l« scheint bei Hervás Druckfehler zu sein.

Ab. 2: aagát. ñi-agát.
(H): n-aagat.
Pa. 2 und *3: hy-achā́ldi.*
Pa. 3: g-ajalqui.
Pa. 4ᵃ: i-achiálri.
ᵇ: i-ajhiálri.
Le. 1: y-ajalqui.
Gu.: i-apé.

Lippen *ko-gol ā́dę.*
Mb. 1: goladi, Unterlippe.
Mb. 2: ni-guoladī.
Ka. 2: u-golládi, Unterlippe.
To. 7: kod-ăk, Unterlippe.
Mo. 9: gd-aca, Unterlippe.
Pa. 4ᵇ: i-ácc. i-áècc, Unterlippe.

Oberlippe *kon-aǰī́bi.*
Mb. 1: n-achibi, Lippe
Ka. 1: con-atchibi, Lippe.
Ka. 2: un-accíbi.
To. 2 (B): n-aciph.
(L): n-axip (x portugiesisch).
l-aplayel.
To. 10: aschip, Lippe.
Mo. 3: ay-appí. all-appí.
appí, Lippe.
Mo. 5: l-apí, Lippe.
Mo. 9: n-inip, Lippe.
Ab. 2: n-agíqí, Lippe.
Pa. 4ᵇ: i-appáth.

Zunge *kod-ogḗlię.*
Mb. 1: n-okelipi.
Mb. 2: n-oguelīgī.
Ka. 1: cod-ocaiti.
Mb. 4: cad-oketi.
Ki.: hi-okélĕgui.
To- 2 (B): l-atiagat.
cal-atiagath.
(L): u-achagát.
To. 7: kal-atirăt.
kal-atširăt.
To. 10: acharat.
Mo. 2: l-oledaguat.
Mo. 3: y-ol̂egarnagat.
Mo. 5: ulleganaste.
Mo. 6: ulleganaste.
Mo. 9: l-oledagnat.
l-olegranat.
Ab. 2: l-achigat.
(H): n-ataagangat, Lippe.
Pa. 4ᵃᵇ: i-áccu.
Gu.: i-teche.

Zähne *kod-ōwé.*
Mb. 1: n-ogüe.
Mb. 2: n-ogue.
Ka. 1: cod-oai.
Ka. 2: cod-ōwè'.
Ki.: cod-ohê.
To. 2 (B): y-ové. l-ogue.
cad-ové. y-uue.
(L): l-uej.
To. 3: hi-ouvé.
To. 7: kad-auwé.
To. 8: cad-uué.
To. 10: ohué. ué.
Mo. 2: y-obé.
Mo. 3: y-ovè.
Mo. 5: l-ubé.
l-uve.
l-uhvé.
Mo. 6: hve.
be.
Mo. 8: ové.
Mo. 9: y-obé.
Ab. 2: n-aoé.
(H): n-avue.
Ab. 3: y-avé.
Pa. 4ᵃ: i-āsé,r̃ata.
ᵇ: i-ase,r,ata.
Le. 1: y-asigr.
Gu.: i-ava.

Wangen *kod-aǰī́gę.*
Mb. 2: n-ayīque.
To. 7: kad-amelké.
Mo. 3: y-aschileguè.
Mo. 5: asilghé.
Ab. 2: n-ajac.
Pa. 4ᵇ: i-aijr,lc.

Nase *kod-imī́gę.*
Mb. 1: n-imigo.
Mb. 2: n-ionigo.
Ka. 1: cod-eimie.
Ka. 2: immiḡo.
cod-immiḡo.
cod-immír̃,o.

Ki.: h(i)-imígo.
To. 2 (B): cad-imich.
cad-imic.
(L): mík. u-mík.
To. 3: hi-ecmic.
To. 7: kad-imík.
To. 8: cad-immíc.
To. 10: } *omi.*
To. 11: }
Mo. 2: y-mic.
Mo. 3: y-immih.
Mo. 5: l-ymicjquĕ.
Mo. 6: immik.
Mo. 8: inih.
Mo. 9: y-imic.
Ab. 2: catanat.
(H): n-caatagangat.
Pa. 2: h-yock.
Pa. 4[a]: i-chióc.
[b]: i-jhióc.
i-jhjhióc.
Le. 1: y-oqui.
Gu.: i-anoté.

Nasenloch *kon-iogogoyedéŗę.*

To. 7: kad-imiglaók.
Mo. 3: y-miklavàk.
(Beide Wörter sind wörtliche Übersetzungen von »Nasen-Loch«; nämlich: *imig, mik* »Nase«; *laók, lavàk* Loch«.)

Ohr *kon-apaŗadè.*

Mb. 2: n-apagate.
Ka. 1: con-apagoti.
Ki.: pahrăte.
To. 2 (B): quetetá.
y-queletá.
(L): telá. u-ctela
l-qtelá.
To. 3: hi-chetelua.
To. 5: i-tilalaki.
To. 7: kar-ektela (zweites *k* weich).
To. 8: cad-tilá.
To. 10: telá.
Mo. 3: y-quelá.
Mo. 4: i-ketela.
Mo. 5: cquel-lá.
Îi-cquelá.
Mo. 6: li-cquela.
Mo. 8: kelá.
Ab. 2: quetela.
Ab. 3: quetal.
Pa. 2 u. *3: hy-aheguada.*
Pa. 3: y-aigua.
Pa. 4: i-a$_a$ig$_c$uá.
Le. 1. y-aigua.
Gu.: i-rtanmété.

Ohrläppchen *kon-ăbę.*

Ohrloch *kod-ajibăgųę.*

To. 7: kar-ektelaglaók. (Wörtliche Übersetzung von »Ohrloch«: *ektela* »Ohr«, *laók* »Loch«.)

Hals *kod-iŗĭjŏdę.*

Mb. 1: n-iguiyodi.
Mb. 2: n-lgìchodĭ.
Ka. 1: cod-otoiina.
Ki: hi-ototi hénadge.
To. 2 (B): l-ocosót. cossót.
(L): l-ocossót.
To. 5: ñ-okosetti.
To. 7: kad-oksót.
kad-anák, Nacken.
kad-akoitské, Kehle.
To. 10: koichiki, Kehle.
To. 2 (B): cad-acoicquití, Kehle.
y-cololich.
Mo. 3: l-cossát.
Mo. 9: i-cozat.
Ab. 2: acauichigá.
(H): ni-acayate.
Pa. 4[b]: i-athlúc.
i-ir$_y$chó, Kehle.
Gu.: i-racheu.

Körper *kod-olădę.*

Mb. 1: ni-boledi.
Mb. 2: ni-boledĭ.
To. 2 (B): y-ohoch.
(L): oók.
Mo. 3: y-aschimmaga.
y-oschimmaga.
Mo. 9: y-ochigembgrat.
Ab. 2: n-veyaga.
(H): n-oyat.

Brust *kod-ílę.*

Mb. 1: n-atecogodi.
Mb. 2: n-atecogo.
Ki.: ni-aticógòde.

To. 2 (B): l-otoguí.
y-ohoge.
(L): toqué.
To. 7: ka-togă.
To. 10: otohué.
Mo. 3: y-octogué.
Mo. 9: y-ologuè.
Ab. 2: n-oalà.
(H): n-oalà.
Mo. 3: oal-là, Magen.
Pa. 4: i-cha$_a$pü$_u$c.
Gu.: i-eu.

Weibliche Brüste. *ko-ẹledḗ.*
Ka. 1: cou-aiailaitai.
Ki.: hehelête.
To. 2 (B): l-otetá. oti.
(L): l-eté.
To. 7: l-oụteté.
Mo. 3: l-oecté.
Mo. 5: l-ohetè.
Mo. 8: oeté.
Ab. 2: teta aolc.
Pa. 4^b: i-achügud.

Zitze *kod-odíṛẹ* (= Milch).

Bauch *kod-ẹeḗ.*
Mb. 1: n-ee.
Mb. 2: n-eè.
Ki.: i-o-éhê.
To. 2 (B): cad ahán.
(L): d-ahám.
To. 5: it-aambi.
To. 7: kad-aám.
Mo. 3: y-evel.
Mo. 8: akóm.
Mo. 9: di-acum.
Ab. 2: acám.
(H): re-acam.
Pa. 4^b: i-ol-lur$_g$ú.
Gu.: i-et.

Nabel *kod-odŏlo.*
Ka. 1: j-odolo.
Ki.: odŏdae.
To. 2 (B): le-cón.
(L): l-cúm. com.
Mo. 3: i-ddamme.
Ab. 2: le-cam.
Pa. 4^b: i-attác.

Seite *ko-aĭ.*
Mb. 1: n-iguaỳ.
n-omacayo, Hüfte.
To. 2 (B): y-oyí.
(L): l-ayí.
Mo. 3: y-aí. y-ayí. y-aíl.
Mo. 8: ai.
Ab. 2: l-uii.

Schulter *kod-abalidḗ.*
To. 2 (B): cad-allacó.
(L): allacó.
Mo. 3: y-aliàh. y-aliacò.
Ab. 2: n-evacá.
Pa. 4^b: i-bar$_y$achác.
Gu.: i-olai-eu.

Achselhöhle *kod-aǰiṛadăgẹ.*

Rücken *kod-ẹlā́ṛa.*
To. 7. kad-elák.
Ab. 2: n-aalete.

Rückgrat *kon-iuŏ́go.*
To. 2 (B): l-elach (vgl. Rücken).
(L): l-aralpiník.
Mo. 3: l-elahlpinnéh.
Mo. 8: elakapinéh.
(»*elaka pinéh*« wörtlich übersetzt heißt: »Rückenknochen«. *elach, elak* »Rücken« und *pinéh, pinech, pinek* »Knochen«.)

Gesäß *kod-auíẹ.*
To. 7: kan-akté.
Mo. 3: n-actè.
Ab. 2: añit. ñi-añi.

Hinterbacken *kod-aǰăgẹ.*
To. 2 (B): cad-osapí.
Mo. 3: ossâp.
Mo. 5: l-osápp.
Ab. 2: n-ajapi.

Arm *ko-baăgadẹ.*
Mb. 1: ni-baagadi.
Mb. 2: ni-baagadĭ-ocagata.
Ka. 1: cod-apalitai.
Ki: baháhărăde.
To. 2 (B): y ivach.
cad-apigé.
(L): l-apiquél. piguel.
l-apicál.
aloic, rechter Arm
To. 7: kad-apieké.
To. 10: ohák.
Mo. 3: y-avà.
Mo. 5: l-aba. l avá.
Mo. 8: ava.

Mo. 9: i-caelgrat.
Ab. 2: caalat.
caalcate, Arme.
(H): n-aaleete.
Pa. 4b: i-mmaąjhiá.
Gu.: i-olai.

Oberarm *l-omagajǒ.* *Mo. 5: l-abálpinecquĕ.* (Wörtlich: »Armknochen«. *aba,* »Arm«, *pinék* »Knochen«.)

Unterarm *l-idĭ.* *Mo. 5: l-ŏcjque-látt.*

Ellbogen *kod-oromŏgę.* *Ku. 1: can-alaigoa.*
Ki.: romôque.
Mo. 3: yl-cogué.
Mo. 5: el-coguè.
Ab. 2: caague.
Pa. 4b: i-gaąquálc.

Hand *ko-baăgadę.* *Mb. 1: ni-baagadi.*
Mb. 2: ni-baagadĭ.
Ka. 1: co-bahaga.
Ka. 2: co-baařádi.
u-baařát.
Ki.: honigha-xiuva.
hi-edede.
To. 2 (B): y-uvat.
cad-ohuac.
(L): lira'tá.
To. 3: hi-ouvé.
To. 5: ñ-okonna.
To. 6: emach } (To. 2 [B] und [L] = linke Hand)
emak }
y-ubat.
To. 7: kan-apokná.
To. 8: cad-uuác.
To. 10: pokena.
Mo. 2: n-apoguena.
Mo. 3: yl-queĺagát.
appoquennà, Faust.
Mo. 4: kenoc.
Mo. 5: né-puqjuinát.
pokná.
Mo. 6: né-puqjuinet.
Mo. 8: kelagat.
Mo. 9: n-apoguená.
y-caelgrat.
Ab. 2: n-apaguena.
kaalat.
(H): n-apakena.
Pa. 3: su-majyà.
i-majà.
i-nagchiac.
Pa. 4b: i-mmahiá.
Pa.[1]*): su-majyá.*
Le. 1: i-majà.
Gu.: i-olai mason.

Handrücken *kon-igalęuę.*

Handfläche *l-ęęę́.* *Ab. 2: n-apaquena-laoel.* (Wörtlich übersetzt: »Handblatt« *apaquena* »Hand«: *laue, laoe, laoel* »Blatt«.)

Handgelenk *kon-igalęuę.*

Faust *ko-bidă.* *Mo. 3: ñ-appóquenná.*
Mo. 5: l-ocoté.
Ab. 2: auiata apaquena.
Pa.4b: daccáchi immajhiá.

Finger *ko-baagadę́.* *Mb. 1: ni-baagatedi.*
Ka. 2: bdařat.
Ki.: hi-báhahărăte.
To. 2 (B): cot-iagantá.
y-ogantá.
y-ohantá.
(L): l-eralta.
To. 3: ghi-arata.
To. 6: y-oganta (= To. 2 [B]).
To. 7: kod-ieratá.
kal-inatšę́.
To. 10: eratá.
Mo. 3: y-paĺacaté.
Mo. 5: le pelacjaté.
paldcatè.
Mo. 8: palkaté. pakaté.
Mo. 9: i-palacatè.
Ab. 2: ñi-até. (H): n-aate.
Pa. 2 und *3: hy-changă.*
Pa. 3: i gutsán (= Pa.[2]*) y-gchan.*

[1]) Einige Payaguá-Wörter von Mansfield: »Paraguay, Brazil and River-Plate«, bei Laf. Quev.: Voc. Moc.-Esp. Revista. IV, 276/277.

[2]) Mansfield.

Pa. 4ᵇ: i-char$_g$án.
i-guichar$_g$án.
i-guiichar$_g$an.
Pa.[1]) *i-gutsán.*
Le. 1: y'-gchan.
i-gcham.
Gu.: l-olai le eu.

Daumen *kon-ibe̱dṓnę.* *Ki.: hi-báhalôdo.*
To. 2 (B): y-agantacote.
(L): y-aratálaté.
Ab. 2: atélatenc.
Pa. 4ᵇperi-igui$_i$char$_g$an.
per-igui$_i$ char$_g$ án.
(Bedeutet »großer oder dicker Finger«; *per* ist das Präfix der Vermehrung, Vergrößerung, *pára* »groß«.)

Mittelfinger *kon-aǰabṓ.* *Ki.: hi-bicôdge.*

Bein *kod-eṛonā́gę.* *Ki.: n-atínĭgoi.*
To. 2 (B): y-oteletá.
(L): l-eletá.
To. 3: hi-oteheta.
Mo. 3: y-ictí.
Mo. 5: l-eti.
l-uteletá, Oberschenkel.
l-iaté, Unterschenkel.
Ab. 2: ni-ichi.
Pa. 4ᵇ: i-accaléss.

Fuß *ko-iā́dę.* *Mb. 1: n-ogonagüi.*
Mb. 2: n-ogonagĩ.
Ka. 1: cod-ohona.
Ka. 2: i-oř́onna.
Ki.: hi-byháde.
To. 2: (B): co-piá.
s-apetaní.
(L): apiaté.
piajté.
l-apiá.
To. 5: iy-apia.
To. 6: i-ppia (= To. 2 [B]).
To. 7: kad-akoná.
To. 3: hi-apia.
To.[1]) (vom Rio Bermejo): *l-ápié.*
To. 10: apia. pia.
Mo. 2: ca-piate.
Mo. 3: y-ppiá. y-ppiaté.
Mo. 5: l-iaté, Unterschenkel.
Mo. 6: l-eti (= Mo. 5: l-eti, Bein).
y-ppia (= Mo. 3).
Mo. 8: apia. pia.
apiaté. piaté.
Mo. 9: ca-piate.
Ab. 2: n-achagec.
Ab. 3: n-achayu.
Pa. 2 und *3: hy-boro.*
Pa. 3: se-uó (= Pa)[2])
bo (= Le. 1).
y-bagro.
Pa. 4ᵃ: i-bōř́ó.
ᵇ: i-bo$_o$r$_y$ó.
Pa.[2]): *se-uó.*
Le. 1: bo.
Gu.: i-acalep.

Sohle *ko-iā́dę.* *Mb. 1: l-iguigo.*
To. 2 (B): aló.
co-pialahuel.
(L): pialasél.
pialahuel.
To. 7: kad-apia.
(*pia-lahuel* heißt wörtlich übersetzt »Fuß-Blatt«; *pia* »Fuß«; *lahue, lahuel* »Blatt«. Vgl. »Handfläche«.)

Ferse *kod-iǰíuę.* *Mb. 1: ichigue.*
Ka. 1: cod-ittchioai.
Ki.: txihoh.
To. 2 (B): cad-ayagá.
(L): l-eagal.
Mo. 3: y-ayyagá.
Ab. 2: canecáma.
Pa. 4ᵇ: i-b$_v$ác.

---

[1]) Nach Pelleschi bei Laf. Quev.: Voc. Moc.-Esp. Revista. IV, 266.
[2]) Mansfield.

Knöchel *ko-ayárajẹ.* *To. 2 (B): ne-pohoté.*
(L): l-coté.
Ab. 2: n-uichii.

Zehen *kod-eronăga.* *Mb. 1: n-egonagi.*
Ki.: hi-oconaoána.
Mo. 3: y-ppiarnactá.
Mo. 5: piareta.
le-piarnetá.
Mo. 8: apiarnata.
Pa. 4b: i-rgobèéirgaba.
Le. 1: i-bo.

Große Zehe *kon-ibẹdŏna.*

Nägel an Fingern und Zehen *kon-ajapŏ.* *Mb. 2: in-apachodĭ.*
Ka. 1: cod-atchapo.
Ka. 2: con-ăcciáppo.
To. 2 (B): cad-enath.
(L): nachí.
To. 7: kad-enajtšă.

Hüfte *kon-ijĕgẹ.* *To. 2 (B): l-ihicáph.*
(L): l-ihigál.
Ab. 2: l-acqueirjé.

Oberschenkel *kod-omagajŏ.* *Mb. 1: n-omacayo.*
Ka. 1: cod-omacaido.
To. 7: ka-télaitá.
Mo. 5: l-uteletá.
Pa. 3: y-ejegà.
y-esiguè.
Pa. 2: hy-esiguè.
Pa. 4b: i-ehíc, Schenkel
Pa.[1]*): y-ejegà.*
Le. 1: y-egik, Schenkel
Gu.: i-akamnan.

Unterschenkel *kod-idí.* *Mb. 1: n-itîle.*
Mb. 2: n-itĭ.
Ka. 1: cod-itti.
Ki.: n-atínĭgoi.
To. 2 (B): y-otelta.
(L): telectá.
To. 7: kod-iaatšă.
Mo. 3: y-octelecta,
Schenkel.
Mo. 5: l-iaté.
Mo. 9: gd-iti.
Ab. 2: l-atéta, Schenkel
(H): n-ichil.

Schienbein *kod-idí.* *To. 2 (B): cad-itĭ. h-ité. cad ihipirech.*
Mo. 3: yy-aácte.
(In *ichipirech* steckt vielleicht *pinech, pinek* »Knochen«. *ihi* vielleicht = *iti* »Bein, Schenkel«; also *ihi — pirech* = »Schenkelknochen«.)

Knie *kod-okŏdẹ.* *Ki.: hi-ocode.*
To. 2 (B): y-lliqueté. cad-iliequeté. lle-llecté.
(L): licté.
To. 7: ka liekté.
To. 10: ligti.
Mo. 3: y-ccoctà.
y-ccotàl.
Mo. 5: li-cuta.
Ab. 2: ni-liouquete.
Pa. 4b: i-appèé.

Kniekehle *kod-agăgr[ẹ].*

Waden *kod-auŏgonẹ.* *To. 2 (B): ll-ahathi.*
(L): l-eachí.
Mo. 3: accavilqui.
Ab. 2: y-niate.

Haut *kod-olădogẹ.* *To. 2 (B): cad-ohoc.*
(L): l-ohoc.
Mo. 3: y-oschimmagá (vgl. Körper).
Ab. 2: y-jiuetá. alác.
Pa. 4b: i-lebté.

Fell (behaart) *l-oládogẹ.*

Knochen *ko-bidăgẹ.* *To. 2 (B): pinéch. pihinech.*
(L): pinék. l-pihinek.
To. 7: le-pienék.
To. 10: pinék.
Mo. 3: y-pinnèh.
Ab. 2: y-piinc.
Pa. 4b: i-aquílrga.

[1]) Mansfield.

Rippe *kod-auĕgę.*
To. 2 (B): n-itissiih. can-itissit.
(L): chisitt.
Mo. 3: ñ-iemmenih.
Ab. 2: n-ichagé.
Pa. 4b: i-repár$_{g}$la.

Fleisch *ko-bolĕ.*
To. 2 (B): l-apáth.
(L): l-apát.
To. 4: l-apoc.
To. 7: l-apát.
Mo. 3: l-aăcte.
Mo.[1]*): l-aât.*
Ab. 2: el-pagé.
Ab.[1]*): pâè.*
Pa. 4b: ir$_{g}$attí$_{u}$ss.

Ader *kod-idŏdę.*
To. 2 (B): y-otá. ohotá.
(L): l-otá. l-othál.
To. 10: otá.
Mo. 3: y-ooctá.
Ab. 2: l-etatá.
Pa. 4b: i-ottené$_{g}$ss.

Puls *kod-ălręnę.*
Mo. 2: ñ-accallaschigom.

Herz *kod-ălręnę.*
Mb. 1: n-alegûena.
Mb. 2: n-alegena.
To. 2 (B): quiriacaté. quidiacaté.
(L): l-quillacté. u-ttiyacté.
To. 7: kad-e-kediakté.
Mo. 3: y-ctarnactá. l-itarnactá.
Mo. 8: itarnatá.
Mo. 9: itanatà.
Ab. 2: ni-itanata.
(H): n-avuel.
Pa.[2]*): olgu.*
Pa. 4b: ireier$_{g}$i.

Leber *kod-olĭdę.*
To. 2 (B): l-olamech.
(L): l-olamék.
Mo. 3: y-olammèh.
Ab. 2: l-aanc.
Pa. 4b: l-annachiudssr$_{g}$i.

Niere *kod-ajŏgonę.*
To. 2 (B): l-itigissi. l-itigssi.
(L): chigissi. chiquis s.
Mo. 3: y-ctekcé.

Magen *kod-ęeę.* (= Bauch).
Mo. 3: y oalà.
Mo. 8: alá.
Ab. 2: parila. oalá.

Harnblase *kon-ibădręji.*
To 2 (B): l-otiagalay.
(L): chdraqui.
Ab. 2: l-oachiggui.

Darm *ko-gęlę.*
To. 2 (B): l aylissic. l-aylissi.
(L): l-aylishí. l-aylissi, Eingeweide.
(B): l-ahuel, Eingeweide.
To. 7: l-ailisché, Eingeweide.
Mo. 3: alot. alocté, Eingeweide. *l-avelesé.*
Ab. 2: camá. n-aoel, Eingeweide.
Pa. 4b: dechí.

Blut *kod-auŏdę.*
To. 2 (B): n-ethagó. l-etagó.
L): ttagó.
Mo. 3: n-evó.
Ab. 2: n-auiga.
Pa. 4b: i-auisís.
Gu.: pelit.

Milch *kod-odĭrg* (= Zitze).
Mb. 1: n-otidi.
To. 2 (B): l-othí.
(L): u-acalchí.
To. 7: l-otšé.
Mo. 7: l-oi.
Ab. 2: l-aché.
Gu.: l-achou-way.

Schweiß *kon-onĭbę.*
To. 2 (B): tilitiagá.
(L): chilchārá.
Ab. 2: n-oajagaigá.
Pa. 4b: seechábith.

Kot *ko-ajémręję.*
Ka. 1: d-ocoagani.
Mo. 3: n-atèk.

---

[1]) Abipon- und Mokoví-Wörter bei Mme. Lina Beck-Bernard: Le Rio Paraná. 286; nach Laf Quev.: Voc. Moc.-Esp. Revista. IV, 278. Schreibweise spanisch.

[2]) Mansfield.

	Ab. 2: cajaoa.
	l-oatca.
	Pa. 4ᵇ: tisiéte.
Harn *jinibãdę.*	*To. 2 (B): utiagath.*
	(L): utewék.
	To. 10: ojcharát.
	Ab. 2: oachiat.
Träne *kod-adĭdi.*	*To. 2 (B): h-ithi.*
	l-athi.
	(L): n-oyím.
	To. 10: achi.
	Mo. 3: n-icti.
	Ab. 2: l-achíe.
Geschwür *ko-ejęgerę.*	*To. 2 (B): n-ilgohóy.*
	(L): n-ilgrgoy.
Schatten *ko-aă.*	*Mb. 1: ni-guigo,* Seele.
	Mb. 3: li-guigo, Seele.
	To. 1: y-quiĭ, Seele.
	To. 2 (B): vacal.
	(L): pacál.
	(B): hi-quihí, Seele.
	apoyach, Seele.
	(L): hi-quihí, Seele.
	To. 4: pakal.
	Mo. 1: auri-quiĭ, Seele.
	Mo. 3: n-quiĭ, Seele.
	Mo. 7: i-qui, Seele.
	Mo. 8: kii, Seele.
	Mo. 9: i-kii, Seele.
	Ab. 1: y-quijĭ, Seele.
	Ab. 2: quiyí, Seele.
	(D): l-oákál, l-kihì, Seele, Schatten, Echo, Bild.
	(H): y-oacal, Seele.
	Pa. 1: chelba-qui.
Stimme *digănrę.*	*Mo. 3: y-evèl.*
Wort *jogdănrę.*	*To. 2 (B): y-acatahc.*
	y-acatác.
	n-aatcatacá.
	(L): n-katká.
	Mo. 3: n-accatèh.
	n-accatcá.
	Ab. 2: n-aacatéc.

Körperteile. Guaikurú — Deutsch. Alphabetisch geordnet.

(Wegen der alphabetischen Reihenfolge sind die Präfixe weggelassen. Die verwandten Stammformen der anderen Guaikurú-Idiome sind zum Vergleich herangezogen.)

aă Schatten.
To. 2 (B, L); 4: vacal, pacál.
Ab. 2 (D): oákál.

abalidĕ Schulter.
To. 2 (B, L): allacó.
Mo. 3: aliàh. aliacò.

ăbę Ohrläppchen.

adĕ Augenwimpern.
Mb. 1: igite. Ka. 1: adai.
To. 2 (B, L); 7: oté.
Mo. 3: adé. Ab. 2: aré.
Pa. 4ᵇ: attassí.

adĭdi Träne.
To. 2 (B): ithí. athi.
To. 10: achi. Mo. 3: icti.
Ab. 2: achíe.

adogŏlo Stirn.
Mb. 1: atocolo.
To. 2 (B): atap. (L): otap.
To. 7: atŏp. 10: atáp.
(a)
Mo. 3: ctape. ctappí.
Mo. 8: atápe. ctáp.
Mo. 9: atap. Ab. 2: atap.
Gu.: atapole.

ajabŏ Mittelfinger.

ajapŏ Nägel an Fingern und Zehen.
Mb. 2: apachodĭ.
Ka. 1: atchapo.
Ka. 2: ăcciáppo.

ajăgę Hinterbacken.
To. 2 (B): osapí. Mo. 3: ossâp.
Mo. 5: osápp. Ab. 2: ajapi.

ajémraję Kot.

ajibăgųę Ohrloch.

ajíbi Oberlippe.
Mb. 1: achibi, Lippe.
Ka. 1: atchibi, Lippe.
Ka. 2: accibi.
To. 2 (B): aciph. (L): axip.
To. 10: aschip, Lippe.
Mo. 3: appí. 5: apí.
Mo. 9: inip. Ab. 2: agípí, Lippe.
Pa. 4ᵇ: appáth.

ajĭgę Wangen.

Mb. 2: ayĭque.
Mo. 3: aschileguè.
Mo. 5: asilghé.
Ab. 2: ajac. Pa. 4ᵇ: aijr$_g$lc.

aǰiṛadăgę Achselhöhle.

aǰŏgonę Niere.
To. 2 (B): itigissi. itigssi.
To. 2 (L): chigissi.
Mo. 3: ctekcé.

agăgṛ(ę) Kniekehle.

aí Seite.
Mb. 1: iguaỳ.
To. 2 (B): oyí. (L): ayí.
Mo. 3: aí. ayí. aíl.
Mo. 8: aí. Ab. 2: uii.

ayăṛaǰę Knöchel.

akădę Kinn.
Ka. 1: acca. Ka. 2: accádi.
Ki.: queheikĭghe.
To. 3: akâ. To. 7: aká.
Mo. 3: accâ. 5: acjá.
Mo. 6: acca. 8: aká.
Pa. 2, 3: aka. Le. 1: aka.
Gu.: ak.

akílo Kopf.
Mb. 1: akilo. 2; aguilo.
Ka.: 2: awílo. acchílo.
Ki.: aquílo.
To. 2 (B): coic. (L): caic. acayé.
To. 5: akaĭki. 8: occái.
To. 10: akaik. 12: akaike.
Mo. 2: caic. 3: caíh. caigó.
Mo. 4: caic. 5: yicjquĕ.
Mo. 6: caigo. 8: kaih.
Mo. 9: caic. Ab. 2 (D): emaȓàt.
Ab. 3: emag. Pa. 3: amagra.
Pa. 4ᵃ: amáȓa. ᵇ: amár$_g$a.

ălṛenę Puls.

ălṛenę Herz.
Mb. 1: aleguena.
Mb. 2: alegena.

amŏdę Haar.
Mb. 1: amodi. Ka. 1: oamo.
Ka. 2: ammúd.
Ki.: aniôde.
To. 2 (B): ova. oué.
To. 2 (L): aué. awé. gué.
To. 7: auă. 8: auí. 10: ahué.
Mo. 3: evè. 5: abi. avi.
Mo. 8: avé. ové. 9: ebé.

apaṛadĕ Ohr.
Mb. 2: apagate.
Ka. 1: apagoti. Ki.: pahrăte.

apídę Bart. *Ka. 1: apitai,* Schnurrbart.
Ka. 2: appítte, Schnurrbart.
Ab. 2: agipeue.
Pa. 4ᵇ: epéchi, Schnurrbart.

auégę Rippe.

auíę Gesäß.
Ab. 2: añi. añit.

auŏdę Blut.
To. 2 (B): etagó. (L): ttagó.
Mo. 3: evó. Ab. 2: auiga.
Pa. 4ᵇ: auisís.

auŏgonę Waden.

baăgadę Arm.
Mb. 1: baagadi.
Mb. 2: baagadĭ-ocagata.
Ka. 1: apalitai.
Ki.: baáhărăde.
To. 2 (B): ivach. apigé.
To. 2 (L): apicál. 7: apieké.
To. 10: ohák. Mo. 3, 5: ava.
Mo. 5: aba. 8: ava.

baăgadę Hand.
Mb. 1: baagadi.
Mb. 2: baagadĭ.
Ka. 1: bahaga.
Ka. 2: baaȓádi. baaȓát.
To. 2 (B): uvat. ohuac.
To. 8: uuác.
To. 7: apokná. 10: pokena.
Mo.: apoguena. 3: appoquennà, Faust.
Mo. 5: puqjuinát. pokná.
Mo. 9: apoguenà. Ab. 2: apaquena.

baagadĕ́ Finger.
Mb. 1: baagatedi.
Ka. 2: báaȓat.
Ki.: báhahărăte.
To. 2 (B): iagantá. ogantá.
ohantá. (L): eraltá.
To. 3: arata. 7: ieratá.
To. 10: erata. Mo. 3: pal̂acaté.
Mo. 5: pelacjaté. palácatè.
Mo. 8: palkaté. pakaté.
Mo. 9: palacatè.

Ab. 2: até. aate.

bidă̆ Faust.

bidă̆gẹ Knochen.

bolé Fleisch.

digă̆nṛẹ Stimme.

ǰinibă̆dẹ Harn.

ǰogdă̆nṛẹ Wort.

To. 2 (B): acatác. (L): aatcatacá. katkd.

Mo. 3: accatéh. accatcá.

Ab. 2: aacatéc.

e̱e̱é Bauch.

Mb. 1, 2: eé. Ki.: éhê.

To. 2 (B): ahán. (L): ahám.

To. 5: aambi. 7: aám.

Mo. 3: evel. 9: acum. 8: akóm.

Ab. 2: acám. Gu.: et.

e̱e̱é Magen.

Mo. 3: oalà. 8: alá. Ab. 2: oalá.

e̱e̱é Handfläche.

e̱ǰége̱rẹ Rücken.

To. 7: elák. Ab. 2: aalete.

e̱ledé weibliche Brüste.

Ka. 1: aiailaitai.

Ki.: hehelête.

To. 2 (B): otetá. oti. (L): eté.

To. 7: o̱uteté. Mo. 3: oecté.

Mo. 5: ohetè. 8: oeté.

Ab. 2: teta aolc.

e̱ṛonă̆ga Zehen.

Mb. 1: egonagi.

Ki.: oconaoána.

e̱ṛonă̆gẹ Bein.

Mb. 1: ogonagüi, Fuß.

Mb. 2: ogonagĭ, Fuß.

Ka. 1: ohona, Fuß.

Ka. 2: ořónna, Fuß.

To. 7: akoná, Fuß.

gekořé̱ Auge.

Mb. 1: geroge. güecogüe.

Mb. 2: gecogee. Ka. 1: gaicogo.

Ka. 2: ghèccóře. Ki.: kekerehê.

ge̱lé̱ Darm.

To. 2 (B): ahuel, Eingeweide.

Ab. 2: aoel, Eingeweide.

Mo. 3: avelesé.

To. 2 (B): aylissic. (L): aylissi, Eingeweide.

To. 7: ailisché, Eingeweide.

golă̆dẹ Lippen.

Mb. 1: goladi, Unterlippe.

Mb. 2: guoladĭ.

Ka. 2: golládi, Unterlippe.

iă̆dẹ Fuß.

Ki.: byháde.

To. 2 (B), 10; Mo. 3, 6, 8: piá.

To. 2 (L); Mo. 2, 3, 8, 9: piaté.

To. 2 (L), 3, 5, 10; Mo. 8: apiá.

To. (Bermejo): apié. Mo. 8: apiate.

iă̆dẹ Sohle.

Mb. 1: iguigo.

To. 7: apia.

iaŏ̆ladẹ Mund.

Mb. 1, 2: joladî.

Ka. 1: iola. Ka. 2: iŏ̄ládi.

Ki.: iólăque.

ibă̆dṛaǰi Harnblase.

íbẹ Brust.

ibe̱dóna große Zehe.

ibe̱dónẹ Daumen.

idí Unterarm.

idí Unterschenkel.

Mb. 1: itûle. Mb. 2: itĭ.

Ka. 1: itti. Ki.: atínĭgoi.

To. 2 (B): otelta. (L): telectá.

To. 7: iaatšă.

Mo. 3: octelecta. Mo. 9: iti.

Mo. 5: iaté. Mo. 2: atéta. (H): ichil.

idí Schienbein.

To. 2 (B): ití. ité. Mo. 3: adcte.

idŏ̆dẹ Ader.

To. 2 (B, L): otá. (B): ohotá. (L): othál. To. 10: otá.

Mo. 3: ooctá. Ab. 2: etatá.

Pa. 4b: ottené̱ss.

iǰégẹ Hüfte.

To. 2 (B): ihicáph. (L): ihigál.

iǰíuẹ Ferse.

Mb. 1: ichigue.

Ka. 1: ittchioai. Ki.: txihoh.

igale̱uẹ Handrücken.

igale̱uẹ Handgelenk.

igidé̱ Augenbrauen.

Mb. 1: igite. Ka. 1: adai.

imígẹ Nase

Mb. 1: imigo. Mb. 2: ionigo.

Ka. 1: eimie.
Ka. 2: immiĝo. immĩr̃o.
Ki.: imígo.
To. 2 (B), 7, 8; Mo. 6, 9: imík.
To. 2 (L); Mo. 2: mík.
To. 3: ecmic.
To. 10, 11: omi.
Mo. 3: immih.
Mo. 5: ymicjquč.
Mo. 8: inih.

iogogoyedéŗę Nasenloch.

iŗĩjódę Hals.
Mb. 1: iguiyodi.
Mb. 2: ìgìchodĩ.
Ki.: ototi hénadge.
To. 2 (B, L): ocossót.
To. 2 (B): cossót.
To. 5: okosetti. 7: oksót.
Mo. 3: cossát. 9: cozat.
Pa. 4b: irgchó, Kehle.

iuõgo Rückgrat.

odíŗę Zitze.

odíŗę Milch.
Mb. 1: otidi. To. 2 (B): othí.
To. 7: otšé. Mo. 7: oi.
Ab. 2: aché. Gu.: achou way.

odólo Nabel.
Ka. 1: odolo. Ki.: odŏdae.

ogélię Zunge.
Mb. 1: okelipi. Mb. 2: oguelĩgĩ.
Ki.: okélĕgui.

okódę Knie.
Ki.: ocode. To. 2 (B): lliqueté.
To. 2 (B): iliequeté. llecté.
To. 2 (L): licté. 7: liekté.
To. 10: ligti. Mo. 3: ccoctù. ccotòl.
Mo. 5: cuta. Ab. 2: liouquete.

olądę Körper.
Mb. 1, 2: boledi.

olądogę Haut.
To. 2 (B, L): ohoc.
Ab. 2: alac.

olądogę Fell (behaart).

olídę Leber.

omaçajó Oberarm.

omagajó Oberschenkel.
Mb. 1: omacayo.
Ka. 1: omacaido.

oníbę Schweiß.

oŗomógę Ellbogen.
Ki.: romôque.
Mo. 3, 5: cogué. Ab. 2: caague.
Pa. 4b: gaaquálc.

ōwé Zähne.
Mb. 1: ogüe. Mb. 2: ogue.
Ka. 1: oai. Ka. 2: ōwè.
Ki.: ohê. To. 2 (B): ogué.
To. 2 (B): Mo. 3, 8: ové.
To. 2 (B): uué. (L): uej.
To. 3: ouvé. 7: auwé.
To. 8: uué. 10: ohué. ué.
Mo. 2, 9: obé. Mo. 5: ubé. uve.
Mo. 6: hve. be. Ab. 2: aoé.
Ab. 3: avé. Gu.: ava.

Natur. Deutsch — Guaikurú.

1. Himmel; 2. Zeit; 3. Wetter; 4. Erde; 5. Stein und Metall; 6. Feuer; 7. Wasser.

(Soweit es möglich war, sind die Präfixe von den Stammformen getrennt.)

Himmel *l-olądę.*
Mb. 1: ititi-pigime.
titipiguimedi.
Mb. 2: yĩti-pigĩme.
Ka. 1: dibidi-bimaidi.
Mb. 3: ti-piquimedi.
To. 1: ge-piguèm.
To. 2 (B): pigém.
(L): piguém. pigam.
To. 7: l-ók. pigém.
Mo. 1: pigàm.
Mo. 3: y-ppiguim.
y-ppigom.
Mo.[1]*): e-pigam.*
Mo. 8: i-pigim.
Mo. 9: i-piguem.
Ab. 1: y-uayanic.
Ab. 2: i-píam.
(H): i-pigem.
Ab. 2 (D): hi-pigèm.
ohajènk.
Ab.[1]*): e-pigam.*
Pa. 1: y-aogabiga.

[1]) *Mokoví* und *Abipon* nach Mme. Bernard. 278.

(Mein *l-oládę*, das Gilij als *l-oladĭ* für »Wolke« gibt, wofür ich wohl richtiger *ęelę* habe, scheint das ursprüngliche *Mb.-Ka.*-Wort für »Himmel« zu sein, während *pigime, pigem, pigam* Bildungen der Missionare sind, worauf schon die Übereinstimmung dieses Wortes in den verschiedenen Idiomen hinzudeuten scheint. Ebenso hat von den Steinen neben *pigem* das offenbar alte Toba-Wort für »Himmel«: *l-ók*, das wiederum Bárcena als *l-ohóc* und Lafone Quevedo als *l-óc* für »Wolke« geben. *titipi guimedi*, nach Hervas zusammengesetzt aus *titipi* »hoch«, in Bezug auf den Ort, und *guimedi* von *ni-medi* »bewohntes Land, Ort«, heißt demnach: »hohes, bewohntes Land«, eine offenbare Missionsbildung und nicht ursprünglich Indianisch.)

Sonne	*alígeŗę.*	*Mb. 1: alijega.*	
		Mb. 2: aligega.	
		Mb. 4: aligeg.	
		Ki.: allighêra.	
		Ka. 2: allíğe.	
		To. 2 (B, L): n-alá.	
		To. 4: n-olak.	
		To. 5: n-ala.	
		To. 6: n-ala.	
		To. 7: n-a(ǫ)lă.	
		To. 8: n-allá.	
		To. 9: dassigua.	
		Mo. 2: daazoa.	
		Mo. 3: daassoà.	
		Mo. 4: n-alaoĭc.	
		Mo. 5: daasvá.	
		Mo. 6: daassoa.	
		Mo. 9: daazoà.	
		Ab. 2: empaiga.	
		(H): graolaec.	
		Ab. 3: n-alá.	
		Pa. 3: i-scabala.	
		Pa. 4a: he-chabáia.	
		b: he-jabǫáia.	
		Gu.: ōes.	
Mond	*ebenái.*	*Mb. 1: epenai.*	
		Mb. 2: epenaĭ.	
		Ka. 1: aipainahi.	
		Ka. 2: ĕppenai.	
		Ki.: hepenái.	
		To. 2 (B): cagogoic.	
		(L): cagoic.	
		cagroic. graoec.	
		To. 4: agoróit.	
		To. 5: auguei.	
		To. 7: kaareúk.	
		To. 8: auŗíc.[1])	
		To. 9: agüoiquie.	
		Mo. 2: chidaigò.	
		Mo. 3: sidaigò.	
		Mo. 4: caaboc.	
		Mo. 5. ciraigu.	
		Mo. 6: ciraigu.	
		appé, Nacht.	
		Mo. 9: chidaigò.	
		Ab. 2: graoec.	
		(H): graguec.	
		(D): grauèk. eergraik.	
		Pa. 3: apajsa.	
		Pa. 4a: hapaĭássa.	
		b: haparǫ-assa.	
		Gu.: o-alete.	
Stern	*iogdędi.*	*Mb. 1: cotedi.*[2])	
		Mb. 2: eòtedi.	
		Ka. 1: eottai.	
		Ki.: hiotôde.	
		To. 2 (B): avacatini.	
		(L): wacaní.	
		To. 4: güacanĭk.	
		To. 7: uvakaqné.	
		To. 8: uacní.	
		To. 10: huakajni.	
		Mo. 3: avaccanni.	
		Mo. 5: bacjacni.	
		Mo. 9: n-etezè.	
		Ab. 2: eeregye.	
		Gu.: aati.	
Tag	*n-ogǒ.*	*Mb. 1: n-occo.*	
		Mb. 2: n-occo.	
		Ka. 1: n-oco.	
		Ka. 2: n-ócco.	
		To. 2 (B): n-ahá.	

[1]) *ŗ* = gutturales *r*, von Boggiani cursiv geschrieben.

[2]) *cotedi* ist offenbar Druckfehler aus *eotedi.*

(L): *n-aág.n-aj.*
To. 4: *n-oag.*
To. 7: *n-ahá.*
To. 10: *n-ahá.*
Mo. 2: *n-agá.*
Mo. 3: *n-aàg.*
n-aagaà.
Mo. 5: *n-aghá.*
g-gallega.
Mo. 8: *aagaá.*
Mo. 9: *n-agà.*
Ab. 2: *n-eogá.*
(H): *n-eogà.*
Pa. 4ᵇ: *n-ahíₑc.*
Gu.: *tamaklaiau.*

Morgen *ni-gooī.* Mb. 1: *ni-goi.*
Mb. 3: *ni-quenigóoi.*
ele-ni-goi, Übermorgen.
Ka. 1: *ni-agaioli.*
Ki.: *n-atinĭgoi.*
To. 1: *n-etê.*
n-eteliya Übermorgen.
To. 2 (B): *n-eté.*
comeguaní.
comvani.
(L): *n-enté.*
To. 5: *kommennete.*
Mo. 1: *n-etê.*
n-etêleyê, Übermorgen.
Mo. 3: *n-ectée.*
Mo. 5: *n-itehè.*
Ab. 1: *amirichthiqui.*
amequerelajoa, Übermorgen.
Ab. 2: *ambríchigui.*
(D): *amrichigni.*
Pa. 1: *hi-ajanada,* Übermorgen.
Pa. 4ᵇ: *tennára.*
i-ahannára, Übermorgen.

Mittag *yaǰeṛonogṓ.*[1]) Mb. 2: *n-occo eachogo.*
To. 2 (B): *l-enahá.*
(L): *l-aglaené.*
Mo. 3: *n-agaalavilni.*
Ab. 2: *n-eogata.*

Nacht *enṓalę.* Mb. 1: *enuale.*
Mb. 2: *enuale.*
Ka. 1: *enoalai.*[2])
Ka. 2: *ènnuále.*
To. 2 (B): *epê.*
(L): *pé, pej, palní.*
To. 4: *pé.*
To. 7: *pé.*
auvíęt.
To. 10: *pé.*
Mo. 3: *eppè.*
Mo. 5: *spé.*
Mo. 6: *appe.*
Mo. 8: *epé.*
Mo. 9: *epè. n-enuguyñi.*
Ab. 2: *n-enegui.*
(H): *n-eeneghiñi.*
(D): *n-ehaòl.*
Pa. 4ᵃ: *tochiré.*
ᵇ: *tohiré.*
(*n-enuguyñi, n-eeneghiñi* heißt auch »dunkel.)

Südwind (kalter Wind) *ni-uęédaṛę.* Mb. 1: *ni-gueetega.*
ni-guocodí, Wind.
Mb. 2: *ni-guocodĭ,* Wind.
To. 2 (B): *n-eté,* Ostwind.
(L): *n-té,* Ostwind.
att, Wind.
n-ekté, kalter Wind.
To. 4: *l-aat,* Wind.
To. 7: *l-aát,* Wind.
Mo. 3: *y-onnócte,* Wind.
y-onnocte lectà, Orkan.
Mo. 5: *nn-onótĕ,* Wind.
Mo. 9: *n-onot,* Wind.
Ab. 2: *anamága,* Wind.
n-ayim, Wind.
Pa. 4ᵇ: *pahilúké.*
pahilújhké.
Mb. 1: *guayenaga.*

Nordwind (warmer Wind) *uaǰ ḗneṛę.* Pa. 4ᵇ: *héph.* (Das zweite *h* nasal.)

Ostwind *n-auí(u)ăṛę.*

---

[1]) Enthält: *n-ogṓ,* Tag.
[2]) Druckfehler bei Martius: *encalai.*

Donner *ni-jímaṛaṛẹ.* *Mb. 2: dimĭchogo epíquím.*
Ki.: txinôho.
To. 2 (B): y-alatigi. asonagá.
(L): alachigui. ca-sogonrá. ca-ssoĝnrá. soonagrá.
To. 5. ka-ssogoññaga.
To. 7: ka-sog$_n$rá, Blitz und Donner.
To. 10: sonrá.
Mo. 3: y-alactigui. l-aagà, Unwetter.
Mo. 5: ssoná. tsonná, Unwetter.
Ab. 2: y-igyi. ajagangá. ajaangá.
Gu.: sinte akulum.

Blitz *n-ajagŏnaṛẹ.*[1]) *Mb. 1: n-achacogonagadi.*
Mb. 2: n-achacogonagadĭ.
Ka. 1: n-achacago.
Ki.: n-oléghipa.
To. 2 (B): c-asilgahá.
(L): ashiliguiñi. comornalog.
Mo. 3: quilega, blitzen.
Mo. 5: legrá. legirá.
Mo. 9: c-achilegrà. n-keylegrà.
Ab. 2: ercajaguelca.
(H): n-amelgangat.
Pa. 4^b: massó$_a$c. tel-luhíbe, Donner.
Gu.: oala.

Wolke *ẹelĕ.* *Mb. 2: l-oladĭ.*[2])
To. 2 (B): l-ohóc.[3])
(L): l-oc.
Mo. 3: l-oschimmà.
Mo. 5: mabeg licquĕ.

Tau *ni-dimidimigẹ.* *To. 2 (B): ni-tauji.*
(L): ayá.
Mo. 3: ayà. annactinni aya.
Ab. 2: aoi.

Regen *ẹebígi.* *Mb. 1: epìkime. epiquím.*
Ki.: hebíque.
To. 2 (B): n-aquiagaic.
(L): auót.
To. 7: hauót.
Mo. 3: eyacaté.
Mo. 9: eyagrat. l-ayamabe ygrat.
Ab. 2: n-oagiquiga.
(H): n-ait.
Pa. 4^b: ua$_a$sü$_u$ss.
Gu.: foué.

Erde *iĕṛ(o).* *Mb. 1: îîogodî.*
(Das *o* undeutlich in der Kehle gesprochen.) *Mb. 2: ĭĭgodĭ.*
Mb. 3: higgodi.
Ka. 1: jiogo.
To. 1: alùga.
To. 2 (B): alluá.
(L): aloá. alloa.
To. 4: aluá.
To. 7: aluá.
To. 9: allua.
To. 10: aluhá. aluá.
Mo. 1: aloù.
Mo. 2: alobá.
Mo. 3: alavà.
Mo. 9: alobà.
Ab. 1: aalò.
Ab. 2: alóa.
(H): aaloá.
Pa. 1: n-agù ù.
Pa. 4^b: n-ahícu.
Le. 1: n-aggeko.
Gu.: leek.

Pflanzung *ni-jẹṛodágẹ.* *Mb. 2: ni-yogotagĭ.*
To. 2 (B): ne-lopí, Hazienda.
Mo. 3: vacalipi, Hazienda.

---

[1]) Die Wörter für »Blitz« und »Donner« gehen offenbar durcheinander. Man vergleiche meine Aufnahme für »Blitz« mit den Worten für »Donner« bei: *To. 2, To. 5, To. 7, Mo. 5, Ab. 2.*

[2]) Vgl. meine Aufnahme: »Himmel« *l-oládẹ.*

[3]) Vgl. *To. 7:* »Himmel« *l-ók.*

(*Ab. 2: hachienda*, Hazienda.

Weg *n-aaãigę.* *Mb. 1: n-àigî. n-aaigi.*
Mb. 2: n-aīgī.
To. 2 (B): n-acanahaic.
(L): caik. cateic.
To. 4: n-akait.
Mo. 3: n-aaddik.
Mo. 5: n-adih.
n-adicque.
Mo. 9: n-aadic. codic.
Ab. 2: cataic.
(H): n-catai.

Berg *elíodę.* *Mb. 2: ilogo loyodaga.*
Mb. 3: guetiècadiya.
To. 1: ca-zoonfúga.
To. 2 (B): ca-sonâ.
(L): soronrá, Gebirge.
Mo. 1: zoupaló.
Ab. 1: cajameal.
Ab. 2: elach.
y-ajarelgue.
el-caaganat, Gebirge.
Pa. 1: xitère.
Gu.: tegecloan.

(Die Toba-Wörter *casoná* »Berg« und *soronrá* »Gebirge« hängen wohl mit den Toba- und Mokoví-Wörtern für »Donner, Unwetter« zusammen: *To. 2 (L): sogonrá, Mo. 5: ssoná.* Die Berge werden hier — wie auch vielfach bei uns — als die »Gewittererzeuger, Gewitterbringer« gedacht. Vgl. auch: *Ab. 2: ajarelgue*, Berg mit: *Ab. 2: ercajaguelca*, Blitz.)

Wald *ni-aãligę.* *Mb. 1: ni aligi.*
Mb. 2: ni-alígī.
Ka. 1: ni-álligi.
To. 2 (B): abiách.
(L): auiák.
To. 7: aviák.
Mo. 3: ooctì.
Mo. 9: ooh.
Ab. 2: n-akeitag.
(H): n-akeitagu.
Pa. 4b: aidgata.

Grab *onalígidę.* *To. 2 (B): l-avác.*
(L): l-auatchquí.
To. 4: alaidini.
Mo. 3: l-ayí.
Ab. 2: n-aagagaqui.

Loch *bęgí.* *To. 2 (B): l-avach.*
(L): l-auák.
To. 7: l-aok.
To. 10: avák.
Ab. 2: enanaqui.

Insel *agídę.*[1]) *Mo. 3: ennaoé.*
ennaoék.

Stein *uedę́ra.* *Mb. 1: guetiga.*
Mb. 2: guetiga.
Ki.: huehtirah.
To. 2 (B): quemá.
(L): cda.
ica.
To. 7: akkă.
To. 8: cá.
Mo. 9: acà.
Ab. 2: aílîgat.
(H): aelget.
Pa. 4b: hitt¸éckera.
Gu.: sitrat.

Staub *amŏ(g)o.* *To. 2 (B): alluá*, Erde.
(L): dîua, Erde.
enayará.
Mo. 3: l-ynnagá.
Ab. 2: n-agmayaga.

Sand *dodiuãdę.* *Mb. 2: dotiguadī.*
To. 2 (B): l-ovanagá.
(L): l-auangrá.
Ab. 2: l-apaûgganga.

Eisen *kapilégeręg.* *Ki.: napiléque.*
To. 2 (B): l-ecat.
(L): l-cap.
To. 7: ilnagá (?).
koiyánék, Stück Eisen.
To. 10: ekát.

[1]) Vgl. meine Aufnahme für »Fluß« *agędi.*

	Ab. 2: l-ecact.
	(D): l-ekat.
Gold *kapilégeṛę.*	*To. 2 (B): casilec lecat.*
	To. 7: tandré.
	(*lecat* = Metall [überhaupt]).
Silber *bḗǰ(ẹ̊)* (Endung *e* an *o* anklingend).	*To. 2 (B): col-ocay.*
	To. 7: ayóm.
	Mo. 3: e-plata (Span.).
	Ab. 2: l-ecact.
Feuer *nolḗdi.*	*Mb. 1: i-nuledi.*
	Mb. 2: nuledĩ.
	Mb. 3: nolîdi.
	Ka. 1: noola.
	Ka. 2: nolléd.
	Ki.: nolédi.
	To. 1: y-anadek.
	To. 2 (B): nodech. enodéch.
	(L): nodék. yolé.
	To. 3: anodec.
	To. 5: lollé.
	To. 7: nodék.
	To. 8: nodéc.
	To. 10: nodék.
	To. 12: nodéke.
	Mo. 1: norek.
	Mo. 2: anodec.
	Mo. 3: nol̂è. annorèh.
	Mo. 5: nnoric. noréke. nnoricquĕ.
	Mo. 4: anorec.
	Mo. 6: annoreh. olé.
	Mo. 7: anodec.
	Mo. 8: anorék. norék.
	Mo. 9: anodec.
	Ab. 1: caâtegue.
	Ab. 2: n-caátec.
	(H): n-caateg.
	Ab. 3: n-caatec.
	Pa. 1: y-tzarri.
	Pa. 4ᵃ: hi-ciáte.
	ᵇ: hi-chiáte.
	Le. 1: i-chari.
Rauch *okíl̥radę.*	*To. 2 (B): ne-malá.*
	(L): ne-mallá. malak.
	To. 4: molá.
	Mo. 3: ne-ssalgà.
	Mo. 5: ni-selgrà.
	Ab. 2: ne-jála.
	Pa. 4ᵇ: alvᵢocké̥ᵢ.
Asche *loǰḗni(g)ę.*	*To. 2 (B): való.*
	(L): al-ló.
	To. 10: aló.
	Mo. 3: al̂ó.
	Mo. 8: aló.
	Ab. 2: y-achí.
	Pa. 4ᵇ: tenrᵍal-lá.
	(Vgl. damit die Wörter für »Erde«. »Staub«.)
Wasser *ni-ṓṛodę.*	*Mb. ni-ogodi.*
	Mb. 2: ní-ogodĩ.
	Mb. 3: ni-ogodi.
	Ka. 1: ni-ogo.
	Ka. 2: ni-oggot. ni-oř̄ō.
	Ki.: n-ógodi (Männersprache.)
	ni-ôgo (Weibersprache).
	To. 1: ñ-ectagat.
	To. 2 (B): n-etath.
	(L): n-etagrgát. etarát. etagát.
	To. 4: n-ectrak.
	To. 5: n-ogopp. ettrat.
	To. 7: n-eịtrắt̥.
	To. 8: ittrṛát.[1]
	To. 9: n-ogop.
	Mo. 1: bogayàc.
	Mo. 2: e-bagyac.
	Mo. 3: e-vagayacca.
	Mo. 4: n-etrat.
	Mo. 5: barayác. varaiác.
	Mo. 6: uasayac. e-vagayacca.
	Mo. 7: e-vagjac.
	Mo.[2]*: y-variek.*

[1]) *ṛ* = gutturales *r*, bei Boggiani kursiv geschrieben.

[2]) Mme. Bernard: a. a. O., 278/279.

Mo. 9: e-bacyac.
Ab. 1: enôgofo.
Ab. 2: enópe.
(H): enagap.
Ab. 3: enarp. enope.
Ab.[1]*): enarp.*
Pa. 1: güêgàe.
Pa. 3: uaac. ueigh.
guayaque.
Pa. 4ª: uẽiác.
ᵇ: ueẽiác.
Pa.[2]*): uaaác.*
Le. 1: ueegh.
Gu.: euak.

Fluß *agẽdi.* *Mb. 2: n-atobagĩ.*
Mb. 3: aguìdiclio,
Ka. 1: n-atoufa.
To. 1: aguagáy.
To. 2 (L): talá.

To. 4: l-achué.
To. 5: l-achiigue.
To. 1: l-atieguê, Lagune.
Mb. 3: l-itélege, Lagune.
Mo. 1: bagayè.
Mo. 3: l-acheuguè.
l-actienccolé, Bach.
actiengué.
Mo. 5: l-atquiebegic.
Mo.[3]*): l-atiavoguè.*
Ab. 1: e-agoyê.
Ab. 2: l-achangué.
Ab.[3]*): l-azonguè.*
Pa. 1: y-ôlel.
Pa. 4ᵇ: hol-lél.
Gu.: tawesipaha.
tawechac, Bach.
tawicha, See.

Pflanzen. Deutsch — Guaikurú.

(Soweit es möglich war, sind die Präfixe von den Stammformen getrennt.)

Holz *iwõgò.* *Ka. 1: ivocco.*
Ka. 2: iwócco.
Ki. 1: ivôco, Baum.
To. 2 (B): co ypách.
(L): co-ypák. epac.
To. 5: ka-ipaka.
To. 7: ko-ipák.
To. 8: ippác.
Mo. 3: nco-ippà.
Mo. 5: jco pa.
Ab. 2: ca·ípeca.
ka-ëpak.
Pa. 2: hẽnép.
Pa. 4ᵇ: hrenèépp.
Gu.: tool.

Baum *ni-aãlę.* *Mb. 2: ni-ale.*
Ka. 2: ni-álle.
To. 4: mapic.[4])
Mo. 3: co-ippacca.
Mo. 5: mapicquĕ.[4])
mamicquĕ.
Ab. 2: l-oagí.
Pa. 4ª: hacácia.
ᵇ· hacácha.
Gu.: weegpai.

Blume, Blüte *ni aãlę* *To. 2 (B): n-asoviagá.*
l-auõgo. *(L): l-asoviará.*
Mo. 3: l-ennoviaraye.
Ab. 2: l-enoegguei.

Blatt *l·amõdę.*[5]) *Ka. 2: èttá¡cculli col-amo*[5]), Maisblatt.

[1]) Mme. Bernard: a. a O., 278/279.

[2]) Mansfield, a. a. O., 276/277. Vielleicht ist der vielumstrittene Name »Paraguay« aus den *Payaguá*-Wörtern: *(Pa. 4ᵇ) pára,* »groß«, und *(Pa. 3) guayaque, (Pa. 4ª) uẽiác,* »Wasser«, zu erklären.

[3]) Mme. Bernard, a. a. O., 278/279.

[4]) *mapic* bezeichnet im Toba und Mokoví speziell den weißen Algarrobo-Baum (Prosopis alba Griseb.) *To. 2 (B): a-mapich. (L): mapík. Mo. 7: amapic. Ab. 2: oáik.* (Algaroba-Frucht: *To. 2 (B): amáp. (L): map. Ab 2 (D): humàp.*)

[5]) Die Ausdrücke für »Haare, Blätter, Federn« sind im Kadiuéo-Mbayá, Toba, Mokoví, Payaguá identisch; *Ka. 3: amõde. To. 2: awé. Mo. avá. Pa. 4: aígre = ai¡grèé.* Ebenso im *Matako.* Bei den *Bakairi* am oberen *Schingú* ist das Wort für »Haar« und »Federn« ursprünglich dasselbe wie »Wald«. K. v. d. Steinen: *a)* 177, *b)* 4. 44.

	To. 2 (B): l-avé.
	(L): l-awé.
	To. 8: ippṛá l-ahuí, Baumblätter.
	Ab. 2: l-etegué.
	(D): l-etèk.
	Pa. 4ᵇ: l-aígre hacácha, Haare des Baumes.
Frucht *anṛe̱ií.*	*Mb. 2: ni-ale ela.*
	To. 2 (B): halá.
	(L): n-aalá.
	Ab. 2: el-petá.
Wurzel *l-idṓdi.*	*Mb. 1: l-itodi.*
	To. 2 (B): pahá.
	(L): u-pádih.
	Ab. 2: el-pana.
	(D): panà.
Dorn *idigídige̱.*	*To. 2 (B): helé.*
	To. 10: lé.
	Mo. 3: el̂é.
	Mo. 8: elé.
	Ab. 2: n-aaná.
Bambu *edă̄gade̱.*	
Banane *banā́na.*	*Mb. 1: banana.*
	Mb. 2: banana.
Kokosnuß *emogayă̄.* (*Guarani: mbocayá,* Kokospalme. Acrocomia sclerocarpa Mart.)	*Ka. 1: n-amocoliti,* Kokospalme.
	Ka. 2: n-amo$_u$cólli.
	Gu.: latai.
Gras *n-adḗgogo.*	*Mb. 2: n-adegogo.*
	Ka. 1: ni-alo.
	To. 2 (B): vevé. iduá.
	(L): auakpí. awacpí.
	Mo. 3: bebé. y-edoá.
	Mo. 8: idová.
	Pa. 4ᵇ: hissálr$_g$e.
Kartoffel *abíṛoǰe̱.*	
Mais *edagṓlige̱.*	*Mb. 2: etacoligī.*
	Ka. 1: ittacoli.
	Ka. 2: tá$_ɩ$cculli.
	èttá$_ɩ$cculli. enneṙá
	èttá$_ɩ$cculli, weisser Mais.
	To. 2 (B): avagá.
	(L): awo͡rá.
	To. 7: aorá.
	Mo. 3: n-asolèh.
	n asolcà.
	Pa. 4ᵃ: n-ētz$_c$ĕc.
	ᵇ: n-eetch$_ɩ$éc.
	n-eezch$_ɩ$éc.
Zuckerrohr *n-aaā́yogo.*	*Mb. 2: n-aàĩogo.*
	Ka. 1: n-aaho.
	Ki.: n-aáila.
	To. 2 (B): n-acocotalaté.
	(L): l-acoctá.
	Mo. 3: n-occolalatè.
	Ab. 2: acatleguei.
	(D): akatleṙaye.
	Pa. 4ᵇ: n-acalló, Zucker.

Tiere. Deutsch — Guaikurú.

(Soweit es möglich war, sind die Präfixe von den Stammformen getrennt.)

Jaguar *ni-ge̱díogo.* (Felis onza L.)	*Mb. 2: ni-getiogo.*
	Ka. 1: ni-gaidjiogo.
	To. 2 (B): guidíoch.
	ni-quirioch.
	(L): quidiók. killog.
	To. 5: ni-kidok.
	To. 7: kediók. kidiók.
	To. 8: quiyúc.
	To. 9: ni quidoc.
	Pilagá[1]*): chédoc.*
	Mo. 3: li-diartaryèh.
	li-yartaraéh.
	Mo. 5: giataicjquĕ.
	Ab. 2 (D): ni-hiranàk.
	apañigehak.
	l-apriṙatraye.
	Pa. 4ᵇ: choannáppa.
	Gu.: neet pei.

[1]) Einige Wörter aus dem Zettelkatalog der Pilagá-Sammlung Boggiani im Berliner Museum für Völkerkunde. Schreibweise italienisch.

Schwein *ni-gidagiuáṛa.* *Mb. 2: ni-gìtagī.*
Ka. 1: ni-guidaguiouai.
To. 2 (B): cochilate.[1])
(L): cos[1]), schwarzes Schwein.
To. 7: cos.[1]) *ioló.*
Mo. 7: jogongaec } Wildschwein (drei Arten)
iolò.
alimagze.
Ab. 2: agiranaílaté.
Pa. 4ᵇ: ezchibíta.
Gu.: anatostawa.

Hund *n-ekḗnigo.* *Mb. 2: n-equenìgo.*
Ka. 1: n-aikainiko.
Ka. 2: n-ecchénigo.
To. 2 (B): pioch.
(L): pioch.
To. 5: piokô.
To. 7: piók.
To. 8: cad-ahui.
To. 9: piocco.
To. 10: piok.
Mo. 3: i-ppióco.
i-ppiogó.
Mo. 5: piocj.
piocjque.
Mo. 7: i-picg.
Mo. 8: i-piokó.
Ab. 2: ne-teinc.
yl-iálc.
Pa. 4ᵇ: paióltḫ.

Maus *gatigḗṛa.* *To. 2 (B): ne-tinoganagá.*
(L): chigonagá.
Mo. 5: tigoná.
Mo. 8: patonigo.
Ab. 2: pateguinc.

Fledermaus *ajắgiṛi.* *Ka. 1: aidjikidi.*
To. 2 (B): mecahí.
(L): micáhi. micái.
Mo. 3: n-agarnagá.
Ab. 2: cagít.
(D): cahit.
Gu.: apenlate.

Kuh *wakắ* (Portug.). *Ka. 1: wacca.* (Portug.)
Ka. 2: uaccá. (Portug.)
To. 2 (B): ni-vacá. (Span.)
(L): vacaló. (Span.)
To. 4: guácá. (Span.)
To. 7: uacá. (Span.)
To. 8: uaccá. (Span.)
Mo. 3: vaaccá. (Span.)
Ab. 2: oacal. (Span.)
Pa. 4ᵃ: uérag$_c$uálcia.
ᵇ: uéra-g$_c$-uálcha, Ochse.

Pferd *abolikṛắneṛę.* *Ka. 1: appolicrena.*
Ka. 2: āppollicána.
To. 2 (B): cavayo. (Span.)
(L): caallo. (Span.)
To. 4: callo. (Span.)
To. 7: caayó. (Span.)
To. 8: caaiú. (Span.)
Mo. 3: aschipigácca.
ascipigá, Pferde.
Mo. 5: zipegáj.
sippegac.
Ab. 2: agipec.
(D): ahepegák.
Pa. 4ᵃ: cigā-ccá.
ᵇ: chiga$_a$-ccá.
Gu. ometok.

Vogel *ilắṛagę.* *Mb. 1: ilagagi.*
Mb. 2: ylagagī.
To. 2 (B): l-amataní.
(L): tar̂aní.
To. 4: otranic.
To. 7: koió.
Mo. 3: coó.
Mo. 5: cohó. coó.
Mo. 9: coò.
Ab. 2: n-caa. (H): n-caa.
Pa. 4ᵇ: guappi$_e$éssra.
Gu.: nisearega.

Flügel *waiyṓ.* *To. 2 (B): l-avá.* } (Feder.)
(L): l-auá.
l-awá.
Ab. 2: l-avá.

Feder *l-amṓdi.*[2]) *To. 2 (B): l-avá.*[2])
(L): l-auá.

---

[1]) *cós, cochilate* ist wohl das zahme, europäische Schwein, vom spanischen Wort *cuché.*
[2]) Vgl. »Haare, Blätter«.

	(B): mayo l-avá.
	To. 7: maní l-ahue.[1]
	To. 8: maníc l-ahuá, Straußenfedern.
	Mo. 3: l-avà.
	Ab. 2: l-etegue.
	Gu.: nicha alai.
Ei *li-gétęgę.*	*Ka. 1: li-gaiteck.*
	To. 7: koé.
	Mo. 3: l-cove.
	Mo. 5: nu-cubê.
	Ab. 2: el-caoté.
Nest *le-badṓ.*	*To. 2 (B): pataué.*
	Ab. 2: ni-chiga.
	Gu.: lolait.
Huhn *ogoṛogṓdę.*	*Ka. 1: ocoroco.*
	Ka. 2: hoccor̄occó.
	To. 2 (B): olegagá.
	(L): oleg͡rá.
	To. 7: oleigrá.
	Mo. 3: vaccaé.
	Mo. 5: majcae.
	Ab. 2: greteric.
	Pa. 4ᵇ: iao-ói.
	Gu.: wokaake.
Papagei *n-aǰṓgonę.*	*Ka. 1: n-axocone.*
	Ki.: n-axacôna.
	To. 2 (B): hele. helole, kleiner Papagei.
	(L): helé.
	To. 2 (B): elé, Loro.
	(L): el-lé, Loro.
	To. 4: elec.
	To. 7: eįlé.
	Mo. 3: elé, Loro grande.
	quil̂ík, Loro.
	Mo. 7: iquilic.
	eclé, großer Papagei.
	Ab. 2: cajaoga.
	yquilc.
	Gu.: calicheechee.
	caga, Arara.
Taube *iotíbę.*	*Ka. 1: jutibe.*
	To. 2 (B): cohíguenec.
	(L): coiguenéc.
	cottó. (*To. 7: koió,* Vogel.)
	Mo. 3: coviguinnik.
	coviguinco.
	Mo. 5: cubignicquĕ.
	Mo. 7: covinig.
	covinigodole, Turteltaube.
	Ab. 2: napiguiinc.
	Pa. 4ᵇ: pé,pü,ic.
Urubú *uobṓę (Guarani?)* (Cathartes atratus, Baird.)	*Mo. 7: dateguezan.*
Strauß *abagắnig(o).* (Rhea americana, Lath.)	*Ka. 1: appakani.*
	Ki.: ápacainĭghy.
	To. 2 (B): manich.
	(L): manik.
	To. 4: amanit.
	To. 7: maník.
	To. 8: maníc.
	To. 10: manik.
	To. 11: malik. amanit.
	To. 12: manike.
	Mo. 3: ammaníh.
	ammannigó.
	Mo. 5: manicque.
	Mo. 7: amanic.
	Mo. 8: amanih.
	Ab. 2: queyenc.
	(D): geyènk.

Ethnographisches. Deutsch — Guaikurú.

(Soweit es möglich war, sind die Präfixe von den Stammformen getrennt.)

Dorf *n-ṛęḗladę.*	Caduv. (bei Brinton): *ni-lagadi.*
	To. 2 (B): n-ohich.
	(L): n-aigueltá.
	Mo. 3: n-iih.
	aa.
	aaté, Häuser.
	n-aate, Estancia.

[1]) *maní lahué* »Straußenfeder«; *maník, maní* »Strauß«; *l-ahué, l-avé* »Feder«.

Mo. 5: tam najhi.
Ab. 2: n-oetá.
Ab. 3: y-ecqui, mein Heim.
Pa. 3: y-aggo, mein Heim.
Gu.: poëchi.

Haus *n-ṛe̱ḗladę.* *Mb. 1: dimigi. demigi. doigi.*
Mb. 2: dĭmigĭ.
Mb. 3: timigui.
Mb. 4: dimi.
Ka. 1: dimi.
Ka. 2: dími.
Ki.: cudeine.
To. 1: m-oyic.
To. 2 (B). n-ohic.
l-avo.
n-ohich.
(L): n-oyík.
To. 6: n-ohic.
To. 7: (rasch gesprochen) *nukanyadoganhát.*
To. 10: ollik.
Mo. 1: i-bô.
Mo. 3: y-vó.
y-mméh. y-mcá.
Mo. 5: l-abú.
l-avó.
Mo. 6: l-abu.
vo.
Mo. 7: l-abo.
i-bo.
i-mec.
j-egqui.
Mo. 8: avó.
vó.
Mo. 9: i-bo.
Ab. 1: n-eêe.
Ab. 2: n-iic. (H): n-iig.
y-icqui, mein Haus.
Pa. 1: yayô.
Pa. 4ᵃ: uaiágc.
ᵇ: uaiág$_e$. uaiag$_e$.
iaió.
Gu.: poecha.

Hängematte *n-elā́dę.* *Mb. 2: n-eladĭ.*
Ka. 1: n-aiaila.
n-aalatti, Matte.
Gu.: iten, Matte.

Bett *ni-bḗ.* *To. 2 (B): y-umá.*
(L): l-omá.
To. 10: omá.
Mo. 3: n-ommà.
Mo. 5: l-omá.
Mo. 8: omá.
Ab. 2: n-aoála.

Kissen *kod-agā́galadę.* *To. 2 (B): s-ohancate.*
(L): l-aarnacté.
Ab. 2: ajanat. caec.

Kanu *edṓgo.* *Mb. 2: ni-guategĭ.*
Ka. 2: gni-uattéche.
To. 2 (B): ni-licotá.
(L): licotá. lictá
To. 4: ligtag.
To. 11: ligtag.
To. 12: lictake.
Mo. 8: i-likotá.
Ab. 2: n-etei.
Pa. 2: ar̃ānṓc.
Pa. 4ᵇ: ar$_g$a$_a$nṓ$_o$c.
ar$_g$annú$_o$c.

Ruder *n-olā́gan(ṛadę).* *Mb. 2: n-olacanagadĭ.*
Ka. 1: olacana.
Ab. 2: y-licatanat.

Flinte *n-adobḗnigę.* *Ka. 1: ni-ouailaicaodi n-atopaina,* »fourreau de fusil«. *l-atopailinamo,* Pulver.
To. 2 (B): n-ohogoncaté
(L): uunukté.
To. 7: ogronakté.
To. 10: ogronacté.
Mo. 3: y-ogoncaté.
Mo. 8: ougonkaté.
Ab. 2 (D): n-etelr̂anr̂è.
Gu.: ta-ai.

Keule *n-abalī́dę.* *Ka. 1: anebane.*
To. 2 (B): epón.
(L): pon.
To. 4: pont.
Pilagá [1]): *gni-ppón.*

[1]) Pilagá-Sammlung Boggiani: Zettelkatalog. Berliner Museum für Völkerkunde. Schreibweise italienisch.

Bogen *n-iidénigę.*

Mo. 5: ni-pon.
ni-pùn.
Mo. 7: ne-pun.
Mb. 2: n-upitenigĩ.
Ka. (R): n-apoteni.
Ka. 2[1]*): n-uppitténighi.*
To. 2 (B): ni-ticnic.
y-tinic, mein Bogen.
(L): chiquinic.
To. 4: chienik.
Po. 7: tšikněk.
To.[2]*): cicnéc.*
Pilagá[3]*): cichién.*
Mo. 4: ne-ctikena.
Mo. 5: l-ogosicjquě.
Ab. 2: e-telañat.
Pa.[4]*): soo.*
Pa. 4[b]*: dáu.*

Pfeil *uogodṝogo.*

Mb. 2: analigo.
Ka. 2[5]*): bittá* (langer Pfeil mit Eisenspitze).
uallenña (Pfeil mit ungezahnter Holzspitze.)
Ka. (R) [6]*): oiotoge* (Pfeil mit ungezahnter Holzspitze).
To. 2 (B): ni-ticna.
ticná.
(L): chignd. chikna.
To. 4: chicnak.
To. 5: chikinna.
To. 7: tšikná.
To.[7]*): cicná* (Pfeil mit Holzspitze). *cippác* (Pfeil mit Holzspitze). *n-aĕccauá* (Pfeil mit Eisenspitze). *i-u*$_{p}$*iic* (Pfeil mit Eisenspitze).
To. 9: chiquinna.
Pilagá[5]*): iccéppa.*

illĕgheic.
Mo. 4: ne-ctikenap.
Mo. 5: l-ogosu.
Mo. 8: oogosó.
Ab. 2: aagsá.
Pa. 4[b]*: i-ahám.*

Lanze *abogę̄nię.*

Mb. 2: apoquenigĩ.
Ka. 1: apoquenica.
Ka. (R): ogeni Harpunenpfeil.
To. 2 (B): taquiagay.
(L): taquĩ̂ay.
takerai.
To. 4: caquersit.
Mo. 3: qquiaryé.
ne-ctaqquiarye.
Mo. 5: aijcjquě.
Mo. 7: n-etegaggue.
n-etequiagae (Lanze mit eiserner Spitze).
Mo. 8: etakiaraé.
Ab. 2: n-oagileté. etergé.

Messer *n-odáǰ(o).*

Mb. 1: l-udayo.
Ka. 1: n-ouddjaaou.
Ka. 2: n-oddágiu.
Ki.: n-udadjo.
To. 2 (B): illonech.
(L): illonék.
illonuc.
To. 7: ilonék.
Mo. 3: l-enácte.[9])
le-eccacté.
li-icácte, mein Messer.
Mo. 5: li-jcáttě.
Mo. 8: ekat.[9])
Ab. 2: ni-chajaganat.
tatáganat.
n-apiaganat.
n-ajatigat.
Pa. 4[b]*: irguáir*$_{y}$*i.*

---

[1]) Kadiuéo-Sammlung Boggiani: Zettelkatalog. Berliner Museum für Völkerkunde. Schreibweise italienisch.
[2]) Toba-Sammlung Boggiani: Zettelkatalog. Ebenda. Schreibweise italienisch.
[3]) Pilagá-Sammlung Boggiani: Zettelkatalog. Ebenda.
[4]) Mansfield, a. a. O., 276/277.
[5]) Kadiuéo-Sammlung Boggiani: Zettelkatalog, Berlin.
[6]) Kadiuéo-Sammlung Rohde: Ebenda.
[7]) Toba-Sammlung Boggiani: Zettelkatalog, Berlin.
[8]) Pilagá-Sammlung Boggiani: Zettelkatalog, Berlin.
[9]) Vgl. »Eisen«.

Angelhaken *n-omígo.* *Mb. 2: n-umigo.*

Beil *n-abǎlidẹ.* *To. 2 (B): ca-tipé.*
co-tipé.
To. 10: ka-chipé.
Mo. 3: n-quippé.
Ab. 2: queipe.
(D): kēēpe.

Kamm *ẹlogajŏ.* *Mb. 1: y-elocaí,* mein Kamm.
Ka. 1: ellocaillo.
Ka. (R): atocajo.
To. 2 (B): tagacaté.
(L): tagacté.
Mo. 3: e-ctalgacte.
Ab. 2: e-teccate.

Besen *kod-olodṛān(ṛadẹ).* *To. 2 (B): pelalagan-accaté.*
(L): logr͡anocté.
Ab. 2: ne-pelganat.

Spiegel *n-oloṛājẹ.* *To. 2 (B): ennasó.*
talmaráy.
Mo. 3: leló.
Ab. 2: el-quejaalate.
(D): geharlatè.
Gu.: n-atapieeta.

Fackel *nolēdẹ.*[1])

Flöte *n-adēnå* (*a* an *e* anklingend). *Mb. 1: n-itîle.*
Ka. (R): n-atena.
To. 2 (B): y-aside.
(L): l-ashiidé.
To. 10: aschiré.
Ab. 2: n-ageurá.

Trommel *gōgẹ.* *To. 2 (B): ataqui.*
c-ataqui.
(L): c-actaqui.

Ab. 2: n-amilgué.

Tabakpfeife *eǰodidẹ.* *Mb. 2: n-alodagadĭ.*
Ka. 1: aijotitai, Zigarre.
n-aaloda, Tabak.
Ka. (R): aijotita.
To. 2 (B): ni-tiaga n-asiedech, Tabak.
(L): n-ashiedek, Tabak.
shideranaqui.
To. 3: n-aciedec.
To. 4: n-oceludet, Tabak.
To. 7: kχŏọro, Tabak.
n-ašiedék, Zigarre.
To. 11: eschieréc.
Mo. 3: n-asserèh, Tabak.
n-asserarnaqquì.
Mo. 5: n-esericqué, Tabak.
Mo. 8: asaréh.
aseranarki, Zigarre.
Ab. 2: ecagque. n-ela, Zigarre.
y-abogék, Tabak.
Pa. 2: acatchougou, Tabak.
Pa. 4ᵇ: innetüic, Zigarre.
hacachúke, Tabak.
lusohiaúleke, Pfeife.
Le. 1: acachugle.
Gu.: ouchete.

Umhängtasche *geǰogŏṇṛajẹ.* *To. 2 (B): ayogoqui.*
Pilagá[2]): *cottacchí. cottácchi.*
Ka.(R): gaiticonati.catajo.

Pronomina.

Deutsch — Guaikurú.

ich *eiyŏ.* *Mb. 1: è. eŏ.*
Mb. 3: eé.
Ka. 2: èĕ.
Ki.: hio. heiho.
To. 1: ayim.
To. 2 (B): ayen. ayem.
(L): aim.
To. 5: ayem.
To. 8: aiém.
To. 9: ayem.
Mo. 1: ayêm.
Mo. 3: aim.
Mo. 4: aam.
Mo. 5: ayim. allim.
Ab. 1: aim.
Pa. 1: yâm.
Pa. 4ᵇ: idp.

[1]) Vgl. »Feuer«: *Mb. 1: nuledi. Mb. 2: nuledĭ. Mb. 3: nollidi. Ka. 2: nolléd. Ki.: nolédi. Ka. 3: nolēdi.*

[2]) Pilagá-Sammlung Boggiani: Zettelkatalog, Berlin.

eins	*oninĭdę(g)[ę].*	*Mb. 1: uninitegùi.*
		uninitegui.
		Mb. 3: uninieque.
		To. 1: yataculéc.
		To. 2 (B): nateddch.
		natedac.
		Mo. 1: yataculéc.
		Mo. 2: yñiateda.
		Mo. 3: yñatvak.
		Ab. 1: yñitãra.
		Ab. 2: iñitàra.
		Pa. 1: ezle.
		Pa. 2: heslé.
		Pa. 4b: ehlèé. ethlèé.
		Le. 1: gezle.
		Le. 2: gezle.
		Gu.: tamak.
zwei	*edoŭda.*	*Mb. 1: itoata.*
		itobata.
		iniguata.
		Mb. 3: ytigua.
		Ka. 2.: êttoátte.
		îttoátte.
		To. 1: divastooloca.
		To. 2 (B): cacayní.
		nivoca.
		Mo. 1: ñuacã.
		Mo. 2. yñabaca.
		Mo. 3: yñoaca.
		Ab. 1: yñoaca.
		Ab. 2: iñoakà.
		Pa. 1: tiâguê.
		Pa. 2: tiaké.
		Pa. 4b: tü,g,ack¿é.
		tg,ackèe.
		Le. 1: tigaké.
		Le. 2: tigagué.
		Gu.: eu echo.
drei	*edoŭda-dṛidă.*	*Mb. 1: dagani.*
		tagadi.
		dagati.
		iniguata duganì.
		Mb. 3: ytiguateguesti.
		Ka. 2: ittoátta-dřída.
		To. 1: enaniliyâ.
		To. 2 (B): cacaynilia.
		Mo. 1: maninazgŏ.
		Mo. 2: yñabacao caiñi
		Mo. 3: etres.
		Mo. 7: innioca (?).
		Ab. 1: queyenguinate.[1])
		Ab. 2: iñoaka yekaini.
		Pa. 1: tiâquêzlana.
		Pa. 2: tiakeslarna.
		Pa. 4b: tg,ackèé,lcanna.
		Le. 1: diakegzglna.
		Le. 2: diakegzlna.
		Gu.: eu echo kailau.
vier	*edoŭda-dṛidŏa.*	*Mb. 1: tritigua.*
		trinigua.
		itobata-tritoa.[2])
		iniguata driniguata.
		To. 1: nalotapuac.
		To. 2 (B): nalotapegat.
		Mo. 1: eletapuita.
		Mo. 2: yñabacao caiñiba.
		Mo. 3: ecuatro.
		Ab. 1: naatapiguichi.
		Ab. 2: geyènkñatè.
		Pa. 1: tîpegas.
		Pa. 2: tipegas.
		Pa. 4b: tipégath.
		Le. 2: dipegai.
		Gu.: eu echo way.

Toba-Vokabular

des Herrn Professors Dr. Karl von den Steinen.

(Verglichen mit anderen Guaikurú-Vokabularien.)

Deutsch — Guaikurú.

(Es sind hier nur die Wörter aufgeführt, die noch nicht im Kadiuéo-Vokabular des Verfassers zum Vergleich herangezogen waren. Soweit es möglich war, sind die Präfixe von den Stammformen getrennt.)

Körperteile.

Toba (To. 7.)	*Guaikurú.*	*(L): l-assik.*
Gesicht *kad-ašék.*	*To. 2 (B): y-sich.*	*To. 10: aschik.*

[1]) *geyènkñatè* heißt bei Dobrizhoffer »vier«.

[2]) Bei Hervas *a*) XIX, 99 offenbar Druckfehler *stobata.*

	Mo. 3: y-schih.		*Mo. 3: y-onné.* (Partes
	l-aschih.		vergonzosas: Termino
	Mo. 8: aschigé.		sucio por mujeres.)
	schigé.		*Mo. 5: n-anlo.*
	Mo. 9: i-chic.		*Ab. 2: yl-igat.*
	Ab. 2: n-agíc.		*Ka. 1: ailliogo.*
	(H): n-agueic.		*Pa. 4b: saüá.*
	(D): y-ahëc.	Membrum muliebre	*To. 2 (L): ayera.*
	Pa. 4b: igüechióir$_g$a.	*l-aiagá.*	*Mo. 3: ayyoviák.* (Partes
	Pa.[1]*): iguechógra.*		vergonzosas: Termino
	Mb. 1: n-atobi.		limpio por mujeres.)
	Mb. 2: n-atobï.		*Ab. 2: n-apé.*
Membrum virile	*To. 2 (L): cowe.*		*Ka. 1: l-oliana.*
kaîn-kaué.			*Pa. 4b: l-árec.*

Körperliche Zustände.

Hunger *korá.*	*To. 1: y-ocuat* (Hunger		*Mo. 8: alolá.*
	haben?).		*Ab. 2: oachin.*
	To. 2 (B): cohatetá,		*Gu.: oa-kata.*
	Hunger.	Pocken *pihená.*	*To. 2 (B): n-apigtená.*
	(L): eccowott, Hunger.		*Mo. 3: n-appilená.*
	To. 5: okoguate, Hunger.		*Ab. 2: n-oachinga,*
	To. 10: okohat. okoat,		Epidemie.
	Hunger.	tot *l otái.*	*To. 1: yleu,* sterben.
	korá.		*To. 2 (B): l-euvá.*
	Mo. 1: y-ocopât (Hunger		*deleuém,* Toter.
	haben?)		*(L): l-euwá.*
	Mo. 3: n-occoppagá.		*To. 4: y-tayóilén,* Toter.
	Mo. 5: kohuat.		*Mo. 1: yieleo,* sterben.
	uspauttĕ, ich habe		*Mo. 3: n-elaogá, yeîeu.*
	Hunger.		*Mo. 5: iléb,* Toter.
	Ab. 1: ecapot.		*Mo. 8: elagá.*
	Ab. 2: n-capaaga.		*Ab. 2: n-egargá.*
	gr-icapat.		*l-elougà.*
	Pa. 1: quiseldrá.		*(D): eloʔaík. egargaìk.*
	Gu.: yawookta.		*ahamʔaík.*
	Mb. 3: cod-ignîquele.		*chitkaekalach.*
Krankheit *l-olraíc.*	*To. 2 (L): l-alotrashît.*		*Ab. 1: ygâ,* sterben.
	To. 10: l-olraik.		*Pa. 1: apâl,* sterben.
	Ab. 2 (D): eloʔaík. tot.		*Pa. 4b: iáccu.*
	Pa. 4: iró-lír$_g$è.		*Gu.: outai,* sterben.
krank *d-alolá.*	*To. 2 (L): l-alolá.*		*Mb. 3: elêu,* sterben.
	To. 4: g-alolá.		*Mb. alco* (Männer);
	To. 10: alolá.		*ghema* (Weiber).
	To. 11: g-ololá.	kalt *n-omrá.*	*To. 2 (B): n-omagá. omá*
	Mo. 3: alolá.		*(L): n-omrá.*

[1]) Mansfield.

To. 4: omará.
To. 5: n-okoviogad, es ist kalt.
To. 10: omrá. t-óm. t-omtá.
To. 11: omará.
Mo. 3: oomgá.
Mo. 8: oonagá.
Ab. 2: l-atác.
Pa. 4: sf,al-lác.
Gu.: catate, Kälte.

Gott, Familie und Gesellschaft.

Gott *kotá.*

To. 1: yacaoguodi.
To. 2: dios (Span.).
To. 4: cotoarg.
Mo. 1: abõpododè.
Mo. 3: yni dios. y-dios coctaa. yñ-coctad. coctad.
Mo. 5: otahá.
Mo.[1]*): cotaâs.*
Mo. 9: abogdi.
Ab. 1: aogarî.
Ab. 2 (D): dios. (Span.)
Ab. 2 (H): encagagari.
(D): dios gnoakàra, Gott unser Herr.
Ab.[1]*): n-oacar.*
Mo. (D): dios gnoakodo, Gott unser Herr.
To. (D): abockiakatit Señor okkomi, Gott unser Herr.
Mb. (D): dios konibotàgodi, Gott unser Herr.
Mb. 1: conöenatagodi.
Mb. 2: conoenatagodi.
Mb. 3: conoenotagodi.
Ka. 1: canoouainatagoditi.

co-tad, co-ctad heißt wörtlich »unser Vater«; *co* »unser«; *taa, ctad* »Vater«; so in den Vaterunsern bei Hervas: *a)* XXI, 105ff.: *To.: co-taa; Mo.: co-taa; Ab.: gre-taa; Mb.: cod-iodi* (*cod* »unser«; *iodi* »Vater«).

conibotagodi (konibotàgodi) übersetzt Hervas: *a)* XX, 222, mit »unser Herr« (nostro Padrone); *conoënatagodi* mit »unser Schöpfer« (nostro Creatore). In diesem Wort steckt das Verbum: *m-eceni* »aus Nichts schaffen«.

Pa. 1: hilcam.
Pa.[2]*) jaacúm.*
Gu.: yathlein.

Mann *dyalâ.*

To. 1: yalê.
To. 2 (B): yahalé.
(L): yalé.
To. 8: ial-lé.
To. 10: yalé.
Mo. 1: yalè.
Mo. 3: yalé.
Mo. 4: yova.
Mo. 5: yal-lè. ialè.
Mo. 8: yalé.
Mo. 9: yoalè.
Ab. 1: yoalé.
Ab. 2: yoalé.
(D, H): yoalè.
Mb. 1: uneleïgua.
Mb. 2: uneleïgua.
Mb. 3: aquinaga.
Ka. 1: conaïlaigo.
Pa. 1: chigùta.
Pa. 4[b]*: acú. accú.*
Gu.: chacup.

Mb. 1: (Hervas: *a)* XX, 222) Die Frau nennt ihren Gemahl *aginapa;* bei Aguirre heißt »Mann« (varón) im *Mbayá (3): aquinaga;* nach Gilij: 367 bei den *Mbayá:* »Gatte« *nodagua.*

Weib *aló.*

To. 1: alô.
To. 2 (B): aló.
(L): alô. aloj.
To. 3: halo.
To. 4: aló.
To. 5: y-aguoó. n-oodik.

[1]) Madame Bernard.
[2]) Mansfield.

To. 8: al-ló.
To. 10: aló.
To. 12: aluke.
Mo. 1: coenat.
Mo. 3: aaló.
Mo. 4: alo.
Mo. 5: ahló.
Mo. 8: aaló.
Mo. 9: aalɔ. coenac.
Ab. 1: oanaramâ.
Ab. 2: oanermá.
(H): oanelma.
Mb. 1: igualo.
Mb. 2: igualo.
Mb. 3: ygnàlo.
Ka. 1: ivuavo.
(*Mb. 2: natonīgĭ*, Gattin).
Pa. 1: amifi.
Pa. 4b: hamhí.
Pa.[1]) *emjirá.*
Gu.: outié.

Säugling *nigoktolék.* *To. 1: negutulêc.*
nececolec, Mozo.
To. 2 (B): negotolech.
(L): lali.
(B): nessoch. nessóch, Mozo.
(L): n'sók, Mozo.
(B): negotoléchñaca, Muchacho.
nocolcá, Muchacho.
coléc, Muchacho.
socolech, Muchacho.
(L): socolék, Muchacho.
To. 4: nesocolek, Muchacho.
To. 10: negoctolék.
nesokolék.
Mo. 1: nogotoléc.
niñèc, Mozo.
Mo. 3: ennogóte, Niño. Niña, naînéke, Muchacho. *yyalek*, Sohn.
Mo. 4: nesoc, jung.
Mo. 5: neculécquĕ, Muchacho.
ialecquĕ, yálèc, Sohn.
Mo.[2]): *yalèquè*, Sohn.
Mo. 8: enogot.
Ab. 1: oenêcaôle.
n-oènec, Mozo.
Ab. 2 (D): oénèkavàlk.
oénèk, Knabe.
Ab. 2: aguirec, Muchacho.
ruahudt, Knabe.
Gu.: inna, Sohn.

oénèkavàlk wörtlich »Knäbchen« von *oénèk* »Knabe«. Die verkleinernden Wörter werden nach Dobrizhoffer: II, 201/202 aus den Nennwörtern gebildet, wenn man (im Abipon) diesen die Silben *avàlk* oder *olek* anhängt, z. B. auch: *yóale* »Mann«, *yoaleólek* »Männchen« u. a.

Mb. 2: y-ònīgĭ, Sohn.
nīganigĭ, kleiner Knabe.
Mb. 3: nigaanigui.
nigaânigui, Mozo.
Ka. 1: niaani, Kind.
Ka. 2: niggáni.
Mb. 2: nigana, kleines Mädchen.
Pa. 1: abâte. abăt, Mozo.
Pa. 4b: duahudt.

Vater *tagadă.* *To. 1: tagadè*, mein Vater.
ye-taá.
To. 2 (B): hi-tá.
(L): taá. i-ktá.
To. 4: caudé.
To. 5: tayadema.
To. 10: tá. tagaré.
Mo. 1: yi-ctaă.
Mo. 3: y-ctàa.
Mo. 2: y-tatalzat.
Mo. 5: li-taá.
tagadéj.
Mo. 8: e-taá. taá.
Mo.[2]): *y-tâá.*

[1]) Mansfield.
[2]) Mme. Bernard.

Mo. 9: y-tatalzat.
Ab. 1: y-ta.
Ab. 2 (D): n-età.
(H): n-eta.
Ab.[1]*): l-êta.*
Mb. 1: iodî.
Mb. 2: el-íodĭ.
Mb. 3: el-iodi.
Ka. 2: ièttá. ièttátta.
Pa. 1: y-agaluk.
Pa. 4ᵇ: i-omá.
Pa.[2]*): eralguà.*
Le. 1: ygalukgo.

Mutter *tyedá* (beinahe *tžedá*). *To. 1: chirã*, meine Mutter.
To. 2 (B): y-até.
(L): l-até. l-asté.
To. 4: y-átec.
To. 5: chirinna.
To. 10: até.
Mo. 1: anâyatê, meine Mutter.
Mo. 2: y-aaté.
Mo. 3: y-acteè.
Mo. 5: l-áteé.
Mo. 8: ateé.
Mo. 9: y-aatè.
Mo.[1]*): l-âtèè.*
Ab. 1: y-actê.
Ab.[1]*): l-âté.*
Ab. 2 (H): y-aate.
Mb. 1: eiodo.
Mb. 2: eĭodo.
Mb. 3: eiodo.
Ka. 2: ièddá.
ièdddádda.
Pa. 1: ylâ.
Pa. 4ᵇ: iohánsa.
Pa.[2]*): yojansà.*
Le. 1: yalek.

Bruder *i-akaiá.* *To. 1: pichacã*, älterer Bruder.
nocolêc, jüngerer Bruder (Muchacho).
To. 2 (B): y-acayá.
y-cayá.
(L): l-cayá. ocayá.
To. 4: mi-acayá.
To. 5: chokolike, älterer Bruder.
To. 8: i-accaiá.
To. 10: ekeiá.
To. 12: akayá.
Mo. 1: y-iê, älterer Bruder.
ninôc, jüngerer Bruder.
ecayá, Enkel.
Mo. 3: y-cayá.
Mo. 8: kayá.
Ab. 1: ñ-añalejco-ii, älterer Bruder.
ñ-añalejco-javenec, jüngerer Bruder.
Ab. 2: n-añalejoá, *(D): n-enàk*, kleinster Bruder.
Pa. 1: yalâ. älterer Bruder.
hychebôc, jüngerer Bruder.
Pa.[2]*): yagouà.*
Pa. 4ᵇ: i-aóg,pár,a.
i-aóg,pr,a.
Le. 1: y-aguba.

Schwester *i-akaiá.* *To. 2(B): y-acayá. y-cayá.*
(L): l-cayá.
To. 5: n-oóli.
To. 10: ekeiá.
To. 12: akayá.
Mo. 3: y-cayá.
Mo. 7: i-caja.
Mo 8: kayá.
Ab. 2: n-oanerma.
Pa. 4ᵇ: i-aóg,pir,a.
Pa.[2]*): y-ogobèra.*

Großvater *l-apík.* *To. 1: yi-api.*
To. 2 (B): y-apé. y-apí.
(L): y-apé.

[1]) Mme. Bernard.
[2]) Mansfield.

Mo. 1: yi-eyocô.
Mo. 3: n-appl.
Mo. 8: api.
Mo.[1]*): l-api.*
Ab. 1: y-catê.
Ab. 2 (D): n-epèp.
Ab.[1]*): l-oâpeé.*
Mb. 3: n-elôcodi.
Pa. 1: hy-pâcqui.
Pa. 4ᵇ: i-páca.

Großmutter *komé.* *To. 1: y-enté.*
To. 2 (B): cumé.
1. y-coté. 2. al-coté.
(L): comé.
To. 10: komé.
Mo. 1: comená.
Mo. 3: comenà.
Mo. 8: komená.
Mo.[1]*): comena.*
Ab. 1: y-cayê.
Ab.[1]*): câté.*
Mb. 3: tiami.
Pa. 1: hy-pere.
Pa. 4ᵇ: i-péte.

Oheim *teskó.* *To. 2 (B): ne-tosocó.*
(L): tescó.
To. 10: teskó.
Mo. 3: ni-ectescó.
Mo. 8: eteskó.
Ab. 2: l-epaoá.
Pa. 4ᵇ: jopénch$_y$e.

Tante *i-asoró.* *To. 2 (B): y-asoló.*
(L): l-asodó.
Mo. 3: y-assoró.
Mo. 8: asoró.
Pa. 4ᵇ: iuramátte$_a$.

Häuptling *salernék.* *To. 1: ne-sallagonec.*
To. 2 (L): saleranik.
To. 10: salarnék.
Mo. 1: ne-celanêc.
Mo. 3: n-aschí.
ne-ssayarnéh.
Mo. 5: ni-seliámècjque.
Ab. 1: i-logriôt.
Ab. 2 (D): ne-laŕeyŕàt.
Mb. 3: i-niónigui.
Pa. 1: y-ata.

Soldat *uataranék.* *To. 4: uatranac.*
Mo. 5: tanácjqûe.
Ab. 2: n-aqachicca.
(D): n-audchiekà.

Ethnographisches.

Topf *n-atarakié.* *To. 2 (B): n-atagaque.*
aená.
(L): n-atagaqué.
n-atarquí.
Mo. 3: avenná.
Ab. 2: aoená.
Mb. 2: n-oolŋ̃.
Ka. 1: n-acraatchi.

Zeug *n-ogrót.* *To. 2 (L): atogó. ropa* (Span.).

Lasso *anagé.* *To. 2 (B): anagé. l-anage.*
(L): l-anagué.
Mo. 3: y-annagué.
l-annagló.
Ab. 2: n-oagiinec.

Bolas *karé.* *Mo. 3: ñ-accarí.*
Mo. 5: n-ocari.
Ab. 2: pepelquina.
(D): n-oahaŕhaŕancatè.

Pflanzen.

Palme *tšaík.* *To. 2 (B): l-agagay.*
tiabich.
(L). chaiquí.
Mo. 7: atiavic.
atiavic laté.
Ab. 2: n-eoque.
(D): n-ebokè.

Palmenhain *tšaisát.* *To. 2 (B): l-agagadaysát.*
(L): chaisat.
Ab. 2 (D): n-ebokehat.

[1]) Mme. Bernard.

Palo borracho
kape ḍarenrá.
(besonders zum Kanubau verwendet).
Quebracho colorado *tapík.* *To. 2 (B): ca-tapich.*

(Schinopsis Lorentzii.)
Quebracho blanco *norík.* (Aspidosperma.) *To. 2 (B): nodich.* *Mo. 5: ennoricquĕ. nnoricquĕ.*
Getreide *tánta.* *To. 2 (B): tanta alá.* *Mo. 3: etantá.*

Tiere.

Puma *snuraík.* (Felis concolor, L.) *To. 2 (B): savagaíc. asavagaíc.* *(L): sauag͡rgaíc. suwaík.* *To. 5: suaguayki.* *To. 9: suguaiqui.* *To. 10: sahoraik.* *Mo. 3: essavagaéh.* *Mo. 5: sabraicquĕ. tsorait.* *Mo. 8: essavagayéh.* *Ab. 2: y-giguigâm.* *Mb. 2: eiyenìgo.*

Fuchs *n-oqrírá.* (Canis vetulus, Lund. [Azarae, Wied.]) *To. 2 (B): n-ovagayagá.* *(L): uaír͡erá. warairá. wareirá.* *Mo. 7: n-ovagaiga,* bläulicher und grauer Fuchs. *Ab. 2: l-ichaga.* *(D): l-ichaŕa,* kleiner Fuchs. *l-icheŕan,* mittelgroßer Fuchs. *Mb. 2: ca-ìchoque.*

Fuchs *l-osók.* (Mephitis suffocans, Lichtst.?.) *Mo. 3: y-nnisá, y-nnisacca,* Stinktier. *Mo. 7: inigzac,* Stinktier.

Aguará guassú *kaalák.* (Lobo.) (Canis jubatus.) *To. 2 (B): valuayc,* Lobo. *(L): kalag.* *Mo. 3: caalá, caalâca. caaldit,* Monte aguará. *(ennalquiagayeh,* Lobo. *Mo. 7: caalac,* roter Fuchs. *Mo. 8: enalkiarék,* Lobo. *Ab. 2: onelquigeic,* Lobo. *Ab. 2 (D): kaálk,* größerer Fuchs.

Katze *copáík.* *To. 2 (B): copaich. copaic.* *(L): copaik. cupaik.* *To. 10: kopay.* *Mo. 5: gyataicjquĕ.* *Ab. 2: capaíc.* *(D): kapaík.* *Mb. 2: pig͡ìchene*[1]. *Ka. 1: prichaiainai*[1]. *Ka. 2: birgichéne*[1]. *Pa. 4ᵇ: pag‚es‚éne*[1].

Tapir *tšiepekoló.* (Tapirus americanus, L.) *To. 2 (B): sipeccaló.* *To. 5: lolligá.* *To. 9: holliga.* *Mo. 5: mmanicquĕ (?)*[2] *Mo. 7: alolgac.* *Ab. 2 (D): alalek.* *Mb. 2: apolicanagĭguaga. (āppòllicána [Ka. 2.]* Pferd.) *Gu.: keulay.*

Gürteltier (Dasypus) *n-amúgi̯serán.* *To. 2 (B): amugasagan.* *(L): n-amugus͡ran.* *Mo. 7: n-atognaye etopinic. sinit.* (drei Arten) *Ab. 2 (D): yaulk laip,* kleines Gürteltier.

[1]) Im Tschamakoko heißt »Katze« *pocuchíne;* im Kinikinao *(Nu-Aruak): pejgechefine.* (Boggiani *f)* 12.)
[2]) Vgl. Strauß, *To. 2. 7. 8. 10: manik. Mo. 5: manicque.*

	katoiʔaik, großes Gürteltier. *kaitavalk.*
	Ka. 1: attobitchai.
	Gu.: tatae sia.
Viscacha *lerimá.*	*To. 2 (B): oledemá.*
(Lagostomus trichodactylus, Brookes.)	*(L): n-aguishík.*
	Mo. 3: avaguesá.
	avaguesácca.
	Ab. 2 (D): n-ehelaterek.
Capivara *ualikre.*	*Mo. 3: capiguara.* (Guarani.)
(Hydrochoerus Capybara, Erxl.)	*Mo. 5: pironacjcque.*
	Mo. 7: n-ocupiaga.
	Ab. 2 (D): atopehénʔa.
	Ab. (bei Baucke): *etepenga.*
	Ka. 1: evagaxa.
Nutria *tšigišé.*	*To. 2 (B): ni-tiquísí.*
(Myopotamus coypus, Geoffr.)	*(L): chiquishí.*
	To. 10: chiquisi.
	Mo. 3: ni-ctiicé.
	Mo. 7: ni-tigze.
	Mo. 8: ni-tiisé.
	Ab. 2 (D): ni-chigehè.
Ameisenbär *potái.*	*To. 2 (B): potay.*
(Myrmecophaga jubata, L.)	*(L): potay.*
	To. 4: otay.
	Ab. 2 (D): heteyʔei.
Coatí *košenigó.*	*Ka. 1: couttaicho.*
(Nasua.)	*Gu.: anat kaech.*
Kaninchen *soroná.*	*To. 2 (B): soonó.*
(Cavia leucoblephara.)	*(L): sogoná.*
	To. 10: sorná.
	To. 13: suná.
	Mo. 8: esorná.
	Ab. 2: n-eegué.
	(D): n-évege, kleines Kaninchen.
	cañàn, großes Kaninchen.
	Ka. 1: aittakimai, *etaquima*, Hase.
Guanaco *nahuánagák.*	*To. 2 (B): nanagnách.*
(Auchenia huanaco, H. Sm.)	*nagnagnach.*
	(L): nawará.
	nawanarnak.
	Ab. 2 (D): hakahàtak.
Venado *iyorne.*	*To. 2 (L): dioroné.*
(Cervus simplicicornis, Illig.)	*To. 4: dirné.*
	To. 10: diorne.
	Mo. 3: diogoné.
	diogondí.
	Mo. 7: diognè. (Dieser Name, der nach Baucke [Kobler: 120] »Stinker« heißt, wird dem »Rehbock« von den Indianern beigelegt, weil sein Fleisch wegen seines üblen Geruches ungenießbar ist.)
	Mo. 8: ogoné.
	Pa. 4: ta„pá.
Corzo *niemšé.*	*To. 4: calletag*, Corzuela.
(Cervus rufus, Illig.)	*To. 2 (B): cagàetá*, Venado.
	Mo. 7: acaguodeta, Reh.
Gama *n-ahuenek.*	*To. 2 (L): n-awenek.*
(Cervus campestris, Cuvier.)	*Mo. 3: n-avenneh*, *n-awenca.*
	Mo. 7: avenec. avenca (Plural).
	Mo. 5: n-abuenicquel, Corzuela.
	n-ahuenicquel, Corzuela.
	Ab. 2: y-ijac.
	(D): hëëgehàk.
Ciervo *tšigarinigó.*	*To. 2 (B): tiganigó.*
(Cervus paludosus, Desmarest.)	*(L): chi͡granigot.*
	To. 4: chiganegot.
	To. 10: chigranigo.
	Mo. 5: tziernigo.
	Ab. 2: oachiganya.
	(D): oachìgranigà.
	Mb. 2: gotìcanìgo.
	Ka. 1: alecane.
	otticanigo-nabiouana.
	Pa. 4: eiú.
	Mo. 3: eppelé.
	Mo. 5: lu ud.
	Mo. 7: epelve.

Die südamerikanischen Hirscharten, deren man vier oder fünf kennt, werden von deutschschreibenden Gewährsmännern bald mit »Hirsch«, bald mit »Reh« bezeichnet, d. h.

bald unserem »Edelhirsch« *(Cervus elaphus L.),* bald unserem »Reh« *(Cervus capreolus L.)* an die Seite gestellt. Nur zwei davon sind echte Hirsche, die übrigen sogenannte »Spießhirsche«, welche ein einfaches, gerades, unverästeltes Geweih haben. Der Brasilianer nennt alle *veado* und unterscheidet nur durch die Beinamen, ebenso wie im Tupi-Guarani alle diese Hirsche den Hauptnamen *Guazú* oder *Suasú* mit unterscheidenden Beinamen tragen. In Argentinien gelten die verschiedensten Bezeichnungen, wie *venado, corzo, gama, ciervo;* doch bin ich nicht sicher, ob diese Namen allgemein gebräuchlich sind.

Nach genauer Vergleichung der vorhandenen Literatur über Gestalt und Lebensweise der einzelnen südamerikanischen Hirscharten bin ich zu folgenden Unterscheidungen gekommen:.

1. Der argentinische *Ciervo,* der »Hirsch« κατ' ἐξοχήν, der in den Guaikurú-Idiomen so übereinstimmende Namen führt: *To.: tšigarinigó, Mo.: tziernigo, Ab.: oachìgranigà, Ka.: otticanigo,* ist ohne Zweifel der *Guazú-pucú* der Guarani, *Çuaçú* oder *Suusú, Suasú-pucú* der Lingoa Geral, *Veado galheiro* der Brasilianer, *Cervus paludosus* Desmarest. der Zoologen· Dieser mächtige Sumpfhirsch, von der Größe unseres Edelhirsches, liebt sumpfige Waldungen und findet sich deshalb im ganzen Chaco und in dem sumpfigen Gebiet der Kadiuéo in großer Anzahl. Unter dem *epelve, eppelé* der Mokoví, der nach Baucke sich gewöhnlich bei Flüssen oder auf den Flußinseln oder an großen mit Schilf bewachsenen Teichen aufhält, ist wohl nur eine Spielart des *Cervus paludosus* zu verstehen.

2. *Gama* halte ich für die argentinische Bezeichnung des *Cervus campestris* Cuvier., des *Veado Campeiro* der Brasilianer, der in der Lingoa Geral *Guazú-ý* (nach Dobrizhoffer: I, 351: *Quazutỳ* »Feldreh«), in den Guaikurú-Sprachen: *To.: awenek, Mo.: avenec, Ab.: hëëgehàk* genannt wird. Er ist in Gestalt, Größe und Farbe dem europäischen Rehbock *(Cervus capreolus L.)* sehr ähnlich, nur etwas größer, und bewohnt die offenen Campos; daher auch der Name. Diese beiden Arten sind echte Hirsche mit gegabeltem Geweih, die folgenden zwei oder drei sind Spießhirsche.

3. Der Name *dioroné, diogoné (To.* und *Mo.),* den Baucke (120) mit »Stinker, Stinkbock« übersetzt, der argentinische *Venado,* weist schon auf den *Veado Catingueiro* der Brasilianer, *Guazú-birá* des Suaraní, *Suasú-birá* oder *-catinga* der Lingoa Geral hin, der einen sehr intensiven üblen Geruch ausströmt. Es ist der *Cervus simplicicornis* Illig. der Zoologen und gehört zu den verbreitetsten Hirscharten Brasiliens, wo er allein die Campos und Catingas bewohnt, von welchen letzteren er auch seinen Beinamen »Catingueiro« hat. Baucke irrt wohl, wenn er (120) den *avenec* für die »Gais« des »Rehbocks« *diognè* hält. Diese »Catingas« sind eine Art von »Krüppelwäldern« (»mattas enfezadas«), die sich durch das innere Brasilien, besonders auf der Hochebene zwischen Amazonas und La Plata erstrecken, und in Mato Grosso »Sertaõ« oder »Campo cerrado« genannt werden. Sie bestehen aus niedrigen, krummen Bäumen (»arvoretas tortuosas«) mit zerrissener Borkenrinde, die in der Trockenzeit nur dem starken Nachttau ihr krankhaftes Dasein verdanken und in solcher Entfernung von einander wachsen, daß ein Reiter ohne größere Schwierigkeiten zwischen ihnen durch passieren kann.

Die häufigste Etymologie dieses *Tupi*-Wortes ist die Ableitung aus *caá-tinga,* »weißer Wald«, was das Aussehen dieses »lichten Gehölzes« am besten kennzeichnen würde. Andere erklären das Wort als eine Zusammenziehung aus *caá-tininga,* »trockener Wald« (»matta secca, arvoredo secco«), wie denn derartige Zusammenziehungen im *Tupi-Guarani* eine gewöhnliche Erscheinung sind. In Goyaz gibt man unterschiedslos diesen Vegetationsformen den Namen »Catingas« oder »mattos seccos«, so daß wir hier eine unmittelbare Übersetzung des *Tupi*-Wortes *caí-tininga* hätten. Doch will mir diese Ableitung nicht so recht passen. da man die »Catingas« doch nur in der Trockenzeit mit »mattos seccos«,

bezeichnen kann. Dies »Catinga« hat aber nichts zu tun mit dem gleichlautenden Wort »catinga«, das für »scharfen, üblen Geruch« (besonders beim Fleisch) gebraucht wird. Dass der »Veado Catingueiro«, der Bewohner der »Catingas«, nun auch wirklich sich durch »catinga«, »schlechten Geruch«, auszeichnet, ist ein launiger Zufall, der zum Wortspiel einlädt.

4. Den argentinischen *Corzo* möchte ich für den »Rotspießhirsch«, *Cervus rufus* Illig., halten, der von den Brasilianern *Veado mateiro,* in der Lingoa Geral *Suasú-pita,* im Guarani *Guazú-pita* genannt wird und im Urwaldgebiet und dichteren Campos-Waldungen lebt. Er ist von der Größe unseres Rehbocks, aber schlanker. Das Geweih besteht aus kleinen, spitzen, etwas nach hinten gebogenen Spießen, was genau mit der Beschreibung übereinstimmt, die Herr Professor von den Steinen von seinem Toba-Gewährsmann für den Corzo, *niemšé,* erhielt. Welche Hirschart unter dem *calletag, cagdetá* der Toba, dem *acaguodeta* der Mokoví zu verstehen ist,[1]) mag dahingestellt bleiben; wahrscheinlich auch ein »Spießhirsch«, vielleicht eine Spielart des *Cervus rufus,* jedenfalls ein schwacher Hirsch, da ihn Baldrich *corzuela,* Baucke einfach »Rehbock« nennt.

Vgl. Dobrizhoffer, I, 350 ff. Kobler, 117 ff. Martius, II, 475/476. Dr. J. E. Wappäus, Das Kaiserreich Brasilien. Leipzig 1871, 1337. Brehms Tierleben. Leipzig 1877, III, 163, 173/174. Phil. Leopold Martin, Illustrierte Naturgeschichte der Tiere. Leipzig 1882, I, 482, 487.

Schaf *taketá.*	*To. 2 (L): caiguetag.*
	To. 10: kaietá. taiketá.
	Mo. 3: accaguerectá.
	accaguectá.
	querectá.
	Mo. 5: agritá.
	Mo. 8: akagretá.
	Ab. 2: acaireta.
	Pa. 4b: acha„ckeráchi.
Ziege *keták.*	*To. 2 (B): oloho.*
	nequetác.
	(L): ketag. ctak.
	To. 10: ketak.
	Mo. 3: queectá.
	queectáha.
	Mo. 5: cquitajquĕ.
	Mo. 8: ketaka.
	Ka. 1: ouatchiguida.
	Pa. 4b: ag„ualsí.
Ochse *nielolá.*	*Mo. 3: ylónilolá.*
	ennoanilolá.
	Ab. 2: yuijac agaigueic.
	(D): yúihàk.
	Pa. 4b: uéra-g„udlcha.
	Gu.: toway.
Esel *ašinó* (Span.)	*Mo. 3: aaschín. aaschiní.*
Wilder Truthahn *late.* (Pava montés.)	*Mo. 3: odardá*
	odardácca (Pavo.)
	Ab. 2: aragraletá (Pavo, Pava.)
Adler *ianigrató.*	*To. 2 (B): voic.*
	(L): owík.
Tukan *lesorók.*	*Mo. 7: cotaa.*
(Rhamphastus, L.)	*Gu.: iacat.*
Feldhuhn *sorotšé.*	*To. 2 (B): datimecá,* großes Feldhuhn.
	(L): sorduchí, großes Feldhuhn.
	(B): llalloté, kleines Feldhuhn.
	(L): dachimí, kleines Feldhuhn.
	Ab. 2: vymigál.
Alligator *daelók.*	*To. 2 (B): aylohóc.*
(Alligator sclerops, Schneid.)	*Mo. 3: annanok.*
	Mo. 5: nadócolubé.
	Mo. 7: ananoc.
	Ab. 2 (D): peéuè.
	kaéperhak.
	Mb. 2: niogoyegĭ.
	Ka. 1: niogoxe.
	Pa. 4b: heeró.
	Gu.: aité.
Iguana *konigisák.*	*To. 2 (B): coligisác,*
(Tejus teguixin, Gray.)	Lagarto grande.

[1]) Man vergleiche damit die Wörter für »Schaf« und »Ziege«.

(L): coliguisác, Lagarto grande.
Mo. 7: acilcaic.
Ab. 2: greyagál, Lagarto.
(D): navolgfaik.
Gu.: kalisko, Eidechse.

Schildkröte *napótẹranját.* (Testudo argentina.)
Ab. 2: (D): epafek.
Mb. 2: logoyenigo.

Kröte *kolórolró.*
To. 2 (B): nacogolago.
(L): colroró.
cologologó.
Mo. 3: yddiloló.
Ab. 2: yoritete, Frosch.
(D): oergetelè, Frosch.
hiymeya.
Pa. 4: ual-lqueró.
cualrẹichán, Frosch.

(Merkwürdigerweise heißt die »Kröte«, Bufo Agua. Daud., in der Lingoa Geral: *cururu,* ebenso im *Tekuna* und *Omagua,* und *gorä-gorä* im *Munduruku.* Martius: II, 447. Also offenbar ein onomatopoetisches Wort von den dumpfen Tönen, die das Tier ausstößt.)

Schlange *naḍaganák.*
To. 2 (B): maich.
pelogadagdagaic.
(L): maík.
nadaranak.
To. 4: nodranac.
To. 10: narganák.
Mo. 3: ennanaiqque.
ennanalca.
Mo. 5: nánaicquě, Vibora.
Mo. 7: enonaica.
Ab. 2: enenaíc.
nenaic, Vibora.
(D): enenaìk.
Ka. 1: lacquai
Pa. 4b: essábug,u, Boa.
Gu.: chaac-ché.

Klapperschlange *nelonék.* (Crotalus horridus, Daud.)
To. 2 (B): comohon.
(L): maík.
Mo. 3: quigualó.
Pa. 4b: aguiṃá.
Gu.: oche-chegenoc.

Fisch *niiyák.*
To. 2 (B): niyach.
(L): niyók.
To. 4: nillac.
To. 5: niyak.
Mo. 3: naí.
Mo. 5: nayí.
Mo. 9: noay.
Ab. 2: noaí.
(H): noayi.
Mb. 1: nagoyegî.
Pa. 4b: nahiguáte.
Gu.: aney.

Bagre *kadól.* (Bagrus.)
Mo. 5: ojadùl, Pakú.
Mo. 7: docup.
Ab. 2 (D): ypìk.
yheloŕaye.
katlaàn, Pakú.
Pa. 4b: catrúṇgu.

Rochen *lakataík.* (Raya.)
To. 2 (B): hilich.
Mo. 5: nanòcquě.
Mo. 7: depognic.
Ab. 2: grepagñic.
(D): eparanìk.

Mosquito *aiát.* (Culex.)
To. 2 (B): titolé. atitolé.
(L): ayátt.
(B): alogtagni, Mosca.
alotagani, Mosca.
(L): lojtarní, Mosca.
To. 4: allat.
letranit, Mosca.
To. 10: lotrani, Mosca.
Mo. 3: oyat.
alactární, Mosca.
Mo. 8: alatarni, Mosca.
Ab. 2: aaít.
oalatañi, Mosca.
(D): aytè. apatáyé.
ychit, Mosquito Polvera.
Mb. 1: con-ododi.

(Die »Mosquitos« wurden nach Dobrizhoffer von den *Riikahe-Abipon: aytè,* von den *Nakaikétergehe-Abipon: apatáyé* genannt. Beide Benennungen paßten vortrefflich auf diese Insekten, denn sie drückten ihre Menge aus. *aytè* bedeute »viele«; *apatáyé* hingegen werde von *n-apàta* abgeleitet, »welches eine Binsendecke, die ihnen [den *Abipon*] statt

eines Daches dient, bedeutet, indem es in den Gegenden der *Abiponer* so ungeheure Schnackenschwärme gibt, daß selbe die Einwohner nicht bloß zu bedecken, sondern auch zu erdrücken scheinen«. [Dobrizhoffer: II, 237, 434])

Carrapate (Ixodes.) *pelá.* — *To. 2 (B): apelá.* *(L): pelá.*

Grille (Cicada.) *kogák.* — *Ab. 2 (D): ɔérĕl.* *To. 2 (B): nogualelchét.*

Ameisenhaufen *tšepilré.* — *Ab. 2: ymilg.* *To. 2 (B): nirém.* *(L): niém.* *Mo. 3: minnimí.*

Adjektiva.

Farben.

schwarz *nauwé.* — *To. 2 (B): naué,* negra cosa. *nagué,* negro. *vedaic,* negro. *veday,* negra. *(L): laidraík,* negro. *Mo. 3: navé.* *ave-rayék,* negro. *Mo. 5: veraicque,* negro. *Mo. 8: ave-raik,* negro. *Mo. 9: l-abed-graec,* negro. *nabè.* *Ab. 2: aué.* *(H): neeneghiñi.* *nenec aboraíc,* negro. *aborayé,* negra. *Mb. 1: napidigi,* negro. *Mb. 2: napidigĭ,* negro. *Pa. 4b: iechiá.*

weiß *iapagák.* — *To. 2 (B): yapagác.* *(L): paigrgaic.* *pagreic.* *To. 4: hiapal.* *Mo. 3: lalegayek.* *lalegalcá.* *Mo. 9: yalagat.* *Ab. 2: lalagaí.* *(H): lalegaic.* *Mb. 1: lapacaga.* *Mb. 2: napaguigĭ.* *Pa. 4b: im-jaccá.*

blau *imaló(t).* — *To. 2 (B): ymalácha.* *(L): ymalák.* *Mo. 3: yccolácca.* *Mo. 5: eojlanáttĕ.* *Ab. 2: yícalc.* *Mb. 2: nimagategĭ.* *Pá. 4b: tél-lb„eck‚é.*

gelb *iyékolié.* — *To. 2 (B): yocoví.* *coviodaic.* *(L): cowí.* *Mo. 3: conni.* *Mo. 5: añoráique.* *Ab. 2: yccaí.* *Mb. 2: logoguigo.* *Pa. 4b: iottá.*

rot *tok.* — *To. 2 (B): etoch. toch.* *(L): tók.* *To. 10: tok.* *Mo. 3: ectóh. ectogué.* *l-ectogayek. l-ectogatcá* *Mo. 5: n-tocquĕ.* *Mo. 9: coñi.* *coñodgroec.* *Ab. 2 (H): yaguic.* *Mb. 1: lichagotegî.* *Mb. 2: lichagotegĭ.* *Pa. 4: z‚iaccá.*

grün *ladalá.* — *To. 2 (B): ladalá.* *(L): malók.* *To. 10: adalá.* *Mo. 3: ladalá.* *Mo. 5: adalá.* *Mo. 8: adalá.* *Ab. 2: pagé.* *Pa. 4b: lr„opp‚éhle.*

Modale Ausdrücke.

ja *áá.*

To. 1: madogopisagona.
To. 2 (B): ahá.
(L): alík.
To. 3: haha.
To. 4: uí. aá.
Mo. 1: ajaá.
Mo. 5: ahaa. ó-malé.
Ab. 1: êê.
Ab. 2: eé.
Mb. 3: etia.
Ka. 1: djai.
Pa. 1: yi-iamãi.
Pa. 2: hechê.
Pa. 4ᵇ: hí.
Le. 1: e, gii.

(*madogopisagona, alík, ó-malé, yi-iamãi* sind wohl verbale Ausdrücke, die vielleicht bedeuten: »so ist es, so verhält es sich«.)

Verba.

töten *salauát.*

To. 1: zalaguat.
To. 2 (B): salauath.
(L): lawat. lawátt.
To. 4: salaut.
To. 10: alatrán. alahuat.
To. 11: alaut.
Mo. 1: alabati.
Mo. 3: alôactarni.
salôat, ich töte.
Mo. 7: zaloat. zatetahat.
Mo. 8: aloactagan.
Ab. 1: ajanichê.
Ab. 2: y-ahámat.
Mb. 3: yeloata.
Ka. 1: aiǥjca-djaicailo.
Pa. 1: aquijac.
Pa. 4ᵇ: ijhlaccá.
Gu.: outei.

essen *kadyerák.*

To. 1: ciqueê.
To. 2 (B): siquihé.
(L): dequehé.
Mo. 1: ezquiâi.
Mo. 3: squee. eclari.
Mo. 4: sekea.
Mo. 5: cquié-é-tacque, está comiendo.
yalès socola-cque yácque, vamos á comer.
Mo. 8: kee.
Mo. 9: zkec.
Ab. 1: quenê.
Ab. 2 (D): hakeñè.
Mb. 3: guiniôdaga.

trinken *kalioyoni.* (rasch)

Ka. 1: djinion.
Pa. 1: ytueumêguêda.
Pa. 4ᵇ: iumǥé.
Gu.: iik.
To. 2 (B): ni-yóm.
(L): yóm. aguayakip.
To. 10: ihõm. yóm.
Mo. 3: nieét.
Ab. 2 (D): ñañam. ñeèt.
Ka. 1: jakipa. (Vgl. *To. 2 (L).*)
Pa. 4ᵉ: iuccáth. iuccátth.
Gu.: memichon qui tchai.

rauchen *kadǥát.*

schlafen *l-otširáǥ.*

To. 1: y-oochi.
To. 2 (B): sitiotí. ooti. oti.
(L): ochí.
To. 4: s-otchí.
To. 5: s-ooché, ich will schlafen.
To. 10: ochi.
Mo. 1: zilôc.
Mo. 3: silácca.
Mo. 4: sooti.
Mo. 5: socolác silara sucjquě, vamos á dormir.
emmòlé ilacjqui, vête á dormir.
Mo. 9: zilac.
Ab. 1: l-avatê.

Ab. 2: aoaté.
(D): aatè.
Mb. 3: yiotê.
Ka. 1: djotai.
Ka. 2: iualo.
Pa. 1: hînajân.
Pa. 4b: innahât.
Gu.: amma.

atmen *kanekɣolók.*

ich gehe *kosina šigoó.* *To. 1: yialec,* gehen.
To. 2 (B): saic, gehen.
sicovó, gehen, andar.
(L): siguo, gehen.
l-aschik, gehen, andar.

Mo. 1: l-acic, gehen.
Mo. 3: asík, gehen.
Mo. 5: se aghé dá, vamos.
Mo. 7: l-achic, ich gehe jetzt.
Ab. 1: l-apeit, gehen.
Ab. 2 (D): rihiukám, gehen.
Ab. (bei Baucke): *l-ahic,* ich gehe jetzt.
Mb. 3: yemani meyigo, gehen.
Pa. 1: tag, gehen.

Pronominalpräfixe in den Guaikurú-Sprachen.

Wie die meisten südamerikanischen Sprachen geben auch die Guaikurú-Idiome fast alle Wörter nicht in den reinen Stammformen, sondern mit Pronominalpräfixen versehen.

Es würde den Rahmen dieser Abhandlung überschreiten, wollte ich mich über diese Präfixe. die besonders im *Mokoví* und *Abipon* eine große Mannigfaltigkeit zeigen, ausführlich auslassen. In seinen drei großen Arbeiten über das *Mokoví, Toba* und *Abipon* hat Lafone Quevedo diese schwierigen und äußerst verwickelten Fragen an der Hand der kompetentesten Zeugnisse der Missionare erschöpfend behandelt und klargestellt.

Ich werde im folgenden an einigen Beispielen nur die am häufigsten vorkommenden Formen dieser Pronominalpräfixe aufführen, mit besonderer Berücksichtigung der in dieser Abhandlung enthaltenen Wörterverzeichnisse und in erster Linie zur Erklärung der bei den meisten Vokabeln vorgenommenen Trennung der Präfixe von den Stammformen. Schon aus der Übereinstimmung dieser Präfixe in den einzelnen Idiomen können wir einen Schluß ziehen auf die Verwandtschaft der Glieder der *Guaikurú*-Gruppe untereinander.

Etwas näher werde ich in diesem Abschnitt auf die Pronominalpräfixe des *Mbayá-Kadiueo* nach dem in der königlichen Bibliothek zu Berlin vorhandenen handschriftlichen Material eingehen.

Der fehlende Artikel wird im *Abipon* — wie in allen *Guaikurú*-Sprachen — durch das Präfix *n-* oder bisweilen auch *ni-* ersetzt, je nachdem das Substantiv einen Vokal oder Konsonanten im Anlaut hat. Man kann dies Präfix ein absolutes oder abstraktes nennen, weil es das Nomen, dem es beigesellt wird, in keinerlei Beziehung zu irgend einem Besitzer stellt. So heißt nach Dobrizhoffer[1]): *n-età,* ein Vater überhaupt; *n-aetafat,* ein Sohn, »ohne zu bestimmen, wessen er ist«; *n-epèp,* der Großvater mütterlicherseits u. s. w. Lafone Quevedo läßt dies abstrakte Präfix — wohl mit Recht — durch Abkürzung aus der Wurzel *ene* des Personalpronomens *eneha, er* (wenn er gegenwärtig ist[2]) entstehen.[3]) Das abstrakte Präfix *n-* oder *ni-* verschwindet, sobald zu dem Substantiv ein Possessivpronomen als Präfix hinzutritt, das man im Gegensatz zu jenem als konkretes Präfix bezeichnen könnte. Das Nomen selbst erleidet durch die Verbindung mit diesen Präfixen nur in einzelnen Formen geringe Veränderungen.

[1]) II, 197/198.
[2]) Dobrizhoffer, II, 200.
[3]) Lafone Quevedo, *c)* 70.

Die gebräuchlichsten Possessiv-Pronominalpräfixe im *Abipon*, die Dobrizhoffer als die einzigen nennt, während Brigniel daneben noch einige andere, weit seltener verwendete aufführt, sind folgende:

Singular: *1. y . . .; 2. gr. . . . é* oder *i; 3. l . . . .*
Plural: *1. gr . . . (ca); 2. gr . . . ii; 3. l . . . é* oder *i.*

Aus der Reihe der Beispiele bei Dobrizhoffer und Brigniel nehme ich einige wenige heraus:

Singular:	Plural:	Singular	Plural.
(D). n-età	Vater.	*(D). n-epèp*	Großvater.
1. y-età mein Vater.	*gr-età* unser Vater.	*1. y-epèp.*	
2. gr-etachì dein Vater.	*gr-etayì* euer Vater.	*2. gr-epepè.*	u. s. w.
3. l-età sein Vater.	*l-etai* ihr Vater.	*3. l-epèp.*	
(D). n-aetaŕat	Sohn.	*(Br). n-aitat*	Sohn.
1. y-aetaŕat.		*1. y-aitat.*	*gr-aitat.*
2. gr-aetŕachi.	u. s. w.	*2. gr-aitachi.*	*gr-aitachii.*
3. l-aetaŕat.		*3. l-aitat.*	*l-aitate.*

Singular:	Plural:
(Br). n-aacatéc	Wort.
1. y-aacatéc	*gr-aacatéc.*
2. gr-aacatigui.	*gr-aacatiguií.*
3. l-aacatéc.	*l-aacategue.*

Auch das *Mokoví* hat das abstrakte Präfix *n*, das wohl aus dem Pronomen der 3. Person *ini, inni, er* abzuleiten ist; z. B. *n-accatéh*, Wort; *n-asseréh*, Tabak; *n-avoglená*, Karren.

Die gebräuchlichsten Possessiv-Pronominalpräfixe werden am besten aus folgenden Beispielen, nach Tavolini, ersichtlich.

Singular: *1. y . . .; 2. d . . . i; 3. l . . .;*
Plural: *1. ard . . .; 2. ard . . . i; (3. l . . .);*[1])

n-accatéh	Wort.	*n-asseréh*	Tabak.
1. y-accatéh.	*ard-accatéh.*	*1. y-asseréh.*	*ard-asseréh.*
2. d-accactiguii.	*ard-accactiguii.*	*2. d-assiriguí.*	*ard-assiriguí.*
3. l-accatéh.	—	*3. l-asseréh.*	—
Nase.		*n-avoglená*	Karren.
1. y-ìmmíh.	*ard-iimík.*	*1. y-avoglená.*	*ard-avoglená.*
2. d-immiguí.	*ard-immiguí.*	*2. d-avoglini.*	*ard-avoglini.*
3. l-iimík.	—	*3. l-avoglená.*	—

Eine weitere Gruppe von Possessivpräfixen finde ich nur durch ein Beispiel vertreten, das hier Erwähnung finden soll, da es einen wichtigen Vergleich mit den entsprechenden Präfixen der anderen Idiome gestattet, worauf ich bei der Behandlung des Lautwechsels noch zurückkommen werde.

Singular: *1. di . . .; 2. rd . . . i; 3. d . . .;*
Plural: *1. rd . . .; 2. rd . . . i;* —

Dem entspricht im *Abipon:*

Singular: *1. gr (i) . . .; 2. gr . . . i; 3. gr . . .;*
Plural: *1. gr . . .; 2. gr . . . i i; 3. gr . . . e.*

[1]) Fehlt in den Handschriften.

Augenwimpern.		Augenwimpern.	
Singular.	Plural.	Singular.	Plural.
	Mokoví.		*Abipon.*
1. di-adé.	*rd-adé.*	*1. gri-aré.*	—
2. rd-adíi.	*rd-adíi.*	*2. gr-arí.*	—
3. d-adé.	—	*3. gr-aré.*	—

Singular.	Plural.
Magen. Bauch.	
Abipon.	
1. gr-acan.	*gr-acan.*
2. gr-acam-i.	*gr-acam-il.*
3. —	*gr-acan-yí.*

Die Präfixe *rd-* im *Mokoví* und *gr-* im *Abipon* korrespondieren mit dem Präfix *cad-* im *Toba;* denn *Ab.: gr-acam-i* entspricht *To.: cad-ahán,* dein Bauch.

Ebenfalls vereinzelt, doch fast übereinstimmend mit den gebräuchlichsten Präfixen im *Toba* und *Mbayá-Kadiuéo,* findet sich im *Mokoví* folgende Präfixreihe:

Singular: *1. ay . . .; 2. cad . . . í. 3. al . . . .*
Plural: *1. cod . . .; 2. cad . . . í. 3.* —

z. B.:

Mund.	
Singular.	Plural.
1. ay-ap.	*cod-ap.*
2. cad-appí.	*cad-appí.*
3. al-ap.	—

Fast sämtliche *Toba*-Wörter der Aufnahme des Herrn Professors von den Steinen und sehr viele bei Bárcena und Lopez sind mit den Präfixen *kad-, kod-,* beziehungsweise *cad-, cod-* versehen. Es sind dies die Possessiv-Präfixe der 1. und 2. Person Pluralis, die der folgenden, nach Bárcena am häufigsten vorkommenden Präfixreihe des *Toba* angehören:

Singular: *1. y . . .* oder *hi . . .;*[1])
2. ad . . .;
3. l . . .;

Plural: *1. co . . .; cod . . .; cad . . .; cal . . .; cah . . .:*
2. ca . . .; cad . . .; l . . .;
3. l . . .;

Bárcena gibt dazu folgende Beispiele:

ytá Vater.		*aló* Weib.	
Singular.	Plural.	Singular.	Plural.
1. y-tahá.	*co-tahá.*	*1. y-oguá.*	*cad-ová.*
2. ad-atahá.	*ca-thay.*	*2. ad-ová.*	*cad-ogua-y.*
3. le-thahá.	*le-thahá.*	*3. l-oguá.*	*l-oguá.*

[1]) Das Präfix *hi-* in den *Toba*-Wörtern Demersays, nach französischer Schreibweise, entspricht dem *y-* oder *i-* der anderen Autoren; z. B. *De.: hi-apia,* Fuß = *Ba.: y-pia,* mein Fuß. Thouar gibt als Possessiv-Präfix der 1. Person abwechselnd *ñ-* und *i-,* z. B. *ñ-akaiki,* Kopf; *ñ-okonna,* Hand; *i-taambi,* Bauch; *iy-apia,* Fuß.

lapiá Fuß.

Singular.	Plural.
1. y-ppia.	*co-piá.*
2. a-ppiá.	*ca-piade.*
3. la-piá.	*la-piá.*

Das Präfix *a-* der 2. Person Singularis ist wohl durch Degeneration aus *ad-* entstanden.

Im *Mbayá* sind die possessiven Pronominalpräfixe nach Hervas folgende:

Singular.	Plural.
1. y . . . oder *yn . . .;*	*con . . ., co . . ., cod . . .;*
2. can . . ., ca . . ., cad . . .;	*can . . .; ca . . .; cad . . . diguayi.*
3. l . . . oder *n . . .;*	*l . . .* oder *n . . . diguayi.*

Außer dem Präfix *n-* der 3. Person hat auch dies *Guaikurú*-Idiom noch ein abstraktes oder absolutes Präfix *n-* oder *ni-*, das in der Regel den Stammformen zugesetzt ist, z. B. *n-oco,* Abend; *n-otidi,* Milch. Einige Nomina stehen ohne dies Präfix, fangen aber dann mit Vokalen an, z. B. *enuale,* Nacht.

Die Verben haben dies präfigierte *n-* in den Infinitivformen nicht, z. B. *achaguani,* helfen; *aladi,* werfen, so daß diese Sprache einen ursprünglichen Unterschied zwischen dem Nomen und dem Verbum und ein Nomenzeichen kennt, durch welches sie deshalb auch beim Partizip und Passiv das Verbum in ein Nomen verwandelt, z. B. »ich liebe«, *y-daaditigi;* Partizip: »liebend« oder »der, welcher liebt«, *n-aadit'ogodi;* »ich helfe«, *y-achaguani;* Partizip: »der helfende«, *n-achaguan'ogodi;* »die helfende«, *n-achaguan'ogodo,* wobei *ogodi* männliche, *ogodo* weibliche Endung ist; »ich spinne«, *y-ilabuiteni;* »der spinnende«, *n-ilabuiten'ogodi;* »die spinnende«. *n-ilabuiten'ogodo;* »ich wünsche«, *y-emani;* »der wünschende«, *n-eman'ogodi;* »die wünschende«, *n-eman'ogodo.* Ebenso bei der Bildung des Passivs: »ich unterrichte«, *y-iigaichini;* »ich werde unterrichtet«, *e n-iigaichin'igi;* »du wirst unterrichtet«, *acami n-iigaichin'igi;* »er wird unterrichtet«, *iyobate n-iigaichin'igi;* u. s. w., wobei *igi* Singular-Suffix des Passivs ist.

Wilhelm von Humboldt hält es für sehr wahrscheinlich, daß das im sogenannten »status absolutus« präfigierte *n-* nichts anderes als das Pronomen possessivum der 3. Person Singularis ist, welches auch in anderen Sprachen dem Nomen zugesellt wird, ohne irgend welche besitzanzeigende Bedeutung. Daher habe ich auch oben mit Lafone Quevedo das abstrakte Präfix *n-* im *Abipon* und *Mokoví* mit dem Personal-(Demonstrativ-) Pronomen der 3. Person Singularis *eneha,* beziehungsweise *ini, inni, er* (wenn er gegenwärtig ist), in Beziehung gebracht.

Auf diese Weise befänden sich also bloß die mit Vokalen anfangenden Nomina, z. B. *enuale,* Nacht, im »status absolutus«. Da aber dies Idiom ein zweites Possessivpronomen der 3. Person *l-* besitzt, und es nun Wörter gibt, die ohne sichtbare Pronomenbeziehung, d. h. im absoluten Zustand, mit *n-* anfangen und in der 3. Person Singularis, mit Ausstoßung dieses *n-*, *l-* präfigieren, z. B. *n-udayo,* Messer; *l-udayo,* sein Messer, so hat jenes *n* für ein Zeichen des »status absolutus« angesehen werden müssen.

Nach diesen Erwägungen sollte es in der ganzen Sprache keine anderen, von dergleichen Präfixen entblößten Nomina geben können, als die mit Vokalen oder *n* anfingen, dennoch finden sich bei Hervas einzelne Wörter mit anlautenden Konsonanten, z. B. *doigi, dimigo,* Haus; *conododi,* Mosquito, wobei jedoch im letzteren Wort *con-* das Pronomen possessivum der 1. Person Pluralis und *ododi* das eigentliche Nomen sein kann, wie aus

der Vergleichung mit den entsprechenden Vokabeln der anderen Idiome mit ziemlicher Sicherheit hervorgeht.

Das abstrakte Präfix, d. h. das Präfix des »status absolutus« ist *ni-*, wenn das Substantiv in der Stammform mit einem Konsonant anlautet, dagegen *n-*, wenn es mit einem Vokal anlautet, z. B. *ni-baagadi,* Hand; *n-amodi,* Haar.

Welche Nomina in der 3. Person Singularis *l-* beziehungsweise *li-*, im Gegensatz zu *n-*, annehmen, gibt Hervas nicht an, und Wilhelm von Humboldt irrt, wenn er meint, daß es nur solche seien, die einen eigenen Anfangsvokal hätten, und denen also nur *n-* im absoluten Zustand, nicht *ni-* vorgesetzt wird. Auch Nomina, die in der Stammform mit einem Konsonant anfangen und demnach im »status absolutus« *ni-* präfigieren, können in der 3. Person Singularis das Präfix *li-* annehmen, wie wir aus *li-guicadi* von *ni-guicadi,* Tier, und *li-baagadi* von *ni-baagadi,* Hand, erkennen können.

Das *n-* der absoluten Form kann man von dem Possessivpräfix *n-* dadurch unterscheiden, daß man darauf achtet, wie das Substantiv mit dem Possessivpronomen der 3. Person Singularis lautet; denn da z. B. *l-iguaỳ* bedeutet »seine Hüfte, Seite«, so erhellt daraus, daß *n-iguaỳ* bedeutet »Hüfte, Seite« (absolut).

Wenn aber das Possessivpronomen der 3. Person (Singularis und Pluralis) mit *n-* ausgedrückt wird, so ist der Anfangsbuchstabe des Substantivs ein Vokal; wird es mit *nin-* ausgedrückt, so lautet das Substantiv mit einem *g* an.

Die übrigen Possessivpräfixe hängen ab von der Beschaffenheit entweder des absoluten (abstrakten) Präfixes oder des Possessiv-Pronominalpräfixes der 3. Person, d. h. von der Beschaffenheit des anlautenden Buchstabens der Stammform. Ist das absolute Präfix *ni-*, d. h. lautet das Substantiv in der Stammform mit einem Konsonant an, so gelten als Präfixe der 1. Person Singularis *i-*, der 2. Person Singularis und Pluralis *ca-* und der 1. Person Pluralis *co-;* z. B. *ni-baagadi,* Hand; Stammform ist: *baagadi,* lautet also konsonantisch mit *b* an; daher wird in der absoluten Form *ni-* präfigiert, und die Possessivformen der 1. und 2. Person Singularis und Pluralis werden mit den Präfixen*: i-, ca-, co-* gebildet, also: *i-baagadi,* meine Hand; *ca-baagadi,* deine Hand; *co-baagadi,* unsere Hand; *ca-baagadi diguayi,* eure Hand. (Der 2. und 3. Person Pluralis wird bei allen Substantiven das Wort *diguayi* nachgesetzt.)

In der absoluten Form *ni-gecoge* »Auge« ist *g* der anlautende Buchstabe der Stammform; *ni-* wird als absolutes Präfix beigefügt. Daher heißen die übrigen Formen: *i-gecoge, ca-gecoge, co-gecoge, ca-gecoge diguayi.* Doch kann in diesem Fall und bei anderen Nomina, deren Stammformen mit *g* anlauten, merkwürdigerweise auch zwischen Präfix und Stammform ein *i* eingeschoben und das Wort ebenso behandelt werden, als wenn es vokalisch anlautete, so daß wir neben den oben angeführten auch folgende Formen antreffen können*: cad-i-gecoge, cod-i-gecoge, cad-i-gecoge diguayi.*

in-, can-, con- mit nasaler Aussprache werden den Wörtern präfigiert, die als Possessivpräfix der 3. Person *n-* haben, d. h. die mit einem Vokal anfangen.

Die Präfixe *cad-, cod-* haben außer den oben erwähnten, in der Stammform mit *g* anlautenden Wörtern, auch die Substantiva, welche als absolutes Präfix *n-* annehmen, also in der Stammform mit einem Vokal beginnen: z. B. *n-amodi,* Haar; *cad-amodi,* dein Haar; *cod-amodi,* unser Haar; *cad-amodi diguayi,* euer Haar. *n-ée,* Bauch; *cad-eé; cod-eé; cad-eé diguayi.*

Danach können wir im *Mbayá* im wesentlichen zwei Reihen von Possessivpräfixen unterscheiden:

I. (alle Nomina, die in der 3. Person das Präfix *l-* oder *li-* haben).

Singular. *1. i . . .; 2. ca . . ., cad . . .; 3. l . . .* oder *li . . .*;
Plural. *1. co . . ., cod . . .; 2. ca . . ., cad . . .* *diguayi*; *3. l . . . diguayi* oder *li . . . diguayi.*

z. B.:

ni-baagadi Hand.

Singular.	Plural.
1. i-baagadi.	*co-baagadi.*
2. ca-baagadi.	*ca-baagadi diguayi.*
3. li-baagadi.	*li-baagadi diguayi.*

ni-guicadi Tier.

Singular.	Plural.
1. i-guicadi.	*co-guicadi.*
	cod-i-guicadi.
2. ca-guicadi.	*ca-guicadi diguayi.*
cad-i-guicadi.	*cad-i-guicadi diguayi.*
3. li-guicadi.	*li-guicadi diguayi.*

n-amodi Haar.

Singular.	Plural.
1. i-amodi.	*cod-amodi.*
2. cad-amodi.	*cad-amodi diguayi.*
3. l-amodi.	*l-amodi diguayi.*

II. (alle Nomina, die in der 3. Person das Präfix *n-* haben).

Singular. *1. in . . ., 2. can . . .; 3. n . . .;*
Plural. *1. con . . .; 2. can . . . diguayi; 3. n . . . diguayi.*

z. B.

etacado Nadel.

Singular.	Plural.
1. in-etacado.	*con-etacado.*
2. can-etacado.	*can-etacado diguayi.*
3. n-etacado.	*n-etacado diguayi.*

Die Pronominalpräfixe des modernen *Kadiuéo* sind in der Hauptsache noch dieselben wie im alten *Mbayá*. Von der Stammform *baañát* »Hand« gibt Boggiani folgende präfigierte Bildungen:

Singular.	Plural.
1. i-baañát.	*co-baañát.*
2. ca-baañát.	—
3. li-baañát	—

Bei manchen Wörtern findet sich als Präfix der 2. Person Singularis statt *ca-* auch *ña-* (beziehungsweise *ñan-*), z. B.: *ñan-ãccibi,* deine Oberlippe. Als absolutes Präfix nennt derselbe Autor *u-* (beziehungsweise *un-*), z. B.: *u-baañát,* Hand. *un-accíbi,* Oberlippe. Die in der Stammform mit einem Vokal anlautenden Wörter haben *cad-, cod-,* z. B. *cod-immiĝo,* unsere Nase, nach meiner Aufnahme: *kod-imĩgẹ.*[1])

Bei Castelnau finden wir den Wörtern für menschliche Körperteile, neben vereinzeltem *i-*, dem Präfix der 1. Person Singularis, fast durchgängig *co-, cod-, con-*, das Präfix der 1. Person Pluralis, beigesellt, während Hervas und Gilij in ihren Wörterlisten das absolute Präfix *n-, ni-* bevorzugen. Fonseca schreibt bald *i-*, bald *hi-*, das Präfix der 1. Person Singularis. Daß meine sämtlichen Ausdrücke für menschliche Körperteile das Präfix der 1. Person Pluralis *ko-, kod-, kon-*, »unser«, führen, mag wohl seinen Grund darin haben, daß ich bei der Aufnahme in Porto Murtinho mehrere Indianerinnen zu gleicher

[1]) Bol. del. Inst. Geogr. Arg. XVIII, 369 370.

Zeit frug, und sie mir zunächst häufig zusammen antworteten, worauf ich mir das Wort zum besseren Verständnis noch einmal von einer einzelnen mehrmal wiederholen ließ.

Das den *Payaguá*-Wörtern in den verschiedenen Aufnahmen präfigierte *i-*, *y-*, *hi-* ist entweder absolutes Präfix oder Präfix der 1. Person Singularis, wie aus Boggianis Angaben hervorgeht; z. B.:

i-ohánsa Mutter.

Singular.	Plural.
1. i-ohánsa.	*s-ohánsa.*
2. h-ohánsa.	*h-ohánsa.*
3. l-ohánsa.	*l-ohánsa.*

i-omá, Vater; *l-omá*, sein Vater; *s-omá*, unser Vater; *l-omá*, ihr Vater u. s. w.

Dasselbe mag von dem Präfix *i-* der *Guatschí*-Wörter Castelnaus gelten.

Lautliche Unsicherheit.

Vokale.

a) Sehr häufig ist der Wechsel zwischen *a* und *o:*

Zahn: *Ab. 2: ave. Mo. 3; To. 2 (B): ové. Ka. 2: nison.*
Wimper: *Ab. 2: aré. Mo. 3: adé. To. 2: oté. Ka. 3: adẽ.*
Hand: *Ab. 2: apaquena. Mo. 2: apoguena. To. 7: apokna.*
Hinterbacken: *Ab. 2: ajapi. Mo. 3: ossâp. To. 2 (B): osapí.*
Nabel: *Ab. 2: ekám. To. 2 (B): ekón.*
Haut: *Ab. 2: alác. To. 2: ohoc.*
Ader: *Ab. 2: etatá. Mo. 3: ooctà. To. 2: otá, ohotá. Ka. 3: idódẹ.*
Milch: *Ab. 2: aché. Mo. 7: oi. To. 7: otše. To. 2 (B): othí. Ka. 3: odíṛẹ. Mb. 1: otidi.*
Scham: *Ab. 2: pagak. To. 2 (B): pokok.*
Speise: *Ab. 2: kanak. To. 2 (B): konok.*
Tür: *Ab. 2: ajam. Mo. 3: assom. To. 2 (L): asóm. (B): asón.*
Gürtel: *Ab. 2 (D): aataĩkié. Mo. 3: ossoactarqui.*
Decke: *Ab. 2: apa. Mo. 3: apó. To. 2 (B): apó.*
Pfeil: *Ab. 2: aagsá. Mo. 5: ogosú.*
Schutzort: *Ab. 2: apaguiñi. Mo. 3: appoguiña. To. 2: apohina.*
Täufling: *Ab. 2: acarig. Mo. 3: occoriguí.*
friedlich: *Ab. 2 (D): aĩaĩraĩk. To. 2: oreyraĩk.*
mismutig: *Ab. 2: paàc. Mo. 3: oqqui.*
springen: *Ab. 2: ahat. To. 2: huasot.*
sich freuen: *Ab. 2: netan. Mo. 3: neectoniaco.*
abreißen: *Ab. 2: apak. Mo. 3: apok.*
machen: *Ab. 2: aet. Mo. 3: oét.*
bedecken: *Ab. 2: apagiñi. To. 2 (L): apogini.*
trinken: *Ab. 2: ñañam. To. 2: niyóm.*
beichten: *Ab. 2: ichakatan. Mo. 3: ichoctarn.*
ich verwünsche: *Ab. 2: ri-akayà. Mo. 3: di-oqquià.*
wünschen: *Ab. 2: kapit. To. 2 (B): copitá.*
dieser: *Ab. 2: enajá. Mo. 3: innissó. To. 2 (B): ennasó.*
wir: *Ab. 2: akam. Mo. 3: ocom.*

In diesen Beispielen steht für *Ab. a* im *Mo.* und *To.* fast durchgängig *o.*

Brust: *Mo. 3: octaquè. To. 2 (L): toqué.*
Kopf: *Mo. 2: caic. To. 2 (B): coic.*
Hemd: *Mo. 8: elamarki. To. 2 (L): lomĩ-gqui.*
Mücke: *Mo. 3: alactarni. To. 2 (B): alotagani.*
schlafen: *Mo. 3: sĩlácca. Mo. 9: zilac. To. 2 (B): sitioti.*
abreißen: *Mo. 3: apok. To. 2 (B): opoch.*

Bisweilen finden sich in derselben Sprache Formen mit *a* und *o* nebeneinander.

Mund: *To. 2: ap. op.*
membr. vir.: *To. 7: kaué. 2: cowe.*
Nacken: *Mo. 3: cosat. cosot.*
Haar: *To. 2: awé. oué. Mo. 8: avé. ové.*
Seite: *To. 2: ayi. oyi.*
Sonne: *To. 2: nalá. 4: nolak 7: na(ọ)lă.*

Wasser: *Ab. 2: enarp. enope. To. 2: etagat. 9: ogop.*

Himmel: *Ab. 2: píam. Mo. 1: pigàm. 3: pigom.*

Kessel: *Mo. 3: evascharqui. 8: evocharki.*

Backofen: *Mo. 3: cactelarnaqui. 8: koctelarnaki.*

Name: *Mo. 8: enat. enot.*

ich habe Hunger: *To. 5: s-okoguate. 2 (L): ekowot* (Hunger).

geißeln: *Mo. 3: avagán. 8: ovagán.*

lehren: } *To. 2 (L): apagrgagém.*
raten: } *oparagém.*

Der einfache Vokal *a* oder *o* im *Mo.* und *To.* wird im *Ab.* nicht selten durch einen Doppelvokal *aa* oder meistens *oa* ersetzt.

Mann: *To. 2 (B): ahalé. (L): alé. Mo. 3: alé. Ab. 2: oalé.*

Großvater: *To. 2 (B): api. Mo. 3: api Ab. 2: oapi.*

Gefangener: *Mo. 3: aac. Ab. 2: oák.*

Gefangene: *Mo. 3: aá. Ab. 2: oaá.*

Schwiegersohn: *Mo. 8: adonagarnék. Ab. 2: oarananèk.*

Schlaf: *To. 2: otiagà. Ab. 2: aachiga.*

Kot: *Mo. 3: atèk. Ab. 2: oatca.*

Lunge: *To. 2: athi. achi. Mo. 3: acti. Ab. 2: oachi.*

Regen: *To. 2: aquiagaic. Ab. 2: oagiquiga.*

Tau: *To. 2: ayá. Mo. 3: ayà. Ab. 2: aoi.*

Fisch: *Mo. 3: aí. Ab. 2: aoi.*

Mücke: *To. 2: alotagani. Mo. 3: alactarni. Ab. 2: oalatañi.*

Läuse: *Mo. 8: apagaté. Ab. 2: oapacaté.*

Wachs: *To. 2: apá Ab. 2: oapá.*

Lanzenschaft: *Mo. 3: oheleté. To. 2 (B): asileté. Ab. 2: oagilete.*

gut: *Mo. 3: amacata. Ab. 2: oamkata.*

trocken: *Mo. 8: aschivitá. Ab. 2: oagiuetá.*

werfen: *To. 2 (B): alat. Mo. 3: alat. Ab. 2: oaloat.*

Der Wechsel zwischen *a* und *o* läßt sich auch aus den folgenden Beispielen erkennen:

Herz: *Ab. 2: aoel. Mo. 3: oal-là.*

Tag: *Ab. 2: neogá. Mo. 2: nagá. To. 2: naag. 4: noag.*

Holz: *Ab. 2: caipeca. Mo. 3: coippà. To. 7: koipák.*

Dorf: *Ab. 2: oeta. Mo. 3: aaté.*

Witwer: *Ab. 2: apagaic. Mo. 3: pallacá. To. 2: pesoic.*

arbeiten: *Ab. 2: aenatan. Mo. 3: oenactarnáh. To. 2: onatagan. anatagran.*

b) Wechsel zwischen *a, o, u.*

Auch *o* und *u* wechseln miteinander und infolgedessen auch *a, o, u,* wobei wir wieder beobachten können, daß das *Ab.* gern einen Doppelvokal an Stelle des einfachen Vokals der anderen Sprachen setzt:

Zahn: *Ab. 2: avé. Mo. 3: ové. 5: ubé. To. 2: ové. uué. 7: auwé. Ka. 3: ōue.*

Knie: *Mo. 3: iccoctà. 5: icuta.*

Faust: *Mo. 3: appoquennà. 5: épuqjuinát.*

Nacht: *Mb. 1, 2. Ka. 2: enuale. Ka. 1, 3: enŏale.*

Tür: *Mo. 3: asóm. 5: asúme.*

Hütte: *Mo. 3: avó. 5: abú.*

Pfeil: *Mo. 8: oogosó. 5: ogosú.*

Angelhaken: *Mb. 2: numigo. Ka. 3: nomigo.*

Keule: *Ka. 1: anebane. Mo. 5: pon. To. 2: pon. Mo. 7: pun.*

Pakú-Fisch: *Mo. 5: cjadùl. To. 7: kadól,* Bagre-Fisch.

Weib: *Mo. 5: ahló. ahlú.*

Auge: *Ab. 2: atoete. Mo. 2: coté. 5: cute. 4: acte. To, 7: aaité.*

Nabel: *Ab. 2: cam. Mo. 3: dámme. To. 2: com. cúm.*

Seite: *Ab. 2: uïi. Mo 3: aí. To. 2 (B): oyí. (L): ayí. Ka. 3: aî.*

Harn: *Ab. 2: oachiat. To. 2: utiagath.*

Erde: *Ab. 2: aaloá. Mo. 2: alobá. 3, alavà. To. 2: aloá. 4: aluá.*

Bett: *Ab. 2: aoala. Mo. 3: omá. To. 2: omá. umá.*

kahl: *Ab. 2: caitaic. To. 2: cuitaic.*

abreißen: } *To. 2 (B): opoch.*
abfallen: } *apuch.*

geißeln: *Mo. 8: ovagán. To. 2 (B): uvagám.*
verschließen: *Mo. 8: apogi. To. 2 (B): apugi.*

küssen: } *To. 2 (B):* *coyaganá.*
riechen: } *cuyaganá.*

c) Wechsel zwischen *a* und *e* läßt sich an einer Reihe von Beispielen nachweisen.

Haar: *Mo. 3: avé. evé.*
Vater: *To. 2: atahá. etahá.*
Großvater: *Mo. 3: appì. To. 2: apé. Ab. 2: epèp.*
Fluß: *Ab. 2: achangué. Mo. 3: actiengué.*
Flamme: *Ab. 2: iriaga. iriega.*
Schlange: *Mo. 3: ennanaiqque. Ab. 2: enenaíc.*
Tabak: *Mo. 3: aserèh. 5: eserike. 8: asarèh.*
Kamm: *Mo. 3: ectalgacte. To. 2: tagacte. Ab. 2: eteccate.*
Poncho: *Mo. 3: apó. epó.*
Besen: *Ab. 2: epelganat.* } säubern: *To. 2 (B): apeloch.*
Puma: *Mo. 3, 5: esavagaèh. To. 2 (B): asavagaic.*
kommen: *Mo. 3: anac. Ab. 2: anec.*
sehen: *Mo. 3: avaná. evaná.*
ja: *Mo. 3: ahaa. To. 2: ahá. Ab. 2: ee.*

d) Wechsel zwischen *e* und *i*.

Eine gewöhnliche Erscheinung in den *Guaikurú*-Sprachen ist das Durcheinandergehen von *e* und *i*. Im *Ka.* sind beide Vokale lautlich fast gleich, so daß ich bisweilen, besonders bei dem so häufigen reduzierten *e (ę)* der Endung, schwankte, ob ich den einen oder den anderen Buchstaben setzen sollte:

Haar: *Mo. 3: avé. 5: abi.*
Gesicht: *Ab. 2 (D): ahek. (Br.): agik.*
Bauch: *Mo. 3: avel. avil.*
Schenkel: *Ab. 2: atéta. Mo. 3: octelecta. To. 2: telecta. Ka 3: idí.*
Bein: *To. 2: eletá. Mo. 3: ycti. Ab. 2: ichi.*
Knie: *To. 2 (B): llecté. (L): licté.*
Niere:: *Mo. 3: ctekcé. To. 2: tigissi.*
Schwanz: *Mo. 8: keit. 3: ciicte.*
Großvater: *To. 2: apé. apí.*
Freund: *Mo. 3: edèc. To. 2: hidik.*
Himmel: *To. 2: pigém. Mb. 1: ititi pigime. Mb. 3: ti piquimedi.*
Flamme: *To. 2: edagá. idagá.*
Feuer: *Mo. 8: norék. 5: norik.*
Frostreif: *To. 2: aloné. Mo. 3: aloní.*
Tier: *Mo. 3: esegiáh. To. 2: siguiách.*
Jaguar: *To. 7: kediók. kidiók. 2: quidiók. Ka. 3: gedíogo.*
Taube: *To. 2: cochíguenec. Mo. 5: cubignicqué. Ab. 2: napiguiinc.*
Pferd: *Ab. 2 (D): ahëpegak. (Br.): agipec*
Bogen: *Ka. 3: niidénigę. To. 2: niticnic.*
Guitarre: *Mo. 8: ivigé. Ab. 2: iviqi.*
schmerzen: *Mo. 3: yevèt. To. 2: chiguet.*
sprechen: *Mo. 3: enapec. inapec.*
fliehen: *Mo. 3: et. To. 2: it.*
weinen: *Mo. 3: oyén. To. 2: oyin.*
gewinnen: *Mo. 8: avegarán. To. 2: avigrán.*

e) Wechsel zwischen *a* und *i*.

Auch für den Wechsel zwischen *a* und *i* finde ich einige Beispiele:

Lippe: *Mo. 3: appí. To. 2: uciph. Ab. 2: agípí. Ka. 3: ajíbi.*
Schienbein: *Mo. 3: aúcte. To. 2: ití. Ka. 3: idí.*
Durst: *Mo. 3: akipe. Ab. 2: ikip.*
dieser: *Ab. 2: enajá. To. 2: ennasó. Mo. 3: innissó.*
lehren: *Ab. 2: apagranatran. Mo. 3: aparinactagan.*

f) Wechsel zwischen *o* und *e*.

Himmel: *Mo. 3: ippigom. To. 2: pigem.*
Seife: *Mo. 3: quiyornagat. Ab. 2: keyeranrat.*
breit: *Mo. 3: adook. Ab. 2: aréc.*
begleiten: *Mo. 3: koyá. Ab. 2: keyá.*
ich habe Hunger: *To. 5: s-okoguate. To. 2 (L): eccowolt* = Hunger.

Konsonanten:

a) Wechsel zwischen *t, d, r, l.*

Karl von den Steinen weist in seiner Grammatik der *Bakaïrí*-Sprache bei Besprechung des auf den ersten Blick befremdenden Wandels des *t* der karaibischen Grundsprache in *r* und *l* darauf hin, daß »der Wechsel von inlautendem *d* und *r* eine sehr gewöhnliche Erscheinung auch in deutschen Dialekten sei«, und dass man z. B. »in Mecklenburg statt Wasser, Wader: Warer« sage.[1]) Für meine Heimat, die hessische Provinz Oberhessen, besonders die Umgegend von Gießen, kann ich diesen Wechsel in vollem Maß bestätigen.

In dem dortigen Dialekt geht alles inlautende, hochdeutsche *t, d,* in *r, rr* über. So sagt man für:

geritten	*geřerrę.*
gelitten	*gelerrę.*
Vater	*Fořrer.*
Feder	*Ferrer.*

Dieser Wechsel mag wohl daher rühren, daß in meiner Heimat ein sehr reines, dentales *r* gesprochen wird, das durch Vibrieren der Zungenspitze an den oberen Zähnen hervorgebracht wird und dadurch an einen *d*-Laut anklingt.

Auf ähnliche Ursachen ist wohl auch in den *Guaikurú*-Sprachen der häufige Wechsel und die Unsicherheit zwischen *d (t)* und *r* zurückzuführen.

Wie mir Herr Professor von den Steinen mitteilt, haben die *To.* einen konsonantischen Laut, der zwischen *d* und *r* liegt und von ihm bei der Aufnahme deshalb *ď* geschrieben wurde; z. B.

Schlange: *To. 7: naďaganák. 4: nodranac. 2 (L): nadaranak.*

Palo borracho: *To. 7: kapeďarenrá.*

Zigarre: *To. 7: našieďék. 2 (B): nasiedech (L): nashiedék,* = Tabak. *Mo. 3: nasserèh,* Tabak. *5: nesericquě. nasaréh. To. 11: neschieréh.*

Das Schwanken zwischen *d* und *r* wird in diesen Beispielen besonders deutlich.

Im *Kadiuéo* fehlt das dentale *r* gänzlich. Dafür hat dies Idiom einen anderen, von *r* = *d, t* wohl zu unterscheidenden Laut, den man als gutturales *r* (*ṛ* nach meiner Aufnahme) bezeichnen kann, und der sich auch in den anderen *Guaikurú*-Sprachen, wenn auch anscheinend nicht ausschließlich, findet. Ich werde darauf weiter unten noch zurückkommen. Doch bietet Castelnau einmal für mein: *ajăgiṛi,* Fledermaus: *aidjikidi.*

Das *d* beziehungsweise *t* des *To., Mo.* und *Ka.* wird im *Ab.* gewöhnlich durch *r* ersetzt:

Wimpern: *Ka. 3: adẽ̃. Mo. 3: adé. To. 2: oté. Ab. 2: aré.*

viele Leute: *To. 2: yaledipi. yaliripi. Mo. 3: yaliripi. Ab. 2: yoaliripi.*

Flamme: *To. 2: idagá. Ab. 2: iriaga.*

Brunnen: *To. 2: ushidé. Ab. 2: agira.*

Flöte: *To. 2: aside. ashiidé. Ab. 2: ageurá.*

Trompete: *To. 2: asiedé. ashiidé. Ab. 2: ajeuré.*

Hut: *To. 2: adoho. Mo. 3: adoó. To. 10: adró. Ab. 2: oará.*

Korral: *Mo. 3: coipadit. Ab. 2: kaëperit.*

Bohnen: *To. 2: apidiló. Ab. 2: auvirgilá.*

Rabe: *To. 2: tatogesam. tegesan. Ab. 2: rategham.*

Armut: *To. 2: tiogodich* (arm). *Ab. 2: chigáric.*

grün: *Mo. 3: adalá. To. 2: adalá. Ab. 2: arala-íc* (neu).

[1]) Karl von den Steinen: *b)* 274.

ich schmücke: *To. 2: adioetó. Ab. 2: aariaiyat.*

heilen: *Mo. 3: actarin. To. 2: ataden. Ab. 2: oetaren.*

sich verheiraten: *To. 2: adóm. adám. Ab. 2: oaran.*

wissen: *Mo. 3: adén. Ab. 2: arém.*

lachen: *Mo. 3: ayiligri. To. 2: ayaligdi. Ab. 2: ayelgré.*

sie (Pron. 3. Person Singularis [stehend]) | *Mo. 3: adassó* (jene). | *Ab. 2 (D): háraha.*

jener: *Mo. 3: edasó. Ab. 2 (Br): erajá.*

sie (Pron. 3. Person Singularis [liegend]). | *Mo. 3: addi.* | *Ab. 2 (D): háriha.*

eins: *Mo. 3: yñiateda. Ab. 2: iñitara.*

Sehr deutlich wird auch dieser Wechsel von *Mo.: d* und *Ab.: r* in den Präfixen der Deklination und Konjugation bei einzelnen Gruppen von Substantiven und Verben. So entspricht:

		Mo.	*Ab.*
Wimpern:			
Singular	*1:*	*di-adé.*	*gri-are.*
	2:	*rd-adíi.*	*gr-arí.*
	3:	*d-adé.*	*gr-are.*
Plural	*1:*	*rd-adé.*	*gr-are.*
	2:	*rd-adíi.*	*gr-arii.*
	3:	—	*gr-aré.*
ich wünsche:			
Singular	*1:*	*di-(i)ssiá.*	*ri-(i)hie.*
	2:	*d-issiá.*	*gr-ihí.*
	3:	*n-issia.*	*n-ihé.*
Plural	*1:*	*ard-issia.*	*gr-ihek.*
	2:	*d-issiá.*	*gr-ihii.*
	3:	*n-issité.*	*n-ihé.*

du springst: *Mo. 3: d-assocti. Ab. 2: r-ahachi.*

ich verwünsche: *Mo. 3: di-òqquià. Ab. 2: ri-akayà.*

Der Wechsel zwischen *d* und *r* findet bisweilen auch im *Mo.* und *To.* in demselben Wort statt:

Leute: *To. 2 (B): yaledipi. (L): yaliripi.*

Mond: *Mo. 2: chidaigò. 3: sidaigò. 5: ciraigu.*

Viscacha: *To. 2 (B): oledemá. 7: lerimá.*

schwarz: *To. 2 (B): vedaic. (L): laidraík. Mo. 3: averayék. 5: veraicque. Ab. 2: aboraíc.*

Dies ist ein besonders charakteristisches Beispiel für die Unsicherheit in der Auffassung dieses Lautes und für das Schwanken zwischen *d* und *r*; daher bei *To. 2 (L): dr.*

gelb: *To. 2 (B): coviodaic. Mo. 5: añordíque.*

Der Wechsel zwischen *r* und *l*, eine sehr gewöhnliche Erscheinung in vielen Sprachen, die ihren Grund wohl wiederum in der gleichen Art der Hervorbringung beider Laute, mit der Zungenspitze an den oberen Zähnen, hat, findet sich auch in den Sprachen der *Guaikurú*-Gruppe.

Bart: *To. 6: acalaue. Mo. 3: accarevé. Mo. 5: acarebè.*

Kind: *Mo. 5: eculécque. To. 1: ececolek. Ab. 2: aguirec.*

Kröte: *Mo. 3: yddiloló. To. 2 (L): colroró.*

neu: *To. 2 (B): dalagaic. (L): dalraíc. Mo. 8: adalayék. Ab. 2: aralaic.*

Daraus folgert weiterhin ein Wechsel zwischen *d (t)* und *l:*

Ohr: *Mo. 4: ketela. To. 2 (B): queletá. (L): telá. Ab. 2: quetela.*

Zuckerrohr: *Mo. 3: occolalatè. To. 2: acocotalaté.*

weibliche Brüste: *To. 2 (B): otetá. (L): leté. 7: oúteté. Ka. 1: aiailaitai. 3: eledé.*

Und endlich haben wir, bisweilen in demselben Idiom, ein Nebeneinander von *d (t), l* und *r.*

Herz: *To. 2 (B): quidiacaté. quiriacate. (L): quillacté. 7: kediakté.*

Tante: *Mo. 3: assoró. To. 2 (B): asoló. (L): asodo. 7: asoró.*

Feuer: *To. 7: nodék. Mo. 7: anodec. Mo. 3: annorèh. nolè. 5: nnoric. To. 5: lollé. Ka. 1: noola. Ka. 3: nolé-di.*

Jaguar: *To. 7: kediók. 2 (L): killog. (B): quirioch. Ka. 1: gaidjiogo. 3: gedíogo.*

Buch: *To. 2 (B): edé. 5: edée. Mo. 3: eré Ab. 2: el-er-ka,* Bücher von ihm.

breit, lang: *Mo. 3: adook. To. 2 (B): alóch. (L): loúk. Ab. 2: arèk.*

Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir annehmen, daß hier in den *Guaikurú*-Sprachen dieselbe Erweichung des Grundlautes *t* oder *d* in *r* und *l* stattfindet und bei dem *Ab.* schon durchgreifend geworden ist, wie sie Karl von den Steinen für das *Bakaïri* und die karaibischen Idiome dargelegt hat[1]), und wie sie auch beim Vergleich der *Auetö*- und *Kamayurá*-Aufnahme desselben Autors mit der *Lingoa geral* besonders deutlich zum Ausdruck kommt.[2])

b) Wechsel und Verhältnis zwischen *t* und *k*.

Eine eigentümliche Erscheinung in den *Guaikurú*-Sprachen ist der Wechsel zwischen *t* und *k*. Im *To.* finden wir Formen mit *k* und *t* — besonders in den Endungen: *ak, ek, ik, ok* — nebeneinander. Dies mag wohl seinen Grund darin haben, daß die *To.*-Sprache. wie mir Herr Professor von den Steinen mitteilt, einen Laut besitzt, der zwischen *t* und *k* schwankt und von ihm bei der Aufnahme deshalb $(\underset{k}{t})$ geschrieben wurde.

Hand: *To. 2 (B): ohuac. uvat.*

Wasser: *To. 2 (B): netath. 4: nectrak. 7: neɟtrăɟ.*

In *neɟtrăɟ* haben wir am Schluß ein reduziertes *t* (ʈ), das denselben Laut repräsentiert wie das $(\underset{k}{t})$ desselben Autors.

Weg: *To 2 (B): nacanahaic. (L): caïk. cateic. 4: nakait. Mo. 3: naaddik. Ab. 2: cataic. Mb. 1, 2: náigî. Ka. 3: naaăigę.*

Strauß: *To. 2 (B): maních (ch = k). (L): maník. 4: amanit. Mo. 7: amanic.*

blau: *To. 2 (B): ymalácha. (L): ymalák. 7: imaló($\underset{k}{t}$). Mo. 3: yccolácca. 5: eojlanát-tĕ. Ab. 2: yícalc.*

Man beachte für diesen Wechsel des *t* und *k* auch die folgenden Beispiele:

Fleisch: *Mo. 3: laât. To. 2: lapát. Ab. 2: elpage.*

Feuer: *Mo. 5: nnoric. To. 7: nodék. Ka. 2: nolléd. 3: nolĕdi.*

Hund: *Ab. 2: neteinc. Ka. 3: nekénigo.*

Kanu: *To. 2 (B): nilicota. Mb. 2: niguategî. Ka. 3: edógo.*

Das Vorhandensein eines solchen Lautes, dessen Wert zwischen *t* und *k* schwankt, und die dadurch entstehende Annäherung dieser beiden Konsonanten bedingt wohl auch das häufige Vorkommen der Doppelkonsonanten *tk* und *kt* im *Mo.* und dem ihm sehr nahe verwandten *To.*, während ich im *Ka.* und *Ab.* nur mit je einer einzigen Ausnahme:

Eisen: *To. 2: lecat. Ab. 2: lecact.*

Stern: *Mb. 1, 2: eotedi. Ka. 3: iogdédi,* die nichts beweist, an der entsprechenden Stelle *t* oder *k* finde.

Häufig kann man diesen Doppelkonsonanten auf den Ausfall eines Vokals zwischen zwei Konsonanten zurückführen:

Herz: *To. 2 (B): quiriacaté. (L): quilliacte.*

Knie: *To. 2 (B): lliqueté. (L): licté. 7: liekte.*

Kot: *Mo. 3: atèk. Ab. 2: oatca.*

Wort: *To. 2: acatác. Ab. 2: aacatéc. To. 7: katká.*

Zuckerrohr: *To. 2 (B): acocota-laté. (L): acoctá.*

Flinte: *To. 2 (B): ohogoncaté. Mo. 3: ogoncate. To. 2 (L): ogronakté.*

Kamm: *To. 2 (B): tagacaté. (L): tagacté.*

Besen: *To. 2 (B): pelalaganaccaté. (L): logr͡anocté.*

Kanu: *To. 2: licotá. 4: ligtag.*

Kissen: *To. 2 (B): sohancaté. (L): laarnacté.*

Kreis: *To. 2 (B): pacatá. (L): pactá.*

beichten: *Ab. 2: ichakatan. Mo. 3: ichoctarn.*

Fluß überschreiten: *To. 2 (L): pagatá. (B): pactá.*

Wald: *Pa. 4: aiágata. Mo. 3: ooctí.*

Sehr zahlreich sind die Beispiele für den Wechsel zwischen *t* und *kt*, ohne daß sich bei diesem Doppelkonsonanten der Ausfall eines Vokals nachweisen läßt. Daß wir fast durchgängig *t* neben *kt*, dagegen nur äußerst selten *k* neben *kt* finden. be-

[1]) *b)* 274–275.

[2]) *a)* 535—540.

weist, daß wir es hier mit einem reduzierten *t* mit gutturalem Anklang zu tun haben, — nicht etwa mit einem reduzierten *k* mit dentalem Anklang —, wie denn auch Herr Professor von den Steinen diesen Laut entweder *(t̯)* oder *t̯*, aber nie *(k̯)* oder *k̯* geschrieben hat:

Auge: *Mo. 3: cocté. 2: coté. To. 2 (L): aite. Ab. 2: atoete.*

Stirn: *Mo. 3: ectape. 8: atápe. To. 2: atap. Ab. 2: atap.*

Brust: *Mo. 3: octaquè. To. 2 (B): otogui. (L): toque.*

weibliche Brüste: *Mo. 3: oecté. 5: ohetè. To. 2: otetá. Ab. 2: tetaaolc. Ka. 3: e̯ledé.*

Träne: *Mo. 3: icti. To. 2: athi. ithi. Ka. 3: adídi.*

Bein: *Mo. 3: icti. 5: eti. To. 2: eletá.*

Schenkel: *Mo. 3: octelecta. To. 2 (B): otelta. (L): telecta. Ab. 2: atéta. Ka. 3: idí.*

Schienbein: *Mo. 3: aácte. To. 2: ití. Ka. 3: idí.*

Ader: *Mo. 3: ooctà. To. 2: otá. Ab. 2: etatá. Ka. 3: idódg.*

Schulter: *Mo. 3: apalacté. Ab. 2: aalate.*

Geruch: *Mo. 3: aictá. To. 2: aitá. Ab. 2: aitá. Mo. 8: aitá.*

Schwanz: *Mo. 3: quiicte. 8: keit.*

Wasser: *To. 1: ñectagat. 4: nectrak. 2 (B): netath.*

Fluß: *Mo. 3: actiengué. To. 1: atieguê.*

Wind: *Mo. 3: onnócte. 5: onótè. To. 2: eté.*

Donner: *Mo. 3: alactigui. To. 2: alatigí.*

Vater: *Mo. 3: ctàa. 5: taá. To. 2 (B): tá. (L): ktá: Ab. 2: tà. Mb. 1: odî.*

Mutter: *Mo. 3: acteè. 2: aaté. To. 2: até. Ab. 2: aate.. Ka. 2: èddá.*

Oheim: *Mo. 3: ectescó. To. 2: teskó.*

Ziege: *Mo. 3: queectá. To. 7: keták.*

Nutria: *Mo. 3: nictiicé. To. 2: nitiquísí.*

Schaf: *Mo. 3: accaguectá. querectá. To. 7: taketá. Ab. 2: acairetá.*

Fliege: *Mo. 3: alactarni. To. 2: alotagani. Ab. 2: oalatañi.*

Zwiebel: *Mo. 3: akalacti. 8: akalaté.*

Gürtel: *Mo. 3: ossoactarqui. Ab. 2 (D): aatarkié.*

Pfeil: *Mo. 3: nectikenap. To. 2: ticná.*

Bogen: *Mo. 3: nectikena. To. 2: tinic.*

Messer: *Mo. 3: eccacté. 5: jcáttè. Ab. 2: ajatigat.*

Lanze: *Mo. 3: ectaqquiarye. To. 2: taquiagay.*

Trommel: *To. 2: cactaquí. cataquí.*

Glocke: *Mo. 3: actoina. To. 2: atoina.*

groß: *Mo. 3: acteugué. Ab. 2: atenc.*

rot: *Mo. 3: ectogué. 5: tocque. To. 2: etoch. tok.*

sich baden: *Mo. 3: ñactil-l. To. 2: natil.*

betrügen: *Mo. 3, 8: actenactit. To. 2: atenatit.*

arbeiten: *Mo. 3: oenactarnáh. To. 2: onatagan. Ab. 2: aenatan.*

sich betrüben: *Mo. 3: actictata. To. 2: asitata. Ab. 2: aitata.*

heilen: *Mo. 3: actarin. To. 2: ataden. Ab. 2: oetaren.*

helfen: *Mo. 3: octoon. To. 2: autavan. Ab. 2. atoñam.*

wünschen: *Mo. 3: coictá. To. 2: copita. Ab. 2: capit.*

sich freuen: *Mo. 3: eecton. 8: eton. Ab. 2: etan.*

böse werden: *To. 2 (L): alemactá. (B): almatá.*

töten: *Mo. 3: aloactarni. To. 2: alauáth. lawátt.*

Gegenüber dieser Menge von Beispielen für *t* = *kt*, deren Zahl man bei genauerem Studium der Vokabularien noch beträchtlich vermehren könnte, finde ich nur verschwindend wenige Fälle, wo neben dem Doppelkonsonanten *kt* und dem einfachen *t* der gutturale Laut allein vorkommt, so daß dadurch meine obige Vermutung nicht entkräftet wird:

Ohr: *To. 2 (L): telá. ctela. 7: ekteláh. Ab. 2: quetela. Mo. 5: cquelá. 8: kelá.*

Fleisch: *Mo. 3: aácte. Mo.* (Bernard): *aât. To. 2: apát. Ab. 2: page.*

Wald: *Mo. 3: ooctì. To. 7: aviák. Pa. 4: aiágata.*

Grab: *To. 2 (L): auatchquí. (B): avíc. Ab. 2: aagagaqui.*

Aus allen diesen Beispielen, die ich für das Verhältnis von *t* zu *k* angeführt habe, läßt sich erkennen, daß das Neben-

einanderhergehen der *t-* und *kt-* oder *tk-*Formen im *Mo.* Regel ist, während im *To.* die Formen mit dem einfachen Konsonanten überwiegen, und im *Ab.* und *Ka.* die Formen mit dem Doppelkonsonanten bis auf die oben angeführten beiden Beispiele, die als verschwindende und dadurch unsichere Ausnahmen nur die Regel bestätigen, gänzlich zu fehlen scheinen.

c) Wechsel zwischen *g* und gutturalem *r* und mögliche Zurückführung des gutturalen *r* auf einen ursprünglichen *k*-Laut.

Ein im *Ka.* häufig vorkommender Laut, dessen ich schon oben kurz gedachte, ist ein gutturales *r,* in meinem Vokabular *ṛ* geschrieben. Es ist ein weicher, gutturaler Reibelaut zwischen *r* und *ch,* der durch Vibrieren der nach oben gewölbten Zunge am mittleren Gaumen hervorgebracht wird. ähnlich dem französischen *r* oder mehr noch einem in einigen Gegenden Nord- und Mitteldeutschlands: Oldenburg, Kurhessen (Gegend von Kassel) etc. gesprochenen *r.* Am nächsten kommt dieses *ṛ* wohl dem tönenden, westfälischen *g,* das, wie mir Herr Professor von den Steinen mitteilt, in seiner Heimat Düsseldorf so wenig von dem dortigen *r* zu unterscheiden ist, daß man anstandslos *Wagen, Waren, fahren* u. s. w. reimen kann.

Wegen dieser seiner gutturalen Stärke wird mein *(Ka. 3) ṛ* von Hervas, Gilij, Dobrizhoffer[1]), Aguirre und Castelnau fast durchgängig *g* geschrieben. Fonseca setzt einfach *r.* Boggiani erkannte den Laut richtig als gutturales *r* und schreibt phonetisch *r̄* oder *r̃.*

Zahlreich sind die Beispiele, die uns die Unsicherheit der Autoren in der Schreibweise dieses Lautes und dessen gutturale Stärke beweisen. Zur Vereinfachung setze ich nur die Anfangsbuchstaben der Autorennamen: H. = Hervas; G. = Gilij; C. = Castelnau; F. = Fonseca; A. = Aguirre; B. = Boggiani; K. = Koch.

Auge: H. *güecogüe.* G. *gecogee.* C. *gaicogo.* F. *kekerehê.* B. *ghèccóře.* K. *gekoṛę̄.*

Ohr: G. *apagate.* C. *apagoti.* F. *pahrä'e.* K. *apaṛadę̆.*

Hals: H. *iguiyodi.* G. *ìgìchodî.* K. *iṛĭǒdę.*

Ellbogen: F. *romôque.* K. *oṛomŏgę.*

Herz: H. *aleguena.* G. *alegena.* K. *ălṛenę.*

Sonne: H. *alijega.* G. *alígega.* F. *allighêra.* K. *alígeṛę.*

Blitz: H. *nagadi.* G. *nachacogonagadî.* C. *nachacago.* K. *naĭagŏṇaṛę.*

Erde: H. *îîogodî.* G. *îîgodî.* A. *higgodi.* C. *jiogo.* K. *iĕṛ(o).*

Pflanzung: G. *niyogotagî.* K. *niĭeṛodăgę.*

Stein: H., G. *guetiga.* F. *huehtirah* K. *uedĕ́ṛa.*

Wasser: H., G., A. *niogodi.* C. *niogo.* F. *nógodi* (Männer), *niôgo* (Weiber). B. *nioggot. nío*řō. K. *niŏṛodę.*

Pferd: C. *appolicrena.* B. *āppollicána.* K. *abolikṛ̆ăneṛę.*

Vogel: H. *ilagagi.* G. *ylagagî.* K. *ilắṛagę.*

Huhn: C. *ocoroco.* B. *hoccórocco.* K. *ogoṛogŏ́dę.*

Ruder: G. *nolacanagadî.* K. *nolăgan(ṛadę).*

vier: H. *itobata-tritoa.* K. *edoă̆da-dṛidŏ̆a.*

Bei den Vokabeln für »Arm, Hand, Finger«, die gleichlautend sind, schreibe ich mit den älteren Autoren *g,* wo Fonseca *r,* Boggiani *r̃* setzt.

Arm: H. *baagadi.* G. *baagadi-ocagata.* F. *bahähărăde.* K. *baă̆gadę.*

Hand: H., G. *baagadi.* C. *bahaga.* B. *baařádi. baařat.* K. *baă̆gadę.*[2])

Finger: H. *baagatedi.* F. *báhahărăte.* B. *baařádi. baařat.* K. *baagadĕ́.*

Auch in den anderen *Guaikurú*-Sprachen findet sich dies gutturale *r.*

[1]) Dobrizhoffer spricht dem *Mb.* ein *r* gänzlich ab und schreibt dafür *g.* II, 242—243.

[2]) Die Formen mit dem rein gutturalen Laut *g* entsprechen vielleicht besser *Mo. 3: apoguena. To. 7: apɔknd. Ab. 2: apaquena.*

Dobrizhoffer sagt, das *Ab.* habe einen sehr gebräuchlichen, für den Europäer aber schwer auszusprechenden Laut, der aus einem *r* und *g* zusammengesetzt sei und der von den Missionaren »nach Belieben *r* oder *g*, aber mit einem Zeichen darauf«, einem umgekehrten Bogen, *r̂* oder *ĝ* geschrieben wurde. »Um selben gehörig auszusprechen, sagt Dobrizhoffer, muß man die Zunge ein wenig an den Gaumen anstoßen und zugleich gegen die Kehle zurückziehen, wie die, welche aus einem Naturfehler das *r* stammelnd aussprechen« [1]); also genau derselbe Vorgang, wie ich ihn oben bei der Aussprache des *Ka.-ṛ* geschildert habe.

Den gleichen Laut hat nach Dobrizhoffer[2]) und neuerdings nach Pelleschi[3]) das *Mo.* Auch im *To.* findet er sich, wie ich aus dem in diesem Idiom häufigen Wechsel von *g* und *r* schließen möchte und aus dem Vorkommen von *gr* neben *g* und *r*, einem offenbaren Verlegenheitsbehelf des Autors, der unschlüssig war, ob er den einen oder den anderen Buchstaben für den gehörten Laut setzen sollte. So finden sich:

Geschwür: *To. 2 (B): nilgohóy. (L): nilgrgoy.*

Rauch: *Mo. 3: nessalgà. 5: niselgrá.*

Wasser: *To. 1: ñectagat. 2 (L): netagrgát. 5: ettrat.*

Donnerschlag: *To. 2 (B): asonagá. (L): soonagrá.*

Sumpfhirsch: *To. 7: tšigarinigo. 4: chiganegot. 2 (B): tiganigó. Ab. 2 (D): oachìgranigà. (Br.): oachiganya. Mb. 2: goŧìcanìgo. Ka. 1: otticanigo.*

Schaf: *Mo. 3: accaguerectá. 5: agritá. 3: accaguecta. 8: akagretá. Ab. 2: acaireta. To. 2 (L): caiguetag. 7: taketá. 10: taiketá.*

Puma: *To. 2 (B): savagaik. (L): sauagrgaik.*

Huhn: *To. 2 (B): olegagá. (L): olegrá. 7: oleigra. Ka. 1: ocoroco. 2: hoccorocco. 3: ogoṛogódę.*

Begleiter: *To. 2 (B): avegavá. (L): auegroá. Mo. 3: avegravá.*

Sand: *To. 2 (B): lovanagá. (L): lauangrá. Ab. 2: lapaŭgganga.*

weiß: *To. 2 (L): paigrgáic. pagreic. 7: iapagák.*

Flinte: *To. 2 (B): ōhogoncaté. 7: ogronaktė. Mo. 3: ogoncaté.*

Besen: *To. 2 (B): pelalaganaccaté. (L): lograanocté. Ab. 2: nepelganat. Ka. 3: godolodṛan(ṛadę).*

arbeiten: *To. 2 (B): sonatagan. (L): anatagran. Mo. 3: oenactarnáh.*

betrunken sein: *To. 2 (B): aymotagaic. (L): tagrgaik.*

lehren: *To. 2 (B): apagagém. (L): apagrgagém.*

Ebenso häufig wechseln, besonders im *To.*, *g* und *r*, wobei Bárcena (1620) überall da *g* schreibt, wo Karl von den Steinen (1887) und Lafone Quevedo (1888) *r* setzen:

Finger: *To. 2 (B): aganta. (L): arata.*

Zunge: *To. 2 (B): atiagat. (L): achagát. 7: atirăt. atširăt. 10: acharat.*

Nase: *To. 7: imík. Mo. 3: mic. Ka. 3: imígę. 2: immiṛo.*

membr. mul.: *To. 7: aiagá. 2 (L): ayera.*

Schweiß: *To. 2 (B): tilitiagá. (L): chilchará.*

Leben: *Mo. 3: eleiga. Ab. 2: eyera.*

Mond: *To. 2 (L): cagoic. 4: agoróit. 7: kaareúk. Ab. 2: graoec.*

Donner: *To. 5: kassogoññaga. 7: kasogṛá.*

Blume, Blüte: *To. 2 (B): nasoviagá. (L): lasoviará. Mo. 3: lennoviaryé. Ab. 2: lenoegguei. Ka. 3: lauógo.*

Zuckerrohr: *Ab. 2 (Br.): acatlegueic. (D): akatleŧaye.*

Mais: *To. 2 (B): avagá. (L): awora. 7: aorá.*

Wasser: *Mo. 1: bogayàc. 5: barayác.*

Seife: *Mo. 3: quiyornagat. Ab. 2: keyeranrat.*

[1]) II, 193.
[2]) II, 241—242.
[3]) 71.

Fuchs: *Mo. 7: novagaiga. To. 2 (B): novagayagá. (L): warairá. 7: noqrirá.*
Fuchs (anderer): *Ab. 2 (Br.): lichaga. (D): lichaŕa. licheŕan.*
Kaninchen: *To. 2 (L): sogoná. 7: soroná.*
Hirsch: *Mo. 3: diogoné. To. 2 (L): dioroné. 7: iyorné.*
Gürteltier: *To. 2 (B): amugasagan. (L): amugusr͡an. 7: amúgqserán.*
Kröte: *To. 7: kolórolró. 2 (L): colroró. cologologó. (B): nacogolago.*
Eidechse: *To. 2 (B): malagaich. (L): malraik.*
Lanze: *To. 2 (B): taquiagay. (L): taquir͡ay. Mo. 3: nectaqquiarye.*
Lanzengefecht: *To. 2 (B): noaganath. Ab. 2 (D): noaaŕanŕek.*
kalt: *To. 2 (B): omagá. 4: omará. 7: omrá.*
neu: *To. 2 (B): dalagaic. (L): dalr͡aic.*
waschen: *Mo. 3: quiyogon. quiyornagat,* Seife.
küssen: *To. 2 (B): coyaganá. (L): cuyurán.*
säen: *To. 2 (B): anagám. (L): anarán.*
rufen: *To. 2 (B): oyaganá. (L): iyaraná. Mo. 3: oyarnió.*
schwimmen: *To. 2 (B): salogon. (L): lorón. Ab. 2: alarán.*
zerstören: *To. 2 (B): samagní. (L): mar͡aní.*
säugen: *Mo. 8: ilipagám. To. 2 (L): liparán.*
lehren: *Mo. 3: aparinactagan. Ab. 2: apagranatran.*
lehren: *To. 2 (B): apagagém. (L): oparagém,* raten.

Bisweilen geht *g* in *y* oder *h* über:

Witwe: *Ab. 2: napagai. Mo. 3: pâyé. To. 2 (B): pahoy.*
Witwer: *Ab. 2: napagaic. Mo. 3: pâyéke.*
Hirsch: *Ab. 2 (D): oachìgranigà. (Br.): oachiganya.*
Fledermaus: *Ab. 2 (Br.): cagút. (D): cahit. To. 2 (B): mecahí.*
Zufluchtsort: *Ab. 2: apaguiñi. Mo. 3: appoguiña. To. 2: apohina.*
Finger: *To. 2 (B): ogantá. ohanta.*
peitschen: *To. 2 (B): uvagám. vahamá.*
säugen: *Mo. 8: ilipagám. To. 2 (B): lipahám.*
hören: *To. 2 (B): agaya. ahaya.*

g und *r* können auch ganz verschwinden:

Schatten, Seele: *Mb. 3: guigo. Ab. 1: guiji. Ab. 2 (Br.): quiyi. To. 2 (B): quihí. 1: quií. Mo. 3: quií. Ka.3: aă.*
Donner: *To. 7: kasog„rá. Mo. 5: ssoná.*
Himmel: *To. 2 (B): pigém. Ab. 2: ipíam.*
Kaninchen: *To. 2 (B): sooná. (L): sogoná.*
Schaf: *Mo. 3: accaguerectá. accaguecta. To. 2 (L): caiguetag.*
Maus: *To. 2 (L). chigonagá. Ka. 3: gatigĕ̆ra. Mo. 5: tigoná.*
Schlange: *To. 7: naďaganák. 2 (L): nadaranak. Mo. 3: ennanaiqque. Ab. 2: enenaíc.*
Kissen: *To. 2 (L): aarnacté. (B): ohancate. Ab. 2: ajanat.*
arbeiten: *To. 2 (L): anatagrun. (B): onatagán. Mo. 3: oenactagán. Ab. 2: aenatan,* Arbeit.

Daß auch das *Payaguá* dies gutturale *r* häufig besitzt, geht aus den Aufnahmen Boggianis hervor, der es früher *r̃* schrieb [1]), jetzt aber entweder durch r_g oder durch g_r ausdrückt, je nachdem der Laut mehr nach *r* oder *g* hinneigt. Andere Autoren schreiben dafür *gr,* so: Kopf, *Pa. 3: amagra. Pa. 4_a: amáŕa. 4_b: amár$_g$a,* was dem *emag, emagat* im *Ab.* entspricht.

Es scheint hier ein ähnlicher Vorgang stattzufinden, wie ich ihn oben bei der Besprechung des Wechsels von *t, d* und *r, l* gezeigt habe. Der Grundlaut *k* erweicht in ein klingendes *g* (γ) oder ein gutturales *r (ṛ),* einen Laut, der wegen seiner Unsicherheit von den älteren Autoren bald *g* bald *r* oder auch *gr* geschrieben wird. Eine Spur dieses Wandels hat sich wohl noch in den Substantiv-Präfixen erhalten, wo die Präfixe der 1. und 2. Person Pluralis im *Ab. gr* dem *co, cod, ca, cad, cal, cah* im *To.,* dem *co, cod* und *ca, cad* im *Mo.* und dem *co, cod, con (ko, kod, kon)* und *ca, cad, can (ka, kad, kan)* im *Mb.-Ka.,* ebenso wie das Präfix der 2. Person Singularis im *Ab. gr* dem *ca, cad* im *Mo.*

[1]) *d)* Tabelle.

und dem *cad (kad)* im *Mb.-Ka.* entsprechen. Manche Wörter im *Ka.* haben nach Boggiani als Präfix der 2. Person Singularis *ř a-* oder *řan-* statt des gewöhnlichen *ka-, kan-*.

Auf die nahe Verwandtschaft des gutturalen *r* mit *k* weist ferner der Umstand hin, daß im *Ab.*[1]) das im Singular anlautende *ŕ* der Substantivendung im Plural in *k* übergeht:

Sohn: Singular: *laetaŕat.* Plural: *laetkáte.*

Häuptling: *nelaŕeyŕat. nelaŕeykáte,* oder auch umgekehrt das *k* des Singulars im Plural *ŕ* wird:

Maultier: Singular: *ketèlk.* Plural: *ketelŕa.*

Das klingende *g* (γ) oder gutturale *r* (*ŕ, ř, ŗ*) erweicht dann weiter, wie wir gesehen haben, in *y* und *h* und verschwindet endlich gänzlich. So erhalten wir als mögliche, fortlaufende Entwicklungsreihe: Das ursprüngliche *k* (der Grundsprache) — *γ*, *r* — *y* — *h* — —.

d) Wechsel zwischen *m* und *n*.

Bisweilen findet, besonders im Auslaut, ein Wechsel zwischen *m* und *n* statt.

Nase: *Mo. 3: iimih. To. 2 (B): imich. Mo. 8: iniih.*

Bauch: *To. 2 (L): ahám. (B): ahán. Ab. 2: acám. akán.*

Tür: *Mo. 3: asóm. To. 2 (L): asóm. (B): asón.*

kalt: *To. 2 (B): omagá. Mo. 3: oomgá. Mo. 8: oonagá.*

anzünden: *To. 2 (B): olom. alón. Mo. 8: alon.*

wissen: *Ab. 2: arém. Mo. 3: adén.*

Doppelvokale.

Die Doppelvokale entstehen häufig durch den Ausfall eines Konsonanten, nicht selten eines *h*, das als der Rest eines ursprünglichen Reibelautes anzusehen ist und wohl von manchen Forschern nicht als Hauptlaut gehört und aufgefaßt wurde:

Bauch: *Ab. 2: acam. To. 2 (L): ahám. 7: aám.*

Speichel: *Ab. 2: aale. To. 2 (B, L): ahalí.*

Seite: *To. 2 (L): ayí. Mo. 3: aí. Ka. 3: aí.*

Seele: *To. 2 (B): quihí. Mo. 3: quií.*

Enkel: *Mo. 3: avál. Ab. 2: aal.*

Gefangener: *To. 2 (B): ahach. Mo. 3: aák. Ab. 2: oác.*

Zügel: *Mo. 3: agaccá. Ab. 2: aaccà.*

Hut: *To. 2 (B): adohó. Mo. 3: adoó.*

Gürtel: *Mo. 3: ossoactarquí. Ab. 2 (Br.): aataqui. (D): aataŕkié.*

Mauer von Erde: *Mo. 3: alivit. To. 2 (B): aliyt.*

Mistol (Baumfrucht): *To. 2: ahalá. Ab. 2 (D): aalá.*

Wespe: *To. 2: acaték. Ab. 2: aatek.*

Nutria: *To. 2 (B): nitiquísi. Mo. 3: nictiícé.*

Kaninchen: *To. 2 (L): sogoná. (B): soonó*

gut: *To. 2 (B): ohén. Mo. 3: oén.*

essen: *To. 2 (B): iquehé. Mo. 3: quee.*

gebären: *To. 2: ecohó. Mo. 3: coó.*

sich betrüben: *To. 2 (B): asitata. Mo. 3: actictata. Ab. 2: aitata.*

wünschen: lieben: *To. 2: copitá. Ab. 2: kapit. Mo. 3: coictó.*

ja: *To. 2 (B): ahá. 3: haha. 7: áá. Mo. 5: ahaa.*

Doppelkonsonanten.

Umgekehrt ist der Ausfall eines Vokals bisweilen die Entstehungsursache der Doppelkonsonanten:

Soldat: *To. 7: uataranék. 4: uatranac.*

Hirsch: *To. 2 (L): dioroné. 7: iyorné. 4: dirné. Mo. 3: diogoné. 7: diognè.*

Fuchs: *Mo. 7: caclac. Ab. 2 (D): kaálk.*

Kröte: *To. 7: kolórolró. 2 (L): colroró.*

Wind: *To. 2 (B): neté. (L): nté.*

Bogen: *Mo. 4: nectikena. To. 7: tšikněk.*

Pfeil: *Mo. 4: nectikenap. To. 2 (B): niticna.*

[1]) Dobrizhoffer. II, 193.

Pfeil: *Mo. 5: ogosú. 8: oogosó. Ab. 2: aagsá.*
kalt: *To. 4: omará. 2 (L), 7: omrá. 2 (B): omagá. Mo. 3: oomgá.*
blau: *Mo. 3: yccolácca. Ab. 2: yícalc.*
gewinnen: *Mo. 8: avegarán. To. 2 (L): avigran.*
gut: *Mo. 3: ammacata. Ab. 2 (D): oamkatá.*

Lautwandel.

a) Wandel des *p*.

Wie bei *t* und *k*, so kann auch bei *p* in den *Guaikurú*-Sprachen eine Mouillierung eintreten, die bisweilen zum gänzlichen Verschwinden des labialen Grundkonsonanten führt.

Neben Formen mit *p* finden sich solche mit *b*, wobei man jedoch mit Rücksicht auf die bisweilen nachlässige Sprechweise des Eingebornen und auf die verschiedene Auffassung und verschiedene Schreibweise des betreffenden Autors nicht immer an eine Erweichung des *p* in *b* zu denken braucht. So haben wir z. B.:
Keule: *To. 2: pon. Mo. 3: pon*, neben *Ka. 1: anebane. 3: abalídę.*

p, *b* erweicht häufig zu *v* = *w*. wobei jedoch zu berücksichtigen ist, daß das spanische *b* dem deutschen *w* fast gleichlautet. Dieses *v*, *w* ist nicht der Vollkonsonant *w* der deutschen Sprache, sondern nichts anderes als der englische Halbvokal *w*, an dessen Stelle man auch gleichwertig ein *gu*, *hu* oder einfach *u* setzen könnte. Es ist derselbe Laut, dessen Vorkommen in fast allen südamerikanischen Sprachen bezeugt ist, und der sich in vielen Eigennamen durch die Spanier mit der Silbe *gu* wiedergegeben findet, so in: *Guayana, Guaikurú, Guajiro* u. s. w. Jetzt schreibt man ihn bisweilen mit dem *w* des phonetischen Alphabets, das dem konsonantischen *u*, dem englischen *w*, z. B. in *water*, entspricht; so *Wayana, Waikurú, Waχiro* u. s. w.

Daher haben wir im *Guaikurú* Wörter mit *v*, *w*, *gu*, *hu*, *u* manchmal in demselben Idiom nebeneinander:
Kuh: Spanisch: *vaca. To. 2 (B): vacá. 4: guácá. 7: uacá. Mo. 3: vaaccá. Ka. 1: wacca. 2: uaccá. 3: wakă. Ab. oacal.*

Hier ist *oa* lautlich gleichwertig *ua*, wie wir überhaupt in den *Guaikurú*-sprachen ein Durcheinandergehen von *u* und *o* beobachten können.
Gefährte: *To. 2 (B): avegavá. Mo. 3: avegravá. To. 2 (L): auegroá.*
Bart: *Mo. 5: acarebè. 3: accarevé. To. 10: kalahué. 7: ekálaué. 2 (L): calauéy.*
Stern: *Mo. 5: bacjacni. 3: avaccanni. 7: uvakaqné. To. 2 (B): avacatini. (L): wacaní. 4: güacanik. 8: uacní.*
Bohnen: *To. 2 (B): apidiló. Ab. 2a: uvirgilá.*
Abend: *To. 10: habit. avit. huit. To. 2 (B): avit. (L): awit. auit. Mo. 3, 8: avit.*
schwarz: *Mb. 1, 2: apidigi. Ab. 2: aboraic. Mo. 9: abedgraec. 8: averaik. 5: veraicque. 3: averayék. To. 2 (B): vedaic. (L): aidraik.*
schmerzen: *To. 2 (B): chiguet. Mo. 3: yevet.*
Zahn: *Mo. 2: obé. 5: ubé. 3: ovè. 5: uhvé. To. 2 (B): ové. uué. (L): uej. 7: auwé. 2 (B): ogué. Ab. 3: avé. 2: aoé. (H): avue. Mb. 1, 2: ogue. Ka.: 2, 3: ōwé. Ki.: ohê. Ka. 1: oai.*

Wir haben hier ein vorzügliches Beispiel für die Mouillierungsreihe des Grundlautes. Der Hauch *h* in *ohê* ist entstanden aus *w* und als der letzte Rest des Reibelautes anzusehen, der natürlich leicht verschwinden, beziehungsweise überhört werden kann: *oai.*
Arm: *To. 2 (B): apigé. 7: apiéké. Mb. 1 baagadi. Ka. 3: baăgadę. Mo. 5: aba. 3: avà.*
Hand: *Mb. 1: baagadi. Ka. 3: baăgadę. To. 2 (B): ohuac. uvat. 8: uuác.*
Schatten: *To. 2 (L): pacál. (B): vacal. Ab. 2 (D): oákál* (wo *oa* wieder gleichwertig *ua(wa)* ist).

Weib: *Mb. 1, 2: igualo. Ka. 1: ivuavo. To. 5: aguoó. 3: halo. 7: aló. Mo. 3: aaló. 4: alo.*

Sand: *Ab. 2: lapaûgganga. To. 2 (B): lovanagá. (L): lauangrá.*

Holz: *Ab. 2 (D): kaëpak. (Br.): caípeca. Mo. 3: coippà. To. 7: koipák. Ka. 1: ivocco. 2: iwócco. 3: iwógŏ.*

Hirsch: *Mo. 3: navenca. To. 2 (L): nawenek. 7: nahuenek.*

Taube: *Ab. 2: napiguiinc. Mo. 5: cubignicquĕ. 3: coviguinnik. To. 2 (B): cohíguenec. (L): coiguenéc.*

ich habe Hunger: *Ab. 2: gr-icapat. To. 2 (L): eccowott. 5: okoguate. 10: okohat. okoat. Mo. 1: ocopât. 3: occoppagá. 5: kohuat.*

Palme: *To. 2 (B): tiabich. Mo. 7: atiavic. To. 2 (L): chaiquí. 7: tšaík.*

Herz: *To. 2 (L): awél. (B): auel. (ahuel =* darin). *Mo. 3: avel. Ab. 2: aoel.*

membr. vir.: *To. 2 (L): cowe. 7: kaué.*

Grab: *To. 2 (B): avác. (L): auatchquí. Ab. 2: aagagaqui.* (Die Silbe *ga* in dem letzten Wort ist wohl korrumpiert aus *gua,* wie wir aus dem *va* und *ua* der beiden anderen Wörter folgern können.)

Stroh, Heu: *To. 2 (B): avacapi. Mo. 3, 8: avacapi. To. 2 (L): auakpi.*

Weib: *To. 5: aguoó. 2 (B): ogua. (L): ová. Mo. 3: ová.*

Fuchs: *To. 2 (L): warairá. uaiřerá. 7: oqrirá.*

Topf: *To. 2 (B): aguená. aená. Mo. 3: avená. Ab. 2: aoená.*

oben: *To. 2 (B): valech. (L): ualek.*

spät: *To. 2 (B): avith. (L): awit. aúttt. Mo. 3: avit.*

Haar: *Mo. 5: abi. avi. 3: evè. To. 2 (B): ova. oué. (L): aué. 7: auâ.*

Flügel: *To. 2: avá. auá. Ab. 2: avá. (Br.): aoá.*

Eingeweide: *To. 2: ahuel: Ab. 2: aoel.*

Spinne: *Mo. 3: appal-lactrêqà. Ab. 2: hauali.*

Erde: *Mo. 2: alobá. 3: alavá. To. 2 (B): alluá. (L): aloá. Ab. 2: alóa.*

zwei: *Mo. 2: yñabaca. 1: ñuacă. 3: yñoaca. Ab. 2: iñoakà. To. 2 (B): nivoca. Mb. 1: itobata. iniguata. itoata. Ka. 3: edoŭda.*

schwarz: *Mo. 3: navé. To. 2 (B): nagué. naué. 7: nauwé.*

kochen: *To. 2 (B): evossi. (L): euossi. Mo. 8: evosé.*

töten: *To. 2 (L): lawátt. 7: salauát. To. 2 (B): salauath. 1: zalaguat. Mo. 3: aloactarni. Ab. 2: ahámat.*

sehen: *Mo. 3, 8: avaná. To. 2 (B): avan. auan.*

verbrennen: anzünden: *To. 2 (L): avík. auík. (B): abich. avíh.*

öffnen: *To. 2 (B): abasigi. Mo. 3: avactigi. To. 2 (L): auaschigi.*

Die Laute *p, b, v, w, u* können verschwinden, womit häufig ein Doppelvokal zu erklären ist:

Zunge: *Mb. 1: okelipi. Ka. 3: ogélię.*

Hand: *To. 7: apokná. Ab. 2: apaquena. Mo. 3: apoguena. To. 5: okonna.*

Finger: *Mo. 3: palacatè. Ka. 3: baágadę. To. 2: iagantá. Ab. 2: até.*

Fuß: *Mo. 2: piate. 3: piá. To. 2 (B): piá. (L): piaté. Ka. 3: iádę.*

Sohle: *To. 2: pialahuel. 7: apia. Ka. 3: iádę.*

Eingeweide: *Mo. 3: evelesé. To. 2 (B): aylisi. (L): aylishi. Ab. 2: aoel.*

Fleisch: *Ab. 2: elpagé. To. 2: lapát. Mo. 3: laácte. Mo.* (Bernard): *laât.*

Enkel: *Mo. 3: aval. Ab. 2: aal.*

Wald: *To. 2 (B): abiách. 7: aviák. 2 (L): auiák. Pa. 4: aiágata. Mo. 3: ooctì.*

Morgen: *Ab. 2: ambríchigui. 1: amirich thiqui. 2 (D): amrichigni.*

Eisen: *Ki.: napiléque. Ka. 3: kapilégerę. Ab. 2: lecact. (D): lekat. To. 2: lecat.*

Pferd: *Ab. 2 (D): ahēpegak. Mo. 3: aschipigacca. Pa. 4ª: cigāccá.*

Ei: *Mo. 5: cubê. 3: cové. To. 7: koé. Ab. 2: caoté.*

Mais: *To. 2 (B): avagá. (L): awoorá. 7: aorá.*

kleiner Karren: *Mo. 3: navoglenalé. Ab. 2: naoglinaol. To. 2: naulená,* Karren. *Ab. 2: naoalina,* Karren.

Bogen: *Mb. nupitenigî. Ka. 3: niidẽnigẹ. To. 2: niticnic.*

Besen: *Ab. 2: nepelganat. To. 2 (B): pelalaganaccaté. (L): logr͡anocté.*

Hut: *Ab. 2: etapegé. To. 2 (B): adohó. (L): ado'ó. Mo. 3: adoó.*

mismutig: *Ab. 2: paàc. Mo. 3: oqqui.*

hassen: *Ab. 2: oetat. Mo. 3: ovectá,* argwöhnen.

ich helfe: *Ab. 2: yapiloctà. Mo. 3: sôctoan.*

Den Rest eines — wahrscheinlich labialen — Reibelautes, dessen ursprünglicher Wert sich freilich an keinem Beispiel mehr nachweisen läßt, möchte ich auch in dem *h* der folgenden Wörter vermuten, das sich im *To.* noch erhalten zu haben scheint, während es im *Mo.* und *Ab.* durch sein Verschwinden einen Doppelvokal geschaffen hat:

rechte Hand: *To. 2 (B): lahí. (L): aloik. Ab. 2: alaic.*

Speichel: *To. 2: ahaĺi. Ab. 2: aale.*

Mistol-Frucht: *To. 2: ahalà. Ab. 2: aalà.*

sauber: *To. 2 (B): cohitetá. Ab. 2: icait.*

Ehemann: *To. 2 (B): iahalé. Mo. 3: yal-lé. Ab. 2: yoalé.*

Gefangener: *To. 2 (B): nahach. Mo. 3: naâk. Ab. 2: noac.*

Das *oa* der *Ab.*-Wörter wenigstens scheint nach den obigen Erfahrungen häufig auf ein ursprüngliches *ba* oder *pa* auf dem Weg über *va, wa, ua* hinzudeuten.

Aus den angeführten Beispielen ergibt sich, daß sich der Urlaut *p* im *Ab.* am meisten erhalten hat, während er in den anderen *Guaikurú*-Idiomen fast durchgängig einer starken Mouillierung bis zum gänzlichen Verschwinden zum Opfer gefallen ist. Doch soll damit nicht etwa gesagt sein, daß das *Ab.* deswegen einer *Guaikurú*-Grundsprache näher kommt, als z. B. das *To.* oder *Mo.* Auch im *Ab.* hat die Erweichung schon stattgefunden, und wir finden gerade hier bisweilen den ursprünglichen Laut spurlos verschwunden, während er uns in den anderen Idiomen wenigstens in dem kümmerlichen Rest eines *h* geblieben ist.

Am besten zeigt die Mouillierungsreihe das *To.*, wo Formen mit *b, v, u, h* und ohne einen derartigen Laut nebeneinander vorkommen. Wir müssen aber auch bedenken, daß die Aufzeichnungen der *Ab.*-Sprache ungefähr zu derselben Zeit, um die Mitte des 18. Jahrhunderts stattgefunden haben, während die *To.*-Aufnahmen zum Teil fast drei Jahrhunderte auseinanderliegen (Bárcena: 1620, von den Steinen: 1887, Lafone Quevedo [Lopez]: 1888). Daraus läßt sich schließen, daß die obige Entwicklung bei jedem Idiom selbständig erfolgt und in den lebenden Sprachen, wie dem *Toba,* bis heute noch nicht zum Stillstand gekommen ist.

Um so interessanter und wichtiger wäre eine Aufnahme der Sprache der heutigen Abipon, von denen sich, wie ich in einem Bericht des Paters Joaquin Remedi vom »Seraphischen Orden« lese (Bol. del Inst. Geogr. Arg. XVII (1896) 338), Reste in einigen Reduktionen nördlich vom Rio Salado unter Missionaren des »Colegio de San Lorenzo, Provincia de Santa Fe«, erhalten haben. Aus einer Vergleichung mit den älteren Aufnahmen würden sich die Veränderungen ergeben, die sicherlich auch in diesem Idiom im Laufe der Zeit stattgefunden haben.

b) Wandel des *t.*

Die Erweichung des *t* vor *i* in *tš,* das *ch* des spanischen Alphabets, die Karl von den Steinen für die Karaibensprachen nachgewiesen hat[1]), findet sich auch in den *Guaikurú*-Sprachen in ausgedehntem Maße. Ich führe dafür folgende Beispiele an:

Zunge: *To. 2 (B): atiagat. 7: atirůt. To. 2 (L): achagát. 10: acharat. Ab. 2: achigat.*

Lunge: *To. 2 (B): athi. Mo. 3: acti. To. 2 (L): achi. Ab. 2: oachi.*

[1]) *b)* 270 ff.

Niere: *To. 2 (B): tigissi. Mo. 3: ctekce. To. 2 (L): chigissi.*

Rippe: *To. 2 (B): tissith. (L): chisitt.*

Bein: *To. 2 (B): itĭ,* Schienbein. *Ka. 3: idĭ,* Schienbein. *Mo. 3: ictĭ. 5: eti. Ab. 2: iichi.*

Harnblase: *To. 2 (B): otiagalay. (L): charaquĭ. Ab. 2: oachigqui.*

Harn: *To. 2 (B): utiagath. Ab. 2: oachiat.*

Schweiß: *To. 2 (B): tilitiagá. (L): chilchârá.*

Träne: *Mo. 3: actĭ. To. 2 (B): athi. Ka. 3: adĭdi. To. 10: achi. Ab. 2: achíe.*

Milch: *Mb. 1: otidi. To. 2 (B): othi. 7: otšé. Ab. 2: ache.*

Fett: *To. 2 (B): tiagadaich. (L): charadaik.*

Schlaf: *To. 2 (B): otiagà. Ab. 2: aachiga.*

Donner: *To. 2 (B): alatigi. Mo. 3: alactigui. To. 2 (L): alachigui.*

Fluß: *To. 1: atieguê,* Lagune. *5: achiigue. Mo. 3: actiengué. acheuguè. Ab. 2: achangué.*

Nägel: *To. 2 (B): ɛnath. (L): nachí. 7: enaĭtšă. Mo. 3: ennat.*

Palme: *Mo. 7: atiavic. To. 2 (B): tiabich. (L): chaiquí. 7: tšaík.*

Hirsch: *Mb. 2: gotìcanìgo. Ka. 1: otticanigo To. 2 (B): tiganigó. (L): chiganegot. 7: tšigarinigó. Ab. 2 (D): oachìgranigà. (Br.): oachiganya.*

Nutria: *To. 2 (B): nitiquísí. Mo. 3: nictiice. To. 2 (L): chiquishi. 7: tšigišé. Ab. 2: nichigehè.*

Spinne: *To. 2 (B): palatidegá. (L): palachidegá.*

Zwiebel: *Mo. 3: accalactí. 8: akalaté. To. 2 (L): lachi. 10: lajchi. Ab. 2: akalachi.*

Bogen: *To. 2 (B): ytinic. 4: chienik. 7 tšikněk. Mo. 4: nectikena.*

Pfeil: *To. 2 (B): ticná. (L): chignà. 7: tšikná. Mo. 4: nectikenap.*

fett: *To. 2 (B): yutiach. 10: yuchák. Mo. 3: yocháca.*

zeigen: *To. 2 (B): atiagna. (L): acharna. Ab. 2: achiñagoam.*

schlafen: *To. 2 (B): oti. (L): ochi. 5: ooche.*

sich baden: *To. 2 (B), Mo. 8: atil. To. 2 (L): achil. Mo. 3: actil. Ab. 2: n-achil-ac,* ich bade.

du springst: *To. 2 (B): d-assocti. Ab. 2: r-ahachi.*

In diesen Beispielen schreibt Bárcena überall da *ti,* wo von den Steinen und Lafone Quevedo (Lopez) schon die mouillierte Form *tš* beziehungsweise *ch* haben. Im *Mo.* steht dafür fast durchweg *kt,* während im *Ab.* in allen Fällen die Erweichung in *ch (tš)* stattgefunden hat. Das *Mb.-Ka.* hat in den wenigen Beispielen, die hier in Betracht kommen, den *t (d)*-Laut bewahrt, doch ergibt sich aus meinem Vokabular, daß ein dem spanischen *ch* ähnlicher Laut: *ǰ* (nach meiner Aufnahme = *dsch*) im *Ka.* ziemlich häufig vorkommt und wohl ebenfalls auf ein ursprüngliches *t* zurückgeführt werden muß.

Auch im *Ab.* ist die Erweichung nicht so durchgängig, wie folgende Ausnahmen beweisen:

Waden: *To. 2 (B): ahathi. (L): eachí. Ab. 2: niate.*

Maus: *To. 2 (B): netinoganagá. (L): chigonagá. Mo. 3: tigoná. Ka. 3: gatigẽ̦ra. Ab. 2: pateguinc.*

Doch ist hier in beiden Fällen der dem *t* folgende Vokal ein *e* statt des helleren *i* in den anderen Idiomen.

Als Beispiel für die Mouillierung des *t* vor *i* in *ch (tš)* kann auch der Wandel in den Konjugations-Endungen mancher *Ab.*-Verben gelten:

ich liebe: 1. Person Singularis *rikapìt.*
2. » » *grkàpichì.*
3. » » *nkàpit.*
2. » Pluralis *grkapichii.*

ich erinnere: 1. *hakaleènt.* 2. *hakaleènchì.*

ich tanze: 1. *riahàt.* 2. *rahachì.*

ich bin betrunken: 1. *rkíhogèt.* 2. *grkìhogichì.*

ich bin stark: 1. *riahòt.* 2. *grihochi.*

ich schlafe: 1. *aatè.* 2. *aachì.*

ich schätze hoch: 1. *riápategè.* 2. *grpàchiigè.*

ich tue: 1. *haèt.* 2. *eichi.*

ich gehorche: 1. *riahapèt.* 2. *grahapichi.*

ich gebe: 1. *aat.* 2. *aachi.*

ich schmücke: 1. *noamat.* 2. *noamachi.*[1])

Ebendahin gehört der Wandel mancher Substantiv-Endungen in derselben Sprache:
Metall: Singular *lekat.* Plural *lekachì.*
großmütig: Singular *yapòt.* Plural *yapochì.*
mein Auge: *yatoeté.* dein Auge: *gratoichi.*
mein Mund: *ñiagat.* dein Mund: *naagachi.*
mein Finger: *ñiaté.* dein Finger: *grachí.*
mein Sohn: *yaetařat.* dein Sohn: *graetřachi.*
mein Lanzenstock: *yoheletè.* dein Lanzenstock: *grohelichi.*[2])

Die Mouillierung des *tš* (spanisch *ch;* nach meiner Aufnahme *ǰ*) setzt sich fort in *š* (französisch *ch*), einen Laut, der in den verschiedenen Aufnahmen entweder mit dem portugiesischen *x* oder dem englischen *sh* oder dem deutschen *sch* oder — in dem *Ab.* des Paters Brigniel — vor *i* und *e* mit dem Buchstaben *g* wiedergegeben wird, der dann etwa dem französischen *j* (phonetisch *ž*) entspricht.

Daher:
Ohrgehänge: *Mo. 3*: *nischite. Ab. 2*: *nigité.*
Brunnen: *To. 2 (L)*: *nushidé. Ab. 2*: *nagira.*

Der *š-(sch-)*Laut kann weiter mouillieren in *s*, das bald schärfer *ss*[3]), bald weicher vor *i*: *c* oder *z* geschrieben wird, sodann in *j* (spanisch *j*), *y* (deutsch *j*) und endlich über den Hauchlaut *h*, den wir wiederum als den Rest des Reibelautes ansehen müssen, gänzlich verschwinden.

Doch soll damit nicht gesagt sein, daß alle *tš* oder *š* auf einen ursprünglichen *t*-Laut zurückzuführen sind.

Lippe: *Mb. 1*: *achibi. Ka. 1*: *atchibi. 2*: *accíbi. 3*: *aǰíbi.* Wir finden hier denselben Laut *tš* je nach der Schreibweise der Autoren verschieden wiedergegeben: Spanisch *ch,* französisch *tch,* italienisch *cc,* phonetisch *ǰ*. *Ab. 2*: *agípí. To. 2 (L)*: *axip* (portugiesisch *x* = phonetisch *š*). *(B)*: *aciph. Mo. 3*: *apí. Guatschi*: *apé.*
Wangen: *Ka. 3*: *aǰígę. Mb. 2*: *ayīque. Mo. 3*: *aschileguè. 5*: *asilghé. Ab. 2*: *ajac.*
Hals: *Mb. 2*: *ìgìchodī. Ka. 3*: *iṛiǰódę. Mb. 1*: *iguiyodi. To. 2 (L)*: *ocossót. (B)*: *ocosót. 5*: *okosetti. 7*: *oksót.*
Hinterbacken: *Ka. 3*: *aǰągę. To. 2 (B)*: *osapí. Mo. 3*: *osápp. Ab. 2*: *ajapi.*
Ferse: *Mb. 1*: *ichigue. Ka. 1*: *ittchioai. 3*: *iǰíuę. Ki.*: *txihoh. To. 2 (B)*: *ayagá. Mo. 3*: *ayyagá.*
Pflanzung: *Ka. 3*: *nīǰeṛodágę. Mb. 2*: *niyogotagī.*
Papagei: *Ka. 3*: *naǰógonę. 1*: *naxocone* (portugiesisch *x*). *Ki.*: *naxacôna* (portugiesisch *x*). *Ab. 2*: *cajaoga.*
Für mein *(Ka. 3)* scharfes *ǰ* setzen Hervas *(Mb. 1)* und Gilij *(Mb. 2)* bisweilen ein weiches *y*.
Eingeweide: *To. 2 (L)*: *aylichi. aylishi,* Gedärme. *(B)*: *aylissi.*
Mond: *Mo. 2*: *chidaigò. 3*: *sidaigò. 5*: *ciraigu.*
Harz: *Ab. 2*: *lichiga. To. 2*: *lissi.*
Schmutz: *Ab. 2*: *igil. Mo. 8*: *ischile.*
Tabak: *To. 11*: *eschierék. 2 (L)*: *ashiedék. (B)*: *asiedéh. Mo. 3*: *aseréh. 5*: *eserike. 8*: *asaréh.*
Lagune: *Ab. 2*: *kagim. To. 2 (B)*: *cahím· (L)*: *kaim. Mo. 3*: *kaim.*
Lanzenschaft: *Mo. 8*: *aschileté. Ab. 2*: *oagilete. To. 2 (B)*: *asileté. Mo. 3*: *oheleté.*
Fett: *To. 2 (B)*: *yotiac. Mo. 3*: *yocháca Ab. 2*: *yuiac.*
trocken: *Mo. 8*: *aschivitá. Ab. 2*: *oagiuetá.*
oben: *Ab. 2*: *igigám. To. 2 (L)*: *ischigóm. Mo. 3*: *isigóm.*
schmerzen: *To. 2 (B)*: *chiguet. Mo. 3*: *yevet.*
wünschen: *Ab. 2*: *igit. Mo. 3*: *ischit.*

Für die Erweichung des *š* in *s* und weiter in *j* und *h* und für den Wechsel zwischen diesen Lauten mögen folgende Beispiele gelten:
Gesicht: *To. 7*: *ašék. 2 (B)*: *sich. (L)*: *assík.*

[1]) Dobrizhoffer, II, 206—207. Lafone Quevedo, *c)* 163 ff.
[2]) Dobrizhoffer, II, 196, 198. Lafone Quevedo, *c)* 150 ff.
[3]) Die Schärfe dieses *ss*-Lautes wird deutlich in den beiden Schreibweisen *ssoná* und *tsonná*, die Pelleschi im *Mo.* für Unwetter gibt. Im *To.* heißt »Donner«: *2 (L)*: *cassoĝnrá. 7*: *kasogₙrá.*

10. aschïk. Mo. 3: aschih. 8: aschige. Ab. 2 (Br): agic. (D): ahëc.

Pferd: *Pa. 4a: cigāccá. Mo. 3: aschipigacca. 5: sippegac. zipegaj. Ab. 2 (Br.): agipec. (D): ahëpegak.*

Flöte: *To. 2 (L): ashüdé. 10: aschire. To. 2 (B): aside. Ab. 2 (Br.): ajeurá.*

Trompete: *To. 2 (L): aschüdé. (B): asiedé. Ab. 2 (Br.): ajeuré.*

Oberschenkel: *Pa. 2: esiguè. Pa.* (Mansfield): *ejegà. 4: ehíc.*

Rauch: *Mo. 3: nessalgà. Ab. 2 (Br.): neyála.*

Nacken: *To. 2 (L): ocossót. Mo. 3: cossát. Ab. 2 (H): acayate.*

Donner: *Ki.: txinôho. Mo. 5: tsonná. ssoná,* Unwetter. *To. 2 (B): asonagá. (L): assogn̄rá. 10: sonrá. Ab. 2 (Br.): ajaangá.*

Tür: *To. 2 (L): Mo. 3, 8: asom. Ab. 2: (Br.): ajám.*

Rad: *To. 2 (B): asaglena. Ab. 2 (Br.): oajagalina.*

Donnerschlag: *To. 2 (B): asonagá. Mo. 3: assomgá. Ab. 2 (Br.): ajaanga.*

Lohn: *To. 2 (B): asigé. Ab. 2 (Br.): ajeu.*

dieser: *To. 2 (B): ennasó. Mo. 3, 8: innissó. Ab.2 (Br.): enajá.*

sie (stehend): *Mo. 3: edasó. Ab. 2 (Br.): erajá.*

antworten: *To. 2 (B): asath. Mo. 3: asat. Ab. 2 (Br.): ajat.*

schwer: *To. 2 (B). Mo. 8: esali. Ab. 2 (Br.): ejali.*

Witwer: *To. 2 (B): pessoyc. (L): pussoic. Mo. 3: pâyéke. pallacá.*

ich wünsche: *Mo. 3: dissià. Ab. 2 (D): riihè.*

springen (tanzen): *To. 2 (B, L): asot. Mo. 3, 8: asot. Ab. 2 (Br.): ajat. (D): ahat.*

Nutria: *To. 2 (B): itiguisi. Mo. 8: itiise. Ab. 2 (D): ichigehé.*

sie (stehend): *Mo. 3: adassó,* jene. *Ab. 2 (D): hàraha.*

sie (sitzend): *Mo. 3: annissó,* jene. *Ab. 2 (D): hañiha.*

Sohle: *To. 2 (L): pialaséł. (B, L): pialahuel.*

Haus: *To. 2 (L): noyïk. (B): nohich.*

Kissen: *To. 2 (B): ohancaté. (L): aarnactė Ab. 2 (Br.): ajanat.*

Wir erkennen aus diesen Beispielen, daß die Mouillierung im *Ab.* schon weitere Fortschritte gemacht hat, als im *To.* und *Mo.,* indem ein *j* (spanisch *j*) oder *h* im *Ab.* einem *š, ss* in den beiden anderen Idiomen entspricht. Das spanische *j* Brigniels gibt Dobrizhoffer weicher mit *h* wieder.

Suffixe.

Dobrizhoffer (II, 197, 204, 223 ff.) gibt für die *Abipon*-Sprache eine Anzahl Suffixe, die in Verbindung mit Substantiva und Verba neue Begriffe bilden, welche zwar in naher Beziehung zu dem ursprünglichen Worte stehen, aber diesem entweder einen erweiternden oder beschränkenden Sinn geben oder eine lokale, instrumentale oder ähnliche Bedeutung in sich tragen.

Diese Suffixe lassen sich vor allem in den dem *Abipon* nahe verwandten *Mokoví* und *Toba* fast gleichlautend nachweisen und können geradezu als Beweis für den engen Zusammenhang dieser drei Idiome herangezogen werden.

Lautlich stark veränderte Spuren davon finden sich auch im *Mbayá-Kadiuéo.*

Die Abkürzungen der Stammesnamen sind dieselben wie im Vokabular.

1. Augmentativ-Suffixe.

Abipon.

Die Substantiva auf *-tàk, -r̂à, -l* bilden den Plural durch Anhängen der Silbe *-ri.*[1])

Gans: Singular *nekététak.* Plural *neketéteri.*

Jahr: Singular *iñier̂a.* Plural *iñiegari.*

Wurzel: Singular *panà.* Plural *panarì.*

[1]) Dobrizhoffer. II, 196.

zornig: Singular *ìlbichigì*. Plural *ìlbichigeri*.
Jahr[1]): Singular *iñigá*. Plural *iñigrí*.
Großvater: Singular *oapi*. Plural *oapirì*.

Um recht viele Dinge zu bezeichnen, wird an die Substantiva die Endung *-ripi, -lipi, -ipi* angehängt.[2])
Mann: *yoalè*. *yoaliripì*.
Pferd: *ahëpegak*. *ahëpegeripi*.
unzählige *chic legyekalipi*.
viel: *ait*. *aitipi*, sehr viel.

Mokoví.

Einfache Pluralendung bei einer Reihe von Substantiva: *-ri, -di*.[3])
Großvater: Singular *api*. Plural *apiri*.
Schenkel: Singular *octelectá*. Plural *octelectari*.
Lunge: Singular *acti*. Plural *actiri*.
Jahr: Singular *iñaga*. Plural *iñardi*.
Feld: Singular *oenaga*. Plural *oenardi*.
Mond: Singular *schidaigo*. Plural *schidaigori*.

Starke Vermehrung der Zahl oder Quantität[4]): *-ripi, -lipi, -ipi*.
Hazienda = viele Kühe, *vacalipì*.
viele Leute: *yaliripi*. *yoalëipi*.
Pferdetropa: *aschipigrippi*.
Viehherde: *layenalipi*.
Tatoral (d. h. eine mit *tatora* [Pfeilkraut] bewachsene Strecke): *navatipi*. (Pfeilkraut = *navaté*.)
Kolbenröhricht (espadañal): *nactalipí*. (Kolbenrohr = *nactál*.)
Daher vielleicht auch: Lippen, *appi* von Mund, *ap*.

Toba.

-ripi, -dipi.[5])
Mensch, *yalé*. Leute, *yaliripi, yaledipi*.

Mbayá-Kadiuéo.

-dipi.

Dafür finde ich nur ein Beispiel in: unsere Feinde, *con-oelgodipi*.[6])

Doch scheint eine Pluralisierung durch die Suffixe *-di, -gi* stattzufinden. Denn bei den Ausdrücken für die menschlichen Körperteile, Naturgebilde und Naturerscheinungen, die in der Regel nur in der Mehrzahl vorkommen, stimmen die meisten Autoren in den Endungen *-di, -gi*, nach meiner Aufnahme *(Ka. 3) -dę, gę*, überein, während Castelnau fast durchweg und bisweilen auch Boggiani die reinen Formen ohne diese Suffixe bieten:

Hand, Arm: *Ka. 1: bahaga. Ka. 2: baařát. Mb. 1, 2: baagadi. Ka. 2: baařádi. Ka. 3: baăgadę.*
Haar: *Ka. 1: oamo. Ka. 2: ammúd. Mb. 1: amodi. Ki.: aniôde. Ka. 3: amŏdę.*
Mund (mit Beziehung zu »Lippen«): *Ka. 1: iola. Mb. 1, 2* und *Ka. 2: ioladi. Ka. 3: iaŏladę.*
Lippe: *Mb. 2: guoladĭ. Ka. 2: golládi. Ka. 3: golădę.*
Brust: *Mb. 2: atecogo. Mb. 1: atecogodi. Ki.: aticógŏde.*
Nägel: *Ka. 1: atchapo. Ka. 2: ācciáppo. Ka. 3: ajapŏ. Mb. 2: apachodĭ.*
Fuß: *Ka. 1: ohona. Ka. 2: oŕónna. Mb. 1: ogonagüi. Mb. 2: ogonagĭ.*
Stern: *Ka. 1: eottai. Mb. 1, 2: eotedi. Ki.: hiotôde. Ka. 3: iogdędi.*
Blitz: *Ka. 1: achacago. Ka. 3: ajagŏnarę. Mb. 1, 2: achacogonagadĭ.*
Wolke: *Ka. 3: ęelę̆. Mb. 2: oladĭ. Ka. 3: olădę*, Himmel.
Erde: *Ka. 1: jiogo. Ka. 3: iẽr(o). Mb. 1, 2: îiogodî. Mb. 3: higgodi.*
Feuer: *Ka. 1: noola. Ka. 2: nolléd. Mb. 1, 2: nuledi. Mb. 3: nolîdi. Ki.: nolédi. Ka. 3: nolędi.*
Wasser: *Ka. 1: ogo. Ka. 2: oŕō, oggot. Mb. 1, 2, 3: ogodi. Ka. 3: ọ́rodę.*
Blatt: *Ka. 2: amo. Ka. 3: amŏdę.*

[1]) Nach Brigniel: Lafone Quevedo, *c)*.
[2]) Dobrizhoffer. II, 197, 204.
[3]) *Mo.* 3 und 8.
[4]) *Mo.* 3 und 9.
[5]) *To. 2 (B)*.
[6]) Vaterunser bei Hervas: *a)* XXI, 106.

Kokospalme: *Ka. 2: amo„cólli. Ka. 1: amocoliti.*
Mais: *Ka. 1: ittacoli. Ka. 2: ètá¡cculli. Mb. 2: etacoligĭ. Ka. 3: edagŏligę.*
Baum: *Mb. 2: ale. Ka. 2: álle. Ka. 3: aălę.*
Wald: *Mb. 1, 2: aligi. Ka. 2: álligi. Ka. 3: aăligę.*

Diese Suffixe scheinen auch in folgenden Wörtern enthalten zu sein:
Wind: *Mb. 1, 2: guocodĭ.*
Sand: *Mb. 2: dotiguadĭ. Ka. 3: dodiuădę.*
Ameisen: *Mb. 2: ĭbichodĭ.*
Haus: *Ka. 1, 2: dimi. Mb. 1, 2: dimigi.*

Payaguá.

Spuren dieser Pluralsuffixe finden sich vielleicht als die Endungen *-di, -ri*, beziehungsweise *-de, -re* in den folgenden Wörtern:
Haar: *Le. 1: àigde. Pa. 4b: aig-ir e.*
Mund: *Pa. 2: achăldi. Pa. 4b: ajhiálri.*
Feuer: *Pa. 1: tzarri. Le. 1: chari. Pa. 4b: chiáte.*

2. Diminutiv-Suffixe.

Abipon.

Als Diminutiv-Partikel gebrauchten die *Abipon* die Suffixe *-avalk, -olek* für die Masculina, *-ole* für die Feminina:
Knabe: *oénèk.* Knäbchen: *oénèkavàlk.*
Mädchen: *haàye.* Kleines Mädchen: *haayàole.*
Holz: *kàèpak.* Hölzchen (d. h. Korallen am Rosenkranz): *kàèperàole.*
klein, mäßig: *lenechì.* sehr klein: *lénechiolèk. lénechiavàlk.*
Metall: *lekàt.* kleine Metalle, Silbermünzen: *lekachăole.*

Diese Verkleinerungswörter wendeten die *Abipon* nach Dobrizhoffer[1]) sehr häufig an, teils »ihre zärtliche Liebe und teils auch ihre Verachtung damit auszudrücken«.
Mensch, Mann: *yóale.*
Männchen, Stück von einem Mann: *yoaleólek.*

»Oft drücken sie ihre Liebe oder das Lob, das sie jemanden geben, durch ein Verkleinerungswort weit stärker, als durch alle Superlative aus,« wie es z. B. auch bisweilen der Deutsche und mit besonderer Vorliebe der Spanier thut.
Pferd: *ahëpegak.* Pferdchen, d. h. ein treffliches schönes Pferd: *ahëpegaravàlk.*
Kind: *akíravalk.*
Pater: *paỳ.* Paterchen: *paỳolèk;* ein Wort, womit sie den Missionaren ihre besondere Zuneigung zu erkennen gaben.

Auch Brigniel gibt eine Reihe von Beispielen für diese Verkleinerungsformen:
Bursche: *n-aincarí. n-aincaolc.*
Mädchen: *aayarí. aayariaole.*
Knabe: *aguirec. aguirecaolc.*
Mädchen: *aguirecaole.*
Jungfrau: *ylquigi aolé.*
Tür: *l-ajam.* Fenster: *l-ajamaólc.*
kleiner Krug: *geetaqui aolé.*
Weberschiffchen: *netiaole.*
Karren: *n-aoalina. n-aoalinaol.*

Mokoví.

Das *Mo.* hat dieselben Diminutiv-Suffixe: *-olek* für die männlichen und *-ole* für die weiblichen Substantiva.
Knabe: *ennogóte. ennoctolék.*
Mädchen: *ennogóte. ennoctolé.*
Mais: *nasolék. nasolcá. nasolcolék.*
Fluß: *lactiengué.* Bach: *lactienccole.*
kleine Lagune: *lactogoctole.*
Stadt: *niék.* Dörfchen: *niccolék.*
Feige: *laverayolé. laveraryolé.*
gekochtes Rindfleisch: *nevolék.*
Feuer: *annoréh. annoreccolék.*
Asche: *alô. alôlék.*
Tabak: *nasseréh. naserolek.*
Kartenspiel: *ammarsó. ammarsôle.*
unser Vater, Gott: *coctaá. coctaolék.*
Vogel: *coó.* kleiner Vogel: *coolé.*
Nadel: *aná.* kleine Nadel: *anolé.*
Samen: *alá. alolé.*
Fingerhut: *acanectenolé.*

[1]) II, 202.

Auch Adjektiven und Zahlwörtern werden diese Partikel suffigiert.
klein (Masc.): *leccochioléke.* (Fem.): *leccochiolé. leccoĵiolé.*
arm: *eogodak. eogodaeccolék.*
ein wenig besser: *lecochioléh.*
eins: *eoná.* einzig: *eonolék.*

Diesen Beispielen von Tavolini lasse ich einige von Zeballos folgen:
kleiner Knabe: *enotolék.*
Gott: *kota. kotaolék.*
Hostie: *alagariolé.*
einzig: *eonolék.*

Bei Baucke finde ich noch:
Nadel: *aná.* kleine Nadel: *analolé.*

Merkwürdigerweise finden sich diese Diminutivpartikel nach Tavolini einigen Wörtern präfigiert, denen sie dadurch eine entschieden herabsetzende Bedeutung verleihen.
Sohn: *y-yaĵek.*
Stiefsohn: *y-avalquiyaĵek.*
Tochter: *y-yaĵé.*
Stieftochter: *y-avaĵeyaĵe.*
Mutter: *y-acteè.*
Stiefmutter: *y-avaĵeyacteè.*
Vater: *y-ctàa.*
Stiefvater: *y-avaĵeglectà.*

Doch können wir es hier auch mit reinen Adjektiven zu tun haben.

Toba.

Auch das *Toba* gebraucht die Suffixe *-olék* für die männlichen, *-olé* für die weiblichen Wörter:
Bursche *(B)*: *nessóch.* Knabe: *nessocholék.*
Mädchen *(B)*: *nigotolé. (L)*: *negotolé.*
Säugling *(B)*: *negotolech.*
Säugling (v. d. St.): *nigoktolék.*
Bursche *(B)*: *nesoch. (L)*: *n'sók.*
Knabe *(B)*: *negotoléc. socolech. (L)*: *socolék.*
Mädchen *(B)*: *cani. canolé. (L)*: *caniolé.*
Alter *(B)*: *yagaic. yagaicolec.*
der letzte Sohn *(B)*: *nidisicolec.*
jüngerer Sohn oder Bruder *(B)*: *nocoléc.*
Tochter *(B)*: *yalé. (L)*: *yalolé.*
Mensch *(L)*: *yalé. (B)*: *yahalé.*
Menschchen *(B)*: *yahalolé. yalolé.*
Weibchen *(B)*: *nedolé.*
Kuh *(B)*: *vaca.* Kalb: *vacallole.*
Hund *(B)*: *pioch.* Hündchen: *piochlolé.*
Haus *(B)*: *nohic.* Hütte: *nohicoléc.*
Topf *(B)*: *natagaque.* Töpfchen: *nataquiolé.*
Topf *(L)*: *natagaqué.* Töpfchen: *natajquiralolé.*
Scherbe *(L)*: *doláyolék.*
jüngere Schwester oder Tochter: *n-olé.*

In diesem letzten Wort haben wir die reine weibliche Diminutivpartikel *olé* mit dem absoluten Präfix *n.*

3. Suffixe des Orts.

Abipon.

Der Ort oder Boden, auf dem Pflanzen wachsen, wird durch die Partikel *-hat* bezeichnet, die den Pflanzennamen suffigiert wird:
Palme: *neboke.*
Palmenhain: *nebokehat.*
Mais: *nemelk.*
Maisfeld: *nemelkehat.*

Für das *-hat* Dobrizhoffers[1]) setzt Brigniel *-jat* oder *-gat*:
Zuckerrohr: *acatleguei.*
Zuckerrohrfeld: *acatleggueye jat.*
Dorn: *náaná.* Dornen: *náanli.*
Dorngestrüpp: *náanligat.*

Mokoví.

Das *Mo.* gebraucht hier die Suffixe *-sat* oder *-sacte.*
Zuckerrohr: *noccolalaté.*
Zuckerrohrfeld: *noccolalatelsat.*
Stroh (um die Hütten zu decken): *appalócco.*
Ort, wo diese Pflanze wächst: *appalorsat.*
Penca (Opuntia): *ectoniqque.*
Ort, wo sie wächst: *ectonessácte.*

Toba.

Das *To.* hat die Partikel *-sat* oder *-at*:
Palme *(B)*: *lagagay. (L)*: *chaiqué.* (v. d. St.): *tšaík.*

[1]) II, 223.

Palmenhain *(B)*: *lagagadayedát. (L)*: *chaisát.* (v. d. St.): *tšaisát.*

Espinillo *(B)*: *piguinic*
Feld von Espinillo *(B)*: *piguininisat.*

4. Suffixe des Orts.

Abipon.

Das Gefäß, worin etwas verschlossen, der Ort, wo etwas aufbewahrt ist, wird durch die Partikel *-ṙeki* ausgedrückt, die sowohl Substantiven wie Verben suffigiert werden kann.

Wahrscheinlich ist *-ṙeki* entstanden aus *eëṙiki*, Haus.
mein Haus: *y-eëṙiki.*
Bilderhaus, Kirche: *loakal leëṙiki.*
Teufelshaus, Hölle: *keevét leëṙiki.*
Feuer: *n-káaték.*
Backofen: *kataṙanṙeki.*
Seife: *keyaṙanṙàt.*
Waschtrog: *keyeṙánṙekì.*
Ort, wo man Gott Dank sagt; Kirche: *natamenṙeki.*
ich trinke: *n-añam. ñ-eèt.*
Becher: *nañamṙeki. neetṙeki.*

Dies *-ṙeki* Dobrizhoffers finden wir bei Brigniel in *-gqui, -aqui* verändert:
Feuer: *cadtec.*
Ofen: *caatanaquíe.*
Fuß: *achagec.*
Steigbügel: *achajagaqui.*
ich trinke *(D)*: *ñ-eet.*
Gefäß *(Br.)*: *g-eetaquí.*
Harn: *oachiat.*
Harnblase: *oachigqui.*

Diese Partikel *-ṙeki* oder *-aqui* stecken wohl auch in folgenden Wörtern:
Hemd: *y-elamṙkie.*
Strümpfe, Stiefel: *ichil lelamṙkie.*
Gürtel: *aataqui.*
Zuber: *acaranaqui.*
Sieb: *ichijaganaqui.*
Stiefel: *ichilelamaqui.*

Mokoví.

Im *Mo.* finden sich als analoge Suffixe: *-arqui* oder *-aqui.* So bei Tavolini:
ich trinke: *ni-eèt.*
Becher, Wasserkrug: *ectaqqui.*
Sattelgurt: *assoctarquí.*
Steigbügel: *n-coyarqqui.*
Hemd: *elamacquí.*
Hühnerhof: *eloqquí.*
Kirche: *actamnaqquí.*
Tintenfaß: *ennerarnaqquí.*
Backofen: *coctelarnaqquí.*
Tabak: *n-asseréh.*
Zigarre: *n-asserarnaqquí.*
harnen: *cogonek.*
Harn: *cogonnagát.*
Harnblase: *cogonnaquí.*
beichten: *y-chococtarni.*
Beichte: *ni-chococtarnáke.*

Zeballos gibt folgende Beispiele:
kochen: *evosé.*
Kessel: *evochaki.*
Weib: *alo.*
Weiberkleid: *eloki.*
Tabak: *aseréh.*
Zigarre: *n-aserarnaki.*
Hemd: *elamarki.*
Kirche: *atannarki.*

Bei Baucke finde ich außerdem:
Haus: *j-egqui*, mit welchem Wort offenbar das Suffix *-aqui* oder *-agqui* eng zusammenhängt.
Kirche: *n-atumnaqui.*
Wasserkrug zum Trinken: *n-etagqui.*
Wasserkrug zum Begießen: *j-ocodagqui.*
Krug zum Wasserschöpfen: *iliviogqui.*

Toba.

Das Suffix ist dem im *Mo.* gleichlautend: *-arqui* oder *-aqui* oder *-gqui.* Das gutturale *r (ṙ)* Dobrizhoffers in *-ṙeki* finden wir, wie wir gesehen haben, bei Brigniel bisweilen mit *g (-gqui)* im *Mo.* und *To.* mit *r (-arqui)* und *g (-gqui)* wiedergegeben:
Tabak *(L)*: *ashiedek.*
Zigarre: *shideranaquí.*
Harn *To. 10*: *ojcharát.*
Harnblase *(L)*: *cháraqui.*
Mais rösten *(B)*: *avetonavagá.*
Topf zum Maisrösten: *tonanogqui.*
Topf *(B)*: *n-atagaque. (L)*: *n-atagaque.*

Hemd *(L)*: *l-omr͡gqui.*

In dieser letzteren Schreibweise wird der zwischen *r* und *g* stehende Laut besonders deutlich zum Ausdruck gebracht.

Gürtel *(L)*: *saatarqui.*
Trommel *(B)*: *ataquí. (L)*: *actaquí.*
Steigbügel *(B)*: *l-apigqui.*
Mörser *(B)*: *adanaqui.*
Pfanne *(B)*: *hiomagaqui.*
Umhängtasche *(B)*: *ayogoquí.*
Pilagá (nach Bo.): *cottacchí* (ital. *cch*).

5. Suffixe des Orts.

Abipon.

Dobrizhoffer gibt noch zwei Suffixe des Orts, für die sich in den anderen Idiomen keine Analogien finden lassen:

a) Der Ort, wo etwas aufbewahrt, eingeschlossen ist, wird auch durch das Suffix *-layt* bezeichnet:

zerriebener Tabak: *y-abogék.*
Tabakdose: *y-abogeklayt.*
Pferd: *ahëpegak.*
Pferdekorral: *ahëpegrlayt.*

b) Das Suffix *-latè* gibt den Ort einer Handlung an:

Ort, wo gegessen wird; Tisch: *kiñieralatè.*
Ort eines Gefechtes: *n-ahamàtralatè.*
ich sehe an: *gehaya.*
Spiegel: *geharlatè. (Br.)*: *elquejaalate.*

6. Suffixe des Orts.

Auch die Partikel *-ik,* die sich gleichlautend in den drei Idiomen, *Ab., Mo., To.,* findet und den Namen der Früchte angehängt wird, um den Baum zu bezeichnen, der sie trägt, können wir unter die Ortssuffixe rechnen.

Abipon (D).

Frucht Chañar: *apèhe.*
Baum Chañar: *apehìk.*
(Gourliea decorticans. Gill.)
weiße Algarroba: *oaik.*
weißer Algarroba-Baum: *oaikìk.*
(Prosopis alba. Griseb.)
rote Algarroba: *roak.*
roter Algarroba-Baum: *roaikìk.*
(Prosopis panta. Hieron.?)
Espinillo-Baum: *apagnik.*
(Acacia cavenia.)
Çeibo-Baum: *naiñik.*
Milchbaum (Palo de leche): *nichiegik.*
Ombú-Baum: *akalmaik.*
(Phitolaca dioica.)
Weide: *apaṙañik.*
Säulenkaktus: *alagarik.*
(Cereus peruvianus.)

Mokoví.

(Nach Baucke.)

Kaktus: *dajamic.*
Algarrobo blanco: *amapic.*
Algarrobo negro: *navetelelacaic.*
Espinillo negro*:* *apogguic.*
Chañar: *betacaic.*
Ibajai-Baum: *olagielocoic.*
Milchbaum: *doic.*
Çeibo: *nainic.*
Ombu: *nacalmaic.*
Guayacan: *uanalicaic.*
(Guayacum officinale. L.)
Palme: *atiavic.*
(*D.* I, 481.)
Zeder: *otelalaṙìk.*

Bei Tavolini findet sich diese Partikel bald *-ik,* bald *-ih* geschrieben.

Algarrobo blanco: *ammappih.*
Pfirsichbaum: *dudasnik.*
Feigenbaum: *laverrarik.*
Apfelbaum: *mansanik.* (Span. *manzano*).
Ñandubay: *appiguiník.*
Ombú: *naccalmaih.*
(Zeballos):
Orange: *madangé.*
Orangenbaum: *madangih.*

Toba.

Das auslautende *ch* Bárcenas ist überall = *k,* also *-ich* = *-ik*:

Algarroba blanca *(B)*: *amáp. (L)*: *map.*
Algarroba-Baum *(B)*: *amapích. (L)*: *mapík.*
Palme *(B)*: *tiabich.* (v. d. St.): *tšaík.*

Quebracho colorado (v. d. St.): *tapík.* (Schinopsis Lorentzii.)

Quebracho blanco (v. d. St.): *norik.* (Aspidosperma.)

7. Suffixe des Stoffs.

Um ein Werk menschlicher Hände zu bezeichnen, werden die Partikel *Ab.: -rit, Mo.: -rit, dit, -it, To.: -dit, -lit, -it* an den Stoff gehängt, aus dem es hergestellt ist.

Abipon (D).

Nutria: *níchigehè.*
Mantel aus Nutriafellen: *nichigeherit.*
Holz: *kár̃pak.*
Holzwand: *káepèrit.*

Mokoví. (Nach Tavolini.)

Holz: *n-coippà.*
Holzwand, Korral: *n-coippadit.* (Zeballos): *koparit.*
Erde: *al̂avà.*
Erdwand: *al̂ivit.*

Toba.

Holz *(B): coypách. (L): coypák.*
Korral *(B): coypadit. (L): cuaipalit.*
Stein *(B): quemá.*
Steinmauer *(B): quemadit.*
Erde *(B): alluá.*
Erdwand *(B): aliyt.*

8. Instrumental-Suffixe.

Abipon.

Um das Mittel oder Werkzeug auszudrücken, werden die Partikel *-r̂at* oder *-katè* den Verben suffigiert, welche die Handlung bezeichnen, und dadurch neue Substantiva mit instrumentaler Bedeutung gebildet.

(D):

heilen: *noetar̂èn.*
Arznei: *noetar̂enátar̂anr̂át.*
ärztliches Instrument: *noetar̂anatar̂ankatè.*
ich pflüge: *hakir̂iogr̂an.*
Pflug: *kir̂iogr̂ankatè.*
sich scheeren: *nahategr̂an.*
Schere: *ahategkatè.*
ich lehre: *hapagr̂anatr̂an.*
Schule: *napagr̂anatr̂ankatè.*
ich fürchte: *rietachà.*
etwas, womit man anderen Furcht einjagt; Schreckensbild; häßliches Gesicht: *netachkatr̂anr̂at.*

Hierher gehören auch die Ausdrücke:

(D):

Bolas: *noahar̂har̂ankatè.*
Kriegsbeute: *retapr̂ankatè. auar̂ar̂ankatè.*

(Br.):

Kamm: *e-teccate.*
Nadel: *n-ichioncatè.*

Mokoví.

Das *Mo.* gebraucht in dieser Bedeutung die Suffixe *-caté* oder *-àcte (-árcte, -arté):*

(Tavolini):

Kamm: *ectalgacte.*
Schreibfeder: *ennerarncaté.*
Schere: *achilelcaté.*
Peitsche: *n-ovarnarnárcte.*
Flinte: *Mo. 3: y-ogoncaté. 8: ougonkaté.*
Messer: *Mo. 3: li-icácte. 5: li-jcáttĕ.*
Ring: *Mo. 3: y-ctischacaté. 8: titschakaté.*
Faden: *Mo. 3: n-evararnàcte. 8: evarangate.*
Besen: *Mo. 8: eleganarté.*

Toba.

Im *To.* dienen dieselben Suffixe wie im *Mo. -caté (-até)* und *-acté,* um das Mittel oder Werkzeug zu bezeichnen:

Kamm *(B): tagacaté. (L): tagacté.*
Besen *(B): pelalaganaccaté. (L): logr̂anocté.*
Flinte *(B): ohogoncaté. (L): uunukté. To. 7. 10: ogronakté.*
Kissen *(B): s-ohoncaté. (L): l-aarnacté.*
Pflug *(B): l-acegancaté.*
Feile *(B): pelganaté.*

Kadiuéo.

Die Endungen *-ladę* oder stark reduziert *-(ṛadę),* die sich bei manchen instrumentalen Ausdrücken im *Ka.* finden. sind vielleicht dem Suffix *-caté* in den anderen Idiomen nahe verwandt:

Kissen: *agā́galadę.*
Ruder: *olā́gan(ṛadę).*
Besen: *olodṛā́n(ṛadę).*
Haus, Dorf: *n-ṛę́ḗladę.*
Hängematte: *n-elā́dę.*

Zahlwörter.

	Abipon:			*Mokoví:*			*Toba:*	
	Dobrizhoffer	Brigniel	Aguirre	Hervas	Aguirre	Tavolini	Bárcena	Aguirre
1.	*iñitára*	*iñitara*	*yñitãra*	*iñiatedà*	*yataculéc*	*yñatvàk*	*natedách. natedac.*	*yataculéc*
2.	*iñoakà*	*iñoaca*	*yñoaca*	*iñabacà*	*ñuacã*	*yñoaca*	*cacayní. nivoca*	*divastooloca*
3.	*iñoaka yekaini*	*innate. que innate*	*queyen guinate*	*iñabacao-caiñi*	*maninazgõ*	*etres*	*cacaynilid*	*enaniliyâ*
4.	*geyènkñatè*	—	*naatapiguichi*	*iñabacao-caiñiba. natolatata*[2])	*eletapuita*	*ecuatro*	*nalotapegat*	*nalotapuac*
5.	*neènhalek. hanàmhegem*	*anangrijigan*	*nambrijigam*[1])	*iñibacao-caiñiba-iñiateda. natolatata-iñiatedà*	*yobidabêc*	*ycinco*	*nivoca cacaynilia*	*genaniliya*
6.	—	—	*aralojatajate*	*nalotata-iñibaca*	*tenotatâ*	*eseis*	*cacayni cacaynilia*	*coyonoda*
7.	—	*iñoaca loajatagete*	*evoacolojatajate*	*nalotata-iñibacao-caiñi*	*delocotaã*	*ysiete*	*nathedac cacayni cacaynilia*	—
8.	—	—	*queyenquina-telojatâjate*	*nalotata-nalotata*	*yieme*	*eocho*	*nivoca nalotapegat*	—
9.	—	—	*naãta piguichilojatajate*	—	—	*enueve*	*nivoca nalotapegat nathedac*	—
10.	*lanámrihegem*	—	*noõge nambrijigam*	—	—	*ydiez*	*cacayni nivoca nalotapegat*	—
15.	—	—	—	—	—	—	—	—
20.	*lanàmrihegem cat gracherhaka anámichirihegèm*	—	—	—	—	—	—	—
alle	—	—	*enooque*	—	*nauquê*	—	*ymeté cadimita. ymetá*	*naoquenanagate*

[1]) Druckfehler im Text: *numbrijigam.*
[2]) *nalotatò* im Manuskript.

	Mbayá-Kadiuéo:			*Payagud:*				
	Hervas	Aguirre	Koch	Aguirre	Cerviño	Demersay	Cardus	Boggiani
1.	*uninitegui*	*uninieque*	*oninĭdᵉ(g)*	*ezle*	*gezle*	*heslé*	*gezle*	*ehlèé. ethlèé*
2.	*itoata. itobata. iniguata*	*ytigua*	*edoăda. B: ĕttoátte. îttoátte*	*tiâguê*	*tigaké*	*tiaké*	*tigaqué*	*tũigᵣackèé. tgᵣackèé*
3.	*dagani. tagadi. dagadi. iniguata duganì*	*ytigua-teguesti*	*edoăda-dridă. B: ittoátta-dřida*	*tiâquêzlana*	*diakegzglna*	*tiakeslarna*	*diaquegzlna*	*tgᵣackèéalcanna*
4.	*tritigua. trinigua. itobata-tritoa*[3]*). iniguata-driniguata. iniguata- drigni*	—	*edoăda-dridŏa*	*tîpegas*	—	*tipegas*	*dipegai*	*tipégath*
5.	*uninitegui-cobaadigui.*[4]*) oguidi*	*cobaûgate*	—	*châmaja*	—	—	*chumaja*	*chzemahiá*
6.	—	—	—	*nigeuparai zu zenan*	—	—	*naiguep*	*carᵍi-tgᵣackèéalcanna*
7.	—	—	—	*titaguâbo*	—	—	*tacjuabó*	*nacdm prgechiguichardn*
8.	—	—	—	*cariochogãs*	—	—	*lacogui*	*carᵍi-tipégath*
9.	—	—	—	*tîtâguâbo ouesiceran*	—	—	*laguc*	*carᵍi-tipégath can ethlèé*
10.	—	*itigua-cobaûgate*	—	*châmâjâdês*	—	—	*chemajari*	*chzemáhiáre*
15.	—	—	—	—	—	—	—	*nakèém ethlèé sibó*
20.	—	*cobaagate-codoyona*	—	—	—	—	—	*ethlèé accú*
alle	—	*ytabique*	—	*lemi*	—	—	—	*lemí. lemmí*

[3]) Hervas: *a)* XIX, 99. *stobata* Schreib- oder Druckfehler aus: *itobata.*

[4]) Bei Hervas: *a)* XIX, 99, offenbar Druckfehler: *cobaodigui.*

Payaguá.

Die übrigen Zahlwörter nach Boggiani.

11. a) nuguèém pr$_g$asr$_g$ovèéir$_g$a.
b) ch$_z$emahiáre cán ethlèé.
12. a) tg$_r$ackèélcanna lug$_z$z$_{ch}$iáte.
b) ch$_z$emahiáre cán tg$_r$ackèé.
13. ch$_z$emahiáre cán tg$_r$ackèé$_a$lcanna.
14. ch$_z$emahiáre cán tipégath.
15. a) nakèém ethlèé sïbó.
b) tg$_r$ackèé$_a$lcanna ch$_z$emahiáre.
16. a) tipégath lug$_z$z$_{ch}$iáte.
b) tg$_r$ackèélcanna ch$_z$e-emahiáre cán ethlèé.
17. tipégath lug$_z$z$_{ch}$iáte cán ethlèé.
18. tipégath lug$_z$z$_{ch}$iáte cán tüg$_r$ackèé.
19. tg$_r$ackèé$_a$lcanna ch$_z$emahiáre cán tipegath.
20. ethlèé accú.
21. ethlèé accú cán ethlèé.
30. ethlèé accú cán ch$_z$emahiáre.
40. tüg$_r$ackèé accónna.
60. tg$_r$ackèé$_a$lcanna accónna.
80. tipégath accónna.
100. ethlèé parech$_z$ emahiáre.
200. tg$_r$ackèé parech$_z$ emahiáre.
500. th$_z$mahiá parech$_z$ emahiáre.

Bei den Zahlwörtern, die eines der interessantesten Kapitel der Sprachwissenschaft bilden, werde ich länger verweilen, indem ich die einzelnen Bezeichnungen nacheinander auf ihren Ursprung und ihre Bedeutung hin zu erklären versuche und allgemeine Betrachtungen über die Entstehung des Zahlbegriffes überhaupt daran knüpfe. Wenn ich dabei bisweilen scheinbar etwas weitschweifig werde, so tue ich dies absichtlich, um auch demjenigen gerecht zu werden, der diesen ganzen Fragen und vor allem dem Sprachènmaterial, das ich hier behandle, ferner steht.

Der Vereinfachung halber sind die Stammesnamen mit den bisher gebrauchten Abkürzungen: *Ab., Mo., To., Mb., Ka., Pa.,* die Autorennamen mit den Anfangsbuchstaben bezeichnet: Aguirre A., Brigniel Br., Dobrizhoffer D., Hervas H., Tavolini T., Bárcena Ba., Lafone Quevedo beziehungsweise Lopez L., Demersay De., Cerviño Ce., Cardus Ca., Boggiani Bo., Koch K.

1.

Nach D. II, 199/200 heißt im *Ab.* »allein« *tarà,* das den Personalpronomina angehängt wird. So heißt z. B. ich, *aỳm;* ich allein, *aỳmátarà;* du, *akamì;* du allein, *akamìtarà.* Das Pronomen der dritten Person: er, dieser wird je »nach der Lage oder Stellung desjenigen, von dem die Rede ist, verschiedentlich verändert«. Ist der, von dem geredet wird, gegenwärtig. so heißt er, *eneha* (im männlichen Geschlecht), sie, *anahà* (im weiblichen Geschlecht); sitzt er, *hínniha,* beziehungsweise *háñiha;* steht er, *ihíriha,* beziehungsweise *hàriha,* u. s. w.

Nach Br.[1]) bezeichnet *iñi* sowohl er, wie da, dort und *enajá* sowohl dieser, wie hier. so daß diese *Abipon*-Wörter mit dem Hinweis auf etwas Gegenwärtiges angewendet werden.

Tritt zu dem Pronomen der dritten Person der Begriff allein, so wird nach D., wie bei den anderen Personalpronomina, *tara* angehängt. So entsteht *yñítara,* er allein, wenn er sitzt; *iritâra,* wenn er liegt, u. s. w.

yñítara oder *iñitára* aber ist das *Abipon*-Wort für die Zahl 1, welches demnach allgemein bedeutet: dieser allein, er allein, auf etwas Gegenwärtiges hinweisend.

Ich möchte nun annehmen, daß in dem Suffix *tara* nicht von Anfang an der Zahlbegriff der Einheit, Alleinheit gesteckt hat, sondern daß *tara* eng zusammenhängt mit dem Suffix *tari,* das im *Ab.* den Verben angehängt wird, um die Handlung oder den Zustand in die Gegenwart zu versetzen: z. B. D. *haoachin,* ich bin krank; *haoachinetari,* ich bin in diesem gegenwärtigen Augenblick krank, so daß also durch das Zahlwort 1 der Begriff der Gegenwart doppelt ausgedrückt würde, durch *enajá, enehá* beziehungsweise *iñi* und durch *tara,* und *iñitára* ursprünglich bedeuten würde: dieser (Gegenstand), den ich hier in Gegenwart bezeichne, oder einfach: dieser hier.

In dem von H. überlieferten *Mokoví*-Wort für 1 *iñiatedà* entspricht *ateda* oder *teda* dem *tara* des *Ab.,* da das *d* des *Mo.* sich im *Ab.* in der Regel als *r* findet, wie ich oben an einer Reihe von Beispielen nachgewiesen habe. *iñi* oder *ynni, inni* heißt nach Baucke[2]) und T.[3]) dieser (sitzend) oder überhaupt er, so daß *iñiatedà* im *Mo.* dasselbe bedeuten würde, wie *iñitára* im *Ab.,* zumal auch im *Mo.* die Partikel *tari* als Verbalsuffix die Gegenwart bezeichnet.

T. gibt für 1 das Wort *yñatvàk.* Wenn wir die Anfangssilbe *yñ* für *yñi, iñi,* dieser er, nehmen, müßte *atvàk* oder *tvàk* dem *atedà* im *Mo.* und dem *tara* im *Ab.* entsprechen Nun gibt es in beiden Sprachen, ebenso wie im *To.*[4]), ein Verbalsuffix *tapek,* das dieselbe Bedeutung hat wie die Partikel *tari* (D. II, 222 und Lafone Quevedo *a)* IV, 205) z. B. D.: *hakiñiogŕan,* ich ackere die Erde; *hakiñiogŕanetapek,* ich ackere jetzt, da ich rede. *tvàk* kann aber lautlich sehr gut aus einem unbekannten Pronominalsuffix entstanden sein, das dem *tapek* ebenso nahe stehen würde wie das *tara* im *Ab.* dem *tari;* daher *yñatvàk* = dieser hier.

Im *Mbayá-Kadiuéo* entspricht in den drei vorliegenden Aufnahmen für die Zahl 1, H. *uninitegui,* A. *uninieque,* K. *oninĭdẹ(g)*: *unini* beziehungsweise *onini* dem *iñi* dieser in den übrigen Idiomen. *tegui,* nach meiner Aufnahme *dẹ(g)* — ein reduziertes *e (ẹ),* das ich fast durchgängig für das Schluß *-i* bei Hervas und Gilij setze, war leicht zu überhören — läßt sich wohl mit der Partikel *tara* im *Ab.* zusammenbringen, da, wie ich oben gezeigt habe, die lautliche Unsicherheit zwischen *g* und gutturalem *r (ṛ)* in den *Guaikurú* Sprachen, besonders dem *Mbayá-Kadiuéo* so groß ist, daß man häufig nicht weiß, welchen von beiden Buchstaben man setzen soll, was ich anscheinend auch empfunden habe, als ich bei der Aufnahme das *g* einklammerte.

Das *Toba*-Wort *n-atedach* oder *n-atedac,* das der Pater Bárcena für 1 gibt, ist mit dem zweiten Bestandteil der *Mokoví- 1 (iñi-ateda) ateda* identisch und bedeutet somit nichts anderes als *tara* im *Ab.,* d. h. die Gegenwart des bezeichneten Gegenstandes. *n* ist dabei das in den *Guaikurú*-Sprachen allgemeine Präfix der absoluten Form *(n-* und

[1]) Lafone Quevedo, *c)* 203, 212, 339.
[2]) Kobler, 273.
[3]) Lafone Quevedo, *a)* IV, 184.
[4]) Lafone Quevedo, *b)* 70, 97.

ni- im *Mbayá-Kadiuéo)*; die Endung *c* ist bedeutungslos und kann auch wegfallen, wie wir aus dem *To.*-Wort *n-atedapec,* einmal, zusammengesetzt aus *n-atedac* und *pec* oder *apec,* erkennen.

Die 1 Aguirres im *Mo.* und *To.*: *yataculéc* erklärt sich aus der Form *nathedac colec,* die Ba. mit »*uno solo*« übersetzt. *yataculec* setzt sich zusammen aus *y-atac* und *uléc. atac* mit Weglassung des Präfixes *y* ist zusammengezogen aus *atedac,* das ursprünglich die Gegenwart, dann übertragen die Zahl *1* bezeichnet; *ulec* oder *olec* ist, wie wir gesehen haben, im *To., Mo.* und *Ab.* die Diminutivpartikel, die den Substantiven angehängt wird, z. B. *nessok* = *mozo, nessokolék* = *muchacho.* Das *c* in Ba.'s *colec* ist fälschlich von *nathedac* herübergezogen. *yataculéc* würde demnach heißen: »nur einer, einer allein« und ist sicherlich viel später entstanden als das einfache *n-atedac,* da durch *ulec (olek)* schon die Verkleinerung einer Mehrheit und damit ein Zahlbegriff direkt ausgedrückt ist.

Leider war es mir bei dem beschränkten Material nicht möglich, auch die 1 im *Payaguá*: *ezle, eslé, ethlèé* auf ihren Ursprung hin zu prüfen und zu erklären.

2.

Wie wir gesehen haben, fehlt den *Guaikurú*-Wörtern für 1, die ursprünglich nichts anderes bedeuten als dieser hier, der Zahlbegriff vollständig.

Zwei oder mehrere gleiche oder ähnliche Gegenstände nebeneinander rufen wohl ein Aufzählen oder, besser gesagt, ein Bezeichnen der Gegenstände nacheinander, verbunden mit einem Hinweisen darauf mit dem Finger oder einem Betasten mit der Hand, aber noch lange kein Zusammenfassen von zwei einzelnen Dingen zu einer neuen Einheit hervor. Wenn der Indianer einen Gegenstand, darauf hinweisend, mit dem Wort *iñitarà,* dieser hier, bezeichnete, so mußte er natürlicherweise auch bei dem zweiten, in demselben Gesichtskreis befindlichen, gleichen oder ähnlichen Gegenstand und bei dem dritten und vierten u. s. w. denselben oder einen analogen Ausdruck gebrauchen, ohne daß dabei der Zahlbegriff zustande kam.

Diese ursprünglich rein örtliche Bezeichnung, der Hinweis auf die im Gesichtskreis des Sprechenden befindliche Sache, scheint in dem einen der beiden Wörter enthalten zu sein, die das *To.* für die Zahl *2* hat: *cacayni.* In diesem Wort steckt wohl ein Ausdruck des Ortes zur näheren Bezeichnung einer Sache, die sich neben einer anderen, ihr zunächst befindet, denn *cacaynahía* heißt im *To.* unser Nächster, unser Nachbar; *cacaynayecám,* dein Nächster, dein Nachbar.

Der Einwurf, daß umgekehrt diese beiden Wörter erst aus *cacayní,* zwei, entstanden sein könnten, ist durchaus hinfällig, denn der natürliche Weg ist doch der, daß zuerst ein Ausdruck da war, der dem Sprechenden dazu diente, den Gegenstand zu bezeichnen, der sich neben einem anderen oder in der Nähe eines anderen befand, den er vorher bezeichnet hatte; also etwa: dieser hier, auf den ersten Gegenstand hinweisend; der daneben, auf den zweiten hinweisend u. s. w.

So entstand wohl ein Aufzählen der in dem Gesichtskreis des Sprechenden befindlichen Gegenstände, aber noch lange kein Zählen in unserem Sinn, wohl ein Nacheinanderbezeichnen verschiedener Einheiten, aber noch lange kein Zusammenfassen einzelner Einheiten unter einer neuen Einheit. Es liegt doch klar auf der Hand, daß diese reine Ortsbezeichnung, der bloße Hinweis auf den Gegenstand, der in *cacayni* steckt, erheblich älter ist, als die Zahl, die erst daraus entstanden ist, und daß der ursprüngliche Ortsbegriff erst dann zum Zahlbegriff wurde, als der Mensch sich bewußt wurde, daß die eine Sache zusammen mit einer anderen ihr gleichen oder ähnlichen und nahe befind-

lichen zwei Sachen wären, d. h. eine gleichsam aus zwei Hälften oder Stücken bestehende Einheit.

Wie ist nun der Mensch zu diesem Bewußtsein gekommen? Karl von den Steinen hat uns in seinem geistreichen Kapitel: »Die Zählkunst der *Bakairí* und der Ursprung der *2*«[1]) den einzig richtigen, weil natürlichsten, Weg gezeigt.

Jedes Ding, das man auf regelmäßige Art zerbricht oder zerschneidet, teilt sich in zwei Teile. Der Gegenstand, den der Mensch vorher als ein Ganzes gesehen hatte, liegt nun in zwei Hälften, zwei mehr oder weniger gleichen Teilen, vor ihm, die er gegebenenfalls wieder zu einem Ganzen zusammensetzen oder wenigstens aneinanderpassen kann. Vorher war der Gegenstand, den er jetzt geteilt hat, ein Gegenstand wie jeder andere gewesen, ein Stock, eine Frucht u. s. w. Jetzt, da dem Menschen die Zweiheit oder überhaupt die Vielheit zum Bewußtsein gekommen ist — und sie muß ihm zum Bewußtsein kommen —, wird er erst auf die vorherige Einheit aufmerksam, er wird durch die zwei Hälften oder Stücke gewissermaßen darauf hingewiesen, daß vorher *1* war, was jetzt als *2* vor ihm liegt oder was ihm bei der Arbeit zufällig als *2* in die Hände geraten ist. Erst durch die *2* kam der Mensch zu dem Begriff der *1*. Von dem Vorgang des zufälligen oder absichtlichen Zerstückelns oder Zerteilens übertrugen sich die Bezeichnungen auf andere verwandte Vorgänge, bei denen das »Zählen« geboten war. »Die Tätigkeit des Zerlegens,« sagt Karl von den Steinen (415), »war immer dieselbe, die Dinge wechselten beliebig, so kam man dazu, von ihrer Natur abzusehen, und hatte die Abstraktion der Zahl *2*.«

Ja, ich möchte noch weiter gehen und behaupten, daß die *2* erst ein späteres Produkt der Überlegung, eine Folge der Vergleichung mit der *1* ist, daß es dem Menschen erst viel später zum Bewußtsein kam, daß $2 = 1 + 1$ ist. Zunächst mußte er beim Zerbrechen oder Zertrümmern eines Gegenstandes — man braucht nicht gleich an ein regelmäßiges Zerbrechen in zwei Teile zu denken — bemerken, daß er eine Vielheit, eine Mehrzahl vor sich hatte, die aus Einheiten bestand und aus einer Einheit hervorgegangen war. So entstand als erste, wenn auch noch unbestimmte, Zahl die viel und aus ihr heraus wieder die begriffliche *1*, für die man einfach den Ausdruck setzte, mit dem man auf den Gegenstand hinwies, bevor man an eine Zahl dachte. Erst bei weiterer Erwägung und mit der Notwendigkeit, sich bestimmt auszudrücken, wirklich zu zählen, kam der Mensch dazu, die vorher unbestimmte »Mehrzahl«, den einzigen Zahlbegriff neben der bestimmten *1*, als *2* zu setzen.

Auf diesen Entwicklungsgang scheint noch die *2* in einigen *Guaikurú*-Sprachen hinzudeuten, die im *Ab. (iñoakà), Mo. (yñoaca, iñabacà, ñuacă)* und *To. (nivoca)*, abgesehen von geringen lautlichen Wandlungen, dieselbe Bezeichnung führt. Der erste Bestandteil des Wortes *iñoakà* ist derselbe wie in der Zahl *1* im *Ab.* und *Mo.*, nämlich das Pronomen der dritten Person: *iñi*, er dieser; *ka* ist eine in diesen Idiomen häufige Pluralendung, so daß das ganze Wort vielleicht heißt: diese, mit Hinweis auf irgend welche zusammengehörigen Gegenstände oder Teile eines Gegenstandes, und somit nur die Mehrzahl der *1* ist oder vielmehr der ursprünglich hinweisenden Bezeichnung, die erst später zum Begriff *1* wurde.

Auch die Diminutivform *yataculéc*, die A. für *1* im *Mo.* und *To.* gibt, spricht sehr für diese Entstehung der *1* aus einer Vielheit.

Die Wörter für *2* im *Mb.-Ka. ytigua* und im *Pa. tîâguê, tigaqué* scheinen auf die gleiche Wurzel zurückzugehen.

---

[1]) *a)* 15. Kapitel, 405 ff.

In den anderen *Mb.- Ka.*-Ausdrücken für *2*, *H.*: *itoata, itobata, Bo. êttoátte, îttoátte, K.: edoŭda* haben wir noch »die rein örtliche Bezeichnung, den Hinweis auf die im Gesichtskreis des Sprechenden befindliche Sache«, denn *iddoátte* heißt nach *Bo.*[1]) im *Ka.* er *(el)* und entspricht dem *Mb.*-Wort *iyobate,* nach H., er, jener *(el, aquel);* ein weiterer Beweis dafür, dass das Zählen ursprünglich nur ein Aufzählen, ein Nacheinanderbezeichnen der Gegenstände im Raum war.

3.

Die Zahl *3,* die im *Mo. iñabacao-caiñi* und im *Ab. iñoaka-ye-kaini,* fast gleich lautet. bietet für die Erklärung keine besonderen Schwierigkeiten. In *caiñi* und *ye-kaini* haben wir dieselbe Ortsbezeichnung, die oben für die *To.-2* Barcenas *ca-cayní* nachgewiesen wurde, die Bezeichnung der Nähe. *ca* und *ye* sind Pronominalpräfixe. Beide Zahlwörter würden demnach heißen: von 2 *(iñabaca, iñoaka)* der Nächste *(caini),* d. i. *3.*

cacayniliá, die *3* der *To.* nach *Ba., — enanilyâ* Aguirres beruht offenbar auf einem Irrtum des Autors oder des Herausgebers des Manuskripts, wie überhaupt die Zahlen A.'s von sehr zweifelhaftem Wert zu sein scheinen, da sich verschiedene Fehler unmittelbar nachweisen lassen, — ist die Pluralform der *2 (cacayní);* wie z. B. Mann, Singular *yale,* Plural *yaleliá;* Lager, Singular *cayan,* Plural *cayanliá;* welcher? Singular *higa,* Plural *higaliá;* Brod, Singular *nadená,* Plural *nadenaliá.*[2]) Wir haben hier einen ähnlichen Vorgang, wenn auch auf umgekehrtem Weg, wie bei Entstehung der Zahl *y-ataculéc* aus *n-atedac = 1* und *olec*; dort die Verkleinerung durch Anhängen einer Diminutivpartikel, um die niedrigste Zahl auszudrücken, hier die Bildung einer höheren Zahl durch Pluralisierung der nächstniedrigen.

Ähnliche Gesichtspunkte scheinen bei der Entstehung der *3* im *Mb.-Ka.* im Spiel gewesen zu sein. *iniguata-duganì* der *Mb.* bei H. und *edoŭda-dridŭ* der *Ka.* nach meiner Aufnahme stellen die *2* mit einem Zusatz dar, den ich nicht genau erklären kann, in dem aber vielleicht eine Plural- oder Additionspartikel enthalten ist. Ebenso kann in dem Zusatzwort *teguesti* der *Mb.-3* Aguirres die falsch verstandene oder falsch niedergeschriebene Pluralpartikel *diguayi* stecken.

Mit der *3* eines anderen *Mb.*-Idioms bei H., *dagani, tagadi, dagadi,* weiß ich nichts anzufangen. Die Übereinstimmung mit dem Ablativ des Personalpronomens der zweiten Person Singularis *tagadi* = »von dir« *(por ti)* (nach H.) ist wohl nur zufällig.

Die *3* der *Pa. tiâquêzlana* (A.), *tiakeslarna* (De.), ist eine Zusammensetzung von *2 tiâguê, tiaké* und *1 ezle, esle.* Der letzte Bestandteil *ana, arna,* wurde mir erst klar, als ich die höchst wertvolle, letzte Schrift Boggianis: Linguística Sudamericana (Buenos Aires, 1901) in die Hände bekam, in der er uns wiederum mit einigen reichhaltigen Vokabularien fast ganz unbekannter Sprachen *(Payaguá* und *Machicui (Maskoi), [Sanapaná, Angaité, Lengua])* beschenkt hat, die freilich an etwas sehr gequälter und übertrieben peinlicher Schreibweise kranken. Boggiani gibt für *3* das Wort *tg,ackèé,lcanna,* das sich zusammensetzt aus *tg,ackèé 2, ehlèé 1* und *canna. can* aber heißt nach demselben Autor *(20):* und, mit, mehr; das Schluß-*a* ist nur ein vokalischer Wortauslaut ohne tiefere Bedeutung, so daß *tg,ackèé,lcanna* bedeutet: zwei eins mehr, d. h. 2 + 1, d. i. 3.

Aus dem Vorhergehenden erkennen wir, daß die *Guaikurú*-Stämme nur für *1* und *2* besondere Wörter haben, während sie die *3* schon durch Zusammensetzung der beiden ersten

---

[1]) Bol. XVIII, 369.

[2]) Lafone Quevedo, *b)* 89.

Zahlen oder durch Erweiterung der 2 bilden.[1]) Auch diesen Umstand möchte ich als Beweis für meine Vermutung heranziehen, daß ursprünglich nur zwei Zahlen bestanden haben, von denen die eine die Einheit, die andere die Mehrheit repräsentierte, und daß aus diesen heraus sich erst mit der Zeit die Begriffe der 2 und der übrigen Zahlen entwickelten.

4.

Ohne nähere Prüfung könnte man versucht sein, die *4* im *To.* nach Ba. *nalotapegat,* nach A. *nalotapuac* für ein ganz neues Wort zu halten. Untersucht man jedoch dieses Wort genauer auf seine Zusammensetzung hin, so findet man wiederum einen engen Zusammenhang mit der Zahl 2.

nalotapegat läßt sich zerlegen in *nalot* und *apegat. nalot* ist der Hauptbestandteil des *To.*-Wortes *nalotath* (Ba.) oder *nalotat* (L.): gleich *(igual).* In *apegat* steckt unzweifelhaft *apek,* die Verdoppelungs- oder überhaupt Vervielfältigungspartikel im *To.,* denn *natedapec,* entstanden aus *n-atedac 1* und *apec* heißt bei Ba. ein- oder einigemal, und zweimal lautet nach Ba. *ny-apéch,* nach L. *n-apék.* Zum Vergleich oder, besser gesagt, zum Gleich *(igual)* setzen aber gehören mindestens und in erster Linie **zwei** Gegenstände. *nalotapegat* würde demnach bedeuten: (zwei) gleiche (*nalotat* [Stücke]) doppelt *(apek),* d. h. 2×2, d. i. *4.*

etetapuita (A.) scheint nur eine Korrumpierung aus *n-alotapegat* zu sein.

In der *Mo.-4* des H. *natolatata*[2]) oder, wie an anderer Stelle — wohl richtiger — verzeichnet ist, *nalotata* steckt ebenfalls *nalotat,* der Begriff der Gleichheit, der durch das Schluß-*a* vielleicht pluralisiert ist, da im *Mo.* viele Nomina den Plural auf ein auslautendes *a* bilden.

Auch die *4* im *Payaguá tipegas, tipégath* scheint durch Verdoppelung der 2 entstanden zu sein, wenn wir die Silbe *ti* als einen Hauptbestandteil des Wortes *tiaké, tigaké* ansehen und in *pegas* die Multiplikationspartikel *apek* oder *pek* annehmen wollen.

Die *4* in den Zahlen der verschiedenen *Mb.*-Dialekte, die uns H. überliefert hat, und in meiner *Ka.*-Aufnahme haben alle etwas Gemeinsames, die Silbe *tri* oder *dri.* Dies kann nur eine Augmentativpartikel sein, die im Zusammenhang mit der 2 eine Verdoppelung oder überhaupt Vervielfältigung dieser Zahl bewirkt.

Wenn man von zwei Einheiten jede einzelne wieder auf regelmäßige, Art d. h. einmal zerschneidet oder zerbricht, so müssen daraus vier neue Einheiten werden. Zwei einzelne Dinge, die der Mensch schon zu einer neuen Einheit, der *2,* zusammengefaßt hatte, werden geteilt, d. h. vervielfältigt, und es entstehen aus jedem einzelnen Ding zwei Dinge, im ganzen vier Dinge, die wiederum unter eine neue Einheit, die Zahl *4* gebracht werden. Der neue Zahlbegriff erhält von dem Vorgang der Vervielfältigung der 2 den Namen. So entstehen die Ausdrücke: *trinigua* aus *tri* und *inigua(ta), tritigua* aus *tri* und *ytigua* (2 nach A.), *iniguata-driniguata* aus *iniguata (2), dri* (Augmentativpartikel) und *iniguata (2),* d. i. 2×2, *iniguata-drigni* aus *iniguata* und *dri* mit unbekannter Endung.

Auf diese Weise läßt sich auch die *3 edoŭda-dṛidă* meiner *Ka.*-Aufnahme, die ebenfalls die *2 edoŭda* in Verbindung mit der Partikel *dṛi (tri, dri)* enthält, einigermaßen erklären. Analog der Entstehung der *To.-3 cacaynilid* aus *2 cacayní* haben wir auch hier die Bildung einer höheren Zahl durch Pluralisierung oder Augmentation der nächstniedrigen.

[1]) Das *Mo.* des T. hat von *3* ab sogar nur die spanischen Zahlwörter mit vorgesetztem *e* oder *y,* z. B. *etres, ecuatro, ycinco* u. s. w.

[2]) *a)* XIX, 99.

Die *4* der *Ka. edoŭda-dṛidŏa,* die dem *itobata-tritoa* der *Mb.* bei H. genau entspricht[1]), setzt sich offenbar zusammen aus *edoŭda (2),* der Augmentativpartikel *dṛi* und *doa,* dem Hauptbestandteil des Wortes *edoŭda (2),* indem *e,* nach H. *i,* Präfix ist.[2]) *edoŭda-dṛidŏa* (beziehungsweise *itobata-tritoa*) würde demnach bedeuten 2×2 und dem *iniguata-driniguata* des anderen *Mb.*-Dialektes entsprechen.

In der *Mo.-4 iñabacao-caiñiba* (nach H.) haben wir die *3 iñabacao-caiñi* mit der Zusatzpartikel *ba,* die wohl auch eine Augmentation der vorhergehenden Zahl anzeigt.

Die Zahl *4* drückten die *Ab.* nach D. (II, 202) durch das Wort *geyènkñatè* Straußenzehen aus, zusammengesetzt aus *geyènk* Strauß und *ñ-atè* (H. *n-aatè*) Finger. Zehen, »weil die Straußen drei (Zehen) von vorne und eine von hinten haben, in allem vier«. Ich sehe keinen Grund, dieser höchst originellen Etymologie des trefflichen Kenners zu mißtrauen, wenn auch A. dasselbe Wort, etwas verändert, *queyenguinate* für *3* gibt und darin offenbar mit Br. übereinstimmt, der für die gleiche Zahl *innate* oder *que-innate* bietet. Denn einmal nahmen es die *Ab.,* wie D. ausdrücklich bemerkt (II, 203/204), nicht so genau mit den Zahlen, und dann sind die drei vorderen Zehen des Straußes viel größer, wie die hintere, und am meisten sichtbar, so daß die »Straußenzehen« ganz gut auch für das Bild der *3* gelten konnten.

Auch in der *4* bei A. *naatapiguichi* scheint das *Ab.*-Wort: *ñ-ate, n-aate* »Finger, Zehen« zu stecken.

5 und die übrigen Zahlen.

Die *Guaikurú*-Stämme gebrauchten beim Zählen ursprünglich wohl dasselbe Hülfsmittel, wie wir es bei den *Schingú*-Indianern beobachtet haben, und wie es für andere Naturvölker bezeugt wird: die eigenen Finger und Zehen. Diese natürliche »Rechenmaschine«, wie sich Karl von den Steinen so treffend ausdrückt, war ihnen jedoch nichts weiter als ein bequemes Hilfsmittel bei dem schweren und lästigen Zählen, der ungewohnten Gedächtnisarbeit. Der Naturmensch deutete, während er die betreffenden Gegenstände bezeichnete oder aufzählte, auf die einzelnen Finger oder streckte sie nacheinander demonstrativ dem Freunde hin, sich selbst zur Kontrolle, dem anderen zur Veranschaulichung.

Wie wichtig es für den Indianer war, seine »Rechenmaschine« zu Hülfe zu nehmen. um deutlich zu werden, haben wir bei der Erklärung der Zahlwörter *1* bis *4* gesehen, die meistens nichts anderes sind als Demonstrativpartikel, verbunden mit unbestimmten Ausdrücken, Ortsbezeichnungen oder einfache Pluralisierungen ohne bestimmte Grenzen. Der Naturmensch in seinen kleinen Verhältnissen, durch keinen größeren Besitz, den er zu kontrollieren hatte, gezwungen, hatte kein Interesse daran, sich deutlicher auszudrücken, da er mit seinen wenigen Zahlen und darüber hinaus mit dem Ausdruck einer unbestimmten Vielheit vollkommen ausreichte.

Die *Ab.* zeigten nach D. (II, 203) bei Zahlen über *4,* wenn es ihnen daran lag, die Zahl genau zu bestimmen, »die Finger der Hand und die Zehen an den Füßen, und wenn sie alle zusammen einmal genommen nicht zureichten, etlichemal demjenigen, der sie frug«. Gewöhnlich aber drückten sie sich ganz unbestimmt aus, worüber sich ihr

[1]) Trotz der großen Ähnlichkeit mit der *3* ist, auch wenn man das Analogon bei H. gar nicht in Betracht zieht, ein Irrtum meinerseits gänzlich ausgeschlossen, da ich, durch die Übereinstimmung der *3* und *4* selbst stutzig geworden, die Indianer mehrmals nach den *Ka.*-Wörtern für diese Zahlen frug und jedesmal dieselben Ausdrücke erhielt mit scharfer Betonung des unterscheidenden, auslautenden *ŏa* in *4.* Das *s* in *stobata-tritoa* ist zweifellos ein Schreib- oder Druckfehler anstatt *i (itobata = 2).*

[2]) Die Vokale *e* und *i,* besonders wenn sie reduziert sind, wechseln in diesen Aufnahmen häufig.

Lehrer verschiedentlich beklagt. »Frägt man einen *Abiponer* über eine kleine Anzahl Dinge. so antwortet er mit aufgehobenen Fingern: *leyer irì*, sieh, so viel sind es! Bisweilen nehmen sie einen Haufen Gras oder Sand in die Hände, weisen selben den Fragenden und glauben ihnen einen hinlänglichen Begriff gegeben zu haben. Allein man darf den *Abiponern* niemals weniger trauen, als wenn von Zahlen die Rede ist. Sie sind nicht bloß des Rechnens unkundig, sondern auch abgesagte Feinde desselben. Ihr Gedächtnis ist ihnen fast immer ungetreu. Beim Zählen haben sie unausstehlich lange Weile.[1]) Um also bei Fragen über Zahlen der Antwort wegen nicht lange in Verlegenheit zu sein, heben sie von ihren Fingern, so viel sie wollen, nach Gutdünken in die Höhe und betrügen also bald sich selbst und bald den, welcher sie frägt.«

Man könnte meinen, diese Schilderung bezöge sich auf unsere *Schingú*-Freunde, die es beim Zählen nicht anders machen.[2])

»Oft rufen sie,« fährt D. fort (II, 204), »wenn die Zahl über drei geht, des Fingeraufhebens überdrüssig *pop!*, viele! oder *chic legyekalipi!*, unzählige! aus.«

So findet sich auch bei H.[3]) für die Zahl *5* in dem einen *Mb.*-Dialekt die Bezeichnung einer unbestimmten Vielheit: *oguidi*, »viele« (*hōuwídd*, »viele« im *Ka.* nach *Bo.*[4]) und im *To.* des A. für *6* das Wort *coyonoda*, das dieselbe Bedeutung hat (*coyodaú* nach Ba. *muchisimo*). Nach einem anderen Gewährsmanne, dem Pater Bartolomé gebrauchten die *Bayás (Mbayá)* für Zahlen über *20* den Ausdruck *oqui*, »viele«.[5])

Wenn nun aber auch der Indianer beim Zählen die Finger (beziehungsweise Zehen) zu Hilfe nimmt, d. h. an den Fingern rechnet, so haben wir doch gesehen, daß die ersten vier Zahlwörter — als die ursprünglichsten und lange Zeit einzigen — nicht die geringste Beziehung zu den Fingernamen haben. Daß einige *Guaikurú*-Stämme — wie viele Naturvölker — für *5* das Wort »Hand« setzen, spricht nicht dagegen. Denn der Zahlbegriff *5* und seine Bezeichnung durch »Hand« ist, wie Karl von den Steinen mit Recht betont (*a)* 411/412), »ein sehr später Gewinn«. »Die Hand war zunächst kein Vorbild (für die Zahlen), sie war eine bestimmte Grenze der praktischen Zählerfahrung.«

Die *Guaikurú*-Stämme haben die Zahl *5* und damit deren Bezeichnung durch »Hand« bei ihrer Trennung noch nicht gehabt. Denn wir finden dies Wort nur bei den höher entwickelten Stämmen der *Mb.* und *Pa.*, während die *Mo.* und *To.* ein Additions- und Multiplikationssystem aus den vier ersten Zahlen besitzen. Die *Mo.* zählen (H.): $5 = 4 + 1$; $6 = 4 + 2$; $7 = 4 + 3$; $8 = 4 + 4$[6]); die *To.* (Ba.); $5 = 2 + 3$; $6 = 2 \times 3$; $7 = 1 + 2 \times 3$; $8 = 2 \times 4$; $9 = 2 \times 4 + 1$; $10 = 2 + 2 \times 4$!

Die *Mb.* hatten für *5* nach A.: *co-baâgate*, »unsere Hand«, nach H.: *uninitegui co-baadigui*, »*1* unsere Hand«; für *10* — diesem Ausdruck entsprechend — nach A.: *itigua co-baâgate*, »*2* unsere Hände«; für *20* nach Pater Bartolomé[7]) *co-baagate cod-oyona*, »unsere Hände, unsere Füße« (Fuß: *Mb. 1*: *ogonagüi. Mb. 2*: *ogonagí. Ka. 1*: *ohona Ka. 2*: *oňónna*).

Die *Pa.*, die seit langer Zeit im engsten Verkehr mit der Zivilisation stehen und zum handeltreibenden Volk geworden sind, hatten ein natürliches Interesse daran, ihre

[1]) Diese Unlust spricht sich anscheinend auch in dem *Mo.*-Wort für *8* nach A.: *yieme* aus, das dieser Autor mit *acabo* übersetzt, d. h. etwa: »fertig; Schluß!« oder ähnliches.

[2]) Vgl. dazu auch: Karl von den Steinen: *a)* 407.

[3]) *a)* XIX, 99.

[4]) *b)* 278.

[5]) Bol. XIX, 497, Fußnote.

[6]) Die bis *7* reichenden *Mo.*-Zahlen bei A. vermag ich nicht zu erklären.

[7]) Bol. XIX, 497. Fußnote.

Zahlen weiterzuentwickeln. Bo. hat in seiner neuesten Schrift höchst wertvolle und genaue Angaben über das Zahlensystem dieses Stammes gemacht. *5* drücken sie durch das Wort *ch‚emahiá* aus (A.: *châmaja*, Ca.: *chumaja*), welches nichts anderes bedeutet als »Hand« mit einem Präfix, was dem Autor entgangen zu sein scheint (»Hand«, Bo.: *i-mmahiá;* Mansfield: *su-majyá;* Ce.: *i-majà*). *10 ch‚emáhiáre* ist der Plural von *5 ch‚emahiá* und bedeutet demnach »Hände« mit einem Präfix (A.: *châmâjâdês;* Ca.: *chemajari*). *20 ethlèé accú* bezeichnet »1 Mensch«, d. h. »Hände und Füße = 20«. (*acú, accú* = Mensch, Mann); *21* = »1 Mensch + 1«; *22* = »1 Mensch + 2« u. s. w. *30* »1 Mensch + 10«; *40 tüg‚ackèé accónna* = »2 Menschen« (*accónna* ist Plural von *accú*); *50* = »2 Menschen + 10«; *60* = »3 Menschen«; *70* = »3 Menschen + 10«; *80* = »4 Menschen«; 90 = »4 Menschen + 10«; *91* = »4 Menschen + 10 + 1«; *100 ethlèé parech‚ emahiáre* bedeutet (nach Bo.) »1 viele 10«; *200* = »2 viele 10«; *500 th‚mahiá parech‚emahiáre* = »5 viele 10« (in *th‚-mahiá* steckt wieder *mahiá* »Hand«). Die Zahlen 6 bis 19 sind folgende: *6 car‚i-tg‚ackèé‚alcanna* erklärt Bo. als »doppelt 3«, analog *8* = »doppelt vier«; *9* = »doppelt 4 + 1«. *7* vermag ich ebensowenig zu bestimmen wie Boggiani. Für *11* gibt Bo. zwei Ausdrücke: Mit dem ersten weiß ich nichts anzufangen; der zweite bedeutet »10 + 1«. Das erste Wort für *12 tg‚ackèélcanna lug‚z$_{ch}$iáte* besteht aus *3* und einem Ausdruck *lug‚z$_{ch}$iáte,* der die Zahl *4* enthalten muß, da er sich in *16* in Verbindung mit *4 tipégath* wiederfindet. Demnach würde das erste Wort für *12* bedeuten »3 × 4«; das zweite ist »10 + 2«. *13* ist »10 + 3«; *14* = »10 + 4«. Für *15* haben sie wiederum zwei Wörter, von denen das zweite bezeichnet »3 × 5«; in dem ersten *nakèém ethlèé sibó,* findet sich als unbekannter Bestandteil *nakèém,* was vielleicht mit dem ebenfalls undefinierbaren *naguèém* in *11* identisch ist. *ethlèé* ist *1* und *sibó* läßt sich zweifellos in Verbindung bringen mit *ibo$_o$r$_ó$* »Fuß«, zumal Mansfield[1]) für »Fuß« *seuó,* Cerviño *bo* gibt. Dies Zahlwort würde also, abgesehen von dem unbekannten Zusatz, »1 Fuß« bedeuten, weil mit der Zahl *15* »1 Fuß« zu Ende ist.[2])

Die beiden Wörter für *16* bedeuten »4 × 4« mit dem oben erwähnten *lug‚z$_{ch}$iáte,* der sich auch in *17* und *18* findet, und »3 × 5 + 1«; *17* = »4 × 4 + 1«; *18* = »4 × 4 + 2«; *19* = »3 × 5 + 4«.

Während die *Mo.* und *To.,* wie wir gesehen haben, noch nicht zur Verwendung der Ausdrücke »Hand« und »Fuß« für *5* und die eng damit zusammenhängenden Zahlen *(10, 15, 20)* fortgeschritten sind, die *Mb.-Ka.* und *Pa.* dagegen — letztere in größerer Vervollkommnung — diese Stufe bereits erreicht haben, nehmen die *Ab.* gewissermaßen eine Mittelstellung ein. Sie haben wohl in ihren Zahlen *5, 10, 20* unmittelbare Beziehungen zu Händen und Füßen, betrachten diese schon als die von der Natur gebotenen Grenzen beim Zählen, ohne jedoch dabei die Ausdrücke zu verwenden, die sich in ihrer Sprache für diese Körperteile finden.

Für *5* haben sie zunächst ein Wort *neènhalek,* das D. zerlegt in *neèn* und *halek* und übersetzt »die schöne Haut«. (*neèn* = »gut, schön«. [*To. (B)*: *nohen; (L)*: *noèn Mo. nôen*]. *halek* [Br. *alac*] = »Haut.) Freilich wird es nicht recht klar, was für eine »schöne Haut« er damit meint, »welche sich durch Flecken von fünferlei Farben auszeichnet«[3]) und dadurch das Bild für die Zahl *5* gibt.

[1]) »Paraguay, Brazil and River-Plate«, nach Lafone Quevedo, *a)* IV, 276/277.

[2]) Ähnlich zählen die *Yaulapiti,* ein *Nu-Aruak*-Stamm im *Schingú*-Quellgebiet. Karl von den Steinen, *a)* 406, 534; ebenso die *Gekoinluhaák-Lengua (Maskoi)*, vgl. diese Mitteilungen, XXXII (1902), 147. Die Tamanako, ein Karaibenstamm des Orinoko, stimmen in der Methode der Fünfer-Zahlen genau mit den *Payaguá* überein. So heißt bei ihnen »5« »ganze Hand«, »10« »beide Hände«, »15« »ganzer Fuß« und »20« »ein Mann«. Ebenda, 410.

[3]) Dobrizhoffer, II, 203.

Nachdem dann D. die Gewohnheit der *Ab.* hervorgehoben hat, bei genaueren Zahlenangaben die Finger und die Zehen als Rechenmaschine zu benutzen, fährt er fort: »Daher bedeuten *hanàmhegem,* »die Finger einer Hand, fünf«; *lanámrihegem,* »die Finger von beiden Händen, zehn«; *lanámrihegem cat gracherhaka anámichirihegèm,* »die Finger und Zehen von beiden Händen und Füßen, zwanzig«.

Mit den Wörtern für die betreffenden Körperteile, wie man nach den Worten Dobrizhoffers meinen könnte, haben diese Ausdrücke gar nichts zu tun, und der Pater unterläßt es leider, sie näher zu definieren. Ich will im folgenden versuchen, aus den Sprachangaben D.'s und Br.'s diese Zahlwörter zu erklären.

hanàmhegem zerlegen wir in *hanam* und *hegem. hegem* ist Ortsadverb und wird meist dem Verbum angehängt, um zu bezeichnen, daß die Person oder Sache, von der die Rede ist, sich »oben, in der Höhe« befindet, z. B. *Dios meneta-hegem ken hipigèm,* »Gott hält sich oben im Himmel auf«[1]), *la ànahegem yauel,* »das Herz hebt sich in mir empor« (d. h. ich bin zornig[2]); *ñatahegèm,* »fliegen«[3]). *hanam* könnte zusammenhängen mit (D.) *anahà* »sie (weiblich) in Gegenwart«[4]) oder (Br.) *enam* »diese, sie« (Plural[5]), so daß das ganze Wort bedeuten würde: »diese hier oben«, auf die fünf Finger bezogen. Richtiger erscheint es mir jedoch, zumal die Existenz eines Wortes *enam* = »diese, sie« *(esos, los)* unsicher ist, *hanam* in Beziehung zu setzen zu einem adverbialen Ausdruck *lanam* oder *hanam,* der ein Ende, eine Grenze bezeichnet, da er in der Regel den Verben präfigiert wird, die das »Ende« einer Sache oder Handlung ausdrücken. So sagten die *Ab.*: *lanam-reuge netè,* »der Regen ist vorbei«; *lanam-reuge grauek,* »der Mondschein ist vorbei«; *lanam-reuge latarà,* »die Kälte ist zu Ende«; *lanamichiriñi kaáma yoalirípi*[6]), »die spanischen Soldaten sind zu Ende«, d. h. sind vernichtet«; *landmouge yapík,* »meine Geduld ist zu Ende«; *amla hanamr̃ani,* »gegen das Ende der Welt«[7]).

Das *l* in *lanam* ist das Pronominalpräfix der dritten Person Singularis und kann, wie wir gesehen haben, auch wegbleiben. *hanàmhegem* würde demnach bedeuten: (die) oben (*hegem,* d. h. die erhobene Hand = fünf Finger) ist zu Ende *(hanam),* d. i. *5.*[8])

Die Silbe *ri,* durch die allein sich die *10* — abgesehen von dem unwesentlichen Präfix *l* — von der *5* unterscheidet, pluralisiert diese letztere, denn *ri* ist eine im *Ab.* gewöhnliche Pluralendung; z. B. *nekététak,* »Gans«; *neketéteri,* »Gänse«; *iñier̃a,* »Jahr«; *iñiegar̃i,* »Jahre; *panà,* »Wurzel«; *panarì,* »Wurzeln« u. s. w.[9]) Daher heißt *l-anámrihegem,* »die oben« (*ri hegem,* d. h. die beiden erhobenen Hände = 10 Finger) sind zu Ende *(l-anam),* d. i. *10.*

Die *5* A.'s *nambrijigam*[10]) und Br.'s *anangrijigan* sind der Form nach identisch mit der *10* D.'s. *nam* beziehungsweise *anan* entspricht dem *l-anam, bri* beziehungsweise *gri*[11])

---

[1]) Dobrizhoffer, II, 220.
[2]) Ebenda, II, 227.
[3]) Ebenda, II, 206.
[4]) Ebenda, II, 200.
[5]) Lafone Quevedo, *a)* 323.
[6]) *yoalirípi,* wörtlich = »viele Leute«.
[7]) Dobrizhoffer, II, 219, 227.
[8]) Die *Kamayurá,* ein reiner *Tupi*-Stamm am oberen *Schingú,* sagen für *5 yenepó momáp* = »Hand hört auf«. Karl von den Steinen, *a)* 405.
[9]) Dobrizhoffer, II, 196.
[10]) *numbrijigam* ist zweifellos ein Fehler des Autors oder Herausgebers.
[11]) Durch *gr* drückt Br. das gutturale *r* des *Ab.* aus, bei D. *r̃.*

dem *ri* und *jigam* beziehungsweise *jigan* dem *hegem.*[1]) Die Pluralisierung durch *gri* beziehungsweise *bri* bezieht sich auf die Finger.

Die *10* A.'s *noõgue nambrijigam* bezeichnet »alle oben zu Ende« (*e-nooque* = alle), d. h. alle Finger = *10.*

In der *20* D.'s haben wir zunächst das Wort für *10 lanàmrihegem* = »die Hände, alle Finger«; dann *cat,* welches »und« bedeutet (D. 228: *kat, katchka, kach* = »und«; *Mo. char*); das folgende *gracherhaka* habe ich nicht unterbringen können, doch ist *gr* vielleicht Pronominalpräfix des Plurals (*gr* ist im *Ab.* Pronominalpräfix der 2. Person Singularis und 1. und 2. Person Pluralis); in dem letzten Wort *anámichirihegèm* steckt wiederum der Begriff des »zu Ende sein« (analog *l-anamichiriñi* in der oben angeführten Phrase »die spanischen Soldaten sind zu Ende«), die Pluralpartikel *ri* und das Ortsadverb der »Höhe« *hegèm,* so daß das ganze Zahlwort bedeuten muß: »Finger und Zehen sind zu Ende«, d. h. *20.*

Um nun zum Schluß noch kurz auf die übrigen *Ab.*-Zahlen A.'s einzugehen, so bietet er in *6* den Hauptbestandteil der *1 ara* mit einem Zusatz *lojatajate,* in dem der Zahlbegriff *5* stecken muß, denn die Zahlen *7, 8, 9* sind aus *2, 3, 4* mit demselben Zusatz gebildet. Der erste Bestandteil *evoaco* der *7* ist aus *yñoaca 2* korrumpiert oder von dem Autor falsch aufgefaßt; Br. gibt dafür richtig: *iñoaca loajatagete.*

Nachtrag.

Nach Abschluß der vorliegenden Abhandlung finde ich in dem *Cayowa*-Vokabular Castelnaus (V, 282/283) einige *Mbayá-Kadiueo*-Wörter, die ich hier zum Vergleich heranziehen möchte, zumal sie eine größere Übereinstimmung mit den übrigen *Mbayá-Kadiuéo*-Aufnahmen zeigen als die *Guaikurú*-Vokabeln desselben Autors.

Die *Mbayá* entnahmen, wie ich bereits oben (S. 10) erwähnte, ihre Sklaven zum Teil dem Stamme der *Cayowa,* einem reinen *Guarani*-Stamme, der heute unter dem Namen *Kayuá, Kainguá* bekannt ist und in beträchtlicher Volkszahl beide Ufer des Rio Paraná von Villa Encarnación an stromaufwärts bis nach Mato Grosso und São Paulo hinein bewohnt.

Castelnau nahm sein *Cayowa*-Vokabular mit einer Indianerin dieses Stammes auf, die im Alter von 12—13 Jahren von den *Guaikurú (Kadiuéo)* geraubt worden war und seitdem etwa 20 Jahre unter ihnen gelebt hatte. So kommt es, daß dies Verzeichnis ein seltsames Gemisch aus *Cayowa-Kainguá(Guarani)*- und *Mbayá-Kadiuéo*-Wörtern darbietet. Der Umstand, daß die letzteren größtenteils den menschlichen Körperteilen angehören, macht sie für die Sprachvergleichung besonders wichtig.

Zum leichteren Verständnis sind in der folgenden Liste die Präfixe von den Stammformen getrennt. Die Schreibweise der *Cayowa*-Wörter ist französisch:

Cayowa.	*Guaikurú.*		
Mund *in-ioladi.*	*Mb. 1: jòladî*		*Mb. 2: n-oguelĭgĭ.*
	Mb. 2: jòladĭ.		*Ka. 1: cod-ocaiti.*
	Ka. 1: con-iola		*Ka. 3: kod-ogéliç.*
	Ka. 2: con-iŏlá.li.		*Ki.: hi-okélĕgui.*
	Ka. 3: kon-iaŏladç.	Zähne *i-oway.*	*Mb. 1: n-ogüe.*
	Ki.: hin-iólăque.		*Mb. 2: n-ogue.*
Zunge *i-ocaliki.*	*Mb. 1: n-okelipi.*		*Ka. 1: cod-oai.*
			Ka. 2: cod-ŏwĕ.

[1]) Bei Br. findet sich das Ortsadverb *guigam* oder *guigan* in der Regel den Verben suffigiert, die sich auf eine Bewegung »nach oben« oder einen Vorgang »in der Höhe« beziehen, z. B. *ajañi-guigan* = *lewantome ajañi-guigam* = *pongo arriba; ejañi-guigam* = *alcanzo.*

	Ka. 3: kod-ōwe.		*Ka. 2: báar̃at.*
	Ki.: cod-ohê.		*Ka. 3: ko-baagadḗ.*
Ohr *in-aparaté.*	*Mb. 2: n-apagate.*		*Ki.: hi-báhahărăte.*
	Ka. 1: con-apagoti.	Haut *i-boolay.*	*Mb.: 1: ni-boledi,* Körper.
	Ka. 3: kon-apaṛadḗ.		*Mb.: 2: ni-boledĭ,* »
	Ki.: pahrăte.		*Ka.: 3: kod-olā́dę,* »
Hals. Kehle *i-ogaichodi.*	*Mb. 1: n-iguiyodi.*		*kod-olā́dogę,* Haut.
	Mb. 2: n-ìgìchodĭ.	Herz *i-algano.*	*Mb. 1: n-alegûena.*
	Ka. 1: cod-otoiina.		*Mb. 2: n-alegena.*
	Ka. 3: kod-iṛijṓdę.		*Ka. 3: kod-ā́lṛene.*
	Ki.: hi-ototi-hénadge.	Stern *yotete.*	*Mb. 1: eotedi.*
Arm *i-paaradi.*	*Mb. 1: ni-baagadi.*		*Mb. 2: eòtedi.*
	Mb. 2: ni-baagadĭ-ocagata.		*Ka. 1: eottai.*
			Ka. 3: iogdḗdi.
	Ka. 1: cod apalitai.		*Ki.: hiotôde.*
	Ka. 3: ko-baā́gadę.	Dorf *ioigue.*	*Mb. 1: doigi.*
	Ki.: baháhărăde.		*To. 2 (B): n-ohic. (L): n-oyík.*
Finger *i-paagado.*	*Mb. 1: ni-baagatedi.*		

Sämtliche Ausdrücke für menschliche Körperteile sind mit dem Pronominalpräfix der 1. Person Singularis: *i*, *in* versehen. Interessant ist das Schwanken zwischen *g* und (gutturalem) *r*. So stimmt in *aparaté* das *r* mit dem *r* da Fonsecas und dem *ṛ* meiner Aufnahme überein, während Gilij und Castelnau *(Guaikurú)* hier *g* haben; in *ogaichodi* entspricht das *g* dem *g* bei Hervás und Gilij, meinem *ṛ*; in *paaradi* steht *r* an Stelle des *g* in allen übrigen Aufnahmen, ausgenommen bei da Fonseca, der ebenfalls *r* hat; in *paagado* dagegen stimmt das *g* mit dem *g* bei Hervás und mir überein, während Boggiani ein gutturales *r (r̃)*, da Fonseca *r* bieten; in *algano* endlich entspricht das *g* dem *g* bei Hervás und Gilij, dem *ṛ* meiner Aufnahme.

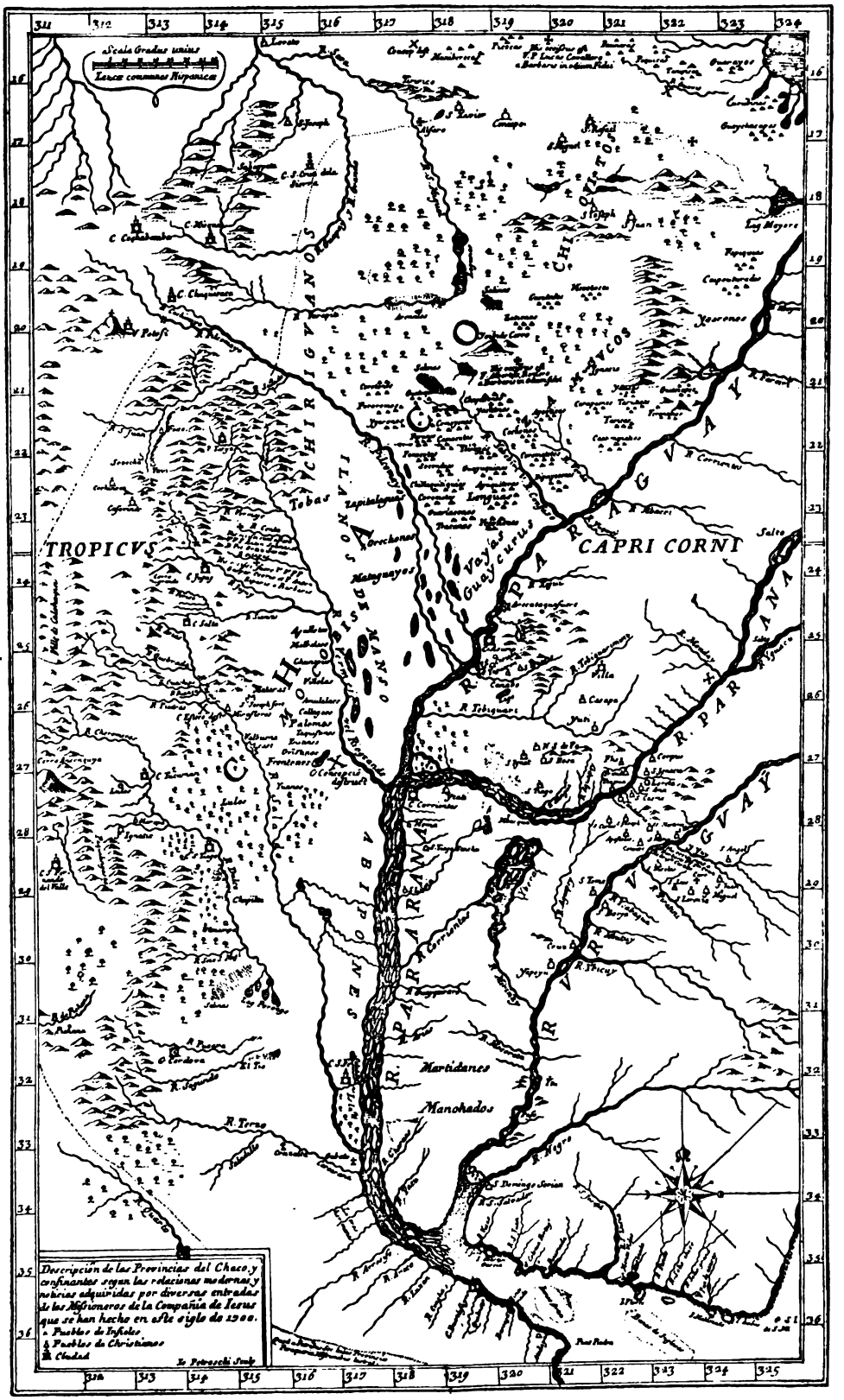


Abb. 1. Karte des Gran Chaco nach P. Pedro Lozano, S. J. 1733.

Abb. 2. Die heutige Gruppierung der Chaco-Stämme.

Inhaltsverzeichnis.

Vorwort. S. 1.
Literaturverzeichnis. S. 2.

I. Teil.

Guaikurú, Mbayá, Kadiuéo. S. 3.
Kinikinao. S. 17.
Toba. S. 19.
Pilagá. S. 25.
Agnilot. S. 26.
Mokoví. S. 26.
Abipon. S. 29.
Payagud. S. 34.
Lengua. S. 37.
Guatschí. S. 38.

II. Teil.

Vorbemerkung. S. 41.
Wörterverzeichnisse der *Guaikurú*-Stämme. S. 41.
Alphabet und Habitus der *Kadiuéo*-Wörter des Verfassers. S. 43.
Alphabet zu Boggianis *Kadiuéo*-, *Toba*-, *Payagud* ^{a}-Aufnahmen. S. 44.
Alphabet zu Boggianis *Payagud* ^{b}-Aufnahme. S. 44.
Kadiuéo-Vokabular des Verfassers (verglichen mit anderen *Guaikurú*-Vokabularien). S. 45.

1. Körperteile.
   Deutsch-*Guaikurú*. S. 45.
   Guaikurú-Deutsch. S. 54.
2. Natur.
   Himmel, Zeit, Wetter, Ende, Stein und Metall, Feuer, Wasser. S. 57.
3. Pflanzen. S. 63.
4. Tiere. S. 64.
5. Ethnographisches.
   Wohnung, Schiff, Waffen und Geräte. S. 66.
6. Pronomina.
   Personalpronomen, Zahlwörter. S. 69.

Toba-Vokabular des Herrn Prof. von den Steinen (soweit die Wörter noch nicht im *Kadiuéo*-Vokabular des Verfassers zum Vergleich herangezogen sind; verglichen mit anderen *Guaikurú*-Vokabularien). S. 70.

1. Körperteile. S. 70.
2. Körperliche Zustände. S. 71.
3. Gott, Familie und Gesellschaft. S. 72.
4. Ethnographisches. S. 75.
5. Pflanzen. S. 75.
6. Tiere. S. 76.
7. Adjektiva.
   Farben. S. 81.
8. Modale Ausdrücke. S. 82.
9. Verba. S. 82.

Pronominalpräfixe in den *Guaikurú*-Sprachen. S. 83.
Lautliche Unsicherheit in den *Guaikurú*-Sprachen. S. 89.

1. Vokale.
   a) Wechsel zwischen *a* und *o*. S. 89.
   b) Wechsel zwischen *a*, *o*, *u*. S. 90.
   c) Wechsel zwischen *a* und *e*. S. 91.
   d) Wechsel zwischen *e* und *i*. S. 91.
   e) Wechsel zwischen *a* und *i*. S. 91.
   f) Wechsel zwischen *o* und *e*. S. 91.
2. Konsonanten.
   a) Wechsel zwischen *t*, *d*, *r*, *l*. S. 92.
   b) Wechsel und Verhältnis zwischen *t* und *k*. S. 94.
   c) Wechsel zwischen *g* und gutturalem *r* und mögliche Zurückführung des gutturalen *r* auf einen ursprünglichen *k*-Laut. S. 96.
   d) Wechsel zwischen *m* und *n*. S. 99.

Doppelvokale. S. 99.
Doppelkonsonanten. S. 99.
Lautwandel.

1. Wandel des *p*, *b* in *w*, *gu*, *hu*, *h* und Verschwinden des ursprünglichen Konsonanten. S. 100.
2. Wandel des *t* vor *i* in *tš*, Mouillierung des *tš* in *š*, *s j (y)*, *h* und Verschwinden des ursprünglichen Konsonanten. S. 102.

Suffixe.

1. Augmentativ-Suffixe. S. 105.
2. Diminutiv-Suffixe. S. 107.
3.—6. Suffixe des Orts. S. 108—110.
7. Suffixe des Stoffs. S. 111.
8. Instrumental-Suffixe. S. 111.

Zahlwörter. S. 112.

Die Feuergötter

als Ausgangspunkt zum Verständnis der mexikanischen Religion

in ihrem Zusammenhange.

Von Dr. **K. Th. Preuß** in Berlin.

In den religiösen Bilderschriften der Mexikaner sind Feuerzeichen in Gestalt von Flammen, Rauch, Feuerschlangen, Schmetterlingen u. dgl. weit mehr vertreten, als wir verstehen können. Weshalb das Olinzeichen (Abb. 3) oder das Opfermesser Rauch und Flammen entwickeln (Abb. 4), weshalb der Schmetterling, ein Symbol des Feuers, den Erdgöttinnen angehört, weshalb Tlaloc, der Wassergott, in einem der prähistorischen Zeitalter Vertreter des Feuers ist, während in der Parallelstelle des Codex Vaticanus A direkt der Feuergott Xiuhtecutli für ihn steht — diese und viele andere Fragen der Art vermögen wir nicht genügend zu beantworten. Umgekehrt ist die Feuergöttin Quaxolotl Chantico Patronin des Tageszeichens »Regen« und Xiuhtecutli steht dem Zeichen »Wasser« vor, was nebst vielem Ähnlichen nicht gleichgiltig oder zufällig ist, sondern nach unserer heutigen Einsicht in die Bilderschriften dringend der Erklärung bedarf. Die Lösung dieser Rätsel kann nicht in jedem einzelnen Falle verschieden sein, sie ist nur im Zusammenhang zu finden, und dürfte die Grundlage werden für das Verständnis der Religion und der entsprechenden Bilderschriften überhaupt.

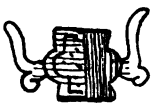


Abb 3. Brennendes Olinzeichen. C. Vat. B. 170.

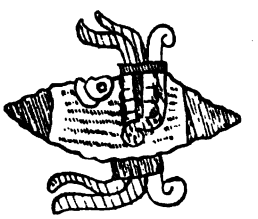


Abb. 4. Brennendes Opfermesser. C. Vat. B. 54.

Wo wir zu diesem Zwecke unsere Untersuchung beginnen müssen, liegt auf der Hand, nämlich bei den Gottheiten des Feuers. Es ist anerkannt, daß wir das Feuer nicht ohne weiteres von der Sonne oder vom Himmel, beziehungweise von dessen oberstem Gott ableiten können, andererseits gehen die Meinungen, ob das vulkanische Feuer bedeutend oder wenig auf die Gestaltung der Religion eingewirkt hat, sehr auseinander. Unser Erstes muß daher sein, uns von dem Vulkanismus in Mexiko und den Anschauungen der Bewohner darüber eine Vorstellung zu machen.

I.

Die Kenntnisse der Mexikaner vom Vulkanismus.

Es läßt sich von vorneherein sicher nicht vermuten, daß der Vulkanismus auf die Schaffung der mexikanischen Götterwelt von Einfluß gewesen ist: unter den zahlreichen Bergen, die in den religiösen Bilderschriften, besonders als Sitz des Regengottes Tlaloc, dargestellt sind, befindet sich nur ein einziger im Zustande der Eruption (Abb. 5). Der Berg soll wohl den Popocatepetl (rauchender Berg) mit weißer Schneehaube wiedergeben, der im Sahagun-Ms. in Madrid dem »Berggott« Tlaloc als Sitz zugeschrieben wird.[1]) Aus der Spitze erheben sich Rauchwolken. Dieser Berg, im Südosten des Hochtals von Mexiko

[1]) Seler, Veröffentlichungen aus dem Königl. Museum für Völkerkunde. 1889, I, 172. — Derselbe, Das Tonalamatl der Aubinschen Sammlung. 1900, 66. S. dagegen Duran, C. 86 und 96.

gelegen und mit seinen 5341 *m* nach dem Pik von Orizaba der höchste Berg Mexikos, ist auch der einzige, dessen Tätigkeit vor der Ankunft der Spanier erwähnt und sogar als etwas Gewöhnliches hingestellt wird.[1]) »Im 31. Jahre nach der Gründung der Stadt Mexiko begann das Feuer des Vulkans auszubrechen.«[2]) Duran, C. 96, berichtet sogar von einer abenteuerlichen Besteigung des Berges, weil Motecuhçoma II. den Ursprung des Rauches habe feststellen lassen wollen. Bei der Ankunft der Spanier und einige Jahre lang darauf fanden ebenfalls Eruptionen statt.[3]) Die Mexikaner waren auch bereits aus früherer Zeit sehr wohl mit solchen Erscheinungen vertraut. So lassen sie eins ihrer vier prähistorischen Weltalter durch einen Feuerregen zugrunde gehen, der sich in der Schilderung der mexikanisch geschriebenen Anales de Quauhtitlan[4]) als eine vulkanische Eruption darstellt: »In der Zeit geschah es, daß es Feuer regnete, daß die Bewohner dadurch verbrannten, und Steinsand (vulkanische Asche) regnete es, sagt man: Damals wurde der Steinsand und die hagelkorngroßen Steine (die Lapilli) ausgestreut, und es schäumte auf der Schaumstein (Bimsstein, blasige Lava, tezontli), und damals wurden ausgebreitet die roten Felsen (die Lavaströme)« (texcalli chichiliuhticac[5]).

Abb. 5. Tlaloc auf dem rauchenden Popocatepetl. C. Vat. A. Bl. 20, 1.

Nun aber hat der Popocatepetl in historischer Zeit nachweislich keine Lavaergüsse mehr geliefert.[6]) Es muß also wohl der eine oder der andere von den in historischer Zeit tätigen Vulkanen auch in der altindianischen Periode einen Ausbruch mit Lavaerguß gehabt haben, wenn auch das Manuskript der genannten Annalen natürlich erst in spanischer Zeit niedergeschrieben ist. Es ist ferner wahrscheinlich, daß die Indianer die eruptive Natur der hohen Berge sowie der zahlreichen Kuppen und Kegel auf der mexikanischen Hochebene[7]) an den Lavaströmen hie und da erkannt haben. Man lese z. B. die Beschreibung eines der großartigen Lavafelder, welche, vom östlichen und südlichen Randgebirge des Hochtales von Mexiko stammend, »mit ihren schwarzen Zungen weithin in die Talebene hineinreichen«, des sogenannten Pedregal von Tlalpam, das die riesige Fläche von 29 km^2 bedeckt und prähistorischen Ursprungs ist[8]): »Nur eine sehr dürftige Vegetation hat sich bis jetzt auf dem rauhen vulkanischen Gestein angesiedelt, so daß der Blick ungehindert über die düstere schwarze Ebene schweifen kann, welche sich nur mit einer plötzlich erstarrten aufgeregten Meeresfläche vergleichen läßt. Wogenberg erhebt sich

[1]) Torquemada, Monarquia Indiana. II, C. 74.

[2]) Historia de los Mexicanos por sus pinturas. C. 20.

[3]) Sahagun, XI, C. 12, § 6. S. auch Duran, C. 96 u. s. w.

[4]) Anales del Museo Nacional de Mexico, III, 10 der besonderen Paginierung.

[5]) Nach der Übersetzung der Stelle von Prof. Seler, Tonalamatl der Aubinschen Sammlung. 1900, 114.

[6]) Felix und Lenk, Beiträge zur Geologie und Paläontologie der Republik Mexiko. Leipzig 1890, I, 16.

[7]) Felix und Lenk. Über die tektonischen Verhältnisse der Republik Mexiko. Zeitschrift der Deutschen geologischen Gesellschaft. 1892, 309.

[8]) Felix und Lenk, Beiträge. I, 78 f.

neben Wogental; hier ist die Lava glatt und mit einer glänzenden Erstarrungskruste überzogen, dort ist sie, wie der Gischt der Welle, schaumig und schlackig. Deutlich kann man beobachten, wie die erstarrte Oberfläche häufig geborsten ist und auf den weitreichenden Rissen dünnflüssigere Lavamassen emporgequollen sind, die von den klaffenden Spaltenrändern mächtige Blöcke mitgerissen und nach kurzem Transport zu chaotischen Trümmerhaufen aufgestaut haben u. s. w.«

In diesem Zusammenhange sei erwähnt, daß die Mexikaner für »schroffer Fels« das Wort texcalli haben, das von tetl, Stein, und ixca, backen, abgeleitet ist und demgemäß der »gebackene Stein« heißt. Sahen wir doch auch vorher, daß texcalli chichiliuhticac, »die roten Felsen«, als Lavaströme aufgefaßt werden mußten.

Es kommt für unsere Zwecke nicht darauf an, alle die zahlreichen Vulkane in Mexiko aufzuzählen. In historischer Zeit tätig gewesen, soweit sich das feststellen läßt, sind verhältnismäßig wenige, nämlich von Osten nach Westen gerechnet: der Vulkan von Tuxtla, der Pik von Orizaba, dessen Ausbrüche mit Flammenerscheinungen Sahagun (XI, C. 12, § 6) als Augenzeuge beschreibt, die Derrumbados, der Popocatepetl, der Cerro

Abb. 6—8. Vulkane. C. Nuttall 15, 73.

de las Humaredes u. a. aus der Vulkangruppe von San Andres östlich Morelia, der Jorullo, der bekanntlich erst 1759 entstanden ist, der Vulkan von Colima und der Ceboruko. Letztere beiden sowie das Vulkangebiet der Derrumbados sollen aber nur im neunzehnten Jahrhundert Eruptionen gehabt haben.[1]) Frei von jungvulkanischen Bildungen scheinen nur die östlich vom Isthmus von Tehuantepec gelegenen Staaten Tabasco, Campeche und Yucatan zu sein.[2]) Aber auch im ganzen Gebiet der Zapoteken und Mixteken gibt es keine Vulkane, wenn auch dort Massenergüsse stattgefunden haben, und es ist deshalb bemerkenswert, daß in den zapotekischen Bilderhandschriften zahlreiche feuerspeiende Berge abgebildet sind (Abb. 6—8). In manchen Fällen sind die Flammen, wie im Mexikanischen bekannt ist, durch Schmetterlinge symbolisiert.

Sehr häufig sind dagegen im Staat Oaxaca Erdbeben.[3]) Wie es noch heute vielfach geschieht, obwohl die Wissenschaft anderer Ansicht ist, werden Erdbeben in Beziehung zu nahen Vulkanen gesetzt. So wird es auch bei den Zapoteken der Fall gewesen sein, denen die Vulkane in der Nähe ihres Landes, wenn wir von früheren Wohnsitzen absehen, nicht gänzlich unbekannt geblieben sein können. In Mexiko wurden die in dem Hochtal ebenfalls nicht seltenen Erdbeben sorgfältig registriert, weshalb es auch in den historischen

[1]) Siehe Tafel I bei Wägler, Die geographische Verbreitung der Vulkane. Mitteilungen des Vereines für Erdkunde in Leipzig. 1900, XL. Felix und Lenk, Beiträge. I, 15, 16, 25, 27, 46, 48, 49, 50, 57—59.

[2]) Felix und Lenk, Beiträge. II, 174.

[3]) Felix und Lenk, Beiträge. I, 4, II, 12.

Bilderschriften eine besondere Hieroglyphe dafür gab (Abb. 62). Es wird erwähnt, daß dadurch bisweilen nicht nur viele Häuser einstürzten, sondern auch Berge an vielen Stellen niedergerissen wurden.[1]) Im übrigen sollen die Erdbeben in neuerer Zeit die Stadt Mexiko nie ernstlich gefährdet haben, was der elastischen Unterlage der Stadt zu danken sei.[2]) Obwohl aber heute der Popocatepetl erloschen ist, pflegt man sie ihm zuzuschreiben. Es bedarf wohl weiter keiner Ausführungen, um es wahrscheinlich zu finden, daß die alten Mexikaner Erdbeben und Vulkanismus als enge verwandt ansahen, da sowohl manchmal die Eruption im Verlaufe eines Erdbebens auftritt, als auch bei einem heftigen Ausbruch unterirdische Bewegungen wahrzunehmen sind. Bei Torquemada (II, C. 58) findet sich die Angabe, daß im ersten Jahre der Regierung Axayacatls drei hohe Berge in der Provinz Xochitepec (an der Küste von Anahuac) erbebten, und diese ungewohnte Bewegung habe den Bewohnern die kommende Unterwerfung durch König Axayacatl vorher angezeigt. Welche Ursache dieser Naturerscheinung zugrunde gelegen haben mag, läßt sich freilich nicht sagen.

Die tektonische Beschaffenheit Mexikos an sich macht es durchaus nicht notwendig, daß sich die Mexikaner in ihren Mythen und in ihrer Religion in mehr als oberflächlicher Weise mit dem Vulkanismus beschäftigt haben. Auch andere Völker haben ihre Feuergötter und ihr heiliges Feuer, ohne in einem Vulkan- und Erdbebengebiet zu wohnen, und wo es Vulkane gibt, da ist der Feuergott eben auch Verwalter des irdischen Feuers, ohne sich sonst von seinen Kollegen in anderen Ländern erheblich zu unterscheiden. In diesem Sinne etwa ist auch für die mexikanische Götterwelt die Bedeutung des Vulkanismus aufgefaßt worden; nur hie und da glaubt man, eine Beziehung darauf wahrnehmen zu müssen.

Natürlich ist der Verfasser seinerseits daher auch nicht vom Vulkanismus ausgegangen, sondern umgekehrt zu ihm erst durch die Untersuchung einiger Hieroglyphen geführt, denen man von vorneherein durchaus keine Beziehungen dazu ansehen konnte.[3]) um nun freilich die einmal dargebotene Idee genauer zu untersuchen.

II.

Der Feuergott als Gott des Erdinnern und der Toten.

Nach den mexikanischen Bilderschriften und aufgezeichneten Überlieferungen gibt es bekanntlich drei Feuergottheiten, deren Natur nicht nur aus der Art der ihnen gewidmeten Zeremonien klar wird, sondern auch durch die direkte Angabe ihres Berufes »dios«, beziehungsweise »diosa del fuego«, oder kurzweg »el fuego« jeden Zweifel ausschließt. Es sind der alte Gott (Ueueteotl) Xiuhtecutli, von dem allenthalben als Feuergott gesprochen wird, speziell auch cueçaltzin, Flamme, genannt, ferner wahrscheinlich Quaxolotl-Chantico,[4]) die Göttin von Xochimilco, und Otontecutli, der Gott der Tepaneca. Von diesem heißt es[5]): Salieron los de Tacuba y Culuacan y Ascapuzalco, a los quales llamaban tenpanecas, y estos otros pueblos traian por dios a Ocotecli, que es el fuego.

Es versteht sich von selbst, daß diese Gottheiten auch in dem Herdfeuer verehrt wurden, da ihr Kultus, besonders der des Xiuhtecutli, sehr tiefgehend ist. Es ist außerdem

[1]) Torquemada, II, C. 59.

[2]) Felix und Lenk, Beiträge. I, 79.

[3]) Preuß, Zeitschrift für Ethnologie. 1900, XXXII, 109 f; 1901, XXXIII, 1 f.

[4]) Siehe jedoch über diese Göttin unten C. XII.

[5]) Historia des los Mexicanos por sus pinturas, C. 20.

bezeugt, daß der letztere zu gewissen Zeiten Opfer von Speisen ins Herdfeuer erhielt.[1]) Allerdings sieht die zusammenfassende Erklärung Sahaguns (I, C. 13), weshalb die Flamme Schrecken und andererseits Verehrung einflöße, mehr wie die kleinliche Betrachtung eines mexikanischen Kleinbürgers aus. Neben der Furcht einflößenden, verzehrenden Wirkung der Flamme erwärme sie die Frierenden und bereite die Speisen zu. »El hace la sal y la miel espesa y el carbon y la cal.« Sie erwärme die Bäder und bereite das Öl, oxitl. Durch sie werde das Wasser zum Waschen der schmutzigen Wäsche warm. Bei näherer Prüfung nämlich wächst die Gestalt des Feuergottes zu alles umfassender Größe empor.

»Der Vater und die Mutter der Götter wohnen im Nabel der Erde« (tlalxicco onoc[2]). Er ähnelt darin dem Todesgott Mictlantecutli. dessen Tempel nach Sahagun (II. Apendice) ebenfalls tlalxico, »im Nabel der Erde« heißt. Es geht daraus hervor, daß mit diesem Ausdruck nicht die Oberfläche der Erde, sondern das Erdinnere gemeint ist. Deutlicher ist der Ausdruck in der Anrede des Feuergottes von seiten der Kaufleute:[3]) tlalxictenticae, der du in den Nabel der Erde gefüllt bist. Auch Chantico, die Göttin des Feuers, wird Mictlantecutli gleichgestellt: »Chantico tanto como Miquitlantecotle.«[4])

In der Tat hat Xiuhtecutli sogar bedeutende Beziehungen zu den Toten. Das wird schon durch das dem alten Feuergotte gewidmete Lied bestätigt, der hier mit seinem anderen Namen Ixcoçauhqui genannt ist.

Ixcoçauhqui icuic[5]) (Gesang an den Feuergott).

1. Huiya tzonimolco notauane ye namech maya pinauhtiz, tetemoca ye namech maya pinauhtiz.

O, könnte ich im Tempel des Feuergottes Euch, meine Väter, völlig genugtun (? eigentlich beschämen), euch am Ort des Herabsteigens genügen.

Kommentar:

Q. n. yn itzonmolcatl notauane ye nemechpinauhtiz nachcan nochan tetemoan, ye nemechpinauhtiz.

Ich, der Priester im Tempel des Feuergottes, werde Euch, meine Väter, nun vollauf zufriedenstellen, hier in meinem Hause des Herabsteigens werde ich Euch nun befriedigen.

Tzonmolco, beziehungsweise tezonmolco wird auch sonst als Name des Tempels des Feuergottes angegeben.[6]) Wie wir oben gesehen haben, ist tezontli[7]) eine besondere Art leichter, blasiger Lava und molli bezeichnet etwas Leichtes, Weiches, Flüssiges, wie zahlreiche Worte mit dem Stamm mol im Lexikon Molinas ergeben,[8]) so daß man den Ausdruck »am Ort der flüssigen, schäumenden Lava« übersetzen muß. Daß man in diesem ersten Vers nicht gut an etwas Anderes, als die verstorbenen Vorfahren denken kann, liegt auf der Hand. Im zweiten Vers ist sogar auf das Herabsteigen als Tote Bezug genommen. Doch ist die Übersetzung und der Sinn im einzelnen bei den ungewöhnlichen grammatischen Formen nicht ganz sicher.

[1]) Siehe z. B. Sahagun, I, C. 13, II. C. 38. II, Apendice, Relacion de las cosas u. s. w. Duran, C. 100.
[2]) Sahagun-Ms. bei Seler, Tonalamatl. 1900, 73, 125.
[3]) Sahagun, IX, C. 3.
[4]) C. Tell.-Rem. ed. Herzog von Loubat, Bl. 21, 2.
[5]) Siehe Brinton, Rigveda americanus, 33.
[6]) Sahagun, II. Apendice, Relacion de los edificios u. s. w. Nr. 61, 64.
[7]) Siehe Molina s. v. teçontli.
[8]) Vergleiche chilmulli, salssa o guisado de axi, mulcaxitl escudilla, mulchichiua, guisar potajes, ixquamulli las cejas und wohl auch moleua, amollentar la tierra.

2. Xonca mecatla notecua icçotl mimilcatoc chicueyocan naualcalli nauali temoquetlaya.

Hier mit dem Tode bestraft steiget herab, meine Väter, nach dem Achtland ins Zauberhaus des Zauberers — umgestürzt (?) ist der Icçotlbaum.

Kommentar:

Q. n. yn mecatla amotecuhuan in oncan icçotl mimilcatoc neyaquixtoc icçotl uncan in temoc in chicueyocan.

Mit dem Tode bestraft stiegen Eure Vorfahren hier nach dem Achtlande herab — umgestürzt (?), aus dem Meere gezogen (?) ist der Icçotlbaum ...

Die Übersetzung für mecatla wird erklärt durch die Phrase bei Olmos, S. 213: »tzoaztli, tlaxapuchtli, mecatl quimoteaquililia .... in dios, castica dios con mortandad«, was aber wörtlich heißt: »In die Schlinge, die Grube, den Strick stürzt einen .... der Gott.« [1]) Notecua (meine Herren) und amotecuhuan (eure Herren) sind wohl auf die Vorfahren zu deuten, denn bekanntlich ist tecutli ein stehendes Beiwort in dem Namen mancher Götter, und nach Motolinia [2]) wurden die Verstorbenen teteô genannt. Bemerkenswert ist der Unterschied zwischen notecua, was, wie im ersten Vers notauane, wohl Anrede ist, und dem erklärenden amotecuhuan des Kommentars. Über den dunklen Ausdruck icçotl mimilcatoc und ueyaquixtoc icçotl soll später eine Vermutung geäußert werden. Das »Achtland« und »Zauberhaus des Zauberers« sind Synonyma zu dem »Haus des Herabsteigens« und dem »Tzonmolco« im ersten Vers und, wie wir sehen werden, wohl berechtigt. Daß hier nicht der »Zauberer« Subjekt ist, geht aus dem Kommentar hervor, in dem die Angabe »das Zauberhaus des Zauberers« ganz fehlt, und aus dem dritten Vers, in welchem nun, nachdem die Anrufung der Vorfahren erledigt ist, der Zauberer selbst, d. h. der Feuergott, erwartet wird.

3. Huiya tzonimolco cuicotipeuhque, aya tzonimolco cuicotipeuhque, aya iztleica nanal moquizcauia, iztleica naual moquizca.

Im Tempel des Feuergottes haben wir den Gesang begonnen, im Tzonmolco haben wir den Gesang begonnen, warum zögert der Zauberer herauszutreten, warum täuscht er uns mit seinem Kommen?

Kommentar:

Q. n. yn tzonmolco otipeuhque macuico yn tzonmolco macuico otipeuque tleica in amo naualquiça [3]) tleica yn ayaualquiça.

Im Tzonmolco haben wir Gesang und Musik [4]) begonnen u. s. w., warum tritt der Zauberer nicht heraus, warum tritt er nicht in unseren Kreis?

In erster Linie denkt man wohl bei dem Zauberer an einen Priester, aber auch viele Götter sind Zauberer, insbesondere Tezcatlipoca, Quetzalcoatl und die Göttin des Feuers Quaxolotl-Chantico. Auch Xiuhtecutli trägt die Tabakskalebasse (yetecomatl) des Priesters auf dem Rücken (Abb. 30) und gehört, wie im Verlauf dieser Abhandlung klar werden wird, zu denen, die »in der Unterwelt und im Himmel Bescheid wissen« (mictlan matini, ilhuicac matini [5]). Das nämlich muß ein naualli kennen.

[1]) Vergleiche Olmos, 242: temayauh ... in tzoazco, in mecac, »(die schlechten Gespräche) stürzten einen in die Schlinge, den Strick«. Ferner Sahagun, VI, C. 7, wo Schlinge, Netz und Grube, in die sich der Sünder stürzt, nebeneinander genannt werden. Später (C. X) wird gezeigt werden, daß alle Sterbenden den Tod wegen ihrer Sünden erleiden.

[2]) Icazbalceta, Colleccion de documentos para la historia de Mexico. I, 31.

[3]) Für anualquica.

[4]) Insbesondere ist wohl an die Trommel (huehuetl) zu denken: daher ma — cuicatl.

[5]) Sahagun-Ms. bei Seler, Veröffentlichungen aus dem Königl. Museum für Völkerkunde. VI, 40, vergleiche auch 39—57, 142, 143. Derselbe, Tonalamatl. 1900, 116.

Der vierte Vers handelt von dem Fortgang der eifrigen religiösen Übungen im Tzonmolco.

4. Huia tzonimolco maceualli maya temacouia oya tonaqui oya tonaqui maceualli, maya temacouia.

Im Tempel des Feuergottes mögen die Leute einander beistehen, schon ist es warm, schon ist es warm, mögen sie einander helfen.

Kommentar:

Q. n. yn tzonmolco otonac auh in omaceualhoan xinechinacaqui notechpouizque yn enetoltiloyan.

Im Tzonmolco wurde es warm, erduldet mir die Pein, ihr Leute, ihr sollt mir geweiht sein (sollt mir angehören) auf dem Platz, wo man Gelübde ausspricht (d. h. im Tempel).

Merkwürdig ist hierin, daß die maceualli, das gewöhnliche Volk, als Teilnehmer der Übungen genannt sind.[1]) Maceualli ist vielleicht in dem Sinne, wie z. B. in der Historia de los Mexicanos por sus pinturas (C. 6, 11), als die Menschen überhaupt, beziehungsweise das ganze mexikanische Volk, die Mexikaner im allgemeinen, zu verstehen. Doch besteht an jener Stelle augenscheinlich der Nebenbegriff des Menschen gegenüber der Gottheit, des Dieners gegenüber dem Herrn, was für uns sehr gut passen würde. Derjenige, dem sie geweiht sind oder angehören, kann nur der Feuergott sein.

5. Huiya tzonimolco xoxolcuicatl cacauantoc ya ayouica mocuiltonoaci tontecuitl moteicnelil mauiztli.

Im Tempel des Feuergottes beendet man den Dienergesang. Mit Leichtigkeit wird unser Herr Überfluß an Gütern haben (oder voll Freude sein), äußerst gut geht es ihm dadurch.

Kommentar:

Q. n. yn cuicatl tzomolco ca ye cauani in aic necuiltonollo netotilo in tetecuti yeua moteicnelil ca mauiztic.

Im Tzonmolco hört nun niemals auf der Gesang, der Reichtum und der Tanz. Äußerst gut geht es den Herren dadurch.

Es kann hier, wie oben bemerkt, wohl kaum die Rede davon sein, daß die Patrone der maceualli, des gemeinen Volkes, gemeint sind, die durch die Bußübungen im Tempel des Feuergottes ihren Reichtum vermehrt sehen werden, obwohl man in der Tat durch Frömmigkeit gegen Xiuhtecutli seinen Wohlstand zu erhöhen hoffte.[2]) Sondern dieser Vers knüpft wieder deutlich an den ersten an, wo der Priester den Wunsch aussprach, die Vorfahren im »Hause des Herabsteigens« zu befriedigen, die dann auch im zweiten Vers notecua, beziehungsweise amotecuhuan genannt werden. Man mag daran denken, daß die religiösen Teilnehmer in demselben Sinne macealtin und xolome genannt werden, wie man Tezcatlipoca aus Frömmigkeit Titlacauan »wir sind seine Sklaven«[3]) nannte. Die Vorfahren leben also dort wie in einem Paradies beim Feuergott, der ja auch auf Erden der Gott des Wachstums und Reichtums ist.

Im letzten Vers endlich tritt die Beziehung des Feuergottes zum Wasser in ihr Recht, ohne das ja kein Gedeihen möglich ist.

6. Huiya ciuatontla xatenonotza, ayyauhcalcatl quiyauatla, xatenonotza.

---

[1]) Vergleiche Sahagun, III. Apendice C. 6: »mazeualli (o plebello)«.

[2]) Sahagun, II, C. 38.

[3]) Sahagun, II, C. 4 u. s. w. Der Ausdruck vasallo und siervo kommt bei Sahagun (I. C. 12) dem Menschen gegenüber Tezcatlipoca zu.

Berggöttin, ermahne den Herrn des Nebelhauses, der im Regen trieft, ermahne ihn (daß er regnen läßt).

Dieselbe Übersetzung erfordert auch der Kommentar, aus dem hervorgeht, daß ciuatontli Anrede ist.

Yn ciuatontli xitenonotza in quiauat ayauhcalcatl id est in ticiuatontli xitenonotza.

Der Ausdruck ciuatontli, kleine Frau, geht wahrscheinlich auf eine Berggottheit, da diese die Spender des Regens sind und von kleiner Gestalt gedacht werden. Die Nebelhäuser, vier an der Zahl, entsprechend den vier Weltgegenden, sind als Sitz der Berg- und Regengötter (Tlaloques) bekannt.[1])

So haben wir also gesehen, daß der Feuergott zugleich Gott der Toten, der Vorfahren ist, die mit ihm am Ort des Herabsteigens wohnen, also da, wo es in die Erde hinabgeht. Auf diese Beziehungen Xiuhtecutlis zu den Toten gibt es aber auch sonst noch einige Hinweise. Am Fest izcalli, das dem alten Feuergott gefeiert wurde, das von Sahagun (II, C. 38) mit dem besonderen Namen oauquiltamalqualiztli, »das Essen einer besonderen Art tamales« belegt wurde, opferte man zuerst fünf oauquiltamales zu Hause ins Feuer und je eine solche Maispastete über den Gräbern der Verstorbenen. Ferner ruht auf Blatt 54 der Bilderhandschrift der Biblioteca nazionale in Florenz,[2]) wo die Bestattung vornehmer Mexikaner dargestellt ist, das Mumienbündel auf der Brustplatte des Feuergottes. Der Codex Borbonicus zeigt in dem Bild der neunten Woche die Ausstattungsgegenstände eines Mumienbündels neben dem Feuergott (Abb. 43) in derselben Weise, wie sie in der Darstellung der zehnten Woche zu sehen sind, die dem Todesgott gewidmet ist.[3]) Sie scheinen an jener Stelle für den toten Krieger bestimmt zu sein, der zwar der Tradition nach zur Sonne emporsteigt, aber dieselben Zeremonien wie die anderen Toten genießt.

Sehr merkwürdig ist auch die Darstellung des zehnten Jahresfestes »uei miccailhuitl«, »das große Fest der Toten«, beziehungsweise »Xocotl uetzi«, »das Herabfallen Xocotls«. Wenn sonst an demselben Jahresfest zwei verschiedene Feiern veranstaltet wurden, so ist in der bildlichen Darstellung des Festes beides nebeneinander zu sehen, falls nicht etwa ein Teil ganz unterdrückt ist. Hier aber zeigt im Codex Telleriano-Remensis (Abb. 9) und Codex Vaticanus A[4]) das dargestellte Mumienbündel den Kopf Xocotls mit seinem Emblem darauf, dem rudimentären Obsidianschmetterling (itzpapalotl), und im Codex Borbonicus ist sogar das Mumienbündel oben auf dem Baumstamm angebracht, wo sonst das Bild Xocotls befestigt ist (Abb. 10). Dieses fehlt aber auch hier nicht. Es ist nicht wie im vorigen durch einen Mumienkopf, sondern nur durch den Itzpapalotl ausgedrückt, dessen Greifarme unmittelbar über dem Mumienbündel zu sehen sind. Daher ist anzunehmen, daß das Totenfest und das Fest Xocotls ihrem Inhalt nach zueinander gehören, ja daß, nach unserer Darstellung zu urteilen, die Mumie mindestens ebenso wichtig ist wie Xocotl, der demnach in den anderen Darstellungen des Festes mit Unrecht allein auf der Stange angebracht ist. Nun ist aber, wie bekannt,[5]) Xocotl mit unserem Feuergott Otontecutli identisch und dieser wiederum nur eine besondere Auffassung des alten Feuergottes Xiuhtecutli, obwohl es ein Irrtum Sahaguns zu sein scheint, daß er (II, C. 29) dieses zehnte Jahresfest Xiuhtecutli gewidmet sein läßt. Es ist auch selbstverständlich, daß, wenn die den Mexikanern stammverwandten Tepaneca, deren Gott

[1]) Sahagun, II, C. 25, 32 u. s. w.

[2]) Siehe Seler, Tonalamatl. 1900, 77.

[3]) Vergleiche Seler, Tonalamatl. 1900, 81.

[4]) Ed. Herzog von Loubat, Bl. 47, 1.

[5]) Siehe Seler, Veröffentlichungen aus dem königl. Museum für Völkerkunde zu Berlin. I, 137.

Otontecutli ursprünglich war, ihn als Feuergott verehrten, dieser im wesentlichen dieselben Züge haben mußte wie Xiuhtecutli.

Was dieses Fest bedeutet, an dem die Gestalt Otontecutlis auf der Spitze des Xocotl-Baumes von emporkletternden Jünglingen seiner Waffen beraubt und selbst heruntergerissen wurde, ist ungewiß. Man könnte an die aufhörende Hitze des Sommers mit ihrer Dürre denken, da der nächste Monat das Erntefest Ochpaniztli brachte. Aber gerade die Wärme hat ja die Frucht gebracht, und es ist deshalb naheliegender, in der beginnenden Ernte das Aufhören von Hungersnot und ihrem Gefolge, den Krankheiten, zu sehen, das hier mit vielem Freudengeschrei gefeiert wurde. Denn auch Hunger und Krankheiten gingen von den Waffen des Feuergottes aus: »Xiuhcoatl mamalhuaztli tepan quimotlaxilia tepan quimochiuilia yn Dios«, was Olmos[1]) mit »da dios hambre y enfermedad« übersetzt, was aber wörtlich heißt: »Die blaue Schlange, den Feuerbohrer wirft auf einen, setzt auf ihn in Tätigkeit der Gott.« Xiuhcoatl und mamalhuaztli sind die bekannten Ausrüstungs-

Abb. 9. Mumienbündel mit dem Kopfe Otontecutlis am Fest Xocotluetzi. C. Tell.-Rem. Bl. 2, 2.

Abb. 10. Mumienbündel mit dem »Itzpapalotl« am Fest Xocotluetzi. C. Borb. 28.

gegenstände Xiuhtecutlis. Auf das Aufhören des Hungers deutet vielleicht auch die dabei ausgeführte Zeremonie, drei große tamales, welche über dem Kopf Otontecutlis auf drei Hölzer gesteckt waren, mit herunterzureißen, zu zerstückeln und auf das Volk unten herabzuwerfen, das sich um die Stücke balgte.[2]) Allerdings waren diese Klöße nicht aus Mais, sondern aus tzoualli (Stachelmohn[3]), wie das Bild des Gottes selbst. Auf diesem Wege ist das Fest zugleich zu einer Totenerinnerungsfeier geworden. Wenn aber diese Erklärung auch falsch wäre, so bliebe doch die Verbindung von Feuergott (Otontecutli) und den Toten hier auf jeden Fall bestehen. Es mag daran erinnert werden, daß auch in der Darstellung der zehnten Woche, die dem Todesgott Mictlantecutli geweiht ist, in einzelnen Codices[4]) ein Baum aufgepflanzt ist, der die Richtung von oben nach unten, ins Totenreich, angibt. Der Baum steht in einem Gefäß mit Wasser, und auch der Xocotlbaum in der Darstellung des Florentiner Codex (Bl. 26) ist in ein solches

[1]) Olmos, Grammaire de la langue Nahuatl. Ed. Rémi Simeon. Paris 1875, 227.

[2]) Sahagun, II, C. 29.

[3]) Siehe Seler, Veröffentlichungen. VI, 202, Anm.

[4]) Aubinsches Tonalamatl, 10. C. Borbonicus, 10.

rechteckiges Gefäß gepflanzt. Duran (C. 90) sucht übrigens auch nach einem Zusammenhang zwischen den beiden Namen Xocotluetzi und uei miccailhuitl und meint, an diesem wichtigen Fest seien so viel Gefangene geopfert worden, daß man es das Fest der Toten nannte.

Schließlich wurde auch der ganze Xocotlbaum unter großem Lärm umgerissen, und dieser Vorgang, verbunden mit den vorhergehenden Erwägungen, erinnert sehr an den zweiten Vers des oben übersetzten Liedes an Xiuhtecutli, an das Herabsteigen der Toten nach Chicueyocan, dem Orte des Feuergottes, nachdem der Icçotlbaum umgestürzt war (mimilcatoc icçotl). Der Gedankengang wäre dann der, daß man durch das Umreißen des Gottes, beziehungsweise des Mumienbündels und dann des Baumes am Fest Xocotluetzi sowohl bezeichnete, daß Hungersnot, Krankheit und Tod nun vorläufig beseitigt sind, daß aber andererseits die einmal Verstorbenen ins Totenreich gehen. Sicher ist der letztere Gedanke in der Zeremonie enthalten, denn das Umstürzen von Gefäßen, das Herabstürzen von Menschen und anderes der Art werden wir noch als Zeichen des Oben—Unten, d. h. des Hinabstürzens ins Totenreich, genügsam kennen lernen. Ob aber die innige Verbindung zwischen Otontecutli, beziehungsweise Itzpapalotl und dem Mumienbündel mehr ausdrückt als die Bestimmung des letzteren für das Totenreich, den Wohnort des Feuergottes, mag dahingestellt sein und ist für den weiteren Verlauf gleichgültig. Das Material des aufgerichteten Baumes am Xocotluetzi wird allerdings nirgends angegeben, man weiß also nicht, ob ein Icçotlbaum dazu genommen wurde. Von dem letzteren sagt Sahagun (XI, C. 6, § 3) nur, daß er in der Rinde und den Blüten einer Palme ähnle und daß man ihn vor die Tempel zu pflanzen pflegte.

III.

Der Feuergott als Herr der vier Richtungen.

Eine weite Aussicht eröffnet die Verbindung Otontecutlis mit dem Itzpapalotl, der auf seinem Kopf in Gestalt von zwei vierteiligen Gebilden an Stielen angebracht ist. Bekanntlich sind dieses nur die »Arme« des Obsidianschmetterlings, itlotloma, seine Falkenhände, die an Stelle der ganzen Figur stehen und in ihrem Aussehen bedeutende Veränderungen erfahren (vergleiche Abb. 11, 12, 13, 10, 9). Auch bei Xiuhtecutli kommen sie am Fest izcalli in der Zweizahl auf Stöcke gespießt und in Verbindung mit einer Papierrolle vor (Abb. 14). Dieselbe Form zeigt die Hieroglyphe der Stadt Xocotitlan (Abb. 15), wo die »Itzpapalotlhände« wahrscheinlich mißverstanden über einer Blume auf dem Haupt Xocotls erscheinen. Es ist an und für sich bezeichnend, daß der Feuergott in Beziehung zu dieser alten Erdgöttin [1]) steht, die wie die Teteoinnan und andere Erdgöttinnen im Innern der Erde wohnend und als eine Art Todesgöttin gedacht werden muß. Deshalb hat sie auch im Codex Borgia (11, 66) allein [2]) von allen Göttinnen die Gesichtsbemalung Xiuhtecutlis, von der wir anderswo auch bei der alten Erdgöttin Ilamatecutli des Tititl-Festes Anklänge finden (Abb. 16, vergleiche Abb. 90, 95). Bei dieser sehen wir außerdem bisweilen die Brustplatte des Feuergottes. Ähnliche Gesichtsbemalung findet sich übrigens auch hie und da bei Todesgöttern (Abb. 17).

Weshalb hat nun aber der Itzpapalotl »Hände«, und zwar vierzackige? Um das Erstere zu verstehen, müssen wir uns daran erinnern, daß anerkanntermaßen der Schmetterling die Feuerflamme darstellt, und daß die Feuergöttin Chantico auch Papaloxaual, die

[1]) Siehe Seler, Tonalamatl. 1900, 107.

[2]) Siehe jedoch die Göttin C. Borgia, 59, die wahrscheinlich mit der Itzpapalotl identisch ist.

Schmetterlingsschminke, und Tlappapalo, der rote Schmetterling, augenscheinlich nach dem Aussehen der Flamme, genannt wurde und einen goldenen Schmetterling als Nasenschmuck trug.[1]) Bekanntlich ist auch Xiuhtecutli in den Handschriften bald gelb, bald rot dargestellt. Es hieße daher einer einfachen Erklärung aus dem Wege gehen, wollte man den schrecklichen Obsidianschmetterling, der auf dem Kopfe Otontecutlis, des Feuers, zu lodern scheint, nicht als die gierig um sich greifenden Flammenarme erklären. Daher also trägt der Itzpapalotl die »Falkenhände«, tlomaitl. Man denke auch an die zahllosen

Abb. 11. Itzpapalotl, auf dem Rücken getragene Devise. Sahagun-Ms. nach Seler, Veröffentlichungen. I, 131, Fig. 76.

Abb. 12. Otontecutli. Sahagun-Ms. nach Seler, Veröffentlichungen. I, 169, Fig. 8.

Abb. 13. Priester, am Fest Xocotluetzi die Trommel schlagend. C. Borb. 28.

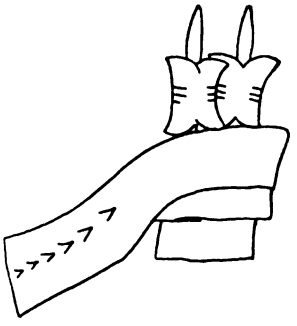


Abb. 14. Die »Itzpapalotlhände« (tlomaitl) am Fest des Feuergottes (Izcalli). C. Borb. 23.

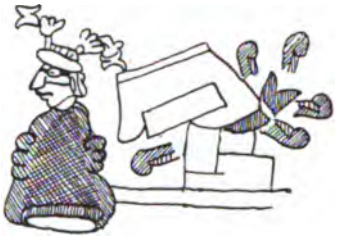


Abb. 15. Eroberung der Stadt Xocotitlan. C. Mendoza 10, 7.

Abb 17. Mictlantecutli. C. Tell.-Rem. Bl. 23, 2.

Abb. 16. Ilamatecutli am Tititl-Fest. C. Tell.-Rem. Bl. 6, 1.

Schmetterlingsdevisen der Krieger, wo der Schmetterling nicht leicht ein harmloses Tierchen andeuten kann, mag auch in der Tat irgendeine Gottheit den Schmetterling in

[1]) Seler, Tonalamatl. 1900, 115. Eine Quelle für die beiden Ausdrücke ist nicht angegeben. Preuß, Zeitschrift für Ethnologie. XXXII, 110f. Die Ausdrücke für Schmetterling, die mit Feuer, tletl, zusammengesetzt sind, wie tlecocoz (Molina s. v. mariposa) und tlepapalotl, geben an sich keinen Anhalt für die Auffassung des Schmetterlings als Flamme. So heißt es bei Olmos, 216: Omotlepapalochiuh, aquitlaçotlac in yelhc hiquiuh in ytzontecon, in aixco icpac tlachix, çan teca omouitec, omotzotzon, çan yliuiz in ualh actiuetz, in oncan mopipitztica in tetl, in yuh chauapapalutl yçan yliuiz tleco calactiuetzi. Er wurde ein Feuerschmetterling, achtete nicht auf seine Brust und seinen Kopf, war ein reiner Tor, tat nichts als sich für einen verwunden lassen, sich Püffe zuziehen, da unversehens in ein Loch fallen, hier gegen einen Stein prallen, gleichwie ein unglücklicher Schmetterling auf einmal ins Feuer stürzt. Bei Olmos ist der Satz eine Phrase für »pusose in peligro y como loco o desesperado se dio a sus contrarios, o metiose do no salio como la mariposa en el fuego«. Allerdings kann man auch bei dem Ausdruck tlepapalotl von vorneherein an das scheinbar sinnlose Hin- und Herzucken der Flamme denken.

dem Sinne wie Blumen als Schmuck tragen, was übrigens nirgends bewiesen werden kann. Jedenfalls nimmt man dann schwerlich ein solches Kriegsabzeichen, sondern sucht sich eins aus, das die kriegerische Natur der betreffenden Gottheit besser repräsentiert, und das Feuer symbolisiert, wie bekannt, den Krieg bei den Mexikanern am besten.

Glücklicherweise gibt es aber außerdem einen sicheren Beweis dafür, daß der Itzpapalotl die leuchtende Flamme vorstellt. Bekanntlich wird Xiuhtecutli als nauhyoteoctle, als »Herr der vier Richtungen« angerufen,[1]) er steht nach C. Fejérváry[2]) im Mittelpunkt eines aufrechten Kreuzes, beziehungsweise achtstrahligen Sterns, und führt das »Sehwerkzeug«, das Tlachieloni, das ebenfalls meist ein Kreuz in der Mitte führt, offenbar als Hinweis darauf, daß er alle vier Richtungen überschaut. Diese Eigenschaft eines »Herrn der vier Richtungen« bietet zugleich die Erklärung für den Ausdruck chicueyocan, »Ort der Acht«, der vorher identisch mit dem »Haus des Herabsteigens« des Feuergottes gebraucht ist.

Der Gott ist der einzige, der so genannt ist. Spielen auch sonst die vier Richtungen und Kreuze eine übergroße Rolle in den mexikanischen Berichten und Bilderschriften. so daß damit nicht viel zur Charakterisierung der betreffenden Gestalten gewonnen zu sein scheint,[3]) so ist doch sicher, daß wir beim Feuergott den Ausgangspunkt von alldem zu suchen haben. Es ist eine müßige Frage, welche von den Eigenschaften und Tätigkeiten des Feuergottes Veranlassung zu dieser Benennung nauhyotecutli gegeben hat, beziehungsweise ob sie unmittelbar oder mittelbar gewesen ist, denn es kommen nicht weniger als vier Gründe zusammen, um den Ausdruck zu rechtfertigen oder zu erläutern.

Erstens leuchtet die Flamme nach allen vier Richtungen, gleichgültig, wo sich das Feuer befindet: direkter Grund.

Zweitens war das Herdfeuer bei den Mexikanern in der Mitte der Hütte: mittelbarer Grund, da man vorher erst eine mechanische Übertragung auf die Mitte der Welt annehmen muß. Diesen Grund möchte man am wenigsten gelten lassen.

Drittens wohnt der Feuergott im Nabel der Erde und damit in der Mitte der Welt: unmittelbarer Grund. So heißt es von dem Gott »Großvater Feuer« der den Mexikanern stammverwandten Huichol:[4]) »Sein Nabel ist hirū'apa, welches der Tanzplatz des Tempels, die Mitte der Welt ist.« Auf Geheiß des Schöpfergottes Ometecutli kommen vom obersten Himmel die Einwirkung und die Wärme, durch die sich die Kinder im Mutterleibe erzeugen.«[5]) Es ist daher nicht unmöglich, daß durch die Parallelisierung der Erde und des Mutterleibes, da der Feuergott bekanntlich überhaupt der Träger alles Wachstums ist[6]) und in der Erde wohnt, zugleich seine Anwesenheit in der Mitte der Welt gegeben ist.

Viertens ist das Feuer das wichtigste Prinzip bei den Mexikanern.[7]) Um das Feuer drehte sich der Haushalt und die gottesdienstlichen Handlungen überhaupt. Vom Feuer hing das Fortbestehen der Welt und, wie erwähnt, alles Wachstum ab. So wurde Delphi wegen seiner Wichtigkeit zum Nabel, zum Mittelpunkt der Erde, und die griechische

---

[1]) Sahagun-Ms. in Madrid bei Seler, Tonalamatl. 1900, 125, Sahagun IX. C. 3 steht nauhiotecatl.

[2]) Ed. Herzog von Loubat, 1.

[3]) Preuß, Zeitschrift für Ethnologie. XXXIII, 20 f.

[4]) Lumholtz, Symbolism of the Huichol Indians in Memoirs of the American Museum of Natural History. Vol. III, Anthropology, II, 1. New-York 1900, 39.

[5]) Sahagun, X, C. 29, § 1.

[6]) Sein Fest izcalli = crescimiento Sahagun, II, C. 37 u. s. w.

[7]) Vergleiche Duran, C. 97: A ningun elemento de los cuatro tanto honro esta nacion mexicana des pues del fuego como a la agua. Hauptsächlich geht das aber aus dem ganzen Wesen des Feuergottes hervor, wie im Verlaufe der Untersuchung immer klarer werden wird.

Hestia ist der ruhende Mittelpunkt der Familie, der Gemeinde, der zerstreuten Kolonien, ja die Erde selbst inmitten des Weltalls. Die Wichtigkeit des Feuers ist also auch als mittelbarer Grund für den Beinamen des Feuergottes als »Herr der vier Richtungen« anzusehen.

Natürlich ist bei alledem vorausgesetzt, daß man überhaupt den Begriff der vier Richtungen schon auf irgendeine Weise gefaßt hatte, wozu die Bewegung der Sonne ohne weiteres hinleitet. Wie das Symbol der vier Richtungen als Arme des Feuers, nämlich des Itzpapalotl auf dem Haupt Otontecutlis angebracht ist, so trägt auch Xiuhtecutli ein ähnliches Abzeichen, das ist seine Brustplatte (Abb. 18—20), die die Form der Itzpapalotlhände (Abb. 14 u. s. w.) hat, nur daß sie an den gezackten Schmalseiten mit Stufen ähnlich

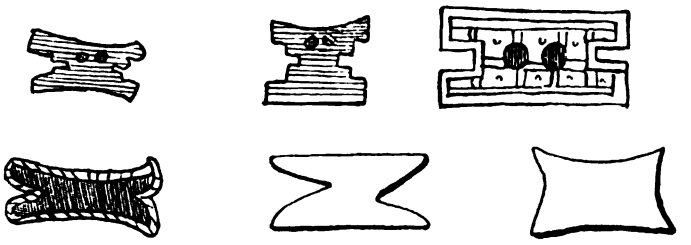


Abb. 18—23. Brustplatten des Feuergottes (C. Tell.-Rem. Bl. 24, 1, Bl. 6, 2. C. Borg. 61) und Xipes (C. Tell.-Rem. Bl. 23, 2 und von Tonfiguren nach Preuß, Globus. LXXIX, 88, Fig. 22, 29).

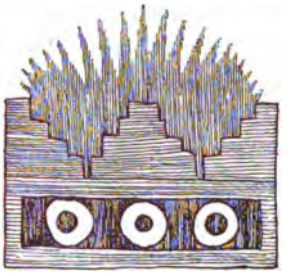


Abb. 24. Feuerbecken, worin das neue Feuer geschürt wird. C. Borb. 34.

Abb. 25. Kopf Otontecutlis. Anhang zu Duran: Fest Xocotluetzi.

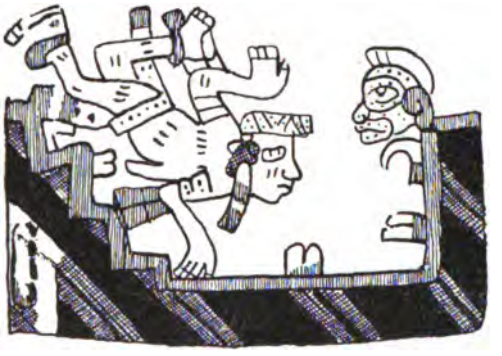


Abb. 26. Die Himmelsrichtung des Oben—Unten: In den Erdrachen stürzender Mensch. C. Vat. B. 23.

Abb. 27. In den Erdrachen stürzender Mensch. C. Borg. 8.

wie an den Zinnen des Feuerherdes (Abb. 24) versehen ist. Wie wir später sehen werden, ist auch der Feuergott auf seinem Sitze von Wolken, gleichwie Zinnen umgeben. Will man die zwei Zacken der Brustplatte mit ihren Stufen für Zinnen und als eigens für den Feuergott bestimmt ansehen, so ist das kein Gegengrund, daß sie an den Seiten liegen, da sie sekundär sind und sich an die vorhandene Form anschließen mußten. Indessen sind diese Zacken wohl wie die an Stuhlbeinen und Stuhllehnen als bedeutungslose Verzierung anzusehen, jedenfalls als untergeordnet gegenüber der Form des Ganzen. Im Codex Borgia ist die Platte entweder rechteckig oder an den Schmalseiten mit einem rechteckigen Einschnitt versehen (Abb. 23), ein Beweis, daß die Stufenzacken nicht die Hauptsache sind. Ob man nun unter dieser Brustplatte auch den Obsidianschmetterling oder die vier Richtungen an sich verstehen will, ist ziemlich gleichgültig, da ja beides auf die Idee des nach allen Richtungen leuchtenden Feuers zurückgeht.

Einen Brustschmuck ähnlicher Form hat bisweilen Xipe (Abb. 21—23). Sie hängt offenbar mit den zahlreichen Bändern seiner Tracht zusammen, die »auseinandergehende

Enden haben« (maxaliuhqui). Ist nun das »maxaliuhqui« vom Brustschmuck oder umgekehrt abzuleiten? Unmöglich wäre das erstere nicht und die Brustplatte des Feuergottes würde er, der Opfergott, wie wir sehen werden, nicht mit Unrecht tragen. Sehen wir doch auch, daß die »Itzpapalotlhände« allmählich einfache Zacken (maxaliuhqui) werden (Abb. 25 [1]).

IV.

Der Feuergott als Gott der fünften und sechsten Richtung, des Oben—Unten.

Bekanntlich haben die Mexikaner noch eine fünfte Richtung, die man als die Mitte zu bezeichnen pflegt, oder eine fünfte und sechste, die Richtung nach oben und unten. Es gibt zwei Wege, die zu der Entstehung des Begriffes einer fünften und sechsten Richtung führen. Die vier Weltgegenden, beziehungsweise -Richtungen werden an der Erde gemessen. Das Oben und Unten dagegen hat die Erde selbst als Mitte. Unwillkürlich stellt man sich aber ebenso wie für die vier Richtungen, auch für die fünfte und sechste eine gemeinsame Mitte vor, besonders wenn man vom Standpunkt primitiver Weltauffassung den Himmel sich über der Erde wölben sieht. Die höchste Höhe muß da natürlich in der Mitte liegen. Zweitens aber kann man annehmen, daß die Mitte, welche durch den Begriff der vier Richtungen an sich gegeben ist, durch Hineinverlegung eines für die Menschheit überaus wichtigen Elementes sich den Sinnen als etwas Alltägliches einprägt und deshalb eine fünfte und sechste Richtung ohne weiteres vom Mittelpunkt aus gerechnet wird. Für die Mexikaner ist, wie ausgeführt wurde, das Feuer überaus wichtig und auch aus den anderen angeführten Gründen sein Platz in der Mitte gegeben. Das Oben—Unten werden jene also wenigstens oft als Gegend der Mitte aufgefaßt haben.

Bei dem Herabstürzen eines Menschen in den Erd- oder Todesrachen, welches in der Darstellung der Mitte oder besser des Oben—Unten einigemal vorkommt [2]) (Abb. 26), können die Mexikaner deshalb tatsächlich an ein Loch mitten in der Erde gedacht haben, wenn auch andererseits der Erdrachen oft in der Richtung Westen, dem Untergang der Sonne, und Norden, dem Ort des Totenreiches, gezeichnet ist. Ebenso ist im Codex Vaticanus B unter demjenigen der fünf Tlalocs, der das Oben—Unten verkörpert, ein Erdrachen gezeichnet (Abb. 28), während die vier anderen Tlalocgestalten nicht einen solchen aufweisen.

In gewisser Weise ist auch der Feuergott nicht nur ein Gott der ruhenden Mitte, sondern zugleich des Oben-Unten, wie es sich überhaupt aus den folgenden Ausführungen ergeben wird, daß die Mitte stets als ein Unten oder Oben, oder Oben—Unten aufgefaßt werden muß. Er ist, wie der Todesgott tlalxicco, »im Nabel der Erde«, aber — in xiuhtetzaqualco maquitoc [3]) — »er steigt« zugleich »in die blaue Steinpyramide herab«, und in dem ihm geweihten Lied ist seine Wohnung das »Haus des Herabsteigens«. Das Verbum ist bedeutsamerweise genau dasselbe, wie in der Phrase aqui yn tonatiuh, [4]) »die Sonne geht unter«, nur daß hier das Verbum neutral, dort aktiv und reflexiv ist. Tzaqualli ist das bekannte Wort für Pyramide, das z. B. von Sahagun für die berühmten Pyramiden der Sonne und des Mondes in Teotihuacan gebraucht wird. Bevor Nanauatzin und Tecciztecatl sich ins Feuer stürzten, um Sonne und Mond zu werden, opferten sie. »Jedem von ihnen erbaute man (nämlich die anderen Götter) einen Turm wie ein Berg. Auf diesen Bergen hielten sie vier Tage und vier Nächte Bußübungen ab und jetzt

[1]) Siehe auch Florentiner Codex, Bl. 26.

[2]) Siehe C. Fejérváry, 37, C. Borgia, 53.

[3]) Sahagun-Ms. (VI, C. 17) bei Seler, Tonalamatl. 73.

[4]) Molina s. v. aqui.

werden die Berge tzaqualli genannt.« [1]) Jener Stelle »in xiuhtetzaqualco maquitoc« der Sahagun-Manuskripte entspricht im spanischen Text »der in der Behausung des Wassers (en el albergue de la agua) seinen Wohnsitz hat und zwischen den Blumen, die die zinnengekrönten Mauern sind, eingehüllt von Wasserwolken«. Seler[2]) bemerkt dazu, daß das Wort für Zinne (mixyotl, mixxotl, mixoyotl) im Mexikanischen geradezu von dem Wort mixtli, die »Wolke«, abgeleitet ist und das »Wolkenartige« (mixiotl) bedeutet. An Zinnen, beziehungsweise an einen Feuerherd erinnert auch sehr die Darstellung des Erdrachens, C. Borgia 53, in welchen ein Mensch kopfüber herabstürzt, und zwar bezeichnet er hier die Mitte, beziehungsweise die Richtung nach unten [3]). Sehr wirkungsvoll hebt sich eine sonst ganz entsprechend gezeichnete Figur im C. Borgia (8) von dem dunklen Nachthimmel ab (Abb. 27).

Was man sich unter der »blauen Steinpyramide, in welche der Feuergott hinabsteigt«, denken soll, ist schwer zu sagen. Pyramiden, auf deren Höhe die Cella des Gottes stand, sind wohl zum Teil als der oder die Himmel aufzufassen, als Himmelssitz des Gottes. In manchen Tempeln der Bilderschriften sind mehrere Etagen in dem hohen Dach angegeben, die Himmelsembleme, Sterne, Augen, Steinmesser u. dgl. m. ausstrahlen und demgemäß als Himmel gelten können (Abb. 29). Eine Menge Gestalten scheinen auf dem Rücken liegend, diese Himmel zu stützen, und in der Tat erzählt Tezozomoc,[4]) daß für den Bau des großen Tempels für Uitzilopochtli und Tlaloc in Mexiko Statuen der Tzitzimime angefertigt worden seien. Dieses seien die Stützen des Himmels gewesen. Nun stimmt in unserer Abbildung (29) zwar die Zahl der Himmel (6), über denen an einem Seil von der Spitze des Gebäudes aus der Hirsch mit der Sonne und das Kaninchen mit dem Monde schweben, nicht mit der Tradition. Diese gibt an, daß die drei unteren Himmel die Region von Sonne, Mond und Sternen sind.[5]) Doch was sollen schließlich die Etagen der Figur anders sein als Himmel, und wenn in den Bilderschriften auch Erdgöttinnen und Todesgötter mitunter einen Himmel mit Augen, Steinmesser u. s. w. oben in ihrem Tempel haben, so mag man ihn als Analogie zu den 13 Himmeln oder als die himmelragenden Bergspitzen bei den Erdgottheiten oder endlich als einen Himmel der neun Unterwelten ansehen. Es kann auch darauf Bezug haben, daß diese Gottheiten sowohl in der Tradition wie in den Bilderschriften[6]) ebenfalls als Tzitzimime, als Stützen des Himmels auftreten, worauf wir später genauer eingehen werden.

Abb. 28. Der Tlaloc der Himmelsrichtung Oben—Unten. C. Vat. B. 69.

Jedenfalls wird man der folgenden einfachen und sich von selbst ergebenden Erklärung beipflichten müssen, daß die hohen Pyramiden zu irgend einer Zeit den Bergen, um die sich die Wolken sammeln, die in die Wolken und in den Himmel ragen, verglichen worden sind. Massenhaft sind die Zeugnisse dafür, daß die Mexikaner die Berge

[1]) Sahagun, VII, C. 2.

[2]) Tonalamatl, 73.

[3]) Siehe die folgende Tabelle der Richtungsgötter. Nr. 14.

[4]) Cronica mexicana, C. 38. Seler Comptes rendu du Congrès des Américanistes. VII. Session, 610.

[5]) C. Vaticanus A, Bl. 2. 1, vergleiche Historia de los Mexicanos por sus pinturas, C. 7.

[6]) C. Tell.-Rem., Bl. 4, 2 u. s. w. C. Borgia 49—52.

als Wasserbehälter und als Sitz der Wolken ansehen. Der Himmel des Regen- und Berggottes Tlaloc befindet sich bekanntlich in der Region des Mondes: ilhuicatl tlaloca ipan metztli.[1]) Doch nicht nur als Sitze der Regengötter und Wassergottheiten wurden die Berge

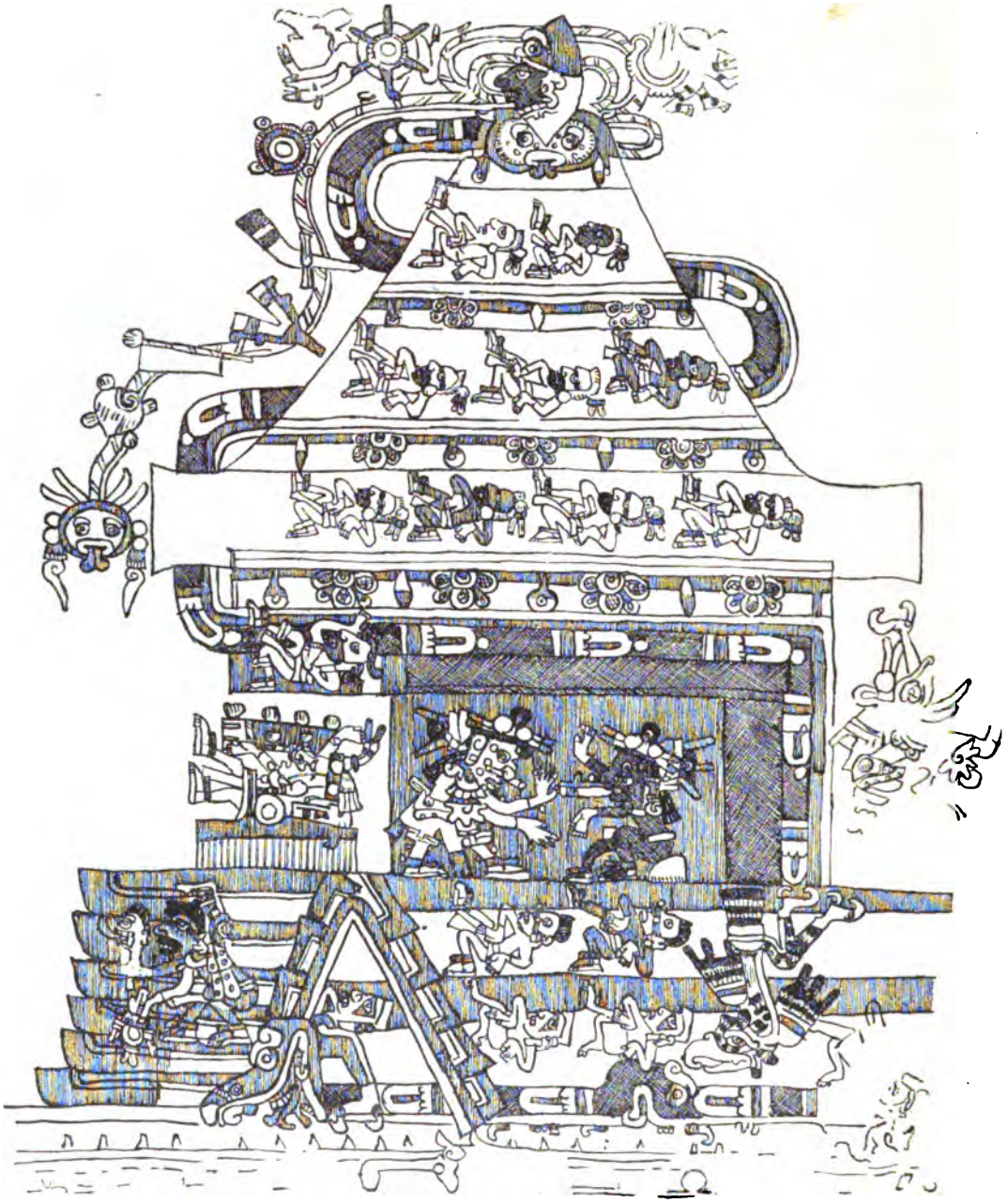


Abb. 29. Tempel mit Sonne und Mond an der Spitze. C. Borg. 33.

verehrt, sondern auch andere Gottheiten genossen auf Bergen Verehrung: so Camaxtli, der geradezu Mixcouatl, die Wolkenschlange heißt, an seinem Fest Quecholli[2]) und auch der Feuergott hatte seinen Tempel auf dem Berge, wo das neue Feuer am Ende der

[1]) C. Vatic. A. Bl. 2, 1.

[2]) Duran, C. 85.

52jährigen Periode entzündet wurde, auf dem Uixachtecatl (Abb. 30). Sehr zahlreich sind auch die Vorgänge auf Bergen, in denen Götter eine Rolle spielen. Coatlicue gebar den Uitzilopochtli auf wunderbare Weise, während sie auf dem Coatepec lebte und frommen Handlungen oblag.[1])

Die Pyramiden der Sonne und des Mondes in Teotihuacan werden, wie wir sahen, mit Bergen verglichen. Der (auf der Reise?) gestorbene Kaufmann wurde auf eine Rückentrage geschnürt und diese auf der Spitze eines Berges an einen Pfahl gehängt, wo der Körper verweste: man sagte, er sei nicht gestorben, sondern zum Himmel gegangen, wo die Sonne ist.[2])

Am besten zeigt sich die Anschauung, daß die Berge in den Himmel ragen, in der Stammsage der Mixteca von Cuilapa.[3]) Dort erhob das Urgötterpaar, der Hirschgott und die Hirschgöttin, einen großen Fels über das Wasser, das die Erde bedeckte, und erbauten darauf prächtige Paläste zu ihrer Wohnung. Auf die höchste Spitze legten sie eine Kupferaxt mit der Schneide nach oben, auf der der Himmel ruhte. Diese Gebäude befanden sich in der Mixteca alta, in der Nähe des Dorfes Apoala, und der Fels wurde

Abb. 30. Tempel Xiuhtecutlis auf dem Uixachtecatl, wo das neue Feuer erbohrt wurde. C. Tell.-Rem. 42, 1.

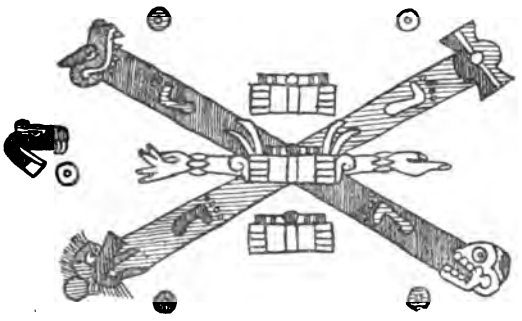


Abb. 31. Die sechs Richtungen mit dem Feuergott (ce couatl) in der Mitte. C. Fejérváry-Mayer 43.

»Ort, auf dem der Himmel ruht«, genannt. Die blaue Steinpyramide und der feste Wolkensitz des Feuergottes, wobei der letztere Ausdruck gewissermaßen nur eine Übersetzung des ersteren ist, müssen demnach auf die Weise vereinigt werden, daß die Pyramide gleich einem Berge sowohl das Haus der Wolken, wie der Himmelssitz ist. Ist es da noch nötig, an die geheimnisvolle Höhe vieler Berge zu erinnern, deren Gipfel noch keines Indianers Fuß betreten hatte, und an den Olymp, den himmlischen Thron der Griechengötter?

Daß der Feuergott durch seinen Platz im Innern der Erde und in himmlischer Höhe der Berge das Oben—Unten verkörpert, wird auch durch die Abb. 31 bestätigt, die nach Selers scharfsinnigen Untersuchungen[4]) in den beiden Armen das Oben-Unten und in dem Kreuz die vier Richtungen verkörpert. Die Arme gehören der Gestalt des alten Urgottes Iztac Mixcouatl an, und ihnen entspricht das Datum daneben ce couatl, das der Anfangstag der Woche des Feuergottes ist, also diesen selbst repräsentiert. Der Feuergott und Iztac Mixcouatl sind demnach hier ident. Dieser alte Gott aus der Urheimat der Stämme, dem im Norden gelegenen »Ort der sieben Höhlen« (Chicomoztoc), pflegt nach dem Namen »Wolkenschlange« der oberen Region zugeschrieben zu werden.

[1]) Sahagun, III, C. 1, § 1.
[2]) Sahagun, IX, C. 5.
[3]) Garcia bei Seler, C. Fejérváry-Mayer, 162.
[4]) Seler, C. Fejérváry-Mayer, 204.

Auch ist er als Vater Quetzalcoatls mit Citlallatonac, dem Gott der Milchstraße, identifiziert,[1]) was man vorläufig ebenfalls als obere Region deuten mag. Dieser Richtung »Oben« will ihn auch Seler, und wohl mit Recht, an einer anderen Stelle des Codex Fejérváry (6)[2]) zuweisen. Daß er auch mit der unteren Region zu tun hat, geht aus C. Borgia (60 oben links) hervor, wo zwischen ihm und seiner Frau Ilancueye ein Mensch in den Erdrachen hinabstürzt. Ferner ist C. Fejérváry 40 geradezu ein Mumienbündel über einem Erdrachen an Stelle des Gottes in den Parallelstellen gezeichnet.[3]) Eine Erklärung für diese Beziehungen zur unteren Region ergibt sich leicht daraus, daß im Norden das Totenreich gedacht ist.

Wie Mixcouatl werden wir noch eine Menge anderer Gottheiten als solche des Oben—Unten zu berücksichtigen haben, so daß es zweckmäßig erscheint, eine übersichtliche Liste der Götter und Symbole aufzustellen, die in den Bilderschriften den einzelnen Richtungen zukommen.

Liste der Richtungsgottheiten und -Symbole.[4])

	Mitte		Vier Richtungen				7. ursprüngliche Reihenfolge	8. Belegstelle
	1. oben	2. unten	3. Osten	4. Norden	5. Westen	6. Süden		
1	Feuergott		Itztli Tonatiuh	Cinteotl Mictlantecutli	Chalchiuhtlicue Tlaçolteotl	Tepeyollotl Tlaloc		C. Fejérváry ed. Loubat 1[5])
2	Feuergott oder Sonnengott		Acht Gottheiten, unbestimmt auf die vier Richtungen verteilt					C. Laud 1[5])
3			Xochipilli Tlaçolteotl	Tonatiuh Itztlacoliuhqui	Tlaloc Mictlantecutli	Cinteotl Mayauel	6. 5. 4. 3.	C. Laud 9 bis 16[5])
4	Cinteotl		Tonacatecutli	Mictlantecutli	Quetzalcoatl	Macuilxochitl-Xochipilli Tecciztecatl		C. Borgia 15 bis 17
5	Macuilxochitl-Xochipilli, beziehungsweise Xochiquetzal		Tlaloc	Pulquegott?	Tlauizcalpantecutli	Mixcouatl-Uitznauatl?		C. Vat. B. 33 bis 42
6	Macuilxochitl-Xochipilli		Tonatiuh	Itztlacoliuhqui	Xipe	Macuilxochitl Tezcatlipoca		C. Fejérváry 23—29[6])
7	Mayauel Agavepflanze		Tlaçolteotl	Mictecaciuatl	Chalchiuhtlicue	Xochiquetzal		
8	Itztlacoliuhqui Uitzilopochtli?	Ilamatecutli? Citlalicue?	Xochiquetzal Xolotl	Mictlantecutli Tlaçolteotl	Tonacaciuatl? Xochipilli?	Maxuilxochitl Ixtlilton	3.4.5.6.1.2.	C. Fejérváry 23—25 C. Vat. B 9 bis 11[7])

[1]) Motolinia in Icazbalceta. Colleccion de documentos para la historia de Mexico. I, 10, C. Vat. A, Bl. 7, 1. Historia de los Mexicanos por sus pinturas C. 8.

[2]) Seler, C. Fejérváry-Mayer. 61 f.

[3]) Seler, C. Fejérváry-Mayer. 160—164.

[4]) Die Verteilung der Gottheiten nach den Richtungen hat Prof. Seler besonders in seinem neuen Werk »C. Fejérváry-Mayer« mit Erfolg in Angriff genommen. In unserer Tabelle entspricht die Reihenfolge der Richtungen der in den Bilderschriften am meisten üblichen. Wo des Schematismus wegen eine Änderung der Reihenfolge in den Handschriften vorgenommen werden mußte, ist das in Abteilung 7 bemerkt.

[5]) Seler, C. Fejérváry-Mayer. 1901, 22—27.

[6]) Seler, C. Fejérváry-Mayer. 95 f.

[7]) Ebenda, 121 f.

	Mitte		Vier Richtungen				7. ursprüngliche Reihenfolge	8. Belegstelle
	1. oben	2. unten	3. Osten	4. Norden	5. Westen	6. Süden		
9	Tonatiuh	Tier des nächtlichen Dunkels, der Erde	Gott mit Tier-(Schlangen-?) Rachen	Mictlantecutli	Tlaçolteotl beziehungsweise in ein tecpatl stürzender Mensch	Xochipilli	6.2.1.3.4.5.	C. Fejérváry 30—32 C. Vat. B 9 bis 11 [1]
10			Tonatiuh, beziehungsweise Xochipilli?	Itztlacoliuhqui	Cinteotl	Mictlantecutli		C. Fejérváry 33, 34 C. Borgia 49-52 C. Bologna 12, 13
11			Roter Gott	Mixcouatl	?	Tezcatlipoca		C. Vat. B 17, 18
12	Quetzalvogel		Quetzalvogel	Adler	Kolibri	Papagei Jaguar		C. Fejérváry 37, 1 C. Borgia 49 bis 53 C. Vat. B 17, 18 [2]
13			?	?	Tlaçolteotl	Tlaloc		C. Vat. B 17, 18
14	Mensch, kopfüber herabstürzend in den Erdrachen		Quetzalcoatl	Mictlantecutli	Tlauizcalpantecutli	Xiuhtecutli	5.6.3.4.2.?	C. Borgia 49 bis 53 C. Vat. B 19 bis 23
15			Tonatiuh	Macuilxochitl	Cinteotl	Mictlantecutli		C. Borgia 49 bis 52
16	Xochipilli Xochiquetzal	Mictlantecutli Mictecaciuatl	Tonacatecutli Tonacaciuatl, beziehungsweise Xochipilli Xochiquetzal	Patecatl Tlaçolteotl mit Symbol Sonne-Nacht	Cinteotl ♂ und ♀	Tlaloc Chalchiuhtlicue, beziehungsweise Tlaloc Xochiquetzal?	3.4.5.6.1.2.	C. Fejérváry 35—37 C. Borgia 57 [3]
17	Sechsmalige Wiederholung des »Tiers des nächtlichen Dunkels, der Erde«							C. Fejérváry 39—43 [4]
18			Viermalige Wiederholung des Planeten Venus.					C. Fejérváry 41, 42 C. Vat. B 24 bis 27 C. Borgia 49 bis 52 [5]
			Fledermausgott	Mixcouatl	Abendstern?	Federschlange und Adler		
19	Mixcouatl? Feuergott ce couatl	Mixcouatl? Feuergott	ce cipactli	ce eecatl	ce miquiztli	ce olin		C. Fejérváry 43 [6]
20			Tlaloc	roter Gott	Chalchiuhtlicue	Xochipilli?	5.6.3.4?	C. Fejérváry 33, 34 [7]

[1]) Ebenda, 139 f.
[2]) Ebenda, 8 f.
[3]) Ebenda, 183 f.
[4]) Ebenda, 193 f
[5]) Ebenda, 195 f.
[6]) Ebenda, 204.
[7]) Ebenda, 181 f.

	Mitte		Vier Richtungen				7. ursprüngliche Reihenfolge	8. Belegstelle
	1. oben	2. unten	3. Osten	4. Norden	5. Westen	6. Süden		
21	Fünf Tlaloke fünf Richtungen zugewiesen.							
	Tlaloc über dem Erdrachen, beziehungsweise mit Symbol Sonne—Nacht		Fruchtbarkeit	Dürre, Mißwachs	zu viel Wasser	Dürre		C. Borgia 27 C. Vat. B 69
22	Fünf Tlaloke, fünf Richtungen zugewiesen							C. Borgia 28
			Mißwachs	Mißwachs	Mißwachs	Mißwachs		
23	Sechs Tlaloke sechs Richtungen zugewiesen							C. Vat. B 43 bis 48
24			toter, weißer Hirsch	brauner, vom Speer getroffener Hirsch	Macuilxochitl und Genossen	Ciuapipiltin		C. Vat. B 77, 78 C. Borgia 22. 47, 48
25	Skorpion		Vier Schlangen					C. Borgia 72 C. Vat. B 73
			Tlaloc	Tlaçolteotl	Quetzalcoatl	Macuilxochitl		
26			Vier Skorpione					C. Vat. B 95
27	tecpatl		Erste Woche der vier Tonalamatlviertel					C. Vat. B 95
28	10 olin		Tlauizcalpantecutli	Xipe	Tlaloc	?	Reihenfolge der vier Götter unsicher	C. Borgia 25 C. Vat. B 70
29	Schädel- und Totenknochen		Morgenstern	Macuilxochitl-Xochipilli	Abendstern	Chalchiuhtlicue	Reihenfolge der vier Götter unsicher	C. Borgia 26
30	Haus des Oben und Unten zweimal wiederholt							C. Vat. B 13 bis 16[1])

V.

Tamoanchan.

Von einigen Gottheiten der Mitte in unserer Liste der Richtungsgötter wird in den Liedern an die Götter[2]) erzählt, daß ihre Heimat Tamoanchan, das Haus des Herabsteigens ist, das mit Xochitl icacan, dem Ort der Blumen, identifiziert wird. Es sind Xochiquetzal, Cinteotl und Macuilxochitl, der Xochipilli sehr nahe steht und in den Bilderschriften schwer von ihm getrennt werden kann.[3]) Da bekanntlich Xochipilli auch mit Cinteotl manchmal ident ist, so können wir den ersteren, der ja ebenfalls in unserer Liste (Nr. 5, 6) der Mitte angehört, jenen drei zugesellen. Wenden wir uns nun der Frage zu, ob dieses Tamoanchan, das zugleich als Urheimat der verschiedenen Bewohner des Landes genannt wird,[4]) mit dem Haus des Herabsteigens (nochan tetemoan), dem Sitze der Toten, der Vorfahren und des Feuergottes, zu identifizieren ist.

Zunächst also die Vorfrage, deren Erörterung bereits für manche Stellen vorher notwendig gewesen wäre: Wie ist die Verbindung von Totenreich, Ort der Vorfahren und

[1]) Seler, C. Fejérváry-Mayer. 14f.

[2]) Brinton, Rigveda. 41, 52, 65. Vergleiche Seler, Tonalamatl. 105.

[3]) Vergleiche Seler, C. Fejérváry-Mayer. 115.

[4]) Sahagun, VIII. Prologo, X, C. 29, § 12.

Urheimat des Stammes möglich? Schon in Bezug auf Iztac Mixcouatl, den Urgott der Stämme in Chicomoztoc, wurden diese drei Begriffe miteinander vereint. Von dem Tamoanchan Macuilxochitls und Genossen wird gesagt, daß es eine Urheimat gewesen sei. Als Totenreich wird es nicht direkt erwähnt, und das »Haus des Herabsteigens«, Xiuhtecutlis, umfaßt Vorfahren und Tote.

Daß die Toten zugleich die Vorfahren sind und ein Totenreich zugleich der Aufenthalt der Vorfahren ist, ist selbstverständlich. Ist ein Volk gewandert, so hat es seine Toten in der alten Heimat zurückgelassen. Es kann also sein Totenreich mit der Urheimat, aus der die Vorfahren eingewandert sind, ohne weiteres identifizieren. Das scheint im Mexikanischen mit Chicomoztoc, dem Ursprungsort der Stämme, und dem Totenreich im Norden der Fall zu sein.

Viele Völker haben mit einem Aufenthalt der Verstorbenen in der Erde den Begriff verbunden, daß er im Westen zu suchen ist, wo die Sonne untergeht.[1]) Auch diese Ideenverbindung ist leicht verständlich. Es liegt deshalb nahe, Tamoanchan, da es »Haus des Herabsteigens« heißt, als Totenreich aufzufassen und auch als Urheimat dem Westen zuzuweisen. In der Tradition[2]) wird erzählt, daß das erste Volk, welches sich in Tamoanchan von den übrigen trennte, nach Osten zog. Die andern wanderten dann später nach Teotihuacan, um zu opfern: eine Himmelsrichtung wird dabei jedoch nicht angegeben. Wenn wir nun annehmen, daß die Überlieferung in dieser Stelle eine Einwanderung von Westen berichtet, so wäre wiederum der Zusammenhang zwischen den zurückgebliebenen toten Vorfahren und der Urheimat Tamoanchan ebenso gegeben wie vorher bezüglich Chicomoztocs und dem Totenreich im Norden. Wenn wir aber einen solchen Bericht in der zitierten Stelle nicht erblicken, so bleibt uns noch die Erwägung, daß Totenreich und Urheimat auch sonst verwandte Begriffe sein müssen, denn wenn man den toten Vorfahren ein bestimmtes Gebiet zuweist und sich daran gewöhnt hat, die Ahnen überhaupt dort zu lokalisieren, so müssen doch ihre Nachkommen auch von dort eingewandert sein. In dieser Erklärung wäre dann die Lage des Totenreiches das Primäre, die Urheimat das Sekundäre. Ohne dieser Frage auf den Grund gehen zu wollen, sei nur angeführt, daß z. B. das heilige Mitla der Zapoteken mit seinen Höhlen sowohl Begräbnisstätte der Großen und Priester wie der Eingang zum Paradies der Vorfahren war, denn diese seien aus der Tiefe des Erdinnern zur Erdoberfläche emporgestiegen.[3]) Möglicherweise ist auch hier der Gang der gewesen, daß man die Höhlen, wie es häufig geschieht, als Ort der Abgeschiedenen betrachtete und daraus die alte Urheimat ableitete.

Ganz außerordentlich schwierig aber ist es einzusehen, weshalb neben jenen beiden Totenreichen im Norden und Westen ein drittes in der Mitte der Erde in Verbindung mit dem Feuergott angenommen ist. Es ist wahr, Xiuhtecutli reicht unter die Erde, der Hauptgrund, oder besser die erklärende Begleiterscheinung scheint aber die Annahme zu sein, daß hier in der Mitte nicht nur ein Oben und Unten, sondern eine Kommunikation zwischen beiden vorliegt, die allen Naturerscheinungen zu widersprechen scheint. Diese Verbindung kann erst später erörtert werden. Nur soviel vorläufig, daß das grundlegende Element für diese merkwürdige Auffassung das Feuer ist. Daß die Toten zugleich in der Mehrzahl verbrannt wurden, ist wohl kaum mit dem Totenreich des Feuergottes in Verbindung zu bringen, wenigstens nicht als Folge, da eine solche Bestattung realere Grundlage zu haben pflegt. Eher könnte man vielleicht daran denken, daß die Ver-

[1]) Beispiele siehe bei Tylor, Anfänge der Kultur. II, 65 f.

[2]) Sahagun, X, C. 29, § 12.

[3]) Seler, Wandmalereien von Mitla. 4—8 (Burgoa).

brennung den Toten das Reich des Feuergottes als Aufenthaltsort anwies. Es ist in den Codices bisweilen der Absturz eines Menschen mit dem Kopfe voran in ein Feuerbecken dargestellt (Abb. 32 und 33). In Abb. 32 ist das Gefäß von blauem Himmel umgeben, der Rauch und Feuer ausstößt, und eine Reihe Steine schließt es ein. In dem dunklen Inhalt, der wie Nacht (?) (Abb. 60) gezeichnet ist, liegt das Symbol des Feuergottes, das im Codex Bologna meist an Stelle Xiuhtecutlis in der Liste der neun Señores de la noche angegeben ist (Abb. 34, vergleiche Abb. 90 unten). Der herabstürzende Mensch aber brennt, es steigen überall Rauchwolken von seinem Körper auf. Sehr wohl könnte man darin das Herabsteigen eines verbrannten Toten zu der Wohnung des Feuergottes sehen. Ähnlich ist es mit Abb. 33, wo ein Mensch kopfüber auf einen brennenden Holzstoß herabstürzt. Aber, wie gesagt, das »Haus des Herabsteigens« in der Mitte scheint etwas dem mexikanischen Denken Ursprüngliches zu sein. Wenn nun auch von dem Tamoanchan des Feuergottes nur gesagt ist, dort halten sich die Toten und Vorfahren auf, so liegt nach den vorhergehenden allgemeinen Erwägungen die Auffassung als Urheimat so nahe, daß von dieser Seite einer Identifizierung mit dem Tamoanchan des Westens nichts im Wege steht.

Abb. 32. Absturz eines brennenden Menschen in ein Feuerbecken. C. Borg. 24.

Abb. 33. Absturz eines Toten auf einen brennenden Holzstoß. C. Vat. B. 8.

Abb. 34. Hieroglyphe des Feuergottes. C. Bologna. 8.

Wenden wir uns nunmehr der speziellen Vergleichung dieser beiden mythischen Orte zu. Der Name Xochitlicacan, Ort der Blumen, deutet auf eine Art Paradies hin, und so wird es auch von den Interpreten geschildert.[1]) Auch der Feuergott wohnt »zwischen den Blumen, die die zinnengekrönten Mauern sind u. s. w.«, und die Schilderung des Ortes in dem ihm gewidmeten Liede ist, wie wir sahen, ebenfalls die eines Paradieses. Atlayauican, »Ort des Wassers und des Nebels«, wird Tamoanchan ferner genannt.[2]) Das paßt ausgezeichnet zu der Wohnung des Feuergottes, »albergue de la agua«, seiner Wasserbehausung. Ein anderer Name für Tamoanchan ist tlacapillachiualoya,[3]) »Ort, wo die Kinder der Menschen erzeugt werden«. Das entspricht den allgemeinen Erwägungen über Totenreich und Ausgangsort der Vorfahren, d. h. Urheimat. Speziell erinnert man sich hierbei an die bereits berührte mexikanische Anschauung, daß vom Schöpfergott Ometecutli im obersten Himmel die Wärme kommt, durch die sich die Kinder im Mutterleibe erzeugen. Tonocatecutli, der mit Ometecutli ident ist, wird von den Interpreten selbst als Herr von Tamoanchan genannt,[4]) wenn auch nur in einer Art Parallele zu dem Gott des christlichen Paradieses. Tatsächlich gehört er aber, ebenso wie wir es von dem alten Gott Mixcouatl beschrieben haben, notwendig zu den Göttern der Mitte

[1]) C. Tell.-Rem. Bl. 19, 1.
[2]) Brinton, Rigveda. 41.
[3]) Brinton, Rigveda. 52.
[4]) C. Tell.-Rem. Bl. 19, 1.

und zwar des Oben, da er sich im höchsten dreizehnten Himmel befindet, der sich eben über der Mitte am höchsten wölbt. Die Zeugungswärme, die von ihm ausgeht, bringt ihn dem alten Feuergott nahe, der im Erdschoße wohnt. In unserer Liste der Richtungsgötter ist er aber zufällig nirgends aufgeführt.

Man würde sich wohl jetzt ohne weiteres dazu entschließen, Tamoanchan mit dem »Haus des Herabsteigens«, dem Paradies des Feuergottes, zu identifizieren, wenn nicht dieselben genannten Götter von Tamoanchan, die in der Region der Mitte vorkommen, auch sämtlich außer der Xochiquetzal der Richtung des Westens angehörten.[1]) Daß, wie erwähnt, in der Tradition ein Volk von Tamoanchan nach Osten zog, fällt ebenfalls dafür ins Gewicht, daß die Urheimat im Westen lag. Es kommt noch hinzu, daß auch die Göttermutter Teteoinnan als heimisch in Tamoanchan angegeben wird,[2]) und diese ist in unserer Liste Nr. 1, 9, 13, wohl im Westen, nicht aber in der Mitte aufgeführt. Andererseits wird Teteoinnan auch Itzpapalotl genannt[3]) und wurde, obwohl vielleicht nicht einheimischen Ursprungs, mit ihr auch sonst nahezu identifiziert. Ist doch fast die Hälfte des Liedes an Teteoinnan der alten Erdgöttin Itzpapalotl gewidmet.[4]) Wie enge der »Obsidianschmetterling«, die fressende Flamme, mit dem Feuergott verbunden war, wissen wir. Wir kennen ihn geradezu als Symbol des »Feuers« Otontecutli. Dieser Itzpapalotl wird ausnahmslos in den Bilderschriften als Herrin des sechszehnten Tageszeichens, als Herrin der verlassenen Urheimat Tamoanchan dargestellt. Man konnte sich keine bessere Vertreterin des »Hauses des Herabsteigens« in der Mitte wählen! Und doch ist sie, da sie zudem selten in den Codices vorkommt, nicht unter den Göttern der Mitte aufgeführt. Ebenso gehört wohl auch Teteoinnan, das Herz der Erde (!), sicher zu den Gottheiten der Mitte, trotzdem sie in unserer Liste fehlt.

Abb. 35. Mumienbündel. C. Borb. 10.

Abb. 36. Xipe. C. Tell.-Rem. 27.

Wir müssen also schließen, daß in der Tat das Tamoanchan des Westens mit »nochan tetemoan« der Mitte identifiziert ist, aber wohlgemerkt, nur »identifiziert« denn wie die Sonne im Westen in die Erde herabsinkt, so gibt es im Westen auch ein Haus des Herabsteigens, freilich ein vollkommen mythisches. Als Herr des Ortes der Vorfahren ist der Feuergott zugleich der Ueueteotl, der alte Gott, und wird »ayamictlan«, »der vom Ort des Nichtmehrsterbens« (?) genannt.[5])

Bei allen genannten Göttern der Mitte kann man neben dem Oben ein Unten wahrnehmen. So bei Mixcouatl. Weniger ließ sich das bei Tonacatecutli durchführen. Xochiquetzal ist identisch mit der Tonacaciuatl im obersten Himmel, zugleich aber eine Erdgöttin. Cinteotl und Xochipilli, die in Verbindung mit der himmlischen Höhe gebracht zu werden pflegen, tragen auf ihrem Papierbehang das kleine Abzeichen, das zugleich häufig auf den Fähnchen der Mumienbündel (Abb. 35) vorkommt und wahrscheinlich die Spitze eines Rasselstabes (chicauaztli) ist.[6]) Es stimmt dazu, daß der Todesgott an einzelnen

[1]) Siehe Liste der Richtungsgötter Nr. 8, 10, 15, 16, 24.
[2]) Brinton, Rigveda. 27.
[3]) C. Tell.-Rem. Bl. 3, 1.
[4]) Brinton, Rigveda. 27. Seler, Tonalamatl. 1900, 107.
[5]) Sahagun, VI, C. 17.
[6]) Preuß, Zeitschrift für Ethnologie. 1900, XXXII, 141 f.

Stellen der Bilderschriften den Rasselstab führt (Abb. 58), der mithin nicht nur als Ausrüstung der Wasser- und Fruchtgottheiten gelten darf. Auch das Gerät rechts von dem Mumienbündel (Abb. 92) ist bei Vergleichung mit dem Chicauaztli Xipes (Abb. 36) ein Rasselstab. Es sind übrigens die einzigen derartigen Geräte, die in jenem Codex (Fejérváry) vorkommen. Sie weichen von denen der anderen Bilderschriften etwas ab. Welche Grundbedeutung diesen Verwendungsarten zukommt, ist ungewiß. Doch ist es wohl sicher kein praktisches Instrument, sondern hat seine Bedeutung von dem hervorgebrachten Ton. So ist es zu verstehen, wenn es im Kommentar des Liedes an Ciuacoatl[1]) heißt: uictica in tlachpanaya, id est icelimiquia,[2]) yn uncan teumilpan auh ychicauaztica inic nitlatatacaya inic tocaya. »Mit der Hacke fegte sie, d. h. war sie fleißig (?) hier auf dem Acker der Götter und mit dem Rasselbrett wühlte sie den Boden auf, säete sie.« Der Ausdruck »mit der Hacke fegen« weist ebenfalls darauf hin, daß diese Stelle in einem rituellen Sinne zu verstehen ist, denn bekanntlich war das Fegen der Tempel u. s. w. eine ganz gewöhnliche gottesdienstliche Handlung, und davon der Begriff »fegen« zum Inbegriff religiöser Übungen überhaupt geworden. Deshalb ist auch der hier geschilderte Gebrauch des Rasselbrettes nicht wörtlich zu nehmen. Desgleichen heißt es in dem Lied an Tlaloc,[3]) Vers 6: ayauh chicauaztica, ayauicalo tlallocanaya, »Nebel zog auf durch das Rasselbrett im Nebelhause zu Tlalocan«. Endlich ist es bezeugt,[4]) daß das Omichicauaztli, die Knochenrassel, bei der Erinnerungsfeier an die im Kriege Gebliebenen gespielt wurde. Da aber der betreffende Autor auch sonst, wie nachgewiesen ist, das Omichicauaztli stets anführt, wo man das Chicauaztli erwartet, so können beide Instrumente in ihrer Bedeutung sich nicht fernstehen, wie auch aus unserem Fall hervorgeht.[5]) Der Name Chicauaztli, »womit man kräftig macht«, bezieht sich besonders auf die Ermutigung im Kriege, da die mexikanischen Könige in der Rüstung Xipes in den Kampf zogen und durch das Schütteln des Rasselbrettes ihre Krieger zur höchsten Begeisterung entflammten.[6]) Also auch hier die Wirkung durch den Klang. Auf die Befruchtung der Erde paßt der Name chicauaztli, »womit man kräftig macht« allenfalls, weniger jedoch auf die Toten, es sei denn, daß sie für den Weg ins Jenseits gekräftigt würden.

Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß auch Xochipilli gleichwie das erwähnte Mumienbündel in der Florentiner Bilderschrift (Blatt 54) auf der Brustplatte des Feuergottes sitzt[7]). Diese Tatsache ergibt also für den letzteren wiederum den Hinweis auf ein Oben und Unten, doch ebenso auch für Xochipilli und Mictlantecutli.

Einen ganz besonderen Rang unter den Symbolen des Oben und Unten nimmt der Schmetterling, die Feuerflamme, ein. Der Itzpapalotl mit seinen viergezackten Feuerarmen gehört als Erdgöttin der Erde an. Aber auch der gewöhnliche Schmetterling bezeichnet das in der Mitte befindliche, nach allen Seiten ausstrahlende Feuer. Das wird schlagend dadurch bewiesen, daß das Schmetterlingsbrot (papalotlaxcalli), das man bei manchen religiösen Gelegenheiten aß und den Göttern opferte, vierteilig war gleich den Greifarmen des Itzpapalotl (Abb. 37). Gehen wir aber zur himmlischen Region über,

[1]) Brinton, Rigveda. 50.

[2]) Für iceliniquia.

[3]) Brinton, Rigveda. 22.

[4]) Tezozomoc. C. 25.

[5]) Vergleiche Seler, Globus. LXXIV, 86 f.

[6]) Tezozomoc. C. 84. Siehe Seler, X. Compte rendu du congrès international des Americanistes. VII, 663 f.

[7]) Siehe vorher S. 136.

so hat das Tonallo-Emblem, das Symbol der Sonnenstrahlung, mitunter genau dieselbe vierteilige Gestalt wie das papalotlaxcalli. So in der Hieroglyphe des Namens Atonal (Abb. 38). Macuilxochitl trägt es, ähnlich wie Otontecutli den Itzpapalotl, auf dem Kopfe (Abb. 39), und die Sonne als Mantelmuster der Florentiner Bilderschrift hat an vier gegenüberliegenden Seiten je einen ausstrahlenden Schmetterling von der Art, wie er gewöhnlich dargestellt wird (Abb. 40). Auch ist es von den meisten Sonnenbildern wahrscheinlich, daß die vier Hauptstrahlen ihrer Gestalt nach als Schmetterlinge gedacht sind.[1]) Die Sonne gehört also ebenfalls, als die nach den vier Richtungen leuchtende, ebenso wie das Feuer in die Mitte der Welt, und der Sonnengott ist deshalb in unserer Liste (Nr. 2, 9) auch als Gott der Mitte aufgeführt. Das Feuer der Sonne ist außerdem derselbe Stoff wie das irdische Feuer, das geht aus der Verwendung des Schmetterlings beim einen und beim anderen hervor. Ist doch auch die Sonne erst durch Hineinstürzen eines Gottes ins Feuer entstanden und hängt in ihrer Existenz von dem Gelingen der Feuerbohrung am Ende der 52jährigen Periode ab.

Es ist ferner bezeichnend, daß der Schmetterling bei den meisten Göttern des Oben—Unten in irgendeiner Weise vorkommt. Zunächst als Nasenschmuck bei Tona-

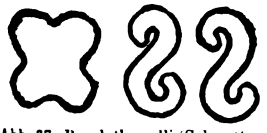


Abb. 37. Papalotlaxcalli (Schmetterlingsbrot) und xonecuilli, Opferkuchen für die Regen- und Berggötter (Tepictoton). Bilderhandschrift der Bibl. Naz. Florenz nach Seler. Mitt. d. Anthrop. Gesellsch. Wien. XXXI, 162, Abb. 109.

Abb. 38. Hieroglyphe des Namens Atonal. C. Mendoza 7, 1.

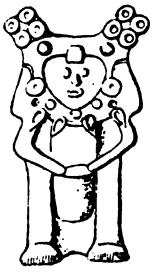


Abb. 39. Macuilxochitl, Tonfigur im Berliner Museum. Sammlung Uhde.

Abb. 40. Mantelmuster »Sonne«. Florentiner Cod. Bl. 3, 2.

caciuatl,[2]) Tonatiuh,[3]) Cinteotl beziehungsweise Chicomecoatl, der Göttin des Maises, Xochiquetzal, Quaxolotl-Chantico, der Feuergöttin, die wir hier an Stelle des alten Feuergottes zu den Göttern der Mitte rechnen wollen, bei Mayauel[4]) und der Teteoinnan.[5]) Die anderen Gottheiten, die ebenfalls den Nasenschmetterling führen, nämlich Xipe, die Pulquegötter, die Ciuapipiltin und Chalchiuhtlicue werden später behandelt werden. Xochiquetzal, Xochipilli und Macuilxochitl sind auch sonst in ihren Darstellungen von Schmetterlingen begleitet, Macuilxochitl-Xochipilli trägt außerdem oft den Schmetterling als Zeichnung des Mundes, und Macuilxochitl wurden an seinem Fest xochilhuitl unter anderem Schmetterlingskuchen (papalotlaxcalli), die wir schon kennen, geopfert.[6]) Dem Cinteotl in der Liste der dreizehn die Wochentage begleitenden Götter im C. Borbonicus, an dessen Stelle im Aubinschen Tonalamatl der Sonnengott steht, entspricht der siebente in der parallelgehenden Aufzählung der dreizehn »Vögel«, nämlich der Schmetterling. Seler denkt bei dieser Darstellung des Sonnengottes mit Recht an Xochipilli, und man kann überhaupt seiner Meinung beipflichten, daß diese beiden Gottheiten einander nahe

[1]) Siehe Preuß, Zeitschrift für Ethnologie. 1901, XXXIII, 6 f.
[2]) C. Telf.-Rem. 8, 1.
[3]) C. Borbonicus. 6.
[4]) C. Borg. 68. C. Vat. B. 31 u. s. w.
[5]) Preuß, Zeitschrift für Ethnologie. 1900, XXXII, 118 f.
[6]) Preuß, Zeitschrift für Ethnologie. 1900, 140 f.

stehen.[1]) Aus dem Rachen des Schmetterlings selbst scheint im Aubinschen Tonalamatl ein Götterkopf herauszuschauen, dessen Bemalung der des Feuergottes ähnlich ist,[2]) nur die schwarze Querlinie in Höhe des Auges fehlt. Selbst Tlaloc, der Regengott, trägt im C. Borgia (28) an der Stelle, wo er als Gott der Mitte erscheint (Liste Nr. 21), den Schmetterling um den Mund, genau so wie Macuilxochitl-Xochipilli.

VI.

Die Tzitzimime.

Die direkte Verbindung der Götter und Symbole des Oben und Unten mit dem Feuergott, die wir im vorigen Kapitel haben aufrechterhalten können, wird in der nun folgenden Fortsetzung über die obere und untere Region weniger hervortreten. Wir können sie vorläufig außeracht lassen und uns ohne Rücksicht darauf den Tatsachen der fünften und sechsten Region an sich zuwenden.

Da fragt es sich zunächst, wie kann man es sich erklären, daß umgekehrt der Todesgott und verwandte Gottheiten nicht nur das Unten, sondern auch das Oben verkörpern. In unserer Liste Nr. 17 ist das »Tier des nächtlichen Dunkels, der Erde«, sechsmal wiederholt, vertritt also außer den vier Weltgegenden das Oben und Unten. Sonst können allerdings Erdgöttinnen und Todesgottheiten (Liste Nr. 8, 16) als Vertreter der sechsten Richtung sehr wohl der unteren Region allein zugewiesen werden. Wie wir sehen werden, können sie auch an den Himmel gehören.

Das nächtliche Dunkel, der gestirnte Himmel ist den Mexikanern eigentlich etwas Widernatürliches. Er gehört in die Unterwelt, die ebenso wie die Höhlen stets auf dieselbe Art wie der gestirnte Himmel gezeichnet ist. Daß die Sonne in der Nacht die Unterwelt erleuchtet, davon ist nirgends die Rede. Diese ist vielmehr der lugar obscurisimo, que no tiene luz ni ventanas.[3]) Es heißt von der Sonne[4]): »Man sagt, was wir sehen, ist nur der Glanz der Sonne und nicht die Sonne selbst, weil diese am Morgen hervorkommt und bis Mittag geht und von hier sich nach Osten wendet, um des andern Tages wieder hervorzukommen, und was von Mittag bis zum Untergang scheint, ist ihr Glanz und nicht die Sonne, und in der Nacht geht sie nicht, noch scheint sie.« Diese gewundene Erklärung, die sonst nirgends erwähnt wird, scheint nur dartun zu sollen, daß die Sonne nicht genötigt ist, in der Unterwelt von Westen nach Osten zu gehen, und daß es demnach dort stets völlig dunkel ist. Die Annahme, daß die Nacht von der Unterwelt ausgeht, wird auch dadurch bestätigt, daß gerade alle unterweltlichen Gestalten mit nächtlichem, von Sternenaugen durchsetztem Haar ausgestattet sind und sowohl die Todesgötter wie die Erdgöttinnen, die ihnen bekanntlich nahe stehen, hinten ihren lang herabhängenden »Sternenrock« (citlalicue), die unten mit rasselnden Schnecken versehene Enagua, tragen. Nun gibt es eine Göttin Citlalin icue, »die Sterne sind ihr Rock«, die Gemahlin Citlallatonacs (Sternenglanz), der als Milchstraße bezeichnet wird. Die beiden werden als Eltern der Tzitzimime angegeben[5]), der Schreckgespenster, die Sterne waren und vom Himmel herabkamen.

Unter diesen Dämonen treten in erster Linie die Todesgötter hervor. Das vierzehnte Jahresfest Quecholli, das dem Camaxtli geweiht ist, wird mit Bezug auf die Tzitzimime,

---

[1]) Seler, Tonalamatl. 1900, 28 f. u. s. w.

[2]) Seler, Tonalamatl. 1900, 32.

[3]) Sahagun, II, C. 1. Dem wird nur scheinbar in einer Rede (Sahagun, VI, C. 29) widersprochen.

[4]) Historia de los Mexicanos por sus pinturas, C. 3.

[5]) C. Tell.-Rem. 18, 2.

die nachher aufgezählt werden, geradezu genannt: la fiesta de la vajada del miguitlantecotli y del zontemoque y de los demas. Es gehören aber außerdem eine ganze Menge Götter dazu, von denen man einen Teil zur Nacht und zum Unten in Beziehung setzen kann, den anderen nur dann, wenn man neben der Tagseite auch eine Nachtseite ihrer Natur, also neben ihrem »Oben« auch ein »Unten« annimmt. Es werden nämlich unter anderem neben Mictlantecutli, Tzontemoc, Itzpapalotl, Tlauizcalpantecutli, dem Morgenstern, Itztlacoliuhqui und Youallitecutli, dem Herrn der Nacht, auch Yacatecutli, der Gott der Kaufleute, Mixcouatl, Quetzalcoatl, Tezcatlipoca, Uitzilopochtli und sogar Tonacatecutli angegeben.[1]) Da die Tzitzimime entsprechend ihrer Natur als Sterne auch Stützen des Himmels genannt werden, so kann man den Feuergott hinzufügen, der im C. Borgia (50) als solcher dargestellt ist.

Der Kreis erweitert sich durch Zuhilfenahme der Spinne als Symbol der Tzitzimime. Eigentlich als Symbol Mictlantecutlis im Florentiner Codex erwähnt (Del Paso y Troncoso) wird sie wohl zunächst auf seinen anderen Namen Tzontemoc, »den mit dem Kopfe voran Herabstürzenden« Bezug haben, da die Spinne sich mit dem Kopfe voran am selbstgesponnenen Faden herabläßt. Schon Seler hat die Spinne als Symbol der Tzitzimime aufgefaßt, da Mendieta erzählt, Tezcatlipoca habe sich an einem Spinnfaden vom Himmel herabgelassen.[2]) Die Sterne sind nur in der Nacht sichtbar, sie verschwinden vor der Sonne wie die nächtlichen Schatten, blitzschnell, besonders in den Tropen, wo die Dämmerung so kurz ist. Darauf scheint sich das Wesen der Tzitzimime, der Todesgottheiten, und ihr Symbol, die Spinne, zu beziehen. Mit dem Verschwinden der Sonne tauchen sie am Himmel auf und stürzen kopfüber in die Unterwelt herab, sobald sie wieder erscheint. Andererseits hat aber auch die sehr wohl damit vereinbare Auffassung bestanden, daß sie am Tage machtlos am Himmel einherziehen. Dieses scheint daraus hervorzugehen, daß in den Bilderschriften mitunter auch am blauen und am wolkenbedeckten Taghimmel Augensterne gezeichnet sind. Auch wird von den Ciuapipiltin, den im Kindbett gestorbenen Frauen, erzählt, daß sie des Tages die Sonne vom Zenit zum Sonnenuntergang geleiten und dann als Dämonen zur Erde herabsteigen. Die Tzitzimime werden demnach mächtig in der Nacht, erhalten Glanz und treiben zugleich auf der Erde, wo jetzt Nacht herrscht, ihr Wesen. Ausschlaggebend für das Wesen der Tzitzimime ist der Bericht Sahaguns (VI, C. 8; VII, C. 1), daß die Mexikaner bei totalen Sonnenfinsternissen fürchteten, der Himmel werde einstürzen, ewige Dunkelheit eintreten, die Dämonen würden vom Himmel herabsteigen, die Menschen fressen und die Erde zerstören. Daß hier die bei der Sonnenfinsternis sichtbar werdenden Sterne als die Dämonen aufgefaßt sind, ist von Seler[3]) mehrfach betont worden. Auch verfehlte man nie, in den Darstellungen der Sonnenfinsternisse, die in den historischen Bilderschriften als Portenta registriert wurden, die hervortretenden Sterne zu zeichnen (Abb. 41).

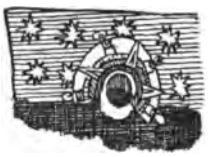


Abb. 41. Sonnenfinsternis. C. Tell.-Rem. Bl. 40, 2.

Wie auffallend aber ist es, daß unter den Tzitzimime, den Todesdämonen, eigentlich sämtliche Götter des mexikanischen Pantheons aufgezählt sind, Gottheiten von allen Schattierungen bis auf den obersten Himmelsgott Tonacatecutli und auf Uitzilopochtli, der sicher ebenso wie der noch zu erwähnende Tezcatlipoca die direktesten Beziehungen zur Sonne hat, ja sie selbst repräsentiert. Im Moment seiner Geburt schlägt Uitzilopochtli

[1]) C. Tell.-Rem. Bl. 4, 2; 16, 2; 18, 2.

[2]) Historia ecclesiatica, II, C. 5, in Icazbalceta, documentos u. s. w., III, 82. Seler, Tonalamatl. 1900, 52.

[3]) Seler, Tonalamatl. 1900, 52 u. s. w.

mit seiner Waffe, dem Xiuhcoatl, das Heer der Centzon Uitznaua, der vierhundert Südlichen, seine Feinde, die ihn bedrohen. Mit Recht hält ihn Seler hier für die junge Sonne, die bei ihrem Erscheinen die Sterne, und zwar die des Südhimmels, verjagt.[1]) In der Historia de los Mexicanos por sus pinturas (C. 6 und 11) sind es 400 Menschen, die Tezcatlipoca vor der Schaffung der Sonne ins Leben rief, damit diese etwas zu essen habe. So wurde auch damals der Krieg eingeführt, damit die Sonne Herzen und Blut erhalte, mit denen sie sich nähren könne. Diese selben 400, »welche starben, bevor die Sonne gemacht wurde, erwachten wieder zum Leben« und wurden nun von Uitzilopochtli wiederum bei seiner Geburt getötet. Auch der Gott selbst erlebte hier nur eine seiner vielen Geburten, »denn als Gott konnte er tun, was er wollte«. So wird der Mythus von der Wechselwirkung der Sterne und der Sonne, die einander verschlingen, beziehungsweise bedrohen, noch deutlicher. Zu den oben angegebenen Tzitzimime kommen durch ihr Symbol der Spinne noch eine Reihe von Gottheiten hinzu. So steht die Spinne im C. Borbonicus bei Tepeyollotl, Tlaloc, Mayauel, Xiuhtecutli, Mictlantecutli, Teteoinnan, Itzpapalotl, Chalchiuhtotolin und Xochiquetzal. Namentlich treten hier die Erdgöttinnen hervor. Diese scheinen in der Tat als Sterne angesehen zu werden. Wenigstens heißt es auch von den fünf Frauen, die zugleich mit den 400 Menschen von Tezcatlipoca geschaffen wurden: sie starben an dem Tage, an welchem die Sonne gemacht wurde, lebten aus den Mänteln (mantas, citlalcueitl?), welche die Mexikaner in großer Verehrung mit sich trugen, wieder auf; und eine, Coatlicue, gebar auf die bekannte wunderbare Weise auf dem Coatepec den Uitzilopochtli. Ferner heißt es geradezu, im zweiten Himmel wohnen Frauen, die nur aus Knochen bestehen und kein Fleisch haben. Sie werden Tetzauhciua (schreckliche Frauen) genannt und mit einem anderen Namen Tzitzimime. Auch Uitzilopochtli wurde bekanntlich als einer der Tzitzimime sin carne, sino con los huesos geboren.[2]) Auch im C. Bologna (21—31) und der Parallelstelle C. Fejérváry (5—17), wo nach Seler eine Variante der »neun Herren der Nacht« dargestellt ist, steht beim ersten Gott (Bl. 21, beziehungsweise 5) möglicherweise eine Spinne.[3]) Unter diesen »neun Herren« sind aber dieselben Götter und darunter auch die Sonne aufgezählt, die nachher größtenteils als Herren der Stunden des Tages (?)[4]) angeführt werden. Es scheint also auch hier ein Gegensatz zwischen einer unheilvollen und einer segensreichen Tätigkeit der Götter zu bestehen.

Außerdem aber ist ein Gegensatz der ganzen Götterwelt zur Sonne hervorgehoben, der von den sonstigen Eigenschaften der Gottheiten unabhängig zu sein scheint. Sie sind allesamt Tzitzimime, d. h. Todesdämonen, die die Sonne verschlingen wollen. Und doch gibt es ein Äquivalent dafür, die Fürsorge für die Sonne, an der wiederum alle Götter beteiligt sind.

Die Sonne ist gewissermaßen ein physischer Gegenstand, der im Interesse des Bestehens der Welt notwendig ist. Zahlreiche Götter teilen sich hauptsächlich als Träger der Sonne in ihren Dienst, die daneben sämtlich ganz andere Eigenschaften und Tätigkeiten haben: Uitzilopochtli, Tezcatlipoca, Quetzalcoatl,[5]) Nauieecatl,[6]) Xolotl,[7]) Mictlantecutli

---

[1]) Sahagun. III, C. 1, § 1. Seler, C. Fejérváry-Mayer. 112, 132 u. s. w. Historia de los Mexicanos por sus pinturas. C. 11 und 20.

[2]) Historia de los Mexicanos per sus pinturas. C. 1, 11, 20.

[3]) Seler, C. Fejérváry-Mayer. 49f., 55, 60f.

[4]) Seler, Tonalamatl. 1900, 18f.

[5]) C. Borgia. 40.

[6]) C. Aubin. 16. C. Tell. Rem. 20, 1.

[7]) C. Borb. 16; C. Borg. 34, 43.

(Abb. 59 links), abgesehen von Nanauatzin und dem Sohne Quetzalcoatls, die sich beide in die Sonne verwandeln. Schon in den früheren Zeitaltern gab es, nachdem die Sonne von den vier Hauptgöttern geschaffen war, hintereinander eine Erdsonne (Tezcatlipoca), eine Windsonne (Quetzalcoatl), eine Feuersonne (Tlaloc) und eine Wassersonne (Chalchiuthlicue),[1]) d. h. durch die vier Elemente gingen die vier Welten zugrunde. Daß die Elemente dabei eine Rolle spielten, hat man schon lange angenommen. Beides, die Elemente und die Welten, waren gewissermaßen in der Sonne verkörpert. Der eigentliche Sonnengott Tonatiuh ist nur eine Personifikation der Sonne. Er hat wenig individuelle Züge und muß nur die Herzen und das Blut in Empfang nehmen,[2]) das er zu seiner Ernährung

Abb. 42. Die Erdgottheit auf der Unterseite einer Opferschale (quauhicalli) nach Jesus Sanchez, Anales del Museo Nac. de Mex. III, 209.

Sonne und wird
Beziehung
bt es nicht.
ə als Sonne
ɛr sprachen:
ɑ Menschen
n erwecken.
ɛr zu töten,
lem die der

Abbildung 42 auf Seite 157 ist aus = Versehen verkehrt gestellt. =

[2]) Ebenda. C. 6.
[3]) Sahagun, VII. C. 2.

Götter scheint sonach von dem Bestehen der Sonne abzuhängen. Der Mond — um das gleich festzustellen — wird hier nur nebenbei erwähnt, er hat wenig Bedeutung für die Mexikaner und kann nicht entfernt mit der Sonne verglichen werden.

Somit ist das Verhältnis der Götter zur Sonne einigermaßen klar geworden. Sie können die Sonne schaffen, erhalten, Träger der Sonne sein und sie als Tzitzimime vernichten. Sie sind aber auch nicht völlig Herr über die Sonne. In dem Wechsel der vier prähistorischen Sonnen steckt die Vernichtung durch die Elemente, mit der allerdings Gewalttaten der Götter Hand in Hand gehen, und sie müssen sich opfern, als die Sonne wider ihren Willen still steht. Nun werden sich zwei Klassen von Tzitzimime herausgebildet haben, nämlich die eigentlichen Tzitzimime, die als Schreckgespenster vorzugsweise ihr Wesen treiben, so die Todesgötter und Erdgöttinnen, und solche, die ihrem Wesen nach mehr die Natur des Oben verkörpern. Vielleicht, daß die Spinne im C. Borbonicus in der Tat vorzugsweise die eigentlichen Tzitzimime meint. Sie ist ja auch auf der Erdkröte (Abb. 42)[1]) dargestellt. Aber von einer Konsequenz ist dabei wenig zu merken, denn z. B. der Mondgott, der vorzugsweise als Todesgott gedacht werden muß, da er Patron des Tages miquiztli (Tod) ist, hat die Spinne nicht. Auch der eine Interpret des C. Telleriano-Remensis (Bl. 19, 1) teilt die Götter in zwei Klassen. Im Paradiese Tamoanchan waren die Götter vereinigt, wurden aber von Tonacatecutli daraus vertrieben, weil sie Blüten und Zweige abgebrochen hatten. Die einen kamen dann auf die Erde, die anderen in die Unterwelt, und letztere sind diejenigen, »welche den Mexikanern Schrecken einflößen«.

VII.

Tod und Opfertod.

Nachdem wir das Wesen der Tzitzimime kennen gelernt haben, wird es uns schwer sein, an der lediglich räumlichen Definition des Oben und Unten festzuhalten. Es mischten sich da schon Begriffe von erhaltender und zerstörender Tätigkeit als Äquivalente für Oben und Unten ein, während doch das räumliche Oben und Unten in gleicher Weise bei Todesgottheiten, beziehungsweise Tzitzimime und sogenannten Himmelsgöttern angetroffen wurde. Doch müssen wir uns vorläufig begnügen, auch im folgenden eine Reihe von Erscheinungen vorzuführen, die die Gegensätze des Oben und Unten teils in der Natur von einzelnen Gottheiten, teils als räumliche Darstellung überhaupt enthalten. Das Oben—Unten krystallisiert sich hier meist um die Begriffe »Tod« und »Opfertod«, die das Herabstürzen von Oben nach Unten in den Erdrachen vorstellen.

Da ist zunächst der Gott Tezcatlipoca, an dessen Fest Toxcatl jährlich ein geistig und körperlich tadelloser Gefangener geopfert wurde, nachdem er ein Jahr lang die Rolle des Gottes gespielt hatte. Sein Fest wurde im Mai gefeiert, wahrscheinlich gerade zu der Zeit, wo die Sonne in Mexiko im Zenit stand und die Gegenstände keinen Schatten warfen.[2]) Seler meint, sein Fest sei das eigentliche Neujahr gewesen[3]), was manches für sich hat. Man kann aber wohl kaum annehmen, daß er nur als hauptsächlichster Feuerquirler — denn mit dem Reiben des neuen Feuers wurde das Jahr und die neue 52jährige Periode eingeleitet und von dem

[1]) Die Erdkröte, von der wir den Rücken sehen, ist entgegen der sonstigen Anschauung mit dem Kopf nach oben orientiert, da der ganze Menschenkopf augenscheinlich nur den weit hinten übergebeugten Ungeheuerkopf mit aufgesperrtem Rachen ersetzt, den wir sonst an den Erdkröten sehen. Vgl. die Erdkröte als zweite die 13 Tageszeichen begleitende Gottheit im Codex Borbonicus.

[2]) Seler, Altmexikanische Studien. II. Veröffentlichungen aus dem königl. Museum für Völkerkunde. VI, 117, und Anmerkung 1.

[3]) Ebenda. 124.

Gelingen desselben hing das Weiterbestehen der Sonne ab — als Vertreter des Jahres geopfert wurde. Ebensowenig als Krieger, die bekanntlich zur Sonne gingen. Diese Beziehung hat hier offenbar nichts zu sagen. Da bei diesem Feste die Sonne die Hauptsache war und das Jahr erst nach der Sonne bestimmt wurde, also in zweiter Linie kam, so war Teczatlipoca hier wahrscheinlich Vertreter der Sonne. Seler selbst weist ja darauf hin, indem er Tezcatlipoca als »Krieger im Südtempel« (Uitznauac yaotl) und »Krieger im Nordtempel« (Tlacochcalco yaotl) mit dem Lauf der Sonne vergleicht.[1]) Dieser Tezcatlipoca ist aber sonst vielfach geradezu Vertreter des nächtlichen Dunkels und des Todes. Er gehört offenbar zu den ausgeprägtesten Tzitzimime. »Als man die Alten fragte, wann das Ende sein würde, sagten sie, daß sie nur wüßten, es sei dann, wenn die Götter zugrunde gingen und wenn Tezcatlipoca sich die Sonne raubte. Dann würde das Ende sein.«[2]) Er ist als Tepeyollotl, der Patron des Zeichens calli, Haus, d. h. der Erde, gezeichnet, als der nächtliche Chalchiuhtotolin, der Patron des Opfermessers (tecpatl) und der Bußübungen, als uactli, das Tier der Erdgöttin Teteoinnan, als Mondgott, der Herr des Zeichens miquiztli (Tod) und als Todesgott, da wo dieser die zehnte Woche regiert.

Nun ist es sehr auffallend, daß hier sowohl dem Todesgott wie dem Mondgott der Sonnengott gegenübersteht, und zwar wird an der ersteren Stelle in einigen Codices die Richtung von oben nach unten durch einen Baum, der in einem Gefäß steht, und einen kopfüber herabstürzenden Menschen und ähnliches mehr dargestellt. Das ist eine ganz bekannte Deutung. Wenn man sagt, der Sonnengott stehe hier als Gegensatz oder als Ergänzung des Todesgottes und Mondgottes, so liegt darin eigentlich keine Erklärung. Positiver ist schon die Meinung, daß hier das Oben und Unten dargestellt sei, was nach unseren Erörterungen beides in derselben Gestalt vereinigt sein kann, also in unserem Fall in Tezcatlipoca. Danach sind Todesgott, beziehungsweise Mondgott und Sonnengott direkt verwandt.

Einen ähnlichen Gegensatz wie zwischen Sonnengott und Todesgott bieten die Seelen der an einer Krankheit Verstorbenen und die der Krieger, welche auf dem Schlachtfeld gefallen waren oder als Gefangene geopfert wurden. Die Mehrzahl der ersteren kam ins Reich Mictlantecutlis, des Todesgottes, die letzteren zur Sonne, die sie von ihrem Aufgang bis Mittag geleiteten. So klar und bestimmt diese Unterscheidung lautet, so ist in den Darstellungen, die auf die beiden Todesarten Bezug haben, doch nicht der geringste Unterschied wahrzunehmen. Die Mexikaner verbrannten ihre Toten, soweit sie an einer gewöhnlichen Krankheit verstorben waren. Sie wurden vorher zu »Mumienbündeln« eingehüllt, und diese sehen wir häufig dargestellt, wenn es sich um den Tod handelt. Nun wurde aber auch für die Krieger, die gefallen oder als Gefangene den Opfertod gestorben waren, ein falsches Mumienbündel verbrannt, da man ihrer selbst nicht habhaft werden konnte. Es ist ferner die Ausstattung der beiden Arten von Mumien eine völlig gleiche. Unter den Ausstattungsstücken der Mumien begegnen wir im C. Borbonicus sowohl in der dem Feuergott, dem Patron des Krieges, geweihten neunten Woche, wie in der zehnten, dessen Patron der Todesgott war, sogar dem Hund, der die Seelen über den Strom nach Chicunaumictlan, der tiefsten Unterwelt, bringen mußte (Abb. 43). Man müßte etwa annehmen, daß die Seele bei der Verbrennung nicht direkt in die Höhe stieg, sondern ebenso wie Nanauatzin, der sich ins Feuer stürzte, um zur Sonne zu werden, im Osten aufging.[3]) Deutlicher ist derselbe Mythus bei den sprachverwandten Huichol

[1]) Ebenda. 154.

[2]) Historia de los Mexicanos por sus pinturas, C. 20.

[3]) Sahagun, VII, C 2.

ausgeführt.[1]) Die alten Schamanen machten Vater Sonne, indem sie den jungen Sohn der Maismutter in ein Ofenloch (in der Erde) warfen. Von dort wanderte der Knabe unter der Erde fort und stieg als Sonne im Osten empor. Doch ist eine solche Auffassung nirgends beglaubigt und ihr wird durch die Sitte widersprochen, den auf der Reise gestorbenen Kaufmann unbeerdigt auf einem Berge auszusetzen, weil seine Seele zur Sonne gehe, wie die der gefallenen Krieger.[2]) Seler meint, die gleiche Ausstattung der Mumien Verstorbener und Geopferter dadurch erklären zu können, daß man dem falschen Mumienbündel des Kriegers, den man nicht einmal rite verbrennen konnte, wenigstens alles mitgeben wollte, was man sonst dem Toten zu geben gewohnt war.[3]) Man könnte auch anführen, daß die Bedeutung des Hundes vielleicht ursprünglich eine andere war, als der merkwürdige Gebrauch des Hundes, der hier beschrieben ist. Sahagun (IV, C. 25) nennt nämlich bekanntlich als Patron des Zeichens »eins Hund«, den Feuergott. Er hatte vielleicht mit der Verbrennung zu tun, zumal er die Toten nur über den Strom trug, wenn er rothaarig war. Wir würden dann hier Todesgott und Feuergott als Patron desselben Zeichens haben, und in der Tat stehen sie sich, wie wir sahen, in zweierlei Hinsicht nahe, in der Verbrennung der Verstorbenen und als Herren des Aufenthaltes der Toten, einerseits von Mictlan, andererseits des »Hauses des Herabsteigens«.[4])

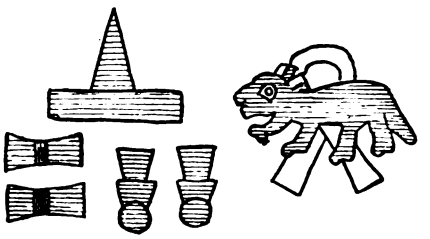


Abb. 43. Totenschmuck. C. Borb. 9.

Abb. 44. Mumienbündel zur Bezeichnung der Totenfeier am Fest Tititl. Florentiner Handschrift nach Seler, Cod. Fejérváry-Mayer 77.

Bedenken erregt jedoch, daß man nicht recht sagen kann, ob das ce itzcuintli des Sahagun dasselbe bedeutet wie der Tag itzcuintli, dessen Patron der Todesgott ist. Jedenfalls erwähnen weder Sahagun noch Duran im Calendario antiguo (C. 2) seiner Historia den Todesgott am Tage ce itzcuintli, beziehungsweise itzcuintli. In gleicher Ideenrichtung bewegt sich die Darstellung im C. Borbonicus (34), wo die das neue Feuer schürenden, mit Todesemblemen ausgestatteten Götter, beziehungsweise deren Priester je einen blauen Hund im Arm tragen.

In der Florentiner Bilderhandschrift hat eine Mumie, die der Interpret als Bild der jährlich am Fest Tititl zu Ehren der Toten stattfindenden Feier erklärt[5]) (Abb. 44), um die Augen

[1]) Lumholtz, Symbolism of the Huichol Indians. Memoirs of the American Museum of Natural History. Vol. III, Anthropology. II, 1, 11.

[2]) Sahagun (IX, C. 5) spricht etwas undeutlich nur von einem an einer Krankheit verstorbenen Kaufmanne im allgemeinen.

[3]) Seler, Tonalamatl. 1900, 83.

[4]) Siehe auch Seler, Tonalamatl. 83.

[5]) Ebenda, 81.

die »Sternenbemalung« (mixcitlalhuiticac), Nacht genannt (moteneua tlayoalli), und ist um den Mund rot gefärbt. Beides wird auch für den gestorbenen Kaufmann, der zur Sonne geht, angegeben: teñianle los ojos de negro, y de colorado al rededor de la boca. [1]) Unklarer ist die entsprechende (?) Bemalung der am Fest Xocotluetzi zum Opfer bestimmten Kriegsgefangenen beschrieben: llevaban los rostros de color vermejo y las mejillas teñidas de negro. Hier wird also von schwarzen Backen gesprochen, und Seler, der alles dieses ebenfalls ausführlich behandelt hat, [2]) gibt aus dem entsprechenden mexikanischen Text das Wort ixteutlilcomoloua, »auf den Augenlidern schwarze Löcher machen« an. Da der Ausdruck aber ebenfalls für den Kaufmann gebraucht sein soll, so könnte man auch hier an die »Sternenbemalung« der Geopferten glauben. Auch im C. Borgia kommt diese Augenbemalung an einem Geopferten vor, denn einige andere Fälle können nicht in Betracht gezogen werden, da die Gottheit des Morgensterns dabei steht, dem dieselbe Augenbemalung zukommt. Sie kann demgemäß von ihm auf das Opfer übertragen sein. Im C. Telleriano-Remensis und Vaticanus A haben die auf dem Temalacatl Geopferten einen schwarzen Streifen über dem Auge, ähnlich wie der Feuergott, teils mit (Abb. 45), teils ohne rote Mundbemalung, die auch im C. Borgia fehlt, die aber ebenfalls der Feuergott des C. Telleriano-Remensis

Abb. 45. Zum Opfer geschmückter Gefangener. C. Tell.-Rem. Bl. 40, 2.

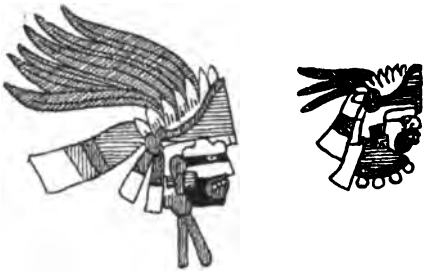


Abb. 46 und 47. Köpfe Xiuhtecutlis. C. Tel.-Rem. Bl. 6, 2, 19, 2.

besitzt (Abb. 46, 47). Demnach ist das Ergebnis dieses: Zwar trägt nur ein verschwindend geringer Teil der zahlreichen überhaupt gezeichneten Geopferten die »Sternengesichtsbemalung« und noch weniger die rote Bemalung um den Mund, aber aus der angeführten Äußerung Sahaguns über die Bemalung des auf der Reise gestorbenen Kaufmanns und über diejenige der Kriegsgefangenen am Fest Xocotluetzi kann man annehmen, daß sie den Geopferten, denen, die zur Sonne gehen, manchmal zugekommen ist. Darf man nun annehmen, daß das erwähnte Mumienbündel der Florentiner Handschrift zu Ehren der im Kriege Gefallenen oder Geopferten errichtet ist oder der Toten schlechtweg, wie der Interpret behauptet? Da der Nasenschmuck, die Kopfbedeckung, eine Art Xiuhuitzolli, das Papierband um die Schultern und der blaue Hund der Mumie sämtlich unter dem Schmuck der Toten und im Kriege Umgekommenen aufgezählt wird (Abb. 43), so ist anzunehmen, daß auch die Bemalung beiden Arten von Toten zukommt. Daß die Mumien sonst nicht die Bemalung haben, liegt daran, daß ihnen eben die Köpfe verhüllt sind, abgesehen von Abb. 92 (und C. Fejérváry 40) und von den Mumien der Feste Miccailhuitontli und Ueimiccailhuitl (Xocotluetzi), wo in einem Fall der Kopf Xocotls, im andern vielleicht auch der einer bestimmten Gottheit gezeichnet ist. Man denke auch an die ganz geringe Anzahl der Kriegsgefangenen, die die Bemalung wirklich zeigen Die Perücke von Federbällen

[1]) Sahagun. IX, C. 5.

[2]) Globus. LXXIV, 90f.

in unserer Mumie (Abb. 44) kommt zwar auch den Kriegsgefangenen zu, und Federbälle sind ein Abzeichen der Geopferten an den Waffen u. dgl. m. (Abb. 45), aber auch der Mumienbündel (Abb. 9) und der Toten (Abb. 52) schlechtweg. Die Fähnchen und die Hinterhauptrosette (cuexcochtechimalli) der Mumie (Abb. 44) gehören ebenfalls zur Ausstattung der Todesgötter überhaupt.

Klarer wird die ganze Frage werden, wenn wir erörtert haben, was eigentlich die »Sternengesichtsbemalung, Finsternis genannt.« bedeutet. Sehr ansprechend erscheint auf den ersten Blick Selers Erklärung: der Morgenstern hat dieselbe Bemalung um die Augen, im C. Telleriano-Remensis sogar die rote um den Mund, und da die Geopferten zur Sonne gehen, so sei seiner Meinung nach der Begleiter der Sonne, der bleiche Morgenstern, in der Region der Dämmerung ihr Führer zur Sonne, die sie von Osten bis Mittag begleiten sollen, und sie steckten deshalb in seiner Livree.[1]) Der Geopferte ist nämlich auch wie der Morgenstern weiß und rot gestreift und wird geradezu uauantli, der »Gestreifte«, genannt.[2]) Dabei ist die weiße und rote Streifung der Idee nach der weißen Tiçatl-Bemalung mancher Geopferten bekanntlich gleich (Abb. 45). Indessen erheben sich einige Bedenken dagegen. Die Streifung und weiße Bemalung ist ein Attribut der Todesgottheiten, der Erdgöttinnen, der Ciuapipiltin, die in der Nacht ihr Wesen treiben und den Typus der Tzitzimime darstellen, und Tlaloc ist da, wo er als Gott der Mitte über dem Erdrachen erscheint, rot und weiß gestreift. Aus dem Rachen der Eule, des Nacht- und Erdvogels κατ' ἐξοχήν, schaut in der Liste der dreizehn Vögel des Aubinschen Tonalamatls der gestreifte Geopferte, und derselben Eule entspricht unter den dreizehn Göttern der Wochentage der Todesgott. Die fünf Gehilfen des Opferpriesters heißen nach Duran (C. 81) einfach Chachalmeca, Todesgötter, und sind als solche mit dem Stirnschild ausgestattet. Niemals ist im Osten eine Gottheit mit gestreiftem Körper gezeichnet, abgesehen natürlich vom Morgenstern selbst. Dort thronen nur die Götter der Fülle. Nur im Westen und in der Mitte, beziehungsweise im Unten herrscht die weiße Farbe. Dorthin müssen wir auch Tauizcalpantecutli rechnen, den argen Tzitzimitl, der bekanntlich wie kein anderer die Menschen plagt, ihnen Mißwachs und Tod sendet. Die »Sterngesichtsbemalung« ist demnach nichts anderes als das charakteristische Zeichen der Tzitzimime. So ist sie es auch bei Painal, dem Todesboten, dessen Erscheinen den Opfern ankündigte, daß ihre Stunde gekommen sei. So bei Uitzilopochtli, der häufig auch als furchtbarer Gott des Opfertodes mit Federbällen statt der Spitzen an den Pfeilen und mit Körperstreifung dargestellt ist, bei Atlaua, der zudem mit der bekannten Ausstattung der Todesgötter, Stirnschild (ixquatechimalli), Hinterhauptschild (cuexcochtechimalli) und ausgesteckten Fahnen (pantoyaualli) versehen ist, und endlich bei Mixcouatl-Camaxtli selbst, dessen Sohn Ceacatl, der mit dem Heros von Tollan identifizierte Morgenstern, in der Ausstattung seines Vaters erscheint.[3]) Es empfiehlt sich vielleicht, überhaupt alle Sterne als Zeichen der Tzitzimime zu betrachten, so über den Tempeln von Uitzilopochtli und Tezcatlipoca, dieser selbst unter anderem in seiner Eigenschaft als Sternbild des großen Bären, Tonacatecutli als Citlallatonac, das Chalchiuhtotolin vermöge seiner Sternhaube, die es im C. Borbonicus trägt u. s. w.

Es ist also klar gemacht worden, daß in den Zeremonien die toten Krieger nicht anders behandelt und ausgestattet wurden wie die gewöhnlichen Toten, nur daß man eben ihren Leichnam selbst nicht hatte. Wenn man sie wirklich nach ihrem Tode nur in einem Zustand der Herrlichkeit und der Freude dachte, als kriegerische Begleiter der

[1]) Seler, Globus. LXXIV, 90 f.

[2]) Sahagun-Ms. bei Seler, Veröffentlichungen. VI, 181. Vergleiche Selers Erörterungen dazu ebenda, 91 und Anmerkung 2.

[3]) Historia de los Mexicanos por sus pinturas. C. 8.

Sonne, weshalb wählte man in den Bilderschriften nur Darstellungen der Nacht und des Todes für sie? Weshalb ist in manchen Codices der Totenschädel, den der Todesgott als Kopf trägt (Abb. 74), und überhaupt fast jeder der zahlreichen Schädel mit dem Loch versehen, durch den die Stange des Tzompantli, des Gerüstes mit den aufgereihten Schädeln der Geopferten, gestoßen wurde? Warum ist der Nachtvogel das Naualli, die Verkleidung des Uauantli, des zum Opfertode Bestimmten? Ist auch nur an einer Stelle der Bilderschriften auf das zukünftige Leben der Sonnenbegleiter hingedeutet? Der Tod überhaupt ist den Mexikanern in dem Opfertode fast zugrunde gegangen, dieser beherrscht alle Gedanken, und es ist kein Wunder, daß er den Kriegern in einem derart militärischen Staat wie Mexiko gelegentlich verherrlicht und gepriesen wurde. Nun kommt es aber weniger bei der Darstellung darauf an, ob man sich das Leben der Geopferten angenehm dachte oder nicht, sondern wie sich die Stellung der Überlebenden zu ihnen gestaltete. Und das geht aus den Bilderschriften unzweifelhaft hervor, daß Nacht und Unterwelt damit verknüpft waren. Wenn von diesen nächtlichen Gestalten gesagt wurde, sie gehen zur Sonne, so können sie nur als Sterne, als Tzitzimime, als etwas Furchtbares zur Sonne empor. Wie die Tzitzimime die Stützen des Himmels, die Beschützer der Sonne sind, aber diese auch schließlich fressen und den Himmel zum Einsturz bringen werden, so, muß man annehmen, begleiten die Geopferten, deren Herzen die Sonne genährt haben, diese als Anhänger, werden sie aber endlich auch fressen helfen und sind den Menschen deshalb etwas Entsetzliches, sie sind eben auch Tzitzimime. Die toten Vorfahren überhaupt werden als Götter, teteô, bezeichnet. Die Götter aber sind alle Tzitzimime, vorzugsweise aber die, welche mit dem Tode zu tun haben, und vor allem die, welche den alle Sinne beherrschenden Opfertod selbst erlitten haben. Auch die Gesamtheit der Götter opferte sich, um die bewegungslose Sonne wieder zu beleben, genau so wie ihr die Menschen geopfert wurden, und viele von ihnen verkörperten sich gelegentlich in die Sonne, genau so wie die Geopferten sie in engster Gemeinschaft geleiten.

Ohne hier schon auf weitere Beweise einzugehen, die sich vorzugsweise auf die Bedeutung der »Götter des Opfers« (C. IX) stützen werden, sei nur auf die Analogie der Geopferten mit den im Kindbett verstorbenen Frauen hingewiesen, die die Sonne von Mittag bis Sonnenuntergang zu geleiten haben und sie also aus den Händen der Geopferten, die die Sonne von Osten heraufgebracht haben, in Empfang nehmen. Diese fünf Ciuapipiltin sind bekanntlich die Erz-Tzitzimime und vielleicht mit den erwähnten fünf Tetzauhciua im zweiten Himmel der Historia de los Mexicanos por sus pinturas (C. 20) ident. In der Nacht steigen sie zur Erde herab und suchen nach Spinnwirteln, Weberschiffchen und anderen Geräten weiblicher Tätigkeit. An bestimmten Tagen kommen sie vom Himmel und fügen den Menschen allerhand Schaden zu, am Tage ce quauhtli in der Gestalt von Adlern. An den Kreuzwegen opferte man ihnen das bekannte Papalotlaxcalli, Schmetterlingsbrot (Abb. 37), das ebenso wie die Kreuzwege die Mitte darstellt. Teile ihrer Leiche wurden heimlich oder mit Gewalt zu Zauberzwecken geraubt. An anderer Stelle hat der Verfasser[1]) die kriegerische Natur dieser Frauen, denen man direkt den Tod auf dem Schlachtfelde zuerkannte und die in ihrem Wesen als Krieger beschrieben werden, den gleichen Eigenschaften der Erdgöttinnen an die Seite gestellt und beides daraus zu erklären versucht, daß der Krieg von der Erde ausgehend gedacht wurde. Jetzt werden wir diese Ansicht dahin erweitern oder modifizieren müssen, daß die Tzitzimime, die Todesdämonen, die vom dunkeln Haus der Erde als Sterne an den Himmel

[1]) Zeitschrift für Ethnologie. 1900, XXXII, 120 f.

steigen, auch Vertreter des schrecklichen Opfertodes und damit des Krieges sind, der zu ihm führt. Daß aber die Erdgöttinnen vorzugsweise Tzitzimime sind, ist schon erwähnt worden.

Auch von den Kriegern heißt es zunächst sehr harmlos, nachdem von der Begleitung der Sonne gesprochen ist[1]): »Auch sagt man, im Himmel gebe es Haine von mannigfaltigen Bäumen, und die Gaben, die den Kriegern die Hinterbliebenen in dieser Welt darbringen, gelangten zu ihnen und würden dort von ihnen in Empfang genommen. Nach vier Jahren, wenn die Seelen dieser Verstorbenen ihren Weg zurückgelegt hätten, verwandelten sie sich in verschiedene Arten Vögel mit reichem, buntfarbigem Gefieder und flögen saugend zu allen Blumen sowohl im Himmel wie auf dieser Welt.« Doch ist dieses nur eine Variante der Sonnenbegleitung. Der zweite direkte Vergleichspunkt ist der, daß man den toten Kriegern ebenfalls papalotlaxcalli opferte.[2]) Hierbei sei bemerkt, daß auch die fünf Gehilfen des Oberpriesters, die Chachalmeca, nach Duran (C. 81) einen papaloquachtli, einen Schmetterlingsmantel, trugen. Drittens werden die Geopferten die Adlerleute (quauhteca[3]) genannt. Nun kommen nicht nur die Ciuapipiltin als Adler zur Erde herab, sondern die Tzitzimime überhaupt (Abb. 59). Auch der Itzpapalotl ist im C. Borbonicus als Adler gekleidet und die »große Zauberin« Quilaztli läßt sich als Adler auf einem Nopalbaum nieder. Sie nennt sich auch »Couaciuatl, que quiere decir, muger culebra: Quauciuatl, muger aguila; Yaociuatl, muger guerrera, und Tzitzimiciuatl, muger infernal«.[4]) Augenscheinlich ist sie mit der Erdgöttin Ciuacouatl-Quilaztli identisch. Zahlreiche Erdgöttinnen, darunter auch die eben genannte, tragen auf dem Schild einen Adlerfuß, der in derselben Weise zur Schmetterlingsdevise in den Kriegerrüstungen gehört. Der Morgenstern wird als Adler gedacht.[5]) Speziell mit dem Itzpapalotl in Verbindung scheint die Angabe zu stehen, daß die Sklaven, welche am Fest panquetzaliztli dem Gott Uitzilopochtli von den Kaufleuten geopfert wurden, »en los hombros unas aguilas de gabilanes, que llamaban tlomaitl« und den Schmetterling als Nasenschmuck trugen.[6]) Bekanntlich hießen auch die Greifarme des Itzpapalotl tlomaitl, Falkenhände. Es scheint also die Verwendung von Adlern zu ganz heterogenen Zwecken stattgefunden zu haben, wenn wir nicht der wahrscheinlichen Annahme beipflichten wollen, daß zwischen den quauhteca und den Erdgöttinnen, den Tzitzimime, doch eine Verwandtschaft in dem oben angedeuteten Sinne vorhanden ist.

Recht merkwürdig ist auch die Ausschmückung des Quauhxicalli, der Opferblutschale, denn die kleineren Schalen sind sämtlich auf der Innenseite mit dem Bild der Sonne, auf der Unterseite mit der Darstellung des Erdungeheuers mit aufgesperrtem Rachen versehen, in dem ein Steinmesser steckt (Abb. 42). Wollte man dadurch etwa nur andeuten, daß die Sonne, die hier vielleicht als Hauptsache eingraviert ist, auch auf- oder untergeht? Das wäre in der Tat äußerst trivial gewesen. Der Erdrachen gehört eben zur Sonne, wie der Todesgott zum Sonnengott. Die innige Verbindung zwischen oben und unten, die Richtung von oben nach unten, kurz, das Herabstürzen ist hier offenbar ebenso zum Ausdruck gebracht wie bei den Verstorbenen überhaupt.

In diesem Zusammenhang liegt es nahe, das Opfermesser über dem Erdrachen als das, was es sonst gewöhnlich ist, als Symbol des Opfers aufzufassen mit der Andeutung

[1]) Sahagun, III. Apendice, C. 3.
[2]) Preuß, Zeitschrift für Ethnologie. 1900, XXXII, S. 129.
[3]) Sahagun-Ms. bei Seler, Veröffentlichungen. VI, S. 173.
[4]) Torquemada, II, C. 2.
[5]) Seler, C. Fejérváry-Mayer. 201.
[6]) Sahagun. IX, C. 13.

der Richtung Oben—Unten. Das Opfermesser (tecpatl) steht in demselben Sinne wie Schädelknochen, ausgerissene Herzen und abgetrennte Hände bei den Todesgottheiten, besonders als krönende Zinnen oder andere Ausrüstung ihrer Tempel.[1]) Sie deuten also hier wie die übrigen genannten Symbole den Opfertod an, der, wie erwähnt, überall weit mehr hervortritt als der gewöhnliche Tod. Das Tecpatl wechselt aber auch bisweilen im nächtlichen Haar der Todesgötter mit Augensternen ab (Abb. 48) und ist in derselben Weise weit häufiger am Himmel, beziehungsweise auf Friesen, die den Himmel vorstellen, zu finden. Dort wechselt es auch mit den komplizierteren Sterngebilden, die nach Ansicht des Verfassers aus halbmondförmigen Schmetterlingen und ausstrahlenden Augen bestehen[2]) (Abb. 29). Würden sich diese Opfermesser nur am Nachthimmel zeigen, so könnte man sie ohne weiteres als Symbole der Tzitzimime ansehen, der unterweltlichen und Nachtgeister, ebenso wie es aus demselben Grunde durchaus erklärlich ist, daß der Mond, dessen Gottheit Patron des Zeichens »eins Tod« ist, häufig ein Opfermesser in sich birgt (Abb. 59). Nun kommen sie aber auch in derselben Abwechslung am dunklen, blauen Himmel vor, und wir waren deshalb genötigt, die Sternenaugen in diesen Fällen immer noch als Sterne zu betrachten, die auch am Tage am Himmel gedacht seien. Eine Reihe solcher komplizierter Sterne an der Außenwand einer Opferschale im Museo Nacional de Mexico strahlt sogar direkt von sich Steinmesser aus (Abb. 49). Die Sterne weichen an

Abb. 48. Totenschädel. C. Borgia 18.

Abb. 49. Stern vom Rande eines Quauhxicalli nach Jesus Sanchez, Anales del Mus. Nac. de Mexico. III, 298.

dieser Stelle etwas von der gewöhnlichen Form ab, entsprechen aber den Sternen des Himmelsfrieses am Mantel des Tiçoc-Steines, wohl ebenfalls eines Quauhxicalli, und hier ist bekanntlich der Triumph des Königs Tiçoc über eine Reihe von eroberten Städten dargestellt, indem in vielfach wiederholten Szenen Gefangene am Schopfe herbeigeschleppt werden. Kriegergestalten werden auch auf der Außenseite eines anderen Quauhxicalli beschrieben.[3]) Unter den Gestalten des Tiçoc-Steines sind Totenschädel, Reihen von Opfermessern u. a. dargestellt, an der einen Schmalseite des anderen Steines Werkzeuge der Buße und oben mehrere Totenschädel u. dgl. m. Ausgerissene Herzen bilden überhaupt den Rand der kleinen Quauhxicallischalen,[4]) die auch zum Hineinwerfen der Herzen der Geopferten dienten. Wir können wohl aus dieser Häufung von synonymen Symbolen des Opfertodes schließen, daß auch die Sterne und die von ihnen, beziehungsweise vom Himmel ausgestrahlten Opfermesser keinen anderen Hinweis als den auf den Opfertod haben können. Ist doch auch die Gottheit des Morgensterns, dessen Brustschmuck dasselbe komplizierte Sterngebilde ist, der Urheber alles möglichen Unheils auf Erden, von Hungersnot und Tod.[5]) Wollte aber jemand diese Sterne, die

[1]) Z. B. C. Bologna. 13 u. s. w.

[2]) Zeitschrift für Ethnologie. 1901, XXXIII, S. 5.

[3]) Seler, Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. 1901, XXXI, 130.

[4]) Seler, Ethnologisches Notizblatt. II, 1, 14 f.

[5]) Anales de Quauhtitlan in Anales del Museo Nacional de Mexico. III, 22 der besonderen Paginierung.

auch am Taghimmel vorkommen, als das Licht der Sonne ansehen, so könnte er auch die Feuersteinmesser als die brennenden Sonnenstrahlen erklären und somit das Tecpatl über dem Erdrachen als Vertreter der Sonne, als auf-, beziehungsweise untergehende Sonne (Abb. 42). Und das ist in der Tat geschehen.[1])

Das Steinmesser im Erdrachen ist ferner durch Parallelerscheinungen als Opfermesser zu beweisen. Es bedeutet vielleicht nur das Scharfe, Gefährliche, Vernichtende, wo es der Adler, der Jaguar, der Itzpapalotl u. s. w. an vielen Stellen des Körpers zerstreut trägt. Allerdings weiß man nicht, wie weit man auch diese Bedeutung von der Beziehung dieser Tiere für den Opfertod ableiten soll. Prägnantere Bedeutung aber hat das Messer in der Hand von Göttern, so besonders des Tezcatlipoca und Xipe, die zudem beide ein Steinmesser als naualli oder an der Spitze eines Fähnchens, das aus ihrem Rückenfederbusch herausragt, tragen. Im C. Bologna hat der Gott Itztli — das ist ein anderer Name für Tezcatlipoca — stets statt des Kopfes ein Messer, und im C. Borbonicus ist er einfach als Opfermesser dargestellt.[2]) Er ist außerdem als nächtlicher chalchiuhtotolin Patron des Tageszeichens tecpatl, der Vertreter der Bußübungen mit Blutentziehungen. Hierbei galt auch das Opfermesser als Symbol, obwohl es vielleicht nicht praktisch dabei verwandt ist. Im C. Borbonicus (9) steckt sogar ein Opfermesser in einem spitzen Knochen, wie er zu Blutentziehungen gebraucht wurde, und im Aubinschen Tonalamatl (18) trägt der Büßer ein Opfermesser. Tezcatlipoca ist offenbar als der nächtliche, der Todesgott, der unheimliche Zauberer u. s. w., zugleich Gott des Opfermessers, Xipe als Gottheit, an dessen Fest tlacaxipeualiztli die meisten Menschen geopfert wurden. Beide sind zudem hervorragende Patrone der Krieger. Es geht aus all dem hervor, daß die Erklärung des Wortes Itztapaltotec, wie Xipe an jener Stelle im C. Telleriano-Remensis (Bl. 23, 2) als Steinmessergott genannt ist, durch den Interpreten »este asiento de la tierra« zwar wörtlich aber sinnlos ist, denn unter itztapalli, losa, para enlosar, Steinplatte zum Fliesenlegen, ist nichts anderes als ein großes, breites Opfermesser verstanden, das er ja auch als Verkleidung trägt.

In diesem Sinne ist auch das Tecpatl als Symbol der geschlechtlichen Vereinigung zu verstehen. Es wechselt als solches ab mit den zwei Feuerreibhölzern und dem Chicauaztli. Ersteres deutet auf das Feuer als Symbol des Wachstums, wohl nicht, wie ähnliches in der germanischen Mythologie erklärt ist,[3]) auf den Vorgang beim Coitus selbst. Das Rasselbrett ist ebenfalls ein bekanntes Symbol der Fruchtbarkeit. Das Tecpatl aber finden wir im C. Borgia (61) in der einen, das Chicauaztli in der anderen Hand Xipes, des Gottes der Erde und der Fruchtbarkeit, und es wird wohl hier das Opfermesser nichts anderes bedeuten als die Befruchtung der Erde infolge der Opfer und Bußübungen. Auf diesem Wege ist dann das Tecpatl direkt zum Zeichen der Fruchtbarkeit geworden und steht bei der geschlechtlichen Vereinigung an seinem Platze. Eine treffende Illustration dieser Erklärung bietet Abb. 50, die die Erdgöttin Teteoinnan und Macuilxochitl in geschlechtlicher Vereinigung zeigt. Aus der das Paar umgebenden Erde wachsen Blütenzweige hervor. Den Grund aber für die Fruchtbarkeit der göttlichen Vereinigung und die ihr parallel gehende Ergiebigkeit der Natur bilden die beiden enthaupteten geopferten Menschen, deren hervorströmendes Blut die beiden Gottheiten umschlingt.

Dann trägt gelegentlich der Todesgott das Opfermesser in der Hand (Abb. 59). Natürlich sehr häufig ist das Opfermesser in der Hand des Priestergottes Quetzal-

[1]) Seler, Tonalamatl. 1900, 5.

[2]) Vergleiche auch C. Borg., 18 (unsere Abb. 59) und 32.

[3]) Simrock, Handbuch der deutschen Mythologie. 6. Aufl. Bonn 1887, 559.

coatl bei Vollziehung von Opfern.[1]) Weiter sehen wir das Opfermesser auch aus dem Munde herauskommen, und zwar bei dem Gott der Menschenopfer Xolotl,[2]) dem Verwandten Quetzalcoatls, also an einer Stelle, wo ein Zweifel über die Bedeutung des Messers nicht aufkommen kann. Wir sehen ihn im C. Borgia (34) tatsächlich Opfer darbringen und er hält im C. Borbonicus (16) ebenfalls ein Steinmesser in der Hand. Neben dem Messer erscheint eine Blume, die augenscheinlich wie am Magueistachel und dem spitzen Knochen, den Werkzeugen der Buße, das Erfreuliche des vollzogenen Opfers andeutet.

Man kann in den Bilderschriften sehr häufig beobachten, daß das Werkzeug einer Gottheit, das Erzeugnis oder der Ausdruck ihrer Tätigkeit aus ihrem Munde hervorkommt. Dem Munde der Ciuapipiltin entweichen dunkle Rauchwolken, beziehungsweise Nacht, Blut, ein Tausendfuß und eine Schlange,[3]) dem Munde der Xochiquetzal, Xochipillis, Cinteotls und anderer eine Edelsteinkette, dem des Koyote auf dem berühmten Federschild der Ambraser-Sammlung[4]) das Symbol des Krieges, atl tlachinolli, dem des Totenschädels (Abb. 48) ebenfalls ein Feuersteinmesser u. s. w. Letzteres ist nicht zu verwechseln mit dem Messer, das gewöhnlich (Abb. 48) als Fortsetzung der spitzen Knochennase des Schädels erscheint und vielleicht nur eine allgemeine Bedeutung des Scharfen, Spitzen u. s. w. hat. Ferner kann man auch das Opfermesser, das im Munde der blauen Schlange in der Hand Nauieecatls steckt,[5]) entweder als Opfermesser schlechtweg oder als Darstellung der Natur der Schlange, die vielleicht den Blitz symbolisiert, auffassen. Denn der Blitz ist das feststehende Attribut des Regengottes Tlaloc und deshalb wohl auch der im Nauieecatl vorliegenden Verbindung des Wind- und Regengottes.

Abb. 50. Macuilxochitl und Teteoinnan. Die Fruchtbarkeit der geschlechtlichen Verbindung. C. Borg. 50.

Erwähnt muß noch werden, daß auch Xochiquetzal, der Göttin der Blumen, genau so wie dem Xolotl im C. Borbonicus (19) das Feuersteinmesser und die Blume aus dem Munde heraustreten. Wir werden uns noch weiter mit dem Wesen dieser Göttin zu beschäftigen haben. Jedenfalls ist sie keineswegs nur eine harmlose Blumengöttin, »die veranlaßt, daß sich die Erde mit Blumen bedeckt« und nur eine Göttin des Spiels und Tanzes, ebensowenig wie ihr Genosse Macuilxochitl. Vorläufig mag es genügen, die andere Tatsache als Erklärung des Tecpatl hervorzuheben, daß sie eine Erdgöttin und eine der Tzitzimime ist und in engen Beziehungen zu den Kriegern steht.[6]) Neben ihr ist im C. Borbonicus ein zweites Opfermesser dargestellt. So sieht man, daß die sich von vornherein aufdrängende Meinung, das Messer im Rachen des Erdungeheuers müsse in seiner Grundbedeutung als Opfermesser aufgefaßt werden und beziehe sich auf den Opfertod der Krieger, richtig gewesen ist, zumal sich dasselbe mit der personifizierten Erde, die die Dämonen der Finsternis birgt, sehr gut verträgt.

Da in dem Tecpatl somit die untere und obere Region, d. h. das Herabstürzen verkörpert ist, so finden wir das Opfermesser auch in unserer Liste (Nr. 27) als Vertreter

[1]) An vielen Stellen des C. Borg.
[2]) C. Borb. und Aubinsches Tonalamatl. 16. Woche. Vergleiche Seler, Tonalamatl. 1900, 111.
[3]) C. Borg. 47, 48.
[4]) Abgebildet bei Nuttall, Internat. Archiv für Ethnographie. V. Tafel III.
[5]) C. Tell.-Rem. Bl. 13, 2.
[6]) Seler, Tonalamatl. 119, 124. Preuß, Zeitschrift für Ethnologie. 1900, XXXII, 135.

der Mitte angegeben. Freilich, wenn wir von dem Tecpatl als Attribut der Tzitzimime absehen, die in der vorher skizzierten Weise das Oben und Unten in sich verkörpern, so könnte man sich das Opfermesser als Attribut der verschiedensten Gottheiten anscheinend in durchaus einfacher Weise erklären, ohne an ein Oben—Unten, an ein Herabstürzen zu denken. Nämlich so: Bei Todes- und Erdgöttinnen, wo es gehäuft vorkommt, sei es der natürliche Ausdruck des Wesens des Opfertodes, der eben auch ein Tod ist, und bei anderen Göttern, die man sehr unbestimmt gelegentlich als Himmels-, Sonnengötter u. dgl. m. zu bezeichnen pflegt, sei es ihre Funktion als Priester oder der Ausfluß ihres Wesens als Kriegsgötter oder endlich das Bedürfnis der eigenen Person nach dem Opfer u. s. w., was auf den Opfertod und das Steinmesser Bezug habe. Wir finden nämlich das Tecpatl stets oder gelegentlich noch in der Hand oder an der Person Painals, Ixtliltzins, Xochipillis, Cinteotls, Uitzilopochtlis, des Sonnengottes selbst und anderer, ungerechnet die Fälle, wo es in der Nähe von Gottheiten erscheint. Es wäre aber sehr interessant, eine derartige Statistik von Symbolen, die ja den Rahmen dieser Arbeit weit überschreiten würde, aufzustellen. Denn je mehr furchtbare Symbole, zu denen auch das Tecpatl zu rechnen ist, einer Gottheit zugehören, desto unheimlicher scheint sie zu sein, und desto mehr, wenn man so sagen darf, Tzitzimitl.

Diese Regel zeigt sich auch bei dem Vorkommen von ausgerissenen Herzen. Neben den Erdgöttinnen und Todesgottheiten, wo sie gehäuft zu finden sind, trägt sie der bekannte Tzitzimitl Tezcatlipoca im C. Borbonicus auf seiner Stirnbinde. Sein Bild in Durans Historia (Lam. 5a, Trat. 2°) hat ein mit Totenschädeln und gekreuzten Knochen bemaltes Gewand. Nun tragen aber auch Macuilxochitl, der Gott des Spiels und Gesanges, und seine Genossen sowie Xochipilli gleich den Chachalmeca, den Todesgöttern, einen yollotopilli, einen Stab mit dem Herzen, und ebenso Macuilxochitl im C. Fejérváry-Mayer (24) ein solches auf dem Munde. Bekanntlich hat auch die Figur, die der Mayauel der achten Woche gegenübersteht, und die der Telleriano-Remensis mit Recht Cinteotl, den Maisgott, nennt, ein oder zwei auf einen Stab gespießte Herzen. Das stimmt mit dem Itztlacoliuhqui, dem »gekrümmten Obsidianmesser« zusammen, der auch als Cinteotl und Sohn der Teteoinnan bezeichnet wird. Denn unter den vier Reihen der Hüter der Venusperioden[1]) ist hinter dem Opfer, das Itzlacoliuhqui darbringt, ebenfalls ein Stab mit zwei aufgespießten Herzen zu sehen. Die Figur ist nach unserer Liste (Nr. 6) dem Norden zugewiesen, wo fast immer Todesgottheiten aufgeführt sind, und in der Tat hat die Phantasie der Mexikaner gerade bei diesem Gott sich bemüht, alle möglichen Schreckenssymbole auf ihn zu häufen. Er trägt die üblichen Todessymbole: Hinterhauptschild[2]) u. s. w., ein Schädel in dunkler Nacht[3]) gibt die Richtung seiner Tätigkeit an, er hat die rot- und weißgestreifte Körperbemalung, die den Nachtdämonen zukommt, die Nacht ist bei seiner Person gezeichnet, wie er denn auch in der Gestalt Tezcatlipocas erscheint, dessen Sternenkrone er im C. Borbonicus (8) aufgesetzt hat. Auf dem Kopfe trägt er den gekrümmten, mit Zacken besetzten Hut, wovon sein Name hergenommen ist. Dieser Hut geht auf seine Funktion als Gott der Kälte[4]) und ist von einem bisweilen aus Federbällen zusammengesetzten Pfeil durchbohrt, was wohl auf den durch Frost und daraus entstehende Hungersnot verursachten Tod Bezug hat. Daß der Pfeil zuweilen geknickt ist, ist ganz unwesentlich und geht lediglich auf Raummangel zurück, ähnlich wie das gebrochene Zeichen acatl an der Tezcatlipoca-Figur des C. Borgia (17).

[1]) Vergleiche Seler, C. Fejérváry-Mayer. 104.
[2]) Z. B. C. Borbornicus. 12.
[3]) C. Fejérváry-Mayer. 27.
[4]) Seler, Tonalamatl. 92.

Seine Augen endlich sind mit einem Tuche verbunden oder fehlen überhaupt, es ist offenbar lediglich der Ausdruck der schwärzesten Nacht, die den Mexikanern der Inbegriff aller Schreckgestalten ist, ja noch mehr als Nacht, die doch nie ganz dunkel ist. Ein einfacher gekrümmter Strich war ihnen das im Tode geschlossene Auge, das aus seiner Höhle getriebene Auge galt als Sinnbild des Opfers, der Selbstmarterung; hier war ein drittes besonders dämonisches Bild gefunden. Es ist sonst nur noch bei dem weiblichen Dämon zu finden, der im C. Borgia (47) die Reihe der fünf Ciuapipiltin einleitet, bei den Erd- und Todesgöttinnen C. Borgia (31) und bei der Erdgöttin im C. Laud (29), die wohl die Teteoinnan-Tlaçolteotl, das Herz der Erde, vorstellen soll, und die auf einem Toten sitzt. Endlich ist ein Mensch in der Darstellung Tamoanchans, des Hauses des Herabsteigens, mit verbundenen Augen gezeichnet.[1]) Dieser Ort ist zwar Xochitlicacan, Ort der Blumen genannt, ist aber auch, weil man dort in die Unterwelt herabstieg, ein Aufenthalt des Schreckens, dessen Patron der furchtbare Itzpapalotl ist. Ein Tempel, von Nacht erfüllt, mit einem Opfermeser mitten darin, deutet im C. Borbonicus auf diese Unterwelt hin. Im Aubinschen Tonalamatl ist dem Menschen mit verbundenen Augen der Kopf vom Rumpf getrennt, d. h. er ist geopfert. Das Symbol von Tamoanchan ist ein gebrochener, blutender Blütenbaum, der entsprechend den Interpreten und den Angaben der historischen Quellen schließlich in der Tat nichts anderes als ein Zeichen des Schreckens, ein Portentum ist, hergeleitet von der Bedeutung des Todes, des Herabstürzens, was ursprünglich durch den Bruch gekennzeichnet ist (vergleiche Abb. 51).

Abb. 51. Xochitlicacan-Tamoanchan. C. Borg. 24.

Haben doch viele Indianer und andere Naturvölker die Sitte, die Geräte, die sie den Toten in die andere Welt mitgeben wollen, zu zerbrechen, um sie dadurch auch dem Tode zu überliefern. Dahin gehören auch die zerrissenen blutenden Feuerschlangen, der zerbrochene Steinreiber auf dem Mahlstein, die zerbrochenen spitzen Opferknochen und die zahlreichen übrigen geborstenen Dinge, die in den Bilderhandschriften vorkommen. In diese ganze Tamoanchan-Gruppe gehört nun auch das Schreckbild des verbundenen Auges.

Doch könnte es noch eine prägnantere Bedeutung haben, nämlich die der Sünde oder Strafe dafür. Im C. Telleriano-Remensis (Bl. 16, 2) heißt es zu dem Namen Itztlacoliuhqui der zwölften Woche: el señor del pecado o cequedad y asi lo pintan los ojos atapados. Verblendung (Blindheit) und Sünde aufeinander zu beziehen, ist zwar für einen Pater absolut selbstverständlich, so daß man dieser Verbindung nicht von vorneherein trauen darf. Unter Sünde wird man wohl im Mexikanischen das Unterlassen irgend einer religiösen Verpflichtung, Opfer, Selbstpeinigung u. dgl. m. verstehen können, so daß alle Bußübungen überhaupt etwas mit Sünde zu tun haben, nämlich insofern, als sie dadurch ferngehalten oder gebüßt wurde. Außerdem aber galt besonders Ehebruch und unerlaubtes Pulquetrinken als Sünde, das kraft des bürgerlichen Gesetzes sogar mit dem Tode bestraft wurde, aber auch unter der Verfolgung der Götter steht. Da nun die genannte Teteoinnan und die Ciuapipiltin diejenigen Gottheiten sind, vor denen man für den Ehebruch Buße tut, und Itztlacoliuhqui auch besonders der Gott der Strafe für den Ehebruch

[1]) 15. Woche der Bilderschriften.

ist, so hat die Sünde vielleicht doch etwas mit der Blindheit zu tun. In der Darstellung des Herabstürzens in Tamoanchan ist, wie wir sehen werden, der Begriff der Sünde ebenfalls mit untergelaufen, obwohl die Interpreten hier nur im Hinblick auf das christliche Paradies von Sünde sprechen. Heißt doch Teteoinnan, beziehungsweise Xochiquetzal in ihrer Eigenschaft als erste Frau, die gesündigt hat, auch »itzpapalotl, diosa de la vasura y pecado«,[1]) d. h. sie trägt den Namen der Herrin von Tamoanchan. Ferner scheint die erwähnte im C. Laud (29) auf einem Toten sitzende Göttin (Teteoinnan?) mit verbundenen Augen die Todesstrafe für eine begangene Sünde auszudrücken, was aus späteren Erörterungen hervorgehen wird.

In Boturinis »Idea de una Nueva Historia General de la America Septentrional« (16 f.)[2]) wird ein Gott Teotlacanexquimilli aufgeführt, der der Patron der unehelich Geborenen gewesen und von der »Diosa Venus que diximos rustica y deshonesta«, d. h. der Tlaçolteotl, begleitet gewesen sei. Entsprechend den verhüllten Augen Itzlacoliuhquis heißt nun tlacanexquimilli »der ganze Mensch mit Asche verhüllt«, und Teotlacanexquimilli erklärt Boturini dementsprechend als »vulto ceniciento, vulto de obscuridad y neblina, o dios sin pies ni cabeza,« d. h. als Nachtgestalt. Sahagun (V, C. 12) erwähnt unter dem Namen tlacanexquimilli Spukgestalten (fantasmas) ohne Kopf und Füße, reale Blendwerke Tezcatlipocas, die in der Nacht umgehen. Das alles darf man für einen weiteren Hinweis auf die Ideenverwandtschaft von Nacht, verbundene Augen und Sünde, beziehungsweise Strafe ansehen.

Abb. 52. »Uvo tantas nieves, que morian los ombres.« C. Tell.-Rem. Bl. 32, 1.

Daß die Bußübungen vorzugsweise in der Nacht vorgenommen wurden, ist bekannt. Selbstverständlich geschah das deshalb, weil die betreffenden strafenden Gottheiten gerade dann ihr Wesen trieben und mit Strafen drohten. So ist wohl auch Cinteotl, der der Maisgott, aber auch Itztlacoliuhqui, der der furchtbare Gott der Fröste ist, die die Saaten vernichten, dazu gekommen, ein Gott der Strafe für begangene Sünden zu werden. Denn wenn Tezcatlipoca gelegentlich für ihn eintritt, der als Gott der Strafe bekannt ist, so muß man doch erwarten, daß auch der eigentliche Itztlacoliuhqui, d. h. der Maisgott, als Gott der Kälte gedacht, zugleich der die Sünder strafende Gott ist. Diese Verbindung kann nur so hergestellt werden, daß durch die die Saaten vernichtenden Nachtfröste der schreckliche, in der Nacht umgehende strafende Gott gekennzeichnet wird. Bekannt ist die Darstellung eines Schneefalles, die große Hungersnot zur Folge hatte (Abb. 52). So ist augenscheinlich die Angabe, daß die Menschen dabei starben, aufzufassen. Die Ursache ist die Vernichtung der Felder. Freilich wird man kaum an Schnee dabei denken können, da er im Sommer nicht vorkommt und im Winter äußerst selten ist, wohl aber an Hagel oder Frost. Neben großer Dürre[3]) wird ebenso oft auch Frost als Anlaß einer Hungersnot erwähnt. So heißt es z. B. bei Torquemada (II, C. 47): Unter der Regierung Motecuhçomas des Älteren »entstand eine fast allgemeine Hungersnot auf der ganzen Tierra fria, denn zur Zeit, als die Felder schon junge Maiskolben trugen (d. h. als die Ähren noch nicht reif waren),

[1]) C. Tell.-Rem. Bl. 18, 2. 3, 1.

[2]) Siehe Seler, Tonalamatl in Congrès Internat. des Americanistes. VII, 648 f.

[3]) Siehe z. B. Torquemada, II, C. 73.

trat mehrere Tage lang große Kälte ein. Es erfror alles derart, daß man in diesem Jahre kein einziges Maiskorn ernten konnte.« Man half sich mit den Vorräten des vergangenen Jahres. Im nächsten Jahre wiederholte sich genau derselbe Vorgang und im dritten wurde alles durch Sonnenhitze ausgedörrt, so daß man nicht einmal Aussaat für das vierte Jahr hatte. Es ist klar, daß die Mexikaner die Zeit, wo Fröste zu erwarten waren, voll banger Sorge durchlebten. Die folgende Schilderung, die Duran[1]) gibt, ist deshalb durchaus zu-

Abb. 53. Hieroglyphe der Stadt Iztac Tlalocan.

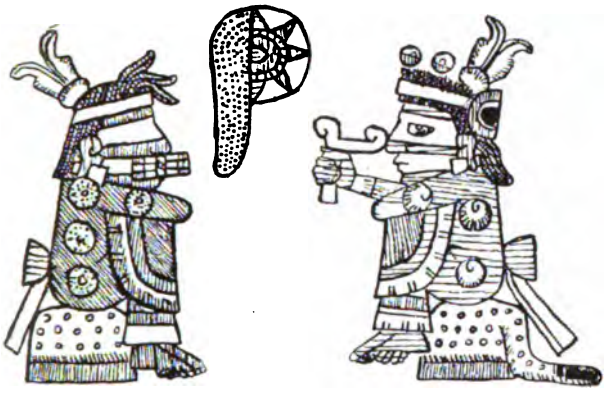


Abb. 54. Uitzilopochtli und Itztlacoliuhqui, dazwischen das Symbol des Oben–Unten: Sonne—Kälte (Nacht), C. Fejérváry-Mayer 25.

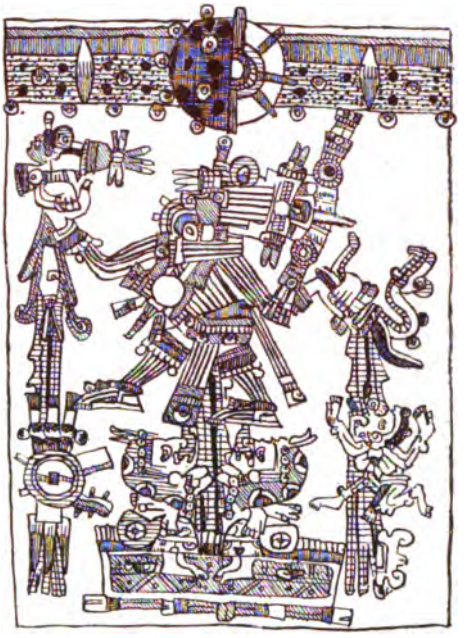


Abb. 55. Der Tlaloc der Mitte. Über ihm das Symbol des Oben—Unten: Sonne—Nacht. C. Borg. 27.

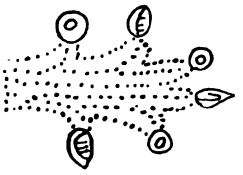


Abb. 57. Hieroglyphe der Stadt Xalac. C. Mendoza 31, 2.

Abb. 56. Das Symbol des Oben—Unten: Sonne—Nacht. C. Vat. B. 56.

treffend: »Seit dem Anfang des Monats August fürchteten sie die Vernichtung der Saatfelder durch Kälte und rüsteten sich dafür im voraus mit Darbringungen und Opfergaben an diesem Fest (Miccailhuitontl) iund dem des folgenden Monats.« Das scheint in der Tat ungefähr die Jahreszeit zu sein, in der die bei Torquemada erwähnten Fröste eintraten. Welche große Bedeutung die Zauberer zur Verhütung von Frost und Hagel hatten, geht aus den Sahagun-Manuskripten in Madrid hervor.[2])

Daß aber diese Fröste vor allem in der Nacht zu erwarten waren, was schon an sich selbstverständlich ist, geht aus einer merkwürdigen Stelle der Bilderschriften hervor. Bei dem Schneefall (Abb. 52) würde man in den Punkten zunächst den Schnee vermuten,

[1]) Historia ed. Mendoza II (1880), 288 (Calendario antiguo noveno mes del año).

[2]) Bei Seler, Veröffentlichungen. VI, 40f.

obwohl außerdem noch fallende Tropfen angegeben sind. Es ist auch die Stadt Iztac Tlalocan, das weiße Tlalocan (Abb. 53), in demselben Codex ebenso gezeichnet, und genau so ferner die mit weißer Farbe zum Opfer bemalten Gefangenen (Abb. 45). Auch die runden punktierten Scheiben auf dem Gewand Itztlacoliuhquis[1]) und der die Hälfte der Sonne über ihm einnehmende herabhängende Streifen sind so dargestellt (Abb. 54). Es ist also klar, daß Kälte und Frost in der weißen Farbe gekennzeichnet sein sollen, worunter man sich Schnee oder Hagel als Vorbild denken könnte. Das stimmt aber nicht zu der gleichen Farbe der Gefangenen, und so müßte man, um zu einem gemeinsamen Begriff zu gelangen, auch diese weiße Farbe einfach als das Symbol der Nacht und der Unterwelt ansehen, eine Auffassung, die sonst für die weiße Farbe, sowie die mit ihr identische rot-weiße Streifung allbekannt ist. Es kommt aber noch eins dazu, um das glaublich zu machen. Es gibt in den Bilderschriften viele aus Sonne und Nacht bestehende runde Scheiben (Abb. 55). Bei manchen hängt die Nacht, die genau die Hälfte der Scheibe einzunehmen pflegt, herab (Abb. 56). Andere Teilung der Scheibe außer in Sonne und Nacht gibt es nirgends, ausgenommen unseren Fall, wo bei genauerem Zusehen die »Kälte« ebenfalls genau die halbe Scheibe einnehmen soll. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß hier einfach die »Kälte« als gleichwertig mit der Nacht an ihre Stelle getreten ist, und das stimmt auch, wie wir gleich zeigen werden, mit der sonstigen ganz prägnanten Bedeutung der Verbindung aus Nacht und Sonne. Daß an einigen anderen Stellen Blut von der ganzen Sonnenscheibe herabfließt, hat mit den vorliegenden Darstellungen nichts gemein.

Andererseits ist einfache Punktierung ein derart gewöhnliches Mittel, um das Vorhandensein einer Menge winziger Gegenstände auszudrücken, daß die eben entwickelte Erklärung der Zeichnung des Frostes als Darstellung weißer Farbe aus diesem Grunde nicht unantastbar ist. So wird z. B. xalli, Sand, durch Punktierung ausgedrückt (Abb. 57). Es ist aber in unserem Fall erwiesen, daß die Mexikaner die weiße Farbe zu Nacht, Unterwelt und ähnlichem in ideelle Beziehung setzten, und ebenso Frost und Nacht. Deshalb kommt die Darstellungsweise durch Punktierung für uns weniger in Betracht..

VIII.

Das Symbol Sonne—Nacht und das Olin-Zeichen.

Wir haben also an dem Vorkommen des Tecpatl und des ausgerissenen Herzens nachgewiesen, daß die Mexikaner sich auch von solchen Gottheiten, die wir allmählich als günstige und himmlische anzusehen uns gewöhnt haben, nicht nur Gutes versahen und sie in der Tat auch mit entsprechend schrecklichen Symbolen ausgestattet haben, ohne daß wir sie bisher genügend nach dieser Richtung gewürdigt haben. Insbesondere ist das an dem Maisgott Cinteotl-Itztlacoliuhqui nachgewiesen. Auch wo er im segensreichen Tun dargestellt ist, trägt Cinteotl gelegentlich nächtliches Haar mit den Sternaugen der Todesgötter darin.[2]) Bei diesen Göttern und diesen beiden Symbolen könnte man aber nur in einem übertragenen Sinne von einem Oben und Unten sprechen, insofern als die Götter und die Symbole gewissermaßen unterweltliche und himmlische Züge tragen und insofern sie zum Tod, d. h. zum Herabstürzen von Oben nach Unten in den Erdrachen führen.

Nun gibt es aber auch Symbole, welche in direkter Übersetzung Oben—Unten bedeuten, und von den Mexikanern augenscheinlich angewandt sind, um diesen räumlichen

[1]) Siehe Seler, C. Fejérváry-Mayer. 131.

[2]) Z. B. C. Bologna 13.

Begriff auf die betreffenden Szenen und Gottheiten zu übertragen. Das einwandfreieste Symbol derart ist die schon erwähnte runde Scheibe, zur Hälfte aus der Zeichnung der Nacht, zur Hälfte aus der der Sonne bestehend (Abb. 55, 56). Sie findet sich nur einmal mit der Zeichnung des Himmels zusammen, und zwar am blauen Taghimmel, nämlich da, wo der Tlaloc der Mitte, beziehungsweise des Oben und Unten gezeichnet ist (Abb. 55, vergleiche Abb. 28, siehe Liste Nr. 21). Das ist bereits als ein Beweis für die Richtigkeit der Deutung in Anspruch zu nehmen. Sonst steht das Symbol stets für sich allein. Physikalisch betrachtet ist keine vernünftige Erklärung möglich. Die Sonne im Moment des Auf- und Unterganges, also halb Nacht, halb Tag, würde am angemessensten erscheinen, und doch wäre das schon sehr geschraubt. Im übrigen ist der Begriff der Dämmerung so wenig prägnant, daß er, überall eingesetzt, wo unser Symbol steht, nicht gerade störend wirkt, aber auch nichts erklärt, und das ist bei dem Begriff des Oben und Unten für jenes Bild anders. Man muß sich also bei diesem Symbol von allen physikalischen Gesetzen freimachen und allein den Begriff dafür einsetzen, daß das »Oben und Unten durch die Erde« dadurch veranschaulicht werden soll. Das ist aber nur möglich, wenn wir die bei den Tzitzimime erörterte Anschauung annehmen, daß die Nacht des Himmels von der der Unterwelt ausgegangen und mit ihr identisch ist.

Im C. Borgia (62) findet man die Hieroglyphe bei Quetzalcoatl, dem Regenten der zweiten Woche, und oft bei Mayauel und Patecatl, wo sie der achten, beziehungsweise elften Woche vorstehen. Beide haben mit dem Pulque zu tun. Sonst kommt das Symbol unter den 25 Götterpaaren des C. Borgia (56—58) neunmal vor, jedoch nicht in den Parallelstellen C. Vaticanus B (42—33) und C. Laud (38—33). Es sind 1. Todesgott und Erdgöttin, 2. Quetzalcoatl und Xochiquetzal (?), 3. ein die Trommel schlagender Gott (Macuilxochitl), beziehungsweise der Mondgott und Xochiquetzal, 4. Gott und Göttin mit Skelettkiefer und je einer roten Schlange auf dem Kopf, 5. schwarzer Gott mit Tierkopf und Göttin mit Hirschkopf, 6. roter Gott und Xochiquetzal. 7. Gott und Göttin mit Köpfen des Quetzalvogels, wohl Xochipilli und Xochiquetzal. 8. zwei Göttinnen Xochiquetzal, 9. Ictac Mixcouatl und Ilancueye. Ferner ist noch C. Borgia (57) das Götterpaar Teteoinnan und Patecatl mit unserem Symbol versehen.

Nur an zwei Stellen treten also hier Quetzalcoatl und Patecatl wieder hervor. Sonst sind es andere Gottheiten, an denen jedoch meist besondere Abzeichen auf das Oben—Unten hinzuweisen scheinen. Seler[1]) hat bereits bei einem Götterpaar C. Borgia (57) und den Parallelstellen, wo die beiden Gottheiten Rücken an Rücken zueinander sitzen, vermutet, daß dieses Paar die Richtung Oben—Unten ausdrücken solle. Ausgeschüttete Gefäße und ein senkrecht zwischen beiden Personen herabstürzender Quetzalvogel bestärkten ihn in dieser Vermutung. Das Paar gehört der Richtung »Oben« an (Richtungsliste Nr. 16), während das Unten durch zwei Todesgottheiten und einen in einen Schädelrachen herabstürzenden Menschen ausgedrückt ist. Über der fünften Region ist eine halbe Sonne, die aber für die Sonne schlechtweg gilt, über der Sechsten ist der Mond gezeichnet. Es ist klar, daß diese Darstellung nicht für unsere Erklärung von halber Nacht und halber Sonne spricht. Man muß also annehmen, was übrigens selbstverständlich ist, daß die Mexikaner nicht schematisch an allen Stellen, wo derselbe Gedanke ausgedrückt werden sollte, auch dieselben Symbole nahmen. Nun ist sicher nicht die Sonne an und für sich gleichwertig dem Symbol von Sonne und Nacht, aber die Sonne ist der eine Endpunkt von Oben und Unten, und die Nacht, beziehungsweise der Mond der andere.

[1]) Seler, C. Fejérváry-Mayer. 159f.

Daher ist es wohl möglich, daß in gewissen Fällen auch die Sonne statt des deutlicheren Doppelsymbols Sonne und Nacht steht.

Gehen wir nun die oben angeführten Fälle, in denen diese Hieroglyphe vorkommt, durch, so finden wir stets entweder die entgegengesetzte Richtung in den Götterpaaren oder umgestürzte Gefäße, oder das Herabstürzen eines Menschen in den Erdrachen, beziehungsweise das Opfer überhaupt, oder mehreres davon zusammen. Zwischen dem Götterpaar Nr. 4 dagegen ist ein blutender Blütenbaum gezeichnet, gleich dem Baum von Tamoanchan, bezeichnet also ebenfalls das Herabsteigen, und das dargestellte Götterpaar sind wohl die toten Vorfahren in Tamoanchan. Daß eins oder das andere von diesen Symbolen auch an anderer Stelle, ja selbst bei den übrig bleibenden der 25 Götterpaare vereinzelt vorkommt, braucht nicht gesagt zu werden. Es ist auch gleich zu bemerken, daß die Hieroglyphe nicht bloß da auftritt, wo die Mitte, beziehungsweise das Oben—Unten dargestellt werden soll. An einer Stelle wenigstens, nämlich bei Patecatl und Teteoinnan,[1]) ist das Paar Vertreter des Nordens. Das ist weiter nicht wunderbar, da im Norden das Totenreich liegt. Wir haben die Hieroglyphe außerdem, wenn wir das vorhin (S. 172) erwähnte Symbol Kälte—Sonne gleichsetzen, bei der Region des Oben, wo noch eine andere des »Unten« besonders vorhanden ist (siehe Richtungsliste Nr. 8, 16).

Hiezu kommt noch eine Darstellung unseres Symbols bei einem der vier Erscheinungsformen des Planeten Venus[2]) im C. Vaticanus B. (26), und zwar derjenigen, die dem Westen angehört. Wir haben ihn als Tzitzimitl kennen gelernt und im C. Borgia (19) ist er über einem Erdrachen thronend abgebildet. Das ist kein gewöhnliches Vorkommnis. Nur noch unter Quetzalcoatl und dem Todesgott, die beide in den Codices Vaticanus B. (75, 76) und Borgia (56, 73) Rücken an Rücken dargestellt sind (Abb. 58), gähnt ein solcher Erdrachen. Es stimmt dazu, daß, wie erwähnt, auch bei ihm zweimal unser Symbol Sonne—Nacht erscheint. Im C. Borgia (57) sitzen hinter dem Götterpaar Tonacatecutli-Tonacaciuatl entsprechend die mit der Gespenster-(Tzitzimime-)Farbe, nämlich weiß, gezeichneten Gestalten des Affen und Quetzalcoatls. Beide haben sich wieder den Rücken gekehrt, während Tonacatecutli und Tonacaciuatl, die hier dem Osten zugewiesen sind (Richtungsliste Nr. 16), mit dem Gesicht einander zugewandt sind. Wahrscheinlich ist auch hier in dem Affen und Quetzalcoatl der Richtungsgegensatz verkörpert. Im C. Laud (11) ist nämlich der Todesgott als Affe und ein zweiter Affe genau ebenso Rücken an Rücken dargestellt wie sonst Mictlantecutli und Quetzalcoatl. Die nahe Verwandtschaft zwischen letzterem und dem Affen, der im Aubinschen Tonalamatl (11) und auf Tonfiguren sogar die sogenannte Vogelschnabelmaske Quetzalcoatls trägt, ist hinreichend bekannt, und ebenso, daß der Affe starke Beziehungen zum Tode hat und den zum Tode Bestimmten repräsentiert[3]) (Abb. 92). Er kann also sowohl für Mictlantecutli wie für Quetzalcoatl eintreten. Doch werden wir sehen, daß in diesen Fällen durchaus nicht etwa Quetzalcoatl stets die obere Region vertritt. Man kann vielmehr auch hier den schon öfters ausgesprochenen Satz wiederholen, daß das Oben meistens zugleich das Unten einschließt und umgekehrt. Endlich sei bezüglich Mayauels vorläufig erwähnt, daß im C. Vaticanus B. (31) bei der Darstellung des Zeichens tochtli ebenfalls der Todesgott und ein Mensch Rücken an Rücken zueinander sitzen. Bei Mayauel ist es ferner auffallend, daß sie in einer Reihe von fünf Erdgöttinnen als Patronin der Mitte gewählt ist (Richtungsliste Nr. 7). Vielleicht steht das mit dem Symbol Sonne—Nacht, das in der achten Woche bei ihr zu finden ist, in Verbindung.

[1]) Ebenda. 191.

[2]) Seler, C. Fejérváry-Mayer. 199 f.

[3]) Preuß, Ethnologisches Notizblatt. II, Heft 2, 71 f.

Bevor wir uns genauer mit den Gottheiten beschäftigen, bei denen das Symbol Sonne—Nacht vorkommt, müssen wir noch eine Abart desselben und ein scheinbar gleichbedeutendes Zeichen besprechen, nämlich das vielgenannte Olin. Erstere ist in Abb. 59

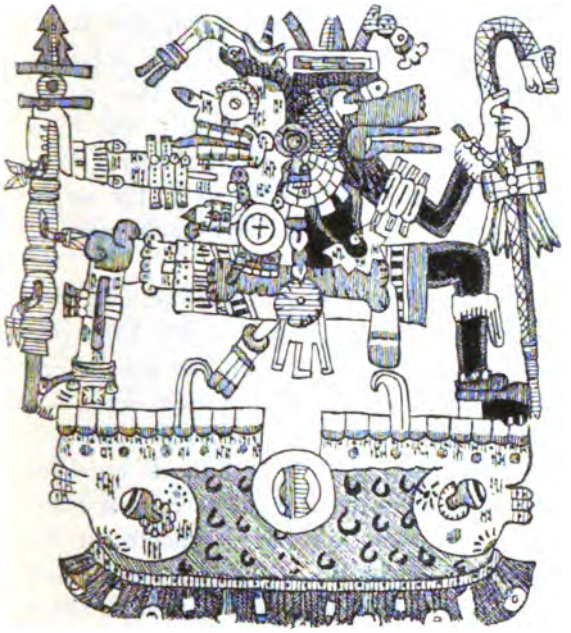


Abb. 58. Quetzalcoatl und Mictlantecutli über dem Erdrachen sitzend. C. Vat. B. 76.

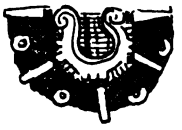


Abb. 60. »Sonne—Mond«, das Zeichen des Oben—Unten. C. Borg. 59.

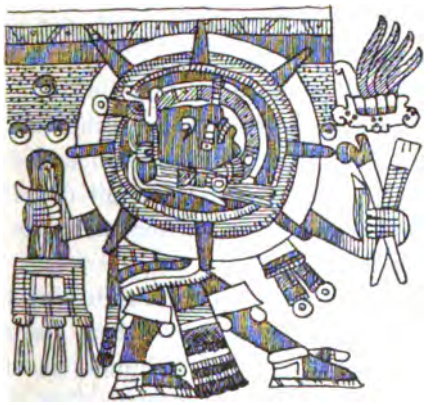


Abb. 61. Sonnengott am blauen Himmel. C. Borg. 23.

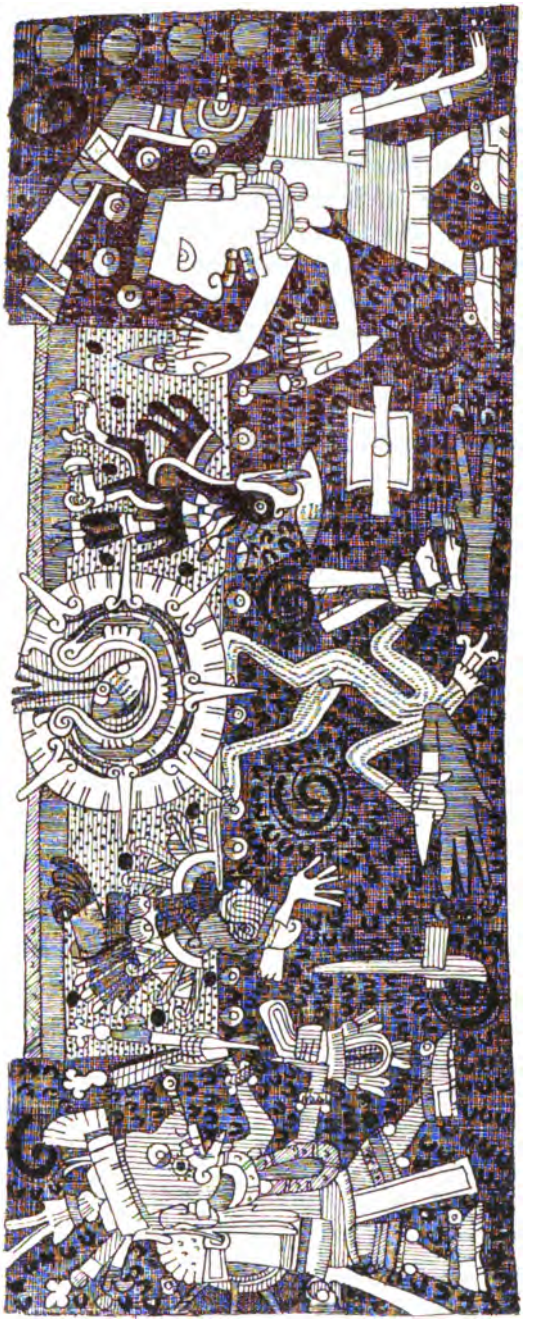


Abb. 59. Das Herabkommen der Tzitzimine. C. Borg. 18.

am blauen Himmel zu sehen: eine weiße Sonne, in deren Mitte der Mond gezeichnet ist. Man könnte meinen, und der Verfasser hat das auch früher so aufgefaßt, daß hier nichts weiter als ein Strahlen werfender Mond vorliege. In der Tat gibt es sogar einen ähnlichen Mond (Abb. 60) in demselben C. Borgia (59), dem die Strahlen direkt aufsitzen und der nicht am blauen Himmel, sondern an einem grauen, aber wie der blaue gekörnte

Himmel erscheint. Man muß überhaupt anerkennen, daß die graue, beziehungsweise schwarze und andererseits die blaue Farbe das einzige Mittel ist, um Nacht- und Taghimmel zu unterscheiden (vergleiche Abb. 59). Es scheint sich also in beiden Fällen um die abstrakte Idee des Oben—Unten, Sonne—Mond zu handeln, und das wird in Abb. 59 bestätigt durch den vom Himmel in die Unterwelt, in die schwarze Nacht herabstürzenden Dämon, der in der Hand seinen eigenen (?) Tezcatlipocakopf trägt. Der blaue Himmel und die schwarze Nacht übereinander bilden hier einen zweiten Gegensatz des Oben—Unten. Das andere Symbol »Sonne—Mond« steht über den Gestalten Macuilxochitls, der das Beil, das Sinnbild der Strafe, führt, und der Xochiquetzal. Es sind also dieselben Gottheiten, denen wir schon vorher beim Symbol Sonne—Nacht begegnet sind. Wie passend es für sie ist, werden wir später im Zusammenhang dartun. Unten am Boden liegt auch hier der Mensch, der das Herabstürzen kennzeichnet.

Das Zeichen olin ist auf die Darstellung zweier Schmetterlinge zurückgeführt, und es ist an anderer Stelle[1]) darauf hingedeutet worden, daß es als Symbol des Erdbebens (Abb. 62) ein Zeichen der Erde sein müsse und ferner mit der Hieroglyphe des Krieges atl tlachinolli große Ähnlichkeit habe. Wenn man es als den bekannten Namen der Sonne des gegenwärtigen fünften Zeitalters »4 olin« den Sonnen der vier vorhergehenden Zeitalter an die Seite stellt, nämlich 4 atl, 4 ocelotl, 4 quiahuitl, 4 eecatl,[2]) so müßte es wie diese eines der Hauptelemente vorstellen. Es ist bekanntlich angenommen, daß die vier Elemente in den Namen dieser Sonnen verkörpert sind: Wasser, Erde, Feuer, Luft. Entsprechend sitzen auch in der Mitte der im C. Vaticanus A (Bl. 4. 2; 6; 7, 1) dargestellten vier prähistorischen Sonnen: die Wassergöttin Chalchiuhtlicue, die Erdgöttin Xochiquetzal, der Feuergott Xiuhtecutli und der Windgott Quetzalcoatl. Deshalb finden wir auch in der Mitte der gegenwärtigen Sonne ganz sinngemäß oft das Zeichen 4 olin statt einer Gottheit. Eine solche, für die am besten die Erdbebengöttin Teteoinnan am Platz wäre, ist nie gezeichnet. Man müßte also zur Erklärung von olin ein fünftes Element annehmen, das es nicht gibt. Sicher ist aber jedenfalls, daß man weder den Schluß ziehen darf, es sei ein himmlisches Zeichen, weil es im Bilde der Sonne vorkommt, noch aus der wörtlichen Übersetzung »Bewegung«, movimiento und der Verbindung mit der Sonne den anderen Schluß, es habe mit den vier Bewegungsrichtungen der Sonne, Osten, Norden, beziehungsweise Süden, Westen, etwas zu tun. Als Ausgangspunkt für die Erklärung bleibt demnach übrig, daß es in historischen, nicht aber in mythologischen Bilderschriften Symbol des Erdbebens ist und daß die Hauptform (Abb. 62) sich wahrscheinlich auf zwei Schmetterlinge zurückführen läßt. Ob die Ähnlichkeit des Zeichens olin mit der Hieroglyphe atl-tlachinolli geringere Beweiskraft hat als die nunmehr zu verfolgende Spur oder ob sie sich mit ihr verträgt, lassen wir vorläufig dahingestellt.

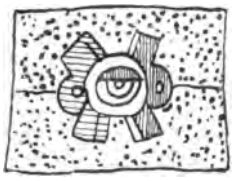


Abb. 62. Symbol des Erdbebens. C. Tell.-Rem. 33, 1.

Im C. Vaticanus B (13, 14) gibt es zwei Paare von Häusern, die je durch eine Reihe von Tageszeichen miteinander verbunden sind. Die Symbole an dem einen Haus der beiden Paare weisen auf den Tod und die Nacht. In ihm befindet sich der nächtliche Vogel, die Eule. Das andere Haus enthält in beiden Fällen den Truthahn, für dessen Natur freilich noch keine einheitliche Erklärung vorliegt, und hat auf dem Dach Edelsteingehänge. Der Gegensatz der beiden Häuser ist jedenfalls zweifellos und berechtigte Seler[3]) vollkommen zu dem Schluß, daß ein Haus das Oben, das andere das Unten vor-

[1]) Preuß, Zeitschrift für Ethnologie. 1901, XXXIII, 18 f.

[2]) Anales de Quauhtitlan in Anales del Museo Nacional de Mexico 9, 10 der besonderen Paginierung.

[3]) Seler, C. Fejérváry-Mayer. 15.

stelle. Ein gewisser Gegensatz liegt auch darin, daß die Häuser der unteren Region mit einem Tausendfuß, die der oberen mit einer größtenteils rot gezeichneten Schlange umwunden sind, die man sich gewöhnt hat, wegen ihrer Farbe Feuerschlange zu nennen, zumal oftmals Rauchwolken von ihr ausgehen. Doch ist der Gegensatz zwischen den beiden Tieren nicht überall durchzuführen. Der Tausendfuß kommt neben der Spinne, dem Skorpion und der Schlange auf der tiergestaltigen Erdgottheit an der Unterseite einer Opferblutschale vor (Abb. 42), er geht den Ciuapipiltin aus dem Munde und kriecht unter dem Stuhl der Erdgöttin Xochiquetzal hervor. Sicher wird man ihn nirgends als Symbol des Himmels und der oberen Region deuten können. Nun wird zwar von den Feuerschlangen gesagt:[1]) »sie wohnen im fünften Himmel, es machte sie der Gott des Feuers und von ihnen gehen die Kometen und Himmelszeichen aus«. Auch finden sie sich jedenfalls sehr oft an Stellen, wo eine Beziehung zum Himmel, zur oberen Region nicht ausgeschlossen ist. Aber sie kommen auch bei Erdgöttinnen vielfach vor, insbesondere begleiten sie häufig die Teteoinnan. An zwei vielleicht parallelen Stellen[2]) vertreten sogar Feuerschlange und Tausendfuß einander: Im Wasser befindet sich ein Scolopender, beziehungsweise eine Feuerschlange, davor Chalchiuhtlicue mit einem Topf, aus dem sich eine ebensolche Schlange herauswindet.

Abb. 63. Tausendfuß und Feuerschlange (?), olinartig verschlungen. C. Borb. 13

Abb. 64. Quetzalcoatl und eine Göttin (?) olinartig verschlungen. C. Aubin 18.

An unserer Stelle ist jedenfalls bei den Tieren ein gewisser Gegensatz zu beobachten. Ein solcher tritt vielleicht auch darin hervor, daß sich im C. Borbonicus (14) an Stelle der sonst dort befindlichen Feuerschlange zwischen Teteoinnan und dem Hause der Nacht eine grüne Schlange und ein gelber Tausendfuß befinden nach Art des besonders im C. Borgia derart gezeichneten Olin-Zeichens verschlungen (Abb. 63). Die grüne Farbe der Schlange im C. Borbonicus darf nicht befremden, denn rote Feuerschlangen kommen dort überhaupt nicht vor und auch das Zeichen olin hat die vom Gewöhnlichen vollständig abweichenden Farben grün und grün oder grün und rot, beziehungsweise blau. Statt jener verschlungenen Tiere, Scolopender und Schlange, sieht man in der Parallelstelle des Aubinschen Tonalamatl ebenso vereint Quetzalcoatl und eine menschliche Gestalt (Abb. 64). Noch einmal kommen Schlange und Tausendfuß so verschlungen vor (Abb. 65), und zwar winden sie sich um das Herz Quetzalcoatls, der ausgestreckt als Skelett auf einem Kreuz

[1]) Historia de los Mexicanos por sus pinturas. C. 20.

[2]) C. Fejérváry-Mayer, 27. C. Borg. 20. Seler, C. Fejérváry-Mayer. 136.

ruht, dem Sinnbild der vier Richtungen.[1]) Sein rot punktierter weißer Körper zeigt an, daß er geopfert worden ist. Aus der Mitte, dem Herzen und den vier Extremitäten entweichen den fünf Richtungen entsprechend fünf Xolotlgestalten, die man als Gegenstück Quetzalcoatls in seiner Eigenschaft als Opfergott, als Gott des Ballspiels,[2]) als segenbringender Windgott[3]) ansehen muß. Sonst sind sie auch stets mit Emblemen Quetzalcoatls ausgestattet. Zu Füßen Quetzalcoatls ist ein weites Becken, in dem unter anderem ein Brennholzbündel liegt. Trotz seiner etwas abweichenden Form und obwohl es nicht als Rachen gezeichnet ist, fühlt man sich versucht, dieses Gefäß als Abgrund aufzufassen, der demnach eigentlich unter dem Kreuz, besser unter der Mitte desselben gezeichnet gedacht werden muß.

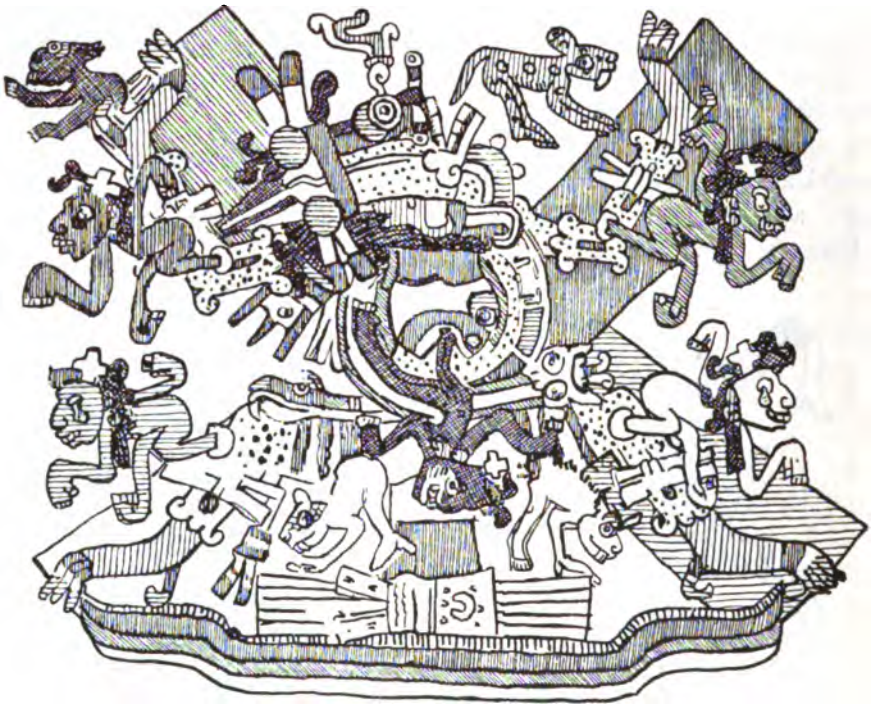


Abb. 65. Quetzalcoatl von Feuerschlange und Tausendfuß umschlungen. C. Borg. 42.

In der Tat ist auf dem ganzen Blatt (42) des C. Borgia, wo diese Darstellung vorkommt, von nichts anderem die Rede als vom Opfertod des Quetzalcoatl und seinem Herabsteigen. Oben opfert der Gott sein Ebenbild, das wiederum rot punktiert auf weißem Grunde gezeichnet ist, und Tezcatlipoca geleitet den Geopferten auf einem Pfade zu einem rechteckigen, von Nacht, Eulen, Totenknochen und einem thronenden Todesgott erfüllten Raum. Der Leib eines stachligen Ungeheuers schließt diesen Raum ein, sein aufgesperrter Rachen bildet aber zugleich den Zugang zu ihm, und in diesen Rachen stürzt der Geopferte. Man sieht ihn kopfüber durch die Nacht herabstürzen und unten huldigend vor der erwähnten Todesgottheit niederknien. Rechts auf dem Blatt sitzt, wie die arg verstümmelte Darstellung erkennen läßt, Quetzalcoatl in der Tempelcella seiner Pyramide.

[1]) Preuß, Zeitschrift für Ethnologie. 1900, XXXIII, 26. Seler, C. Fejérváry-Mayer. 204.

[2]) Vergleiche besonders C. Borg. 35, 42 (Fig. 66) und C. Borb. 27, wo Quetzalcoatl als Ballspieler auftritt.

[3]) Cempoualli Etzalqualiztli des C. Borb. 26.

unter der wiederum ein Erdrachen gezeichnet ist. Ein Weg führt von dem Eingang der Cella zu einem blutrot gefärbten, von Nacht umgebenen Ballspielplatz, in dem vier Gottheiten, sämtlich Quetzalcoatlgestalten, Ball spielen (Abb. 66). Nun sieht man von da aus, wo der erwähnte Weg den Ballspielplatz berührt, wiederum Quetzalcoatl in der Farbe des Geopferten kopfüber durch die Luft mitten in den Spielplatz herabwirbeln. Bekanntlich war in der Mitte der die Längsseiten des Platzes einschließenden beiden Mauern oben je ein großer runder Stein mit einem zentralen Loch angebracht (Abb. 66), durch das ein besonders glücklicher Wurf der einen oder anderen Partei den Ball hindurchtreiben konnte.

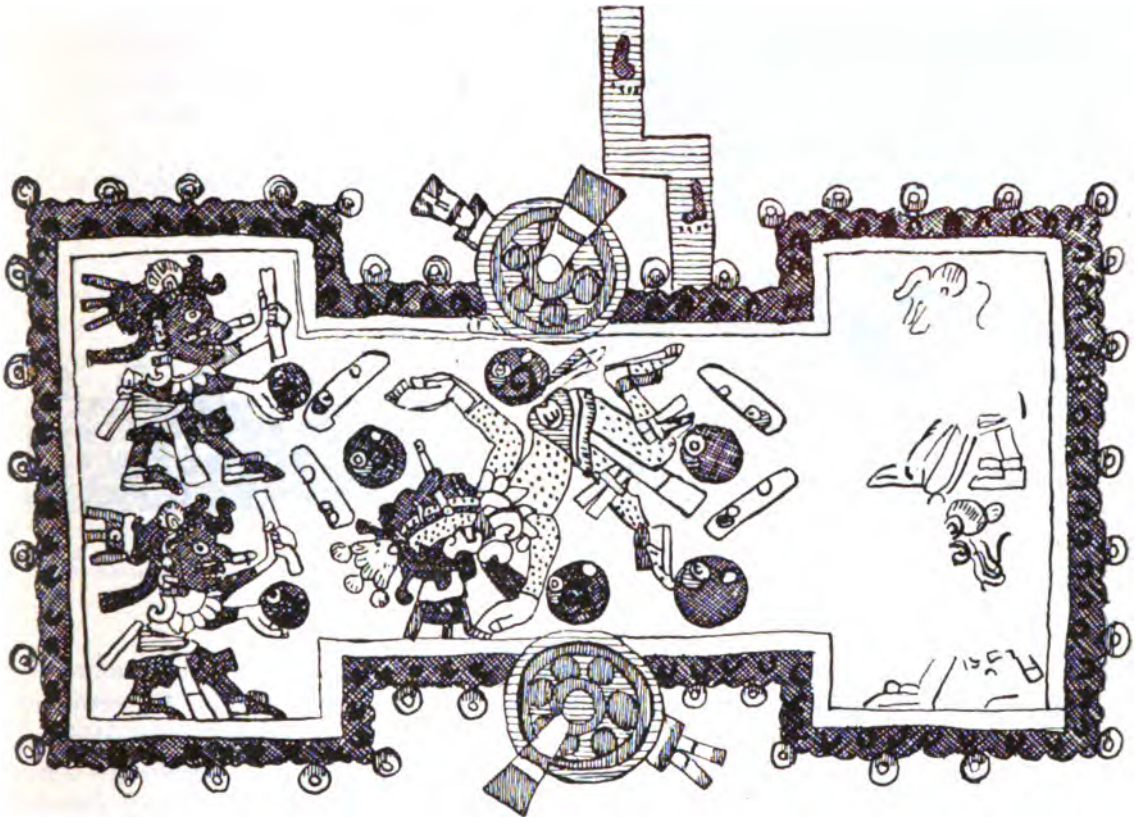


Abb. 66. Quetzalcoatl stürzt als Geopferter auf den Ballspielplatz (in die Erde). C. Borg. 42.

Es ist die Vermutung ausgesprochen worden, daß das Eingehen des Kautschukballes in jenes Loch mit dem Untergehen der Sonne in die Erde verglichen worden ist und überhaupt das Fliegen des Balles über den Ballspielplatz mit dem Lauf der Sonne über der Erde.[1]) Schon wenn wir diese Gedanken vorläufig zugrunde legen, ergibt sich die Wahrscheinlichkeit, daß Quetzalcoatl in unserem Fall als Geopferter auf den Ballspielplatz und dann weiter in die Unterwelt herabstürzt — ein Bild, ganz analog dem vorher beschriebenen, nur daß dort über den Vorgang schon auf den ersten Blick kein Zweifel möglich war. Der Gott ist nicht etwa mit dem Ball selbst, der Sonne, zu vergleichen, sondern ein anderes Element, das auf dem besonders gezeichneten Wege zum Tlachtli herankommt.

Kehren wir nun zum Ausgangspunkt, dem Tausendfuß und der Schlange, zurück, die das Unten und Oben zu repräsentieren schienen, weil sie sich um den Tempel der

[1]) Seler, Tonalamatl. 109, 111. Preuß, Zeitschrift für Ethnologie. XXXIII, 19 f.

Unterwelt und des Himmels schlangen. Wir sahen die beiden Tiere olinartig verschlungen und an anderer Stelle statt des einen Tieres Quetzalcoatl, und zwar bezeichnenderweise schwarz punktiert auf rötlich-weißem Grunde, also wohl in den Farben des Opfers, statt des andern eine menschliche Gestalt. Wiederum waren Schlange und Scolopender um das Herz des geopfert als Skelett auf dem Kreuz liegenden Quetzalcoatl geschlungen, der auf demselben Blatt zweimal als Geopferter in die Unterwelt herabstürzt. Es ist also die Verschlingung von Scolopender und Schlange in der Tat als Symbol des Oben und Unten anzusehen. Die olinartige Gestalt dieses Zeichens regt die Frage an, ob nicht das Tageszeichen olin selbst das Oben—Unten bezeichnet. Es kommt in der Tat an einer sehr merkwürdigen Stelle vor, die zu einem Schluß berechtigt, während es sonst in den mythologischen Bilderschriften nur als Tageszeichen erscheint und deshalb eine Folgerung über seine Bedeutung zur Unmöglichkeit wurde. Die Stelle zeigt Abb. 58: der Erdrachen, über dem Quetzalcoatl und der Todesgott Rücken an Rücken sitzen, das Ganze ein deutliches Zeichen des Oben—Unten.

Eine zweite Stelle, wo das Zeichen gewissermaßen aus seiner unscheinbaren Verborgenheit heraustritt, ist C. Borgia (25) und die Parallelstelle C. Vaticanus B (70). Hier

Abb. 67. Olin zwischen Adler und Jaguar, den Symbolen des Opfertodes der Krieger. Relief auf einer Felltrommel (ueuetl) von Malinalco nach der Abbildung in »Mexico a traves de los siglos«. I, 597.

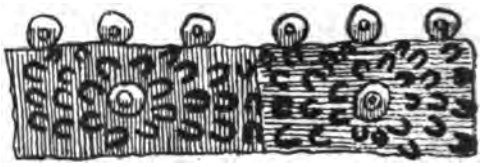


Abb. 68. Himmelsschild, rot und blau, von einem Jaguar, in dessen Brust ein Opfermesser steckt, in den Tatzen gehalten. C. Borg. 24.

sind durch Tageszeichen fünf Venusperioden ausgedrückt,[1]) was aus dem mittelsten Zeichen 10 olin hervorgeht, dem Anfangstag der fünften Periode, wenn die erste mit ce cipactli beginnt. Diese fünf Perioden sind wohl den fünf Weltrichtungen zugeschrieben. Vier Perioden sind durch Götter vertreten, die fünfte, die der Mitte, d. h. dem Oben—Unten zugewiesen ist, durch das Zeichen 10 olin allein, was vielleicht der Bedeutung von olin zuzurechnen ist. Doch ist es möglich, daß die Zuweisung zu den fünf Weltgegenden hier ohne viel Bedeutung ist, denn fünf Venusperioden spielten bei den Mexikanern eine große Rolle, und wenn man sie darstellen wollte, so wies man sie natürlich den fünf Richtungen zu, an die man gewöhnt war. Andererseits hätte man allerdings statt des Zeichens 10 olin ebenfalls einen Gott zeichnen können.

Eine dritte Stelle für die Bedeutung von olin liegt in der Darstellung auf einem Ueuetl (Abb. 67), wo olin zwischen Adler und Jaguar, den Symbolen für Krieger, steht. Wie in der Darstellung vor Patecatl ist hier der den Kriegern bevorstehende Opfertod zum Ausdruck gebracht. Darauf deuten die Opferfähnchen hin, die die Tiere tragen, und die Tränen, die der Jaguar zu vergießen scheint. Auf die Deutung der übrigen Zeichen kann man bei der Ungenauigkeit der Zeichnung nicht eingehen und es ist für uns auch weiter nicht nötig. Jedenfalls ist dadurch bewiesen, daß olin hier den Opfertod, d. h. das Herabstürzen in den Erdrachen bezeichnet.

[1]) Seler, Zeitschrift für Ethnologie. 1898, XXX, S. 375.

Das Oben—Unten als Erklärung des Zeichens olin würde zu seiner Bedeutung als Erdbeben passen. Wenn man nicht mehr die Übersetzung von olin, »Bewegung«, auf die Bewegungen der Sonne zu beziehen braucht, so kann man »Bewegung« außer auf das Erdbeben auch auf die bestehende Verbindung zwischen dem Oben und Unten deuten, auf die Bewegung des Herabstürzens in die Erde, in die Unterwelt. Es ist vorher gesagt worden, daß man sich unter olin etwa ein fünftes Element vorstellen müsse, durch das die Welt im fünften, gegenwärtigen Zeitalter ebenso zerstört werde wie die vorhergehenden vier durch Wasser, Erde, Feuer und Luft. Nun geht die Welt nach mexikanischer Anschauung durch ein Erdbeben zugrunde. Man müßte also annehmen, daß statt der sonst vorhandenen konkreten Unterlage der vier Elemente hier eine abstrakte Idee maßgebend gewesen ist, aber eine, die augenscheinlich den Mexikanern sehr geläufig war, die Idee der Vernichtung, des Herabstürzens an sich. Die Wirkung des Erdbebens kann ebenfalls in diesen Ideenkreis hineingehören. Torquemada erzählt (II, C. 59), daß im sechsten Jahr der Regierung Axayacatls die Erde erbebte, »und das Erdbeben war so stark, daß nicht nur viele Häuser einfielen, sondern auch die Gebirge an vielen Stellen zerrissen und einstürzten«.

Sind die beiden Teile des Zeichens olin, wie es den Anschein hat, Schmetterlinge, so reiht sich das nur an die übrigen Schmetterlinge der Region der Mitte. Die Farben dagegen, meist rot und blau, könnten dasselbe bedeuten wie das rote und blaue, mit Sternen besetzte Himmelsschild, das ein Jaguar in den Klauen hält (Abb. 68). Dem Jaguar ist mit dem Opfermesser die Brust aufgeschnitten, und die ganze Darstellung steht in der isolierten Liste der zwanzig Tageszeichen im C. Borgia (22—24) bei dem Zeichen miquiztli. Es könnte hier das rote Feld das Unten bezeichnen, das blaue das Oben, denn roter Himmel ist im C. Borgia (31) ebenso wie Nacht für den Aufenthaltsort von Todesgottheiten gewählt.

IX.

Die Priestergötter.

Gehen wir näher auf die Gottheiten ein, bei denen die Symbole Oben—Unten, nämlich Nacht—Sonne und olin vorkommen, so finden wir manches, was uns in den geäußerten Erklärungen bestärken muß. Äußerlich betrachtet fällt an Quetzalcoatl der Hut auf, der wie das Olinzeichen meist blau und rot, seltener blau und schwarz, beziehungsweise blau und grau mit schwarzen Streifen ist und wie dieses oft ein Auge in der Mitte trägt. Doch das nur nebenbei. So sehr auch Quetzalcoatl als der Windgott bekannt ist, so handeln doch weitaus die meisten Züge, die wir von ihm besitzen, von seiner Eigenschaft als Priester.[1]) Er ist der Priestergott schlechtweg. Da wir die Beziehungen der Geopferten zu dem Oben und Unten bereits kennen gelernt haben und Quetzalcoatl nicht nur häufig als Opferpriester im C. Borgia auftritt, sondern sich selbst opfert und als Geopferter in die Unterwelt herabstürzt, so wird man die Symbole des Oben und Unten bei seiner Person besonders auf seine Priestertätigkeit zurückführen. Auch sein Genosse und Gehilfe Xolotl tritt im C. Borgia als Opferpriester auf. Er opfert sämtliche Götter, um der stillstehenden Sonne Leben und Bewegung zu verleihen. Im Topfe siedet im C. Borgia (10) und C. Vaticanus B (29) ein Mensch, wo der Gott als Patron des Tageszeichens olin auftritt, ein Beweis, daß er auch hier als Opfergott erscheint,[2]) und sein herausgequollenes Auge, das Symbol der Selbstmarterung, deutet

[1]) Preuß, Zeitschrift für Ethnologie. 1901, XXXIII, 40.

[2]) Vergleiche Seler, Tonalamatl. 111.

ebenfalls auf seine Eigenschaft als Priester oder, wenn wir an die gleichen Augen der Ciuapipiltin denken, auf die Buße überhaupt hin. Wiederum also das Zeichen olin in der denkbar engsten Gemeinschaft mit einem Gott des Opfers und gewissermaßen als Veranschaulichung dessen, weshalb Xolotl Herr des Zeichens olin ist, sehen wir den im Topf siedenden Menschen und nichts weiter!

Xolotl ist aber zugleich ein Gott des Ballspiels und wohl der hauptsächlichste Ballspieler unter den Göttern.[1]) Das mythologisch Bedeutsamste am Ballspielplatz, der wohl die Erde darstellte, waren die beiden oben an den Seitenwänden angebrachten runden Steine, durch die der Ball, die Sonne, hindurchfliegen konnte. Beim Xolotl der sechszehnten Woche ist auch das Zeichen der Sonne naui olin angegeben und im C. Borgia (65) außerdem vier Farbenstreifen, grün, gelb, blau, rot, die vier Richtungen, übereinander. Auch an den Ballspielplätzen selbst scheinen bisweilen diese vier Richtungen durch Farben ausgedrückt zu sein, wie im C. Borgia (35), wo genau dieselben vier Farben, wie oben erwähnt, auftreten, und im Aubinschen Tonalamatl (19) (Abb. 69). Sonst sind die Ballspielplätze ein- oder zweifarbig, letzteres entsprechend dem Längsstrich in der Mitte (tlecotl), der aus Gründen des Spiels vorhanden war. Wenn der Ballspielplatz durch die vier Farben als die vier Teile der Erde, als die vier Richtungen gekennzeichnet werden sollte, so die Mitte, das Oben und Unten, durch den Kreis, den wir in Abb. 69 sehen, und der wohl nicht aus Versehen, sondern mit Absicht an die Stelle der beiden runden Steine mit ihrem Loch an den Seitenwänden des Ballspielplatzes getreten ist. Im C. Borgia (35) ist es in der Tat bemerkenswert, daß, während die vier Farben auftreten, die seitlichen Tlachtemalacatl fehlen, die doch sonst stets in diesem Codex angegeben sind. Zwei Steine entsprachen den beiden Spielerparteien,[2]) Tezozomoc[3]) dagegen spricht von dem Loch inmitten des Ballspielplatzes, das etwas größer war wie der Ball. Die Mexikaner legten den Platz für ihren Gott Uitzilopochtli an, während sie auf ihrer Wanderung an dem Coatepec verweilten, und dieser ließ das Loch mit Wasser füllen und Bäume ringsherum anpflanzen. Der Ballspielplatz ist hier durch und durch mythisch und symbolisch, hört aber nicht auf, ein Ballspielplatz zu sein. Man sieht, das Loch wurde zu einem Brunnen, und so wird es hier auch aufgefaßt und genannt. Nach diesem Brunnen schleppte der Gott die Coyolxauh und opferte sie, indem er ihr das Herz herausriß. Den glücklichen Spieler, der seinen Ball in den Brunnen warf, überhäufte man mit Schmähungen, nannte ihn Ehebrecher und sagte ihm voraus, daß er im Kriege getötet werden oder von der Hand eines beleidigten Gatten fallen würde. Wir können aus allen diesen Angaben, besonders auch, wenn wir uns des Herabstürzens des geopferten Quetzalcoatl auf den Ballspielplatz vergegenwärtigen (Abb. 66), entnehmen, nicht nur daß der Opfertod und jenes Loch, das das Oben und Unten vermittelt, in logischer Verbindung stehen, sondern auch, daß man hier schwerlich an den Westen, sondern an die Mitte der Erde gedacht hat.

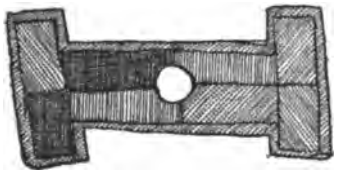


Abb. 69. Ballspielplatz (tlachtli). C. Aubin, 19.

Ja, man ist genötigt, noch weiter zu gehen. Die Hauptsache am Ballspielplatz ist das Oben—Unten. Könnte er nicht gleich dem Zeichen olin nur das Oben—Unten vorstellen und nichts weiter? Xolotl ist ja Herr des Zeichens olin und des Ballspiels. Der Ball wurde mit der Rückseite des Körpers abgewehrt. Es war also bei den Spielern die Stellung vorhanden, die wir in den Bilderschriften als Symbol des Oben und Unten haben in

[1]) Ebenda, 109.

[2]) Duran, C. 101.

[3]) Cronica mexicana, C. 2.

Anspruch nehmen dürfen, die Stellung mit einander zugekehrten Rücken. Es ist schon früher darauf hingewiesen worden,[1]) daß auch die Form des Tlachtli den beiden Schmetterlingen des Olin-Symbols vielleicht nicht fern steht. Doch sind die Unterlagen dafür unsicher, und man müßte dann vielleicht annehmen, daß man erst später durch die Zeichnung der Bilderschriften auf diese Ähnlichkeit aufmerksam wurde, denn die Form des Ballspielplatzes ist ebenso in alten Mayaruinen nachgewiesen worden.[2]) Die Frage, was in solchen Fällen primär, was sekundär ist, läßt sich unmöglich entscheiden. Jedenfalls darf man einer Einrichtung bei zwei Völkern, wie hier dem Ballspielplatz, nicht ohne weiteres denselben Sinn unterschieben. So viel ist klar, wenn man in diesem Oben—Unten des Ganzen noch ein besonderes Loch oder zwei hatte, die speziell auf denselben Sinn hinwiesen, so konnte das ganze Gebilde nebenbei den Sinn der Erde annehmen und es konnte der fliegende Ball mit dem Lauf der Sonne verglichen werden. Das wäre dann etwas Sekundäres und hat zudem keine direkte Stütze.

Man kann nämlich in den Löchern der beiden Steine ihrer mittleren Lage nach nicht gut den Westen sehen. Nun ist aber in der Darstellung der sechszehnten Woche vor Xolotl ein Erdrachen gezeichnet,[3]) in den Xolotl selbst als Mumienbündel, beziehungsweise Nauieecatl, beide mit der Sonnenscheibe auf dem Rücken versinken. Diesen Erdrachen muß man den Tlachtemalacatl, »den steinernen Spinnwirteln des Ballspielplatzes«, gleichsetzen. Aber auch hier hat man wohl nicht an den Westen zu denken. Die Göttergestalten, welche die Sonne an sich tragen, sind außer dem Sonnengott selbst an einer Stelle Mictlantecutli, der Todesgott (Abb. 59 links); Nauieecatl, »Vier Wind«, der die Merkmale Tlalocs und Quetzalcoatls vereint; ein Gott mit dem Ohrschmuck (tzicoliuhqui nacochtli) Quetzalcoatls, und wahrscheinlich dieser selbst: auf seinem dunklen Körper sind außer Sternen neun Sonnen angebracht, aus deren Mitte von neun Quetzalcoatlgestalten das Herz herausgerissen wird[4]); endlich Xolotl, der außer in der Darstellung der sechszehnten Woche im C. Borbonicus auch im C. Borgia (43 und 34) vorkommt. Die Sonne ist C. Borg. 43 von Nacht umgeben, was wiederum auf den bei diesem Gott so treffenden Gegensatz des Oben—Unten hinweist. Weshalb tragen gerade diese Götter die Sonnenscheibe? Wohl weniger deshalb, weil sie sich besonders zu Sonnengöttern eignen, sondern weil sie vorzugsweise die Erhalter und Beschützer der Sonne sind. Die Sonne braucht zu ihrer Bewegung die Herzen der Geopferten. Der Priestergott Quetzalcoatl und Xolotl verschafft sie ihnen. Beide sind nach zwei Variationen der Sage diejenigen Götter, welche das Opfer an sämtlichen anderen Göttern vollziehen, um der stillstehenden Sonne neues Leben und neue Bewegung zu verleihen.

Von diesem Gesichtspunkt aus kann auch der Nauieecatl mit der Sonnenscheibe auf dem Rücken aufgefaßt werden, obwohl seine Bedeutung nicht ganz klar ist. Er steht bekanntlich ohne Sonne dem Tlaloc der siebenten Woche im C. Telleriano-Remensis (Bl. 13, 2) gegenüber. Quetzalcoatl ist mit Tlaloc in seinem Beruf enge verwandt, denn der Windgott fegt den Regengöttern die Straße, damit sie regnen lassen, und beide werden am Etzalqualiztlifest gefeiert. Hier aber dürfte, der Bedeutung des Tages »Vier Wind« entsprechend, mehr ihre Gegenwart in den vier Richtungen zur Geltung kommen und sie werden daher als die Vertreter sämtlicher Götter der Sonne gegenüber dastehen, mit dem Gedanken, daß sämtliche Götter an dem Gedeihen der Sonne ihren Anteil haben. Vielleicht eignen sich die beiden auch deshalb besonders zu dieser Vertretung, weil gerade

[1]) Preuß, Zeitschrift für Ethnologie. XXXIII, 20.
[2]) Seler, Die Ausgrabungen in Chaculá. 27 f.
[3]) C. Borb. 16. Tonalamatl Aubin, 16.
[4]) C. Borgia. 40.

Tlaloc und die Regengötter die meisten Feste hatten und besonders viele Opfer und Selbstpeinigungen zu ihrer Ehre veranstaltet wurden. Waren doch auch die obersten Priester der Mexikaner Quetzalcoatl-Totec-tlamacazqui und Tlaloc-tlamacazqui, die den gleichen Rang hatten,[1]) ebenso wie die Götter, denen sie dienten, Uitzilopochtli und Tlaloc, augenscheinlich die gleiche Verehrung genossen und auf derselben Pyramide ihre Cella nebeneinander hatten. Der Todesgott endlich veranschaulicht treffend den Opfertod, der zur Ernährung der Sonne dient. Zu Ehren Mictlantecutlis selbst opferte man jedes Jahr im Monat Tititl nur einen einzigen Gefangenen,[2]) so daß er sich aus diesem Grunde nicht zum Schützer der Sonne eignen würde. Wie ausgeführt ist, verkörperte aber der Todesgott selbst besonders den Opfertod, der doch nur eine Abart des Todes überhaupt war.

Daß in letzter Linie jeder Opfertod der Sonne zugute kam, ist besonders klar an der Beschreibung des Festes Tlacaxipeualiztli im Sahagun-Manuskript in Madrid zu sehen, wo erzählt wird, daß das Herz der Xipe Geopferten jedesmal zur Sonne emporgehoben wurde und das Opfer selbst auf dem Opferstein Uitzilopochtlis stattfand.[3]) Xipe ist aber kein Sonnengott, sondern ein Gott der Fruchtbarkeit der Erde.[4]) Es ist auch bezeichnend, daß an seinem Feste sämtliche Götter in ihren charakteristischen Trachten durch Darsteller vertreten sind. Auf dem Bilde dieses Festes im Sahagun-Manuskript in Madrid ist der Einfachheit wegen nur ein Gott als Vertreter sämtlicher anderen gezeichnet, und das ist Quetzalcoatl.[5]) Dasselbe ist der Fall am Fest Tititl, wo in dem Tempel Uitzilopochtlis der Frau, die zu Ehren der an diesem Feste gefeierten alten Göttin Ilamatecutli geopfert wurde, das Herz herausgerissen und der Kopf abgeschnitten wurde.[6]) Wir sehen die große Schar der Götter, die dabei beteiligt sind, in dem Bilde des C. Borbonicus (36). Die Enthauptung war bei den Opfern der Erdgöttinnen Sitte, sonst meist das Herausnehmen des Herzens. Es ist also auch hier vielleicht die Doppelbeziehung des Opfers zur Sonne, die in unserem Falle durch Uitzilopochtli vertreten ist, und zu einer speziellen anderen Gottheit, einem Tzitzimitl, gegeben, wobei die anderen Götter assistieren. Möglich ist, daß auch die Erinnerungsfeier an die Toten an dem Fest Tititl, die, wie wir sehen werden, nicht anders dastehen als eine Art Opfer, mit der Anwesenheit sämtlicher Götter zusammenhing. Noch einmal erscheinen im Codex Borbonicus (34) Reihen von Göttern, nämlich am Fest des neuen Feuers, das am Anfang der 52jährigen Periode mit besonderer Feierlichkeit von neuem erbohrt wurde. Nachdem das auf dem Uixachtecatl geschehen ist, brachte man das Feuer eilends nach dem Tempel Uitzilopochtlis, wo die Fackel in einen »Leuchter von Stein und Kalk« vor dem Idol gesteckt wurde.[7]) In dem Bilde sehen wir dagegen ein großes, mit Zinnen versehenes Feuerbecken (Abb. 24), in dem ein gewaltiges Feuer geschürt wird, und die Götter schleppen dazu Holzbündel herbei. Bekanntlich hing vom Gelingen der Feuerbohrung das Fortbestehen der Sonne ab, und hier scheint die Fürsorge der Götter für das neue Feuer, das allerdings schon erbohrt ist, wiederum nur die Bemühung der Götter um das Leben der Sonne zu sein.

Endlich wird von einer Teilname sämtlicher Götter am Feste Atamalqualiztli berichtet, das alle acht Jahre Tlaloc zu Ehren stattfand, und »ein Ausruhen der Lebens-

---

[1]) Sahagun, III. Apendice, C. 9.
[2]) Sahagun, II. Apendice: Relacion de los edificios.
[3]) Seler, Veröffentlichungen. 1899, VI, 173, 180 u. s. w.
[4]) Ebenda, 66f.
[5]) Seler, Veröffentlichungen. VI, 99, Fig. 20
[6]) Sahagun, II, C. 36.
[7]) Sahagun, VII, C. 11.

mittel« zum Zweck hatte.[1]) Wenn auch die Götter hier nicht zur Erhaltung der Sonne zusammentreten, so doch zur Erhaltung der wichtigsten Grundlage des Lebens, der Nahrungsmittel. Deren Erzeugung wird aber in gleichem Maße der Sonne und Tlaloc zugeschrieben, der in manchen Beziehungen das Gegenstück der Sonne ist.

Noch eins ist bei den Darstellungen von Quetzalcoatl und Xolotl auffällig. Das ist die zerrissene beziehungsweise vom Pfeil getroffene Feuerschlange beim zweiten Tageszeichen (Quetzalcoatl) und der sechzehnten Woche (Xolotl[2]), für die man keine Erklärung hat. Daß die Feuerschlangen vom Feuergott gemacht werden, daß sie sehr häufig bei Todesgöttern und Erdgöttinnen besonders als Begleiter der Teteoinnan vorkommen, aber auch bei Tonacatecutli[3]) und sonst bisweilen als scheinbare Vertreter der oberen Region auftreten, daß sie in der dreizehnten Woche als Vertreter der olinartig verschlungenen Tiere Scolopender und Schlange erscheinen, die das Unten und Oben repräsentieren, alles das ist schon vorher erwähnt worden. Wenn man das Vorkommen sorgfältig verfolgt, ist es nicht schwer, zu dem Schlusse zu kommen, daß die rote Feuerschlange das Tier der Mitte ist, wo auch der Feuergott wohnt. Sie ist ebenso das Tier der Mitte, des Oben—Unten,[4]) wie der Skorpion, das bekannte Tier des Feuergottes, der auch auf der personifizierten Erdgestalt mit dem Opfermesser im Rachen (Abb. 42) vorkommt. Der Region der Mitte

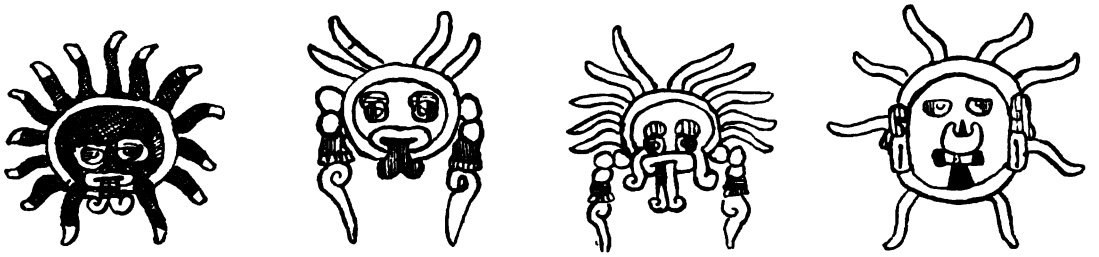


Abb. 70—73. Skorpione. C. Borg. 72, 33, 18, 34.

ist freilich in unserer Richtungsliste weder Schlange noch Skorpion zugewiesen. Nur schließen die vier Skorpione des C. Vaticanus B (95), die die vier Richtungen repräsentieren (Liste Nr. 26), eine fünfte, die Mitte, ein. Auch erscheint sonst in der Mitte (s. Richtungsliste 25) ein Tier, das man wohl für einen mythisch veränderten Skorpion halten könnte (Abb. 71, 73). Die Feuerschlange ist aber bei Xolotl und Quetzalcoatl sehr aufdringlich und sonst ohne jeden anderen Sinn dargestellt als den, welchen sie als Götter des Oben und Unten, als Opfergötter darbieten. Das Zerreißen der Schlange dabei dürfte, wie (S. 169) erwähnt, nur das Wunderbare, das Portentum, das Schreckliche, ursprünglich jedoch Tod und Vernichtung an diesem mythischen Tiere ausdrücken, ebenso wie der Pfeil in ihm das Scharfe, Reißende, Brennende. So ist das Gefäß mit Pulque an einigen Stellen von einem Pfeil durchbohrt, um seine scharfe, mörderische Wirkung darzustellen, in dem gezackten Hut Itztlacoliuhquis, des Gottes der Kälte, steckt ein Pfeil, in dem Wasser, das zum Symbol des Krieges atl tlachinolli gehört, schwimmt im C. Borbonicus (9) ein Pfeil und aus dem Königsstuhl, den Tlauizcalpantecutli mit seinem Speere trifft, erheben sich Rauchwolken.[5]) Wie die Schlange läßt sich auch die Capsicumpfeffer-Blüte bei Xolotl[6]) erklären. Der Pfeffer

[1]) Sahagun-Ms. von Seler übersetzt bei Fewkes, American Anthropologist VI. 286 f.
[2]) C. Borgia. 9, 65.
[3]) Z. B. C. Borgia. 61.
[4]) Siehe vorher C. IV.
[5]) Z. B. C. Borgia. 54.
[6]) Aubinsches Tonalamatl. 16.

hat nämlich die Feuergöttin Quaxolotl-Chantico zur Patronin, wahrscheinlich wegen seines brennenden Geschmackes, und so ist die Blüte nicht anders, wie die Schlange, ein Feuersymbol der Mitte, des Oben—Unten.

Im C. Borgia (18—21) gibt es eine Reihe von acht Darstellungen, die sämtlich nur das Oben—Unten zu veranschaulichen scheinen. Das tritt wenigstens bei den meisten der Bilder deutlich hervor. Die Feuerschlangen sind dabei zahlreich vertreten. Die begleitenden Tageszeichen geben die fünfgliedrigen Säulen des Tonalamatl, zusammen ein ganzes Tonalamatl, und zwar so, daß eine Säule ausgeschrieben ist, die übrigen durch rote Kreise angedeutet sind. Die Teilung der 52 Säulen bei den acht Bildern ist: 7+7+7+7+7+7+5+5. Die kurze Beschreibung des wichtigsten Inhalts der Darstellungen ergibt bei Berücksichtigung der schon besprochenen Momente, die sich auf das Oben—Unten beziehen, ohne weiteres den Beweis für die angegebene allgemeine Erklärung.

Bild 1. Rechts roter Sonnengott, bei ihm zerbrochene Opfergeräte: tecpatl u. a., links Haus mit Eule und dicht dabei Totenschädel und Knochen. Mitte Skorpion (Abb. 72), Feuerbecken und Tier mit roter Quetzalcoatlmaske.

2. Rechts Quetzalcoatl, links Gottheit des Abendsterns mit einem Schädel als Kopf, mit tzompantli, wo die Schädel der Geopferten aufgespießt werden, und mit dem Symbol des Krieges atl tlachinolli, alles über einem Erdrachen. Mitte: eine zerrissene Feuerschlange mit einem Opferstrick (aztamecatl), einem Seil, das zur Umschnürung des Mumienbündels diente,[1]) im Maule und darunter ein geopferter Kriegsgefangener.

3. Rechts Chalchiuchtlicue, eine Schale mit Blut und einem ausgerissenen Herzen in der Hand und ein zerbrochenes Gefäß auf dem Rücken. Aus dem Loch kommt eine Feuerschlange hervor. Links ein Wasserbecken mit einer zerrissenen rauchenden Feuerschlange darin. Aus dem Wasser steigt starker Rauch auf. Auf dem Wasser links Xochiquetzal, rechts ein toter geopferter Mensch in einem zerbrochenen blutenden Topf. Zwischen Wasserbecken und Chalchiuhtlicue wiederum eine zerrissene Feuerschlange.

4. Rechts der schwarze Tezcatlipoca, links der rote Tezcatlipoca, d. h. Xipe. Beide als Ballspieler. In der Mitte der Ballspielplatz, an dessen vier Ecken Herzen, Schädel und Knochen. Mitten im Tlachtli der geopferte Gefangene, rechts im Tlachtli die vom Kautschukball getroffene, zerrissene und blutende Feuerschlange. Auch aus den beiden Tlachtemalacatl kommen Feuerschlangen heraus.

5. Rechts der schwarze, links der rote Tezcatlipoca. Mitte der gebrochene Blütenbaum, wohl Tamoanchan bezeichnend, eine zerrissene Feuerschlange und ein Tier mit Opferfähnchen.

6. Links Tlaloc mit der Coa (uictli), rechts zwei Tiere mit Opferfähnchen, Mitte ein Tlaloc kopfüber herabstürzend zur Maispflanze und eine zerbrochene blutende Coa.

7. Links die Gottheit des Abendsterns mit einem Beil in der Hand, rechts der geopferte Gefangene. Mitte: der Blütenbaum von Tamoanchan, auf ihm ein Vogel mit Opferseil und eine Feuerschlange. Am Boden eine Federschlange, aus deren Rachen Blut und ein Kaninchen hervorkommt.

8. Nacht. Links und rechts Todesgott und Todesgöttin mit dem Opfermesser. Mitte: oben blauer Himmel mit Mond, von der Sonne umgeben, Symbol des Unten—Oben. Vom Himmel herabstürzend Truthahn und Adler und dazwischen eine weiß- und rotgestreifte kopfüber herabstürzende Gestalt, in der einen Hand den abgeschnittenen toten Tezcatli-

[1]) Vergleiche: Seler, Veröffentlichungen. VI, 95. C. Borgia 63 in der Hand der Teteoinnan, die einen Gefangenen herbeischleppt. C. Borgia. 70 u. s. w.

pocakopf, in der anderen das Opfermesser, mit dem sie sich in den Hals sticht (vergleiche Abb. 59).

Lassen wir in diesen Darstellungen Chalchiuhtlicue und Tlaloc vorläufig beiseite, so bleiben Sonnengott, Quetzalcoatl, Abendstern, schwarzer und roter Tezcatlipoca und Todesgötter übrig, alles Gottheiten, die schon als Vertreter des Oben und Unten genannt sind. Insbesondere ist hier wiederum der Ballspielplatz mit seinen Emblemen des Opfertodes und der rote und schwarze Tezcatlipoca, die beiden Götter des Opfermessers, als Ballspieler bemerkenswert.

X.

Sünde und Strafe.

Man könnte zwischen den Beziehungen Tezcatlipocas zum Opfertod und denen Quetzalcoatl-Xolotls zu ihm einen Unterschied machen, indem man den ersteren als

Abb. 74. Der Sünder, Kot und Urin lassend, mit dem Tode bestraft. C. Borg. 13.

Abb. 75. Der Sünder, Kot und Urin lassend, bei Itztlacoliuhqui, dem Gott der Strafe. C. Vat. B. 91.

Krieger auffaßt, die der Sonne vorzugsweise die Menschenopfer stellen, Quetzalcoatl und Xolotl als die die Opfer ausführenden Priestergötter. Das läßt sich aber nicht aufrecht erhalten. Es liegt näher, in Tezcatlipoca den alle Sünden sehenden und sie strafenden Gott zu nehmen, der durch Krankheit, Hungersnot, Tod die Menschen vernichtet und zur Abwendung dieser Strafen und Plagen Selbstpeinigung und unaufhörliche Opfer verlangt. Ist doch Chalchiuhtotolin, der Patron des Tageszeichens tecpatl, nur eine Erscheinung Tezcatlipocas und bei diesem »Smaragdhuhn« sehen wir gerade den Büßer mit der durch Exkremente (cuitlatl) dargestellten Sünde. Wir werden sehr bald einsehen, daß der Kot und Urin lassende Mensch vor dem Todesgott des zehnten Tageszeichens (Abb. 74) durchaus nicht die dem Tod vorausgehende Krankheit, sondern den Schmutz der Sünde bezeichnet, die durch den Tod bestraft wird. Wie sollte man eine zum Tode führende Krankheit durch Exkremente darstellen, während andererseits doch der Sünder vor Itztlacoliuhqui in demselben C. Vaticanus B (91) (Abb. 75) ebenfalls seine Notdurft von vorn und hinten verrichtet, ohne, wie es oft geschieht, zugleich das Cuitlatl, die Exkremente, d. h. die Sünde, zu fressen oder nur in der Hand zu halten? Eine tödliche Krankheit, die von beständigem Urinieren begleitet ist, gibt es nicht, und was beständigen Stuhlgang anbetrifft,

so könnte man höchstens an Dysenterie denken, die sicher nicht oft unter den Eingeborenen vorgekommen ist und auch nirgends erwähnt wird. Der »Kranke« ist also nicht als solcher, sondern als Sünder dargestellt.

Ixtlaua, »die Schuld bezahlen« und »den Opfertod sterben« ist eins.[1]) Es braucht nicht ausgeführt zu werden, daß die Begriffe, die in dem Bezahlen der Schuld stecken können, nämlich die »Sünde sühnen« (durch den Tod) und den »schuldigen Tribut leisten« (durch Opfer), vollständig ineinander übergehen. »Die Regengötter sind erzürnt. es möge die Schuld bezahlt (d. h. Opfer gebracht) werden, sagt der Zauberpriester.[2]) Auch durch Sünde und Strafe, die den Tod herbeiführt, wird das »Haus des Herabsteigens«, das Tamoanchan, bevölkert, nicht nur durch den Opfertod. Bei der Darstellung des Gottes der Strafe, der zugleich der Gott der Kälte, der daraus folgenden Hungersnot und des Todes ist, bei Itztlacoliuhqui-Tezcatlipoca, sind mit Vorliebe umstürzende Gefäße gezeichnet, die wie bei der 15. Woche, dem Bilde der eigentlichen Tamoanchan, und sonst oft[3]) das Oben—Unten kund tun. Wenn später die Waffen der Götter behandelt werden, wird es sich zeigen, daß Krieg ebenso wie Krankheit und Tod von denselben Göttern mit denselben Waffen auf die Menschen herabgeschleudert werden. und daß die verschiedenen Arten der Vernichtung gar nicht so weit voneinander abstehen. Der Tod schlechtweg ist in den Bilderschriften sehr häufig der Opfertod, wie denn der Totenschädel meist mit dem Loch für die Stange des Tzompantli versehen ist (Abb. 74). Der strafende Itztlacoliuhqui hat z. B. im C. Vaticanus B (31) neben sich ein vom Pfeil durchbohrtes Herz, während sonst der Pfeil in seinem gekrümmten Hut steckt. Opfermesser finden sich im C. Telleriano-Remensis als Ausstattungsstücke der Mumien zur Bezeichnung der Feste Miccailhuitontli und Ueimiccailhuitl (Abb. 9). So ist auch für den strafenden Tezcatlipoca das Opfermesser als Emblem angemessen. Die Götter aber sind auch dann noch, wie wir sehen werden, als Vertreter der Sonne aufzufassen, dem die Sünder ebenso wie die Herzen der Geopferten zu eigen gegeben sind. Deshalb stehen bei dem Sünder, der durch Krankheit zugrunde geht, genau ebenso Sonnengott und Todesgott einander gegenüber wie auf dem Quauhxicalli, der Opferblutschale, oben die Sonne und auf der Unterseite der Erdrachen gezeichnet ist.

Nur werden wir nicht umhin können, allmählich auch der Erde neben der Sonne eine selbständigere Stellung einzuräumen. Wenn die Hebamme dem neugeborenen Sohne die Nabelschnur abschnitt, sagte sie, wie Sahagun (VI, C. 31) berichtet: »... Deine Pflicht ist es, der Sonne das Blut der Feinde zu trinken zu geben, und die Erde, die Tlaltecutli (Herr der Erde) heißt, mit den Leibern Deiner Gegner zu speisen.« Sonne und Erde zusammen bilden aber als Symbol der Vernichtung, als Zeichen des Oben—Unten, dem alles Menschliche zu eigen gehört, eine Einheit, so daß Sahagun an der angeführten Stelle sagen darf: »tlaltecutli que es la tierra y el sol«. Das entspricht dem Symbol des Oben—Unten: Sonne—Nacht, das entspricht auch der scheinbar widersinnigen Vereinigung von Sonnengott und Todesgott in der Person Tezcatlipocas und anderer Götter. In diesem Zusammenhange wird es auch verständlich, wenn sowohl die Erdgöttinnen, die Tzitzimime, als Adler auftreten, wie die Sonne als quauhtleuanitl, als »aufsteigender Adler« bezeichnet wird.[4]) Doch wird Sahagun (VI, C. 14) die Sonne neben quauhtleuanitl auch tiacauh (Tapferer) und niauhmicqui (ich gehe dahin als Toter) genannt, so daß

[1]) Sahagun-Ms. Seler, Veröffentlichungen. VI, 40, 174.
[2]) Ebenda. 40.
[3]) Siehe vorher S. 174.
[4]) Sahagun-Ms. bei Seler, Veröffentlichungen. VI, 173, siehe vorher S. 164.

sie hier wohl nur die Bezeichnungen der gefallenen oder geopferten Krieger, der quauhteca, der Adlerleute, die zu ihr gehen, angenommen hat.

Hier seien einige Ausdrücke für göttliches Strafen angeführt, aus denen hervorgeht, wie die Strafen und der Opfertod aufzufassen sind. Ja, es scheint, die Mexikaner schrieben Unheil und Tod überhaupt nur den Göttern zu. Zauberpriester, Medizinleute u. s. w. hatten nur die Aufgabe, zu heilen, zu deuten, vorherzusagen, den Menschen die Mittel zu zeigen, um Gaben von den Göttern zu erlangen, nicht aber selbst Ereignisse zu schaffen.[1]) Xuxuhqui in tetl, xuxuhqui in quauitl tepan quitlaça, quimayaui, yequene tepan quimomatzayanilia, yequene tzoaztli, tlaxapuchtli, mecatl quimoteaquililia, inic teatoyauia, tetepexiuia in Dios anoço in tlatoani. Den ungefügen Stein, das gewaltige Holz wirft er auf einen, schleudert er, zerreißt einen damit, in die Schlinge, die Grube, den Strick stürzt er einen, schleudert ihn in den Fluß, schmettert ihn jäh herab, der Gott oder der Herrscher. Das übersetzt Olmos[2]), der uns diese Phrasen überliefert hat, mit: »Castiga Dios con mortandad, o sentencia el señor o juez a muerte.« Ferner erklärt Sahagun (VI, C. 43) die spanisch angeführte mexikanische Phrase: »agua fria, agua helada envia nuestro señor« folgendermaßen: »Das wird metaphorisch von Pest, Hunger und anderem Unglück gesagt, das unser Herr uns zu unserer Züchtigung schickt.«

Die tödliche Wirkung des Frostes, der Hunger und Tod bringt, natürlich als eine Strafe der Götter, kann nicht besser gezeigt werden als durch die Darstellung der Hungersnot (Abb. 52).

Xulutl mapantoc chayauhtoc techan, xiuhcoatl mamalhuaztli tepan quiça, tetech motlalia, tepan mochiua. Auh tepan moquetça in mixpanitl, in tlemiauatl, itztic cecec, icnoyutl quiztoc. »Der Sklave umgürtet sich (mit dem Sklavenhalsband, d. h. Verkauf in die Sklaverei aus Hunger), jemandes Haus wird zerstreut, die blaue Schlange und die Feuerreibhölzer (die Waffen der Feuergötter) kommen heraus und lassen sich auf einen nieder, werden auf einen in Tätigkeit versetzt. Und es wird aufgerichtet die Wolkenfahne (Fahnen gehören zur Ausstattung der Mumienbündel), die Feuerflamme, das Eiskalte, das Elend kommt heraus.« Olmos (229) gibt das an als Phrase für »tener alguno pobreza o hambre«. Man sieht, ebenso wie das oben angeführte richterliche Todesurteil seinem Inhalt nach dem Wirken einer Gottheit entlehnt ist, so schreibt auch der einfache Ausdruck für Armut und Hunger, in dem zunächst durchaus nichts von den Göttern zu erwarten ist, diesen die Ursache dazu, indem er teils die Waffen der Götter, teils die von ihnen beherrschten Naturgewalten voraussetzt.

In ähnlichem Sinn wird man daher auch folgende Phrase auffassen[3]): Culutl, tçitçicaztli, uitztli, omitl, cecec atl nictequaqualhtia; yequene tetl, quauitl, mecapalli, tepuztli nictemaca, nictetoctia, in nictequalhtia, inic tetech nicpachoa. »Mit dem Skorpion (Tier des Feuergottes, des Todesgottes u. a.), der Nessel, dem Dorn, dem Knochen (beides Werkzeuge der religiösen Selbstpeinigung), mit kaltem Wasser (Ursache der Hungersnot, aber auch Züchtigungsmittel für Kinder)[4]) treibe ich einen an: desgleichen Stein und Holz (die bekannten Werkzeuge der Strafe, auch der göttlichen), den Strick für die Rückenlast, Kupfer gebe ich einem (hier steht, am Rande des Manuskriptes: para esclavo), mache ich für ihn stark und passend.« Es bedeutet: »Despertar a alguno con

[1]) Siehe Seler, Zauberei und Zauberer im alten Mexiko. Veröffentlichungen, 29 f., besonders 39—40.

[2]) Olmos, 213.

[3]) Ebenda.

[4]) Sahagun, VI, C. 1.

castigo y corregirte.« Einige von diesen Ausdrücken beziehen sich deutlich auf die Stellung des Sklaven, für den Olmos (215) unter anderem die Worte tepuzco, »der mit dem Kupfer«, mecapallo, »der mit dem Strick zum Lastentragen« angibt. Aber auch die Sklaverei war ein Verhängnis der Götter. Wir sahen sie als Folge der Hungersnot. Eine andere Ursache war das Spiel auf dem Tlachtli, das einen besonders religiösen Hintergrund hatte.[1]) Tezcatlipoca, der nach Willkür Reichtum, Armut und Elend verleiht, straft naturgemäß auch mit Sklaverei. Die Sklaven scheinen nur deshalb seine »vielgeliebten Söhne« genannt zu werden, weil er sie in diesen Zustand gebracht hat.[2]) Der Sklave wird deshalb auch immer als Bestrafter betrachtet, was aus den Bezeichnungen für ihn bei Olmos (215) hervorgeht: teyo, quauhyo, »der mit dem Stein, der mit dem Holz«. Andere Ausdrücke in jener oben angeführten Phrase beziehen sich aber wiederum nicht auf bloße Strafwerkzeuge, die man zur Züchtigung tatsächlich anwendete, sondern, wie schon die Opfergeräte beweisen, auf religiöse Buße. Das ergibt sich klar aus der Phrase[3]): Oquimonamicti in tetl, in quauitl, in tçoaztli, in tlaxapuchtli, in culutl, in tçitçicaztli u. s. w. »Er zog sich zu den Stein, das Holz, die Schlinge, das Loch, den Skorpion, die Nessel u. s. w.«, was Olmos mit den Worten erläutert: »Erro el pecador, o cayo en el lazo el que no anda aderechas.«

Man kann noch weiter gehen und auch den Tod im Kriege, beziehungsweise das Geopfertwerden als eine Strafe betrachten. Natürlich konnte man das in einem derartigen kriegerischen Staat nicht als Grundsatz aufstellen, aber manches weist auf eine solche Anschauung hin. Es wird nicht nur als Unglück betrachtet, sondern in einem Atemzug mit der Todesstrafe und anderem Unheil genannt. »Diejenigen, welche im Zeichen ce calli (d. h. calli) geboren werden, müssen, so sagte man, eines elenden Todes sterben . . .: man glaubte, sie würden im Kriege sterben oder darin gefangengenommen oder auf dem Kampfstein (piedra del desafio, temalacatl) niedergeschlagen werden. Man werde sie lebend verbrennen oder im Netz zermalmen oder zerstoßen (achocar) oder ihnen die Eingeweide zum Nabel herausreißen oder sie im Kriege mit Lanzenstößen töten oder im Bade rösten. Und wenn sie nicht an einer von diesen Todesarten sterben sollten, so würden sie bei einem Ehebruch fallen, und man würde sie zusammen mit der Ehebrecherin töten, indem man ihnen beiden die Köpfe zermalmte. Und wenn dem nicht so ist, so, sagte man, würden sie Sklaven werden, sie würden sich selbst verkaufen und ihren Kaufpreis verzehren und vertrinken u. s. w.«[4]) Wie erwähnt, prophezeite man auch dem Sieger auf dem Tlachtli den Tod im Kriege oder als Ehebrecher[5]), und zwar weil es ihm gelungen war, seinen Ball in das Loch des Tlachtemalacatl zu treiben, was die Umstehenden eben an das Herabsteigen in die Erde, an das Oben—Unten erinnerte.

Wenn jemand den Jaguar brüllen hörte, »der, sagten sie, wird bald im Kriege sterben oder wird an (dem Gott) der Erde (d. h. an Krankheiten) sterben (tlalmiquiz), oder es wird ihn Verarmung treffen, er wird verkauft werden u. s. w.«[6]) Tepeyollotl-Tezcatlipoca, der in Jaguargestalt erscheint und Herr des dritten Tageszeichens calli ist, wird demgemäß in seiner Woche bald von der Tlaçolteotl-Teteoinnan, bald von Quetzalcoatl ein Gefangener zugeführt. Diese Tlaçolteotl ist aber gerade die Göttin der fleisch-

[1]) Siehe das Sklavenhalsband bei Xolotl. Aubinsches Tonalamatl. 16. Vergleiche Seler, Tonalamatl. 112.

[2]) Sahagun, IV, C. 9.

[3]) Olmos, 225.

[4]) Sahagun, XXIV, C. 27.

[5]) Siehe vorher S. 182.

[6]) Aztekisches Sahagun-Ms. V. C. 1, übersetzt bei Seler, Tonalamatl. 51.

lichen Lust (de la carnalidad), die zwar die Sünde vergibt, aber auch, wie nach der ganzen mexikanischen Auffassung selbstverständlich ist und auch ausgesprochen wird, zur Sünde anreizt und sie bestraft. Statt dieser Göttin sieht man bei dem Tepeyollotl des dritten Tageszeichens [1]) den seine Exkremente, d. h. die Sünde fressenden Menschen und den Mond, sonst nichts, beides Symbole, die auf die Göttin Tlaçolteotl-Teteoinnan hinweisen. Es liegt nicht fern, den Gefangenen der Teteoinnan in logische Verbindung mit der Strafe heischenden Sünde zu bringen. In der Tat hat auch Quetzalcoatl im C. Aubin 3 und C. Borb. 3 in der einen Hand cuitlatl, d. h. die Sünde, während er mit der anderen den Gefangenen am Schopfe packt.

Der Krieger, der zum Xipe-Fest einen Gefangenen erbeutet hat, wurde wie die zum Opfer Bestimmten mit weißer Farbe (tiçatl) bemalt und mit Federn (iuitl) beklebt, »weil er gleich einem mit weißer Farbe bemalten und mit Federn Beklebten ist. Das Bekleben mit Federn geschah, weil er nicht im Kriege gestorben ist, aber vielleicht später darin sterben und die Schuld bezahlen (d. h. geopfert werden) wird. Darum begrüßen ihn mit Tränen und ermutigen ihn seine Verwandten.« [2]) Es ist derselbe Ideengang der Mexikaner wie bei dem Sieger im Ballspiel, zumal der runde Temalacatl, auf dem das Sacrificio gladiatorio stattfand, vielleicht direkt dem Tlachtemalacatl an die Seite zu stellen ist. Beide sind auch in der Mitte mit einem Loch versehen. Was aber für uns hier die Hauptsache ist: der Ausdruck »die Schuld bezahlen« für geopfert werden, der vorher als Schuld der Gesamtheit und Sühne dafür aufgefaßt ist, kann sehr wohl und wahrscheinlicher auf den einzelnen Geopferten bezogen werden, so daß das Opfer als Strafe an dem Betreffenden erscheint.

Zu demselben Gedanken veranlassen auch einige mexikanische Phrasen, die einen freundschaftlichen Rat und Nachsicht gegenüber Vergehungen ausdrücken. Sahagun (VI, C. 43) entwickelt im spanischen Text folgende mexikanisch gedachte Anrede: »Ich habe Dir das Fähnchen gegeben, das Du beim Tode tragen mußt, und das teteuitl genannte Papier, das denen gegeben wird, die von gerichtswegen einen töten müssen (que han de matar por justitia), und jenes ist das Zeichen dafür, daß man bereits von dieser Welt Abschied nimmt.« Er erklärt das so: »Metaphorisch wird das einem in den Mund gelegt, der seinen Freund ermahnt, er möchte sich vor einem Laster, dem er anhängt, hüten, vor dem er ihn schon vielemale gewarnt hat. Er sagt zu ihm: Diesesmal ermahne ich Dich noch, aber ich werde Dich niemals wieder erinnern.« Auffallend ist hier, daß das teteuitl-Papier beim Opfer gebraucht wird, und daß man den Opfern ein Fähnchen in die Hand gab. [3]) Es wird also Opfer und Strafverfahren geradezu identifiziert.

Noch deutlicher sagt Olmos (S. 217): »Motçontlan, moquatlan nicpachoa yn tiçatl, yn yuitl, nimitzpantia, nimitzteteuhtia, çan oc nican petlatitlan, icpalhtitlan nimitzaquia tlallitic, quauitic nimitzquixtia, çan oc nimitzcama yneuathtia in quauitzatl, in chichicatl. Auh in occeppa aulutl nimitztlaqualhtiz inic ticyecoz in uitzatl, in chichicatl. Ich drücke auf Dein Haar, auf Dein Haupt weiße Farbe und Federn, ich gebe Dir die Fahne und das teteuitl-Papier, dazu lege ich Dich hier nieder an die Matte, den Stuhl (Sinnbilder der richterlichen Gewalt). Ich stecke Dich in die Erde, in das Holz, ich bringe in Deinen Mund das Dornwasser, das Wasser des Schmerzes. Aber ein zweitesmal werde ich Dir den ausgekörnten Maiskolben mit Wasser zu essen geben, damit Du kostest das Dorn-

[1]) C. Borg. 10. C. Vat. B. 29.

[2]) Aztekisches Sahagun-Ms. übersetzt von Seler, Veröffentlichungen. VI, 174.

[3]) Seler, Veröffentlichungen, VI, 70, und das Bild Sahaguns zum Tlacaxipeualiztli unten links, ebenda, 99, Fig. 20.

wasser, das Wasser der Bitterkeit.« Olmos gibt das Ganze an als Ausdruck für: »Encubro agora tu delito, pero si no te emmiendas, a la otra vez lo pagaras todo.« Zunächst also die schon im vorhergehenden erwähnte Warnung, die im symbolischen Überreichen der Sinnbilder des Opfertodes besteht: tiçatl, iuitl, panitl, teteuitl, hier aber noch durch die Phrase »vor Gericht schleppen« vermehrt ist. Dadurch ist Opfer und Strafe als völlig gleichwertig aufgefaßt, während es sich nach Olmos' Übersetzung um eine Sünde (delito) handelt.

Tlalitic, quauhitic, »in der Erde, im Holze«, erinnert wieder an die Ausdrücke für esclavo[1]): tlallo, çuquitl (statt çuquiô) teyo quauhyo . . . axixpan. cuitlapan, ycayan in nemian, »der Mensch mit der Erde, mit dem Schmutz, mit dem Stein, mit dem Holz . . . am Ort, wo man sein Wasser, seinen Kot läßt, da lebt er«. Während wir tetl quauitl als Sinnbild der Strafe schon kennen, könnte man meinen, die anderen vier Ausdrücke bezeichneten nichts weiter, als daß der verachtete Sklave demgemäß im Schmutz lebe. Das Wort cuitlatl aber bedeutet Sünde, und sehr wahrscheinlich sind deshalb auch alle anderen vier Worte entsprechend dem tetl quauitl Bedeutungen für Sünde.[2]) Daraus ist auch das merkwürdige Gesetz zu erklären, von dem Duran (C. 98) berichtet: Ein Sklave, dem es gelang, die Grenzen des Marktes zu überschreiten und seinen Fuß in menschlichen Kot zu setzen, wurde frei, indem er zu den »purificadores de los esclavos« ging und sich vom Kopf bis zu den Füßen reinigen ließ. Augenscheinlich hing die Möglichkeit der Reinigung von äußerem Schmutz mit der inneren Reinigung von der Sünde zusammen und so wurde die Befreiung vom Sklavenjoch zu einem religiösen Akt, der im profanen Sinne absolut unverständlich wäre. Das bezeugt auch die Phrase, die Olmos (S. 218) als Ausdruck für den Sünder angibt: »Der schmutzige und verstockte Sünder ist wie das Schwein mit seinem Dreck: tlaçulli, teuhtli quimauilhtia, nextepeualli quimotlalilia . . ., in yuh coyametl mocuitlanexpuloa: »er vergnügt sich mit Kehricht und Staub, setzt sich in ausgestreute Asche . . . gleichwie ein Schwein in Schmutz und Asche untergeht«. So sagt Molina: teuhtli tlaçolli yc milacatzotinemi, el que vive mal y viciosamente, es heißt jedoch wörtlich: er wälzt sich im Staub und Kehricht. Diese Idee von der Identität der Unreinlichkeit und der Sünde ist auch der Grund für die hervorragende Bedeutung, die das Fegen des Bodens in Tempeln u. dgl. m. als gottesdienstliche Handlung hatte. Dieselbe Idee erklärt es auch, weshalb die opfernden Priester am Etzalqualiztlifest so hart gezüchtigt wurden, wenn man auf ihrem Mantel einen Faden, einen Strohhalm, eine Feder oder ein Härchen bemerkte.[3]) Man erinnere sich auch, daß man beim Anruf des Tezcatlipoca, des strafenden Gottes, den man Titlacauan, »wir sind seine Sklaven«, nannte, Erde aufnahm und aß, und daß allgemein die Sitte bestand, an Orten, wo Götterbilder standen oder beim Vorbeigehen an Tempeln Erde zum Munde zu führen. Das nannte man »comer tierra en reverencia de sus dioses«.[4]) Man bekannte sich wohl dadurch als Esser des Unrats, des Cuitlatl, d. h. als Sünder. Man müßte deshalb auch vorher (S. 190), wo das böse Vorzeichen des Jaguargebrülls übersetzt ist, »tlalmiquiz« mit »er wird an der Sünde, beziehungsweise Strafe (wörtlich: an der Erde) sterben« übersetzen. Diese Stelle ist zudem augenscheinlich völlig parallel der ebenfalls dort angeführten Bedeutung des Tageszeichens calli, dessen Patron Tepeyollotl, der Jaguar, ist und dessen Schicksalsverkündigung in dieser Reihenfolge ausgedrückt ist: Tod im Kriege,

[1]) Olmos, 215.

[2]) Vergleiche die Worte xixtli, cuitlatl u. s. w. bei Olmos, 238, 241, 249, 254 u. s. w.

[3]) Sahagun, II, C. 25.

[4]) Duran, C. 82. Vergleiche Sahagun, II, 24: Le adoraban besando la tierra. Sahagun, II. Apendice: Relacion de las cosas u. s. w.

beziehungsweise Opfertod, Tod als Ehebrecher, als Vertreter der Todesstrafe überhaupt, Sklaverei u. s. w. Ebenso beim Jaguargebrüll: Kriegertod, tlalmiquiz, Sklaverei. Boturini[1]) ist daher augenscheinlich im Recht, wenn er seinen Tlalteuctli, den »Herrn der Erde«, als »dios que vengaba con rigorosos penas los adulteros« bezeichnet und ihn mit dem (S. 170) erwähnten Teotlacanexquimilli, dem »mit Asche verhüllten Gott«, der der Gott der Bastarde ist, identifiziert. Erde nämlich und Asche sind Bezeichnungen für den Schmutz der Sünde. Daß aber tlalmiquiz indirekt auch »an Krankheiten sterben« heißen kann, ist nicht ausgeschlossen, denn Tezcatlipoca schickt die Krankheiten und den Tod als Strafe.[2]) Im vorliegenden Falle aber ist tlallitic nimitzquixtia »ich stecke dich in die Erde«, wiederum gar nicht anders zu verstehen als »in den Unrat« der Sünde, beziehungsweise in die Strafe dafür. Gewissermaßen eine Illustration dazu bietet Abb. 76, in der ein Mensch mit dem Kopfe voran in Erde, beziehungsweise Unrat gesteckt wird. Die Darstellung ist umso bezeichnender, als sie im C. Borbonicus der zehnten Woche angehört, wo der gewöhnliche Tod, d. h. der als Strafe für die Sünde erfolgende Tod vor Augen geführt wird.

Abb. 76. »Ich stecke Dich in den Unrat der Sünde, beziehungsweise in die Strafe dafür« (»tlallitic nimitzquixtia«, Olmos, 217). C. Borb. 10.

Ferner bezieht sich das Kosten von uitzatl und chichicatl in unserer Phrase ebenfalls auf das »Wasser der Buße, der Strafe«. Man sieht es bei dem Sünder des Chalchiuhtotolin der siebzehnten Woche im C. Borgia (64) (Abb. 87) von einem Fastenkranze umgeben, und in dem Ganzen stecken zwei Dornen (uitztli), auf denen man das Blut auffing. Ob man aber unter solchem Wasser wirklich Blut verstanden hat, was ja am nächsten liegt, kann erst später erörtert werden.

Das Überreichen von tiçatl, iuitl, von weißer Farbe und Federn, kommt nicht nur figürlich, sondern tatsächlich als Kriegserklärung vor und ist in diesem Fall in der ursprünglichen Bedeutung des Opfertodes gebraucht, zu dem der Feind dadurch symbolisch bestimmt wurde. Wenn der Gesandte dabei sagt: »Nehmet an dieses tiçatl, die weiße Schminke und diese Federn, die das Attribut dieser Speere und dieses Schildes sind, welche mein Herr für Euch aus Achtung für Eure Person hergestellt hat,« so sind wohl auch die anderen genannten Gegenstände als Hinweis auf den bevorstehenden Krieg zu deuten.[3]) Wir sahen vorher nun, wie die beiden Worte unter anderem als freundschaftlicher Rat, als Warnung, als nochmalige Vergebung der Sünde gebraucht wurde. Nun bedeuten sie aber auch geradezu die letzten Worte in der Phrase »Mitleid haben, ein Almosen geben oder den Betrübten trösten«. Olmos[4]) bildet die Phrase so: Choquiztli, elciciuiztli, ixayutl, tlauculli, ellelli, cemixcolli, tlamatçoalli, tlamapictli; tiçatl, yuitl, in tlilli, in tlapalli, in tecuçauitl in quitlalia, in quichiua u. s. w., »er zeigt Weinen, Seufzer, Tränen, Betrübnis, Traurigkeit, gibt einen Löffel voll zusammengelegte Tortillas, eine Hand voll; legt hin, macht weiße Farbe, Federn, schwarze, rote Farbe und gelbe Farbe«. Es scheint darin schon sowohl das Mitleid, wie das Almosengeben und Trösten ausgedrückt zu sein. Es heißt nun im Lexikon von Molina tiçatl yuitl nictlalia, beziehungsweise nicchiua, dar a otro buen consejo y aviso o dar buen exemplo. Die Bedeutung »ein gutes Beispiel geben« stimmt also auch mit dem anderen Inhalt von tiçatl iuitl, der ein rechtschaffenes, frommes Leben indirekt voraussetzt, überein. Das könnte man vielleicht zur Erklärung der merkwürdigen

[1]) Idea de una Nueva Historia, 17.

[2]) Sahagun, III, C. 2; VI, C. 1. 7.

[3]) Tezozomoc, C. 8. Cod. Mendoza 67 nebst Kommentar.

[4]) Olmos, 213: Hazer misericordia la persona o el señor, o hazer limosna, o consolar al afligido.

Worte tlilli tlapalli, »die schwarze und rote Farbe«, benutzen. Es heißt nämlich ebenso im Lexikon von Molina tlilli tlapalli nictlalia, »dar buen exemplo«, und es kommt in demselben Sinne das eine Wort in tlillotia, »dar buen exemplo« allein vor. Aber auch tlapalli hat nicht das andere Wort nötig: iuitl, tlapalli, tiçatl nictlalia, auisar a alguno y aconsejarle, findet man bei Molina. Es geht aus all dem hervor, daß tlilli tlapalli mit tiçatl iuitl häufig Hand in Hand geht und genau dieselbe Bedeutung hat, die in dem Allgemeinbegriff von etwas Frommem, den Göttern Wohlgefälligem aufgeht. Da aber der Sünder und der Sklave eins ist, so ist auch der Geachtete, der Herr und der Fromme dasselbe. Das scheint sich mit dem sonstigen Vorkommen von tlilli tlapalli zu decken.[1])

Diese Bedeutungen kann man zur Erklärung der mythischen Gegend Tlapallan oder Tlillan tlapallan am Gestade des Atlantischen Ozeans oder auf einer Insel darin[2]) verwenden, wo Quetzalcoatl sich in den Scheiterhaufen stürzte und sein Herz als Morgenstern zum Himmel emporstieg. Man wird dieses Land aber nicht Land der Frömmigkeit oder dergleichen nennen, sondern entsprechend dem tiçatl iuitl Land des Opfers, der Buße, was dem Priestergott Quetzalcoatl, dem vorzugsweise das Oben—Unten zukommt, durchaus entspricht. Daraus erklärt sich auch die Bezeichnung von Tlapallan als »ciudad del sol« bei Sahagun (VIII, Prologo), denn in dem Namen liegt einfach die Bezeichnung des Oben—Unten, der Vernichtung, des Totenreiches in dem Sinne wie tlaltecutli, dem alles Lebende zu eigen gehört, »es la tierra y el sol«.

Man kann zur Erklärung oder eigentlich als Parallele dafür, daß gerade schwarz und rot zur Bezeichnung dieses Gegensatzes genommen sind, an Tonacatecutli denken, »der sich in Kohle, der sich in Blut kleidet«,[3]) oder an den Gegensatz des schwarzen und roten (yayauhqui und tlatlauhqui) Tezcatlipoca, der beiden Ballspieler, wo die Farben sich auch auf das Oben—Unten beziehen können. Man kann sich auch daran erinnern, daß die Göttin des Feuers Quaxolotl-Chantico,[4]) die Gottheit des Fastens und des Fastenbruches, rote und schwarze Farbe (almagre und tinta) zu ihrem Feste benötigt.[5]) Daß sie selbst muger amarilla genannt wird,[6]) mag sich vielleicht auf die Hinzufügung der gelben Farbe zur roten und schwarzen in der einen angeführten Phrase beziehen. Das verbindende Glied wäre hier wieder indirekt, daß sie, wie bekannt, eine Göttin der Buße ist, direkt aber, daß das Feuer das eigentliche Oben—Unten, d. h. die Mitte ist. Endlich kann man auch meinen, daß tlillan sich auf den Schoß der Erde bezieht. Tlillan heißen z. B. die dunklen Tempel der Quaxolotl-Chantico und der Erdgöttin Ciuacoatl.[7]) Da nun tlapalli auch einfach die Farbe[8]) heißt, so könnte der Gegensatz des Erdinnern und des Himmels, d. h. das Oben—Unten gemeint sein. Jedenfalls stimmen die beiden Farben nicht mit den Farben des Zeichens olin blau und rot überein, das vor allem ein Symbol des Oben—Unten ist, eher mit der zweifarbigen Mütze Quetzalcoatls. Ebenso sei an den mit Augen bedeckten Sitz (?) erinnert, der aus einer schwarzen, beziehungsweise blauen und einer roten Hälfte besteht und sich vor dem Todesgott unter den Hütern der viermal fünf Venusperioden des C. Borgia (16) und des C. Vaticanus (36) befindet.[9])

---

[1]) Vergleiche Olmos, 211, 228.

[2]) Sahagun, III, C. 14. Anales de Quauhtitlan 21 in Anales del Museo Nacional de Mexico. III.

[3]) Siehe Seler, Tonalamatl. 38.

[4]) Siehe jedoch unten C. XII.

[5]) Sahagun, II, Anhang: Relacion de los diferentes ministros u. s. w.

[6]) C. Tell.-Rem. Bl. 21, 2.

[7]) Duran, C. 91. Sahagun, II, Anhang, Relacion de los edificios u. s. w. Nr. 12.

[8]) Sahagun, XI, C. 11, § 3.

[9]) Vergleiche Seler, Veröffentlichungen. VI, 127 und Anm.

XI.

Die Gottheiten der geschlechtlichen Sünde.

Wir sind durch die Feststellung der engen Verwandtschaft zwischen Opfer, Sünde und Strafe gerüstet, zu einer Gruppe von Gottheiten überzugehen, die ebenfalls das Zeichen Oben—Unten in Gestalt von Sonne und Nacht führen. Das sind die Gottheiten der Musik, des Spiels und des Tanzes Macuilxochitl und seine Genossen und die Göttin der Blumen Xochiquetzal.[1]) Auch diese steht, wie bekannt, zu Musik und Spiel in enger Beziehung. Das ergeben schon die erwähnten Darstellungen im C. Borgia (56—58) und ihre Parallelstellen. Die Xochiquetzal der neunzehnten Woche hat neben sich den Ballspielplatz und den Tänzer mit dem Coyote-Ohr, der in der vierten Woche eine so große Rolle spielt. Schon äußerlich finden sich überraschende Übereinstimmungen zwischen Macuilxochitl und den Opfergöttern Quetzalcoatl und Xolotl, die in der Gesamtheit auf keine andere Weise als durch die Gedankenverbindung Sünde—Opfer erklärt werden können. Da leitet z. B. Xolotl die Reihe der fünf Verwandten »5 (macuilli) cuetzpalin, 5 cozcaquauhtli, 5 tochtli, 5 xochitl, 5 malinalli« ein, der Götter des Südens. Unter ihnen ist also auch Macuilxochitl genannt. Xolotl trägt demgemäß an manchen Stellen die Hand, das Symbol der Zahl fünf, um den Mund und die Schelle im Ohr.[2]) Daß er zugleich vieles von dem Ausputz Quetzalcoatls an sich hat, ist bekannt. Macuilxochitl ist ferner der Patron des Tageszeichens oçomatli, und der Affe hat in der Tat sowohl die Schelle (oyoualli-xopilli) des genannten Gottes im Ohr, wie auch die Vogelmaske und den Brustschmuck (eca-ilacatz-cozcatl) Quetzalcoatls angelegt. Könnte man hier noch den Affen als den leichten Genossen des Windgottes und den beweglichen Gefährten des Tanzgottes bezeichnen — was aber wahrscheinlich nicht richtig ist — so hört doch jede ähnliche Erklärung beim Cozcaquauhtli auf. Dieser trägt häufig die Schelle im Ohr, aber zugleich die Kopfschleifen Quetzalcoatls, seinen breiten schwarzen Streifen über dem Auge und bisweilen auch seinen Ohrschmuck (tzicoliuhqui nacochtli[3]). Das Tageszeichen Cozcaquauhtli hat zum Patron die Erdgöttin Itzpapalotl, die Herrin von Tamoanchan, »wo man herabsteigt«, oder des Oben—Unten. Der Geier steht auch im Hause der Erde im C. Borgia (68) der Teteoinnan gegenüber. Sollte nun das die Erklärung der Trachtabzeichen Quetzalcoatls und Macuilxochitls beim Geier liefern? Wir erinnern uns nun auch, daß nach Duran (C. 101) jedes der beiden Löcher in den Temalacatl des Ballspielplatzes von dem Gott des Spiels, der die Gestalt eines Affen gehabt habe, eingefaßt gewesen sei. Die Löcher aber können als Ort des Herabsteigens gelten, und in der Tat sehen wir ebenso im C. Borgia (53) und Vaticanus B (23) der fünften Richtung des in den Erdrachen stürzenden Menschen (Abb. 26) das Tageszeichen Affe zugeteilt, was zwar Zufall sein kann, aber nicht sein muß. In Abb. 26 ist der Affenkopf sogar auf dem Rachen selbst an seinem Rande angebracht. Bekanntlich überwiegen beim Affen bei näherer Betrachtung seine Beziehungen zum Tode ganz bedeutend.[4]) Beides zusammengenommen dürfte deshalb vielleicht eher als die obige Erklärung dem Affen die Ausrüstungsstücke Macuilxochitls und Quetzalcoatls verschafft haben. Ferner hat der erstere selbst auf vielen Tonfigürchen des Berliner Museums den Brustschmuck des Windgottes.[5])

---

[1]) Siehe vorher S. 173.

[2]) Z. B. C. Fejérváry-Mayer. 37.

[3]) Vergleiche Preuß, Ethnologisches Notizblatt. II, Heft 2, 66 f.

[4]) Ebenda. 70 f.

[5]) Preuß, Globus. LXXIX (1901), 89, Fig. 41.

An der Gestalt des musizierenden Ueuecoyotl, des Patrons des vierten Tageszeichens cuetzpalin, wollen wir den Nachweis beginnen, daß Musik und Tanz stets mit der Sünde verknüpft ist. Auch dieser Gott vereint das Schneckenhalsband (acuechcozquitl), den Brustschmuck und die runden Enden der Schambinde Quetzalcoatls mit dem Oyoualli Macuilxochitls im Ohr und auf der Brust und mit seinem Tonallo-Emblem. Wir sehen bei ihm eine weinende Frau mit cuitlatl, Kot, d. h. der Sünde, in der Hand. Sie wird Xochiquetzal, auch Ixnextli genannt, d. h. »Asche im Gesicht«, beziehungsweise in den Augen. Nach dem, was wir von der Beziehung des Wortes nextli zum Sünder erfahren haben (S. 192, 193), kann es wohl kaum zweifelhaft sein, daß auch hier nextli nur die Unreinlichkeit der Sünde vorstellt. Im C. Telleriano-Remensis (Bl. 11, 1) wird ixnextli erklärt mit: los ojos ciegos con ceniza. Die Blindheit kann demgemäß wieder auf die verbundenen Augen Itztlacoliuhquis bezogen werden: die Augen sind blind geworden durch die Sünde, es ist Nacht um den Besitzer der Augen geworden. Ixnextli und das vorher (S. 170) erwähnte Tlacanexquimilli sind demgemäß nahe verwandte Bezeichnungen für den Sünder. Es ist ferner der herabstürzende Mensch da, der sowohl bei dem Gott der Strafe Itztlacoliuhqui wie bei der Göttin des Fastenbruchs Quaxolotl-Chantico und der Darstellung von Tamoanchan, dem Hause des Herabsteigens (fünfzehnte Woche), nicht fehlt. Dazu kommen musizierende Personen, beziehungsweise Tänzer. [1])

Entsprechend den Symbolen sind auch die Erklärungen, die der C. Telleriano-Remensis (Bl. 10, 2, 11, 1) zur vierten Woche gibt. Es wird wiederholt von Adam und dem ersten Sündenfall gesprochen. Bezeichnend ist die Notiz, daß jeder mit fünf benannte Tag des Kalenders auf diesen Sündenfall Bezug habe, weil er an einem solchen Tage sündigte. Das geht also auf Macuilxochitl »5 Blume« und seine Genossen. Von den erwähnten fünf Gestalten des Südens sieht man im C. Borgia (47, 48) in der Tat bei zwei, nämlich bei Macuilcozcaquauhtli und Macuilxochitl das Zeichen Cuitlatl, Kot, Sünde, das vor ihnen in einem Gefäß liegt. Einen Hinweis auf die Lustbarkeiten der vierten Woche gibt auch das Zeichen der Hand, das im C. Telleriano-Remensis auf den Affen, das Tier Macuilxochitls, gerichtet ist.

Statt der typischen tanzenden oder musizierenden Gestalt, die sowohl in der vierten Woche des C. Borgia (64), wie auch unter den 25 »Götterpaaren« mit der Xochiquetzal zusammen erscheint (C. Borgia 60), findet sich in der Parallelstelle des C. Laud. (34) ein alter Gott in derselben Tätigkeit begriffen und im C. Vaticanus B (38) der Mondgott. Auch dieser hat oft die Schelle als Brustschmuck. Hierhin scheint auch zu gehören, daß der Mondgott mit blumenbekränzter Stirn abgebildet ist. Nun ist der Mond der besondere Begleiter der Tlaçolteotl, der Göttin der fleischlichen Liebe, und beim dritten Tageszeichen des C. Borgia (10) ist der Mond durch einen Cuitlatlstrom mit dem Hintern eines Kotfressers, d. h. eines Sünders verbunden.

Schwerer ist es festzustellen, warum ein anderer alter Gott, Mixcouatl, im C. Borgia (55) mit der Schelle im Ohr und als Brustschmuck dargestellt ist. Daß er mit Musik auch sonst in Verbindung steht, geht aus einer Stelle bei Sahagun (VIII, C. 20) hervor. Dort wird unter den königlichen Gebäuden, die staatlichen Zwecken dienten, ein Mixcoacalli, Haus der Wolkenschlange, genannt, das den Sängern und Tänzern von Mexiko und Tlaltelolco als Versammlungsort diente und alle Ausstattungsgegenstände, sämtliche Instrumente und sonstigen Erfordernisse für Gesang, Musik und Tanz umschloß. Es sei auch gestattet, an den »Teocuicani«, »göttlicher Sänger«, genannten Berg zu erinnern, den Duran (C. 96) erwähnt und der seinen Namen von den sich um seinen Gipfel entladenden Gewittern hatte. In Abb. 7 sehen wir einen Berg in Gestalt

[1]) C. Borg. 48.

eines Menschen, der die Trommel schlägt und die Rassel handhabt. Es sei auch kurz auf die eigentümlichen Schneckenarmbänder am Handgelenk Mixcouatls[1]) und unseres Tänzers im C. Borgia (62) hingewiesen. Endlich hat bekanntlich sowohl Mixcouatl wie Macuilxochitl als Naualli den Hirsch, der im Codex Borgia (53) als Tänzer dargestellt ist, und ein Hirschkopf scheint auch zweimal auf dem Kopf der Xochiquetzal unter den 25 Götterpaaren des C. Borgia (59) vorzukommen. Was nun die Beziehungen Mixcouatls zur Sünde betrifft, so ergeben sich diese unzweifelhaft daraus, daß vor seiner Stirn im C. Fejérváry-Mayer (6) vier Cuitlatlzeichen erscheinen, eines davon in der charakteristischen gelben Farbe. Aber auch direkt symbolisiert Mixcouatl das Unten und Oben. Wie erwähnt, ist auf dem Schlußbilde der 25 Götterpaare des C. Borgia (60) unter dem Symbol Sonne—Nacht Mixcouatl und seine Frau Ilancueye und zwischen ihnen der in den Erdrachen stürzende Mensch zu sehen. Es ist ebenfalls schon erwähnt worden, daß im C. Fejérváry-Mayer (40) an Stelle Mixcouatls einfach ein Mumienbündel über dem Erdrachen gesetzt ist. Daß an einer dritten Parallelstelle desselben Codex (37) Xolotl anstatt Mixcouatls steht,[2]) der Gott des Menschenopfers und der Träger der Sonne, weist wiederum auf das Oben—Unten in der Natur Mixcouatls hin.

Welches ist nun die Sünde, die bei Macuilxochitl und seinen Genossen bei Gesang, Tanz und Spiel zu finden ist? Einen Anhalt dafür gibt vielleicht das Zeichen Cuetzpalin, Eidechse, dessen Patron Ueuecoyotl ist. Bekanntlich das Zeichen des Wasserüberflusses und der Fruchtbarkeit, kann es nicht direkt zu den Darstellungen bei Ueuecoyotl in Beziehung gesetzt werden. Da hat nun Seler[3]) vermutet, daß die geschlechtliche Fruchtbarkeit das Mittelglied ist. Im C. Vaticanus A (Bl. 54, 1) wird nämlich von der Eidechse gesagt: »lagartixa nella madrice delle donne, die Eidechse in der Gebärmutter der Frauen«. Ferner ist die Eidechse unter den um eine Gottheit gruppierten Tageszeichen dreimal an ihren Penis gesetzt, nämlich zweimal bei Macuilxochitl und einmal bei Tezcatlipoca.[4]) Bei ersterem, dem Gott des Spiels, ist das sehr bezeichnend, besonders weil in dem einen Fall die Tageszeichen auf vier verschiedene Gottheiten verteilt sind und ein Zufall deshalb nicht gut möglich ist. Dazu hat dieser Macuilxochitl einen entblößten Penis, d. h. er trägt keine Schambinde, ein für Mexikaner unerhörtes Vergehen, dessen sündhafte Bedeutung wir noch mehrfach kennen lernen werden. Bei Tezcatlipoca, dem Gott der Strafe, ist noch ein besonders langer roter Streifen dargestellt, um das wegen Raummangels weitab gezeichnete Tier mit dem von der Schambinde bedeckten Penis zu verbinden. Freilich ist durchaus nicht festgestellt, ob sonst noch irgend eine Beziehung zwischen Tageszeichen und zugehörigem Körperteil besteht, und die Tageszeichen sind auch nicht immer demselben Teil zugeschrieben. Aber die Genitalien haben andererseits an den Stellen, wo nicht die Eidechse bei ihnen steht, oft ein auf die Zeugung bezügliches Tageszeichen, nämlich acatl, Rohr,[5]) das als zwei Feuerreibhölzer Symbol der geschlechtlichen Vereinigung ist,[6]) und xochitl, Blume, die scheinbar aus der Vagina der Tlaçolteotl hervorkommt, der Göttin der Sinnenlust, und ebenfalls dem Penis Macuilxochitls zugeschrieben ist.[7]) Patronin des Zeichens Blume ist aber Xochiquetzal, die Vertreterin der — übrigens zum Teil erlaubten — geschlechtlichen Vereinigung Unverheirateter.

---

[1]) C. Fejérváry-Mayer, 6, 32. Vergleiche unsere Fig. 31.
[2]) Seler, C. Fejérváry-Mayer. 164.
[3]) Tonalamatl, 10, 53.
[4]) C. Borg. 17, 53, 72.
[5]) C. Fejérváry-Mayer. 44.
[6]) Siehe vorher S. 166.
[7]) C. Borg. 74. C. Vat. B. 74.

Die geschlechtliche Sünde scheint die schwerste und am meisten bestrafte gewesen zu sein. Es heißt von Tezcatlipoca[1]): »Und man sagte ferner, daß dieser Gott den Lebenden Armut, Elend und unheilbare und ansteckende Krankheiten zuerteilte: Aussatz (lepra), Syphilis (bubas), Gicht (gota), Hautkrankheiten (sarna) und Wassersucht (hydropesia). Diese Krankheiten schickte er, wenn er über die erzürnt war, welche Gelübde und Buße nicht einhielten und sie verletzten, nämlich wenn sie sich zum Fasten verpflichteten oder wenn sie während der Zeit des Fastens bei ihren Weibern schliefen oder die Weiber bei ihren Ehegatten oder Freunden.« Hiernach bleibt also auch den Unverheirateten Raum für geschlechtliche Sünden. Es ist überhaupt bezeichnend, daß all das aufgezählte Unheil von Fastenbruch und Geschlechtsgenuß während der Fasten ausgehen soll. Früher (S. 190, 193) haben wir sogar gesehen, daß der Ehebruch geradezu als Vertreter der Sünde aufgezählt wird, und für geschlechtliche Sünden haben wir außer Tezcatlipoca noch Itztlacoliuhqui, vor dem die Ehebrecher gesteinigt werden, Tlaçolteotl und die Ciuapipiltin. Dazu kommt Macuilxochitl selbst. Vier Tage vor seinem Fest Xochilhuitl »fasteten alle, die es feierten, Männer wie Frauen, und wenn ein Mann in der Zeit dieser Fasten mit einer Frau verkehrte oder irgend eine Frau oder ein Mann während des erwähnten Fastens, so sagte man, er beflecke sein Fasten, und dieser Gott wurde dadurch sehr beleidigt und traf die Täter dafür mit Krankheiten der partes secretas, als da sind: Hämorrhoiden (almorranas), Fäulnis des Gliedes (podredumbre del miembro secreto), Blutgeschwüre (diviesos, Bubonen?) und Leistenbeulen (incordios) etc.« (Sahagun, I, C. 14.) Es sind also gerade bei diesem die Strafen auf die Umgebung der Schamteile beschränkt, was einen weiteren Beweis dafür gibt, daß Tanz und Spiel aufs engste mit geschlechtlichen Sünden zusammenhängen.

Was sollen wir aber dazu sagen, daß sich nach der bekannten Sage gerade der Gott Nanaoatzin, d. h. »der arme Syphiliskranke«, in das Feuer stürzte und zur Sonne wurde? Er opferte vorher »an Stelle von Kopal den Schorf seiner Bubonen«.[2]) So befindet sich, wie wir sahen, auch auf dem Räucherbecken vor Macuilxochitl im Codex Borgia (48) statt Kopal cuitlatl. Es ist bereits erwähnt worden (S. 153), daß auch Macuilxochitl-Xochipilli manchmal direkt in Stellvertretung des Sonnengottes erscheint und in engen Beziehungen zu ihm steht. Es ist also wohl weniger irgend eine Eigenschaft als Gott des Tanzes, Spieles und Gesanges, die ihn zur Sonne erhebt, sondern die damit zusammenhängende geschlechtliche Sünde, die er straft. Für unser logisches Bedürfnis ergibt sich daher der Satz: Geschlechtliche Sünden machen die betreffenden Menschen zum Eigentum des strafenden Gottes Macuilxochitl, d. h. zum Opfer für ihn. Da aber der Sonnengott durch eine Vermälung mit der Erdgöttin ebenfalls Vertreter dieser Sünde ist, so sind die Menschen zugleich ein Opfer des Sonnengottes. Dieser hat demgemäß die Züge seiner Opfer, d. h. er ist selbst syphilitisch, ebenso wie er der aufsteigende Adler (quauhtleunanitl) ist, weil die geopferten Krieger ihm zugehören. Hier ist der Gedankengang, nach dem die eigentlichen Opfer in der Ausrüstung des betreffenden Gottes erscheinen, einfach umgekehrt. Die Syphiliskranken steigen nun zwar nicht zur Sonne empor wie die geopferten Krieger, aber die Ciuapipiltin, die zu geschlechtlichen Ausschweifungen reizen und sie vergeben, begleiten die Sonne von Mittag bis zum Untergang. Man begreift nun, weshalb die Krieger zur Sonne gehen, während für ihre Aufnahme im Totenreich unter der Erde ebenso gesorgt wird, wie für die übrigen Verstorbenen: Das erstere ist eben nur der Ausdruck dafür, daß sie Eigentum der Sonne sind, und die Unsicherheit über ihr Leben nach dem Tode[3]) scheint

[1]) Sahagun, III, C. ?.
[2]) Sahagun, VII, C. 2.
[3]) Siehe vorher S. 164.

darauf hinzudeuten, daß man sich erst später dazu entschlossen hat, ihnen bei der Sonne, allerdings nur auf vier Jahre, ihren Wohnsitz anzuweisen. Man begreift ferner, daß die Mexikaner ohne Zwang zu der Vorstellung kommen konnten, die Geopferten seien von den Göttern gestraft und das Opfer ihrer Person habe die Sünde zur Voraussetzung, was sich uns schon früher als nicht zu leugnende Tatsache ergeben hat.

Man kann dieses Vermischen von Opfer, Sünde, Buße und Strafe, das auf eine gemeinsame Grundauffassung zurückzuführen ist, am besten an den bekannten drei Parallelstellen der viermal fünf Hüter der Venusperioden in den C. Borgia (15—17), Vaticanus B (33—42) und Fejérváry-Mayer (23—29) erläutern.[1]) Die ersten fünf Götter bohren einem vor ihnen stehenden Menschen das Auge aus, was mit Recht als religiöse Selbstpeinigung entsprechend dem Durchbohren der Zunge, des Ohres u. dgl. m. ausgelegt ist. Es folgen fünf Götter, die ein kleines Ebenbild von sich in der einen Hand vor sich hinhalten, d. h. zum Opfer bringen. Die folgenden fünf Götter ziehen meist aus dem Bauche eines Menschen einen dicken, oben in Edelsteinketten, Blumen u. a. auslaufenden Streifen, der so gezeichnet ist wie die übergezogene Menschenhaut Xipes. Im Codex Fejérváry-Mayer ist in keinem Fall der Ausgangspunkt des Streifens zu sehen (Abb. 36). Als Opfer ist es aber anzusehen, weil im Codex Vaticanus B (38) der Mensch, wie jemand, der auf die gewöhnliche Weise durch Herausreißen des Herzens geopfert wird, über einen Opferstein (techcatl) gelegt ist. C. Fejérváry (27) wird der Mensch zudem an einem um den Hals gelegten Strick von Macuilxochitl festgehalten. Trotzdem ist damit nicht bloß ein Opfer im gewöhnlichen Sinne gemeint, sondern wahrscheinlich eine Anheimgabe des Menschen an die strafenden Götter wegen geschlechtlicher Sünden. Das scheint aus Folgendem hervorzugehen:

Erstens geht der Streifen von dem Bauche aus. Das Herausziehen ist eine völlig ideelle Handlung. Sie wird nirgends als Opferhandlung erwähnt. Man weiß auch nicht, ob man sich unter dem Streifen Eingeweide oder etwas anderes vorstellen soll. Da er aber die Form und Zeichnung der übergezogenen Menschenhaut Xipes hat, so ist der Gegenstand auch nicht etwas Wirkliches, sondern etwas Ideelles, Symbolisches. Das Ganze ist ebenso nur in der Idee vorhanden, wie vorhin das Ausbohren des Auges, das nirgends praktisch als Selbstpeinigung oder Marter eines Opfers vorgekommen zu sein scheint. Denn außer an unserer Stelle sehen wir es nur an dem büßenden Priester[2]) bei der Darstellung des Chalchiuhtotolin, der sich selbst das Auge ausbohrt, und dann haben die Priestergötter katexochen Quetzalcoatl und Xolotl und ferner die Ciuapipiltin, vor denen man für Sünden der Wollust Buße tat, häufig ein aus der Höhle heraushängendes Auge.

Zweitens sind die Götter, die den Streifen herausreißen, sämtlich — wenn wir vorläufig von Xipe absehen — die schon vorhin erwähnten Rächer geschlechtlicher Ausschweifung, denen die Sünder zu eigen gegeben sind, nämlich Xochipilli, der Sonnengott, Itztlacoliuhqui und Macuilxochitl. Beim Sonnengott des C. Fejérváry (26) reicht der Streifen sogar bis zur Sonne empor. Auch das Enden der Streifen in Edelsteinbänder, Blumen u. dgl. m. scheint den Göttern als Vertretern der Üppigkeit und der Lust zu entsprechen. Im C. Vaticanus B (39) besteht der Streifen sogar in seinem ganzen Verlauf mehr aus Blumen als aus der gewöhnlichen Substanz.

Schließlich ist auch bei der abgezogenen Menschenhaut so gut wie bei dem ihr gleichkommenden symbolischen Streifen eine Beziehung auf geschlechtliche Sünde sehr

---

[1]) Seler, C. Fejérváry-Mayer. 87 f.

[2]) C. Borgia, 10. C. Vaticanus B 93.

wohl möglich. Was zunächst die Gestalt angeht, so ist einzuwenden, daß im C. Borgia (72) die 20 Tageszeichen meist durch dieselben gelben Streifen, die an anderen Stellen rot sind, mit den vier Gottheiten verbunden sind. Ob diese Streifen hier irgend welche Bedeutung haben, läßt sich nicht übersehen. Dasselbe ist der Fall mit dem ebenso aussehenden, aber bräunlichen Streifen, der C. Borgia (23) ein ausgerissenes Herz mit dem Munde des Todesgottes verbindet, der es gewissermaßen zu schlürfen scheint. Dagegen ist in den drei Parallelstellen der »25 Götterpaare« [1]) ein Vogel mit Schelle im Ohr, wohl der Cozcaquauhtli, der Totenvogel von Tamoanchan, von dessen Leib derselbe Streifen ausgeht, der weinenden Göttin Xochiquetzal gegenübergestellt, so daß an Geschlechtssünde gedacht werden kann. Vom C. Vaticanus B kann man im allgemeinen sagen, daß die gelbbraune Farbe der Streifen und die roten Punkte darin, abgesehen von der Xipehaut, denselben Momenten in der Zeichnung von cuitlatl, d. h. Sünde und den »Verwesungsflecken« auf Knochen und Fleischteilen, z. B. der über Xolotl kochenden Gliedmaßen Geopferter entspricht. Das Ergebnis ist demnach, daß man nicht mit Sicherheit angeben kann, ob der Streifen die Xipehaut imitieren soll, und zwar deshalb, weil die Haut etwas Konkretes, der Streifen etwas Abstraktes ist und daher beides nicht leicht identifiziert werden kann. Die nahe Verwandtschaft des Streifens zur Xipehaut ist aber trotz alledem, abgesehen von der übrigen Ähnlichkeit, besonders in den Häkchen des Ackers ausgesprochen, die sowohl auf der Xipehaut, wie in der Kriegerdevise tozcololli vorhanden sind (Abb. 77). Diese Devise ist genau der aus dem Bauche gezogene Streifen, obwohl auf letzterem die Häkchen nicht vorkommen.

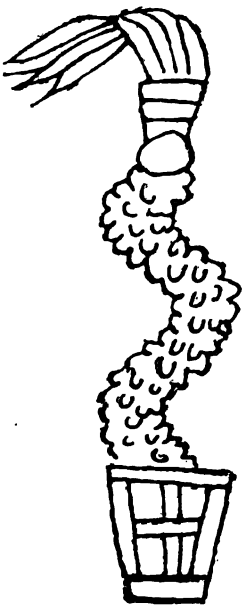


Abb. 77. Devise tozcololli, auf dem Rücken getragen. Sahagun-Ms. nach Seler, Zeitschr. f. Ethnol. XXXIII (128), Fig. 49.

Halten wir uns nunmehr an Xipe selbst und fragen, weshalb er als fünfter unter den Göttern der Lust steht. Er ist als Ackerbaugott enge verwandt mit der Erdgöttin Teteoinnan und dem Maisgott. Alle drei, letzterer in der Gestalt Itztlacoliuhquis, kleiden sich in die abgezogene Haut des Opfers, und zwar diese drei Gottheiten allein. Teteoinnan ist zugleich Göttin der Liebe und der Liebessünde, daher Tlaelquani, die Schmutzfresserin. An ihrem Fest Ochpaniztli laufen im C. Borbonicus (30) ihre Begleiter, die Cuexteca, ihren unförmlich großen Phallus haltend, in langer Reihe einher. Hier haben wir dieselben Beziehungen zwischen geschlechtlicher Ausschweifung, Fruchtbarkeit der Fortpflanzung und Fruchtbarkeit des Ackers wie sie vorhin (S. 197) bei dem Tageszeichen cuetzpalin erörtert sind. Cinteotl-Itztlacoliuhqui aber ist ebenfalls der die Ehebrecher strafende Gott, und es besteht daher augenscheinlich dieselbe Ideenverbindung. Deshalb können wir diese auch bei Xipe voraussetzen, obwohl nichts darüber erwähnt wird. Die bedeutsamsten Kennzeichen wären dafür folgende:

Das Fest Tlacaxipeualiztli ist, wie Seler [2]) wahrscheinlich gemacht hat, ein Fest der Aussaat: »das Ausstreuen des Samens mit der Rassel« (ayacachpixolo), welches am Haupttage, dem Schlußtage des Monats, vorgenommen wurde. Es war durchaus symbolisch, denn es bestand im Schwingen der Rassel und in Gesang während des ganzen Tages. Aus dem Lied an die Ciuacouatl ist schon (S. 152) derselbe rein symbolische Vorgang mit dem Chicauaztli, dem Rasselbrett, erwähnt, das auch Xipe trägt: Damit grub sie die Erde auf und säete damit. Wenn irgend etwas Besonderes bei dem allgemeinen Vergleich der

[1]) C. Borgia, 59. C. Vat. B 40. C. Laud. 36.

[2]) Veröffentlichungen. VI, besonders 92, 100, 184.

Fruchtbarkeit des Bodens und des Menschen in Parallele gestellt worden ist, so ist es doch der Akt der Aussaat und des Coitus. Deshalb wohl sehen wir auch das Chicauaztli zwischen den unter einer Decke dargestellten, d. h. verheirateten, beziehungsweise geschlechtlich verkehrenden Paaren. »Wir wollen mit Euch die Erde begatten« (amoca tlaltech tacizque,[1]) sagen die vier Ixcuinanmê, die Erdgöttinnen der fleischlichen Lust, zu ihren Gefangenen, und erschießen sie mit Pfeilen, eine Art des Opfers, die nur bei diesen Erdgöttinnen vorkommt. Die Mexikaner verglichen also tatsächlich Coitus und Aussaat. Das Erschießen mit Pfeilen, wobei die Beine, allerdings auch die Arme weit auseinandergebreitet festgebunden sind, vergleicht deshalb Seler[2]) mit Recht mit der Coitusstellung. Im C. Nuttall (84) und C. Telleriano-Remensis (Bl. 41, 2) nun sieht man auch eine Xipegestalt auf dieselbe Weise mit Pfeilen erschießen (Abb. 78, 79). Das heißt doch, das Xipeopfer beziehe sich auf die Begattung der Erde, und wenn es jetzt anders ausgeführt wird, nämlich durch Aufschneiden der Brust und Herausreißen des Herzens, so muß man

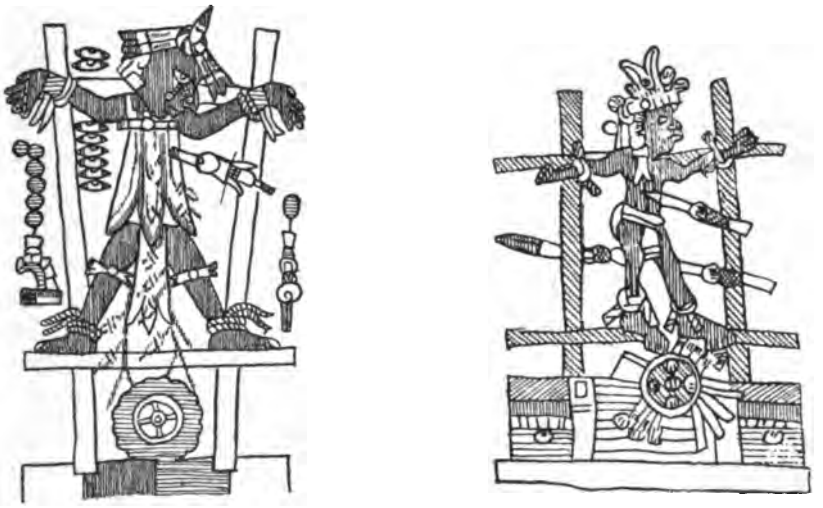


Abb. 78 und 79. Erschießung des Opfers in der Tracht Xipes. C. Nuttall 84. C. Tell.-Rem. 41, 2.

das Hinzutreten anderer Einflüsse, insbesondere die schon (S. 184) erwähnten Beziehungen des Festes zum Sonnengott berücksichtigen. Dieser wird ja auch in erster Linie als Vater zu der Befruchtung der Erde anerkannt, denn »alle Dinge, sagt man, bringt die Sonne hervor, und so nennt man den Mais tonacayotl, d. h. er ist von der Sonne erzeugt.«[3]) Ist doch auch eine Zeremonie am Ochpaniztlifest mit Recht in demselben Sinne als Coitus des Sonnengottes mit der Erdgöttin gedeutet worden. Als der mit der Haut des Opfers bekleidete Priester, der also die Erdgöttin Teteoinnan darstellte, mit ihrem Sohn Cinteotl, dem Maisgott, »zu Füßen Uitzilopochtlis« angekommen ist, »da macht sie sich breit, dehnt sich, breitet die Arme aus, die Augen auf ihn gerichtet« (niman ic maana, moteteuana, mamaçoa in icxitlan Uitzilopochtli conixnamictimoquetza).[4]) Uitzilopochtli steht hier an Stelle des Sonnengottes, die Göttin empfängt und gebiert ihren Sohn Cinteotl, der daneben wartet. Da das am Erntefest geschieht, so wird hier wahrscheinlich der ganze Vorgang der Empfäng-

[1]) Anales de Quauhtitlan, 26, in Anales del Museo Nacional de Mexico, III. Siehe Seler, Tonalamatl. 93. Vergleiche Sahagun, I, C. 12.

[2]) Tonalamatl. 93.

[3]) C. Tell.-Rem. 12. Vergleiche Seler, Tonalamatl. 93.

[4]) Vergleiche Seler, Tonalamatl. 92.

nis und Geburt zusammengezogen, während der erste Teil eigentlich auf das Fest der Aussaat tlacaxipeualiztli zu verlegen ist. Xipe spielt dabei augenscheinlich nicht die Rolle der Sonne, sondern die eines Vermittlers zwischen Sonne und Erde. Es seien hier nicht alle Fälle untersucht, in denen an Stelle der zu erwartenden Art des Opfers eine andere eintritt, wie z. B. die Frau, welche die alte Göttin Ilamatecutli repräsentiert, am Fest tititl ebenfalls durch Aufschneiden der Brust auf dem Opferstein im Tempel des Uitzilopochtli geopfert und nicht, wie es bei Erdgöttinnen üblich ist, durch Enthauptung getötet wird. Es sind auch hier, wie schon erwähnt (S. 184), sämtliche Götter wie beim Xipefest vertreten und es ist dort auf den Gegensatz in der Bedeutung sämtlicher Götter gegenüber dem Sonnengott aufmerksam gemacht worden.

Um nun noch einmal auf die Bedeutung der übergezogenen Menschenhaut Xipes, der Teteoinnan und Itztlacoliuhquis zurückzukommen, so reicht die Erklärung, daß sie den von Unkraut gereinigten Acker vor der Aussaat und dann den abgeernteten Acker bedeute,[1]) für Itztlacoliuhqui, den Gott der Strafe, insbesondere für Ehebrecher, nicht recht zu. Es ist nicht unmöglich, daß die Häkchen, die auf der Haut gezeichnet sind und denen der Ackererde gleichen, den Ausdruck tlalli, Erde in dem schon (S. 192 f.) erörterten Sinne der Sünde, insbesondere der geschlechtlichen Ausschweifung. bedeuten. Diese Erklärung würde für alle drei Götter treffend sein. Von den Xixipeme, den mit der Haut Bekleideten, wenn sie am ersten Morgen erscheinen, heißt es: »glänzend von Fett, triefend von Blut, über und über besudelt, daß, die ihnen folgen, erschrecken«.[2]) Es ist klar, daß die Häute, die etwa 18 Tage getragen wurden, allmählich einen fürchterlichen Gestank verbreitet haben müssen, und das wird auch von ihnen erzählt, wenn sie am folgenden Fest Toçoztontli zu ihrer letzten Ruhestätte gebracht werden: »sie (die mit der Haut Bekleideten) stinken . . ., niemand geht ihnen entgegen, man hält sich die Nase zu, wenn man sie trifft«.[3]) Würde das Anziehen der Haut lediglich ein Symbol der Klärung des Ackers sein, so brauchte man sie nicht so lange tragen. Dagegen entspricht der Gestank durchaus dem Schmutz der Sünde. Ferner »schrieb man Xipe folgende Krankheiten zu, von denen man sich durch das Tragen der Haut zu reinigen hoffte: Erstens den blatternartigen Ausschlag (las viruelas), Geschwüre (apostemas), die am Körper entstehen, und die Hautkrankheiten (la sarna); auch die Augenkrankheiten, die vom vielen Trinken kommen, und alle übrigen Augenübel«.[4]) Hier könnte man bei allen diesen die Haut verunreinigenden Krankheiten an den Schmutz der Sünde denken, selbst bei den Augenkrankheiten, wenn man sich der Sünderin Ixnextli erinnert (S. 196), die als blind bezeichnet wird, und des Itztlacoliuhqui sowie der verschiedenen weiblichen Gottheiten mit verbundenen Augen. Endlich ist die ausdrücklich hervorgehobene Zeremonie etwas auffallend, daß bei den Scharmützeln zwischen den Tototectin, die die Menschenhaut angelegt hatten, und den Kriegern die ersteren am Nabel (der Haut) gezupft wurden. Natürlich ist aber eine harmlose Erklärung nicht ausgeschlossen, da die Krieger den Tototectin gegenüber aufgestellt waren.

So haben wir denn, um auf die vier mal fünf Hüter der Venusperioden zurückzukommen, unter ein und demselben Gesichtspunkt die Darstellung einer Marter, eines Opfers und einer Bestrafung der geschlechtlichen Ausschweifung. Endlich scheint die vierte Darstellung, das Säugen eines Menschen durch die fünf Göttinnen Mayauel, Tlaçolteotl, Mictecaciuatl, Chalchiuhtlicue und Xochiquetzal, die Verführung zur Sünde vor-

[1]) Seler, Veröffentlichungen. VI, 88, 89.
[2]) Ebenda. 96 (Sahagun-Ms. I, C. 18).
[3]) Ebenda. 185 (Sahagun-Ms.).
[4]) Sahagun, I, C. 18.

zustellen. Denn die Gottheiten bestrafen, beziehungsweise vergeben nicht nur die Sünde, sondern reizen auch dazu, weil sie selbst die Sünde verkörpern. Daher der Name Tlaçolteotl-Tlaelquani, »die Göttin des Unrats, die den Schmutz ißt«, ein Ausdruck, der sich oft genug in den Bilderschriften in der Gestalt des seinen Kot fressenden Sünders dargestellt findet.[1]) Daher auch Nanauatzin »der Syphiliskranke« als Sonnengott. Bei der Todesgöttin, der mittelsten unter den fünf, wird der Mensch im C. Fejérváry-Mayer (28) auch nicht genährt, sondern selbst aufgefressen, und im C. Vaticanus B (41) wird statt des Menschen ein Hautstreifen, wie wir ihn eben kennen gelernt haben, gefressen. Auch sonst sind Opfermesser, Marterwerkzeuge und das »Wasser der Buße«[2]) hie und da vertreten, so daß der Zusammenhang von Sünde, Strafe und Opfer selbst bei dieser einen Gruppe deutlich hervortritt.

Als letzte Göttergruppe, die von dem Zeichen des Oben—Unten, d. h. Sonne und Nacht, begleitet ist, haben wir die Gottheiten des Pulque, Mayauel und die eigentlichen, zahlreichen Pulquegötter. Hier leiden wir beinahe an einem embarras de richesse, wenn wir das Oben—Unten bestätigen wollen. Erwähnt ist schon die Rücken an Rücken mit dem Todesgott sitzende Gestalt, die bei der Pulquegöttin Mayauel auftritt.[3]) Die Zeichen des Opfertodes sind ebenfalls zahlreich vorhanden, besonders bei Patecatl, der das Opfermesser umgehängt trägt und bei dem die Krieger in Gestalt von Adler und Jaguar mit Opferfähnchen und Opferseil auftreten. Dazu hat er den toten Affenkopf vorn an der Stirnbinde, und ist Patron des Tageszeichens malinalli, des Symbols der Vergänglichkeit. Es fragt sich nur, an welche Eigenschaften man den Opfertod anknüpfen soll. Bei Mayauel ist offenbar das Moment der Fruchtbarkeit überwiegend: Sie selbst trägt im C. Aubin ein Halsband von Maiskolben, vor ihr sitzt der Maisgott, der das Sattsein[4]) bedeutet, die an dem Tage ce tochtli Geborenen sind in jeder Beziehung reich und glücklich, und wenn sie sich mit dem Bestellen des Feldes abgeben, so haben sie ganz ausgezeichnete Erfolge in der Gewinnung der verschiedensten Früchte, die in langer Reihe aufgezählt werden.[5]) Ce tochtli ist freilich nicht der Tag tochtli, dessen Patronin Mayauel ist. Deshalb könnte möglicherweise das über ce tochtli Gesagte hier nicht in Betracht kommen. Daß andererseits die tochtli-Jahre als Jahre der Hungersnot gefürchtet wurden, mag derselbe Gegensatz wie der zwischen Cinteotl und Itztlacoliuhqui sein. Nun wissen wir, daß auch fröhliche Feste und Musik zum Pulque gehören, daß aber auch Überfluß und Üppigkeit enge verwandt mit der Sünde, zunächst allerdings mit der geschlechtlichen Sünde sind. Sahagun[6]) aber erzählt, wie die Trunkenheit, d. h. der Gott des Weines selbst, die Ursache dafür ist, daß sich die Menschen vom Felsen herabstürzen, sich aufhängen, sich ins Wasser stürzen, wo sie ertrinken, daß alle die Trunkenbolde verachten, und daß diese allerhand schamlose Handlungen begehen, sich mit verheirateten Frauen einlassen, fremdes Gut rauben und Jungfrauen Gewalt antun. Bekanntlich wird auch das Fehlen der Schambinde bei den Huaxteken in der Sage auf die Unmäßigkeit im Trinken zurückgeführt,[7]) und das Trinkerpaar im Pulquekrug, Männlein und Weiblein im C. Vaticanus B (31) erinnert doch sehr, wie auch Seler[8]) bemerkt, an die Darstellungen der geschlechtlichen Vereinigung. Nicht nur der Pulque, sondern die Gottheit des Pulque führt dazu. Man muß sie als Verführer und

---

[1]) Vergleiche auch Sahagun, I, C. 12.
[2]) C. Borgia. 17, 64.
[3]) Vergleiche C. Vaticanus B. 31.
[4]) C. Tell.-Rem. Bl. 14, 1.
[5]) Vergleiche Sahagun, IV, 38.
[6]) Sahagun, I, C. 22; IV, C. 4.
[7]) Sahagun, X, C. 29, 12.
[8]) Tonalamatl. 69.

zugleich als strafenden Gott ansehen, den Trunkenbold aber als Sünder. Wir erinnern uns dabei der den Menschen säugenden, d. h. zur Sünde reizenden Mayauel.[1]) Wenn man sich vorstellt, was für schreckliche Folgen der Mexikaner dem Trunke zuschrieb, so kann man sich auch die strengen bürgerlichen Strafen dafür erklären.

Ähnliche Ideen der Sünde scheinen, abgesehen vom Opfertod, auch bei dem Patecatl der elften Woche und des zwölften Tageszeichens vorhanden zu sein. Da sieht man in den Codices Vaticanus B (31, 90) und Borgia 13 statt der Abbilder der Krieger: Adler und Jaguar einen Koyote mit der Schelle im Ohr, also das Tier, das in der vierten Woche und beim vierten Tageszeichen als Ueuecoyotl, als Patron der Sinnenlust erschien, und das wir auch bei der Mayauel[2]) mit dem Pulque in der einen und einem Musikinstrument in der anderen Hand sitzen sehen. Es ist sehr bezeichnend, daß auch dem Ueuecoyotl zugeschrieben wird, er habe die Zwietracht, den Krieg in die Welt gebracht.[3]) Das Tier auf dem berühmten Federschild der Ambraser-Sammlung ist, worauf Professor Seler den Verfasser durch Vergleich mit der Hieroglyphe der Stadt Coyoacan C. Mendoza (IV, 2) aufmerksam gemacht hat, ebenfalls ein Koyote, und diesem kommt das Zeichen des Krieges, atl tlachinolli, aus dem Rachen hervor. Auch das an Stelle des Tänzers stehende, buntgefleckte Tier vor der Xochiquetzal ist ein Koyote.[4]) So haben wir denn in dem Koyote ebenso die Sinnenlust, mit dem Krieg vereint, wie etwa in den Cihuapipiltin und in Teteoinnan.

Ein besonderer Ausdruck der geschlechtlichen Eigenschaften der Pulquegötter liegt darin, daß sie in der Tracht der Teteoinnan-Tlaçolteotl erscheinen, insbesondere ihren Nasenhalbmond, yacametztli, tragen und auf Gefäßen u. dgl. m. geradezu als ihr Symbol führen.

Um jedoch die Bedeutung des Yacametztli klarzulegen, ist ein nicht uninteressanter Ausflug in die Methode der mexikanischen Forschung notwendig.

Die Göttin Tlaçolteotl wurde nach Sahagun (VI, C. 7) außer von den Mexikanern besonders von den Mixteca und Olmeca, d. h. den Bewohnern der atlantischen Küste, verehrt. Es heißt dann weiter: »Die Huaxteca beteten an und verehrten Tlaçolteotl und bekannten vor ihr nicht ihre Unzucht (lujuria), weil sie sie nicht für eine Sünde hielten. Von den im Westen wohnenden Völkern, wie den Bewohnen von Michoacan, wissen die Alten nicht zu berichten, ob sie diese Göttin der Wollust (lujuria) Tlaçolteotl anbeteten. Die Chichimeken verehrten Tlaçolteotl nicht, denn sie hatten nur einen einzigen Gott mit Namen Mixcoatl und hatten ein Bild oder eine Statue von ihm. Sie hatten einen anderen unsichtbaren Gott ohne Bildnis namens Yoqualliehecatl.« Wir sehen, daß außer Mixcouatl und Tezcatlipoca niemand aus dem gesamten mexikanischen Pantheon und aus den Bilderschriften als Chichimekengötter erwähnt ist. Die Angabe, daß Tlaçolteotl, der man in den meisten Mythen und Bilderschriften auf Schritt und Tritt begegnet, keine Chichimekengöttin gewesen ist, hat deshalb wenig Wert. Dagegen geht aus der Benennnng ihrer Diener am Ochpaniztlifest als Huaxteken, aus der Kriegerdevise »Cuextecatl«, die Trachtstücke von ihr enthält, und aus ähnlichen Beweisgründen hervor, daß sie von den Mexikanern in nahe Beziehung zu den Huaxteken gesetzt wurde. Ob damit die einen Mayadialekt redenden Huaxteken des Rio Panuco, oder etwa daran stoßende Landstriche mit mexikanisch redender Bevölkerung gemeint sind, ist unsicher. Ja, man weiß nicht einmal, ob die Beziehungen der Göttin zu den Huaxteken auf landschaftlicher Grundlage

[1]) Siehe vorher 202.
[2]) C. Vaticanus, 31.
[3]) C. Tell.-Rem. Bl. 10, 2.
[4]) C. Aubin, 19.

beruhen, nämlich insofern, als die Göttin dort besonders hochgehalten wurde oder dort gar ihr Ausgangsort gewesen ist, oder ob Tlaçolteotl wegen ihrer Eigenschaft als Göttin der geschlechtlichen Sünde gerade den als im höchsten Grade sittenlos verschrieenen Huaxteken zugeeignet wurde. Leute, die einen Nanauatzin, »den armen Syphiliskranken« zum Sonnengott erhoben, durften kein Bedenken tragen, ihre zur Sünde reizende Göttin, die selbst Sünderin, tlaelquani, d. h. Kotfresserin ist, einem solchen Volke zuzuschreiben. Es ließe sich daraus auch erklären, daß ihre Diener Huaxteken genannt werden. und daß z. B. der spitze Hut, der sich an Steinbildnissen aus der Huaxteca findet, Trachtstück der Diener Tlaçolteotls ist. Andere Trachtabzeichen der Göttin und dementsprechend auch an der Cuextecatldevise u. s. w. sind dagegen nicht als charakteristische Abzeichen der Huaxteca nachzuweisen, namentlich findet sich der Nasenschmuck, yacametztli, an keiner einzigen Figur aus der Huaxteca, und der Verfasser hat auch keine Nachricht darüber gefunden. Dagegen wird das auf Brust und Rücken getragene Quechquemitl zwar als huaxtekische Tracht erwähnt und die hinten herabhängenden Riemen mit den Cuechtli-Schnecken, die als obere Enagua bezeichnet werden und Citlalcueitl, »Sternenenagua«, heißen, könnten nach einer Stelle bei Tezozomoc (C. 29)[1]) allenfalls mit Fragezeichen als huaxtekisch betrachtet werden. Diese beiden Kleidungsstücke werden aber fast von sämtlichen weiblichen Gottheiten, beziehungsweise von Erdgöttinnen und Todesgottheiten getragen, so daß man entweder einen überwiegenden Einfluß der Tlaçolteotl in der Götterwelt, oder überhaupt direkte Bezüge zu den Huaxteken annehmen muß.

Abb. 80. Yacametztli (Nasenmond), in der Nase getragener Schmetterling aus Gold, ausgegraben in der Stadt Mexiko. Nach Seler, Mitt. der Anthrop. Gesellsch. in Wien. XXXI, 137, Abb. 100.

Bekanntlich sind die meisten der von den Gottheiten der Bilderschriften getragenen Abzeichen, Waffen u. dgl. m. als Mittel aufgefaßt worden, das Wesen der einzelnen Gestalten zu kennzeichnen. Eine scharfe Grenze zwischen dem, was mythologische Bedeutung hat, und dem, was bedeutungslose Kleidung ist oder allenfalls landschaftlichen Charakter hat, läßt sich natürlich nicht ziehen. Ein Blick auf die Bilderschriften zeigt aber, daß die erstere Annahme recht weit gehen darf. Hier z. B. zeigt der Ausdruck yamametztli »Nasenmond« für den Nasenschmuck der Göttin und die Tatsache, daß er öfters als Schmetterling erscheint (Abb. 80),[2]) die Wahrscheinlichkeit an, daß dem Schmuck eine Idee innewohnt. Es fragt sich nun aber, kann man durch den allerdings unbewiesenen Hinweis darauf, daß das Yacametztli huaxtekisch und die Göttin Tlaçolteotl erst später aus der Huaxteca übernommen sei, von vorneherein jede Folgerung aus dem offenbaren Inhalt der Nasenplatte abschneiden?[3]) Der Gedankengang dabei würde sich so gestalten, daß mit der Göttin auch der Nasenschmuck aus irgend einem unbekannten Grunde in der Huaxteca in Aufnahme gekommen sei, und demnach könnten die Mexikaner, zu welchem Gedanken sie auch die Platte anregen möge, diese nicht als ein Symbol auffassen, es sei denn als ein Symbol der Huaxteca oder der Tlaçolteotl als Ganzes. Die Folge davon würde sein, daß auch bei

---

[1]) Trahian en la cinta como sonaxeras que llaman cuechtli, que resuena como cascabel bronco, para poner mas espanto.

[2]) Z. B. Preuß, Zeitschrift für Ethnologie. XXXII, 116, Fig. 25—26. 119, Fig. 40, Globus, LXXIX, 88, Fig. 26.

[3]) S. Seler, Tonalamatl. 88. C. Fejérváry-Mayer 113.

dem Yacametztli der Pulquegötter, Xipes, der Ciuapipiltin, Xolotls,[1]) der auch die Spindel der Göttin im Haar trägt, Itztlacoliuhquis, des Sonnengottes und Macuilxochitls[2]) nur der Gedanke an das Wesen der Tlaçolteotl oder an den huaxtekischen Ursprung aufkommen darf. Man dürfte dann auch nur annehmen, daß der mexikanische Mond, dessen Umriß die Gestalt des Yacametztli in Totenknochen zeigt, zufällig mit der Nasenplatte übereinstimme, was unmöglich ist, oder man müßte vorraussetzen, daß auch der Mond aus der Huaxteca mitimportiert sei. Man müßte endlich auch die Bedeutung der Sternenenagua — so heißt zugleich die Milchstraße — eliminieren, da sie aus der Huaxteca gekommen ist. Kurz eine ganze Menge von Symbolen würde der Erklärung entzogen werden, wenn man sich nach dieser Theorie mit dem einfachen Hinweis auf die Herkunft aus der Huaxteca begnügen müßte.

Wenn man sich die ungeheuere Bedeutung der Tlaçolteotl im mexikanischen Pantheon vergegenwärtigt und sich vorstellt, daß sie durchaus mit den mexikanischen Göttergestalten und Ideen harmoniert, so müssen die Mexikaner Zeit genug gehabt haben, sich ihre bestimmten Gedanken beim Anblick der Nasenplatte zu machen, zumal da sie so oft in den Bilderschriften gezeichnet ist und die zahlreiche Priesterschaft zweifellos zur Systematik neigte. Es wäre also für die Erklärung der Embleme der Tlaçolteotl vollkommen gleichgültig, ob sie aus der Huaxteca übernommen ist, was durchaus nicht feststeht, oder nicht. Über die Geschichte der einzelnen Symbole vermag man überhaupt nur Vermutungen zu hegen. Ob z. B. irgend ein Ohrschmuck ursprünglich nichts weiter gewesen ist, als eine Trophäe der Jagdbeute und später wegen ihrer Form, ihres Materials u. dgl. m. eine mythologische Bedeutung bekommen hat, oder ob ein Gegenstand von vorneherein wegen seiner mythischen Bedeutung seinen Platz im Ohr des Gottes erhalten hat, ob endlich der Schmuck früher eine andere religiöse Idee auslöste als jetzt — alle diese Fragen lassen sich fast nie im einzelnen Fall beantworten. In der Erklärung dieser Dinge müssen wir uns demnach nur an die Zeit der Conquista halten. Es hat demnach für uns auch gar keine Bedeutung, was einst die Nasenplatte in der Huaxteca (?) vorgestellt habe. Sie wird in der vorliegenden Zeit, wie erwähnt, als Schmetterling dargestellt, und Tlaçolteotl trägt ebenso auch statt dessen den blauen Nasenschmuck der anderen Erdgöttinnen,[3]) der nachweislich und anerkanntermaßen ein Schmetterling ist. Andererseits trägt auch z. B. Mayauel beide Arten von Nasenschmuck[4]): ein ganz gewöhnlicher und sonst allgemein angewandter Beweisgrund für die Verwandtschaft zweier Symbole, falls andere Gründe hinzukommen. Ferner sind die vier gelben Halbmonde auf dem Schild der Huaxteken (quetzalcuexyo chimalli) und entsprechend vier halbmondförmige Wasserströme auf einem anderen zweifellos als Symbol des Krieges atl tlachinolli, Wasser und Verbranntes zu deuten.[5]) Das Verbrannte ist hier als Feuer, das bekanntlich von dem Schmetterling repräsentiert wird, dargestellt, und das Wasser ist wie meist der Form des anderen Teils des Doppelsymbols angepaßt. Eine andere Erklärung gegenüber dieser durchaus naheliegenden und einzig möglichen ist überhaupt noch nicht versucht worden.

Drittens sehen wir auf dem Mantelmuster (»manta de fuego«) in Abb. 81 den gelben Halbmond inmitten einer Feuerflamme. Er ist also ebenso als Feuer dargestellt wie der Schmetterling, ein weiterer Beweis dafür, daß er nichts anderes als eine vereinfachte Form des Schmetterlings ist.

---

[1]) Zu der Quaxolotl-Devise gehört auch das Yacametztli.

[2]) C. Borgia. 50.

[3]) C. Borbonicus 30. C. Vat. B. 91.

[4]) Siehe C. Borgia 16.

[5]) Preuß, Zeitschrift für Ethnologie. XXXII, 119 f.

Daß die Farbe der beiden Nasenschmucke verschieden ist, nämlich bei der Teteoinnan gelb oder weiß, bei den anderen Göttinnen blau oder weiß, ist nach allen Erfahrungen nicht der mindeste Gegengrund. Z. B. der Xiuhcoatl, die blaue Schlange, ist blau gemalt, bedeutet aber bekanntlich das fressende Feuer.[1]) Der Feuergott ist Patron des Wassers »atl«, wohnt in der »blauen Pyramide« und trägt vorzugsweise die blaue Farbe an sich. Der rote Hund, der die Seelen über den Chicunauapan nach Mictlan bringt, wird blau gezeichnet. Dabei ist es ganz gleichgültig, wie man beides erklären will: Die blaue Farbe wird statt des Feuers, d. h. der gelben oder roten Farbe gebraucht. Es wird auch erwähnt, daß die Steinschneider von Xochimilco der Göttin Chicunauitzcuintli, d. h. der Göttin des Feuers Quaxolotl Chantico, einen goldenen Schmetterling als Nasenschmuck gaben,[2]) und doch trägt sie den blauen stufenförmigen Schmetterling. Man kann also erst dann den Farbenunterschied der beiden Nasenschmucke gegen ihre Identität geltend machen, wenn man den Grund des Farbenunterschiedes gefunden hat und dieser gegen die Identifizierung spricht. Gegenwärtig aber hat sich die Farbendifferenz als unwesentlich und bestätigend für die Identität der Nasenschmucke erwiesen. Daß Teteoinnan den gelben halbmondförmigen Schmetterling trägt, gegenüber der anderen dasselbe bedeutenden Form anderer Göttinnen, ist der verschiedenen Form des Wurfbrettes bei Quetzalcoatl und Mixcouatl einerseits und bei den übrigen Gottheiten andererseits, oder der Form des Chicauaztli bei Macuilxochitl-Xochipilli-Cinteotl und dem Todesgott einerseits und dagegen bei Xipe und den anderen Göttern an die Seite zu stellen, oder endlich den beiden Formen des Olin-Zeichens u. s. w.[3])

Abb. 81. Mantelmuster: manta de fuego. Florentiner Codex. 7, 2.

Der Beweis für die Auffassung des Yacametztli als Schmetterling ist demnach sicher. Die Tatsache stimmt damit überein, daß Teteoinnan, wie mehrfach erwähnt, auch Itzpapalotl, Obsidianschmetterling, genannt und mit dieser alten Chichimekengöttin in dem Liede an die Teteoinnan gewissermaßen identifizirt wird. Der Mond kann die Platte nicht sein, weil sie eben als Schmetterling gezeichnet ist. Höchstens müßte auch der Mond ein Schmetterling sein, und in dem Fall wäre also beides von einem dritten Begriff abhängig, zumal dieser, der Schmetterling, sogar in gleicher Form auch sonst zahlreich vorzukommen scheint.[4]) Wenn das Yacametztli ein Abbild des Mondes wäre, könnte man auch schwer verstehen, wie es eine solche Verbreitung bei allen den genannten Göttern erlangen konnte, da der Mond eine so geringe Rolle im Mexikanischen spielt. Das Yacametztli »der Nasenschmetterling« der Teteoinnan bildet ein ganz hervorragend häufiges Emblem der Göttin, nicht nur als Nasenschmuck, sondern auch auf ihrem Gewande und sonst. Es wäre demnach nicht unwahrscheinlich, wenn er direkt mit der eigentlichen Natur der Göttin des Unrats, der Sünde zu tun hätte. In der Tat hat die Göttin im C. Fejérváry-Mayer (28) die Hieroglyphe cuitlatl als Nasenschmuck (Abb. 82). Es ist so recht ein Beweis dafür, wie wenig die Abzeichen harmlos und bedeutungslos sind, denn cuitlatl kann natürlich nicht als Nasenschmuck, sondern muß als ein Symbol aufgefaßt werden.

Wir haben schon früher gesehen, daß auch die übergezogene Menschenhaut der Teteoinnan mit den halbmondförmigen Häkchen des Ackers, der Erde wahrscheinlich

[1]) Sahagun, II, C. 34 u. s. w.

[2]) Sahagun, IX, C. 17.

[3]) Vergleiche zum Vorstehenden Seler, Tonalamatl. 88. Derselbe, C. Fejérváry-Mayer. 113.

[4]) Preuß, Zeitschrift für Ethnologie. XXXII, 120 f.; XXXIII, 1 f.

ebenfalls als Ausdruck der Sünde aufzufassen ist. Die ungesponnene Baumwolle in der Kopfbinde (ichcaxochitl) der Göttin — übrigens praktisch ein durchaus unmögliches Material und daher gleichfalls nur als Symbol aufzufassen — hat dieselben Häkchen und ist wohl in dem Sinne von tlaçolli, Unrat, auch nur Ausdruck für geschlechtliche Ausschweifung. Dagegen wäre es an sich nicht unmöglich, daß die ungesponnene Baumwolle an den Spindeln und die Ackererde die Häkchen in einem realistischen Sinne hat. Sicher wäre es leichter zu begreifen, wenn man Häkchen lediglich als Zeichnung zusammengeballter Klümpchen Erde und zusammenhängender Baumwollfädchen auffaßt, während die manchmal dazwischen verstreuten Pünktchen Körnchen Erde, beziehungsweise Samenkörner andeuten. Letztere, die aber gewöhnlich fehlen, können vielleicht wirklich zur Vervollständigung des realistischen Bildes eingefügt sein. Bei der Xipehaut müßte man dann die Häkchen als Runzeln und sonstige Unebenheiten erklären, was schon weiter

Abb. 82. Teteoinnan-Tlaçolteotl mit cuitlatl statt des Nasenschmucks. C. Fejérváry-Mayer. 28.

Abb. 83. Xolotl urinierend. C. Vat. B. 93.

hergeholt erscheint, und bei dem Hunde Xolotl (Abb. 83) oder bei dem Cozcaquauhtli ist die harmlose und realistische Erklärung vollends unmöglich. Man ist daher gezwungen, den erwähnten abstrakten Begriff der Lujuria hinzuzunehmen, beziehungsweise der Sünde überhaupt. Dieser paßt für die Häkchen, wo sie auch vorkommen. Doch können die einzelnen Stellen des Vorkommens auf Opferpapieren u. dgl m. hier nicht näher erörtert werden.

Xolotl z. B. ist durch das Yacametztli der Quaxolotldevise und durch die Stirnbinde und Spindel im Haar der Teteoinnan verwandt, ferner durch die Hand um den Mund ein Verwandter Macuilxochitls, und ist außerdem der Gehilfe des Priestergottes Quetzalcoatl. Die zahllosen Häkchen auf seinem Körper können deshalb um so eher der Lujuria zugeschrieben werden, als der Hund gezeichnet ist, wie er sein Wasser läßt (Fig. 83). Das ist sicher nicht die moderne Sucht nach Naturwahrheit, sondern die Kennzeichnung des Schmutzigen der Sünde. Axixpan, cuitlapan lebt der Sklave, d. h. wo man Urin und Kot läßt.[1]) Der Sünder der Bilderschriften verrichtet seine Notdurft von vorn und von hinten.[2]) Wir werden weiterhin noch vielen Beweisen dafür begegnen. Xolotl ist also nicht nur ein Gott des Menschenopfers, sondern — und das liegt in der ersteren

[1]) Siehe vorher S. 192.

[2]) Siehe z. B. C. Vaticanus B. 91. (Unsere Abb. 75.)

Eigenschaft darin — ein Gott der Sünde, ein dazu verführender, strafender, vergebender und selbst sündigender Gott. Genau ebenso ist er es, wie sein Verwandter Quetzalcoatl, der ebenfalls häufig die Kopfbinde der Teteoinnan trägt und im C. Borbonicus (3) mit cuitlatl in der Hand den Sünder beim Schopf hält. Die Kopfbinde des Gottes gehört der zweiten Art der Ichcaxochitl der Teteoinnan an. Diese Binde enthält statt der Häkchen ein bis drei gewellte Längslinien.

Wie gesagt, kann hier nicht auf jedes Vorkommen des Yacametztli und der Häkchen eingegangen werden, es sei aber Abb. 50 erwähnt, um den Zusammenhang des Geschlechtlichen mit dem Wachstum in der Natur noch einmal hervorzuheben. Hier sehen wir, wie beschrieben, Teteoinnan und Macuilxochitl in geschlechtlicher Vereinigung, und letzterer hat deshalb wahrscheinlich das Yacametztli der Göttin angelegt. Aus der umgebenden Erde wachsen Bäume hervor. Die beiden enthaupteten Menschen repräsentieren die Opfer der Erdgöttinnen.

Was nun unsere Pulquegottheiten betrifft, so ist nachzutragen, daß auch Mayauel im C. Borbonicus (8) die Kopfbinde der Teteoinnan mit den Spindeln trägt, und hier ist die Zeichnung des Ganzen augenscheinlich der Darstellung des aus den Gefäßen schäumenden Pulque nachgeahmt, der auch die Häkchen enthält. Wo im C. Vaticanus A die Erde mit den Häkchen zwischen den Himmeln und Unterwelten gezeichnet ist, wachsen drei Agavestauden aus ihr heraus. Vielleicht ist das nicht bloßer Zufall, sondern soll die Fruchtbarkeit der Erde und das zur Sünde verleitende Getränk symbolisieren. Die Unsittlichkeit der Pulquetrinker ist schon mehrfach hervorgehoben. Sie erklärt daher zur Genüge den engen Zusammenhang mit der Erdgöttin, z. B. auch das Yacametztli auf den Gefäßen und als ständigen Nasenschmuck. Dagegen läßt sich der Ursprung der Pulquegötter in der Huaxteca nicht nachweisen. Hervorgehoben ist aber bereits, wie die Huaxteken als Pulquetrinker und unsittliche Menschen verschrieen waren, und daß deshalb notwendigerweise ihnen besonders die Verehrung der Teteoinnan und umgekehrt der Göttin die Huaxteken als ihre Diener zugewiesen sind. Ob daneben noch ein landschaftlicher Zusammenhang zwischen der Huaxteca und der Teteoinnan bestand, ist, wie immer wieder betont werden muß, für unsere Frage, die Erklärung der Mythologie und der Bilderschriften, ziemlich belanglos. Sie ist nur wichtig für historische Zusammenhänge, die uns hier nichts angehen. Es sei noch auf die Gestalt im C. Fejérváry-Mayer (26) oben rechts aufmerksam gemacht, die Seler[1]) wohl mit Recht für einen Huaxteken hält: er uriniert, wodurch zweifellos wieder die Sündhaftigkeit und Fruchtbarkeit bezeichnet werden soll. Er vertritt hier den Mixcouatl (?) der Parallelstellen, über dessen Verhältnis zur Sünde und zur Musik schon vorher (S. 196 f.) gesprochen ist. Auch dieser Gott trägt C. Vaticanus B (37) den Penis.

Daß der Pulque das Getränk der Krieger ist, darf bei der engen Verwandtschaft zwischen Opfertod und Sünde nicht Wunder nehmen. Bekanntlich stehen Adler und Jaguar, die Krieger, in der Ausstattung der Opfer vor dem Pulquegott Patecatl. Es scheint auch nicht rationalistisch zu erklären, daß gerade die Krieger Pulque trinken durften, etwa weil das Trinken eine mutige Stimmung hervorruft, denn es heißt bei Sahagun (IV, C. 5): »und jene (die am Fest des Hauptpulquegottes Izquitecatl mit Rohren aus dem Ometochtecomatl Pulque tranken) waren alte Männer und Frauen, tapfere Soldaten und Krieger, die aus jenem Gefäß Wein tranken, weil sie eines Tages Gefangene der Feinde sein oder im Kampfe ihre Gegner zu Gefangenen machen würden«.

Im übrigen wird sonst nicht berichtet, daß die Krieger besondere Erlaubnis zu einem Trunk hatten. In der Rede des Königs, die Sahagun (VI, C. 14) mitteilt,

[1]) C. Fejérváry-Mayer. 113.

werden im Gegenteil noch besonders die Krieger ermahnt, nicht zu trinken, denn vom Trunk komme der Tod in allen möglichen Gestalten und jegliche Art von Verbrechen.[1]) Die positive Sicherheit, mit der der Tod überhaupt allein der Trunkenheit zugeschrieben wird, ist in der Tat frappant: »no pues morireis ciertamente, si no lo bebieres« und »no lo bebas mas, pues que no moriras si no lo bebieres«. Man fühlt sich deshalb beinahe versucht, auch die Erlaubnis des Pulquegenusses an die über 70 Jahre alten Männer und Frauen auf den Gedanken zurückzuführen, daß sie dem Tode so wie so verfallen sind.

Als letzter der mit dem Zeichen »Sonne—Nacht« ausgestatteten Gottheiten ist Tlauizcalpantecutli, der Morgenstern, zu erwähnen, der zugleich Abendstern ist. Da wir auf seine äußeren Abzeichen, die auf das Oben—Unten Bezug haben, schon eingegangen sind, ist nur noch darauf hinzuweisen, daß die Venus, d. h. der Gott, ganz besonders als Ursache von Mißwachs, Tod durch Krankheiten und Kriegertod gefürchtet wurde. Es heißt von ihm in den Anales de Quauhtitlan[2]): »und wie sie erfuhren (die Alten, Vorfahren): wenn er erscheint (aufgeht), trifft er verschiedene Klassen von Leuten mit seinen Strahlen, schießt sie, wirft sein Licht auf sie. Wenn er im Zeichen »eins Krokodil« erscheint, schießt er die alten Männer und Frauen. Ebenso im Zeichen »eins Jaguar«. Im Zeichen »eins Hirsch«, im Zeichen »eins Blume« schießt er die kleinen Kinder. Und im Zeichen »eins Rohr« schießt er die Könige. Ebenso im Zeichen »eins Tod«. Und im Zeichen »eins Regen« schießt er den Regen, es wird nicht regnen. Und im Zeichen »eins Bewegung« schießt er die Jünglinge und Jungfrauen. Und im Zeichen »eins Wasser« ist allgemeine Dürre«. Daß darin Strafen für begangene Sünden liegen, wird zwar nirgends erwähnt. Aber wir sehen den Gott in der Gestalt Mixcouatls im Codex Vaticanus B (25) und Fejérváry-Mayer (41) ohne Schambinde und mit großem Penis, d. h. als Sünder, und die Heimsuchungen kennzeichnen einen Gott des Oben—Unten genugsam. Daß er außerdem die schwarzen Gesichtsstreifen des Feuergottes und seine Brustplatte trägt, dürfte nicht darauf zurückgehen, daß der Morgenstern das erste Licht in der Welt war, sondern wird den anderen Feuererscheinungen bei den Gottheiten des Oben—Unten an die Seite zu stellen sein.

XII.

Die Beziehungen des Feuergottes zu Tlaloc.

Wir werden uns jetzt nicht mehr verhehlen können, daß eine gewisse Parallele besteht zwischen dem Feuer und der Sünde, beziehungsweise dem Tode, dem Herabsteigen, dem Oben—Unten oder wie wir es sonst nennen wollen. Wir fanden, daß die Symbole des Oben—Unten, nämlich die olinartig miteinander verschlungenen Tiere Schlange und Tausendfuß, das Olin-Zeichen selbst, das Zeichen Sonne—Nacht, das mit dem Rücken-Aneinanderlehnen, das kopfüber Herabstürzen, umgestürzte, mit dem Boden nach oben gekehrte Gefäße u. dgl. m. beim Opfertod und bei der Darstellung der ihm verwandten Sünde, die ebenfalls zum Tode führt, insbesondere bei der geschlechtlichen Sünde häufig vorhanden sind. Für den mechanischen Begriff des Oben—Unten, unter dem wir ursprünglich nur den Aufenthalt der Götter am Himmel und auf der Erde, beziehungsweise unter der Erde und ihre Verbindung miteinander verstanden, haben wir einen neuen, unserem Verständnis angemessenen Inhalt gefunden, nämlich das Herabsteigen beim Tode und beim Opfer, das durch die Sünde hervorgerufen ist. Statt des Scolopenders und der Schlange, der Vertreter des Unten und Oben, sahen wir bei der

[1]) Siehe vorher S. 203.

[2]) In Anales del Museo Nacional de Mexico, III, 22 der besonderen Paginierung, nach der Übersetzung der Stelle bei Seler, Zeitschrift für Ethnologie. XXX, (376).

Teteoinnan der vierzehnten Woche die Feuerschlange, die auch sonst beim »Herabsteigen« oft dargestellt ist. Die Feuerschlange findet sich auch im C. Fejérváry-Mayer (28) als würgender Strick, an dem Tlaçolteotl einen Menschen zerrt, und darüber ist das strafende Beil gezeichnet. Dann kam die Auslegung des Yacametztli als Feuer repräsentierender Schmetterling und als Sünde. Schon früher [1]) sind die jetzt als Zeichen der Sünde festgestellten Häkchen oder Hufeisen, die der Form nach dem Yacametztli ähneln, ebenfalls als Schmetterlinge, d. h. als Feuer angesprochen worden. Daß sie es wirklich sind, kann der Natur der Sache nach nicht strikt bewiesen, sondern nur aus dem ganzen Zusammenhang geschlossen werden. Daß den Schmetterling gerade eine ganze Reihe von Gottheiten der Mitte in irgend einer Weise als Symbol führt, und zwar von Gottheiten, die bis zum Sonnengott mit dem Yacametztli hinauf sich als Vertreter der geschlechtlichen Sünde erwiesen haben, ist bereits früher (S. 152 f., 195 f.) erörtert worden. Unter diesen mag noch einmal besonders die Erdgöttin Itzpapalotl hervorgehoben werden, die als Flamme auf dem Kopf des Feuergottes Otontecutli thront und wahrscheinlich auch den Brustschmuck des alten Feuergottes Xiuhtecutli bildet. Nach unseren jetzigen Erfahrungen können wir bei ihr, der Göttin von Tamoanchan, des Hauses des Herabsteigens, untrüglich die Sünde feststellen, denn der Schmetterling, die diosa de la vasura y pecado, uriniert (Abb. 84). Endlich steigen aus dem Opfermesser selbst und aus dem Symbol des Oben—Unten olin bisweilen Rauch- und Feuerzungen empor (Abb. 3, 4). Das Messer, mit dem man den Gefangenen am Xocotluetzi die Haare abschnitt, hieß »uña de gavilan«,[2]) und die Feuerarme des Itzpapalotl nennt man itlotloma, seine Falken- oder Habichtshände!

Abb. 84. Itzpapalotl. C. Vat. B. 63.

Und nun Ueueteotl selbst, der Herr der Mitte, wo man hinabsteigt. Wir sahen, er selbst repräsentiert durch seinen natürlichen Aufenthalt auf der Spitze der Berge, d. h. am Himmel und unten in der Erde das Oben—Unten. Der Sonnengott Nanauatzin und der Mond Tecciztecatl gehen aus dem Feuer hervor, sie haben sich geopfert, indem sie sich ins Feuer stürzten. Nicht weniger deshalb wie aus dem anderen Grunde, daß die Sonne das Ziel der Opfer überhaupt ist, können sie und in ihrem Gefolge der Mond als Mitte betrachtet werden. Letzteres scheint auch aus dem Tempel Abb. 29 hervorzugehen, wenn wir ihn mit dem augenscheinlich parallel gedachten Tempel vergleichen, der im C. Borgia 34 daneben gezeichnet ist. In der Cella sehen wir zwei Quetzalcoatlgestalten. Darunter zwei Etagen mit Gottheiten, die auf dem Rücken liegen und wahrscheinlich Himmelsträger sind. Die unterste Reihe sind Erdgöttinnen, die nächste Götter. Links daneben am Aufgang ein roter Gott mit der Gesichtsbemalung des Feuergottes und Todesemblemen, in der einen Hand ein Xiquipilli, die Räuchertasche der Priester, in der andern einen gestielten Kopf haltend. Über der Cella im wesentlichen drei, beziehungsweise vier Etagen mit Himmelsträgern, die fast sämtlich die Gesichtsbemalung des Feuergottes haben. Oben auf der Spitze ein schwarzer Gott aus einem

[1]) Preuß, Zeitschrift für Ethnologie. XXXII, 120.

[2]) Sahagun, II, C. 29. Seler, Veröffentlichungen. I, 138.

Opfermesser herausschauend, wohl Tezcatlipoca, da auf dem erwähnten analogen Tempel an derselben Stelle der rote Tezcatlipoca, d. h. Xipe, die Tecpatlverkleidung trägt. Der ganze Tempel ist von oben bis unten von den Windungen einer Schlange eingefaßt, deren weit aufgerissener Rachen unten gewissermaßen die Grundlage des ganzen Tempels bildet. Zu unterscheiden von dieser Schlange ist eine andere links unten, deren Leib einen spitzen, nach unten offenen Winkel bildet. Die rechteckige Gliederung des Leibes läßt in ihr den Xiuhcoatl, die blaue Feuerschlange, vermuten.[1]) Von der Spitze des Tempels geht ein Seil aus, an dem ein Hirsch mit der Sonne auf dem Rücken und ein Kaninchen mit dem Monde sitzt, ferner ein Chalchiuitl, die Windhacke (ecauictli) des Quetzalcoatl, ein Paar Agavestacheln mit Blut, ein Fähnchen, ein Federballen und ein Skorpion. Unter Fortlassung alles Nebensächlichen, beziehungsweise alles dessen, was für den Zusammenhang unverständlich ist, darf man folgendes über die Bedeutung des Tempels sagen:

Der Tempel ist ein auf einer Erdpyramide ruhendes, bis an den Himmel reichendes Haus. Im oberen Teil sind schon mehrere Himmel mit Sternen und den Himmelsträgern zu sehen. Ihnen entsprechen unten zwei Reihen von Unterwelten. Die beiden Quetzalcoatl, der eine stehend den anderen Sitzenden begrüßend, sind die Opferpriester, deren Tätigkeit der Sonne Leben verleiht. Sie entsprechen etwa den beiden Quetzalcoatlgestalten am Rande desselben Blattes, von denen der eine das Opfer vollzieht, der andere das Herz in Empfang nimmt. Oben der Tezcatlipocakopf im Opfermesser, sowie die Embleme am Strick bedeuten Opfer und Buße und als Erfolg derselben Sonne und Mond. Daß die Feuergötter hier als Himmelsträger eine so große Rolle spielen, liegt wohl an ihrer Bedeutung für Buße und Opfer. Ebenso sind an ihrer Stelle in dem zweiten Tempel Reihen von Erd-, beziehungsweise Todesgöttinnen gezeichnet. Xolotl mit der Sonnenscheibe auf dem Rücken sitzt hier in der Cella, während am Rande des Blattes Xolotl ein Opfer vollzieht. Vor der Cella wird auf dem Leibe eines alten Gottes mit Xipeauge Feuer gebohrt und aus den aufsteigenden Rauchwolken fliegt eine Gestalt mit Quetzalcoatlemblemen auf Xolotl zu. Vielleicht entspricht in unserer Figur (27) der auf dem Rücken liegende Xipe diesem alten Gott. An dem Strick, der von der Spitze des Tempels herabhängt, erscheinen aber nicht Sonne und Mond, sondern sechs mit acht Füßen versehene runde Gesichter, davon fünf mit Yacametztli. Sie lehnen sich an die Skorpiondarstellungen an (Abb. 70—73).

Nun tritt in dieser Darstellung der Feuergott zwar nicht direkt als Ausgangspunkt für die Sonne hervor, wie wir das etwa von Quetzalcoatl und Xolotl, den Priestergöttern sagen könnten. Er ist aber als advocato della guerra[2]) in der neunten Woche derjenige, der durch den Krieg die Opfer beschafft. Sein Tier, der Skorpion, ist mit den Werkzeugen der Buße, Grasballen und Magueystachel (Abb. 85), innig verbunden und spielt auch in den Ausdrücken der Züchtigung, wie wir sahen (S. 189), eine bedeutende Rolle. Was aber das Merkwürdigste ist, sein Symbol, welches kurzweg für seine Person steht, ist das Cuitlatl, aus dem Rauch und Flammen schlagen (Abb. 34, vergleiche Abb. 90, unten), also die Verbindung des Zeichens Sünde mit Feueremblemen. Und dieses Symbol sehen wir auch im C. Borgia (70) vor dem Munde des Sonnengottes. Daß es hier nicht ohne Bedeutung steht, geht aus dem Namen des Sonnengottes Nanauatzin, der arme Syphiliskranke, hervor. Das Cuitlatl scheint auch in der Bezeichnung des Goldes als teocuitlatl, »göttlicher Kot«, zu liegen, wo wir das teotl vielleicht auf den Sonnengott oder den Feuergott werden beziehen müssen. Bekanntlich wurde die Silbe teo der Städtehieroglyphen

[1]) Vergleiche C. Borgia, 46. Mitte.

[2]) C. Vat. A. Bl. 22, 1.

durch eine Sonnenscheibe dargestellt. Teocuitlatl bezieht sich natürlich nicht direkt nach Form und Ansehen auf die Exkremente, sondern weist als Zeichen von Glanz, Pracht, Festesfreude, Üppigkeit, indirekt auf die Sünde hin, wie cuitlatl direkt. Der Glanz der Sonne ist ja auch, wie wir bemerkten, mit dem Schmutz der Sünde enge verwandt.

Bezeichnend ist, daß dieses Symbol des Feuergottes, das brennende Cuitlatl, auch bei Patecatl vorkommt, wo er im C. Borgia (57) der Teteoinnan gegenübersitzt. Das Fest des Feuergottes Izcalli hat entsprechend, und zwar in Verbindung mit der Ohrendurchbohrung der »in den letzten drei Jahren« geborenen Kinder, eine Zeremonie, die pillauano, das Trinken der Kleinen, heißt, denn auch die ganz Kleinen, denen die Ohren durchbohrt waren, erhielten ein wenig Pulque. In der Beschreibung heißt es: »An diesem Fest tranken alle Pulque, Männer, Frauen, Knaben, Alte und Jünglinge, alle betranken sich öffentlich und alle trugen ihren Pulque mit sich ... Der Pulque floß in Strömen« (andava el pulcre como agua en abundancia).[1]) Diese allgemeine Trunkenheit scheint bei den mexikanischen Festen einzig dazustehen. Geht man nun für die Erklärung vom Feuergott aus, so könnte man vermuten, daß der Pulque wegen seiner feurigen Natur direkt zu dem vernichtenden Feuer in Beziehung gesetzt ist, worauf auch die mitunter auf der Unterlage von Feuerschlangen (?)[2]) stehenden Pulquegefäße und die Durchbohrung der Gefäße mit einem Pfeil hinzudeuten scheint. Man könnte sich auf diesem Wege auch eine direkte Verbindung zwischen Kriegertod und Pulque herstellen, worauf die Darstellungen bei Patecatl hinweisen. Umgekehrt von Patecatl und dem Pulque ausgehend, kommen wir von der Sünde zum Feuergott, der seinerseits das brennende Cuitlatl als Symbol hat und die Trunkenheit, d. h. die Sünde gestattet. Die Wahrheit ist eben die auch beim Feuergott selbst hervortretende Bestätigung der Beobachtung, daß Feuer und Sünde sich decken. Wenn nach jener Zeremonie die Kleinen an den Schläfen emporgehoben werden, damit sie wüchsen, so tritt dabei wie bei dem ganzen Fest Izcalli (»das Wachstum«) zu Üppigkeit und Sünde das Gedeihen.

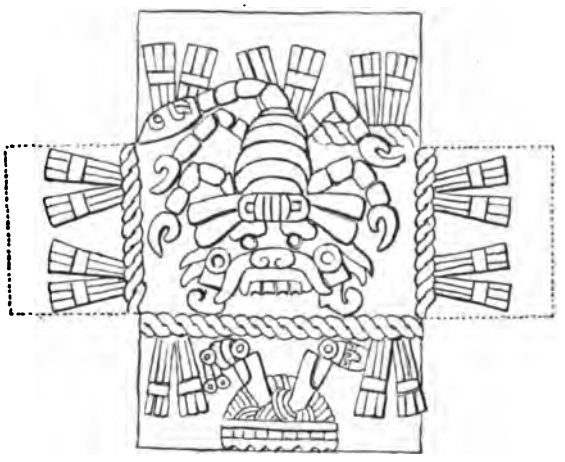


Abb. 85. Relief der Oberseite und der Seitenflächen eines viereckigen Steinsitzes im Berliner Museum, Sammlung Uhde. Skorpion und Werkzeuge der Buße, Agaveblattspitzen, in einem Grasballen steckend, nach Seler, Veröffentlichungen, VI, 111, Fig. 32.

Von dem Feuergott Otontecutli, bei dem die Quellen sehr spärlich fließen, weiß man überhaupt keine Beziehungen zur Sünde und Buße, sondern nur zu den Toten (siehe vorher S. 136 f.). Krankheit und daher auch der Tod werden von den Göttern als Strafe gesandt. Die Göttin des Feuers, Chantico, dagegen wird die erste Fastenbrecherin, d. i. der typische Sünder genannt, und an ihrem Tage und in ihrer Woche sind die Fastenden und Büßenden dargestellt. Entsprechend finden wir bei ihr auch den umgestürzten Topf und das Herabstürzen.[3]) Sie trägt eine Kopfbinde aus Lumpen, beziehungsweise Unrat (tlaçolxochitl), wiederum ein rein symbolisches, die Sünde bedeutendes Kleidungsstück. Quaxolotl-Chantico ist die Herrin des Chilepfeffers, was kaum auf ihre Eigenschaft als

[1]) Sahagun, II, C. 37, 38.

[2]) C. Vat. B. 56.

[3]) Z. B. C. Borg. 63.

Fastenbrecherin geht, obwohl die Fastenspeisen ohne Chilesauce genossen wurden.[1]) Eine Pfefferblüte ist neben ihr nirgends gezeichnet, aber im Aubinschen Tonalamatl (16) neben Xolotl. Eher könnte man an eine Versinnbildlichung des Feuers durch den brennenden Pfeffer denken und sie etwa mit den Strafmitteln colotl (Skorpion), tzitzicaztli (Brennessel), uitztli (Dorn), omitl (Knochen), tlexuchtli, tlemiauatl (Feuerflamme), cececatl (kaltes Wasser) u. s. w.[2]) vergleichen, von denen einige sicher nicht praktisch angewandt worden sind. Bedeutsam erscheint auch, daß der Chantico am Tage ce xochitl Sklaven geopfert wurden, an dem Tage, der Bezug hat auf Geschicklichkeit in Arbeiten und Künsten, aber auch auf Vergnügen, Putz und geschlechtliche Fehltritte.[3]) Der Steinkopf aus dem Museo Nacional de Mexico, den Seler[4]) wohl mit Recht dieser Göttin zuschreibt, hat auf jeder Wange das Zeichen teocuitlatl (Gold) und darunter eine Schelle.

Um nun zu Tlaloc, beziehungsweise zum Wasser überhaupt überzugehen, so können wir gleich damit beginnen, das Wasser in Parallele zu dem Feuer in seiner Bedeutung als Sünde zu stellen. Da haben wir zunächst das Urinieren neben dem Kotlassen an dem angeblich Kranken beim Todesgott des zehnten Tageszeichens, das aber wohl Sünde, Schmutz bedeutet, ferner beides an dem Sünder bei Itztlacoliuhqui. Das Wasserlassen ist auch schon erwähnt worden (S. 208, 209, 211) bei Xolotl, Itzpapalotl (Abb. 83, 84) und dem Huaxteken, wodurch stets Sünde oder Buße dargestellt sein soll. Die Vögel, die im C. Vaticanus B (88) bei dem Ueuecoyotl und der Chalchiuhtlicue des vierten und fünften Tageszeichens stehen, nämlich ein Truthahn (?), der auch sonst als Gottheit der Buße bekannt ist und an anderer Stelle cuitlatl frißt, und ein Cozcaquauhtli (?), urinieren ebenfalls. Letzterer Vogel scheint auch cuitlatl zu fressen, das er mit einer Hand (?) zum Munde führt. Man erinnere sich, daß auch der Vogel bei derselben Göttin Chalchiuhtlicue in der Parallelstelle des C. Vaticanus B (30) Hände hat.

Das Wasser ist aber ebenfalls, wo es nicht als Exkrement erscheint, sehr oft mit dem Büßenden in Verbindung. Wir werden sehen, daß in diesen Fällen vorläufig gar keine andere Möglichkeit der Erklärung vorhanden ist als zu sagen, im Wasser liegt ebenso wie im Feuer die Sünde, die Buße. So sitzt der seinen Kot freßende Sünder im C. Borgia (10) in einem Gefäß mit Wasser. Der abgesonderte Kot steht in breitem Streifen mit dem Mond in Verbindung, der seinerseits in Vertretung der Tlaçolteotl, der Göttin des Unrats, steht und sonst ihr ständiger Begleiter ist. Der knöcherne Ring des Mondes ist mit Wasser erfüllt, augenscheinlich im Hinblick auf die Sünde, denn außer ihrer Beziehung zu Tlaçolteotl hat die Mondgottheit auf die Zeugung Einfluß, trägt die Meerschnecke, das Symbol des Mutterschoßes, an der Stirn und ist durch die Schelle und die Musik überhaupt mit den Göttern der Lust verwandt.[5]) Desgleichen steht der Exkremente lassende Affe im C. Vaticanus B (86) im Wasser. Fische schwimmen darin umher. Als Tier des Macuilxochitl, dazu enge verbunden mit dem Pulquegott Patecatl und als Sünder vor dem Todesgott Kot von sich gebend,[6]) verkörpert der Affe so recht die Lust, die Sünde und den Tod. Es ist nun auch nicht zu kühn, den im Wasser stehenden Fischer bei dem Macuilxochitl des elften Tageszeichens Affe als Symbol des üppigen Sünders aufzufassen. Die Edelsteinkette mit einer Blume vor seinem Munde

[1]) Seler, Tonalamatl. 116. Sahagun, I, C. 14. Sahagun-Ms. bei Fewkes, American Anthropologist. VI, 288.

[2]) Olmos, 213, 226, Vergleiche vorher S. 189.

[3]) Sahagun, II. Apendice: Relacion de los edificios u. s. w., IV, C. 7. Duran, Calendario. C. II.

[4]) Tonalamatl, 117.

[5]) Siehe vorher S. 196.

[6]) C. Vat. B. 32.

bezeichnet den Reichtum. Die Hauptsache aber ist das Wasser, das auch in der betreffenden Stelle des C. Vaticanus B (90) allein vorhanden ist. Ein Beil, die Waffe der Pulquegötter und des strafenden Itztlacoliuhqui, liegt auf dem Wasser und unter ihr trägt ein dreieckiger Ausschnitt des Wassers die gelbbraune Farbe und die roten Punkte des cuitlatl, der abgezogenen Menschenhaut und sonstiger toter Teile. Der Innenraum des Gefäßes ist ebenfalls mit dem braunen, rot punktierten Streifen eingefaßt, in ähnlicher Weise, wie in demselben Codex (29) die Exkremente vom Hintern des Menschen aus zum Monde emporgehen und seinen mit Wasser gefüllten Raum auf der Innenseite einfassen. So erklärt es sich auch, daß Mayauel, die Göttin der Agavepflanze, im C. Borgia (16) einen Fisch statt eines Menschen säugt, daß sie eine Enagua aus Wasser trägt und daß in der Parallelstelle C. Vaticanus B (40) der Fisch im Wasser von unten an die Agave-

Abb. 86. Wasser der Buße, aus einem Chalchiuitl fließend und mit cuitlatl eingefaßt. C. Borg. 17.

Abb. 87. Blutumsäumte Agavestacheln, im »Wasser der Buße« steckend. C. Borg. 64.

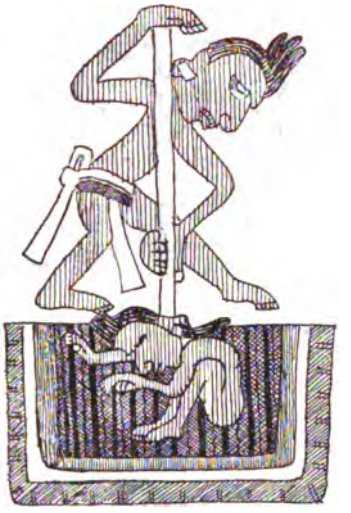


Abb. 88. Der Tote »im Wasser der Buße« untergetaucht. C. Borg. 70.

pflanze heranschwimmt und aus ihr seine Nahrung zieht. Bekanntlich handelt es sich bei dieser Gruppe von Darstellungen um die Anreizung zur Sünde. Bei dem Chalchiuhtotolin und dem Büßer daneben ist ein Chalchiuitl und ein Wasserstrom zu sehen, dessen Ausläufer gelbe Scheiben statt der Wassertropfen oder Schnecken zeigen. Was diese bedeuten, sehen wir in demselben Codex (17), wo neben der einen Menschen säugenden, d. h. zur Sünde reizenden Chalchiuhtlicue der von Chalchiuitl ausgehende Wasserstrom mit cuitlatl (Abb. 86) an den Enden gezeichnet ist. Der cuitlatl fressende Chalchiuhtotolin hat im C. Borgia (64) neben sich vom Fastenkranze umgebenes Wasser, in dem zwei Agaveblattspitzen stecken, umsäumt von rotem Blut (Abb. 87). Es ist also ausgeschlossen, daß mit dem Wasser Blut gemeint ist. Es ist Wasser der Buße, d. h. wirkliches Wasser. Dieses letztere Symbol kommt in den Codices sehr häufig vor.

In der Darstellung der zehnten Woche wird zwischen Todesgott und Sonnengott der Verstorbene in einem Wassergefäß untergetaucht (Abb. 88), oder es ist sonst Wasser, ein darin stehender Baum und mitunter auch der kopfüber herabstürzende Mensch vorhanden. Daß hier die Richtung nach unten und der Verstorbene bei der Erklärung in Frage kommen, wird nirgends bestritten. Was soll aber das Wasser dabei? Wenn der Sterbende beim zehnten Tageszeichen durch Urin- und Kotlassen als Sünder gekennzeichnet wird, so ist das Wasser offenbar nach unseren Erfahrungen auch dazu da, den

Toten im Wasser der Sünde, beziehungsweise der Buße oder der Strafe zu zeigen. Denn die Menschen sterben alle an der Sünde: tlalmiqui, d. h. an der Erde, an dem Schmutze. Daher auch das brennende Cuitlatl, das Zeichen des Feuergottes, daneben.

Hier ist auch der Ort, endlich auf das bisher unerklärte dunkle »ueyaquixtoc icçotl« in dem Kommentar des Liedes an den Feuergott (vorher S. 134) zu sprechen zu kommen. Ist nämlich der Inhalt: Die Toten steigen herab, nachdem der Icçotlbaum umgestürzt und »aus dem großen Wasser (dem Meer) gezogen, beziehungsweise vom großen Wasser fortgeführt ist«, richtig, so könnte sowohl das Umstürzen des Baumes wie das letztere auf die mit dem Tod verbundene Sünde gehen. Gegen eine andere Erklärung läßt sich

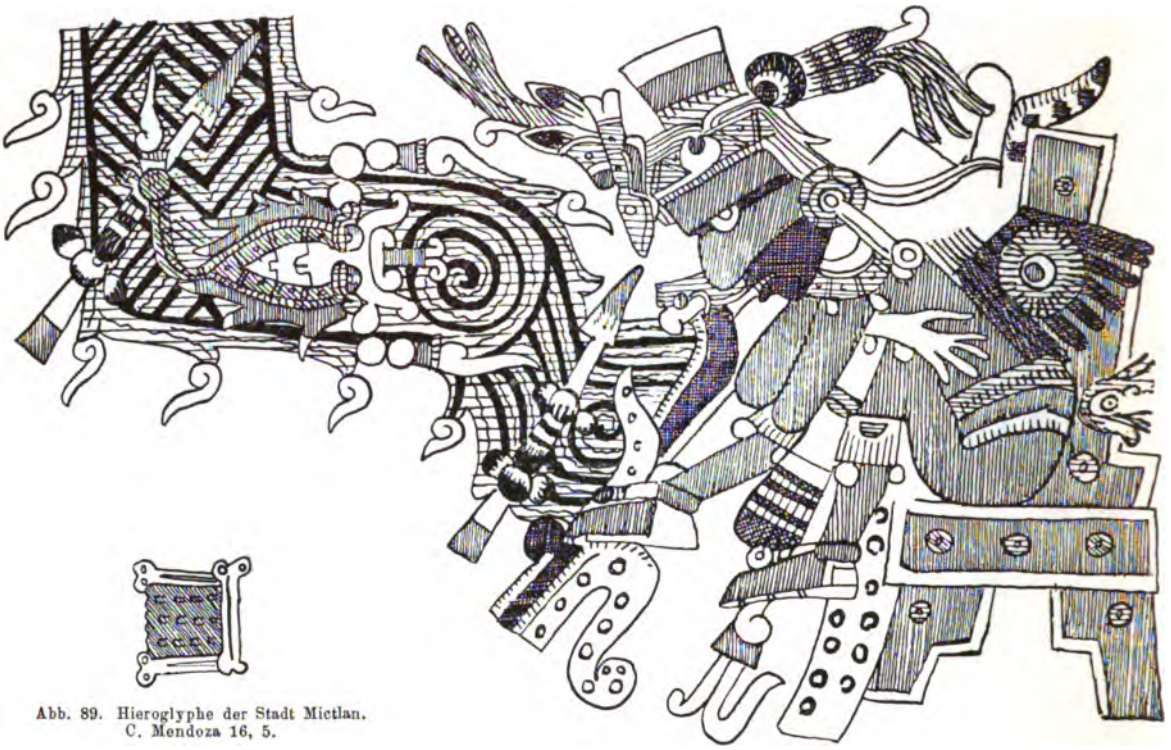


Abb. 89. Hieroglyphe der Stadt Mictlan. C. Mendoza 16, 5.

Abb. 90. Der Feuergott als Patron des Zeichens atl tlachinolli. C. Borg. 69.

freilich auch nicht viel einwenden, nach der das »große Wasser« nichts anderes als das in Höhlen in der Erde[1]) und in der Unterwelt vorhandene Wasser ist. So spricht Sahagun (VI, C. 24) von den »viejos y viejas, que ya están en su recogimiento en la cueva, y en el agua en el infierno donde estan descansando« und von den viejos und viejas que »ya son muertos y idos a la cueva del agua«. Doch ist die Vereinigung der beiden Erklärungen wohl darin zu finden, daß auch das Wasser in der Unterwelt Wasser der Sünde ist, weil mictlan auch mit den Häkchen der Erde, des Unrats der Sünde dargestellt wird (Abb. 89).

Ja sogar das Zeichen des Krieges teoatl tlachinolli, Wasser und Verbranntes, weist mitunter an den Ausläufern des Wasserstroms das Zeichen cuitlatl auf (Abb. 90). Es ist dies wiederum ein Beweis, daß die im Kriege Gebliebenen ebenso wie die an Krankheiten Gestorbenen als Sünder, als Bestrafte betrachtet werden. Im Wasser ist deshalb auch der Skorpion, das Tier des Feuergottes, gezeichnet, das wir als Symbol der

[1]) Vergleiche Sahagun, XI, C. 12, § 1.

Bußübungen und als Strafmittel bereits kennen. Atl tlachinolli ist aber auch gar nicht ausschließlich Symbol des Krieges. Sahagun (VI, C. 43) gibt die metaphorische Ausdrucksweise an: »el mar o la chamusquina (d. h. atl tlachinolli) vino sobre nosotros« und erklärt sie so: »dicese de la pestilencia o guerra cuando se acaba«. Man wird also wohl auch das Wasser, das dem gebundenen Gefangenen im C. Borgia (4) neben Feuerflammen aus dem Munde kommt, für das Sinnbild der Sünde halten. Über ihm schwebt die Axt, die die Strafe bezeichnet, und er sitzt rittlings auf einem Knochengestell. Dieselbe Deutung muß auch das dem Munde eines Kopfes entströmende Wasser erfahren, der auf einer Knochenrassel (Sammlung Dorenberg)[1]) dargestellt ist. Diese Rasseln wurden bei Totenzeremonien gebraucht. Selbst das Wasser an sich und die Wassergöttin Chalchiuhtlicue haben in den Bilderschriften Sündhaftes an sich. So ist im C. Borgia (52) das Zeichen atl selbst mit Cuitlatlzeichen eingefaßt (Abb. 91). Chalchiuhtlicue, die auch unter den zur Sünde reizenden Göttinnen beschrieben ist, hat in der fünften Woche manchmal den Kopf der Teteoinnan mit der Binde ichcaxochitl vor sich, oder die Binde findet sich auch für sich und wird von dem fließenden Wasser mit anderen Dingen mitgerissen. Auf dieser sind bekanntlich die Häkchen der Erde, des Unrats gezeichnet, die an anderen Stellen durch Wasserlinien (?) augenscheinlich in demselben Sinne ersetzt sind. Tragen doch auch die Ciuapipiltin, ihre Verwandten, im Sahagun-Manuskript in Madrid solche Wellenlinien — el uipil era pintado de unas olas de negro[2]) — doch sind diese nicht in dem Manuskript beschrieben, nicht blau und auch nicht so breit, wie sie bei der Uixtociuatl derselben Quelle unter der Bezeichnung atlacuilolli, mit Wasser bemalt, angegeben sind. Daß das Wasser Weiber, Krieger, Kostbarkeiten mitreißt, wird im C. Telleriano-Remensis (Bl. 11, 2) als Verkauf in die Sklaverei, Tod im Kriege und Verlust der Habe erklärt. Der Zusammenhang ergibt sich aber erst durch die Binde oder den Kopf der Tlaçolteotl, denn die Sünde bringt es mit sich, daß das Wasser der Buße und Strafe über die Menschen kommt. Der urinierende und cuitlatl fressende Vogel bei der Chalchiuhtlicue ist bereits erwähnt.

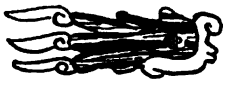


Abb. 91. Atl mit Cuitlatl-Zeichen eingefaßt. C. Borg. 52.

Gehen wir nun noch einmal genauer auf die Parallelität des Feuers und des Wassers als Bezeichnung der Sünde ein, so ergibt sich ein Unterschied. Der Urin als Unreinlichkeit und demnach als Sünde ist zugleich Wasser und als solches gezeichnet. Gewöhnliches Wasser kann durch Ansetzen von Cuitlatl oder durch andere weniger deutliche Momente als Wasser der Buße, der Sünde bezeichnet werden, oder es erweist sich ohne weitere Abzeichen allein durch die Umstände als solch besonderes Wasser. Zugleich ist es als kosmisches Element von hervorragender Wichtigkeit. Cuitlatl und anderer Unrat, der die Sünde kennzeichnet, ist aber nicht identisch mit Feuer. Cuitlatl ist nicht selbst Feuer, sondern brennt nur: Feuer und Rauch gehen in der Hieroglyphe des Feuergottes (Abb. 34) von ihm aus. Im übrigen haben wir Feuerschlangen und den Schmetterling, die Flamme, zwar mit dem Oben—Unten, d. h. mit Sünde und Tod verknüpft, aber nicht mit ihnen identisch gefunden. Nur einmal war an Stelle des Yacametztli, des Nasenschmetterlings, bei der Tlaçolteotl ein Cuitlatl gezeichnet (Abb. 82). Wir sehen ferner einmal im Florentiner Codex (Bl. 7, 2) ein als »manta de fuego« gezeichnetes Mantelmuster: ein nach allen Seiten züngelndes, innen braun und gelbes, außen blaues Feuer, in dessen Mitte der gelbe Halbmond, yamametztli, glüht (Abb. 81). Es sieht also so aus, als ob der Schmetterling nicht nur Flamme, sondern auch Kern und Stoff des Feuers ist. Er nähert sich also der Auffassung des Cuitlatl, das

[1]) Seler, Globus. LXXIV, 89, Fig. 9 b.

[2]) Sahagun, I, C. 10.

ebenfalls als Stoff des Feuers erscheint. Nichts anderes ist nun auch das Zeichen tlachinolli im Symbol des Krieges atl tlachinolli, denn die Erde darin in der Darstellung durch kleine Halbmonde oder Hufeisen brennt ebenfalls, und diese kleinen Gebilde haben wir auch als Darstellung der Erde, als Unrat und Sünde und zugleich als Schmetterlinge bezeichnen müssen. An anderen Stellen genügen die kleinen Häkchen an sich ohne Feuererscheinung, um den Schmutz der Sünde zu kennzeichnen. Wahrscheinlich hatte daher der Mexikaner die Neigung, das Cuitlatl und den Unrat der Sünde mit dem Feuer zu identifizieren, ebenso wie es mit dem Urin und dem Wasser geschehen ist, aber die Wirklichkeit stand dem entgegen. So ist der Schmetterling mit Cuitlatl identifiziert und bald Material der Flamme, bald die Flamme selbst. Man kann aus diesem Widerspiel auch den Ausdruck tlachinolli, Verbranntes, erklären, während es besser passen würde, statt atl tlachinolli einfach atl tletl, Wasser und Feuer, in der bekannten Phrase zu setzen. Denn Feuer allein ohne Beiwerk ist nicht nur meistens gezeichnet, sondern geht auch, wie wir sehen werden, aus der Bedeutung und der ganzen Auffassung des Symbols hervor.

Um das zu begreifen, gilt es, vorher einige andere Punkte zu erledigen. Zunächst die Frage, wie es möglich ist, daß das Wasser eine derartige Stellung einnimmt. Die Antwort ergibt sich aus der Machtstellung Tlalocs. Sehen wir ganz davon ab, daß er als Regengott eine ungeheuere Verehrung genießt, die viele Feste und strenge Übungen an denselben zur Folge hatte, so bleibt seine merkwürdige Stellung als Gott der schweren Krankheiten übrig. Diese sind natürlich wie überall in Mexiko als Strafe für begangene Sünden aufzufassen. Da die Sünde in Mexiko immer ein Korrelat der Freude und des Überflusses ist, so eignet sich dazu Tlaloc, der Gott des Früchte bringenden Wassers, besonders zu dieser Rolle, und demgemäß leben auch die ihm Verstorbenen in Tlalocan in einem Reiche des Vergnügens und Überflusses. Dorthin gehen »die der Blitz tötet oder die im Wasser ertrinken, die Aussätzigen (leprosos), die Syphiliskranken (bubosos), die Hautkranken (sarnosos), die Gichtkranken (gotosos) und die Wassersüchtigen (hydropicos)«.[1]) Wahrscheinlich wird man hier noch die Krankheiten hinzufügen können, die die Berg- und Regengötter, die Tlaloke, über die Menschen verhängen, aber auch wieder heilen können, nämlich »Gicht (gota) an Händen und Füßen oder irgend einem Körperteil, Lähmung (tullimiento) eines Gliedes oder des ganzen Körpers, tambien el embaramiento del pescuezo o de otra parte o encogimiento de algun miembro o el pararse yerto«.[2]) Man sieht, daß lepra, bubas, sarna, gota und hidropesia auch Tezcatlipoca zugeschrieben sind (S. 189) und sarna ebenfalls Xipe (S. 202). Von diesen beiden Göttern ist Tezcatlipoca der dem alten Feuergott nächststehende und von ihm abgeleitete Gott. Es ist somit auch in diesem Punkt der Krankheiten, wie wir das auch in vielen anderen Beziehungen finden werden, eine äußerst große Interessengemeinschaft zwischen Feuergott und Tlaloc. Die Oberhand hat aber hier Tlaloc, denn die an jenen Krankheiten Gestorbenen gehen zu ihm in sein Paradies. Deshalb wohl wird er auch dios del infierno genannt,[3]) obwohl Tlalocan auf einem Berge im Osten[4]) angenommen zu sein scheint. Auch der Feuergott hat seine Wohnung oben auf dem von Wolken umhüllten Gipfel der Berge und zugleich im Schoß der Erde. Tezcatlipoca ist aber wahrscheinlich auch als Bringer der Krankheiten so häufig als Todesgott dargestellt.

[1]) Sahagun, III. Apendice, C. 2. Über Lepra vergleiche auch Sahagun, II. Apendice: Relacion de la fiesta u. s. w.

[2]) Sahagun, I, C. 21.

[3]) Historia de los Mexicanos por sus pinturas. C. IV.

[4]) Sahagun, VII, C. 4. XI, C. 12, § 1.

Die eigentümliche Stellung Tlalocs offenbart sich besonders darin, daß die nach Tlalocan Gelangenden nicht wie die übrigen Verstorbenen verbrannt, sondern begraben wurden. Das kann nicht auf einen praktischen Grund zurückgeführt werden, wie das bei den Begräbnisarten meistens der Fall ist, ist auch nicht etwa durch die Angliederung eines Volksstammes mit der Sitte der Beerdigung zu erklären, sondern nur durch die Bedeutung des Gottes Tlaloc. Wir sahen, der gefallene Krieger und Geopferte hatte im Grunde kein anderes Begräbnis wie die Verstorbenen, wie sich aus der Verbrennung des falschen Mumienbündels an den Erinnerungsfesten ergibt. Die Aussetzung des auf der Reise gestorbenen Kaufmanns, der ebenfalls zur Sonne gehen soll, ist wohl aus praktischen Rücksichten zu erklären. Nur noch die Beerdigung der im Kindbett verstorbenen Frauen bildet ein Gegenstück zu der Beerdigung der durch Tlaloc zugrunde Gegangenen. Diese Frauen sind an den Folgen des geschlechtlichen Umganges gestorben. Es wird nicht gesagt, daß ein solcher Tod auf geschlechtliche Sünde, etwa während der Fasten u. dgl. m., zurückgeführt wird. Es ist aber sehr wahrscheinlich, und als Strafe muß dieser Tod auf jeden Fall aufgefaßt werden wie alle anderen Todesarten. Vielleicht sogar als eine besonders schwere Strafe für eine besonders schwere Verfehlung. Sind doch diese Frauen als Ciuapipiltin die engen Verwandten der Tlaçolteotl, reizen vorzugsweise zu geschlechtlichen Ausschweifungen und strafen mit Lähmung (perlesia) und mit allen möglichen plötzlich auftretenden Krankheiten. Da nun die Erde in gewisser Weise das Symbol des Unrats, der Sünde ist, so kann dadurch sehr wohl die Beerdigung dieser Frauen wie die gleiche Bestattung der an schweren Krankheiten Gestorbenen erklärt werden.

Abb. 92. Darstellung des Todes der Tlaloc Verfallenen. C. Fejérváry-Mayer, 17.

Deshalb ist die Darstellung Abb. 92, die im C. Fejérváry-Mayer (17, 18) von dem Bild der Teteoinnan und dem Todesgott begleitet ist, wohl weniger als Tod im Kriege, neben »Tod im Kindbett« und »gewöhnlicher Tod« aufzufassen,[1]) sondern nacheinander als »Tlaloctod«, »Tod im Kindbett« und »gewöhnlicher Tod«, beziehungsweise »Tod im Kriege«. Denn das über dem Mumienbündel befindliche Datum ce atl ist der Chalchiuhtlicue, der Wassergöttin, geweiht,[2]) und auch das Zeichen atl verhieß langwierige, unheilbare Krankheiten.[3]) Wahrscheinlich weist auch das Rasselbrett in dem Erdrachen auf dieselbe Idee hin, denn vor allem wird es von den Regen- und Fruchtgottheiten getragen. Die Auffassung Tlalocs als Gott der Krankheiten und der Sünde scheint auch aus folgendem hervorzugehen. Im C. Vaticanus B (23, 36, 44—46, 48) finden sich sechs Tlalocgestalten, um die herum von den Wolken bis zur Erde und auch in horizontaler Richtung lange Streifen verlaufen, die in Bezug auf Form und Farbe, d. h. also in jeder Beziehung genau so aussehen, wie die langen Cuitlatlstreifen, die aus dem After der Sünder ausgehen (Abb. 93, vergleiche Abb. 94). Manchmal kommen sie aus dem Munde Tlalocs. Einmal aus dem Rachen

[1]) Vergleiche Seler, C. Fejérváry-Mayer. 78, 79.

[2]) Sahagun, IV, C. 30.

[3]) Duran, Historia. Calendario. C. 2.

der Schlange, die Tlaloc in der Hand hält, und einmal (C. Vat. B. 36) umfaßt Tlaloc selbst einen kurzen Streifen der Art. Das Nächstliegendste ist, diese Streifen für den Blitz zu erklären,

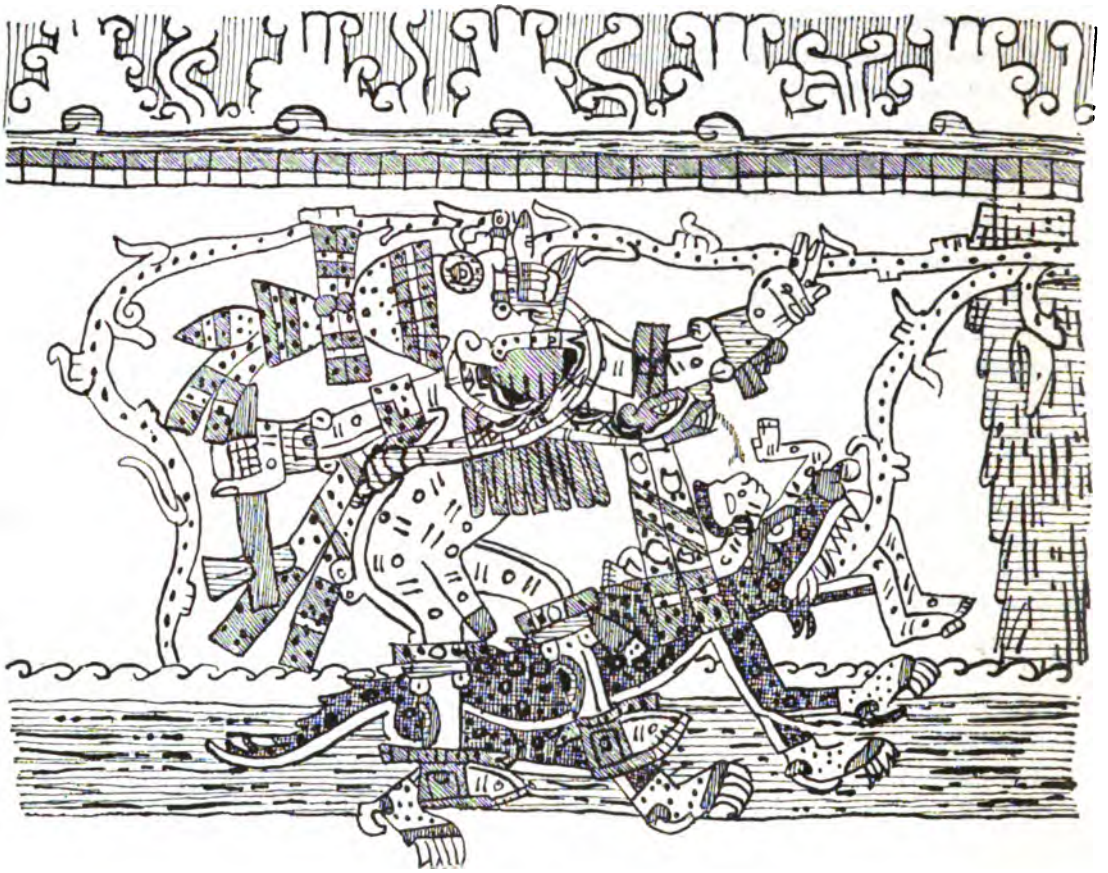


Abb. 93. Tlaloc, Blitze schleudernd. C. Borg. 48.

Abb. 94. Der Tod des Sünders, der durch die Gestalt eines Affen vertreten ist. C. Vat. 32.

der Tlaloc oben und auch sonst in allen Quellen ausschließlich zugeschrieben wird. Nur Tezozomoc (C. 59) nennt ganz im allgemeinen die Tzitzimime dioses de los ayres, que traïan las lluvias y las aguas, los truenos y los relampagos. Da die Tzitzimime sämtliche Götter umfassen, so ist auf diese Angabe wenig zu geben. Für Blitze sind diese Cuitlatlstreifen auch von Seler[1]) erklärt worden. Entweder müssen wir also die Mexikaner für so arm an Variationen in der Malerei halten, daß sie ganz verschiedene Dinge wie Blitz und cuitlatl identisch darstellten, oder eine Absicht darin vermuten. Das erstere ist natürlich erst dann gestattet, wenn eine Erklärung der merkwürdig identischen Zeichnung absolut nicht möglich ist und auch dann nur mit einer gewissen Resignation. In unserem Falle könnte man von

[1]) C. Fejérváry-Mayer, 47.

einer Verwandtschaft derjenigen kleinen Teile, die nur die braungelbe Farbe und die roten Punkte des Cuitlatl, nicht aber seine Form besitzen, absehen, z. B. bei den sogenannten Verwesungsflecken auf den Totenknochen und Leichenteilen u. s. w., obwohl auch diese in Ideengemeinschaft mit dem Cuitlatl zu bringen sind, und bei einzelnen Abschnitten der Vogelschnäbel. Dagegen sind die den geopferten Menschen aus dem Bauch gezogenen runzlichen Streifen, die Xipehaut und der Blitz dem Cuitlatl verwandt.[1]) Der Blitz würde demnach die Waffe Tlalocs als Strafmittel für die Sünder ausdrücken, was er auch sicher ist, während cuitlatl die Sünde selbst vorstellt. Wenn Tlaloc außerdem noch ein Opfermesser im Munde trägt, so ist das weniger ebenfalls als Blitz denn als die Natur des Blitzes anzusehen, nämlich insofern der Blitz den getroffenen Menschen der Gottheit zu eigen macht, ihn opfert. Sehr gut paßt zu der Natur des strafenden Gottes Tlaloc seine Waffe, das Beil, das man ebenfalls als Blitz ansehen muß, da es in den Tempel zündend einschlägt. Es ist aber zugleich das bekannte Sinnbild der Strafe, das bei Itztlacoliuhqui auf dem richterlichen Stuhl liegt, und wird bezeichnenderweise außer von den beiden Gottheiten noch von Patecatl, Macuilxochitl und Tlauizcalpantecutli geführt und einmal vom Sonnengott (C. Borg. 7) und der Teteoinnan (C. Fejérváry-Mayer 28). Nebenbei tritt hier wiederum die enge Verwandtschaft, wenn nicht die Identität von Feuer und Sünde hervor. Tlaloc hat in unserer Abbildung (91) ganz abweichend von allen Darstellungen des Gottes und der mexikanischen Götter überhaupt keine Schambinde, dagegen ist der Penis wohl absichtlich von bedeutender Länge zum Hinweis auf Fruchtbarkeit und Sünde. Die beiden Knötchen hinten sollen, nach Analogien zu urteilen,[2]) die Hoden bezeichnen. Das den Menschen verschlingende Tier ist vielleicht ein Cipactli, das Symbol der Erde. Der Blitz fährt in seinen Rachen, der einen Menschen verschlingt. Dieser ist wohl ein Opfer des Blitzes.

Häufig werden Kuchen in der Form von Schmetterlingen (papalotlaxcalli) und Blitzen (rayos, que caen del cielo: tlauitequiliztli und xonecuilli) zusammen geopfert, so den Ciuapipiltin, Macuilxochitl an seinem Fest Xochilhuitl, den Tepictoton (Regen- und Berggöttern) u. a.[3]) (Abb. 37). Man sieht hierin eine gewisse Gemeinschaft zwischen dem Schmetterling, dessen Bedeutung als Feuer und Sünde vorher (S. 217 f.) gekennzeichnet ist, und dem Blitz, dem wir ähnlichen Inhalt zuschrieben.

Der Blitz, das Feuer in der Hand Tlalocs, drückt eine zweite Beziehung zum Feuergott aus, obwohl diesem der Blitz nirgends zu eigen gegeben wird. Die erste Beziehung wurde darin gesehen, daß Tlaloc und Tezcatlipoca dieselben Krankheiten senden. Außerdem gibt es aber noch eine ganze Reihe von teilweise sehr merkwürdigen Gleichstellungen beider Gottheiten. In Mexiko stand die Cella Tlalocs neben der des Uitzilopochtli, eines anderen Ablegers des Feuergottes, auf derselben Pyramide, und die beiden obersten, völlig gleichstehenden Priester waren die Priester der beiden Gottheiten, nämlich Quetzalcoatl Totec tlamacazqui und Tlaloc tlamacazqui.[4]) Von den vier aufeinanderfolgenden prähistorischen Zeitaltern, die die vier Elemente zu verkörpern scheinen, wird die Regensonne Quiyauh tonatiuh durch Tlaloc repräsentiert, und sein Zeitalter geht durch einen Feuerregen zugrunde,[5]) der sich nach den Anales de Quauhtitlan als vulkanische Eruption darstellt.[6]) Im C. Vaticanus A (Bl. 6, 2) ist in der Sonne des betreffenden Zeitalters aber nicht Tlaloc, sondern der Feuergott abgebildet, was dem Feuer auch ganz

[1]) Siehe vorher S. 199 f.

[2]) Vergleiche C. Vat. B. 90.

[3]) Sahagun, I, C. 10, C. 14. Tezozomoc, C. 28, 75.

[4]) Sahagun, III. Apendice, C. 9.

[5]) Hist. de los Mex. por sus pinturas, C. 4.

[6]) Siehe vorher S. 130.

besonders entsprechen würde. Sicherlich wird die Stellvertretung Xiuhtecutlis durch Tlaloc und des Feuers durch den Regen nicht genügend dadurch erklärt, daß man mechanisch bei einem Regen des Feuers eben auch an Regen überhaupt und an den Regengott Tlaloc gedacht habe. In den fünf Darstellungen des C. Borgia (28), die Tlaloc fünf bis jetzt unbestimmten Zeitperioden zuschreiben, strömt mit dem Wasser, das von ihm auf die Erde herabfließt, je ein unheimliches, die Maiskolben zerstörendes Werkzeug herab, abgesehen von den Blumen, die dem Wasserstrom des Tlaloc der Mitte zukommen. Die Tlalocfigur oben links läßt mit dem Wasserstrom das Zeichen des Feuergottes, das brennende Cuitlatl, fallen. Demgemäß trägt er auch die Gesichtsbemalung des Feuergottes, die beiden schwarzen Querstreifen über Auge und Mund.

Weiter ist die Feuergöttin Quaxolotl-Chantico die Patronin des Tageszeichens quiauitl, Regen. Bei dieser Göttin finden wir ebenfalls merkwürdige Beziehungen, man möchte sagen, eine gewisse Interessengemeinschaft des Feuers mit dem Wasser. Bevor wir aber darauf eingehen, muß die Person der Göttin selbst und ihre Beziehungen zum Feuer klargestellt werden. Unter dem Namen Chicunaui itzcuintli, der ihr zukommt,[1]) wurde sie von den Steinschneidern von Xochimilco verehrt.[2]) Daß sie das Feuer repräsentiert, scheint aus folgendem hervorzugehen. Der Tempel der Quaxolotl-Chantico wird Tetlanman genannt.[3]) Es wird nun erzählt, daß der Priester im Tempel Tecamman, der Tecammanteohua, Sorge zu tragen hatte, de aprestar las teas para hacer hachones ... lo cual todo era necesario para esta fiesta de la diosa del fuego.[4]) Daß Tetlanman und Tecamman dasselbe ist, läßt sich nicht erweisen. Der Tempel tecamman wird vielmehr noch einmal am Fest Toxcatl erwähnt,[5]) und dieselbe Schreibweise tecamma findet sich auch an der betreffenden Stelle des aztekischen Sahaguntextes.[6]) Wer also die erwähnte diosa del fuego im Tempel Tecamman gewesen ist, weiß man nicht. Es findet sich aber keine, außer der Quaxolotl-Chantico, mit der man diese Feuergöttin identifizieren könnte. Denn Duran (C. 91) erzählt von der Göttin von Xochimilco, die er allerdings Ciuacoatl nennt, daß man ihr Menschen opferte, indem man sie lebend ins Feuer warf, halb geröstet und noch zuckend herausriß und ihnen dann auf dem Opferstein das Herz aus der Brust nahm. Diese Zeremonie wird bei den Opfern für die Feuergötter angewandt und ist neben anderen Zeremonien, die die Priester der Göttin beobachteten, ein Beweis dafür, daß die Göttin von Xochimilco eine Feuergöttin war.

Möglicherweise hat nun Duran einfach die Ciuacoatl mit der Chantico verwechselt. Aber auch das ist nicht klar. Ciuacoatl wird allerdings in den Liedern an die Götter als Göttin von Colhuacan bezeichnet.[7]) Auch die Historia de los Mexicanos por sus pinturas (C. 16) nennt sie so: ... y la fiesta hacian a Ciguacoalt, mujer del dios del infierno, a la cual tenian los de Culuacan por su dios. Dagegen sagt dieselbe Quelle (C. 10): »Es zogen aus die Bewohner von Xochimilco und nahmen mit sich ihre Gottheit, die sie Quilaztli nannten, und sie war der sogenannte Hirsch Mixcouatls.« Quilaztli ist aber ein ganz bekannter zweiter Name der Ciuacoatl. Auch erzählt Sahagun ähnliche Züge von der Ciuacoatl, wie Duran von der angeblichen Ciuacoatl von Xochimilco. So findet sich der für sich allein unverständliche Bericht bei Sahagun (I, C. 6), die Göttin

---

[1]) C. Tell.-Rem. Bl. 21, 2.

[2]) Sahagun, IX, C. 17.

[3]) Sahagun, II. Apendice: Relacion de los edificios. Nr. 27, 29.

[4]) Sahagun, II. Apendice: Relacion de las diferencias de ministros.

[5]) Sahagun, II, C. 24.

[6]) Seler, Veröffentlichungen, VI, 200.

[7]) Brinton, Rigveda. 49.

trage auf dem Rücken eine Wiege, setze sich auf den Markt unter die anderen Weiber und verschwinde, die Wiege zurücklassend. Wenn dann die Frauen meinten, die Wiege sei vergessen und nachsahen, fanden sie ein Opfermesser darin und erkannten daran, daß Ciuacoatl die Wiege zurückgelassen habe. Bei Duran (C. 91) wird dieselbe Tatsache als eine List der Priester hingestellt, die damit andeuten wollten, daß die Göttin Hunger nach Menschenopfern habe, die sie gewohnt war, mindestens alle acht Tage zu empfangen. Der Hunger nach Menschenfleisch, der die mit offenem Munde und fletschenden Zähnen dargestellte Göttin von Xochimilco auszeichnet, wird auch an der Ciuacoatl überhaupt hervorgehoben. Sahagun (VIII, C. 2) erzählt: Nach der Eroberung Mexikos zur Zeit des Gouverneurs von Tlaltelolco, Martin Ecatl, »erschien Tag und Nacht der Teufel in Gestalt einer Frau namens Ciuacoatl und fraß ein Kind, das in der Wiege lag, in der Stadt Atzcapotzalco«. Ihr Tempel in Xochimilco hieß tlillan, der Ort der Schwärze, und ebenso hatte Ciuacoatl in Mexiko, und zwar nur sie allein, einen Tempel desselben Namens.[1]) Letztere wird, wie wir sahen, die Frau des Gottes der Unterwelt genannt, und geradezu Mictlantecutli heißt im C. Telleriano-Remensis (Bl. 21, 2) die Göttin Quaxolotl-Chantico. Daß eine Feuergöttin ebenso wie Xiuhtecutli und Otontecutli enge mit dem Totenreich, dem Hause des Herabsteigens verbunden ist, darf nicht wundernehmen. Was die Erdgöttinnen anbetrifft, so ist es von der Teteoinnan bekannt, daß sie als »Herz der Erde« und Göttin des Erdbebens im Innern der Erde gedacht wird. Es ist aber wahrscheinlich, daß alle Erdgöttinnen, gleich der Itzpapalotl, der Herrin von Tamoanchan, auch Todesgöttinnen sind, da sie mitunter Totenschädel und die Ausstattungsstücke der Todesgötter tragen. Endlich sind die Gewänder der Ciuacoatl bei Sahagun (I, C. 6) wie bei Duran (C. 91) ganz weiß. Aber die Beschreibungen und Darstellungen der beiden Göttinnen im Sahagun-Manuskript in Madrid weisen auch neben Übereinstimmungen[2]) naturgemäß Verschiedenheiten auf.

Man kann hier nicht recht an bloße Verwechslungen der spanischen Berichterstatter denken, höchstens an Verwechslungen ihrer mexikanischen Gewährsmänner, z. B. bei Duran, der die Quaxolotl-Chantico überhaupt nicht erwähnt. Wer sich mit den mexikanischen Gottheiten beschäftigt, gewöhnt sich schnell daran, unter Erdgöttinnen Gottheiten mit im ganzen gemeinsamen Zügen zusammenzufassen, obwohl speziell Sagen über die einzelnen Gestalten und individuelle Züge nicht fehlen. Sie alle sind mit dem Wachstum der Erde und dem Erdinnern verknüpft, mit der Sünde und weiblichen Hantierungen. Man kann hier nicht gut bei einer sogenannten Feuergöttin, die auch dem Erdinnern angehört, Halt machen, und sie für etwas Besonderes halten, weil die ihr geweihten Opfer vor der Opferung ins Feuer geworfen wurden. Wir sehen, bei den Erdgöttinnen allen spielt das Feuer eine große Rolle. Nicht nur Chantico trägt den Schmetterling, das Feuer, in der Nase und wird »die mit dem roten Schmetterling« genannt, auch von Xochiquetzal wird das allgemein anerkannt. Teteoinnan, die Göttin des Erdbebens, wird, abgesehen von ihrem yacametztli genannten Schmetterling, der alten Erdgöttin Itzpapalotl, dem Obsidianschmetterling, an die Seite gestellt. Die Devise des Schmetterlings ist stets mit dem Schild gepaart, der einen Adlerfuß im Felde führt, und einen solchen chimalli quapachiuhqui tragen sowohl die Chantico, wie die Ciuacoatl, Coatlicue und Tzapotlatenan. Unter dem Stuhl der Chantico und der Teteoinnan kommt im Codex Aubin (13, 18) eine Schlange, unter dem der Xochiquetzal z. B. im C. Telleriano-Remensis (Bl. 22, 2) ein roter Hund, eine Schlange und ein Tausendfuß hervor. Ce itzcuintli ist das Zeichen des Feuergottes,[3]) der Patron des Tages itzcuintli ist Mictlantecutli, und ein

[1]) Sahagun, II. Apendice: Relacion de los edificios. Nr. 12.

[2]) Seler, Veröffentlichungen. I, 154, 168.

[3]) Sahagun, IV, C. 25.

roter Hund, der aber blau gezeichnet wird, wird dem Toten mitgegeben und trägt ihn über den chicunauhapan. Vom Scolopender weiß man nur die Beziehung zu Mictlantecutli (Abb. 42), die zum Feuergott ist aber sehr wahrscheinlich. Alle diese einander sehr naheliegenden stammverwandten Städtchen hatten je ihre besondere Schutzgottheit. Daß die Ideen von den weiblichen Gottheiten im großen und ganzen ähnlich gewesen sind, läßt sich vermuten. Sie sind wohl dem Grade einer Eigenschaft nach, nicht aber in ihrem ganzen Wesen verschieden aufgefaßt gewesen. Ein Beweis dafür ist die Möglichkeit einer Verwechslung der Chantico und der Ciuacoatl.[1])

Von dieser Göttin von Xochimilco, die also sicher eine Göttin des Feuers war, mag sie nun, wie wahrscheinlich ist, Chantico oder Ciuacoatl heißen, erzählt Duran C (91): »In Xochimilco, Mexiko und Tetzcoco befand sich oben an den Stufen der Pyramide »ein großes Gemach von 60 bis 70 Fuß Länge und 30 Fuß Breite. Der Raum war sehr ausgeschmückt, und die Göttin saß nicht weniger geputzt auf einem Altar. Dieses Gemach war vollständig dunkel (escurissima) ohne Luken, Fenster oder eine große Tür. Sie war vielmehr so klein, daß man nur auf allen Vieren hindurch konnte, und immer hinter einer Vortüre verborgen. So sah niemand den Raum und es betraten ihn nur die Priester, die der Göttin dienten ... Man nannte das Gemach tlillan ... An den Wänden lehnten alle Idole des Landes ... Alle waren mit Papieren (con san benitos de papel) bekleidet, auf die man Kautschuk (olin) getropft hatte (rayado) ... Auch setzte man ihnen hohe Mützen (coroças) oder Mützen von Papier auf, die ebenfalls mit Kautschuk bemalt und gestreift waren. Wenn man diesen Idolen ein besonderes Fest veranstaltete oder der ihnen geweihte Tag kam, oder wenn man ihre Hilfe brauchte, so nahm man sie dort heraus und brachte sie in Prozession nach dem Berge oder der Höhle, nach der der Name des Idols lautete, opferte ihm dort und brachte ihm seine gewohnten Spenden und Opfer dar, indem man den Berg anrief, ihnen in ihrer Not gnädig zu sein, sei es, daß es an Wasser fehlte, oder Krankheit und Hungersnot sie bedrohte, oder sie Beistand im bevorstehenden Kriege brauchten.«

Es ist sicher, daß diese um die Feuergöttin aufgestellten Idole nach ihrer Kleidung und ihren mit bestimmten Bergen gleichlautenden Namen zu urteilen, Berg- und Regengötter sind. Da die Berge als Wasserbehälter galten,[2]) so kann man den Berggottheiten unterirdische Existenz nicht absprechen. Es ist aber wahrscheinlich nicht bloß die räumliche Verwandtschaft, die die Berggötter mit der Feuergöttin in einem Gemach vereinigt, sondern, wie schon angegeben, eine Art Interessengemeinschaft zwischen Wasser und Feuer. Von Wasser und Feuer als Naturmächten, d. h. als Waffen der Götter hängt das Wohl und Wehe der Menschen ebenso gleichmäßig ab, wie wir Wasser und Feuer in gleicher Weise als Symbole der Buße, des Schmutzes der Sünde kennen lernten. Chantico ist deshalb zur Patronin des Tageszeichens »Regen«, quiauitl, ausgewählt worden. In dem Lied an den Feuergott (S. 135 f.) wird schließlich die Berggöttin aufgefordert, den »Herrn des Nebelhauses« (ayauhcalcatl) zu veranlassen, daß er regnen läßt. Man müßte in diesem Fall eigentlich den Feuergott selbst als »Herrn des Nebelhauses« ansehen, obwohl sonst das Ayauhcalli dem Tlaloc und seinen Genossen zukommt. Diese wunderbare Tatsache stimmt dazu, daß nach dem Codex Telleriano-Remensis (41, 2) im Jahre 1507 auf dem Huixachtecatl, wo das neue Feuer erbohrt wurde, »se acabo la yglesia del fuego nuevo« (Abb. 30). Torquemada (II, C. 76) erzählt aber von demselben Jahre, dem sechsten der Regierung Motecuzomas II.:

[1]) Zum Vorstehenden vergleiche dagegen Seler, Compte rendu du congrès internat. des Americanistes. 7me session. Berlin 1888, 695 f. Seler, Tonalamatl. 1900, 115.

[2]) Sahagun, XI. C. 12, § 1.

»murieron en el Cerro de Itztapalapa (que llaman Huixachtecatl) en la dedicacion de la casa, que llamaban Ayauhcalli, que fue muy sumptuosa, y de mucha veneracion, porque en aquel cerro se sacaba el fuego nuevo.« Mindestens hat es also, wenn wir nicht das Ayauhcalli hier direkt dem Feuergott zuschreiben wollen, was das Wahrscheinlichste ist, ein solches auch auf diesem Xiuhteculli besonders zugeeigneten Berge gegeben, wie ja auch Tlaloc sowohl wie Xiuhtecutli auf Bergen, in der »blauen Pyramide« thronten.

In den Darstellungen der von Tlaloc beherrschten fünf Weltgegenden[1]) wird auch die Dürre durch ebenso starke von Tlaloc ausgehende Wasserströme ausgedrückt, wie die Fruchtbarkeit. Nur der Sonnenstrahlen versendende und andererseits von Wolken bedeckte Himmel ist anders dabei. Die mexikanische Anschauung, die in diesen Bildern liegt, wird so recht beleuchtet durch die Phrase, die uns Molina (sub verbo) aufbewahrt hat: tlaatlatla, abochornarse las sembradas con agua y sol, »durch Wasser und Sonne ausgedörrt werden, von den Saaten gemeint«. Wenn man noch zweifeln sollte, daß dieses »agua y sol« gleichbedeutend ist mit der Phrase atl tlachinolli, die sonst gewöhnlich Krieg, aber auch, wie wir sahen, pestilencia bedeutet, so scheint das aus einem anderen Ausdruck Molinas (sub verbo) hervorzugehen: ninochimaltia, hazer rodela para si o guarecerse con ella del sol y del agua, »ich mache mir einen Schild oder schütze mich mit ihm gegen Sonne und Wasser«. Augenscheinlich ist es nicht ganz ausgeschlossen, daß Schild hier mehr im übertragenen Sinne gebraucht ist. etwa »Schild gegen die Unbilden, gegen die Strafen des Himmels«. Denn Molina kennt sehr wohl atl tlachinolli, Krieg, und hätte demgemäß übersetzen können, »sich mit einem Schild im Kriege schützen« o. dgl. m. Auch gibt es »ninochimalcaltia, adargarse o escudarse y guarecerse con rodela del sol y del agua«, wörtlich »sich ein Schildhaus machen, sich in ein Schildhaus flüchten« und ferner »chimaltitlan nicalaqui«, was dasselbe wie chimalcaltia bedeuten soll, und wörtlich heißt »unter einen Schild treten«. Unter chimalcalli könnte man sich demgemäß eine Art Schutzdach oder Festung oder auch symbolisch genommen, etwa ein Haus der Buße gegen die Strafen der Götter o. dgl. m. vorstellen.

Immerhin darf man erstens auf die Identität von atl tlachinolli und agua y sol schließen und zweitens darauf, daß die beiden Bestandteile als Waffen der Götter aufzufassen sind. Nur so lassen sich die Begriffe von schwerer Krankheit, Ausdörrung der Saaten und Krieg für atl tlachinolli und außerdem die merkwürdigen Übersetzungen von chimaltia u. s. w. vereinen. Das stimmt auch mit der Auffassung, die man überhaupt von den Waffen der Götter hat, vollkommen überein. Uitzilopochtli schleudert auf die Feinde der Mexikaner »seinen Pfeil, der xiuhcoatl und mamaloaztli heißt«.[2]) »Er (Uitzilopochtli) wirft auf einen die blaue Schlange (xiuhcoatl), die Feuerreibhölzer« (mamahuatzli), d. h. den Krieg (q. n. yaoyotl), teoatl tlachinolli.[3]) Erwähnt ist aber bereits die Phrase bei Olmos: »auf einen wirft den Xiuhcoatl, das Mamalhuaztli der Gott«, als Ausdruck für: der Gott gibt Hunger und Krankheit. Es heißt ferner in dem Lied an Xipe, beziehungsweise in dem Kommentar dazu[4]): »Schon hat mich der Quetzalxiuhcoatl verlassen, d. h. schon hat uns die Hungersnot verlassen.« Wer erinnert sich da nicht an den gleichwertigen schon erwähnten Ausspruch Sahaguns: El mar o la chamusquina vino sobre nosotros d. h. pestilencia o guerra? Der Xiuhcoatl ist die Verkleidung Xiuhtecutlis und der von ihm abgeleiteten Götter Tezcatlipoca und Uitzilopochtli. Wie wir sahen, ist er zugleich ihre geschleuderte Waffe. Sie ist aber insofern selbständig gedacht, als sie über

[1]) C. Borgia. 27.

[2]) Sahagun, XII, C. 38.

[3]) Sahagun-Ms. bei Seler, Veröffentlichungen. I, 119.

[4]) Brinton, Rigveda. 56. Seler, Veröffentlichungen. I, 90.

einen kommt, da liegt und ihn dann wieder verläßt. Ähnliches sehen wir von der Quetzalschlange, die im Quetzalxiuhcoatl kombiniert mit dem Xiuhcoatl gedacht zu sein scheint. Sie entläßt aus ihrem Rachen meistens das Kaninchen, was schon von Seler als Symbol der Hungerjahre aufgefaßt ist.[1]) Ihre Natur ist aber viel umfassender. Wo in einem Codex das Kaninchen, da kommt in der Parallelstelle des anderen Codex die Eidechse. das Symbol des Überflusses aus dem Rachen der Quetzalschlange hervor,[2]) also das fruchtbare Jahr. An anderer Stelle, bei Xipe der 14. Woche verschluckt sie einen Menschen, was man beliebig als Tod infolge von Hungersnot oder als Opfertod auffassen darf. Der Xiuhcoatl wird von Sahagun[3]) als große Schlange beschrieben, die als Fackel gedacht ist. Buntfarbige Federn kommen aus ihrem Rachen heraus, die wie Feuer aussehen, sie wird angezündet und verbrennt die Opferpapiere auf dem Quauhxicalli, wird aber dabei selbst vom Feuer verzehrt. Uitzilopochtli läßt den Xiuhcoatl anzünden, und sticht oder verwundet damit die Coyolxauhqui.[4]) Ist demnach der Xiuhcoatl das Feuer, so könnte man den Quetzalcoatl, die Quetzalfederschlange, zugleich Name des Windgottes, eher nach dem Vorgang von Seler[5]) als das Wasser bezeichnen. Leider gibt es darüber keine Nachrichten. Wir können weder auf den Verhältnissen bei den Huichol, wo die Federschlangen Wasser- und Regenschlangen sind, noch auf den Cakchiquel-Annalen mit Sicherheit fußen. wo Kucumatz, der Quetzalcoatl im Namen entsprechende Gott, dem Wasser zugewiesen wird. Auch die Quetzalfedern, als die Bezeichnung der grünen Vegetation im Lied an Xipe und das Vorkommen der Federschlange vor der Chalchiuhtlicue im Wasser[6]) ist nicht ausschlaggebend, da ebenso die Feuerschlange und der Tausendfuß genau so im Wasser vor der Göttin erscheinen.[7]) Dagegen ist die Schlange vorzugsweise den Regengöttern geweiht. Das Zeichen couatl hat als Patronin Chalchiuhtlicue, und Quetzalcoatl ist mit dem Regengott vielleicht als Windgott, vielleicht auch als Hervorbringer der Vegetation und als einer der Tepictoton mehr als irgend ein anderer Gott verbunden.[8])

Jedenfalls geht aus dem erwähnten Quetzalxiuhcouatl hervor, daß in den Wirkungen die Quetzalfederschlange und die blaue Schlange sich nicht sehr unterscheiden, und das ist dasselbe, was wir schon von Wasser und Feuer überhaupt kennen gelernt haben. Auch zeigt die Quetzalfederschlange im C. Fejérváry-Mayer (42) aufsteigende Rauch- oder Feuerzungen und im C. Borgia 11 hat sie den zurückgebogenen Aufsatz des Kopfes, den man fast immer bei dem Xiuhcoatl sieht. Ob die Gesichtsmaske (xiuhxayacatl)[9]) Quetzalcoatls oder, wie sie auch genannt ist, die aus Türkismosaik gefertigte Schlangenmaske (coaxayacatl xiuhtica tlachiualli oder xiuhcoaxayacatl)[10]) mehr zu dem als Naualli getragenen Xiuhcoatl des Feuergottes, Tezcatlipocas und Uitzilopochtlis gehört oder zu den beiden blauen Schlangen, die Tlaloc als Gesichtsmaske trägt, läßt sich schwer entscheiden. Die Schlange in der Hand Tlalocs, der im xiuhcalli Tlalocan, in dem blauen Hause in Tlalocan wohnt,[11]) unterscheidet sich nicht wesentlich von dem xiuhcoatl der Feuergötter. Nicht nur xiuh-

[1]) Tonalamatl, Nachtrag zu 103.

[2]) C. Borgia. 52. C. Fejérváry-Mayer, 42.

[3]) Sahagun, II, C. 34, II, Apendice: Relacion de los edificios Nr. 36, IX, C. 14.

[4]) Sahagun, III, C. 1, § 1. So im Sahagun-Ms.: Auh ce itoca tochancalqui contlati in xiuhcouatl quiualnauati in uitzilopochtli, niman ic quixil in coyolxauqui.

[5]) Tonalamatl, 42.

[6]) C. Vaticanus B 21.

[7]) C. Borgia, 20. C. Fejérváry-Mayer, 27.

[8]) Siehe besonders das Etzalqualiztlifest, C. Borbonicus, 26.

[9]) Anales de Quauhtitlan in Anales del Museo Nac. de Mexico, 21 (besondere Paginierung).

[10]) Sahagun, XII, C. 4. Seler, Tonalamatl, 47.

[11]) Brinton, Rigveda. 23: id est acxoyacalli (Kommentar).

coatl, die blaue Schlange, sondern auch xiuhatlatl, das blaue Wurfbrett, xiuhtototl, der blaue Vogel und andere Abzeichen des Feuergottes haben die blaue Farbe, ebenso der blaue Hund der Bilderschriften, der an Stelle des vorgeschriebenen roten den Toten mitgegeben wurde, der blaue Nasenschmetterling, obwohl er von Gold und Symbol des Feuers ist u. s. w. Endlich ist der Feuergott sogar Patron des Tageszeichens atl. Man kann sich nicht denken, daß dieses Blau ohne Absicht dort gesetzt ist, wo man Rot erwartet. Man kann es wohl nur so erklären, daß atl tlachinolli als eine geschlossene Einheit angesehen wurde, indem beides für sich die Sünde und beides für sich als kosmische Qualitäten Waffen der Götter bezeichnen, von denen die eine ohne die andere nichtig ist, von denen aber jedes für sich den vollen Wert des Ganzen hat.

Nach einer anderen Meinung ist atl tlachinolli gleich »Speerwerfen und Verbrennen der Felder, beziehungsweise Brand.« [1]) Bei der Wichtigkeit des atl tlachinolli-Problems für die mexikanische Mythologie und für die Erklärung der Bilderschriften, und weil unser bedeutendster Mexiko-Forscher diese Ansicht ausgesprochen hat, ist es nötig, näher auf die Gründe einzugehen, soweit das nicht schon geschehen ist.

Tlachinoa wird als quemar, verbrennen, aber auch als quemar los campos o montes, »die Felder und Wälder verbrennen« angegeben.[2]) Das Verbrennen der Felder bezieht sich anerkanntermaßen auf die Klärung der Felder von Unkraut und von den Resten der vorjährigen Ernte vor der Aussaat, da die Maisstauden beim Einbringen der Frucht noch heute stehen gelassen werden und damals bei dem Mangel an Vieh erst recht nicht verwendet oder fortgebracht wurden. Die Wälder wurden zur Gewinnung von kulturfähigem Land, wie es z. B. noch heute im Zapotekengebiet geschieht, gefällt (?) und niedergebrannt. Da das augenscheinlich eine größere Anzahl Leute erfordert, so erklärt sich auch das Applicativum quauitl tlachinalhuia, quemar los arboles (de alguno). Es ist selbstverständlich, daß bei der barbarischen Kriegführung jener Zeiten die Saaten vernichtet wurden. Da die Maisstauden erst kurz vor der Reife gelb und welk werden, so ist die Möglichkeit, die Ernte auf dem Halm zu verbrennen, nur für wenige Wochen im Jahr geboten, die je nach der Zeit der Ernte in verschiedenen Gegenden etwas schwankt. Daß die Verbrennung vorkam, scheint auch das Verbum kund zu tun: tetlachinalhuia, quemar los campos o miesses de alguno. Doch ist auch hier ein strikter Beweis für das Verbrennen der Ernte auf dem Felde und auf dem Halm, worauf es doch ankommt, eigentlich nicht gegeben, da es sich ebensogut nur um die schon eingebrachte Ernte handeln kann. Gewöhnlich aber wird die Hoffnung auf die Ernte durch Abreißen der Kolben, beziehungsweise Niedertreten und Umschlagen der Saaten vernichtet worden sein. Diesen sich von selbst ergebenden Anschauungen entsprechen die Berichte. Es wird zwar sehr oft — z. B. in der Historia de los Mexicanos por sus pinturas, in der Relacion de la genealogia u. s. w.[3]) bei Tezozomoc und bei Torquemada — von der Verbrennung der Tempel, die man so häufig in den historischen Bilderschriften sieht, und Einäscherung der Städte gesprochen, aber niemals von der Verbrennung der Felder. Tezozomoc (C. 17) erwähnt einmal die Zerstörung (hicieron pedazos) einer Anzahl »Maisstauden«, um die Wut der Feinde mehr zu entflammen, und ein anderesmal (C. 97) »die Vernichtung aller Anpflanzungen der Feinde zur Zeit der Frühlingsregen, wo der Mais Kolben anzusetzen begonnen hat«. Desgleichen ist nie davon die Rede, daß man den Krieg in die Zeit der Ernte verlegt, und die unmittelbaren Gründe, die zum Krieg führen, Empörung, schlechte Behandlung der

[1]) Seler, Tonalamatl, 71 f. Vgl. Preuß, Globus, LXXIX, 262.

[2]) Molina, sub verbo.

[3]) In Icazbalceta, Nueva coleccion de documentos para la historia de Mexico. III, 263 f.

mexikanischen Kaufleute, Notwendigkeit der Besorgung von Kriegsgefangenen als Opfer für eine Feier u. s. w. lassen eine Auswahl der Zeit nicht zu. Eher wird die Zeit nach der Ernte gewählt (Seler, Ausland, 1891, 828).

Teoatl, wie es gewöhnlich heißt, weist durch die Vorsilbe teo(tl) darauf hin, daß das atl nicht schlechtweg Wasser ist. Mit Wasser führt man nicht Krieg und in sämtlichen mythologischen Bilderschriften werden niemals rein menschliche Verhältnisse, sondern die Beziehungen der Götter zu den Menschen dargestellt, insofern durch Sünde Strafen herausgefordert werden und Opfer und Buße notwendig machen. Der Krieg ansich ist dem Priester, der eine Bilderschrift verfaßt, völlig gleichgültig, interessant nur als Ausfluß der göttlichen Gewalt. Atl tlachinolli kommt daher auch in historischen Berichten selten vor, und von den historischen Bilderschriften nur einmal in der von Huamantla (Abb. 96). Dagegen wimmelt es in den mythologischen Codices von Darstellungen von atl tlachinolli, und zwar stets als Ausfluß göttlicher Gewalt. Die Vorsilbe teo(tl) kann daher jede Theorie in Anspruch nehmen, die nicht Wasser als menschliche Waffe auffaßt. Am größten ist die Zahl der Worte, bei denen man die Vorsilbe teo(tl) direkt mit göttlich übersetzen kann. Bei ihnen herrscht auch die geringste Meinungsverschiedenheit hinsichtlich der Übersetzung. Da alle anderen Bedeutungen direkt oder indirekt mit »göttlich« zusammenhängen müssen, so kommt zunächst die Bedeutung »alt, ehrwürdig« in Betracht, da die Vorfahren als teteô, Götter, bezeichnet werden und alles Mythische zugleich das Alte ist, und danach erst alle anderen, die sich auf das bloße Hervorheben aus der Reihe der gewöhnlichen ohne teo(tl) zusammengesetzten Worte beziehen, mag man nun sagen, das Wirkliche, Echte . . ., oder noch allgemeiner das Eigentliche, Besondere u. s. w. Diese Bedeutungen kommen vor. Das Schlimme aber ist, daß sie natürlich immer passen, ohne etwas zu besagen, während eine Übersetzung nach »alt« oder »göttlich« hin intime Kenntnisse erfordern. Man kann z. B. teococoliztli, die Lepra in Anbetracht dessen, daß sie von den Hauptgottheiten der Strafe, von Tezcatlipoca und Tlaloc gesandt wird, mit göttliche, uralte Krankheit übersetzen, oder mit »eigentliche, wahre« Krankheit. Man darf die Teochichimeca zur Unterscheidung von den anderen Chichimekenstämmen als »uralte, von jeher bestehende« bezeichnen oder mit »eigentliche« Chichimeken. Das ist lediglich Geschmackssache. »Sie erinnern sich und weisen in ihren Schriften nach,« heißt es in der Relacion de la genalogia. . .,[1]) »daß es in diesem Lande vor 765 Jahren Bewohner gab, und nach zwölf Jahren zogen die meisten nach anderen Gegenden, unter denen sie Culhuacan nennen, und wegen seiner entfernten Lage und der alten Zeiten wegen nennen sie es heute Teuculhuacan. Aber nicht alle nennen es so, weil wir ihnen vorhalten, daß »teute« Gott und eine göttliche Benennung bedeuten will, mit der Teuculhuacan zusammengesetzt ist. So sagen die bereits Gläubigen nur Culhuacan. Wo das Land Culhuacan liegt, wissen sie nicht zu sagen.« Ob dementsprechend alle mit teo(tl) zusammengesetzten Ortsnamen diese Vorsilbe einem mythischen Ursprung verdanken, wie es wahrscheinlich ist, oder nur einige, vermag man nicht zu sagen. Die Nutzanwendung ist aber die, daß man umgekehrt aus dem Wort teo(tl) in teoatl gar keine Schlüsse ziehen kann, es auch nicht als Beweis für irgend eine Theorie gebrauchen kann, denn was teotl hier bedeutet, hängt seinerseits gänzlich von dem Sinn ab, den man aus anderen Gründen hineinlegen darf.

Wichtig dagegen ist, daß teoatl ohne tlachinolli in der gewöhnlichen Bedeutung als Wasser, aber in enger Verbindung mit Tlaloc vorkommt: ca nelli teuatl ticmocbiuilia in motonacayouh,[2]) »denn in der Tat, das göttliche Wasser (mit dem göttlichen Wasser) Du (Tlaloc) machst deine Lebensmittel«.

[1]) In Icazbalceta, Nueva coleccion. III, 264.

[2]) Brinton, Rigveda. 23: Kommentar zum Liede an Tlaloc.

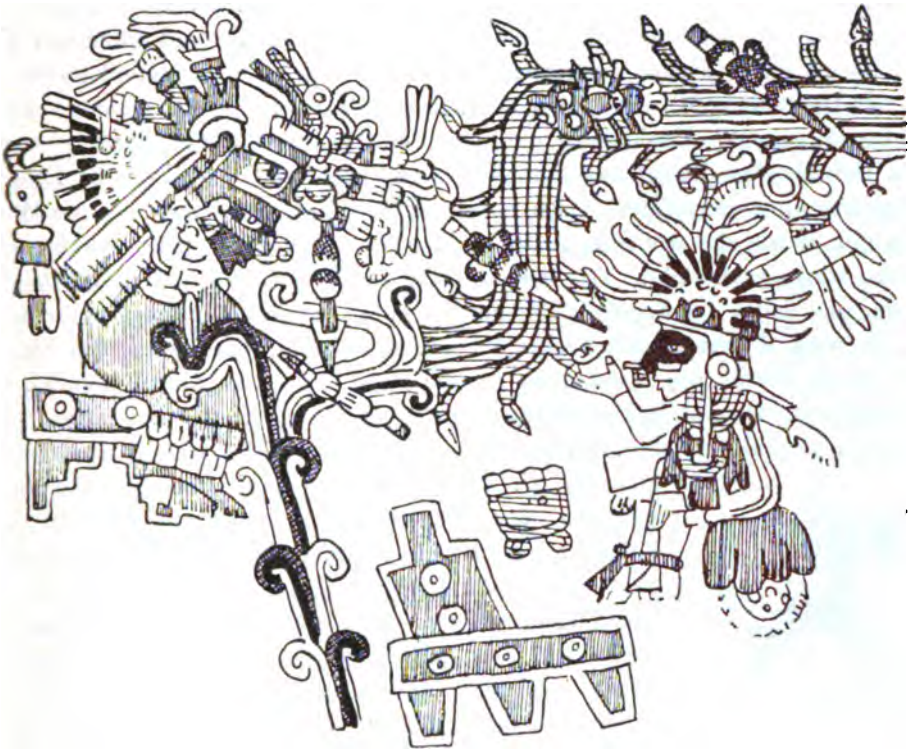


Abb. 95. Das Bild der neunten Woche: Der Feuergott und Tlauizcalpantecutli mit dem Symbol atl tlachinolli. C. Vat. B 57.

Sahagun (XI, C. 12, § 1) erklärt »teuatl« folgendermaßen: »no quiere decir dios del agua, sino agua maravillosa, en profundidad y grandeza« und meint damit »el agua de la mar«.

Was der Skorpion in dem Wasser des atl tlachinolli-Symbols (Abb. 90) soll und das cuitlatl an den Ausläufern, ist bereits (S. 216) erörtert worden. Im C. Vaticanus B (57) durchqueren Pfeile das Wasser wie das Feuer (Abb. 95), im C. Borgia (69) (Abb. 90) dagegen nur das Wasser, weil bei dem Feuer kein Raum dafür ist. Am ersten würde man diese Darstellung mit dem Atl tlachinolli der Bilderschrift von Huamantla (Abb. 96) vergleichen, wo die Krieger Pfeile quer über den Strom schießen. Man würde sich das mit Leichtigkeit so erklären, daß zur genaueren Bezeichnung des Krieges noch die Krieger, beziehungsweise Pfeile nötig sind, da atl tlachinolli an sich nicht bloß Krieg zu bedeuten braucht. Sicher ist aber darin kein Hinweis auf teoatl = Speerwerfen zu finden, weil sich die Pfeile, wie erwähnt, auch auf tlachinolli beziehen.

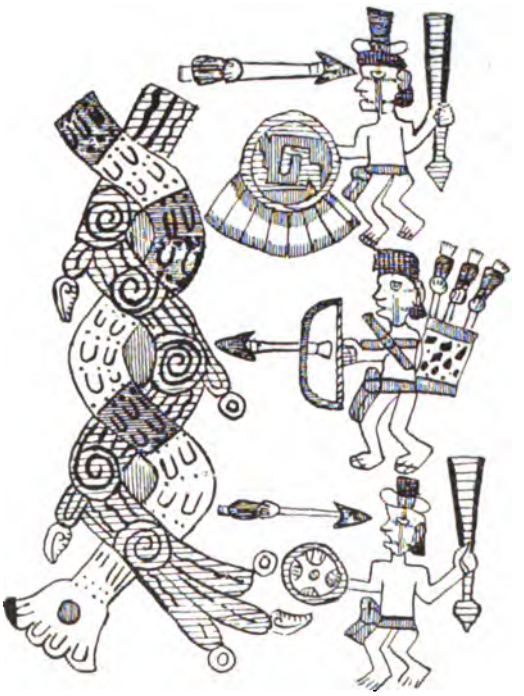


Abb. 96. Teoatl tlachinolli. Humboldbilderschriften zu Berlin. Bl. III nach Seler, Veröffentlichungen. VI, S. 118, Fig. 36.

Man muß jedoch die Erklärung der Pfeile durch Hinzuziehung des Atl tlachinolli der Bilderschrift von Huamantla (Abb. 96) ebenfalls bezweifeln, und zwar aus folgenden Gründen: Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß in den mythologischen Bilderschriften nur Darstellungen vorkommen als Zeichen göttlicher Gewalt, nicht als Schilderung menschlichen Ergehens. Deshalb ist das, was den Menschen treffen kann — auf den ja im letzten Grunde alles Bezug haben muß — nur durch wenige realistische Dinge ausgedrückt und nie breit ausgeführt. Den meisten Raum nehmen demgemäß die Waffen der Gottheiten ein, durch die der Gott natürlich den Menschen alles zufügen kann, ohne daß man ersieht, worin es besteht. Das zweite sind die Darstellungen der Sünde, Buße und Opfergaben, das dritte das Ergebnis der göttlichen Waffen, beziehungsweise ihr Wirkungskreis. Z. B. wird Reichtum durch eine Edelsteinkette, Sklaverei durch das Sklavenjoch, Mißwachs durch Tiere, die Maiskolben fressen, Tod durch ein Mumienbündel, Opfertod durch ausgerissene Herzen und Opfermesser ausgedrückt. Alles sind kurze, prägnante Darstellungen. Deshalb ist z. B. der brennende Tempel und der Wasserstrom beim Feuergott im C. Borgia (13) wohl als teoatl tlachinolli zu bezeichnen, der Tempel ist aber durchaus nicht den vom Feinde angezündeten Tempeln der historischen Bilderschriften gleich zu setzen (Abb. 15). Bei diesen stürzt gewöhnlich zugleich das Dach ein, oder man sieht, wie das Feuer angelegt wird. In den mythologischen Schriften ist der Tempel Xiuhtecutlis nicht anders zu beurteilen wie der anderer Gottheiten, aus denen Rauch und Feuerflammen aufsteigen, z. B. derjenige Tlalocs, Tonacatecutlis und der Quaxolotl Chantico, oder der mit Wasser erfüllte Tempel der Teteoinnan. Feuer, beziehungsweise Wasser ist hier nur als Ausfluß der göttlichen Natur aufzufassen, nicht als Ausmalung dessen, was in einem Kriege Brauch ist. Darauf deutet auch der im Tempel Xiuhtecutlis in den Parallelstellen C. Vaticanus B (32) und Borgia (13) auf dem Rücken liegende Mensch hin. Möglicherweise ist das ein ihm geopferter, beziehungsweise verfallener Mensch. Ähnlich dürfte die Erklärung für den einzelstehenden brennenden Tempel C. Borgia (4, 8) u. s. w. lauten, in dem ein Mensch sitzt, während hier auch das Dach umfällt. Die letzteren Tempel entsprechen ganz der nicht brennenden Behausung mit herabfallendem Dach, in der die büßende Sünderin Ixnextli im C. Borgia (64) (Abb. 97) kniet: Es ist in dem fallenden Dach wohl einfach die Strafe, das Herabstürzen, das Oben—Unten ausgedrückt, das sonst auch durch umgestürzte Gefäße u. dgl. m. veranschaulicht wird. So befindet sich ein brennender Tempel mit herabstürzendem Dach im C. Vaticanus B (74): Aber in ihm sitzt der Gott Macuilxochitl. Es kann hier also auch nicht gut von Krieg die Rede sein.

Abb. 97. Die weinende Sünderin Ixnextli im stürzenden Tempel. C. Borg. 64.

Aus diesem Grunde hauptsächlich scheinen auch die Pfeile in jenem Atl tlachinolli nicht die Ausmalung eines Kampfes zu bezwecken, sondern sind etwa wie der Pfeil in dem Hute Itztlacoliuhquis oder in den Pulquegefäßen aufzufassen, als Beweise der verwundenden Kraft der in dem Hute symbolisierten Kälte oder des Pulque. Beim Feuergott erinnert man sich besonders an den »Schild zum Schutze gegen agua y sol«, d. h. gegen die Pfeile des Feuergottes, in denen alle Spezialwaffen ausgedrückt sind. Das wird auch bestätigt durch die beiden Pfeile, die im Wasser des Symbols im C. Borbonicus (9) mit dem Strom mitschwimmen. Freilich kann es auch Tod im Kriege darstellen, wie das Pfeilbündel, das in dem Strom vor der Wassergöttin Chalchiuhtlicue im C. Vaticanus B (53)

mitgerissen wird. Daß die Pfeile dort schwimmen, weil atl »Speerwerfen« heißen könnte, wird durch nichts unterstützt.

Es ist schon bemerkt worden, daß das atl tlachinolli-Symbol von den Gottheiten ausgeht, so aus dem »rauchenden Spiegel« Tezcatlipocas, aus dem Munde des Coyote, vom Haupte Tlauizcalpantecutlis und der Quaxolotl Chantico. Nun kommt zwar auch eine Edelsteinkette aus dem Munde der Gottheiten, also nicht eine Waffe. Sie wird aber z. B. in Abb. 98 direkt mit Schild und Speeren zu einem Ganzen vereinigt. Daß atl als »Speerwerfen« und tlachinolli als verbrannte Felder, also Schilderungen rein menschlicher Tätigkeiten, direkt von den Göttern ausgehen sollten, ist schwer anzunehmen.

Wenn man überall, wo Wasser und Feuer in irgend welchen Formen nebeneinander vorkommen, das mechanisch als atl tlachinolli, als Symbol des Krieges, bezeichnen wollte, so wäre das lediglich das Ergebnis der irrtümlichen Meinung, daß atl tlachinolli nur mit Krieg übersetzt wird. Den brennenden Tempel und das Wasser bei Tlaloc sieht man aber nicht für »Krieg« an, obwohl es nicht anders als beim Feuergott gezeichnet ist. Der Grund dafür ist der, daß Tlaloc nicht als Kriegsgott erwähnt wird. Man läßt deshalb Wasser und Feuer, unter denen man hier den Blitz versteht, gesondert. Nun ist aber Tezcatlipoca zwar Krieger, aber mindestens ebenso bekannt durch die Krankheiten, die er bringt, und durch die Schicksalsschläge, die er den Menschen zufügt. Kann man da mit Sicherheit sagen, daß aus dem rauchenden Spiegel das Symbol des Krieges hervorkommt und nicht die Zeichen seiner Gewalt über die Menschheit überhaupt? Man sagt letzteres nicht, weil Wasser und Feuer in der Hand von anderen Gottheiten als Tlaloc etwas ganz Ungereimtes ist, was erst durch intime Untersuchungen der mexikanischen Denkweise verstanden werden kann. Tlauizcalpantecutli, der Morgenstern, sendet an vier von den fünf Perioden, die seinem Einfluß unterliegen, Krankheit, Tod und Mißwachs und nur in einer den Kriegertod.[1]) Im Text der Anales de Quauhtitlan (S. 22), wie in den Bilderschriften, wird sein verderbliches Wirken durch das Verbum tlamina, schießen beziehungsweise durch den vom Wurfbrett geschleuderten Speer ausgedrückt. Diese Waffe genügt neben den verschiedenen getroffenen Objekten, um all das zu bezeichnen. Weshalb sollte nun das Wasser- und Feuer-Symbol, das aus dem Hauptschmuck des Gottes entspringt, oder von seiner Person herabfließt, nur den Krieg bezeichnen? Weshalb ebenso beim Sonnengott, während doch Molina tlaatlatla mit »Verdorren der Saaten durch Wasser und Sonne« übersetzt? Kurz, wie alle Waffen der Götter imstande sind, jede ihrer Tätigkeiten auszuführen, so auch das Atl tlachinolli. Dabei ist nur der Unterschied zwischen Instrumenten der Buße, der Selbstpeinigung, die doch der Mensch selbst, aber gewissermaßen von den Göttern gezwungen vornimmt, und göttlichen Werkzeugen nicht ganz gewahrt. Auch die Götter tragen deshalb Marterwerkzeuge wie die Menschen, fast nie aber haben diese göttliche Waffen, Schild und Speere u. s. w. an sich, da sie, in den mythologischen Bilderschriften nur den leidenden Teil vorstellen. Eine Ausnahme bildet die Stachelwaffe, die im Waffenbündel (Abb. 98) einiger Gottheiten vorkommt, aber auch als Instrument der Buße in der Hand des Menschen (Abb. 99) gebraucht wird. In der Bußszene des Florentiner Codex (Bl. 67) stößt sie ein Mensch durch die Weichteile seines Körpers. Augenscheinlich ist sie von den Priestern in ideelle Beziehungen zur Abbildung des Cipactli (Abb. 100) gebracht, des Tieres, aus dem die Erde gemacht wurde, denn mit dessen Stachelkörper hat es im C. Borgia auffallende Ähnlichkeit. Eine ähnliche Waffe führt besonders Tlaloc, vielleicht weil er am meisten Selbstpeinigungen fordert (Abb. 55). Die anderen Götter, die diese Waffe haben, sind ebenfalls fast die-

[1]) Seler, Zeitschrift für Ethnologie. Verhandlungen. XXX, 1898 (377).

selben, denen auch schon das Beil zusteht, mit Ausnahme von Itztlacoliuhqui, für den Tezcatlipoca und Tepeyollotl hier eintreten,[1]) und hiezu kommt noch Ueuecoyotl für Macuilxochitl.

Gewisse Merkmale deuteten an, daß das Symbol atl tlachinolli mit dem Olin-Zeichen, das aus zwei Schmetterlingen zu bestehen scheint und das Oben—Unten bezeichnet, nahe verwandt ist.[2]) Es müßte demnach, wie dieses, das Oben—Unten, d. h. Sünde, Strafe. Tod, insbesondere den Opfertod bezeichnen, und das liegt in der Tat in dem Atl tlachinolli, das hauptsächlich Symbol des Krieges geworden ist, ebenso wie olin zwischen Adler und Jaguar, d. h. den zum Opfer bestimmten Kriegern gezeichnet ist (Abb. 67). Nachdem

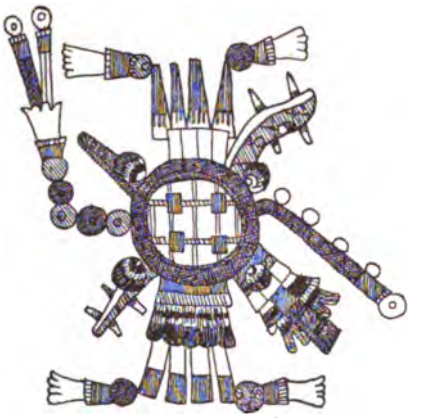


Abb. 98. Waffenbündel. C. Borg. 70.

Abb. 100. Cipactli. C. Borg. 21.

Abb. 99 Büßer auf der Stachelwaffe. C. Borb. 18.

dieser Inhalt für das Oben—Unten, das Herabstürzen gefunden ist, ist es demnach nicht mehr nötig, von den zwei Teilen des Atl tlachinolli oder des Olin, wie wir es früher versuchen mußten, den einen dem Oben, den anderen dem Unten zuzuweisen. Das wird zwar sehr realistisch in dem Symbol Sonne—Nacht zur Anschauung gebracht, braucht aber nicht für alle anderen Zeichen des Oben und Unten verlangt zu werden. So ist es unnötig, nach den Farben Blau und Rot des Olin und des auch farbig entsprechenden Atl tlachinolli am Himmel und auf der Erde, beziehungsweise unter der Erde zu suchen. Wir dürfen deshalb vielleicht auch das Tlilli tlapalli, das wir dem Tiçatl iuitl, den Ausstattungsstücken des zu Opfernden, entsprechend fanden, unbesehen als Oben—Unten auffassen, ohne daß schwarz und rot sich im einzelnen charakteristischer für das Oben, beziehungsweise Unten erwiesen hat, als vorher blau und rot. Dasselbe müssen wir demnach auch von dem mythischen »Tlillan tlapallan«, dem Land des Schwarz und Rot, annehmen. Tragen doch auch die Pulquegötter, die hervorragende Vertreter des Oben und Unten sind und mehr wie alle anderen Gottheiten das Symbol Sonne—Nacht führen, die charakteristischen Farben schwarz, rot im Gesicht. Deshalb ist aber auch Abb. 68, der Jaguar mit dem Opfermesser im Herzen, der das rote und blaue Himmelsschild trägt, ein Symbol des Oben—Unten.

[1]) Bezüglich der Stachelwaffe bei Tlauizcalpantecutli und Tezcatlipoca siehe C. Borgia 49, 17.

[2]) Preuß, Zeitschrift für Ethnologie. XXXIII, 18.

Zum Schluß das Gesagte zusammenzufassen würde nichts weniger bedeuten, als eine systematische Darstellung der Hauptpunkte der mexikanischen Mythologie. Das würde an dieser Stelle zu weit führen, da es hier nur darauf ankam, zu zeigen, wie der Verfasser allmählich zu seinen Schlüssen gekommen ist. Wenn er auch keinem Symbol, keiner einschlägigen Tatsache aus dem Wege gegangen ist, so ist es doch nötig, in einem System noch vieles andere zu berühren, das hier nicht erwähnt ist.[1]) Sollte aber jemand wissen wollen, welche Stellung der eingangs behandelte Vulkanismus in der Mythologie einnimmt, so muß man sagen, eine strikte Antwort wird in der Abhandlung nicht gegeben. In den Bilderschriften und Berichten liegt eine einfache und bei näherem Zusehen leichtverständliche Verbindung der Waffen der Götter in Gestalt besonders von Feuer und Wasser mit den Opferhandlungen der Menschen, ihren Sünden und Bestrafungen dafür vor uns. Die Sünde führt zum Tode, zum Herabstürzen in das unterirdische Reich des Feuergottes, wo alle Vorfahren wohnen. Wasser und Feuer in Gestalt von axixtli (Urin) und cuitlatl (Kot) drücken aber auch direkt und in gewöhnlicher Form indirekt die Sünde selbst aus. Es ist wohl schwer denkbar, daß ein solches System ohne die Idee des die Erde wie den ganzen Kosmos durchdringenden Feuers und Wassers zustande kommen kann. Wie unsere Entscheidung darüber aber auch ausfallen mag, der vorgeführte Zusammenhang der Tatsachen wird nicht davon berührt.

[1]) Seit dem Abschlusse dieser Abhandlung im August 1902 hat der Verfasser zwei ergänzende, beziehungsweise einzelne Punkte zusammenfassende Arbeiten geschrieben, die nächstens erscheinen werden, nämlich: »Die Sünde in der mexikanischen Religion«, Globus LXXXIII, 1903, und »Das Steinbild einer mexikanischen Todesgottheit«, Zeitschrift für Ethnologie, Verhandlungen, XXXIV, 1902.

Anmerkung zu S. 138. Die vierteiligen Platten, die der Obsidianschmetterling oben an den Flügeln (Abb. 11) und Otontecutli auf dem Kopfe trägt (Abb. 12), sind als itlotloma »seine Falkenhände« nach dem Sahagun-Manuskripte (B. II, C. 29) bei Seler, Veröffentlichungen, I. 138, bezeichnet. An einem anderen Orte (Ausland, 1891, 863) gibt Seler nach derselben Stelle des Sahagun-Manuskriptes (B. II, C. 29) den Ausdruck tzoncoyotl oder tzoncoyolli, d. h. Haarschellen für die Platten im Haare des Gottes Otontecutli an und erklärt, die Bezeichnung tlomaitl früher irrtümlich auf diese Platten angewendet zu haben. Unter den fünf Ausrüstungsstücken des Gottes immer an derselben Stelle (aztekischer Sahagun-Text, B. II, C. 29), wird aber das Tzoncoyolli nicht erwähnt, sondern nur das unbekannte Tlomaitl (Seler, Ausland, 1891, 863), so daß man es unwillkürlich auf die Platten im Kopfe bezieht, denn die vier anderen Stücke haben mit ihnen auch nichts zu tun, und sie würden demnach sonst gar nicht erwähnt sein, trotzdem sie so charakteristisch sind. Nun ist mir das aztekische Sahagun-Manuskript nicht zur Hand und ich weiß nicht, in welchem Zusammenhang das Tzoncoyolli unter dem Ausputz des Gottes erwähnt wird. Ich halte aber doch die Identität von tzoncoyolli und tlomaitl für sehr wahrscheinlich. 1. Der Itzpapalotl hat nämlich auf einem Steinrelief des Berliner Museums Arme zu beiden Seiten des Kopfes am oberen Rande der Schmetterlingsflügel (Abb. 68a bei Preuß, Zeitschrift für Ethnologie, XXXI, S. 134). 2. An derselben Stelle hat er in unserer Abb. 11 die viergezackten Platten, das Sinnbild des Feuers. 3. Tlomaitl erklärt der spanische Sahagun (B. II, C. 29) an dem Bilde Otontecutlis als »en los brazos ponian los papeles como olas«, d. h. als wellenförmige Papiere an den Stellen, die dem Orte der Arme und Platten des Obsidianschmetterlings entsprechen 4. Wiederum oben an den Schultern erwähnt Sahagun (IX, C. 13) tlomaitl in der Ausstattung der zum Opfer bestimmten Sklaven am Feste Panquetzaliztli: »En los hombros unas aguilas de gabilanes, que llamaban tlomaitl«. Hier sind also ganze Adler als »Habichtshände« bezeichnet. 5. »Uña de gavilan« heißt auch das Messerchen, mit dem die Herren der Sklaven, die Otontecutli, dem Feuergotte geopfert werden sollten, ihnen die Scheitelhaare »vor dem Feuer« abschnitten. 6. Die aus Federn gearbeiteten Wämse hervorragender Krieger waren »sembradas con unas llamas de oro«, wofür im aztekischen Texte Sahaguns steht: »coztic teocuitlatl inic motlotlouitec», d. h. »sie wurden mit Habichten aus Gold beschlagen« (vgl. Seler, Ausland, 1891, 863). Demnach ist in Nr. 1, 2, 3, 5 und 6 die Symbolisierung der Feuerflamme ausgesprochen, in Nr. 4 wohl ebenfalls, man weiß aber nicht recht, was sie da soll. Man muß sich erinnern, daß der Itzpapalotl, das um sich greifende Feuer, auch als Adler erscheint und zur Schmetterlingsdevise ein Schild mit dem Adlerfuß gehört (siehe vorher 164). Daher ist auf die Platten im Haar Otontecutlis nicht nur der Ausdruck »tzoncoyolli«, sondern auch der andere »tlomaitl« anzuwenden. Für den ganzen Verlauf unserer Erörterungen, die wir an den Itzpapalotl an sich und auf dem Kopfe Otontecutlis geknüpft haben, ist der Name tlomaitl übrigens belanglos.

Die Slovenen.

Von Dr. **A. Weisbach**, k. u. k. Generalstabsarzt in Graz.

(Mit 2 Tabellen.)

Als Schlußstein meiner Untersuchungen über die Bevölkerung unserer Alpenländer folgt hier die Besprechung der Slovenen, verfaßt nach denselben Grundsätzen bezüglich Haar- und Augenfarben und Kopfmaße, wie bei den Deutschen[1]) und Bosniern.[2])

Die Slovenen, der am weitesten nach Westen vorgedrungene Zweig der Südslaven, sind sprachlich am nächsten verwandt den Kroaten, an welche sie auch im Süden (Istrien) und Osten (Kroatien) grenzen und werden von den Deutschen »Winden«, manchmal auch fälschlich Wenden genannt, nicht zu verwechseln mit den Wenden der sächsischen Lausitz und des preußischen Spreewaldes, die zu den Nordslaven gehören.[3])

Sie sind ungefähr im VII. Jahrhundert n. Chr. eingewandert und haben höchst wahrscheinlich allmählich Reste der ursprünglichen keltischen (in den nördlichen Landesteilen) und illyrischen Bevölkerung (in den südlichen) in sich aufgenommen.

Ihr Hauptsitz ist Krain, wo sie nach der Volkszählung von 1890 (die Ergebnisse jener von 1900 sind noch nicht veröffentlicht) 94% der Gesamtbevölkerung ausmachen; von da greifen sie nach Steiermark hinüber, dessen südlicher Teil beiläufig von Marburg an abwärts 83·6% (Bezirk Windischgraz) bis 97·9% (Bezirk Pettau) Slovenen umfaßt, und wo sie längs der Grenze gegen Ungarn (bei Radkersburg) sogar auf ungarischem Boden sich ausgebreitet haben (von den Ungarn Vandalen genannt).

In Kärnten wohnen Slovenen nur in dessen südlichem Teile längs der krainischen Grenze und der Drau und betragen im Bezirke Völkermarkt, an die slovenische Südsteiermark grenzend, die Hauptmasse der Bevölkerung (82%), sonst nur in den Bezirken Klagenfurt Umgebung (40·9%), Villach (37·9%) und Hermagor (25·7%) bedeutende Minoritäten.

Im südlichen Teile des Küstenlandes — Bezirk Tolmein mit 99·8%, Bezirk Görz Umgebung mit 96·3% — und in dessen südöstlichem, Bezirk Sessana mit 98·6%, bilden die Slovenen fast die ausschließliche Bevölkerung, ähnlich wie im Triester Gebiete. In Istrien nehmen sie bloß den nördlichen Teil, die Basis der Halbinsel ein, als ansehnliche Minderheiten im Bezirke Capodistria mit 37% und Volosca mit 31·8%.

Das benützte Menschenmaterial bildeten mit wenig Ausnahmen Soldaten im Alter von 21 bis 25 Jahren und wurden alle Individuen mit nichtslovenischen Namen als kreuzungsverdächtig ausgeschlossen.

Für die betreffenden mühevollen Aufnahmen sei es mir gestattet, meinen besten Dank hier auszusprechen den Herren Kameraden: Oberstabsärzten Dr. Johann Schwarschnig, Matthias Boček, Emil Lugo, dem Stabsarzt Dr. Ferdinand Böhm und den Regimentsärzten Doktoren Ernst Fischl, Ernst Pick, Ferdinand Stauch, Johann Šuk und Karl Turek.

[1]) Die Deutschen Niederösterreichs. Wien 1892, Hölder. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. Bd. XXIV (Oberösterreich), Bd. XXV (Salzburg), Bd. XXVIII (Steiermark), Bd. XXX (Kärnten).

[2]) Ibidem Bd. XXV.

[3]) Sollte die Bezeichnung »Winden« von den Vindeliciern herstammen?

I. Körperlänge.

Die durchschnittliche Körperlänge aller 2481 Mann beträgt 1683 *mm*, gleicht also genau jener der Deutschen Steiermarks, übertrifft etwas jene der Deutschen in Oberösterreich (166 *cm*), Niederösterreich (167 *cm*) und Salzburg (167 *cm*), ohne jedoch die der deutschen Kärntner (169 *cm*) zu erreichen.

Mit dieser Statur bleiben die Slovenen hinter ihren nächsten slavischen Nachbarn, den Kroaten in Kroatien und Slavonien (819 ♂ 1700 *mm*), den Serbo-Kroaten Istriens und Dalmatiens (1802 ♂ 1690 *mm*) und besonders hinter den Bosniern und Herzegowzen (3803 ♂ 1726 *mm*), aber auch hinter den Czechen zurück, welche nach meinen Messungen an 344 Mann (aus Böhmen, Mähren und Slovakei) die mittlere Körperlänge von 1706 *mm* besitzen.

Die Slovenen übertreffen dagegen die galizischen Ruthenen oder Kleinrussen (1356 ♂ 1640 *mm*, Kopernicki), die podolischen Kleinrussen (251 ♂ 1664 *mm*, Talko-Hrinzewicz), die galizischen Polen (2870 ♂, 1622 *mm*, Kopernicki), die russischen Polen (226 ♂ 1634 *mm*, Elkind), die Weißrussen (100 ♂ 1652 *mm*, Eichholz) und die Großrussen, welche letzteren übrigens je nach den verschiedenen Gouvernements auch verschiedene Durchschnittsstaturen besitzen. So 1679 *mm* im Kreise Wladimir, 1673 *mm* in Jaroslaw, 1665 *mm* in Kostroma (in allen zusammen 328.793 ♂, Sograf), 1667 *mm* in Kasan (4397 ♂, Anutschin) und 1643 *mm* in Samara (12.613 ♂, Anutschin[1]).

Nach den einzelnen Ländern zeigt sich die Statur der Slovenen etwas verschieden, indem die Krainer Slovenen (630 ♂) kleiner (1673 *mm*), die Kärntner (369 ♂) und Steirer Slovenen untereinander gleich und etwas größer (1687 und 1686 *mm*), jene des Küstenlandes mit Triest (177 ♂) die größten (1695 *mm*) sind.

Im einzelnen schwanken die Staturen von 153 bis 189 *cm* und verteilen sich folgendermaßen:

Zentimeter	Küstenland mit Triest	Krain	Kärnten	Steiermark	Zusammen
153	—	1	—	1	2
154	—	1	1	—	2
155	—	5	2	2	9
156	—	4	—	10	14
157	1	12	4	7	24
158	—	5	6	20	31
159	—	11	5	13	29
	1	39	18	53	111
160	3	11	12	31	57
161	3	29	8	39	79
162	7	39	15	46	107
163	11	38	20	54	123
164	8	44	17	76	145
165	14	47	16	88	165
166	16	55	24	95	190
167	12	51	16	85	164
168	10	38	28	100	176
169	11	46	18	83	158
	95	398	174	697	1364

[1]) Sämtliche Angaben bezüglich Rußlands nach den Referaten Prof. Stiedas im Archiv für Anthropologie. Bd. XXVI.

Zentimeter	Küstenland mit Triest	Krain	Kärnten	Steiermark	Zusammen
170	13	36	31	98	178
171	13	32	26	93	164
172	5	26	25	73	129
173	8	22	24	63	117
174	9	19	16	52	96
175	8	12	11	54	85
176	8	14	14	27	63
177	4	9	9	33	55
178	4	13	7	20	44
179	2	5	5	18	30
180	2	3	3	6	14
181	2	1	4	6	13
182	1	—	1	4	6
183	2	—	1	4	7
184	—	—	—	1	1
185	—	—	—	1	1
187	—	—	—	1	1
188	—	—	—	1	1
189	—	1	—	—	1
	81	193	177	555	1006
Total	177	630	369	1305	2481

Am häufigsten finden sich Männer der Körperlängen von 165 bis einschließlich 171 *cm* (158 bis 190), darunter die von 166 *cm* (190), 168 *cm* (176) und 170 *cm* (178) am stärksten vertreten. Von dieser Gruppe aus vermindert sich die Individuenzahl jeder einzelnen Größe nach beiden Richtungen hin sehr rasch, und zwar rascher gegen die sehr großen Staturen als gegen die sehr kleinen.

Kleine Männer gibt es im ganzen 111 (4·47%), große, von 170 *cm* an aufwärts, 1006 (40·4%), mittelgroße 1364 (54·9%), welche also wie fast überall die Hauptmasse ausmachen; die Übergroßen, von 180 *cm* an aufwärts, kommen in bedeutend geringerer Zahl (45 = 1·8%) vor als die kleinen, im Gegensatze zu den Serbokroaten Dalmatiens, Bosniens und der Herzegowina, unter welchen die großgewachsenen Männer auch den Mittelschlag überwiegen und übergroße sogar häufiger sind als kleine.

Unter den Slovenen gibt es ebensoviele kleine Männer wie unter den Deutschen Kärntens, weniger als unter den Deutschen in Steiermark, Salzburg, Nieder- und Oberösterreich (5·6 bis 10%); mehr mittelgroße als unter den Deutschen Kärntens (48%) und Salzburgs (54%), jedoch weniger als unter den Deutschen Steiermarks, Niederösterreichs (58%) und Oberösterreichs (60%); endlich nur weniger große als bei den Deutschen Kärntens (47%), dafür mehr als in den übrigen genannten Ländern (29 bis 36%).

Die einzelnen Länder lassen nachstehende Unterschiede im Vorkommen der verschiedenen Größen feststellen: Das Küstenland mit Triest hat die wenigsten (0·5%), Krain die meisten Kleinen (6·1%), welche bei den Slovenen in Steiermark (4%) und Kärnten (4·8%) in fast gleicher Anzahl vorkommen.

Die Mittelstaturen sind gleichfalls in Krain (63·1%) am zahlreichsten, welchem das Küstenland mit Triest (53·6%) und Steiermark (53·4%) mit der untereinander gleichen, aber bedeutend niedrigeren Zahl, schließlich Kärnten (47·3%) mit der niedrigsten folgen. Mit Ausnahme Kärntens umfassen die Mittelstaturen überall mehr als die Hälfte der männlichen Slovenen.

Solche große Staturen finden sich am häufigsten in Kärnten (47·9%), etwas weniger im Küstenlande mit Triest (45·7%) und Steiermark (42·5%), am spärlichsten in Krain

(30·6%); in Kärnten kommen sie ebenso oft vor wie die Mittelstaturen, in allen anderen Gebieten ansehnlich seltener.

Die Gesamtbevölkerung unserer östlichen Alpenländer hat also in den nördlichen Teilen (Salzburg, Ober- und Niederösterreich) einen etwas niedrigeren Wuchs als in den südlichen, deren letzterer keineswegs als klein, vielmehr als groß bezeichnet werden kann.

II. Farbe der Haare.

Die bei weitem meisten Männer besitzen braune Haare (1050 = 42·3%), etwas weniger als die Hälfte, gegen welche die blonden (758 = 30·5%), noch viel mehr die hellbraunen (487 = 19·6%) ansehnlich zurücktreten; schwarze Haare zeigen sich selten (159 = 6·4%) und rote nur in verschwindender Zahl (27 = 1%). Es sind daher die dunklen Haare (1209 = 48·7%) den lichten (785 = 31·5%) weitaus überlegen und stimmt die obige Reihenfolge mit jener bei den Deutschen in Kärnten und Steiermark genau überein.

Selbst das Auftreten der einzelnen Haarfarben läßt zwischen den Slovenen und den Deutschen dieser zwei Nachbarländer bloß geringe Unterschiede wahrnehmen, indem bei den Slovenen wohl etwas mehr dunkle und weniger lichte Haare anzutreffen sind als bei den Deutschen in Kärnten (44% dunkle, 36% lichte) und umgekehrt etwas weniger dunkle und mehr lichte als bei den deutschen Steirern (50% dunkle, 28% lichte). Demgemäß überwiegen unter der ganzen ostalpenländischen männlichen Bevölkerung die dunklen Haare (44 bis 55%), gegen welche die lichten (21 bis 36%) weit zurücktreten, noch viel mehr die mischfarbigen hellbraunen (19 bis 33%). Die dunklen Haare haben ihr stärkstes Verbreitungsgebiet in den östlichen Grenzländern (Niederösterreich, Steiermark), nach Westen hin abnehmend, die lichten in den westlichen Ländern und nach Osten hin abnehmend.

In den einzelnen Ländern stimmen die Slovenen untereinander bezüglich der Häufigkeit der einzelnen Haarfarben nicht überein, wenn auch im allgemeinen überall die dunklen Haare vorherrschen.

So hat auffallender Weise das südlichste Gebiet, das Küstenland mit Triest, die meisten Blonden (65 = 36·7%), Krain (209 = 33·1%) schon weniger, Steiermark (380 = 29·1%) und Kärnten (104 = 28·1%) die wenigsten, letzteres im vollen Gegensatze zu seiner deutschen Bevölkerung.

Bezüglich der hellbraunen Haare steht Steiermark (314 = 24%) mit Kärnten (74 = 20%) obenan; in Krain (82 = 13%) sind dieselben schon seltener, am seltensten im Küstenlande mit Triest (17 = 9·6%), und sind im ganzen die Verschiedenheiten größer als bei den blonden Haaren.

Die braunen Haare wieder finden sich in Kärnten (171 = 46·3%), dann zunächst in Krain (287 = 45·5%) und dem Küstenlande mit Triest (76 = 42·9%) häufiger als in Steiermark (516 = 39·5%); freilich geringere Unterschiede, als bei den zwei vorigen.

Mit schwarzem Haar gibt es die meisten Slovenen im Küstenlande mit Triest (18 = 10·1%), weniger in Krain (42 = 6·6%) und Steiermark (82 = 6·2%), die wenigsten in Kärnten (15 = 4·6%).

Die dunklen Haare umfassen also in diesen Ländern die Hälfte und etwas mehr der männlichen Slovenen, mit einziger Ausnahme Steiermarks; denn sie betreffen im Küstenlande mit Triest 53·1% (94 Mann), in Krain 52·2% (329), in Kärnten 50·9% (188), in Steiermark aber bloß 45·8% (598).

Vergleichen wir nun unsere Slovenen mit den anderen slavischen Völkern, so zeigt sich, daß ihre nächsten Nachbarn, die Serbokroaten des kroatischen Küstenlandes, noch

mehr jene von Istrien viel weniger lichte (erstere 16%, Istrien 15%), dagegen viel mehr dunkle Haare besitzen (kroatisches Küstenland 65%, Istrien 71%); bezüglich der hellbraunen Haare wird der Unterschied minder auffällig, obgleich auch diese bei den Slovenen höhere Zahlen erreichen als im kroatischen Küstenlande (18%) und in Istrien (14·6%).

Der gleiche Unterschied tritt noch greller hervor gegenüber den Serbokroaten Dalmatiens und Bosniens, unter welchen nur äußerst wenige lichthaarige (Dalmatien 8%, Bosnien 9·7%), weit vorwiegend dunkelhaarige (Dalmatien 78%, Bosnien 71·5%) vorkommen; die Anzahl der Männer mit hellbraunem Haar (Dalmatien 14%, Bosnien 18·7%) aber ist nur wenig geringer als bei den Slovenen.

Ganz ähnlich, wenngleich minderen Grades ist es auch den Czechen gegenüber, welche nach meinen Aufnahmen an 344 Mann etwas mehr braune (45%), weniger blonde (26%) und auch im ganzen weniger lichte (28%) und mehr dunkle Haare (52%), dafür gleichviel hellbraune (20%) wie die Slovenen aufweisen.

Ganz anders gestaltet sich ihr Vergleich mit den anderen Nordslaven; denn sowohl bei den Polen, als auch bei den Ruthenen Galiziens (Majer und Kopernicki) finden sich die dunklen Haare viel seltener (Polen 18·6%, Ruthenen 34%), dagegen bei den Polen lichte (45%) viel häufiger, während die Ruthenen ebenso oft lichte Haare wie die Slovenen besitzen; beide Völker aber haben viel öfter hellbraune Haare (Polen 36·4%, Ruthenen 34%).

Die Kleinrussen Podoliens hätten nach Talko-Hrinzewicz sowohl mehr lichte (39%), als auch dunkle Haare (54·6%), dagegen viel seltener hellbraune (6·4%), falls nicht etwa eine andere Abgrenzung der Farben platzgegriffen hat.

Unter den Weißrussen gibt es nach Jantschuk[1]) etwas mehr Männer mit dunklem (52%) und hellbraunem Haar (23·8%), dafür weniger lichthaarige (26%); unter den Großrussen nach Sograf[2]) gleichfalls nur wenig mehr dunkelhaarige (53%) als unter den Slovenen. Bei den Großrussen hat Sograf leider lichte und hellbraunhaarige zusammengenommen (49%?), wodurch eine Vergleichung der einzelnen Farben unmöglich wird.

Nach dem Angeführten läßt sich im allgemeinen behaupten, daß die Slovenen rücksichtlich der lichten und dunklen Haarfarben den Süd- und Ostslaven (in Rußland) durch das Vorherrschen der letzteren Farbe viel mehr ähneln als den Polen und Ruthenen, daß sie jedoch ihren nördlichen Nachbarn, den Deutschen in Kärnten und Steiermark, sowie den Czechen viel näher stehen als ihren nächsten slavischen Nachbarn in Istrien, Dalmatien und Bosnien.

Sowie bei allen von mir untersuchten Völkern gehören auch bei den Slovenen krause Haare (10 = 0·4%) zu den Seltenheiten und gleichen sie hierin den slavischen Bewohnern Bosniens und der Herzegowina (0·1%) sowie den Deutschen in Kärnten (0·5%), Steiermark (0·3%) und Salzburg (0·1%) mehr als den Czechen (2·6%), den Serbokroaten der adriatischen Küstenländer (2·3%) und den Deutschen in Nieder- (2%) und Oberösterreich (1·2%). — Trotz der kleinen Zahl von Individuen sind krause Haare sowohl bei Blonden und Hellbraunen (je 1), als auch bei Braunen (5) und Schwarzen (3) vertreten, daher bei dunklem Haar (0·6%), etwas häufiger als bei lichtem (0·1%).

Die Haarfarbe, für sich allein betrachtet, bleibt ohne Einfluß auf die Körpergröße; denn blonde (1682 *mm*), hellbraune und braune Slovenen (1683 *mm*) besitzen genau dieselbe Statur, welche nur die schwarzhaarigen (1690 *mm*) übertreffen; zusammengefaßt jedoch als lichte (1682 *mm*) und dunkle Haare (1684 *mm*) verschwindet abermals dieser Unterschied.

---

[1]) und [2]) Stiedas Referate im Archiv für Anthropologie. Bd. XXVI.

III. Farbe der Augen.

Die meisten Slovenen haben blaue Augen (788 = 31·3%), an welche sich mit fast gleicher Zahl die braunen (773 = 31·1%) anreihen; ihnen zunächst folgen die grauen Augen (542 = 21·8%), dann mit bedeutend geringerer Zahl die graubraunen (329 = 13·2%), während die grünlichen (47 = 1·8%) und vorzüglich die schwarzen Augen (2 = 0·1%) bloß sehr selten vorkommen.

Die lichten Augen (1330 = 53·6%) sind also viel zahlreicher als die dunklen (775 = 31·2%), die mischfarbigen (376 = 15·1%) am spärlichsten.

Gegenüber den Kärntner Deutschen (lichte 62%, dunkle 28%, mischfarbige 10%) finden sich bei den Slovenen viel weniger lichte, dafür mehr dunkle und mischfarbige Augen, während den Deutschen Steiermarks (lichte 53%, dunkle 29%, mischfarbige 17%) gegenüber die Slovenen gleich oft lichte, wenig mehr dunkle und weniger mischfarbige Augen aufweisen.

Bezüglich der lichten Augen sei bloß noch hervorgehoben, daß blaue bei den Slovenen wohl seltener als bei den Deutschen in Kärnten (35%), aber häufiger als bei den Deutschen in Steiermark (27%) vorkommen, die grauen dagegen seltener als bei den Deutschen in beiden genannten Ländern (Kärnten 27%, Steiermark 26%).

	Augen						
	blau	grau	grau-braun	grün	braun	licht	misch-farbig
Küstenland, Triest	31·6	19·2	6·7	3·9	38·4	50·8	10·6
Krain	30·1	22·0	12·5	3·9	31·2	52·1	16·4
Kärnten	34·4	23·8	11·1	0·8	29·8	58·2	11·9
Steiermark	31·8	21·5	15·0	0·9	30·6	53·3	15·9

Die einzelnen Länder bieten bezüglich der Augenfarben bei den Slovenen bloß geringe Unterschiede. Obwohl im allgemeinen überall die lichten Augen weitaus am öftesten bei mehr als der Hälfte der Männer, viel weniger häufig die dunklen, ungefähr bei einem Drittel, die Mischfarben aber am spärlichsten vorkommen, so ergibt obige Zusammenstellung doch, daß die Slovenen in Kärnten die meisten blauen und grauen, daher im ganzen die meisten lichten und die wenigsten dunklen Augen besitzen, im Gegensatze zu jenen des Küstenlandes, wo das Gegenteil der Fall ist; ferner, daß die Krainer und steirischen Slovenen die meisten mischfarbigen Augen haben, mit den übrigen Augenfarben aber zwischen den beiden zuvor genannten Ländern zu stehen kommen.

In dieser Beziehung offenbaren sich bei den Slovenen auffallend geringere Verschiedenheiten als zwischen den Deutschen dieser Alpenländer, wo die blauen Augen 18·5% (Salzburg) bis 35·5% (Kärnten), die grauen 16% (Niederösterreich) bis 34% (Salzburg), die graubraunen 9% (Kärnten) bis 26% (Niederösterreich), die braunen, also dunklen 21% (Salzburg) bis 31% (Niederösterreich), die lichten daher 42% (Niederösterreich) bis 62% (Kärnten), die mischfarbigen 10% (Kärnten) bis 26% (Niederösterreich) ausmachen.

In unserem Alpengebiete sind daher die lichten Augen bei der männlichen Bevölkerung die weitaus vorherrschenden (42 bis 62%), ganz im Gegensatze zu den Haaren; die dunklen Augen bilden wohl die ansehnliche Minorität von 21 bis 31%, die mischfarbigen die Minderzahl (10 bis 26%).

Verglichen mit den serbokroatischen Bewohnern Istriens, des kroatischen Küstenlandes, Dalmatiens, Bosniens und der Herzegowina unterscheiden sich die Slovenen durch geringeres Vorkommen der dunklen, dagegen häufigeres der lichten und mischfarbigen Augen; denn unter den ersteren finden sich dunkle Augen von 45% (Istrien) bis 63% (Dalmatien), lichte von 29% (Dalmatien) bis 46% (Istrien) und mischfarbige nur 6% (kroatisches Küstenland) bis 9% (Istrien). Die Mischfarben erreichen nur in Bosnien die gleiche Prozentzahl wie bei den Slovenen.

Ziehen wir die entfernteren Slaven heran, wofür trotz der reichen russischen Literatur leider nur wenig Vergleichbares sich vorfindet, so haben die Slovenen weniger graue, mehr braune und blaue Augen als die Czechen (graue 29%, braune 28%, blaue 27%) und galizischen Polen (graue 46·9%, braune 29·1% und blaue 11·5%); den Ruthenen gegenüber weniger braune (38·9% Kopernicki, 38·2% Talko-Hrinzewicz, 42·5% Diebold), aber mehr blaue Augen (18·9% Kopernicki, 15% Diebold).

Die Weißrussen besitzen auffallend mehr mischfarbige (41·7% Jantschuk) und weniger dunkle Augen (9·7%).

Ganz wie bei der Haarfarbe zeigt sich auch die Farbe der Augen für sich allein einflußlos auf die Körperlänge; denn die so geringen Unterschiede von 1684 *mm* bei den Slovenen mit blauen, 1687 *mm* mit grauen, 1680 *mm* mit graubraunen, endlich 1682 *mm* mit dunklen Augen kann man wohl unberücksichtigt lassen. Diesbezüglich stimmen die Slovenen überein mit den Deutschen in Niederösterreich, Salzburg und Steiermark, nicht aber mit jenen Kärntens, bei welchen die blauäugigen Männer um 1 *cm* kleiner als die dunkeläugigen und mit jenen Oberösterreichs, bei welchen wieder die blauäugigen um 2 *cm* größer sind als die dunkeläugigen.

Wie verhalten sich nun die Farben der Haare und Augen zueinander?

Nach der Tabelle I finden sich blaue Augen am häufigsten bei rotem (55·5%) und blondem Haar (54·6%), bei mehr als der Hälfte aller, bedeutend weniger schon bei hellbraunen Haaren (33·4%), bei einem Drittel aller, noch viel weniger bei braunem (17·9%), am spärlichsten bei schwarzem Haar (5%).

Die grauen Augen gleichen in ihrer Verteilung durchaus nicht den blauen, wenn sie auch bei den Blondhaarigen (24·6%) am öftesten beobachtet werden; denn die hellbraunen Haare vergesellschaften sich fast ebenso oft (23·4%) mit ihnen und selbst die braunen Haare (20%) und die schwarzen (17·1%) bleiben nur wenig dahinter zurück; bei rotem Haar aber sind graue Augen (14·8%) am seltensten.

Mit den graubraunen Augen nehmen wieder die hellbraunen Haare (18·6%) den ersten Platz ein, denen mit wenig geringerer Zahl die braunen Haare (16·1%) folgen; rothaarige besitzen schon seltener graubraune Augen (11·1%), am seltensten blond- (7·1%) und schwarzhaarige (6·9%).

Die grünlichen Augen trifft man bei rotem Haar (3·7%) etwas häufiger als bei schwarzem (2·5%), blondem (2·1%) und braunem Haar (2%), am seltensten bei hellbraunem (1%).

Die Anzahl der braunen, also dunklen Augen, zu welchen der Kürze halber die zwei schwarzen mit einbezogen wurden, wächst von den blonden Haaren, wo sie ihre kleinste Zahl (11·4%) aufweisen, ununterbrochen bei rotem Haar (14·8%), hellbraunem (23·4%) und braunem (43·9%) bis zu ihrem Maximum bei schwarzem Haar (68·5%), welche Reihenfolge jener der blauen Augen fast vollkommen entgegengesetzt ist.

Fassen wir die einzelnen Farbenstufen zusammen, so sehen wir, daß lichte Haare sich vorzüglich mit lichten Augen (78·9%), dunkle Haare mit dunklen Augen (47·1%) paaren, letztere freilich nicht in dem ausgesprochenen Grade wie die ersteren; denn bei

dunklem Haar kommen immer noch ansehnlich viel lichte Augen (35·8%), bei lichtem Haar aber nur wenig dunkle Augen (11·5%) vor.

Die mischfarbigen Augen sind bei dunkelhaarigen Männern (17%) viel häufiger als bei lichthaarigen (9·4%), am häufigsten aber bei der Mischfarbe der Haare, der hellbraunen (19·7%), welche mit der Zahl ihrer lichten (56·8%) und dunklen Augen (23·4%) in der Mitte zwischen den licht- und dunkelhaarigen, jedoch näher den ersteren steht.

Rücksichtlich der Kombination zwischen Augen- und Haarfarben stimmen die Slovenen mit den Deutschen Innerösterreichs überein.

IV. Farbe der Haut.

Haare	Zahl	Haut											
		weiß		gelblich		licht		bräunlich		braun		dunkel	
			%		%		%		%		%		%
Rot	27	24	88·8	3	11·1	27	100·0	—	—	—	—	—	—
Blond	758	593	78·2	100	13·1	693	91·4	59	7·7	6	0·7	65	8·5
Licht	785	617	78·5	103	13·1	720	91·7	59	7·5	6	0·7	65	8·2
Hellbraun	487	275	56·4	140	28·7	415	85·2	63	12·9	9	1·8	72	14·7
Braun	1050	483	46·0	269	25·6	752	71·6	252	24·0	46	4·3	298	28·3
Schwarz	159	53	33·3	46	28·9	99	62·2	46	28·9	14	8·8	60	37·7
Dunkel	1209	536	44·3	315	26·0	851	70·3	298	24·6	60	4·9	358	29·6
Summe	2481	1428	57·5	558	22·4	1986	80·0	420	16·9	75	3·0	495	19·9

Vorstehende Zusammenstellung läßt deutlich erkennen, daß die Slovenen mit rotem Haar durchaus lichte Haut, nur selten gelbliche (11·1%) und ganz besonders vorherrschend weiße Haut (83·8%) besitzen.

Bei den Blondhaarigen bilden wohl auch die mit lichter Haut (91·4%) die größte Überzahl, unter welchen etwas mehr schon mit gelblicher (13·1%) vorkommen; allein es finden sich, wenn auch spärlich, doch schon solche mit bräunlicher (7·7%), ja selbst brauner (0·7%), im ganzen 8·5% mit dunkler Haut.

Die hellbraunen Haare vereinigen sich weniger oft mit weißer (56·4%), dafür viel öfter mit gelblicher Haut (28·7%), so daß die lichte Haut (85·2%) immer noch beträchtlich in der Überzahl bleibt, jedoch auch die dunkle (14·7%) mit mehr bräunlicher (12·9%) und brauner Haut (1·8%) sich mehr bemerkbar macht.

Die weiße Haut (46%) nimmt noch mehr ab bei braunem Haar, was mit der gelblichen (25·6%) zusammen nur 71·6% lichte, viel weniger als bei den lichteren Haaren ergibt; dagegen hat die Individuenzahl mit dunkler Haut (28·3%) sowohl bezüglich der bräunlichen (24%), als auch der braunen Haut (4·3%) zugenommen.

Bei den dunkelsten, den schwarzen, Haaren findet sich weiße Haut (33·3%) am seltensten, die gelbliche (28·9%) wohl häufiger als bei dem lichten und braunen, jedoch ebenso oft wie bei den hellbraunen Haaren, und machen also die Männer mit lichter Haut wohl nur 62·2%, weniger als bei allen anderen Haarfarben, wenngleich doch noch mehr als die Hälfte aus. Die dunkelhäutigen (37·7%), mehr als ein Drittel, sind bei ihnen am zahlreichsten, was auch im einzelnen von den Männern mit bräunlicher (28·9%) und brauner Haut (8·8%) gilt.

Je lichter also die Haare, desto mehr nimmt die Zahl der Männer mit lichter Haut zu, mit dunkler ab und umgekehrt, je dunkler das Haar, desto mehr Männer mit dunkler

und weniger mit lichter Haut, ein Befund, übereinstimmend mit den Deutschen in Kärnten und Steiermark.

Im allgemeinen gibt es daher unter den Slovenen 57·5%, mehr als die Hälfte, Männer mit weißer, 22·4% mit gelblicher, 16·9% mit bräunlicher und bloß 3% mit brauner Haut; die mit lichter Haut (80%) bilden also die überwiegende Mehrheit, da die dunkelhäutigen bloß ein Fünftel (19·9%) ausmachen.

In dieser Hinsicht ähneln die Slovenen mehr den Deutschen Steiermarks (84% lichte, 15% dunkle Haut) als jenen Kärntens (67% lichte, 33% dunkle).

Rücksichtlich der Bewohner Bosniens und der Herzegowina fällt bei den Slovenen die weit geringere Anzahl der Männer mit dunkler Haut (55% bei den Bosniern), dagegen die ebensoviel größere der lichthäutigen (45% bei den Bosniern) auf. Mit den Polen und Ruthenen Galiziens läßt sich nach Majer und Kopernicki eine Vergleichung nicht gut durchführen; denn sie geben für die Polen 34·8%, für die Ruthenen 31·9% weiße, für erstere 15·1%, für die letzteren 12·2% bräunliche Haut (wie bei den Zigeunern) an, Zahlen, welche in beiden Farbentönen hinter den Slovenen zurückbleiben. Dagegen nennen sie eine von der Sonne etwas verbrannte Hautfarbe als die vorherrschende beider Völker (Polen 50·1%, Ruthenen 55·9%).

Die Czechen (344 Mann) zeigen eigentümlicherweise weniger oft weiße Haut (47%) und braune (2%), dafür öfter gelbliche (29%) und bräunliche (22%), also im ganzen weniger lichthäutige (76%) und mehr dunkelhäutige Männer (24%) als die Slovenen.

V. Typen.

Die meisten Männer gehören zum hellen Typus (lichte Haare, lichte Augen), nämlich 620 (24·9%), ein Viertel; diesen zunächst folgt der andere reine Typus, der dunkle (dunkle Haare, dunkle Augen) mit 570 Mann (22·9%), dem vorigen fast nicht nachstehend; dann kommen die Mischtypen, und zwar zuerst der am meisten vertretene dunkle (dunkle Haare, lichte Augen) mit 433 Mann (17·4%), nachher der hellbraune (solche Haare mit blauen, grauen und dunklen Augen) mit 391 Mann (15·7%), weiters der graubraune (solche Augen bei allen Haarfarben) mit 329 Mann (13·2%), schließlich der lichte (lichte Haare, dunkle Augen) bloß mit 91 Mann (3·6%) und der wie immer am spärlichsten vorkommende grünliche (solche Augen bei allen Haarfarben) mit 47 Mann (1·8%).

Demnach zählen etwas weniger als die Hälfte zu den reinen Typen (47·8%), etwas mehr als die Hälfte der Männer zu den Mischtypen (51·7%).

In den einzelnen Ländern ist das Auftreten der verschiedenen Typen nicht ganz gleich; so kommt im Küstenlande am häufigsten der helle (28·8%), aber zugleich auch der dunkle Typus (27·6%), außerdem noch der lichte Mischtypus (6·2%) und der grünliche (3·9%), am seltensten der hellbraune (9%) und graubraune Mischtypus (6·7%) vor. Überhaupt sind da die reinen Typen (56·4%) am zahlreichsten, die Mischtypen (43·3%) am seltensten.

Unter den Kärntner Slovenen wieder findet sich der helle Typus (22·7%) und grünliche Mischtypus (0·8%) am seltensten, der hellbraune (18·4%) und dunkle Mischtypus (20%) am öftesten, und sind hier die reinen Typen (45·7%) seltener, die Mischtypen (54%) zahlreicher als in den anderen slovenischen Ländern.

Die steirischen Slovenen weisen die kleinste Zahl des dunklen Typus (22·1%), des lichten (2·2%) und des dunklen Mischtypus (15·7%), dafür die größte Zahl des graubraunen (15%) und gleich den kärntnerischen des hellbraunen Mischtypus (18·3) auf.

Die Krainer Slovenen nähern sich bezüglich des hellen Typus (25·8%) den steirischen, bezüglich des dunklen Typus (23·3%), des graubraunen (12·5%) und dunklen Mischtypus (19·3%), den kärntnerischen, rücksichtlich des hellbraunen (10·6%) und grünlichen (3·9%) den küstenländischen Slovenen, während sie hinsichtlich der Zahl der reinen (49·1%) und der Mischtypen (50·5%) den anderen Slovenen näher stehen.

Typus	Slovenen	Deutsche					Dalmatiner Slaven	Bosniaken	Czechen
		Kärnten	Steiermark	Salzburg	Oberösterreich	Niederösterreich			
Heller	24·9	28·8	22·0	15·5	26·5	14·2	7·5	7·3	20·0
Dunkler	22·9	18·8	21·5	14·3	17·6	23·2	51·7	42·9	20·0
Reine Typen	47·8	47·6	43·5	29·8	44·2	37·4	59·3	50·3	40·1
Lichter Mischtypus	3·6	3·6	3·3	1·3	2·3	2·8	1·5	1·6	3·4
Dunkler »	17·4	20·5	19·1	17·3	14·4	15·8	17·8	17·7	25·8
Hellbrauner »	15·7	18·0	16·4	25·6	15·2	17·4	13·7	15·4	14·5
Graubrauner »	13·2	8·9	14·8	25·8	23·5	26·1	7·6	14·8	15·4
Grünlicher »	1·8	1·0	2·6	—	—	—	—	0·05	0·5
Mischtypen	51·7	52·3	56·3	70·1	55·7	62·5	40·7	49·7	59·8

Mit der Zahl der reinen Typen gleichen die Slovenen den Deutschen in Kärnten, mit dem Unterschiede, daß bei den Slovenen der helle Typus spärlicher, dafür der dunkle häufiger vorkommt; die deutschen Steirer, die überhaupt reine Typen weniger aufweisen, haben sowohl weniger Männer des hellen als auch des dunklen Typus.

Hinsichtlich der Anzahl der Mischtypen stehen die Slovenen ebenfalls den Kärntner Deutschen ganz gleich, damit hinter den steirischen Deutschen zurückbleibend. Im einzelnen stimmen sie mit den genannten Deutschen rücksichtlich des Vorkommens der verschiedenen Mischtypen überein, nur finden sich merkwürdigerweise gerade bei den Slovenen weniger Männer des dunklen Mischtypus und auch des hellbraunen.

Nach obiger Zusammenstellung haben die Deutschen durchaus weniger Männer mit reinen Typen und mehr mit Mischtypen als die Slovenen, was im größten Maße von Salzburg und Niederösterreich gilt. Überall, auch bei den Slovenen, ist der helle Typus mehr oder weniger zahlreicher als der dunkle, mit alleiniger Ausnahme Niederösterreichs, wo das Gegenteil der Fall; durchaus sind die Mischtypen zahlreicher als die reinen.

Während bei den Slovenen, den Deutschen in Kärnten und Steiermark unter den Mischtypen der dunkle der häufigste ist, tritt an dessen Stelle der graubraune in Salzburg, Ober- und Niederösterreich und nebstbei der hellbraune, welcher wohl auch bei allen ersteren die zweite Stelle einnimmt.

Aus Vorstehendem ist der Schluß zu ziehen berechtigt, daß die Slovenen weniger gemischt sind als die Deutschen Innerösterreichs; weiters, daß bei der Gesamtbevölkerung unserer Alpenländer (außer Tirol) der helle Typus nach Süden hin zunimmt, gleichwie auch die Zahl der reinen Typen; endlich, daß die Mischtypen im Gegensatze dazu von Süden gegen Norden an Zahl zunehmen, also die Kreuzung im Süden weniger stattgefunden hat als im Norden, wo Salzburg und Niederösterreich die meist gemischte Bevölkerung aufweisen.

Leider ist es bis jetzt nicht durchführbar, unsere Slovenen den anderen Slaven diesbezüglich zu vergleichen, indem hinsichtlich der Typen nur meine Untersuchungen vorliegen.

Den Adriaslaven gegenüber sind unter den Slovenen viel mehr Männer des hellen, jedoch viel weniger des dunklen Typus und im ganzen weniger reine Typen. Das Gegenteil bei den Mischtypen, welche bei den Adriaslaven (Istrien, kroatisches Küstenland und Dalmatien) viel seltener auftreten. Im einzelnen finden sich unter den Slovenen fast ebensoviele Männer des dunklen Mischtypus wie bei den genannten, aber mehr des hellbraunen, graubraunen und lichten Mischtypus.

Auch die Serbokroaten Bosniens und der Herzegowina weisen, ähnlich den vorigen, viel weniger Männer des hellen und mehr des dunklen Typus, im ganzen mehr reine Typen auf und gleichfalls weniger Mischtypen, obgleich hier die Unterschiede nicht so ansehnlich sind wie bezüglich der vorigen. Auch bei ihnen ist der dunkle Mischtypus in fast derselben Zahl, aber auch der hellbraune, vertreten wie bei den Slovenen, aber der graubraune etwas stärker, der lichte ebenfalls schwächer.

Darnach unterscheiden sich die Slovenen diesfalls von diesen Südslaven mehr als von ihren deutschen Nachbarn.

Verglichen mit den Czechen, sehen wir bei den Slovenen mehr reine Typen, sowohl mehr Männer des hellen als auch des dunklen Typus, dagegen weniger Mischtypen, besonders weniger Männer des dunklen Mischtypus; dies spricht auch bei den Czechen für eine stärkere Mischung als bei den Slovenen.

Im allgemeinen bleiben, wie bei den Deutschen in Steiermark und Niederösterreich und bei den Bosniaken, die verschiedenen Typen ohne Einfluß auf die Körperlänge; denn alle besitzen die gleiche von 168 *cm* und einigen Millimetern (1680 bis 1688 *mm*); bloß der grünliche Mischtypus zeichnet sich durch eine etwas kleinere Statur (von 1678 *mm*) aus.

Nach den einzelnen Ländern sind alle Typen in Krain etwas kleineren Wuchses als in den übrigen Ländern, von welchen die verschiedenen Typen der Slovenen in Kärnten und Steiermark einander ganz gleichen; überall übertrifft der dunkle Mischtypus alle anderen Typen an Statur. Das Küstenland mit Triest hat unter allen beim hellen Typus (1694 *mm*) und beim dunklen Mischtypus (1698 *mm*) die größte Körperlänge und entgegen allen übrigen Slovenen beim hellen Typus einen höheren Wuchs als beim dunklen (1683 *mm*).

VI. Kopfmaße.

Ihre größte Kopflänge berechnet sich durchschnittlich auf 185 *mm*, schwankt aber im einzelnen von 160 *mm* (bei einem Brachycephalus aus Kärnten) bis 210 *mm* (bei einem Dolichoiden aus Steiermark); die größte Breite auf 156 *mm* mit Schwankungen von 132 bis 179 *mm* (beide bei küstenländischen Slovenen).

Mit der Kopflänge gleichen sie den Salzburger Deutschen, stehen aber allen übrigen Deutschen Innerösterreichs nach; mit der Kopfbreite wieder kommen sie den Deutschen Steiermarks gleich, alle übrigen übertreffend.

Nach diesen Durchschnittsmaßen besitzen die Slovenen den Längenbreiten-Index von 843, sind also ausgesprochen brachycephal und zugleich mehr brachycephal als ihre deutschen Nachbarn, bei welchen der Breiten-Index 81 (Kärnten) oder höchstens 82 (in den übrigen Ländern) beträgt. Dagegen stimmen sie diesbezüglich mit ihren italienischen Nachbarn im Westen, den Furlanern, überein, welchen nach Livi (Anthropometria militare, Roma 1896) der mittlere Breiten-Index von 84 bis 85 zukommt.

Dieser Breiten-Index des Kopfes, nach meinen Untersuchungen bei den österreichischen Slaven um 2% verringert, gibt für den Schädel den Index von 82, also gleichfalls ausgesprochene Brachycephalie.

Halten wir Umschau unter den slavischen Völkern:

Volk	Zahl	Kopf			Autor
		Länge	Breite	Index	
Bosnier	3803	182	156	857	Weisbach.[1])
Czechen	344	186	159	854	»
Galizische Polen	1078	180	152	844	Majer, Kopernicki.[2])
Russische Polen	226	185	150	808	Elkind.[3])
Ruthenen (Galizien)	870	182	152	833	Majer, Kopernicki.[2])
» (Bukowina)	200	182	153	841	Himmel.[4])
» (Rußland)	200	183	155	845	Diebold.[5])
» (Podolien)	251	184	151	821	Talko-Hrinzewitsch.[6])
Weißrussen	1102	182	152	832	» »
Großrussen	28793	186	155	828	Sograf.[7])
» Gouvernement Wladimir	?	188	155	825	»
» » Jaroslaw	?	185	152	827	»
» » Kostroma	?	183	156	852	»
Slovenen	2481	185	156	843	Weisbach.

Die Slovenen haben einen etwas längeren, ebenso breiten, daher etwas weniger brachycephalen Kopf als die Serbokroaten Bosniens und der Herzegowina; die Czechen, deren Kopf in beiden Maßrichtungen, besonders rücksichtlich der Breite größer ist, sind ebenfalls etwas mehr brachycephal; die galizischen Polen besitzen die ganz gleiche Brachycephalie, beide Kopfmaße aber kleiner, während die russischen Polen bei gleicher Kopflänge eine bedeutend geringere Breite und daher auch einen Index aufweisen, nach welchen ihr Schädel keinesfalls mehr zu den Brachycephalen gerechnet werden kann.

Die galizischen Ruthenen sind bei kleineren Kopfmaßen etwas weniger brachycephal, jene der Bukowina mit ebenfalls kleineren Kopfmaßen von der gleichen Brachycephalie wie die Slovenen, ebenso die angrenzenden russischen Ruthenen (Kleinrussen), während wieder jene Podoliens weniger brachycephal sind.

Auch die Weißrussen zeigen sich mit kleineren Kopfmaßen weniger brachycephal als die Slovenen, welchen an Brachycephalie die Großrussen ziemlich weit nachstehen, trotzdem die beiderseitigen Kopfmaße bloß wenig verschieden sind; deren Brachycephalie erscheint in den Gouvernements Wladimir und Jaroslaw viel geringer als im Gouvernement Kostroma, wo sie sogar jene der Slovenen übertreffen und jener der Bosnier gleichen.

Die Längenbreiten-Indices der Slovenen bewegen sich in den Einzelfällen zwischen den weit entlegenen Grenzwerten von 692 bei einem Kärntner (keineswegs Skophocephalen) bis zu 1012 bei einem Küstenländischen (siehe Tabelle II), schwanken also viel weiter als bei den Alpenländerdeutschen (70 bis 98), ja selbst bei den Bosniern (72 bis 100).

[1]) Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. Bd. XXV.

[2]) Charakterystyka fizyczna ludności Galicyjskiéj. Krakau 1867.

[3]) Die Weichselpolen. Referat von Prof. Stieda, Archiv für Anthropologie. Bd. XXVI, S. 881.

[4]) Körpermessungen in der Bukowina. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. Bd. XVIII, [S. 83].

[5]) Ein Beitrag zur Anthropologie der Kleinrussen. Dorpat 1886.

[6]) Zur Anthropologie der Bevölkerung Podoliens. Referat von Prof. Stieda, Archiv für Anthropologie. Bd. XXVI, S. 203. — Zur Anthropologie der Bevölkerung Littauens und Weißrußlands. Petersburg 1894. Gleiches Referat, am gleichen Orte. Bd. XXIV, S. 380.

[7]) Anthropologische Untersuchungen der männlichen großrussischen Bevölkerung des Gouvernements Wladimir, Jaroslaw und Kostroma. Moskau 1892. Referat von Prof. Stieda, Archiv für Anthropologie. Bd. XXVI, S. 860.

Unter den Indices von 79 an abwärts sind extrem dolichocephale bloß vereinzelt (11), jene von 79 (111), 78 (81) und 77 (69) die häufigsten, unter den Übergangsindices der von 81 viel häufiger (202) als der von 80 (145). — Die nächste Gruppe der Indices von 82 bis einschließlich 86 zählt die meisten Einzelfälle, ganz besonders der Index von 83 (296) und 84 (249); die folgenden drei Indices von 87 bis 89 haben gleichfalls noch recht zahlreiche Vertreter (169 bis 112), welche weiter aufwärts immer rascher abnehmen, so daß der Index von 90 und 91 noch 55 und 54 Individuen, jene von 92, 93 und 94 bloß 18, 16 und 24, alle übrigen höheren nur mehr einzelne Individuen aufweisen.

Männer mit Indices von 79 abwärts zählen wir 333, solche mit Index 80 und 81 (die nach Abrechnung von 2% für den Schädel die durchaus nicht brachycephalen Indices 79 und 78 ergeben), 347 und solche mit Indices von 82 an aufwärts 1801, — demnach 13·4% Dolichoiden, 72·6% Brachycephale und 13·9% Übergangsformen, also die weit überwiegende Mehrzahl Brachycephale, ähnlich wie in unseren übrigen Alpenländern.

Unter den Slovenen sind durchaus weniger Dolichoiden und mehr Übergangsformen als unter den alpenländischen Deutschen (Dolichoiden 18·5% bis 31·5%, Übergangsformen 7·6% bis 10·6%), während die Zahl ihrer Brachycephali mit jener der Deutschen Steiermarks (73 4%), Salzburgs (72·3%) und Oberösterreichs (70·3%) fast übereinstimmt und nur jene der Deutschen in Kärnten (59%) und Niederösterreich (64·4%) übertrifft.

Die Bosnier haben viel mehr Brachycephali (83·9%), dafür weniger Dolichoiden (6·4%) und Übergangsformen (9·5%) als die Slovenen, von welchen sich auch die Czechen (344 Mann) durch selteneres Vorkommen der Dolichoiden (19 = 5·5%) und Übergangsformen (40 = 11·6%), aber viel häufigeres der Brachycephali (285 = 82·8%) unterscheiden.

Majer und Kopernicki rechnen zur Dolichocephalie die Indices bis einschließlich 77, zur Mesocephalie jene von 78 bis einschließlich 80, alle übrigen von 81 angefangen zur Brachycephalie. Sondern wir dementsprechend die Slovenen (Dolichocephale 5·6%, Mesocephale 13·5% und Brachycephale 80·6%), so finden wir bei ihnen fast die gleiche Zahl von Dolichocephalen wie bei den Polen (5%), aber weniger als bei den Ruthenen (8·2%); bezüglich der Mesocephalen stehen die Slovenen zwischen den Ruthenen (15·8%) mit etwas mehr und den Polen (10·9%) mit weniger und umgekehrt bezüglich der Brachycephali, an welchen die Slovenen etwas ärmer als die Polen (83%), aber reicher als die Ruthenen (75·9%) sind.

In Krain gibt es unter den Slovenen die allermeisten Brachycephali (81·1%) und wenigsten Dolichoiden (6·9%), im Gegensatze dazu bei den Slovenen in Kärnten die meisten Dolichoiden (19·7%) und wenigsten Brachycephali (62%), welche letzteren unter den küstenländischen Slovenen (76·2%) immer noch zahlreicher sind als unter den steirischen (70·9%), während deren Dolichoiden in nahezu gleicher Anzahl (12·9% Küstenland, 14·7% Steiermark) auftreten.

Die Übergangsformen finden sich in Kärnten (17·8%) am öftesten, seltener in Steiermark (14·2%) und Krain (11·9%), am seltensten im Küstenlande (10·7%).

Daraus ist zu schließen, daß in den südlicheren Ländern die nichtbrachycephalen Kopfformen seltener, die brachycephalen häufiger vorkommen als in den nördlicheren, wo daher mehr Beimischungen stattgefunden haben müssen.

Sämtliche Dolichoiden sowie auch die Übergangsformen besitzen die durchschnittliche Körperlänge von 1688 *mm*, welche bei den Brachycephalen mit 1682 *mm* etwas kleiner sich herausstellt, wie es, nur mehr ausgesprochen, bei den Deutschen in Salzburg, Ober- und Niederösterreich der Fall ist.

Blondhaarige Dolichoiden 1684 *mm*, Übergangsformen 1688 *mm*, Brachycephale 1680 *mm*.
Hellbraune » 1689 *mm*, » 1686 *mm*, » 1682 *mm*.

Braunhaarige Dolichoiden 1690 *mm*, Übergangsformen 1688 *mm*, Brachycephale 1681 *mm*.
Dunkelhaarige » 1691 *mm*, » 1687 *mm*, » 1682 *mm*.

Die größere Statur der Dolichoiden gegenüber den Brachycephalen bleibt auch in Geltung, wenn wir gleichzeitig die Haarfarbe berücksichtigen, nur ist bei den blonden der Unterschied geringer als bei den anderen Haarfarben.

Unter den Dolichoiden sind die blonden Männer etwas kleiner als die hellbraunen, die braunhaarigen und dunklen die größten; bei den Brachycephalen aber haben alle die gleiche Körperlänge.

Die Übergangsformen haben bei den Blonden eine wenig höhere Statur als die Lang- und Kurzköpfe, bei den hellbraunen und braun-dunkelhaarigen Männern stehen sie zwischen den etwas höher gewachsenen Dolichoiden und den kleineren Brachycephalen, freilich bloß geringe Verschiedenheiten darbietend.

Typus	Zahl	Dolichoide		Index 80 und 81		Brachycephale	
			%		%		%
Heller	620	80	12·9	88	14·1	452	72·9
Dunkler	570	80	14·0	81	14·2	409	71·7
Lichter Mischtypus	91	15	16·4	9	9·8	67	73·6
Dunkler »	433	52	12·0	53	12·2	328	75·7
Hellbrauner »	391	56	14·3	58	14·8	277	70·8
Graubrauner »	329	48	14·5	57	17·3	224	68·0
Grünlicher »	47	2	4·2	1	2·1	44	93·6
Alle Mischtypen	1291	173	13·4	178	13·7	940	72.8

Die Verteilung der Kopfformen in den einzelnen Typen ist mit wenig Ausnahmen eine ziemlich gleichmäßige, wie vorstehende Zusammenstellung ersichtlich macht.

Die meisten Dolichoiden finden sich beim lichten Mischtypus (16·4%, weniger beim graubraunen (14·5%) und hellbraunen Mischtypus (14·3%) und beim dunklen Typus (14%), welche untereinander ganz gleich, weniger beim hellen Typus (12·9%) und dunklen Mischtypus (12%), die wenigsten beim grünlichen Mischtypus (4·2%).

Dem entgegen sind die Brachycephali ungemein zahlreich beim grünlichen Mischtypus (93·6%), der hierin allen anderen weit vorangeht; dann folgt der dunkle Mischtypus (75·7%) und der lichte (73·6%), weiters mit wenig sich vermindernder Zahl der helle (72·9%) und dunkle Typus (71·7%), der hellbraune Mischtypus (70·8%) und mit den wenigsten Brachycephalen der graubraune Mischtypus (68%).

Die meisten Köpfe mit Indices 80 und 81 besitzt der graubraune Mischtypus (17·3%), ihm zunächst der hellbraune (14·8%), dann der untereinander gleiche dunkle (14·2%) und helle Typus (14·1%), schon weniger der dunkle Mischtypus (12·2%) und besonders der lichte (9·8%), die wenigsten wie bei den Dolichoiden der grünliche Mischtypus (2·1%). Diese Formen nähern sich demnach rücksichtlich ihrer Verteilung in den Typen viel mehr den Dolichoiden als den Brachykephalen.

Alle Mischtypen zusammengenommen weisen von jeder Kopfform nahezu die gleiche Anteilzahl auf wie die reinen Typen, von welchen sie dem hellen Typus ganz gleichen, bezüglich des dunklen jedoch etwas weniger Dolichoiden, aber mehr Brachycephali besitzen, was dem Befunde bei den Deutschen in Kärnten ganz entgegengesetzt ist.

Die Dolichoiden sämtlicher reinen und Mischtypen sind unter den Slovenen durchaus spärlicher als unter den Deutschen unserer Alpenländer; bezüglich der Brachycephalen aber gibt es bei den Slovenen eines jeden Typus wohl großenteils mehr als bei den Deutschen, ausnahmslos in Kärnten und Niederösterreich, wogegen Oberösterreich,

Salzburg und Steiermark bei einigen Typen die gleiche, bei anderen wieder eine größere Zahl von Kurzköpfen besitzen.

Typus	Dolichoide					Index 80 und 81					Brachycephale				
	Zahl	Körperlänge	Kopf			Zahl	Körperlänge	Kopf			Zahl	Körperlänge	Kopf		
			Länge	Breite	Index			Länge	Breite	Index			Länge	Breite	Index
Heller	80	1684	191	149	780	88	1695	187	151	807	452	1680	184	157	853
Dunkler	80	1689	191	148	774	81	1692	188	152	808	409	1680	184	158	858
Lichter Mischtypus	15	1692	191	148	774	9	1677	189	154	814	67	1684	185	159	859
Dunkler »	52	1691	192	149	776	53	1695	190	154	810	328	1687	184	159	864
Hellbrauner »	56	1688	190	148	778	58	1686	188	153	813	277	1682	183	157	857
Graubrauner »	48	1692	190	148	778	57	1668	187	152	812	224	1680	182	157	862
Grünlicher »	2	1664	190	149	784	1	1730	185	150	810	44	1677	181	157	867

Vorstehende Tabelle lehrt, wie die verschiedenen Typen sich rücksichtlich der Staturen und Kopfformen gestalten.

Die Dolichoiden des hellen Typus sind unbedeutend höheren Wuchses als seine Brachycephalen, welche beide hierin von den Übergangsformen (Index 80 und 81) übertroffen werden, die den höchsten Wuchs aufweisen.

Die etwas weniger breiten Dolichoiden des dunklen Typus sind höher gewachsen als jene des hellen, wie bei den Deutschen in Kärnten und Steiermark, und gleichfalls auch höher als ihre Brachycephalen, welche letzteren in beiden Typen sowohl die gleiche Körpergröße als auch die gleiche Kopfform besitzen; auch beim dunklen Typus zeichnen sich die Köpfe der zwei Übergangsindices durch die größte Körperlänge aus, welche jener beim hellen Typus fast ganz gleicht.

Beim lichten Mischtypus müssen ihrer geringen Zahl wegen die Dolichoiden und Übergangsformen außer Betracht bleiben; seine Brachycephalen gleichen an Kopfform jenen der zwei reinen Typen, obwohl beide Kopfmaße und auch die Körperlänge etwas größer sind.

Der dunkle Mischtypus besitzt bei den Dolichoiden und Brachycephalen eine höhere Statur als die vorausgegangenen Typen, und sind ebenfalls die Brachycephalen kleineren Wuchses als die Dolichoiden und wieder die Übergangsformen die größten. Die Köpfe der Dolichoiden sind ein wenig länger, die der Brachycephalen breiter als bei den früher angeführten Typen.

Beim hellbraunen Mischtypus sind die dolichoiden Männer die größten, die brachycephalen abermals die kleinsten und die Kopfmaße beider etwas kleiner als bei den entsprechenden Formen der früheren Typen; trotzdem aber bleiben die Kopfformen nach ihren Indices die gleichen wie bei diesen.

Auch beim graubraunen Mischtypus haben die Brachycephalen eine kleinere Statur als die Dolichoiden, welche diesfalls unter allen die höchstgewachsenen sind; hier sind ausnahmsweise die Männer mit Index 80 und 81 die kleinsten unter allen. Die dolichoiden Köpfe haben genau dieselbe Form wie beim hellbraunen Mischtypus, die brachycephalen eine etwas geringere Länge und daher eine relativ etwas größere Breite als beim genannten.

Die Männer des grünlichen Mischtypus mit brachycephalen Köpfen sind kleiner als alle anderen Brachycephali, ihre Köpfe unter allen die kürzesten und relativ breitesten.

Bei allen Typen sind also die Männer dolichoider Kopfformen höheren Wuchses als die brachycephalen, die Dolichoiden des graubraunen und dunklen Mischtypus die

größten, die des hellen Typus die kleinsten, bei den Brachycephalen jene des dunklen Mischtypus gleichfalls die größten, des grünlichen die kleinsten.

Auch bei den Deutschen Innerösterreichs fanden wir die Statur der Dolichoiden eines jeden Typus fast durchgehends größer als die der Brachycephalen, wovon nur der helle Typus und der dunkle Mischtypus in Kärnten, der dunkle Typus in Niederösterreich und Salzburg eine Ausnahme macht, deren Dolichoiden kleineren Wuchses als ihre Brachycephalen sind. Dem schließt sich teilweise Steiermark an, wo die Körperlänge der Männer beider Kopfformen beim hellen Typus und lichten Mischtypus die gleiche bleibt.

Während bei den Dolichoiden der Slovenen aller Typen die Kopfform dieselbe ist — bloß jene des hellen Typus besitzen etwas breitere Köpfe als alle anderen — haben ihre Brachycephali in den Mischtypen meistens ein wenig breitere Köpfe als in den reinen Typen, was ausnahmslos auch von den Köpfen mit Indices 80 und 81 gilt.

Bezüglich der Kopfform muß hervorgehoben werden, daß die Dolichoiden aller hinreichend vertretenen Typen sowohl bei den Slovenen als auch bei den alpenländischen Deutschen ihrem Index (77 und 78) nach die gleiche Gestalt aufwiesen, die Brachycephali aber bei den Deutschen (meist Index 84, bloß selten 85) etwas schmäler erscheinen als bei den Slovenen (85 und 86).

Die vorstehenden Untersuchungen ergeben folgende körperliche Eigenschaften der Slovenen:

Sie besitzen die durchschnittliche Körperlänge von 1683 *mm*, stehen also nahe der oberen Grenze des Mittelschlages, weshalb auch große Männer häufig (40%), kleine selten (4%) vorkommen, aber doch die Mittelstaturen (55%) die Hauptmasse ausmachen.

Die Mehrzahl (49%), fast die Hälfte, hat dunkle Haare, nicht ganz ein Drittel lichte (31%) und ein Fünftel (20%) hellbraune; bezüglich der Augen aber hat mehr als die Hälfte lichte (53%), und zwar mehr blaue (31%) als graue (22%), nicht ganz ein Drittel dunkle (31%), die wenigsten mischfarbige (15%).

Ihre Haut ist weit überwiegend licht (80%), und zwar viel öfter weiß (57%) als gelblich (22%) und nur bei einem Fünftel dunkel (20%).

Trotz der geringen Anzahl lichter Haare gehört doch ein Viertel aller zum hellen Typus (25%), welchem freilich der dunkle Typus (23%) nahezu gleichkommt, so daß also fast die Hälfte (48) dem reinen Typus zufällt und etwas mehr als die Hälfte (52%) den Mischtypen. Unter diesen letzteren gibt es mehr Männer des dunklen (17%) und hellbraunen (16%) als des graubraunen (13%), nur sehr wenige des lichten (4%) und grünlichen Mischtypus (2%).

Ihr Kopf ist durchschnittlich 185 *mm* lang und 156 *mm* breit, also mit dem Index von 84 ausgesprochen brachycephal und kommen Dolichoide (Index von 79 an abwärts) nur wenige (13%) vor.

Bei den verschiedenen Typen bleibt die Zahl der Dolichoiden und Brachycephalen mit wenig Ausnahmen fast gleich, was vorzüglich von den zwei reinen Typen gilt.

Die dolichoiden und brachycephalen Köpfe aller Typen sind je fast gleich; die dolichoiden Männer aber sind durchaus etwas höheren Wuchses (1688 *mm*) als die brachycephalen (1682 *mm*), und haben unter den Dolichoiden der graubraune und dunkle Mischtypus, unter den Brachycephalen ebenfalls der dunkle Mischtypus die größte Körperlänge — unter den Dolichoiden der helle Typus, unter den Brachycephalen der grünliche Mischtypus die kleinste.

Von den nächsten Deutschen (in Kärnten und Steiermark) unterscheiden sich die Slovenen durch häufigeres Vorkommen dunkler Augen, des dunklen Typus und überhaupt der reinen Typen, durch selteneres Vorkommen grauer Augen und der Mischtypen; außerdem durch größere Brachycephali und selteneres Auftreten von Dolichoiden.

Land	Kopfform	Rote Haare					Blonde Haare					Hellbraune Haare					Braune Haare					Schwarze Haare					Summe
		Augen																									
		blau	grau	graubraun	grün	braun	blau	grau	graubraun	grün	braun	blau	grau	graubraun	grün	braun	blau	grau	graubraun	grün	braun	blau	grau	graubraun	grün	braun	
Küstenland mit Triest	Dolichoide	—	—	—	—	—	7	1	—	—	3	1	1	1	—	2	—	—	—	—	5	—	—	—	—	2	23
	Index 80 und 81	—	—	—	—	—	5	1	—	—	1	—	—	—	—	—	2	1	3	—	4	—	—	—	—	2	19
	Brachycephale	—	1	—	—	—	24	12	2	2	7	4	2	—	—	6	12	15	4	5	25	1	—	2	—	11	135
	Summe	—	1	—	—	—	36	14	2	2	11	5	3	1	—	8	14	16	7	5	34	1	—	2	—	15	177
Krain	Dolichoide	1	—	—	—	—	6	5	1	—	1	2	2	1	—	2	6	6	1	—	9	—	—	—	—	1	44
	Index 80 und 81	—	—	—	—	1	13	4	4	1	3	4	—	2	—	3	5	5	12	—	14	2	1	—	—	1	75
	Brachycephale	7	—	—	—	1	78	49	13	10	21	21	15	8	4	18	44	47	36	9	93	1	5	1	1	29	511
	Summe	8	—	—	—	2	97	58	18	11	25	27	17	11	4	23	55	58	49	9	116	3	6	1	1	31	630
Kärnten	Dolichoide	—	—	—	—	—	11	3	1	—	2	6	9	—	—	1	7	4	6	1	20	—	1	—	—	1	73
	Index 80 und 81	1	—	—	—	—	10	2	4	—	1	12	3	1	—	1	6	7	3	—	13	—	—	1	—	2	66
	Brachycephale	—	1	1	—	—	35	21	2	1	11	17	10	5	—	9	22	24	16	1	41	—	3	1	—	8	228
	Summe	1	1	1	—	—	56	26	7	1	14	35	22	6	—	11	35	35	25	2	74	—	4	2	—	11	369
Steiermark	Dolichoide	2	—	—	—	—	34	10	5	—	9	17	5	14	—	8	11	12	18	1	33	—	5	—	—	9	193
	Index 80 und 81	1	2	—	—	—	37	12	5	—	3	11	13	8	—	11	8	13	14	—	39	2	1	—	—	6	186
	Brachycephale	3	—	2	1	2	154	67	17	2	25	68	54	51	1	53	65	76	57	4	165	2	11	6	3	37	926
	Summe	6	2	2	1	2	225	89	27	2	37	96	72	73	1	72	84	101	89	5	237	4	17	6	3	52	1305
	Gesamtsumme	15	4	3	1	4	414	187	54	16	87	163	114	91	5	114	188	210	170	21	461	8	27	11	4	109	2481

Slovenen. Tabelle II.

Index	Rote Haare					Blonde Haare					Hellbraune Haare					Braune Haare					Schwarze Haare					Zusammen
	Augen																									
	blau	grau	graubraun	grün	braun	blau	grau	graubraun	grün	braun	blau	grau	graubraun	grün	braun	blau	grau	graubraun	grün	braun	blau	grau	graubraun	grün	braun	
69	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	1
71	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	1	3
72	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1
73	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	1	—	—	1	—	—	—	1	—	1	—	—	1	6
74	—	—	—	—	—	2	1	—	—	—	—	1	—	—	—	1	1	—	—	2	—	—	—	—	—	8
75	—	—	—	—	—	3	—	—	—	2	2	2	—	—	—	1	3	2	—	3	—	—	—	—	—	18
76	1	—	—	—	—	4	3	1	—	3	7	—	5	—	—	—	—	1	—	8	—	—	—	—	2	35
77	2	—	—	—	—	7	9	2	—	3	5	5	4	—	1	8	3	6	1	10	—	1	—	—	2	69
78	—	—	—	—	—	14	—	2	—	2	9	5	2	—	5	3	7	10	—	17	—	3	—	—	2	81
79	—	—	—	—	—	24	8	2	—	4	3	4	4	—	7	10	8	6	1	24	—	1	—	—	5	111
80	—	1	—	—	—	27	3	5	—	2	11	8	3	—	7	11	9	18	—	29	3	1	1	—	6	145
81	2	1	—	—	1	38	16	8	1	6	16	8	8	—	8	10	17	14	—	41	1	1	—	—	5	202
82	2	—	—	—	—	41	28	5	4	6	15	9	7	—	11	19	16	11	1	36	1	3	2	—	12	229
83	3	—	—	—	—	47	22	4	2	13	30	11	8	1	16	21	22	19	2	53	—	4	—	—	18	296
84	1	1	—	—	2	40	17	4	3	8	13	9	7	1	15	23	27	18	1	42	—	2	1	—	14	249
85	2	1	1	1	—	31	17	2	1	10	18	5	5	—	10	12	12	10	3	33	—	4	2	1	10	191
86	—	—	—	—	—	34	23	6	1	3	11	14	14	1	7	16	26	11	5	39	—	1	—	1	4	217
87	—	—	—	—	1	30	6	2	—	9	7	4	5	—	4	10	22	12	1	36	1	2	1	—	3	156
88	2	—	—	—	—	24	18	2	1	6	1	13	8	—	8	13	11	12	2	33	1	1	3	—	10	169
89	—	—	1	—	—	20	10	1	—	2	10	4	2	1	5	12	11	6	3	18	—	—	1	—	5	112
90	—	—	—	—	—	7	2	1	1	2	2	3	2	—	2	5	6	5	—	13	—	1	—	—	3	55
91	—	—	1	—	—	10	2	3	—	2	1	3	3	—	4	4	4	3	1	9	1	—	—	1	2	54
92	—	—	—	—	—	3	2	—	—	—	1	3	—	1	—	1	3	2	—	2	—	—	—	—	—	18
93	—	—	—	—	—	2	1	1	—	2	—	—	—	—	1	3	1	2	—	1	—	—	—	—	2	16
94	—	—	—	—	—	2	—	3	1	—	1	3	2	—	1	—	1	1	—	7	—	1	—	—	1	24
95	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	1	—	1	—	—	—	—	—	—	—	3
96	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	1	3
97	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1
98	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	1	—	—	—	—	—	2
99	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2
100	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	1	—	—	—	—	—	—	—	1	—	3
101	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1
Summe	15	4	3	1	4	412	189	54	16	87	163	114	91	5	114	188	210	170	21	461	8	27	11	4	109	2481

G. Bancalari und die Methode der Hausforschung.

Von Dr. Rudolf Meringer, Universitätsprofessor in Graz.

Als unverbrauchter, jugendlich leidenschaftlicher Mann ist der Oberst a. D. Gustav Bancalari im Jahre 1889 in die Kulturforschung hineingesprungen. Vom Soldatenstande hatte er fröhliches Angreifen mitgebracht, sein gescheiter Kopf erleichterte ihm das Zurechtfinden auf völlig neuem Boden, seine tüchtige allgemeine Bildung, namentlich Kenntnisse von Sprachen und zeichnerische Fähigkeit, kamen ihm weiter zu statten.

Das war aber auch seine ganze Ausrüstung. Mit keiner Wissenschaft in festem, schulmäßigem Zusammenhange stehend, war er in allen methodischen Fragen auf sich selbst angewiesen. Auch hier half ihm seine natürliche Anlage; was manchem erst die Wissenschaft verleiht, das hatte er von Geburt aus, den Tatsachensinn. Wo er aber darüber hinausging, wo er Hypothesen schmiedete, da hing er völlig in der Luft wie Triçanku, den die indischen Götter nicht in den Himmel ließen, Viçvamitra aber wegen seiner Verdienste über der Erde hielt.

Richtig ist allerdings, daß heute noch gar kein deutscher Hausforscher völlig ausgerüstet an die Arbeit ging. Ich habe das für meinen Teil immer aufrichtig zugestanden und beklagt. Viel wäre mit geeigneten Hilfskräften zu erreichen. Für diese fehlen aber bei dem geringen Interesse an der Hausforschung die Mittel, ohne die auf solchem Gebiete nichts besseres geleistet werden kann. Was aber Bancalari nicht zu seinem Vorteile von anderen Hausforschern unterscheidet, ist, daß er bei der Erklärung viel zu viel erreichen wollte. Und unter dem Vielen ist nur selten das Richtige zu finden.

Der Hausforschung nützen heute noch keine völkerpsychologischen und anthropologischen Spekulationen, die Hausforschung kann vorab nichts anderes sein als die vergleichende und historische Formenlehre der Typen des Hauses und des Hausrates.

Ich hatte bald Beziehungen zu Bancalari. Bancalari hat seine erste Wanderung 1889 gemacht [1]), ich 1890 [2]). Seine erste Arbeit erschien, als meine im Manuskripte fertig war; ich konnte aber noch vor dem Drucke meiner Arbeit die seine benutzen. War er von A. Meitzen, so war ich von R. Henning angeregt worden. Unlängst hat Jemand Bancalari den »Führer der österreichischen Bauernhausforscher« genannt. Das war Bancalari allerdings nicht. Ich sehe auch nicht, daß die anderen Hausforscher, die fast alle selbständige Naturen sind und jeder von einer anderen Seite zu diesem Stoffe kamen, in direkter Abhängigkeit von Bancalari gewesen wären. Auf mich konnte Bancalari wenig Einfluß nehmen; dazu fehlten alle Vorbedingungen. Wir gingen von Anfang an und später nebeneinander und grüßten, wenn wir uns begegneten, riefen aber einander nicht, wenn wir uns aus den Augen verloren hatten.

Aber gewiß ist, daß selbständigen Menschen Bancalari nur nützen konnte. Gefördert hat er uns alle durch seine weiten Rekognoszierungsfahrten, wenngleich diese

[1]) Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. XXII, S. B. [59].

[2]) A. a. O. 1891, XXI, 101.

wie unsere Reisen das überraschende Resultat der großen Übereinstimmung der Erscheinungsformen auf oberdeutschem Boden hatten.

Die Generation, welcher Bancalari ein »Führer« werden könnte, müßte erst kommen. Ich muß gestehen, daß ich da gerade wegen seiner Methode große Befürchtungen nicht abweisen kann. Sie zerstöben in nichts, wenn Hoffnung vorhanden wäre, daß der Hausforschung neue, wirklich wissenschaftlich geschulte Jünger erstehen werden. Das ist leider nicht der Fall.

Bancalari hat eine ganze Menge von Schlagwörtern und Redensarten, die Erklärungen sein sollen, auf die Hausforschung angewendet, Lesefrüchte, die ganz genießbar scheinen, die aber meines Erachtens gefährlich sind und gewiß das nicht befördern werden, was Bancalari selbst gewünscht hat, eine durch keinerlei Hypothesen getrübte Materialaufnahme. Ich werde also gerade diesem Teile der Bancalarischen Schriften meine Aufmerksamkeit zuwenden. So segensreich sein tapferes Vorbild im Sammeln wirken kann, ebenso verführend sind diese aus der älteren populärwissenschaftlichen Literatur stammenden Schlagwörter.

Vielleicht wird man es bedauern, daß ich solche Kritik nicht schon bei Bancalaris Lebzeiten geübt habe, Ich sah damals keinen Grund dazu, öffentlich zu polemisieren, brieflich und im Verkehre mit Bancalari habe ich es getan. Bancalari konnte über meine Meinungen unterrichtet sein. Ich stimmte aber Bancalari darin gerne zu, daß vorläufig ein Streit der Sache leicht schaden könne. In der letzten Zeit bot ich jedoch Bancalari die öffentliche Auseinandersetzung an — es handelte sich um die »Flur«-Angelegenheit — das heißt um die Begriffsbestimmung des »oberdeutschen« Hauses. Wenn es notwendig ist, will ich übrigens diesen brieflich geführten Streit um den Flur gelegentlich veröffentlichen, deshalb, weil ich auch hier die Folgen einer verfehlten Nomenklatur — Bancalari sprach bekanntlich von einem »Flurhallenhaus« — befürchte.

Ich will zu den wichtigeren Arbeiten Bancalaris Bemerkungen machen und sie einer genaueren Kritik unterziehen. Es scheint mir durchaus nötig zu sein, auf die Arbeiten Bancalaris im einzelnen einzugehen und dabei verschiedene Stellen im Wortlaute zu wiederholen. Ich beginne mit den im »Ausland« und »Globus« erschienenen Aufsätzen. Den in der Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik, XI, 159, erschienenen Aufsatz Bancalaris über »Das bosnische Wohnhaus« übergehe ich.

Ausland, 1890, LXIII, 467, »Forschungen über das deutsche Wohnhaus«. I. »Beschreibung des kärntnerischen Haustypus«. Bancalari hat hier als erster jenen Typus beschrieben, welchen ich »Herdhäuser« nenne, Häuser auf oberdeutschem Boden, die es aber zu keiner »Stube« gebracht haben. Vgl. Bancalaris Fig. 3. Man betritt in jenem Hause, durch den Flur schreitend, rechts »das Wohn-, Koch- und Eßzimmer« mit dem Herd in der Ecke. Die Bettstätten stehen in einer dahinterliegenden Kammer. Ich habe später (1895) ähnliche, aber noch altertümlichere Herdhäuser in der Nähe von Vorau gesehen, mit den Betten im Herd- und Wohnraume, die dann auf meine Anregung J. R. Bünker zu einer schönen Studie Anlaß gab (siehe Bancalari selbst, 487, Fig. 22 und meine Anzeige in der Zeitschrift für österreichische Volkskunde, VI, 127). Ich betone, daß diese, Bancalari also bekannten Herdhäuser, ihn weder an dieser Stelle noch irgend jemals später zu eingehender Betrachtung bewogen. — Häuser mit Halbwalm vorne und Ganzwalm rückwärts a. a. O. 469, gehen tief in das kroatische Sprachgebiet hinein. — Auf Seite 470 sagt Bancalari: »Das halbe Walmdach (der »Tschopf«) und das steile Satteldach aber lassen diese Hütte als kärntnerisch erscheinen, und so erlaube ich mir denn, diese Bestandteile als die

eigentlich typischen zu betrachten« [1]). Das ist nach dem Bemerkten falsch. Und wenn es wahr wäre, müßte man noch immer ablehnen, wegen eines einzigen Merkmales — hier, nach Bancalari, der Dachform — von einem »Typus« zu reden. Es ist wahr, daß auch mein »bosnisches« Haus, das nach seiner äußeren Erscheinung, aber nicht nach seinem Inhalte, schon bei Agram beginnt, sich hauptsächlich äußerlich durch sein Dach von nahverwandten benachbarten Typen unterscheidet; aber es hat auch sonst noch eine große Zahl Besonderheiten, namentlich in Betreff der Stube, so daß man hier wohl von einem »Typus« sprechen kann. — Die »Fludermühlen«, nach Bancalari »seitenschlächtige« Mühlen, sind ihm »Überbleibsel aus der alten Slavenzeit«. Die zahlreichen turbinenartigen Mühlen Bosniens haben nach meiner Erinnerung niemals eine solche seitliche Wasserzuleitung wie die bei Bancalari, 471, Fig. 8, woraus wohl zu folgern ist, daß die Flügel des Rades schief gestellt sind und das Wasser von oben herabfällt, wie bei der Turbine der Kunstmühle.

An den Zeichnungen dieses Aufsatzes ist manches auszusetzen, trotzdem Fig. 1, 5*b*, 5*c* sehr gelungen sind. Die Mängel der Grundrisse Fig. 3 und 4 erklärt Bancalari S. 469 sehr richtig mit der Aufregung der Hausbewohner, die, wie jeder weiß, sogar noch länger andauert als der unerbetene Besuch des Forschers. Aber Fig. 6 zeigt eine Blockhütte mit Tür ohne Türstock, was ganz unglaublich ist, Fig. 7 eine Fludermühle mit senkrechtem Rade mitten im strömenden Wasser stehend, was keine Bewegung ergäbe, weil die Drehungsmomente nach rechts und links gleich wären und sich gegenseitig aufhöben.

A. a. O. 485. II. »Modifikationen und Verbreitung des Kärntnerhauses.« S. 486: »Für mich ist Slavenhaus und niedereres, unscheinbares, ebenerdiges Gebäude ... gleichbedeutend geworden«, eine Äußerung, die Bancalari wenige Jahre später wohl nicht mehr in der Form aufrecht erhalten hätte, weil auch die Häuser der Deutschen dieses Stadium durchgemacht haben. Einen schönen Herdhaustypus bildet Bancalari in Fig. 20—22 ab. Die »Rauchstube« enthält Küche, Wohnung, oft auch Betten. Von den Zeichnungen behaupte ich von dem Kukuružnjak aus Jajce, Fig. 18, mit Bestimmtheit, daß sie falsch geraten ist (die Böcke stehen nämlich nicht vor). In Fig. 19 bringt Bancalari ein Bild »Slovenisches Bauernhaus mit getrennter Vorratskammer« aus dem Kronprinzenwerke. Es ist seltsam, daß uns hier der Künstler eine Vorratskammer auf sage zwei Beinen zumutet, noch seltsamer, daß Bancalari (neuerdings auch Herr Rhamm) dieses Gebilde ohne Bedenken wieder abdruckt. Jeder Techniker erklärt diese Vorratskammer für ein konstruktives Monstrum. Bei Fig. 15 und 16 sind Grundriß und perspektivische Ansicht wenig im Einklange. Daß der Schopf »übertrieben« ist, hat Bancalari schon selbst in gewissenhafter Weise angemerkt.

A. a. O. 528, III. »Bedenken gegen die volkstümliche Entstehung und Entwicklung des Halbwalmdachtypus.« Bancalari legt sich die Frage vor: »Wie wär' es, wenn auch das Tschopfdach nichts Nationales, Volkstümliches wäre?« Er denkt an die Möglichkeit eines »Baumeistertypus«, neigt aber dann doch der Meinung zu, daß der »Tschopftypus« etwas altes, ererbtes ist und weite Verbreitung gehabt habe, denn er lasse sich auch in Linz und Steyr nachweisen. Durch ein Bild aus dem XV. Jahrhundert (Bancalari, Fig. 24) sei die »uralte Volkstümlichkeit« unseres Typus gerettet. Der Landmann klebe ja sehr am Gewohnten. »Der Hausbau des Landmannes hat im allgemeinen etwas vom Instinkte ‚nestbauender Tiere'«, S. 530.

[1]) Was ich in Zitaten sperre, ist zumeist von mir gesperrt, weil ich das, worauf es mir ankommt, hervorheben will, ein Vorgang, der gewiß erlaubt ist.

Bancalari fährt fort: »Polnische Bauern, welche ihre abgebrannten Dörfer wieder aufbauen und die Schwalben, welche ihre mitverbrannten Nester erneuern, machen gleichartigen Eindruck«.

Der Aufsatz IV auf S. 530 bringt: »Schlußfolgerungen«. Nachdem Bancalari sich verschiedene Gedanken über die Verwandtschaft, über alemannische und fränkische Bauweisen und ihren Zusammenhang mit seinem »Tschopftypus« gemacht hat, kommt er zu dem nicht genügend motivierten Schlusse, daß der Kärntnertypus, das ist eben sein »Tschopftypus«, dem fränkischen Haustypus beizugesellen sei (S. 531). In Bezug auf das slovenische Haus verspricht Bancalari, S. 532, weitere Nachforschungen: »Mir schiene das Verschwinden slavischer Eigenart im Wohnhause höchst merkwürdig...« Bancalari gesteht ein, daß seine Erklärung des »Tschopfhauses« als »altfränkisch« mit der Tatsache, daß Innerösterreich von den Bajuvaren besiedelt wurde, im Widerspruche zu stehen scheint. Ein langer Exkurs des Aufsatzes ist der Frage der Namengebung gewidmet. »Wenn man bei einem Typus ein ausnahmslos erscheinendes Merkmal technischer oder anderer Natur entdeckt, so scheint mir dies in den Typennamen zu gehören.« Ja, wenn das Merkmal nur diesem Typus zukommt, was beim Halbwalm (Tschopf oder Schopf) nicht der Fall ist. »Landschaftliche Namen sind nicht immer, aber meistens unbrauchbar; denn wenige Landschaften haben eine eigene, ungemischte, mit der Landschaft verwachsene Hausform.« Die Stelle ist sehr wichtig, denn Bancalari hat nicht immer so richtig geurteilt. »Nationalnamen sind gut, aber erst dann, wenn die Resultate der Forschung abgeschlossen sind«. Was seine guten Wege noch hat, muß man hinzusetzen. Am schlimmsten scheinen mir die Nationalnamen nach verschollenen Völkern zu sein. »Technisch beschreibende Namen verdienen... den Vorzug. Hallenhaus für das sächsische, Vorhallenhaus für das nordische, Hoftypus für das neufränkische und Halbwalmhaus für das Kärntner und für Meitzens »allemannisches«, also nach meiner Meinung für das altfränkische Haus würde die Typen bezeichnen...« Ich stimme zu, wenn die technischen Namen richtig und bezeichnend gewählt werden, was nach einem Merkmale kaum angeht. Bancalaris Namen sind entweder falsch oder nicht bezeichnend, denn — man erlaube mir Bancalaris polemischen Stil in diesem Falle nachzuahmen — jedes Wiener Kaffeehaus ist im Winter ein Vorhallenhaus, nordisch.

Mir will scheinen, daß auch die Hausforschung sowie die Linguistik noch immer am besten ihre Namen der Geographie entlehnt. Freilich muß man bedenken, wie Bancalari selbst hervorhebt, daß »Salzburger Haus« nur bedeutet »der oder die Typen in Salzburg«. Ebenso spricht der Linguist von Jonisch, Attisch, Böotisch, Thessalisch, charakterisiert diese Dialekte und notiert örtliche Abweichungen, Grenzübergänge u. s. w. Ich sehe nicht ein, daß die Hausforschung anders vorgehen könnte. Nur müßte sie ihre Namen von der heutigen Geographie nehmen oder von den heutigen Völkern und Stämmen, nicht von verschwundenen.

Ausland, LXIV 1891, 607, V: »Alpine Typen im allgemeinen.« Bancalaris Theorie vom kärntnerischen »Tschopfhause« erlitt bald Schiffbruch. Virchow trat ihm entgegen mit dem Bemerken, daß auch das niedersächsische Haus zumeist ein Halbwalmdach habe.[1]) Bancalari erwiderte (S. 608), er lege auf seine Namenwahl überhaupt nur ein geringes Gewicht. Das ist sich selbst abgerungen und zeigt von Bancalaris vornehmer Denkart.

Aber Bancalari ist von Selbsttäuschung umfangen, wenn er glaubte, mit dem Opfer des Namens sei es abgetan. So gut wie alles, was er sich dabei dachte, war falsch.

[1]) Zeitschrift für Ethnologie. 1890, XXII [576].

A. a. O. 608, VI: »Alpine Typen in Südbayern, Nordtirol, Vorarlberg, Liechtenstein.« Hier handelt Bancalari vorwiegend vom »Achensee-Typus«. Zur S. 611 möchte ich bemerken, daß ich die »Harfe« im ganzen Pustertale gesehen habe.

Fortsetzung S. 623: »Es schien mir, als wenn dichter Hochwald das Auftreten von Blockbauten, weitgehende Lichtung jenes von leichterem Riegelbau mit Bretterverschalung mit sich bringe.« Das sind Gedanken, die man sich machen kann, bei denen es sich nur mehr darum handelt, ob sie auch wahr sind. In Bosnien herrscht in den waldreichsten Teilen der Riegelbau. Freilich wäre es sehr schön, etwas über das Verhältnis von Block- und Riegelbau, z. B. ihr relatives Alter u. s. w. zu wissen. — Fig. 35, Haus aus S. Anton (Arlberg), bringt einen Grundriß, an dem man sehen kann, inwieweit Bancalaris Ansichten vom Flur und die meinigen voneinander abweichen. Bancalari hätte gewiß erklärt, daß der Hausgang der Rest des alten Einheitsraumes war und daß die Küche erst verlegt worden war, d. h. besser gesagt der Herd. Ich sehe dort ein »Seitenflurhaus«, wo der Flur aus einer Laube entstanden ist, wozu man meine erste bosnische Arbeit in den Wissenschaftlichen Mitteilungen aus Bosnien und der Herzegowina, 1900, VII, 253, Fig. 8, und 250, Fig. 4 *d*, vergleichen möge. Sehr lehrreich für Bancalaris Ansichten sind seine Fig. 38, S. 625, ein altes Haus in Feldkirch (Vorarlberg) darstellend, und seine daran geknüpften Worte: »... Hausflur, welche zugleich Küche und Aufenthaltsort der Familie ist ...«; d. h. ein Flur ist eben gar nicht vorhanden, sondern nur ein Herdraum, eine Küche, die wohl auch so genannt wurde, denn ich glaube, daß eine andere Bezeichnung von Bancalari wohl angegeben worden wäre, während er auf dem Plane schreibt: »Küche«. Oberhalb der Küche liegt der »Obergang«. Für mich ist das Erdgeschoß ein Küchen-Stubenhaus. Ich würde es dreizellig nennen, denn es enthält Herdraum, Ofenraum (sogar zwei, was ich aber nicht zähle, weil mir gleichartige Zellen immer nur als eine gelten) und Schlafraum (Kammer). Bancalari war überzeugt, daß der Raum, in dem man das Haus betritt, zumeist der Flur, der eigentlich charakteristische Raum des oberdeutschen Hauses sei, in dem einmal der Herd gestanden sei. Das ist natürlich eine ganz willkürliche Annahme, wie uns die oft völlige Bedeutungslosigkeit des Raumes lehrt, der in vielen Fällen aus einer angewachsenen Laube entstanden ist, wie man namentlich am Zipser Hause (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft, XXIX, 1 ff.) sehr schön sehen kann. Vgl. auch die bosnische Divanhana, Wissenschaftliche Mitteilungen, a. a. O. S. 262, f. Die heillose Konfusion, in welche Bancalaris Flurauffassung führt, ist ihm selber schädlich geworden: Natürlich steht er seiner Fig. 3, Ausland, LXIII, 468, wo bloß Flur und Herdraum vorhanden ist, ratlos gegenüber und sieht nicht, daß hier der Flur aller Wahrscheinlichkeit nach eine dem Herdraume einstmals vorgelegene Laube war. So ist es auch möglich, daß er a. a. O. LXIV, 625, finden kann, daß zu den Unterschieden zwischen »Feldkirchnerhaus« und »Kärntnerhaus« auch die »verschiedene Ausgestaltung der Flur, welche im Kärntnerhause geteilt und niemals Herdraum ist«, gehört. Ich fürchte sehr, daß Bancalaris Irrtum noch längere Zeit, aber nicht im günstigen Sinne, nachwirken wird.

A. a. O. 646, VII: »Alpine Typen in Graubünden und Tessin.« Bei der Beschreibung einer Scheuer, bei der die Balken nicht dicht aufeinander liegen, sondern Zwischenräume lassen, ruft Bancalari aus: »So entsteht eine luftige, aber liederliche Scheuer ...« Bancalaris Kritik ist umso auffallender, als gerade Bancalari die »Erfahrungseinrichtungen« als Erklärungsprinzip sonst in weitgehendem Maße benützt. Bei einer Scheuer dürfte eine solche »Liederlichkeit« wohl angebracht sein.[1]) In den bos-

[1]) Vgl. Virchow, Zeitschrift für Ethnologie. 1890, XXII [575].

nischen Bergen und im Riesengebirge gibt es ähnliches. Kritik, die mit der Forschung gar nichts zu tun hat, übt Bancalari öfter, vgl. neben dem »malerischen und liederlichen Wirrwarr solcher Dörfer« auch die »schlotterige Vorrichtung« zum Wäschetrocknen S. 649, die beide besser von einem anderen Standpunkte zu erklären sein dürften. — Auf S. 650 spricht Bancalari von einer »verkümmerten Engadinform«, worin eine Auffassung zu grunde liegt, die — leider! — auch noch bei manchem Linguisten anzutreffen ist, der neben »reinen« Dialekten »verfallene«, »zersetzte«, »korrumpierte« und wie alle die Redensarten heißen, sieht.

Zu Bancalaris Fig. 65 *a*, S. 651, die ich in den Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft, Wien, XXI, 138, wiedergegeben habe, ist zu bemerken, daß die Feuerböcke teilweise falsch sind, denn die aufrechten Eisenstangen mit den seitlichen Haken gehen natürlich von der Mitte der Bögen, die die vorderen und hinteren Beine bilden, aus.

A. a. O. 670, VIII: »Was ist an einem Typus national? Über Erfahrungseinrichtungen und ihre Korrelationen im allgemeinen.« Im Jahre 1890 machten die polnischen Bauern, die sich ihre Häuser wieder aufbauen, auf Bancalari noch den Eindruck nestbauender Schwalben (siehe oben). Ein Jahr darauf urteilt Bancalari schon anders. »So ganz Nestbauer, welche instinktiv ihre Behausung anlegen ... sind die Menschen nicht mehr ...«, S. 670. Damit hatte Bancalari eine pseudo-naturwissenschaftliche Art, ein Kulturproblem zu besehen, so ziemlich überwunden. Aber für ihn blieb die andere große Frage: was ist »national« an der Behausung? Es scheint mir, daß er antwortet, alles das, was nicht nützlich und verständig, nicht den örtlichen Verhältnissen angepaßt ist, sich nicht aus ihnen ergibt. Solche Dinge wären dann Geschmacksache des betreffenden Stammes und sichere Führer (S. 671). Er sucht also gerade das Dach und seine Form dazu zu benützen, um zu zeigen, daß hier eine »Erfahrungseinrichtung« vorliegt. Wiederum übertreibt er in temperamentvollster Weise.

A. a. O. 671: »Die Erfahrungseinrichtungen des Daches und ihre Korrelationen.« »Das auffallendste, ursprünglichste, das eigentlich hauserzeugende Bauelement ist das Dach.« Was für ein Grund soll denn dahinter stecken, das Dach für wichtiger zu erklären als die Wände, da doch beides zusammen erst einen geschlossenen Raum gibt? Solch falsches Geistreichtun ist aber bei Bancalari leider häufig genug. Er überwindet wirklich nur wieder sich selbst, wenn er es ablehnt, das Flachdach als Charakteristikum des Alpenhauses zu betrachten, S. 672. Das Flachdach ist ihm ein Kind des »reichlichen, üppigen Hochwaldes«. In Bosnien herrscht unter denselben Bedingungen das steilste Dach, das ich gesehen habe! Er fragt S. 673: »Welches Bedürfnis kann zum Steildache leiten?« Der Wunsch, einen hohen, geräumigen Dachbodenraum zu gewinnen, antwortet er: »Es werden da einfache Zwecke mit höchst komplizierten Mitteln und, man möchte fast sagen, mit einer Art Freude an der möglichst schwierigen Lösung des Problems erreicht.« So könnte irgend ein Sprachphilosoph vergangener Zeiten etwa über das reduplizierte Perfekt der indogermanischen Sprachen räsonniert haben. Der »Halbwalm« entstehe — abgesehen von einem anderen Grunde (S. 673) — auch zum Zwecke des besseren Rauchabzuges in alten Rauchhäusern. Dagegen zu polemisieren ist nicht nötig. Man könnte die Kritik weiter treiben gegen jeden Satz, jeden Einfall, es bliebe so gut wie nichts übrig. Bancalari will zu viel erklären.

Der Gedanke, daß neben dem von den Vätern vererbten Kulturgute auch der Verstand des Einzelnen neues, den Verhältnissen angepaßtes schafft und dies nachgemacht wird — Bancalaris Erfahrungseinrichtungen — ist doch kein spezieller Gedanke Bancalaris, sondern ein öffentliches Geheimnis. Aber in keinem Falle ist es Bancalari gelungen, diesen Zusammenhang nachzuweisen. Hier müssen ganz andere

Vorstudien und Kenntnisse vorliegen, als sie derzeit einer der Forscher besitzt. Eine Einzelheit: Wenn Bancalari S. 670 sagt, ein Haus, dessen Hausherr intelligent genug war, die Jahreszahl anzuschreiben, »unterliegt von vorneherein dem Verdachte, individuell und nicht typisch gebaut« zu sein, so ist das wieder eine rein willkürliche Behauptung zu Gunsten einer vorgefaßten Meinung. Wahr ist, daß in manchen Gegenden jedes Haus datiert wurde, in anderen gar keines[1]).

Da Bancalari in keinem festen Zusammenhange mit irgend einer Wissenschaft war, mußte er bemüht sein, alles Erlangbare herbeizuschleppen. Daher auch sein Irregehen in prinzipiellen Fragen, die ihn noch dazu am meisten beschäftigten, denn seine Ausführungen darüber nehmen den Hauptteil der ersten, größeren Hälfte seiner Arbeiten ein.

Wenn man nun fragt, was ist denn national an den Häusern, so kann ich nur auf das verweisen, was in Bezug auf die Sprachwissenschaft vor dreißig Jahren H. Schuchardt und Joh. Schmidt erforscht haben, was aber — wie ich im Archiv für slavische Philologie, XVII, 504, hinzugefügt habe, von aller Art kultureller Erscheinungen gilt, wobei sich mir auch Kretschmer, Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache, 95, angeschlossen hat.

Dem Linguisten brauche ich kein Wort weiter zu sagen. Da aber nicht alle Leser über die Resultate dieser Forschungen aufgeklärt sein werden, will ich versuchen, mit einigen Worten zu orientieren. Wo sich das dialektische Leben ungestört vollzieht, da geht der eine Dialekt langsam in den anderen über. Eigentliche scharfe Dialektgrenzen sind nicht vorhanden, an den Grenzen bestehen Übergangsdialekte. Eine Dialektbeschreibung im wissenschaftlichen Sinne ist also kaum möglich, weil sich das Objekt von Ort zu Ort ändert. Wohl möglich ist aber, die Verbreitungsgrenzen der einzelnen dialektischen Erscheinungen zu fixieren. Tut man dies, so erhält man eine große Summe von größeren und kleineren Kreisen, die sich durchschneiden, umfangen, kurz in allen denkbaren Beziehungen stehen. Solche Linien heißt man Isoglossen. Faßt man das ganze ins Auge, so hat man ein Bild vor sich, wie etwa ein Teich es gibt, auf dessen Oberfläche viele Steine und Steinchen geworfen werden und wo von jedem Punkte, wo ein Stein aufschlägt oder aufschlug, Wellen ausgehen, die sich mit den anderen in den mannigfaltigsten Arten durchschneiden[2]). Wandert man durch dialektische Gebiete, so wird man häufig sehen, wie der Dialekt immer mehr Eigentümlichkeiten des Nachbardialektes annimmt. So gibt es kontinuierliche Übergänge und man mag wohl an die Art des Regenbogens mit seinen Übergängen denken[3]). Wo wirklich scharfe Grenzen bestehen, da ist die ursprüngliche Schichtung verschoben oder es sind Zwischendialekte aufgesogen worden, gewiß also Dialekte aneinandergerückt worden, die früher weiter voneinander entfernt waren.[4])

Die Anwendung dieser Sätze auf die Hausforschung ist nicht schwer. Dem Dialekt entspricht der »Typus« und das Wort kann in dem Sinne beibehalten werden, wie

[1]) Virchow, Zeitschrift für Ethnologie. 1890, XXII, [554.]

[2]) Dieses Bild von der Welle hat in Bezug auf sprachliche Tatsachen zuerst H. Schuchardt, Vokalismus des Vulgärlateins, 1868, III, 34 gebraucht. Dann hat sich Joh. Schmidt, Die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen, 1872, 27, desselben Bildes bedient. Vgl. den jetzt erst gedruckten Habilitationsvortrag H. Schuchardts, gehalten zu Leipzig 1870, wo die Grundlage der oben gegebenen Ansichten zu finden ist. Schuchardt sagt 26: »Wir können daher nicht sowohl das Gebiet eines einzelnen Dialektes als die Gebiete aller seiner einzelnen Lautbehandlungen (ich möchte sagen: Lautveränderungen R. M.) beschreiben«.

[3]) Schuchardts Habilitationsvorlesung. 1870, 22.

[4]) Schuchardt ebd. s. 22. Joh. Schmidt, Verwandtschaftsverhältnisse etc. 27 f.

»Dialekt«. Zwischen den Typen sind Übergangstypen oder besser gesagt, jeder Typus ist ein Übergangstypus zwischen den benachbarten, mit denen er gewisse Eigentümlichkeiten teilt. Rein wissenschaftlich wäre also bloß die Karte, welche uns die Welle, die Grenzen der einzelnen Eigenschaften des Hauses und seines Hausrates geographisch vor Augen führte.

Ich nenne solche Linien »Isoergen« in Parallelismus zu den »Isoglossen«. Man denke sich also auf einer Karte[1]) die Linie eingetragen — um bei Bancalaris Beispiel zu bleiben — die Linie, welche das Verbreitungsgebiet des Halbwalmdaches einschließt, eine Linie für den Ganzwalm, eine für Satteldach, eine für Pultdach. Dann eine Linie für Flachdach und eine für das Gebiet des Steildaches. Diese Linien werden sich vielfach schneiden, z. B. die für Flach- und die für Steildach und in dem Kreisabschnitte wird die Gegend sein, wo eben beides sich findet, eine Gegend, von der in Bezug auf dieses Merkmal Bancalari gesagt hätte, der Typus »wackle«. Man sieht aber, daß das »Wackeln« kein Zeichen einer bestimmten Gegend ist, es »wackelt« eben alles, denn jeder Typus ist ein Übergangstypus, nur erringt mancher infolge von politischen und Verkehrsverhältnissen und auch rein geographischen Bedingungen ein größeres Ausbreitungsgebiet, und Bancalari hätte in solchen Gegenden gesagt, der Typus sei starr oder fest, was sich natürlich immer nur auf eine gewisse Strecke beziehen kann. Wo der Typus am reinsten ist, ist meist eine so unlösbare Frage, als die Frage, wo das reinste Deutsch gesprochen wird. Für Frankreich ist die Frage zu beantworten: die herrschenden Kreise der alles beherrschenden Hauptstadt sprechen das reinste Französisch, d. h. man nimmt es dafür, weiter nichts. Für Deutschland ist die Frage wegen der Mehrheit sehr bedeutender Kulturzentren, von denen gewaltige Wellen ausgehen, nicht zu beantworten, so daß man jetzt gezwungen ist, durch einen Kanon wenigstens die deutsche Bühnensprache vor allzugroßem »Wackeln« zu beschützen.[2]).

Den wenigsten Fehlern setzt sich der aus und die wertvollsten Beiträge liefert der, welcher den Hausbau in der Ebene etwa um einen größeren Ort im Kreise herum — denn der Ort wird wohl ein Hauptzentrum von »Wellen« sein — oder im Gebirge in einem Tale genau verfolgt und beschreibt, wenn er allzugroße Folgerungen sich versagt.

Man muß wünschen, daß recht viele solche Monographien gemacht werden. Bancalari hat dafür im Anschlusse an meine Arbeit über Aussee den geringschätzig klingenden Titel »Punktforschungen« ersonnen. Ich wollte, wir hätten recht viele solcher Punktforschungen und möglichst dicht aneinander, dann ist Bancalaris Siebenmeilenstiefel-

[1]) Ich habe das alles in den Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft, XXV, 67 ff., dargelegt. Vgl. auch dort, was ich über die Bedeutung des Wortes »Typus« sage.

[2]) Man instruiert sich über den Stand unserer Meinungen im Jahre 1892 am besten aus den Sitzungsberichten der Anthropologischen Gesellschaft, 1892, 45 ff. Um anzuregen, ordnete damals die Anthropologische Gesellschaft einen Zyklus von Vorträgen an. M. Haberlandt gab eine Einleitung: Über die menschliche Wohnung, ich gab dann im Anschlusse an Henning eine Darlegung über das deutsche Bauernhaus, wo man schon meine Ansichten vom oberdeutschen Hause fertig finden wird (vgl. Fig. 26–30 auf S. [47]), wenn ich auch, hierin noch Henning folgend, »Flur« für »Herdraum« sage, (was ich später nicht mehr tat, weil »Flur« eben in der Verkehrssprache nicht »Herdraum« bedeutet) und auch sonst Konzessionen mache. Auf meine Auseinandersetzungen folgt die Übersetzung eines Aufsatzes von F. Meldahl, welche ich angeregt hatte und die Herr Regierungsrat J. C. Poestion ausführte. Hierauf ein Artikel Bancalaris: Vorgang bei der Hausforschung S, [57], wo er wieder sehr gute Lehren gibt: »Ich will unbefangen erkennen...«

Vgl. dazu weiters Sitzungsberichte der Anthropologischen Gesellschaft, 1892, 89, wo Bancalari Mitteilungen macht über seine eben beendete Reise in Tirol, Oberitalien und Innerösterreich.

forschung, die nur den Wert eines Rekognoszierungsgalopps hat, nicht vergessen, aber überflüssig gemacht. [1])

A. a. O. 697. X. »Erfahrungseinrichtungen bezüglich der Zusammenstellung der Hauselemente und ihrer Verbindung.« Wieder kommt Bancalari auf sein beliebtes Thema Flachdach-Steildach. Wieder hört man bloß theoretische Spekulation. Nirgends waren die Bedingungen für das Flachdach — nach Bancalari — so günstig als in Bosnien und doch herrscht im allgemeinen das Steildach. Wenn er meint, daß das Steildach eine Entfaltung in die Breite verhindert, so hört sich das sehr gut an, ist aber nicht wahr. Bancalari hätte in Bosnien ganz mächtige Gebäude mit dem stereotypen Steildache sehen können, noch dazu erstaunlicherweise aus fast dünnen Stangen hergestellt, scheinbar alles absurd. Was das Volk einmal will, dazu findet es eben auch Mittel, wenngleich die Schulmenschen etwas anderes für das zweckmäßigere erklärten.

Dann handelt Bancalari von der gegenseitigen Anordnung von »Feuerhaus« und »Futterhaus«, Bezeichnungen, auf die ich wenigstens dankend verzichte, weil sie überflüssig sind. S. 698 u. f. eine Phantasie über die Entwicklung eines Bauernhofes. Wo die Scheuer senkrecht zum Wohnhause steht, da sieht Bancalari die »Individualisierung des Futterhauses«. In der Anmerkung 1 sagt Bancalari: »Daß im Marzellerhause die ungewöhnliche Aufeinanderfolge: Wohntrakt, Tenne, Stall stattfindet, ist interessant, aber nicht zu erklären.« Man glaubt es Bancalari nicht recht, wenn er einmal etwas nicht erklären kann. S. 699 nimmt Bancalari erfreulicherweise wieder seinen »Hofembryo« zurück. »Die Frage: ‚Wozu?' ist bei den Salzburger Haufenhöfen nicht leicht zu beantworten« — u. s. w.

A. a. O. 709, XI. »Einflüsse des Baumateriales.« Ich kann hier manches nicht kontrollieren. »Im Bereiche des »oberdeutschen Hauses« kommt Fachwerk besonders in den Ackerbaudistrikten, Ständer- und Blockbau in nadelholzreichen Gegenden (oder solchen, welche dies kürzlich gewesen) vor.« »Flechtwerk führt in vielen Fällen zu runden Bauten.« Bancalari hat mit dieser vorsichtigen Fassung sehr recht, denn ich habe nach meinen »Etymologien zum geflochtenen Haus«, 16, in Bosnien und der Herzegowina wirklich scharfkantig geflochtene Häuser gesehen. »Ich halte den Holzbau für keine nationale, sondern für eine allgemein menschliche Errungenschaft...« Wer hätte auch das zu behaupten noch fertig bekommen![2]) Über die Frage, ob die Römer in Deutschland ausschließlich Steinbauten aufgeführt haben, findet man einige gute Bemerkungen S. 710. Auf S. 712 macht Bancalari folgende Bemerkung, nachdem er drei »städtische Typen« in Italien zu kennzeichnen versucht hat, die zu ermitteln ihm »gelungen« sei: »Mir ist da klar geworden, daß die Einheit des »alpinen« und des oberitalienischen Hauses sogleich zugestanden werden müßte, wenn ich alle Hausformen vorzeigen könnte, wie ich sie nacheinander von Venedig bis Ampezzo sah.« Hier liegt ein schwerer Irrtum vor, der aber begreiflich ist, wenn man gesehen hat, wie Bancalari immer dem Hause von außen beikommen will, statt von der inneren Analyse heraus,

---

[1]) »Das einzige Mittel, nicht um Dinge zu klassifizieren, die ihrer Natur nach nicht klassifizierbar sind, aber doch um sie dem Betrachter in einer gewissen Ordnung erscheinen zu lassen, ist die Feststellung willkürlicher Punkte, gleichsam trigonometrischer, nach welchen andere bestimmt und das ganze Gebiet vermessen wird.« So H. Schuchardt, Probevorlesung von 1870, 30. Auf die Hausforschung ist es leicht, die Stelle sinngemäß anzuwenden.

[2]) J. Hunziker sagt in der Zeitschrift Ethnol. 1890, XXII, [321]: »Erinnern wir uns .., daß, ., der Romane nur in Stein baut, der Deutsche ursprünglich nur in Holz. ..« Bancalari hatte wohl diese Stelle im Auge, aber Hunzikers Worte sind weniger anstößig als der allgemeine Gedanke, den Bancalari abwehrt.

womit ja auch im Zusammenhange steht, daß Bancalari so selten auf den Hausrat Rücksicht nimmt. Auf die »Hausformen« kommt so gut als nichts an bei der Frage oberdeutsch—italienisch, sondern nur darauf, ob Herd-Ofen-Haus oder bloßes Herdhaus in Oberitalien herrscht. Daß aber das oberitalienische volkstümliche Haus Ofenräume, Stuben hat, glaube ich nicht, unsere Slovenen wohnen schon zum Teile in Herdhäusern, sagen wir besser Kaminhäusern, und so herrscht das einfeurige Haus die ganze Küste hinunter. Da wäre es sehr merkwürdig, wenn in Oberitalien das zweifeurige Haus, das oberdeutsche, typisch wäre. S. 713 ist wieder von »einem Gebiete verschliffenen und verzerrten Stiles« die Rede, wozu ich schon oben Stellung genommen habe.

A. a. O. 721, XII. »Die Anordnung der eigentlichen Wohnräume.« Bancalari meint, locus foci auf dem Plane von St. Gallen im Hause der vornehmen Gäste bedeute »Herdraum«, was unrichtig ist, denn der Raum wird als domus hospitum ad prandendum bezeichnet; locus foci bedeutet darin nur »Herdstelle, Herdstatt«. S. 722 erklärt Bancalari, alle von ihm gesehenen »Rauchhäuser« seien einstöckig gewesen. In meinen Arbeiten findet man genug mehrstöckige »Rauchhäuser« verzeichnet. Die kleinen Fenster der alten Bauernhäuser erklärt hier Bancalari damit, daß Sonnenlicht die Nerven ermüde: »kleine Fenster . ., weil ein mäßiges Halbdunkel zur Erholung beiträgt«. Die Erweiterung der Fenster schrieb Bancalari gelegentlich in einem Wiener Vortrag dem durch die Reformation gehobenen Bibellesen zu (siehe unten). — Richtig ist, daß Oberlicht bei uns ganz unvolkstümlich ist. Ich habe es so wenig als Bancalari jemals gesehen [1]). — Da Bancalari ([S. 723]) die horizontal geteilte Tür auf seiner Alpenwanderung nicht angetroffen hat, ist reiner Zufall. Ich kenne zwei Formen: Vor dem Eingange in den Flur (oder die Küche) eine niedere Gittertür, welche dem Geflügel, wohl auch Schweinen und Hunden den Eintritt ins Haus verwehren soll. Von einer geteilten Tür kann man hier also eigentlich nicht reden; es sind zwei Türen vorhanden, eine ganze Volltür und eine halbe Gittertür. Dann kenne ich noch die wirklich horizontal geteilte Tür, die gewiß einen praktischen Zweck hat, zwischen Küche und Flur, vgl. Mitteilungen XXI, 116, Fig. 127.

A. a. O. XIII, 723. »Die Zusammengehörigkeit sämtlicher oberdeutschen Haustypen und ihre Ableitung.« Hier gehen Bancalaris und meine Wege wieder weit auseinander. Für ihn geht ein gemeinsamer Zug .... vom Apennin bis an die niedersächsische ... Stilgrenze ...« Er findet, daß aus dem alten Herdraum im oberdeutschen Hause der Flur geworden sei, das italienische Haus habe den Herdraum aber zum Familienzentrum entwickelt.

Diese Auffassung, die in verschiedenen Modifikationen öfter bei Bancalari wiederkehrt, ist so verzerrt, daß ich mich vergeblich nach ihrer auch nur rein subjektiven Begründung umsehe. Bancalari war, wie alle, überzeugt, daß das Urhaus einzellig war, ein Herdraum, das »Familienzentrum«, nach seinen Worten.[2]) Wenn also der italienische Herdraum das noch heute ist, wo bleibt dann die »Entwicklung«, es ist ja alles beim alten geblieben! Und weiter: Beim oberdeutschen Hause ist der alte Herdraum geteilt worden, der Herd wurde gegen die Eingangstür abgesondert, Flur und Küche, auch Stube entstanden. Ist es nicht wieder verzerrt, bloß den Flur, das Vorhaus, den bedeutungslosesten Sprossen dieser Teilung, als einzigen und bedeutungsvollsten Nachkommen des alten Einheitsraumes anzusehen?? Und noch dazu

[1]) In Bruneck in Tirol habe ich allerdings, aber in einem ehemals Graf Enzenbergschen Hause, eine Küche gesehen, die oben frei war, so daß Regen und Schnee dem Kochen sehr gefährlich werden konnten.

[2]) Virchow, Zeitschrift für Ethnologie. 1890, XXII, 556.

steht gar nicht fest, daß der Flur, das Vorhaus, die Laube überhaupt immer als ein Teil des alten einzelligen Raumes anzusehen ist![1])

Freilich, Bancalari hatte ganz wenige Typen vor Augen, die er allzurasch verallgemeinerte. »Die Flur ... verrät als Konstruktionsachse des Wohntraktes, ja des ganzen Einheitshauses, ihre einstige Bedeutung«, S. 724. Das ist aber eben auch nicht wahr! Nur beim »Mittelflurhaus« — nach meiner Bezeichnung — trifft das zu, bei allen anderen Typen nicht.

Wenn Bancalari sich auf die Übereinstimmung seiner Ansichten mit denen von R. Henning beruft, so ist das ein Irrtum. Hennings Gedanke erscheint bei Bancalari vollständig verzerrt und unwahr.

Diesen Typus vom Apennin bis zu den Niedersachsen erklärt Bancalari nun für römisch. Hier liegt ein richtiger Gedanke vor, nur muß man italienisches und oberdeutsches Haus auseinanderhalten. Die Römer, die in ihrem Lande das Haus hatten, das der Ahne des heutigen italienischen Hauses ist, erfanden auf deutschem Boden unter neuen klimatischen Verhältnissen das Haus mit dem Ofenraume, das oberdeutsche Haus[2]). Bancalari fragt, was nun doch deutsch bleibe am oberdeutschen Hause? »Die trauliche Einrichtung der Wohnstube, die lange, an zwei bis drei Zimmerseiten umlaufende Bank, der gemeinschaftliche Speisetisch in einem Winkel.« Das mag in Bezug auf den großen Tisch richtig sein, aber in das Bauernhaus ist diese trauliche Einrichtung in ihrer heutigen Form jedenfalls erst sehr spät nach der Römerzeit hineingekommen.

Ausland, LV, 294. XIV: »Haustypen Österreichs ob der Enns und angrenzender Typenbereiche nördlich der Donau.« Bancalari berichtet zuerst von Dachgiebelverzierungen. Bei einigen findet er »ein Denkmal der Gegenreformation«, bei Halbmond und Stern eine Erinnerung an »die siegreichen Türkenkriege nach 1683«. Das Pferdekopfornament sei germanisch oder altslavisch. »Vielleicht haben die deutschen Einwanderer ihre alten heidnischen Dachzieraten mit ins Land gebracht, weniger wahrscheinlich die vorgefundenen slavischen übernommen oder beibehalten ...« u. s. w. — Zu dem Plane des »Rauchhauses« bei Wildalpen, 296, Fig. 97 *c*, vgl. die Grundform, Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft, XXIII, 143, Fig. 71. Bancalari hatte damit seinerseits das erste zweizellige Urhaus gesehen (allerdings mit dem Anbau der Rumpelkammer), Küche, d. h. Herdraum, und Stube enthaltend. Ihm stellt sich die Sache so dar: »Die Flur ist ungeteilt. Sie enthält den Herd und ist zugleich Küche.« Man wird hier den Vorwurf der Verschrobenheit wohl berechtigt finden. Es muß heißen: Von dem Herdraume ist noch kein Raum zunächst der Eingangstür abgesondert, aber eine Stube. Bancalaris Fig. 99, einen Kachelofen darstellend, ist perspektivisch vollkommen verunglückt und gibt zu Mißverständnissen Anlaß. Ebenda macht Bancalari die Bemerkung: »Hier sieht man, daß es Öfen in Rauchhäusern gibt und daher wohl auch früher, ehe der Rauchfang entwickelt war, gegeben hat«, eine Tatsache, an der ich gar nie gezweifelt habe, denn die ersten Häuser in Alt-Aussee hatten mich das in eindringlichster Form gelehrt (1890).

---

[1]) Bei dem Hause, das ich offenes Eckflurhaus nenne, vgl. Zeitschrift für österreichische Volkskunde, VI, 128, ist es ganz klar, daß das nicht der Fall ist. Ich hätte gerne gesehen, wie Bancalari mit diesen Häusern fertig geworden wäre.

[2]) Noch vorsichtiger ist es, zu sagen, der Kachelofen, und mit ihm die Stube, entstand in der Berührungssphäre zwischen Römern und Germanen. Vgl. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft. XXVII, 231.

A. a. O. 297. XV: »Haustypen im westlichen Teile Oberösterreichs, nördlich der Donau, im oberen Mühlkreise.«

A. a. O. 311. XVI: »Haustypen Österreichs ob der Enns südlich der Donau gegen die bayrische Grenze.« 313. XVII: »Haustypen im südlichen Teile Oberösterreichs und jenseits der Grenze von Obersteiermark.« 328. XVII. Fortsetzung. Zu Fig. 129, S. 329, will ich bemerken, daß solche »Heuhütten« mir auch aus dem Pustertale und Bosnien bekannt sind. Sie müssen weit verbreitet sein. S. 331 erklärt Bancalari, er müsse die Kärntner Fludermühle (siehe oben) »bestimmt als slavische Eigentümlichkeit ansprechen«. — S. 331 kommt Bancalari auf meinen Aufsatz in den Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft, XXI, vom Jahre 1891. Wir beide waren damals viel zu sehr mit den eigenen Sachen beschäftigt, als daß wir unsere Schriften gegenseitig mehr als oberflächlich gelesen hätten. Auch lebten wir beide des Glaubens, daß man bei einerlei Objekt nur einerlei herausbringen könne, obwohl schon damals prinzipielle Gegnerschaft vorhanden war.

Bancalaris Frage, ob Aussee Walmdach habe, beantworten mein Aufsatz in den Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft, XXIII, 158 ff., und die Bilder dort.

A. a. O. 345. XIX: »Übersicht der ermittelten Benennungen im oberösterreichischen, im Waldviertler- und im obersteirischen Hause.« 346, XX: Übersicht der Haustypen Oberösterreichs.« Bancalaris Typus 3 (der obersteirische Haufen) »kann einer slovenischen Eigenart entsprechen«.

Ausland LXVI (1893), 677, XXI: Gegenwärtiger Stand der Hausforschung und ihrer Ergebnisse in den Ostalpen.« Der Aufsatz fällt in eine Zeit, wo ich schon Bancalari kannte und wir verschiedentlich Gelegenheit hatten, uns auszusprechen. Bei uns beiden stellte sich nach drei Sommerreisen eine gewisse Enttäuschung ein. »Aus mancherlei Gründen erwarte ich aus dem noch nicht Erforschten keine besonderen Überraschungen«, sagt Bancalari. »Die große Merkwürdigkeit an den ostalpinen Häusern ist nicht ihre Mannigfaltigkeit, sondern ihre prinzipielle Übereinstimmung.« Natürlich müßte Bancalari nicht er selbst gewesen sein, wenn er nicht frohgemut hinzusetzte: »Die Erklärung liegt nahe.« Sie interessiert uns nicht. Es handelt sich um den »ursprünglichen Walchen-Typus«, der »von den späteren Besiedlern ... bloß in Nebendingen abgeändert worden ist«. Bancalaris Wunsch des genauen Studiums der Bauweise der Südslaven habe ich unterdessen zu erfüllen gesucht, aber nicht von ihm angeregt, sondern in der Richtung meiner eigenen Studien. Etwas von »slavischer Eigenart« habe ich dabei wieder nicht gefunden, sondern die alten Schuchardt-Schmidtschen Wellen, die in der Kultur ruhig über Sprachgrenzen hinwegspülen und die härtesten Schädel erweichen.

Bancalari gibt S. 678 eine Übersicht der »oberdeutschen Grundformen«. Er unterscheidet:

1. das Achenseehaus, südbayrisches oder eigentliches Tirolerhaus,
2. das Ostschweizer- und Westtirolerhaus,
3. das Vorarlberger Haus,
4. das »Kolonistenhaus« Innerösterreichs,
5. Bereich der »verwelkten« Typen.

Irgend ein festes Einteilungsprinzip ist nicht vorhanden. Gegen Ausdrücke wie »Kolonistenhaus« muß Einsprache erhoben werden, weil sie eine petitio principii enthalten. Wieder schlägt sich Bancalari S. 679 mit der Erklärung herum: »Ist das Haus etwas Nationales?« »Ist es etwas Internationales?« Er war der Wahrheit schon bedeutend näher, als er sagte, es sei etwas »Landschaftliches«.

A. a. O. 693, XXII: »Salzburg — Reichenhall — Lofer — Kitzbüchl — Wörgl — Innsbruck«. Bancalari kommt S. 694 auf die Leichenbretter zu sprechen. »Ein alter, wohl mit dem Animismus verquickter Gebrauch ist da offenbar rudimentär erhalten ...« Die Vermutung liegt nahe, aber das Wie? bleibt unbeantwortet. »Wer noch an ‚kolossale Heidenhäuser', d. i. gemauerte, von den Walchen überlieferte, zum ‚germanischen Holzbaue' gegensätzliche Bauten glaubt .....« Mir ist nicht bekannt, mit wem hier Bancalari eine Polemik führt, es kann aber nur A. Meitzen sein, der so viel ich sehe, auf keinen anderen österreichischen Forscher in Bezug auf die Auffassung des Hauses — ich wiederhole, daß ich nur vom Hause spreche — einen solchen Einfluß ausgeübt hat, wie auf Bancalari.

A. a. O. 709, XXIII: »Oberinntal, Vintschgau, Valtelin, Val Camonica, Tonale-Paß.« Ich denke, daß S. 715 schon der Einfluß unserer Besprechungen auf Bancalari zu merken ist. »Nur ist in diesem vermauerten italienischen Hause der Flurraum als Ganzes benutzt, als Hauptgemach erhalten und aus den Nebenräumen sind keine traulichen Stuben, sondern nur unheizbare Cubicula, Schlafkammern, entstanden.« Diese Fassung bedeutet einen großen Fortschritt gegen Bancalaris frühere Äußerungen, aber wir werden sehen, daß er später wieder auf seine »Flur«-Übertreibungen zurückkommt.

A. a. O. 731, XXIV: »Südtirol westlich der Etsch.« S. 743, Schluß. Auf S. 744 bringt Fig. 171 ein seltsames Haus aus Südtirol, das mich lebhaft an bosnische und herzegowinische Häuser mit offenem Seitenflur erinnert. Zu S. 698 möchte ich nachtragen, daß hier Bancalari das wirkliche Geheimnis, weshalb im alten Holzblockhause die Fenster so klein sind, gelüftet hat: Weil kein Balken ganz durchschnitten werden darf, so daß das Fenster nur aus den Ausschnitten zweier Balken besteht, die man machen konnte, ohne die Balken in ihrer Kraft zu schädigen. Das ist eine wirkliche Erklärung und gilt mir für die beste, die Bancalari gefunden. Vgl. Globus, LXV, Nr. 22, S. A. 2.

Globus LXV, Nr. 9 (1894): »Das ländliche Wohnhaus in den Südalpen.« Der Aufsatz bringt einige Nachrichten über die Häuser des südöstlichen Tirol und der Sennhütten des Grenzgebietes. Sehr auffallend sind die Casone in der Gegend von Padua, über die sich vorläufig nicht viel sagen läßt. Der Artikel schließt wieder mit einer genetischen Expektoration, bei der abermals das romanische und das oberdeutsche Haus durcheinander geworfen werden.

A. a. O. LXV, Nr. 22: »Das ländliche Wohnhaus in Krain, Ostkärnten und Nordsteiermark.« Die Schilderung des Hauses der Kärntner, Steirer und Krainer scheint mir doch gar zu düster sein. Am wenigsten gilt sie vom steirischen Hause: »Verbannung alles Malerischen; geringe Behäbigkeit, Nüchternheit, Seltenheit jeder Verzierung....« Das gilt alles nur im Vergleich zum Tirolerhause. Der Eindruck sei nicht zu bannen, »man habe da dieselbe Hüttengattung vor sich, welche die Kolonisten von 800 n. Chr. an ins Land gebracht oder vorgefunden haben.« Natürlich gilt das bloß von den ganz primitiven Häusern, bei denen wohl jeder denselben Eindruck empfangen hat, wie Bancalari. Aber ohneweiters dann von »Kolonistenhäusern« zu reden und wieder eine unbewiesene Sache in den Namen aufnehmen, geht doch nicht an, obwohl dieser Name unter den vielen, die Bancalari erfunden hat, noch einer der wenigen an und für sich ansprechenden ist. Bancalari sagt, man habe ihm die Steildächer von Idria in Krain aus dem starken Schneefalle erklärt, er bezweifle das aber, denn es gäbe in Ländern mit starken Schneefällen »sanfter geböschte« — er hätte ruhig sagen können »Flachdächer« —, während in Padua, wo es wenig schneit, die steilsten Dächer erscheinen. »Hier und dort reicht also«, sagt Bancalari, »der Satz von den Erfahrungseinrichtungen nicht aus« und so dürfte man an nationale Eigentümlichkeit denken.

Für Bancalari ist das ja ein fast notwendiges Entweder — Oder. Die Sache steht so, daß mit dem Satze der Erfahrungseinrichtung im Sinne Bancalaris so gut wie gar nichts anzufangen ist und daß es auch Bancalari nicht geglückt ist, eine einzige treffende derartige Erklärung zu geben. Das Steildach dieser Gegend scheint eine Kulturwelle zu sein, denn man wird es wohl als eine Möglichkeit gelten lassen müssen, daß die Steildächer von Padua, Idria, eines Teiles von Kroatien und fast ganz Bosniens im Zusammenhange stehen oder standen.

Eine sehr richtige Bemerkung macht Bancalari, wenn er sagt, er habe gefunden, daß ein Volk mit der Sprache auch sein äußeres Gehaben wechselt, das Gebärdenspiel und das Auftreten im allgemeinen. Ich kann das nur bestätigen. Es mag schon im allgemeinen richtig sein, daß zu einer Sprache ein gewisses Gebärdenspiel oder Gehaben gehört, aber es gibt doch auch hier Kulturwellen, die sich nicht an die Sprachgrenzen halten, sondern hinüber- und herüberwirken. Ich erkenne gewisse slavische Tonfälle als bei allen Slaven ziemlich gleich, aber mir fiel immer auf, wie viel Italienisches bei den Kroaten, die mit Italienern Verkehr haben oder hatten, in Bezug auf Gebärden und einzelne Handbewegungen zu finden ist. Die k. Akademie der Wissenschaften kann einstmals ihr Werk der phonographischen Dialektaufnahmen damit vervollständigen, daß der Sprechende während des Sprechens in einer kontinuierlichen Reihe von Bildern photographiert wird, wozu ja die nötigen Erfindungen bereits gemacht sind. Ein solches Material würde neue Wege weisen.

Bancalari sagt: »Meringer's Ausdruck: Durchgangshäuser«. Ich stelle fest, daß ich nur »durchgängiges Haus« gesagt habe (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft. XXI, 104), nach dem dialektischen »durigángigs Haus«. Der Ausdruck »Durchgangshaus« ist erst von Bancalari darnach gebildet. Ich habe dagegen nichts einzuwenden, zumal die städtischen Durchgangshäuser oder solche, die eine Durchfahrt in der Mitte besitzen, ein Typus, der namentlich bei steirischen Einkehrwirtshäusern oft vorkommt, auch auf die einfache Form des durchgängigen Hauses zurückweisen.

Gleich darauf kämpft Bancalari wieder einen aussichtslosen Kampf mit den Prinzipien. Warum gibt es in ganz Innerösterreich kein Flachdach? »Man hätte somit zwischen drei Annahmen die Wahl. Entweder 1. die Kolonisten sind alle aus Gegenden gekommen, in welchen der Getreidebau das steile Strohdach mit seinem geräumigen Bodenraume bereits zur typischen Entwicklung gebracht hat, oder 2. die alte slovenische Bauweise, von welcher bis jetzt noch nichts rechtes bekannt ist, hat überwogen. Endlich 3. könnten auch beide Fälle vereint eingetreten sein.« Also, mit einem Worte, aus nichts wird nichts und ohne irgend eine Kenntnis gibt's auch keine Erkenntnis, sondern nur Hin- und Herwerfen von Worten. »Nirgends tritt der sogenannte oberdeutsche Typus ... so rein, so deutlich in die Erscheinung, als gerade in Krain.« Das ist nicht wahr, denn Bancalari hätte den Typus ebenso rein in Nordsteiermark und womöglich noch formelhafter in Bosnien und hier gerade bei Zigeunern finden können, wozu ich Wissenschaftliche Mitteilungen aus Bosnien und Herzegowina, VII, 281, Fig. 78, zu vergleichen bitte. In den Gegenden minderen Verkehres hat sich natürlich der alte »oberdeutsche Typus« — noch dazu bei den ärmlichen Verhältnissen — am klarsten erhalten.

Dann spricht Bancalari von kleinen Häusern bei Krainburg, die aus »Stube, Flur, Stall« bestehen. »Die Flur als Küchenraum ist in der Mitte.« Eine ruhige Betrachtung wird hierin ein Herdraum-Ofenraum-Haus sehen mit angewachsenem Stalle. Wenn man bedenkt, daß Bancalari das Wort »Flur« wie alle anderen im Sinne von »Vorhaus« gebraucht und dieses aus dem alten Herdraume entstehen läßt, wie

R. Henning schon gesehen hat, so wird man das Unlogische einer Redensart, wie »Flur als Küchenraum« wohl begreifen. Von einem »Flur« kann hier nur der reden, der »Flur« im Sinne von »Herdraum« gebraucht, was Bancalari nie in den Sinn kam.[1])

Zu den Bildern dieses Aufsatzes will ich nur noch bemerken, daß bei Fig. 12 das »Brettervorhaus« — in Aussee und Umgebung heißt es »Brückl« — falsch gezeichnet ist. Warum Bancalari in diesem Vorhäuschen »eine ziemlich neue Erfahrungseinrichtung« sieht, hat er nicht begründet.[2])

Globus, 1895, LXVII, 201: »Das süddeutsche Wohnhaus fränkischer Form.«

A. a. O. LXVIII, Nr. 10: »Das ländliche Wohnhaus der Schwaben und Bayern zwischen Donaueschingen und Regensburg.« Bancalari nennt das Haus der oberen Donau den »Baartypus«. Dann wirft er die Frage auf: »Wann, warum und wo hat diese Bifurkation der Bauweise (von Einheitshaus und »Frankenhof«) stattgefunden?«

Die Frage sei unbeantwortet, die Entstehung der Haufenhöfe aber sei von ihm »zutreffend und abschließend« erklärt.

Im ganzen bemerkt man, daß Bancalari jetzt sich, wenn auch schweren Herzens, von der Erklärung aus »Stammeseigenheiten« nach und nach entfernt. In einem kamen Bancalari und ich uns damals schon sehr nahe, wie gesagt, in der Überzeugung, daß die oberdeutsche Bauart mit der Einflußsphäre der Römer zusammenhängt. Bancalari glaubte, noch weiter gehen zu können; der oberdeutsche Typus sei durch die romanisierten Rhaeter und Noriker »entwickelt« und den Germanenstämmen »vererbt« worden.

Ich will jetzt erst das Büchlein Bancalaris: »Die Hausforschung und ihre Ergebnisse in den Ostalpen« (S.-A. aus der Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereines), Wien 1893, besprechen, kann mich dabei nach dem Gesagten aber kurz fassen. Zu S. 5 Anm. will ich feststellen, daß es unrichtig ist, wenn Bancalari sagt, die Arbeit über das armenische Haus (Ter-Mowsesianz, Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft, 1892, XXII, 125) sei durch einen Fragebogen der Anthropologischen Gesellschaft veranlaßt worden. Mowsesianz erzählt zu Beginn seiner Arbeit die Entstehung ganz anders. — Bei der Übersicht der europäischen Haustypen sagt Bancalari S. 7: »Von den drei Haupttypen ... wird der nordische auf arische Einflüsse zurückgeführt, weil er mit dem altgriechischen und dem heutigen armenischen einigermaßen übereinstimmt (Henning).« Hier liegt ein geradezu unbegreifliches Mißver-

[1]) Wenn Bancalari in ein Häuschen eintrat und sofort in die Küche kam, sagte er, daß der Flur zugleich Küche sei.

[2]) In das Jahr 1894 (August) fällt die gemeinsame Versammlung der Deutschen und der Wiener Anthropologischen Gesellschaft in Innsbruck. Der letzte Tag war dem Hause gewidmet. Montelius sprach über älteste Kulturzustände, Ter-Mowsesianz über das armenische Haus, J. Eigl über die Salzburger Rauchhäuser. Dann legte ich dar, daß das oberdeutsche Haus auch einen historischen, scharf charakterisierten Hausrat habe. Vgl. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft, XXV, 55 ff. Dann sprach R. Henning und zum Schlusse Bancalari, vgl. Sitzungsberichte [170]. Bancalari sagt da, er stehe allen bisherigen ethnologischen Zuteilungen geradezu skeptisch gegenüber. Das Haus sei weit mehr, vielleicht vorherrschend, ein anthropologisches, nur in Nebendingen ein ethnologisches Objekt. »Ich denke darum, daß gerade die scheinbar nebensächlichen Dinge, um welche sich Prof. Meringer kümmert, der ethnologischen Seite der Hausforschung dienlich werden können.« Gegen diesen merkwürdigen Satz erhebe ich Einspruch. Ich habe mich nicht nur um »scheinbar Nebensächliches« gekümmert, sondern um noch etwas mehr als Bancalari und die meisten anderen, und wenn einem der Hausrat »scheinbar nebensächlich« sein sollte, so täte der mir leid.

ständnis vor. Vor allem hat Henning von einem armenischen Hause noch nichts gewußt. Doch dies nur nebenbei. Aber es ist auch Henning niemals eingefallen, das nordische Haus auf arische Einflüsse zurückzuführen. Man erinnert sich doch noch des Sachverhaltes. R. Henning hat — die Methode der vergleichenden Sprachwissenschaft auf die Hausforschung übertragend — aus den einzelnen indogermanischen Hausformen die Urform des indogermanischen Hauses erschlossen, sowie der Sprachforscher aus entsprechenden lateinischen, griechischen, slavischen, arischen u. s. w. Formen die indogermanische Grundform, den Ahnen aller jüngeren, zu erschließen sucht. Diese Urform war für Henning ein Herdraum mit offener Vorhalle und diese Form fand er erhalten im nordischen, sowie im altgriechischen Hause. Man sieht also, daß Bancalari diesen einfachen Gedanken absolut nicht verstanden hat. S. 8 sagt Bancalari, daß ihm »... die Annahme, germanische Stämme hätten diese Hallenform (sic! nämlich die nordische Bauart) am Chersones oder sonstwo kennen gelernt und nach Norden gebracht, sinnreich, aber gekünstelt ...« erscheint. Hier denkt Bancalari offenbar an eine Annahme Meitzens, welche übrigens schon durch Henning, »Das deutsche Haus«, 176 abgewiesen wurde. Um diese Auseinandersetzung nicht ganz trostlos, bloß destruktiv. erscheinen zu lassen — woran ich nicht schuld bin — sei es mir erlaubt, meine Meinung über die Frage nach dem indogermanischen Hause darzulegen.

Henning ist methodisch vorgegangen und sein Resultat ist nicht unrichtig, er diskutiert nur die Formel, zu der er vergleichend gelangt — wenn ich den Ausdruck der mathematischen Physik anwenden darf — nicht glücklich. Auf die Einzelligkeit des Hauses, mit oder ohne Vorhalle, kommen wir sehr bald. Sie muß unseren geschichtlichen Zuständen fast unmittelbar vorausgegangen sein. Man denke, daß das italienische und französische Haus direkt auf den einen Herdraum hinweisen und daß es auch auf oberdeutschem Boden (Steiermark, Kärnten) noch »Herdhäuser« gibt, mit Herd in der Stube, die ich also nicht oberdeutsch nenne. Das einzellige, einfeurige Haus muß also noch lange Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende bestanden haben, als schon längst die Sprachen der indogermanischen Völker so verschieden waren, daß ein Volk das andere nicht mehr verstand. Damit schwinden alle Merkmale und es fehlt das Mittel, das Haus der Indogermanen, d. h. das Haus des Volks, das die vom Grammatiker erschlossene Ursprache besaß, wissenschaftlich zu erkennen. Gewisse Vorstellungen wird die nähere Betrachtung der primitivsten bei den heutigen indogermanischen Völkern bestehenden technischen Mittel im Zusammenhange mit den vorhandenen Wortgleichungen gewähren. Es existieren ja heute noch so armselige Hütten und Höhlenwohnungen (Herzegowina), daß hier die Kultur um manches Jahrtausend sich verspätet zu haben scheint.

Der Vollständigkeit halber muß ich anführen, daß schon vor R. Henning die Idee des indogermanischen Hauses ausgesprochen worden war, und zwar von M. Heyne in »Halle Heorot im angelsächsischen Beowulfliede«, Paderborn 1864, einer kleinen Schrift, die, wie mir scheint, niemals nach ihrem vollen Werte gewürdigt wurde. »Als die angelsächsichen Stämme,« sagt Heyne ebenda, S. 4, »England okkupierten, brachten sie eine nationale Baukunst, oder wenn man lieber will, Bauart mit, eine Art des Holzbaues, die älter ist, als die Trennung der indogermanischen Stämme voneinander und die im wesentlichen und abgesehen von den notwendig gebotenen Varietäten der einzelnen Länder, am Ganges so gut wie in Irland, und in Norwegen so gut wie im Peloponnes aufsuchen können.«

Vom Jahre 1896 publizierte Bancalari in den Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

A. a. O. XXVI, 93. »Forschungen und Studien über das Haus: I. Rauchhaus, Herd, Ofen, Rauchfang, Kamin.« S. 94, weiß Bancalari wieder, warum die alten Herde so niedrig

sind: »Wegen der zu vermeidenden Funkengefahr sind die primitiven Herde meistens niedriger als den Kochenden bequem wäre.« Ich sehe nur, daß die Herde so niedrig sind, weil sie früher noch niedriger waren, das Feuer nämlich auf dem Boden angemacht wurde. Das Hocken muß eben auch nicht von unseren Gefühlen aus betrachtet werden: Der Bosniak rastet sich z. B. in dieser Stellung aus, was man erst glaubt, wenn man's gesehen hat. Uns kann ein Bett gar nicht lang genug sein, die Großväter hatten aber zumeist noch, wenigstens in ärmeren Verhältnissen, so kurze Betten, daß von einem Ausstrecken keine Rede sein konnte. Wir würden nach einer mit hochgezogenen Knien zugebrachten Nacht wie zerschlagen aufstehen. Man würde doch auch nicht glauben, daß auch nur dem Bauer ein Holzkeil unter dem Kopf ein genügendes Kissen für seinen Mittagsschlaf sein könnte[1]). Nun habe ich das aber selber gesehen und Bancalari selbst bildet eine Ofenbank mit dem Keil ab, a. a. O., 111, Fig. 140, ein Bild, das allerdings wahrscheinlich beim Umzeichnen kläglich mißraten ist.

Die Kochgrube mag, nach Bancalari, S. 95, dort entstanden sein, wo Stein fehlt. Das klingt wieder so selbstverständlich, aber ob es wahr ist? — Ich kann im folgenden die Stellen, wo ich bestimmt widerspreche, nur mit noch größerer Auswahl anführen als bisher. S. 96, Anmerkung, sagt Bancalari: »Die ärmlichste Behausung von ganz Mitteleuropa gewährt ausgiebigen Schutz vor Kälte, Sturm und Niederschlag.« Die einfachsten Sommerwohnungserfahrungen widerlegen das auf das heiterste. Der Marie Angerer in Aussee (vergleiche Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft, XXI, 117, Fig. 129) schneite es nach ihrem Berichte im Winter des Nachts aufs Bett. Über diesem war nämlich ein kleines Fensterchen bloß mit einem Holzschieber zu verkleiden. In einer Sennhütte hatte ein Fenster gar keinen Verschluß.[2])

Einige Figuren sind stark verzeichnet, so bei 132 die perspektivische Ansicht, bei Fig. 133 paßt die Ansicht mit dem Grundriß schlecht zusammen, was auch von Fig. 135 gilt. Auf S. 104 behandelt Bancalari wieder sein »Flur«-Problem. Vergleiche dazu auch S. 106. Auf S. 109 zitiert Bancalari Schmellers Badhäusl, einen bretternen Verschlag im Ofenwinkel der Stube. Dieselbe Einrichtung zeigt heute noch das muhammedanische Haus in Bosnien (vergleiche Wissenschaftliche Mitteilungen aus Bosnien und der Herzegowina. VII, 261) und es ist schwer, bei den sonstigen klaren Zusammenhängen hier an eine Sonderentwicklung zu denken. Vor einigen Jahren hätte ich diese Übereinstimmung noch für ein starkes Argument für meine Hypothese, daß die Stube überhaupt aus der an den Herdraum angegliederten Badstube entstanden ist, betrachtet. Aber es gibt eben verschiedene Möglichkeiten der Entstehung der Stube, sie muß gar nicht in allen Gegenden derselben Herkunft sein. Sehr dankenswert sind Bancalaris Nachrichten von den hinausgebauten Herden am italienischen Hause, nur die Zeichnungen lassen wieder zu wünschen übrig. Fig. 149 ist der Feuerbock gewiß falsch geraten, denn er hatte auf beiden Seiten wohl nur zwei und nicht drei Füße. Wenn aber Bancalari in solchen hinausgebauten Küchen die frühere Entwicklungsstufe des Tiroler Erkers sieht, so wird er wenig Nachfolger finden.[3]) Bancalari hat ja seinen Einfall selbst fast zurück-

[1]) Vergleiche Virchow, Zeitschrift für Ethnologie. 1890, XXII, (574).

[2]) Ich denke da an eine Sennhütte auf der Schneealpe, wo wir, zwei Mann, übernachteten (Anfang der Achtzigerjahre). Wir kamen abends von der Rax hinauf und mußten oben Halt machen. Die Sennerin gab uns ihr Bett und ging in den Stall. In der Mitte der Hütte war der offene Herd, über ihm der Kessel, links in der Ecke das Bett. Nur ein Paar Holzgestelle mit Milchnäpfen und Käse waren noch zu sehen. Des Nachts ging ein Gewitter los. Beim Scheine der Blitze sah ich oben ein Fenster ohne jeden Verschluß. Ob sonst ein Fenster vorhanden war, weiß ich nicht, unsere Lichtquelle war schon abends nur das Herdfeuer gewesen.

[3]) Allerdings doch: Herrn Dr. W. Hein! Wo Bancalari selbst sagt, der Gedanke sei vielleicht doch falsch, ist Hein doch von der Richtigkeit überzeugt. Aber ich bitte Hein, zu überlegen, daß man mit dem-

genommen, aber die Anmerkung zeigt, daß er trotzdem Unheil angerichtet hat. Da die Erker Tirols von der Stube ausgehen, hätte er sie nicht mit hinausgebauten Küchen, so wenig wie etwa mit hinausgebauten Backöfen zusammenbringen dürfen.

A. a. O. XXVII, 193, II. »Gegensätze des oberdeutschen Typus und der ländlichen Häuser Frankreichs.« Bancalari hat sich hier die dankenswerte Mühe genommen, das Werk »Enquête sur les conditions de l'habitation en France, les maisons-types, avec introduction de M. A. de Foville, Paris, Leroux 1894, zu exzerpieren. Ich bin leider nicht in der Lage, Bancalaris Ausführungen mit dem Original zu vergleichen. Die Darlegungen beginnen wieder mit einer »Flur«-Verherrlichung, die nicht besser ist als die vorhergegangenen. S. 199 heißt es: »Gleiche Umstände und gleiche Bedürfnisse haben ohne Zweifel da gleiche Abhilfe gefunden.« Von Fall zu Fall ist das möglich, aber es muß durchaus nicht so sein.[1]) »Der kultivierte Mensch ist ein Techniker und kein Instinktwesen«, fährt Bancalari fort. Das klingt ganz anders, als das, was Bancalari früher vom Nestbauen sagte, ist aber wieder nach der anderen Seite übertrieben. S. 199, Anmerkung 1, spricht Bancalari von einem Falle, wo man wieder sehen könne, »wie sehr die natürlichen Verhältnisse den Hausbau beeinflussen«. Ich zweifle nicht daran, man muß nur immer das Wie angeben und zwar richtig. »Unangestrichenes Holzwerk, welches z. B. in den Alpen ehestens vermorschen würde, bleibt in der Provence jahrelang unversehrt.« Das soll zur Erklärung dienen, daß man in der Provence Türen und Fenster fast nirgends mit Ölfarbe streicht. Aber in den Alpen stehen heute noch die Jahrhunderte alten Balkenhäuser trotz aller »natürlichen Verhältnisse« und waren auch nie angestrichen.[2]) S. 200 heißt es, die Hauptfrage der Hausforschung sei die Frage nach der Beziehung von Hausform und Nationalität der Bewohner, wovon schon oben mehrfach die Rede war. Bancalari faßt die Unterschiede zwischen dem Hause in Frankreich und dem »oberdeutschen« Hause, S. 208, in vier Punkten zusammen. Da sich hiebei Bancalari meiner Terminologie einzellig, zweizellig etc. bedient, so sei auf Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft, XXIII, 165, verwiesen, wo ich dargelegt habe, was ich darunter verstehe, weil ich sehe, daß man die Wörter anders anwendet als ich vorschlug. Einzellig ist mir ein Haus, das nur einen Feuerraum (abgesehen vom Backofen) hat, also einen Herdraum, ganz unbeachtet, ob es sonst noch Cubicula etc. besitzt. Ich sage jetzt lieber: einfeuriges Haus. Zweizellig ist mir das zweifeurige oberdeutsche Küchen-Stubenhaus. Dreizellig ist mir das oberdeutsche Haus (ein anderes kann es nicht sein), welches noch entweder Flur oder Kammer (Schlafgemach) hat, vierzellig, was beides hat. Bancalaris vier Unterschiede des Hauses in Frankreich von dem »oberdeutschen« lassen sich auf zwei zurückführen: 1. Das französische Haus ist einfeurig; 2. Wohnung, Stall, Scheune sind zumeist zu einem Ganzen verbunden.

Am Schlusse des Aufsatzes macht Bancalari eine Anmerkung, auf die ich allerdings nicht gerne eingehe, der ich doch aber anderseits aus dem Wege zu gehen keinen Grund habe. Bancalari hatte auf dem Innsbrucker Anthropologentag von einer »Wiener Schule« gesprochen. Der Name wurde angefochten und mit Recht. Die österreichischen Bauernhäusler sind alle selbständig vorgegangen, jeder von einer anderen Lebensbeschäftigung kommend. Die Grundsätze, welche Bancalari damals als unser Glaubens-

selben Rechte den Erker aus den hervorstehenden Backöfen oder jenen erkerähnlichen Vorbauten der tirolischen Häuser (ob Schloß oder Bauernhaus), die rein vegetativen Bedürfnissen dienen, erklären könnte. Vergleiche Allgemeines Literaturblatt. 1900, Sp. 220.

[1]) Wie Hein a. a. O. annimmt.

[2]) Virchow nimmt (Zeitschrift für Ethnologie, 1890, XXII, 555) an, daß ein Haus in den Alpen in der Regel in drei Jahrhunderten verwittere.

bekenntnis darlegte, hat niemand weniger befolgt, als Bancalari selber. Von »unfruchtbaren Theorien«, »vorgefaßten Meinungen«, »ethnologischen Folgerungen« haben die Österreicher sich nicht ferngehalten, wie Bancalari in jenem Augenblicke zu glauben scheint.

A. a. O. XXVIII, 35, III. »Volksmäßige Benennungen von Gegenständen der Landwirtschaft.« XXIX, IV, 138. »Volksmäßige Benennungen der Gegenstände der Landwirtschaft.« A. a. o. 139. »Volksmäßige Benennungen am und im Hause.« XXX, VI, 1. »Volkstümliche Benennungen der Geräte.« Bancalari hat selbst gesagt, er habe für die Linguisten, diese großenteils aus Schmeller stammende Sammlung nicht gemacht. Und trotzdem könnte sie wertvoll sein, wenn Bancalari verstanden hätte, ordentlich zu zitieren, so daß man sofort hätte nachprüfen können und den Text zu korrigieren. Wie diese Aufsätze vorliegen, kann man nur warnen, sie ohne weiteres zu verwerten. Ich gehe auf sie nicht näher ein, denn philologisch geschulte Männer gibt es genug. Mir schien es wichtiger, mich mit den Meinungen Bancalaris dort auseinanderzusetzen, wo leider der geschulte Nachwuchs mangelt. Bancalari hat sich auch auf dem schwierigen Boden der Linguistik zu viel zugemutet. Ich hebe bloß eine Stelle heraus. A. a. O. XXVIII, 44 um die Mischung von Wahrem und Falschen zu zeigen:

»Reich ist das Almenwesen im bajuwarischen Sprachkreise an romanischen Worten. Die Káser, Kásà, die Almhütte, von casa; der Käse, Kâs von caseus; der Muàs von mustum; der Senn' von senior; der Schotten, eine Käsegattung von scotus; der Speck von spica; der Hodel (Bock) von hoedus; das Joch (der Gebirgsübergang) von jugum u. s. w.« Sapienti sat.

Meine Absicht ist erreicht, wenn es mir gelingt, mit Erfolg vor Bancalaris Fehlern zu warnen. Bancalaris Schriften müssen mit Kritik und mit Vorsicht benützt werden, sonst können unverständige Schüler Bancalaris mehr Schaden anrichten, als er selbst genützt hat.

Man sieht aus dem Obigen, daß Bancalari alle möglichen Erklärungsarten herbeizieht: Hilf, was helfen kann! Zuerst war er hauptsächlich auf das nationale Haus aus. Er so wie vor ihm namentlich Meitzen. Der Gedanke, die einzelnen Hausformen oder auch nur speziell e Eigenschaften mit einem Stamme oder Volke der Vergangenheit zusammenzubringen, ist ja an und für sich nicht unberechtigt, wobei aber die Art der Verbreitung, die Kulturwellen, wie oben dargelegt, nicht außer acht gelassen werden dürfen. Aller Analogie nach hat es kein Haus gegeben, das nur etwa die Alemannen, Franken, Bayern besessen hätten. Das Walmdach aus der inneren Eigenart der Slovenen zu erklären u. dgl. wird immer eine unzulässige Art der Betrachtung sein.[1]) Aber auch nur den tatsächlichen Zusammenhang von heutigen Hausformen mit vergangenen Völkern, Sprach- und Dialektgrenzen herzustellen, ist bis jetzt nicht gelungen und es ist mir nicht mehr zweifelhaft, daß nur mehr wenige große Tatsachen sich wahrscheinlich machen lassen werden. Aber wenn wir auch uns hier bescheiden mußten, so wäre doch noch immer ungeheuer viel zu tun.[2])

[1]) Ich erinnere nur an ähnliche linguistische Versuche. W. Scherer wollte die Entstehung der germanischen Sprachen aus dem Nationalcharakter erklären, ein Vorgänger erklärte die Entstehung des Guna aus der Jugendkraft der Indogermanen u. s. w.

[2]) Über die ethnographischen Erklärungen, vergleiche Zeitschrift für Ethnologie 1890, XXII, [82], wo Virchow Meitzens Erklärung des sächsischen Hauses als keltisch (Meitzen, Anleitung zur deutschen Landes- und Volksforschung, 502) ablehnt, weil sie der empirischen Methode widerspreche. Vergleiche weiter S. [327] über »langobardische« Elemente im oberdeutschen Hause, »wendische« Häuser, S. [527]. Virchow ebenda, S. [554]: »Niemand wird so weit gehen wollen, daß er die Hausform eines Volkes oder auch nur eines Stammes für unveränderlich hält. Indes die Erfahrung lehrt, daß in der Tat die Hausform oder die Hausanlage einen längeren Bestand hat als viele andere Einrichtungen, und daß sie, wie es die deutschen Kolonien im Osten lehren, bis auf weite Entfernungen in ein neues Vaterland mitgenommen wird.«

In den Jahren 1894/95 vollzogen sich in Bancalaris Ansichten wie bei den meinen große Veränderungen. Namentlich war es die tschechoslavische Ausstellung in Prag, welche dazu Veranlassung bot. Kein slavisches, kein czechisches Haus, sondern nur das oberdeutsche Haus und das fränkische Gehöft war in Prag zu sehen! Als ich das in der Anthropologischen Gesellschaft darlegte (vergleiche Mitteilungen XXV, Sitzungsberichte, [98] ff.), stimmte Bancalari mündlich und schriftlich zu. Die Sache war ganz erledigt, als Bünker von der ungarischen Millenniums-Ausstellung zurückkehrte und ganz nach meinem Schema nachwies, daß auch in Ungarn nichts anderes sich finde, wenigstens nichts anderes ausgestellt war. Darnach war für mich und Bancalari auch der Glaube an ein »ungarisches« Haus verschwunden.[1])

Bancalari sagte mir damals nach meinem Vortrage: »Wir werden am Hause nicht viel Nationales, aber viel Anthropologisches finden.« Bancalari war also bereits auf einer neuen Fährte. Eine Zeit lang erschien ihm der Mensch als ein Nestbauer, dessen Nest mit seiner Spezies zusammenhängt und eine angeborene Fähigkeit zu einer Art Kulturleistung darstellt; aber nicht nur der Mensch überhaupt — darüber könnte ja noch Streit entstehen, bei dem ich mich allerdings auch nicht beteiligen würde — was ein klein wenig mehr ist, auch der Mensch, der ein oberdeutsches zweifeuriges Haus macht, erschien ihm gelegentlich als Nestbauer.

Glücklicherweise wurde er auch mit diesem Irrtume fertig. Der bauende Mensch ist kein nestbauender Vogel, sondern ein »Techniker«, so lautete seine nächste These, also so ziemlich das Gegenteil von der früheren Auffassung. Darnach mußte das Haus das Resultat sein aus dem diesem Techniker vorliegenden Material (Holz, Stein, Lehm etc.) und den aus der geographischen Lage sich ergebenden klimatischen Einflüssen, welche abzuwehren sind (Regen, Schnee, Wind, Hitze, Kälte u. s. w.). Das war die Schlußzeit seiner theoretischen Spekulationen, die Zeit der »Erfahrungseinrichtungen,« das aus anderen Wissenschaften wohlbekannte Utilitätsprinzip, nach dem das, was geschieht, nützlich und zweckmäßig sein soll, kurz das Darwinsche Prinzip auf die Kulturwissenschaften übertragen.

Leider! Es ist auch damit wenig anzufangen[2]) und auch Bancalari hat nicht viel damit anzufangen gewußt. Ich möchte nicht mißverstanden werden. Auch ich weiß, daß der Lappländer nicht Leinenkleider und der Italiener nicht Pelze trägt, auch daß man dort, wo kein Holz ist, auch keinen Blockbau errichten kann. Meine eigenen Studien haben mich auch die Geschichte des Schlots in allen erdenklichen Abstufungen kennen gelehrt

---

[1]) Im Jahre 1894 war meine Ansicht von der Bedeutung des »Flurs« vollkommen fest; diese Meinung legte ich auf dem Anthropologentag in Innsbruck dar. Gedruckt wurden meine Ausführungen 1895, Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft, XXV, 56. Was ich dort über den »Flur« sage, halte ich Wort für Wort aufrecht. Bancalari, für den der Passus geschrieben war, d. h. den er zunächst angegangen wäre, hat sich nie damit öffentlich auseinandergesetzt.

[2]) Auch die Linguistik hat die Zeit durchgemacht, wo — außer dem Nationalcharakter — auch das Klima und die Lebensverhältnisse für die sprachlichen Erscheinungen verantwortlich gemacht wurden. Nicht ein einziger Zusammenhang ist bis jetzt auch nur wahrscheinlich gemacht. Dann nahm man an, daß nach Klima und Lebensweise sich die Sprachwerkzeuge verändern, eine andere »orale Disposition« entstünde; wieder führt jeder Versuch der Anwendung dieser so wohlklingenden Redensart zu nichts. Gewiß wirken die äußeren Verhältnisse sehr stark auf den Menschen, aber die einzelne kleinste und feinste Kulturerscheinung — einen Laut seiner Sprache, die Form irgend eines Gegenstandes seines Heims — als Funktion einer bestimmten äußeren Voraussetzung zu erklären, ist eine Utopie, geradeso wie die Erklärung aus der Volksseele oder einem angenommenen Volkscharakter.

Recht vernünftige Darlegungen findet man über alle diese falschen Erklärungsversuche bei E. Wechssler »Gibt es Lautgesetze?« S. 78 ff., S. A. »Forschungen zur Romanischen Philologie. Festgabe für Hermann Suchier.«

nach Bancalaris Terminologie einer eminenten »Erfahrungseinrichtung«. Aber man versuche nur einmal, mit diesem Prinzipe durchzukommen. Steildach und Flachdach, Walmdach und Pultdach lassen sich durchaus nicht überall »vernünftig« erklären. Ich wäre auch begierig zu sehen, wie man etwa die verschiedenen Formen der Weiberhüte in Tirol aus dem Klima etc., kurz als »Erfahrungseinrichtungen« erklären könnte. Die Mode herrscht auf allen Gebieten; was imponiert und nachgeahmt wird, muß nicht besser sein als das Frühere. Fr. Müller war einmal kühn genug, zu sagen, auch die Lautänderungen der Dialekte und Sprachen scheinen ihm Sache der Mode zu sein; er wurde abgewiesen, aber H. Schuchardt erklärte sich bald darauf mit Fr. Müllers Ansicht ziemlich einverstanden. Man muß nur das Wort »Mode« richtig verstehen, dann kann es auch in solcher Ausdehnung nichts Abschreckendes haben. Daß ich im Winter einen Winterrock über meine anderen Kleider ziehe, das ist eine »Erfahrungseinrichtung«. Aber, daß ich meine Kleider nach diesem oder jenem Schnitte trage, das ist Mode. Und auf solche Unterschiede kommt es sehr häufig auch in der Hauskunde an. Einen Grund dafür anzugeben ist heute noch zumeist unmöglich. Wir wissen nur, daß gewisse Individuen ihren Geschmack, ihre Änderungen anderen zu oktroyieren verstehen. Wie sie selbst dazu kommen, weiß man aber schon wieder meistens nicht, denn es gibt viele solche subjektiv entstandene Änderungen, von denen das erste Individuum keinen Nutzen hatte und haben konnte.

Daß die Christen männlichen Geschlechtes in einer Gegend Bosniens auf dem sonst glattgeschorenen Schädel einen Zopf tragen (auf dem Scheitel), die Muhammedaner bloß einen langen Büschel ins Genick fallen lassen, sonst sich rasieren u. s. w., ist ebensowenig eine Erfahrungseinrichtung, als daß es in den Alpen die verschiedensten Häusergrundrisse gibt. Nur eine unbedingt einleuchtende Erklärung aus Nützlichkeitsgründen verdient Beachtung.

Für mich ist die Hausforschung eine Geisteswissenschaft, nahe verwandt der Geschichte und der Sprachwissenschaft. Sie hat die Aufgabe, die Geschichte des Hauses und seiner Teile darzulegen, und sie kann das, wo das Material vorhanden ist, rein historisch, wo das fehlt, auf dem Wege der vergleichenden Forschung versuchen. Weiter möchte ich vorläufig nicht gehen. Ob und wie die Menschenwohnung mit dem Neste verwandt ist oder der Stephansturm mit einem Parapluie (Bancalari in einem Vortrage in Wien), das mögen andere entscheiden.

Die Ausbreitungsgebiete der einzelnen Teile und Eigenschaften des Hauses zu studieren, ist meines Erachtens die nächstliegende Aufgabe. Auf diesem Wege allein ist zu einer klaren Definition des Wortes »Typus« zu kommen. Wenn die Linien für das Haus und seine Teile einmal auf der Karte fixiert erscheinen, dann kann man daran gehen, diese Linien mit den Verbreitungsgebieten anderer Kulturerscheinungen zu vergleichen, z. B. mit den Wellenlinien der sprachlichen Erscheinungen. Diesen Gedanken habe ich zuerst im Archiv für slavische Philologie, XVII, 504, ausgesprochen, indem ich einen speziellen Fall auf lettischem Gebiete behandelte. Sämtliche Kulturwellen sind in ihrem Zusammenhange zu studieren! Namentlich die Sprachwellen und die Sachwellen! Ich möchte z. B. aufmerksam machen, daß die aus der Berührungssphäre zwischen Römern und Germanen nach Norden schwingende Kulturwelle des »oberdeutschen« Hauses in enger Verbindung zu stehen scheint mit den Wellen der hochdeutschen Lautverschiebung. mit dem Ausbreitungsgebiet des vierbeinigen Feuerbocks (nach Norden nämlich), während die Welle der Votivtiere eine ähnliche Bewegungstendenz zeigt, aber nicht so weit kommt. Hat man einmal die Kulturwellen des Hauses und ihre Chronologie, dann wird die Zeit da sein, Häusertypen mit Völkern in Zusammenhang zu bringen.

Trotz seiner Irrtümer mag ich mir Bancalari aus der Hausforschung nicht wegdenken, ebensowenig als ich den trefflichen, so ungewöhnlich sympathischen Mann, den Menschen Bancalari, je vergessen kann. Aber der Mythenbildung über ihn als Hausforscher muß man entgegentreten, denn diese gefährdet die Sache.[1])

Graz, August 1900.

---

[1]) C. N. Ich erlaube mir, folgende Äußerungen zu citieren:

1. »Unstreitig kann man O. Bancalari heute als den Führer der österreichischen Hausbauforscher betrachten, der von vornherein mit allen vorgefaßten Meinungen brach, welche nach der Art des Hauses die volkliche Zugehörigkeit von deren Bewohnern oder mindestens Erbauern feststellen wollten.« Allgemeines Literaturblatt. 1900, Sp. 220.

2. Mit einem scharfen Blicke für das Volkstümliche begabt . . . ., verfiel er dabei nie in theoretische Spekulationen . . . »In den letzten Jahren war ihm der frühere Glaube, die nationalen Eigentümlichkeiten des Wohnhauses herauszufinden, dasselbe mit den ethnographischen Grenzen in Einklang zu bringen, immer mehr geschwunden . . . . Man wollte ehedem das bäuerliche Wohnhaus nationalisieren . . . Wohin kam man aber damit? Zu einem Wirrsal von Typus und Namen . . . Bancalari hat noch mit seinem scharfen Blicke und seiner vorurteilslosen Kritik das dichte Gestrüpp der bereits hoch aufgeschossenen Urwaldmasse wie mit einer schneidigen Axt kraftvoll durchschlagen . . .« Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. 1901, XXXI, S. 71, 78.

3. »Die Stammesart der Kolonisten ist aber möglicherweise nicht ohne Einfluß auf die Form und Zahl der Ansiedelungen. Bancalari hat dies — in Reaktion gegen eine Richtung, die jeden Schnörkel ethnographisch erklären wollte — auf das entschiedenste geleugnet.« Wiener Zeitung. 12. Oktober 1902, S. 3 f.

Ich bitte gütigst diese Worte — Aussprüche von Männern, die ich wohl kenne und hochschätze, die aber keine Bauernhausforscher sind — mit dem zu vergleichen, was oben mit den Belegen nachgewiesen wird. Die vielen Siege, die Bancalari erfochten, hat er über sich selbst erfochten. Das ist ihm hoch anzurechnen, denn wenige bringen das zu stande. Aber diese Siege über seine eigenen Irrtümer als Siege über andere, die diesen Irrtümern fernestanden, darzustellen, ist ein Vorgang, der seinen Ursprung in Mißverständnissen hat.

Seit der Abfassung des obigen, leider nötig gewesenen Aufsatzes, habe ich in der Arbeit: »Die Stellung des bosnischen Hauses und Etymologien zum Hausrat«, Sitzungsberichte der k. Akademie der Wissenschaften, Wien 1901, CXLIV, mehrfach zu den wichtigen Fragen Stellung genommen. Ich bitte weiter, sich meiner und J. R. Bünkers gemeinsamen Erklärung, Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, XXXII, S. 273, zu erinnern; ich habe die bestimmte Hoffnung, daß diese Erklärung luftreinigend wirken wird und die Basis einer Verständigung zu bieten geeignet ist.

Graz, November 1902. R. M.

NEKROLOG.

Dr. Johann Jankó.

Am 28. Juli v. J. verschied in dem siebenbürgischen Badeorte Borszék im Alter von 35 Jahren Dr. Johann Jankó, Direktor der ethnographischen Abteilung des ungarischen Nationalmuseums in Budapest — und eine der besten Stützen der ungarischen ethnologischen Wissenschaft.

Am 13. März 1868 zu Budapest als Sohn des gleichnamigen berühmten Malers und Karikaturenzeichners geboren, ward ihm zum Erbteil des Vaters Arbeitsfreudigkeit und Ausdauer. Der Mutter verdankte er den alle Hindernisse überwindenden Drang zum Schaffen und seine vielgepriesene Beweglichkeit.

Seine Studien begann der Jüngling im Pester reformierten Gymnasium — um sie später im Mustergymnasium fortzusetzen. Im Elternhause beschäftigte er sich gleichzeitig mit der Erwerbung von Sprachkenntnissen und brachte es in dieser Hinsicht so weit, daß er bereits als Universitätshörer außer seiner Muttersprache das Deutsche, Französische, Englische und Italienische ziemlich vollkommen beherrschte. Später eignete er sich auch die russische Sprache an.

Nach vorzüglicher Absolvierung der Mittelschule bezog er die medizinische Fakultät der Budapester Universität, doch verließ er selbe schon nach einem Jahre, um sich auf der philosophischen Fakultät geographischen und naturwissenschaftlichen Studien zu widmen. Besonders war es die Botanik, der er sich mit großen Eifer zuwendete. — In dieser Zeit erschienen seine ersten Arbeiten, und zwar botanischen Inhalts, so die Flora von Tót-Komlós und in Englers botanischen Jahrbüchern im Jahre 1891 »Die Abstammung der Platanen«.

Doch war er damals bereits im Reinen mit sich und dem Umstande, sein Leben fürderhin der Geographie und Ethnographie zu widmen. Diese Absicht förderten die Verbindungen des elterlichen Hauses, und bereits als drittjähriger Hörer besuchte er mit Unterstützung der Budapester Handels- und Gewerbe-Kammer Ägypten, im Jahre 1889 aber Tripolis und Tunis. Über diese Reisen legte er in zahlreichen Zeitungsartikeln Rechenschaft ab. Nebenbei war seine Aufmerksamkeit schon den heimischen Verhältnissen zugewendet, und auch jetzt war es das ihm bereits zur Genüge bekannte Tót-Komlós, dessen Verhältnisse er in einer von der Ungarischen Geographischen Gesellschaft ausgezeichneten Monographie schilderte. — Im Jahre 1890 verließ er die Universität, um im Auftrage des Kultus- und Unterrichts-Ministeriums die geographischen und ethnographischen Institute Englands und Frankreichs zu studieren. Im selben Jahre erschien seine Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde: »Graf Moritz Benyovszky als geographischer Forscher. Kritische Bemerkungen zu seiner Reise von Kamtschatka nach Makao«, weiters das Produkt seiner ägyptischen Reise: »Das Nildelta. Der geologische und geographische Aufbau des Delta.« Im Auftrage der Ungarischen Geographischen Gesellschaft verfaßte er ein Werkchen: »Anordnung der Gebirgszüge Ungarns«, das sich heute noch in Kreisen der studierenden Jugend großer Popularität erfreut. Zu jener Zeit berief ihn der Universitätsprofessor der Geographie Ludwig v. Lóczy als Assistent an seine Seite.

Das nächste Jahr, 1892, bringt sein erstes größeres ethnographisches Werk: »Das magyarische Volk von Kalotaszeg«, das als Musterbild einer systematischen stoffsammelnden Arbeit für die ungarische Ethnographie von weittragender Bedeutung ist. Seine zu dieser Zeit erschienenen kleineren Arbeiten sind schon rein ethnographischer Natur. Im Jahre 1893 erschien im Verlage der Ungarischen Geographischen Gesellschaft, deren Sekretär er damals bereits war: »Torda, Aranyosszék, Toroczkó«, ein gleichfalls Materialien enthaltendes Werk. Zu Ende desselben Jahres wurde er auf die neu kreierte Stelle eines Assistenten an der ethnographischen Abteilung des ungarischen Nationalmuseums ernannt.

Diese bescheidene Stellung eröffnete ihm jene Sphäre, in der sich sein glänzendes Talent frei entfalten konnte. Wer konnte es damals ergründen, daß dieser junge Gelehrte in der ihm von der Vorsehung so knapp bemessenen Zeit von acht Jahren aus der seiner Fürsorge anvertrauten kleinstädtischen Raritätensammlung — anders kann man die damalige ethnographische Kollektion des Museums nicht nennen — ein in der Reihe der europäischen Museen einen vornehmen Platz einnehmendes Institut schaffen werde. Doch war ihm damit nicht genug. Sein scharfer Blick erkannte schon längst, daß auch die ungarische ethnologische Wissenschaft an einem bösen Übel kranke, an der Monopolisierung und der daraus resultierenden oberflächlichen Überwachung — und daß sie von diesem Übel nur durch im Wege der Dezentralisation gegründete neuere

kulturelle Zentren erlöst werden kann. Eben darum verwendete er in den letzten zwei Jahren seines Lebens viel Mühe, um auch in der Provinz den Grundstein zu zahlreichen Museen für Völkerkunde zu legen. Leider war es ihm nicht vergönnt, die Früchte seiner rastlosen Arbeit reifen zu sehen.

Der Anfang des Jahres 1896 brachte die »Ethnographie der Schokazen aus dem Komitate Bács-Bodrogh«; das Ende desselben Jahres die ungarische Übersetzung des Reisewerkes Slatin Paschas: »Mit Feuer und Schwert im Sudan.« Dasselbe Jahr — in welchem er auch an der Millenniumsausstellung eifrig mitarbeitete — war in vieler Hinsicht von weittragender Bedeutung für den Lebenslauf Dr. Johann Jankós. Damals machte er die Bekanntschaft des Grafen Eugen Zichy, des großen Förderers der ungarischen Wissenschaft. Jankó unterzog sich der Mühe, die aus der ersten und zweiten asiatischen Expedition des edlen Grafen stammenden Sammlungen in der Kirche des Ausstellungsdorfes zu ordnen und aufzustellen. In Anerkennung seiner Verdienste wurde er damals von Sr. Majestät durch Verleihung des goldenen Verdienstkreuzes mit der Krone ausgezeichnet. Noch größer war seine Freude, als der Graf ihn mit der Beschreibung seiner Sammlungen betraute. Zu dieser Arbeit bedurfte er vorallererst der Kenntnis der russischen Sprache, deren Erlernung er nun mit größtmöglichem Fleiße oblag. Inzwischen verbrachte er seinen Urlaub auf der Ausstellung in Nischnij-Nowgorod, deren ethnographisches Material er studierte, um kurz darauf auch die Sammlungen in Moskau, Petersburg und Helsingfors zu besichtigen. Schon damals war er in Kenntnis des Umstandes, daß die ursprünglichen und ergiebigsten Quellen der ungarischen Stammesanthropologie, der Ethnologie und des Folklore des Magyarentums auf russischem Boden zu suchen sind.

Die Bekanntschaft des Grafen Eugen Zichy hatte für Jankó noch den Vorteil — daß der edle Mäcen, im Begriffe, seine dritte asiatische Expedition anzutreten, ihn zum Ethnographen seiner Unternehmung erwählte.

Jankó leistete der Berufung freudigst Folge und schloß sich anfangs 1897 auf die Zeit von 15 Monaten der Expedition an. Vorerst besuchte er sämtliche ethnographischen Museen, die im russischen Reiche von Helsingfors bis Tiflis zu finden sind, dann machte er Bekanntschaft mit der Fischerei des Wolga-Delta, überall den Verwandtschaftsbeziehungen mit der ungarischen Volkskunde nachforschend, photographierend und zeichnend.

Im Juli 1898 begann der zweite Teil seiner Forschungsreise — die Exkursion zu den Ostjaken. Von Tobolsk aus machte er sich auf den Weg. 3000 Werst legte er im Kahn zurück, von Djemjanka bis Samarow bei den Irtisch-Ostjaken, von Samarow bis Surgut bei den Obischen Ostjaken weilend. Seine Forschungen erstreckten sich auf alles, was der Anthropologie und Volkskunde der Ostjaken zu eigen; außerdem erwarb er reichhaltige Sammlungen.

Am 22. Oktober 1898 kehrte er nach Budapest zurück und machte sich sofort an die Aufarbeitung des gesammelten Materials. Vielleicht ahnte er es, daß ihm kein langes Leben auf Erden beschieden — und doch hatte er noch so vieles zu verrichten! An dem großen Werke seines Lebens »Der Ursprung der ungarischen Fischerei« — das ihm ein glänzendes Andenken sichert immerdar — arbeitete er nicht länger als ein einziges Jahr.

Im Jahre 1899 wurde er in Anerkennung seiner um die ethnographische Abteilung erworbenen Verdienste mit einem Schlage als Abteilungsdirektor an deren Spitze gestellt; bald darauf folgte seine Ernennung in das Landesinspektorat der Museen und Bibliotheken. Gleichzeitig sah er seine »Ethnographie der Umwohner des Balaton-Sees« — dieses Werk hatte er schon im Jahre 1893 begonnen — vollendet und im Druck erschienen. Sein Schwanenlied waren die Artikel für das anläßlich des hundertjährigen Bestehens des ungarischen Nationalmuseums zur Ausgabe gelangte Gedenkbuch.

Die Zahl seiner kleineren Abhandlungen, Bearbeitungen, Referate ist eine unübersehbare. Es ist wirklich erstaunlich, wenn man, die Früchte seiner Wirksamkeit übersehend, bedenkt — daß ein 34jähriger Mann. der kaum die Schwelle des Mannesalters überschritten, so viel geleistet hat.

Dr. W. Semayer.

LITERATURBERICHTE.

1.

Matiegka H.: Über das Hirngewicht, die Schädelkapazität und die Kopfform, sowie deren Beziehungen zur psychischen Tätigkeit des Menschen. I. Über das Hirngewicht des Menschen. Sitzber. der k. böhm. Ges. der Wissensch., Prag 1902.

Verfasser zieht die einzelnen Faktoren in Betracht, die geeignet sind, das Hirngewicht zu beeinflussen. Gewichtsbestimmungen wurden an 1006 Gehirnen vorgenommen. Männer und jugendliche Personen haben ein schwereres Gehirn als Weiber und alte Personen. Mit Zunahme der Körpergröße steigt das Hirngewicht stetig an. Einem kräftigen Knochenbaue und einem guten Ernährungszustande entspricht ein größeres Hirngewicht. Bei Geisteskranken ist das durchschnittliche Hirngewicht geringer als bei Geistesgesunden. Die Gehirne Geisteskranker weisen eine größere Variationsweite bezüglich ihres Gewichtes auf als die geistesgesunder Personen. Die angeborenen Entwicklungshemmungen sowie die durch anatomische Hirnveränderungen gekennzeichneten Geistesstörungen haben eine Verminderung, die anderen Psychosen eine Vermehrung des Hirngewichtes zur Folge. Personen mit einem Beruf, der bedeutende Geistesanlagen voraussetzt, erfreuen sich eines schwereren Gehirnes als Leute mit geringen geistigen Fähigkeiten. Zunahme der Schädellänge und Schädelbreite geht mit einer Zunahme des Hirngewichtes einher. Körperliche Krankheiten und die Todesart beeinflussen ebenfalls das Hirngewicht. Letzteres wird demnach durch die Kombination einer ganzen Reihe von teils in derselben Richtung wirkenden und sich unterstützenden, teils aber sich abschwächenden Umständen bestimmt. Für das Einzelindividuum scheint ein mittleres, der Rasse entsprechendes Hirngewicht am vorteilhaftesten zu sein. Dr. v. Schumacher (Wien).

2.

Alsberg, Dr. Moritz: Die Abstammung des Menschen und die Bedingungen seiner Entwicklung. Für Naturforscher, Ärzte und gebildete Laien dargestellt. Mit 24 Abbildungen im Text. 1902, Verlag von Th. G. Fisher & Co., Kassel.

Die Fortschritte in der Erkenntnis des Menschen haben in den letzten paar Jahren einen gewaltigen Aufschwung genommen. Besonders das Problem der Abstammung und der Entwicklung des Menschengeschlechts ward von gar vielen Seiten und von mancherlei Gesichtspunkten aus in Angriff genommen und die nur diese eine Seite der Anthropologie berührenden Arbeiten sind schon so zahlreich, daß es demjenigen, der nicht direkt an diesen Forschungen mitbeteiligt ist, schwer fallen dürfte, auf dem Laufenden zu bleiben und die Übersicht sich zu bewahren. Darum ist Alsbergs Büchlein mit Freude zu begrüßen. Mit Verständnis und Geschick hat derselbe den Versuch unternommen, das diesbezügliche neuere, umfangreiche und weit zerstreute Material zu sammeln und in einer auch dem gebildeten Laien verständlichen Sprache zu einem übersichtlichen wissenschaftlichen Gesamtbild zu verarbeiten, das naturgemäß einen subjektiven Stempel tragen muß, indem es deutlich die Anschauungen des Autors widerspiegelt. Dies subjektive Urteil drängt sich aber nirgends in unangenehmer oder prätentiöser Weise vor; im Gegenteil, dadurch, daß Alsberg sich bemüht, das ganze Material, auf dem er seine Ansichten aufbaut, vorzuführen und auch die Forscher, gegen deren Lehren oder Ergebnisse er polemisieren zu müssen glaubt, möglichst mit ihren eigenen Worten citiert, ermöglicht er dem Leser trotz aller Subjektivität der Darstellung dennoch eine objektive Abwägung der einzelnen gegensätzlichen Meinungen, wie z. B. in der Pygmäenfrage, der Frage von der Persistenz der Menschenrassen u. a. Aus diesem Grunde glauben wir auch, uns im nachfolgenden weniger kritisierend als referierend verhalten zu dürfen.

Alsberg teilt seinen Stoff in acht Abschnitte. Der erste ist, wie billig, der durch Schwalbes und Klaatschs Untersuchungen im Vordergrund des Interesses stehenden Neandertalrasse gewidmet, und der Verfasser kommt mit den genannten Autoren zu der Ansicht, daß das ehemalige Vorhandensein einer besonderen diluvialen Menschenrasse, die eine niedere Bildung bezeichnet und vom heutigen Menschen sich sehr wesentlich unterscheidet, nicht mehr bezweifelt werden kann. Die (neuerdings von Penck wiederum betonte) lange Dauer des Diluviums und die Tatsache, daß aus dieser Periode auch andere, vom Neandertaltypus

abweichende Schädel bekannt sind, bringen ihn weiter zu der Überzeugung, daß die Menschheit während des Diluviums offenbar einen Entwicklungsprozeß durchgemacht hat, der sie von der primitiven Bildung des Neandertalmenschen durch Anpassen an die Existenzbedingungen und den Kampf ums Dasein zu immer weiterer Vervollkommnung geführt hat.

Im zweiten Abschnitt wird das Abstammungsproblem als schnurgerade Entwicklung aus sehr niederen Säugetierformen heraus ebenfalls durchwegs im Sinne Klaatschs behandelt, namentlich die Entwicklung des aufrechten Ganges und seiner anatomischen Grundlagen aus einer halbaufrechten Kletterhaltung heraus. Bezüglich der Pithecanthropusfrage und der Beziehungen der Affen zum Menschen sind für den Verfasser die gründlichen, erschöpfenden Studien Schwalbes maßgebend, dessen Untersuchungs- und Meßmethoden im Anhang zum Abschnitte 3 erörtert werden.

In der heiklen Frage des Abschnittes 4: Wo hat sich der Prozeß der Menschwerdung abgespielt? läßt sich Alsberg, nachdem er sich zunächst zu der Ansicht des monophyletischen Ursprungs der Menschheit bekannt, ganz von der Vermutung Schötensacks leiten und meint, daß dessen Theorie von der Auffassung des australischen Kontinentes als ursprüngliches Habitat des Urmenschen, beziehungsweise als diejenige Örtlichkeit, wo er einen Teil jener Eigenschaften, die ihn erst zum Menschen stempelten und ihn zu dem in anderen Erdteilen seiner harrenden Daseinskampfe (Kampf mit den ihm an Kraft und Schnelligkeit weit überlegenen plazentalen Raubtieren) vorbereiteten, erwarb, daß diese Theorie beim gegenwärtigen Stande unseres Wissens wenn auch nicht als völlig zweifellos erwiesen, so doch als in hohem Grade wahrscheinlich bezeichnet werden muß. Hier können wir uns nicht enthalten zu bemerken, daß dieser einseitigen breiten Ausführung der Schötensackschen Idee gegenüber die übrigen in Betracht kommenden Örtlichkeiten, wie z. B. die südamerikanischen, mit ihren in ihrer Bedeutung noch gar nicht abzuschätzenden Funden viel zu flüchtig erwähnt sind; eine Besprechung der staunenerregenden Funde Sikoras von Resten menschengroßer Halbaffen auf Madagaskar vermissen wir überhaupt ganz. Und doch sind gerade diese aller Wahrscheinlichkeit nach bestimmt, in unserer zukünftigen Auffassung von der Abstammung und Entstehung des Menschen eine bedeutende Rolle zu spielen.

Die Einflüsse des Klimas und der räumlichen Sonderung auf die Rassenbildung werden im Abschnitt 5 hauptsächlich auf Grund der Wagnerschen Migrationstheorie erörtert. Der Auffassung der Pygmäen als Resten einer Urrasse stellt sich Alsberg ablehnend gegenüber, ebenso der Kollmannschen Lehre von der Persistenz der Menschenrassen, dagegen möchte er die Annahme, daß bei der Entstehung der dunkel gefärbten Menschenrassen solche Veränderungen, die man unter gewissen Verhältnissen als »pathologische Prozesse« bezeichnet, beteiligt gewesen sind, nicht ganz von der Hand weisen.

Der Abschnitt 6 behandelt die geistige Entwicklung und geistige Rückschläge. Alsberg ist geneigt, auf Grund der Forschungen Ammons, Pfitzners, Lapouges und Galtons anzuerkennen, daß »ein direkter Parallelismus zwischen dem Schädelumfang — der seinerseits wieder einen zuverlässigen Maßstab für die Hirnentwicklung abgibt — und der geistigen Leistungsfähigkeit vorhanden sei«. Die psychischen Atavismen werden in Anlehnung an Mantegazzas Ausführungen erörtert und die Lombrososchen Ansichten vom »gebornen Verbrecher« an der Hand der Darlegungen Näckes zurückgewiesen. Besonders hübsch und gelungen dünken uns in diesem Abschnitt die Ausführungen über die Resultate der Rüdingerschen Gehirnforschungen.

Bezüglich der im Abschnitte 7 behandelten Geschlechtsunterschiede meint Alsberg im Gegensatz zu Havelock Ellis, daß der geistige Vorsprung des Mannes vor der Frau keineswegs ausschließlich auf Rechnung des Unterschiedes in der sozialen Stellung der beiden Geschlechter zu setzen ist, sondern daß demselben eine anatomische Ursache, nämlich eine relativ bedeutendere Entwicklung der Zentralorgane des Nervensystems beim Manne, zugrunde liegt.

Im Abschnitt 8: Vererbung, Inzucht und Vermischung, sucht Alsberg endlich die Unhaltbarkeit der Weismannschen Negierung der Vererbung erworbener Eigenschaften nachzuweisen, wobei die Untersuchungen Boveris, Reinkes, die Mutationstheorie von de Vries und bezüglich der Inzucht und Vermischung die Ansichten und Ausführungen Reibmayrs zur Erörterung gelangen.

Das Buch ist mit großer Sachkenntnis geschrieben und das Material mit außerordentlichem Fleiß zusammengetragen und verarbeitet. Wenn wir zum Schluß einem Wunsch Ausdruck verleihen dürften, so wäre es der, daß in einer zweiten Auflage die, falls sie sich bewahrheiten, epochemachenden Untersuchungen Walkhoffs etwas ausführlicher und eingehender behandelt werden möchten, als es geschehen ist, und daß die so äußerst interessanten Untersuchungen Friedenthals, aus denen wirklich eine Art »Blutsverwandtschaft« im wörtlichen Sinne zwischen Anthropoiden und Mensch hervorzugehen scheint, einer Besprechung, beziehungsweise kritischen Würdigung unterzogen werden möchten.

Hofrat Dr. B. Hagen.

3.

Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien von Dr. H. Ploß. Siebente, umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Nach dem Tode des Verfassers bearbeitet und herausgegeben von Dr. Max Bartels. Mit elf lithographischen Tafeln und 649 Abbildungen im Texte. Zwei Bände. 868 + 852 pp. Leipzig, Th. Griebens Verlag (L. Fernau), 1902.

Gegenüber der im Jahre 1899 erschienenen sechsten Auflage bezeichnet die neue Auflage dieses Werkes wieder einen wesentlichen Fortschritt. Alle die zahlreichen Kapitel sind neu durchgearbeitet und vermehrt; zwölf neue Abschnitte sind in den Text aufgenommen. Eine besondere Bereicherung haben die sorgfältig ausgeführten Abbildungen erfahren, welche um 110 neue Bilder vermehrt wurden. Jede neue Auflage zeugt von dem unermüdlichen Eifer des Verfassers, die Verarbeitung des immensen Stoffes fortwährend zu verbessern und neue Belege für die Beurteilung der vielgestaltigen Probleme beizubringen, welche in dem Werke abgehandelt werden. Das Hauptgewicht wird hiebei auf die ethnographische Seite aller auf das Geschlechtsleben des Weibes bezüglichen Fragen gelegt. Durch die peinliche Anführung der Quellen ist das Werk zu einem wissenschaftlichen Handbuche ersten Ranges geworden, das auf seinem Gebiete keinen Rivalen kennt.

F. Heger.

4.

Lipinska, Dr. Melanie: Histoire des femmes médecins. (Geschichte der Ärztinnen.) Paris. Libr. Jacques. Gr. in 8°, 586 S.

Seit dem Erscheinen der bahnbrechenden Arbeit von M. Bartels über die primitive Medizin, kann eigentlich kein Handbuch der Geschichte der Medizin mit dem ägyptischen oder griechischen Zeitalter beginnen. Es muß in die primitive Epoche zurückgreifen.

Dieser Anforderung entspricht das oben ausgeschriebene, kürzlich von der Pariser Académie de médecine als das beste der in der französischen Sprache in den letzten fünf Jahren auf dem Gebiete der Geschichte der Medizin veröffentlichen Werke preisgekrönte Buch von Dr. Melanie Lipinska (weil. praktische Ärztin in Warschau). Dieser neue und echt wissenschaftliche Standpunkt ist jedoch nicht das einzige, was wir in besagtem Werke hervorzuheben haben. Wir müssen noch hinzufügen, daß die polnische Verfasserin in ihrem Buche überhaupt manches Interessante zur Kenntnis der primitiven Medizin gebracht hat.

Die Abschnitte, welche darin den Ethnographen vor allem interessieren, sind drei an der Zahl. Der erste trägt den Titel »Der primitive Arzt«, der zweite »Die primitiven Ärztinnen«, der dritte »Die Anfänge der Hebammenkunst«.

Der erste enthält eine knappe, aber recht musterhafte Schilderung der primitiven Medizin. Die Verfasserin läßt darin den psychischen Grund, welchem der primitive Krankheitsbegriff entspringt, hervortreten. Dann gibt sie eine Übersicht der primitiven Heilungsmethoden und eine Skizze der Rolle und Bedeutung des primitiven Arztes.

In den weiteren, geschichtlichen Kapiteln befaßt sie sich mit der Umwandlung desselben in den Priester.

Selbstverständlich bilden den Ausgangspunkt des ersten Kapitels die Bartelsschen Forschungen. Doch hat die Verfasserin getrachtet, die letzteren nur ganz kurz anzudeuten und vor allem sie um neue Tatsachen zu bereichern. Das gelang ihr völlig an der Hand der französischen und italienischen Reisenden und Ethnographen (Lenormant, Candelier, Griffon du Bellay, Modigliani, Dutrieux, Saffray, Radiguet), deren Werke Bartels entgangen sind.

Am interessantesten ist darin die Tatsache, die sich auf die Venezuelaindianer bezieht.

Die Verfasserin entdeckt dort eine Parallele zu den griechischen Äskulaptempeln. In der Nähe von Turbaco gab's zuvor einen Ort, Yurmaco genannt. Ein Tempel befand sich da, dem Heilungsgeiste »Cemi« gewidmet. Zwölf Priester bedienten diesen Tempel. Rings um ihn erhob sich eine Anzahl Hügel von vulkanischem Ursprunge, ein jeder mit einem Krater, der warmen Schlamm enthielt. Zahlreiche Kranke pilgerten zum Tempel. Die Priester vergruben sie in den Schlamm, sprachen Gebete über ihrem Kopfe, und sie übernachteten dann in den um die Hügel errichteten Hütten. Diese Behandlung dauerte selbstverständlich einige Zeit.

Es ist sehr wahrscheinlich — spricht die Verfasserin — daß die Kranken auch ein besonderes Regime zu befolgen hatten. Das ergäbe eine noch ausgesprochenere Parallele zu den Tempeln Äskulaps.

Das zweite Kapitel bringt vorwiegend neue Beiträge. Die Verfasserin, welche im Laufe ihres Buches immer nach dem Grunde der von ihr beobachteten Tatsachen sucht, legte sich die Frage vor, warum eigen-

tümlicherweise die Ärztinnen bei einer Völkergruppe vorkommen, während sie bei einer anderen, die doch dieselbe Philosophie in Bezug auf die Krankheitsätiologie bekennt, nicht zu finden sind. Nach gründlicher Erwägung der Sache kam sie zum Schlusse, welcher nicht nur für die primitiven Völkerschaften, sondern überhaupt für alle anderen ausschlaggebend ist. Er lautet:

»Die Hochachtung, welche der Anteil der primitiven Ärzte ist, wird auch den Ärztinnen überall erwiesen. Es ist das eine anerkannte Tatsache. Damit nun die Frauen Ärztinnen bei einer primitiven Völkerschaft werden, muß das weibliche Geschlecht bei der gegebenen Völkerschaft eine Art Gleichberechtigung besitzen. Da, wo die Frauen geknechtet oder verachtet sind, finden wir keine Ärztinnen. So hängt schon in der primitiven Epoche die Ausübung der Heilkunde durch eine Frau von ihrer gesellschaftlichen Stellung ab.«

Es folgen hierauf die Tatsachen. Zu den von Bartels dargewiesenen primitiven Ärztinnen (Sumatra, Celebes, Tungusen, Indianer Nordamerikas, westafrikanische Neger, Australier von Victoria) steuert Doktor Lipinska neues über die Marquesasinseln, Borneo, Saleier, Aaru, Leti, Moa, Lakor, Luwang, Sermata, Buru, Halmahera, Buchin, Philippinen, Malakka, Kochinchina, Arabien, Kamtschatka und die Goajiroindianer (Venezuela) bei.

Dankenswert ist, daß die Verfasserin auch die polnische ethnographische Literatur durchmustert hat. Wir finden da unter anderem eine sehr interessante Schilderung des Putzes der kamtschadalischen Ärztinnen. Sie wurde den Memoiren des im Jahre 1794 nach dem Kościuszko-Aufstande nach der Kamtschatka verbannten polnischen Generals Kopeć entnommen und steht in der ethnographischen Literatur einzig da.

Obwohl mit dem vierten Kapitel die historische Periode betreten wird, so finden wir auch dort zahlreiche Seiten, welche für Ethnographen von Interesse sind. Es ist dies der Fall mit der Schilderung der homerischen oder besser der prähistorischen Medizin in Griechenland. Die Verfasserin hebt die Bedeutung der altgriechischen Volksmedizin und die Rolle der Frauen darin hervor.

Sinnreich ist auch die Annäherung der Heilmethoden der Pythia und der indonesischen Zauberinnen. Unter den mittelalterlichen Kapiteln begegnen wir wieder einem, welches beinahe ausschließlich der Volksmedizin, diesmal der Volksmedizin der Germanen, gewidmet ist.

Das Buch, mit wissenschaftlicher Ruhe geschrieben, streift niemals das Gebiet der Polemik. Die Vielseitigkeit der Methoden ist darin auch rühmlichst zu betonen.

Wie in der hier besprochenen Abteilung die folkloristischen und volkskundlichen Methoden, so sind in den anderen Teilen die epigraphischen, kulturgeschichtlichen und statistischen Forschungsweisen der Verfasserin ganz geläufig.

Schließlich müssen wir noch hinzufügen, daß die »Histoire des femmes médecins« ein bedeutendes Interesse für den Kulturhistoriker und den Soziologen bietet. Da wir aber in Einzelheiten nicht eingehen können, so begnügen wir uns mit einer kurzen Titelangabe. Nach den drei Kapiteln über die primitiven Ärztinnen kommen: »Altägypten und unabhängiges Griechenland« (Kapitel 4), »Griechenland nach dem Verluste seiner Unabhängigkeit« (Kapitel 5), »Rom« (Kapitel 6), »Salerno« (Kapitel 7), »Medizinische Beschäftigungen der germanischen Frauen zur Zeit der Völkerwanderung und der Ritterperiode« (Kapitel 8), Ärztinnen in Frankreich, Deutschland, England und Polen im XIII., XIV. und XV. Jahrhundert« (Kapitel 9), »Nonnen und Medizin, St. Hildegard« (Kapitel 10), »Ärztinnen in Italien vom XV. bis zum XVIII. Jahrhundert« (Kapitel 11), »Spanien: Oliva Sabuco« (Kapitel 12), »Medizinische Studien der französischen Damen vom XVI. bis zum XVIII. Jahrhundert« (Kapitel 13), »Ärztinnen in der Schweiz, in Deutschland und England vom XVI. bis zum XVIII. Jahrhundert« (Kapitel 14), »Eine polnische Ärztin im XVIII. Jahrhundert: Frau Halpir« (Kapitel 15), »Berühmte Hebammen« (Kapitel 16), »Die große Revolution und die Frauen« (Kapitel 17), »1815—1848, Anfänge der Frauenbewegung« (Kapitel 18), »Medizinische Studien der Französinnen, Deutschen und Polinnen während der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts« (Kapitel 19), »Die Frauen als Krankenwärterinnen auf den Schlachtfeldern« (Kapitel 20), »Die erste Ärztin in den Vereinigten Staaten Nordamerikas« (Kapitel 21), »Die amerikanischen Ärztinnen seit 1850—1890« (Kapitel 22), »Die Zulassung der Frauen zum medizinischen Studium in der Schweiz« (Kapitel 23), in Frankreich (Kapitel 24), England (Kapitel 25), Rußland (Kapitel 26), »Die Ärztinnen in den anderen Ländern Europas und Amerikas« (Kapitel 27).

Die folgenden fünf Kapitel betreffen die Ärztinnen der Zeitperiode von 1890—1900 in Österreich (Kapitel 28), Deutschland (Kapitel 29), Rußland (Kapitel 30), Frankreich (Kapitel 31) und allen anderen Ländern Europas und Amerikas.

Das letzte Kapitel handelt über die Ärztinnen im Oriente und im äußersten Osten seit dem Mittelalter bis zu den letzten Tagen.

Paris. Dr. W. Bugiel.

5.

Stratz, Dr. C. H.: Die Rassenschönheit des Weibes. Mit einer Tafel und 226 in den Text gedruckten Abbildungen. Stuttgart 1901, Verlag von Ferdinand Enke. 8°, XVI, 350 S.

Wenn die vorliegende Anzeige etwas verspätet erscheint, so hat dies den Grund darin, daß das Werk mein treuer und lieber Reisegefährte in Südarabien war, wo ich ihm so manche schöne Stunde verdanke, und daß ich es nach meiner Rückkehr in meinen ethnographischen Übungen an der Wiener Universität zur Diskussion stellte.

Der Verfasser, der zu wiederholten Malen mit Untersuchungen über das Weib, über seine Schönheit und über seine Kleidung vor das Publikum getreten ist, teilt in diesem Buche die gesamte Menschheit in drei große Klassen ein, deren erste die protomorphen, die zweite die archimorphen und die dritte die metamorphen Rassen enthält. Das Einteilungsprinzip ist im Grunde genommen ein rein psychologisches, das die Völker nach dem Grade ihrer Expansivkraft beurteilt. Genau betrachtet, ergeben sich zunächst nicht drei, sondern nur zwei Gruppen, die man nach G. Fritsch als Wandervölker und Standvölker oder, wie Stratz will, als aktive und passive Menschenrassen bezeichnen kann. Doch Stratz hält an der psychologischen Terminologie nicht fest, da sein Untersuchungsgegenstand ausschließlich der Körper ist, und er kommt zu dem Schlusse, daß die aktiven Rassen durch ihre Lebensweise den Körper stählen, daß bei ihnen nur die kräftigsten Individuen bestehen bleiben; die aktiven Rassen, die sich aus den Urrassen herausdifferenziert haben, werden demnach von ihm als archimorphe Rassen bezeichnet, die nach ihrem körperlichen und geistigen Habitus in drei Hauptrassen zerfallen, in die Mongolen, die sogenannte gelbe Rasse, in die Mittelländer, die weiße Rasse, und in die Nigritier, die schwarze Rasse. Ich meine, daß der Verfasser mit dem Aufgeben des psychologischen Momentes einen Fehlschritt getan hat; denn mit seiner nunmehr auf körperliche Merkmale aufgebauten Klassifikation kann er nicht standhalten. Nach ihm fallen die Maori auf Neu-Seeland, die Südaustralier, die Papua, Negrito, Aino, die Hova, die Hottentotten, die Nordamerikaner, Azteken, Botokuden und Feuerländer nebst noch manchen anderen in den Begriff der protomorphen Rassen. Wenn die Maori protomorph sind, sind es die Samoaner, nach somatologischen Merkmalen, auch [1]); wenn bei ihm die Malayen metamorph sind (ebenso wie die Samoaner), dann sind es auch die Hova. Ferner bezieht Stratz die Somalihalbinsel (das Osthorn Afrikas) in das Gebiet der archimorphen Rasse, und zwar der Mittelländer, ein, allerdings mit einer Vermischung mit nigritischen Elementen. Wer je Somali und Galla gesehen hat, wird sich entschieden gegen ihre Zuziehung zu den Mittelländern wehren. Dagegen ist die Einteilung nach psychologischen Momenten, wie sie Wundt angedeutet und Vierkandt in seinem Buche »Naturvölker und Kulturvölker« ausgeführt hat, entschieden besser gegründet. Den Kulturvölkern Vierkandts würden die archi- und metamorphen Rassen bei Stratz entsprechen; Vierkandt scheidet auch wegen des unleugbaren Ineinanderfließens der Grenzen die Kulturvölker in Voll- und Halbkulturvölker. Vierkandt kommt bei seiner Einteilung in keinen Zwiespalt; ihm macht es gar nichts aus, die Römer z. B. zu den Halbkulturvölkern und die Japanesen als werdendes Vollkulturvolk zu bezeichnen. Bei Stratz aber, der im Wesen von dem psychologischen Einteilungsgrund ausgeht und dieses mit einem somatologischen zu vereinbaren sucht, sind Konflikte unvermeidlich. Das Buch hätte gewiß von seinem bleibenden Werte gar nichts eingebüßt, wenn Stratz die versuchte Einteilung unterlassen hätte. In der auf Seite 348 gegebenen Übersichtstabelle über die einzelnen Rassenmerkmale spielt in letzter Reihe auch die Kleidung eine Rolle; danach gehen die protomorphen Rassen nackt oder primitiv gekleidet, die Nigritier primitiv, die Mongolen arktisch und die Mittelländer tropisch gekleidet. Dagegen läßt sich wohl einwenden, daß ethnographische Einteilungsmotive, wie ein solches die Kleidung ist, mit somatologischen durchaus nicht in Einklang zu bringen sind. Ferner ist die angegebene Bekleidungsart auch nicht durchwegs richtig. Die Japaner und Chinesen sind doch nicht arktisch gekleidet, oder wenn sie es sind, dann sind es die Mittelländer auch zum Teile; ferner gibt es Mittelländer, die geradezu primitiv gekleidet sind — ich habe hier die Beduinen Südarabiens im Auge, die man nie anders als nur mit dem Schurze bekleidet sieht; jedenfalls stehen sie in Bezug auf Bekleidung mit einem großen Teile der Malayen und Polynesier auf derselben Stufe, zum Teile sogar noch unter ihnen. Ethnographische Merkmale sollten nicht mit somatologischen zusammen für Rassenbestimmungen benützt werden. Freilich hat der Verfasser ausschließlich das Weib im Auge, und da ergeben sich in der Bekleidung zwischen den beiden Geschlechtern derartige Unterschiede, daß beide verschiedenen Rassen zugezählt werden müßten.

Abgesehen aber von der versuchten Einteilung des Menschengeschlechtes in die verschiedenen Rassen ist das Werk als ein grundlegendes zu bezeichnen, das man immer zu Rate wird ziehen müssen, wenn es

[1]) Tatsächlich reiht der Verfasser im Gegensatze zu der von ihm entworfenen Karte in der Beschreibung der einzelnen Typen die Maori in die übrigen Polynesier ein.

sich um Fragen nach der somatologischen Stellung der verschiedenen weiblichen Typen handelt. Es ist von echt wissenschaftlichem Geiste getragen und dabei in lebensvoller, warmer Sprache meisterhaft geschrieben, daß jeder, der auch dem Wesen der Sache ferne steht, es mit ungeschwächtem Interesse und mit Vergnügen bis zu Ende lesen wird. Zu vielen der beigebrachten Bilder, die durchwegs sehr gelungen sind, hat der Verfasser in schematischen Figuren die Proportionen angegeben, in welchen er besonderes Gewicht auf das Verhältnis der Kopfhöhe zur Gesamtlänge legt. Bei den protomorphen Rassen beträgt nach Stratz die Körperlänge 6—6·8, bei den archimorphen Rassen, und zwar bei den Mongolen 6·5—7·5, bei den Mittelländern 7·75 und bei den Nigritiern 6·5—7·5 Kopflängen. Es haben sonach im Verhältnis zur Körperlänge den größten Kopf die protomorphen Rassen, den kleinsten die Mittelländer.

Das Ideal der Körperschönheit führt uns der Verfasser in den Figuren 223—225 vor; es ist ein 28jähriges Fräulein aus Schweden. Es sei mir gestattet, die Beschreibung etwas gekürzt mit des Verfassers eigenen Worten zu geben: »Sie verdient zunächst unsere aufrichtige Bewunderung für den bei einer Dame der besseren Kreise seltenen Mut, ohne jegliche falsche Scham die vollendeten Formen ihres schönen Körpers zu zeigen. Neben vollkommener Schönheit gehört zu einer solchen Tat eine so hoch entwickelte Vorurteilslosigkeit und ein natürliches Selbstbewußtsein, wie es außer den alten Hellenen nur wenige besitzen. Zu bedauern ist nur, daß das Gesicht verhüllt ist. Dieses Opfer, welches die junge Dame den Vorurteilen unserer Zeit doch noch gebracht hat, entnimmt uns die Möglichkeit, auch darüber ein Urteil auszusprechen. Wenn es aber ebenso schön ist wie der Körper, dann gebührt dieser Gestalt die Krone der Schönheit.

Bei einer Körperhöhe von 163 *cm* beträgt die Kopfhöhe 20 *cm*, geht also etwas mehr als achtmal in der Gesamthöhe auf. Die Proportionen sind dabei völlig normal, die Körpermitte steht nur 2 *cm* höher als der Schritt; Schulterbreite 37 *cm*, Taille 21 *cm*, Hüften 33 *cm* stehen in idealem Verhältnisse. Die Gliedmaßen sind an ihren Ursprüngen besonders kräftig; man beachte, wie breit besonders der rechte Arm sich aus der Achsel heraushebt, wie rund und voll die Oberschenkel in den Hüften sich abzeichnen; dabei sind die Handgelenke und die Knöchel sehr fein und schmal, so daß die vier Gliedmaßen sich gleichmäßig kegelförmig verjüngen, in so vollendeter Form, wie man sie in niederen Kreisen fast niemals antrifft. Von seltener Schönheit sind die kleinen Hände und Füße.«

Damit habe ich auch eine Probe von dem Stile des Verfassers gegeben, der uns die schon für sich allein sprechenden Bilder doppelt lebenswarm vors Auge führt. W. Hein.

6.

Chervin, Dr.: Bégaiement et autres maladies fonctionnelles de la parole. (Das Stottern und andere Funktionsstörungen der Sprache.) 3 édition. Paris 1902. 8°, 551 S.

Dieses Buch, das für jeden Pathologen von Interesse ist und dessen zweite Auflage vom Institut de France sowie von der Académie de médecine de Paris preisgekrönt wurde, enthält auch einen wertvollen, 50—60 Seiten zählenden folkloristischen Teil.[1]) Es wird dies uns nicht wundern, wenn wir erwägen, daß Dr. Chervin der einstige Präsident der Pariser anthropologischen Gesellschaft ist, welche der Volkskunde eine so rege Aufmerksamkeit widmet.

Das Stottern entging der Beachtung des Volkes nicht. Vor allem beschäftigte den gemeinen Mann die Frage, wie dieser peinlichen Sprachstörung vorzubeugen sei. Das Einschneiden des Zungenbändchens schien ihm hier am wirksamsten.

Nebenbei bemerken wir, daß diese kleine Operation oft gar gefährlich ist. Wenn man in das Parenchym der Zunge selbst einschneidet, so kann aus den Venis profundis eine stärkere Blutung erfolgen. Schon Paulus von Ägina weiß von derlei bedeutenden Blutungen und Albert kennt ein Beispiel, wo Verblutung erfolgte, weil die Ärzte die Blutung nicht zu stillen vermochten.[2])

Dr. Chervin ließ vor einigen Jahren einen diesbezüglichen Fragebogen drucken und sandte ihn nach allen Ländern. Die Antworten strömten zahlreich zu. Am umständlichsten sind diejenigen, welche aus Frankreich, Polen und Italien kamen.

Es folgt daraus, daß das Einschneiden des Zungenbändchens in der Mehrzahl der französischen Provinzen (Bretagne, Poitou, Champagne, Touraine, Vendée, Gascogne und sogar Paris), in Bayern, Bulgarien, Russisch- und Österreichisch-Polen, Portugal, Griechenland, England und Italien (Sizilien, Toskana, Neapel) geläufig ist. Man macht diesen Eingriff entweder sogleich nach der Geburt oder im Laufe des ersten Lebensjahres. In dem letzteren Falle wird das schlechte Saugen der Kinder als Indikation angesehen.

---

[1]) Derselbe ist soeben als Separatabzug unter dem Titel: »Traditions populaires relatives à la parole« erschienen.

[2]) Dr. E. Albert, Lehrbuch der Chirurgie. Vierte Auflage. Wien 1890, Bd. I, S. 286.

Mit besonderem Nimbus wird diese Operation in Sizilien umgeben. In mancher Familie überreicht man während der Hochzeit der Braut ein hübsches silbernes Gefäß als einen Teil ihres Brautschatzes. Es heißt »sgargiu« und enthält Julep oder Honig, in welchen die Hebamme ihren Finger tauchen wird, wenn sie einmal dem Kinde der neuverheirateten Frau das Zungenbändchen löst. Diese Operation wird nämlich mit dem Fingernagel, am meisten bald nach der Geburt, vollführt.

In Polen, Bulgarien und Frankreich bedient man sich statt des Nagels des Rasiermessers oder der Schere.

Es war sehr verdienstlich vom Herrn Dr. Chervin, diese Frage der Zungenbändchenlösung in ein klares Licht gerückt zu haben. Eigentümlicherweise war sie bisher ganz unberücksichtigt geblieben. Wie der Verfasser hervorhebt, enthalten sogar die klassischen Werke von Ploß: »Das Weib in der Volkskunde« und »Das Kind im Volksglauben« keine Erwähnung dieses Brauches. Wir hoffen, daß fürderhin die Folkloristen diesem kleinen, aber nicht unwichtigen Detail mehr Beachtung widmen werden.

An das oben analysierte Kapitel reiht sich ein anderes: »Théurgie médicale relative à la parole.« (Die auf die Sprache bezügliche medizinische Theurgie.) Auch dieses ist interessant.

Am zahlreichsten sind die auf Frankreich bezüglichen Tatsachen. Einen Teil davon verdankt Doktor Chervin mündlicher Mitteilung, was den Wert des Aufsatzes noch mehr steigert.

Zu erwähnen ist hier, daß im Departement Saône-et-Loire ein wahrscheinlich ad hoc geschaffener Heiliger, der Saint Cria (crier = schreien), die schreienden Kinder zur Ruhe bringt. Aus vielen benachbarten Dörfern wallfahrten die Mütter zur Kapelle dieses Gotterwählten, bröckeln von dem Altar einige Stücke Mörtel ab und bereiten davon, zu Hause angekommen, eine Art Brei, welcher, den Kindern verabreicht, ihr Schreien unwiderruflich einhält.

In Saint-Cirgues bei Clermont-Ferrand taucht man zu demselben Zwecke die Kinder in eine neben der Kirche dahinrieselnde Quelle. Ein Bach bei Mesvres in der Nähe von Autun besitzt eine noch wirksamere Heilkraft. Ein schwer sprechendes Kind soll darin zu Pfingsten getaucht werden, die Heilung bleibt nicht aus.

Es gibt in Frankreich noch acht bis zehn derlei Quellen, an denen in der Regel auch eine Kapelle steht, so daß der Quellenkultus sich mit dem Heiligenkultus decken.

Bei den Polen, Ruthenen und Bulgaren begegnen wir keinem Quellenkultus, wohl aber zahlreichem Volksaberglauben. Soll z. B. ein polnisches Kind geläufig sprechen, so obliegt es der Mutter, während der ersten Hälfte der Schwangerschaft alle begonnenen Phrasen zu endigen. Anderorts empfehlen die polnischen Landleute den Taufpaten, bei der Rückkehr von der Kirche die Taufnamen des Kindes laut anzukündigen. Dann beginnt das Kind gewiß früh zu sprechen.

Eine Anzahl Beiträge über die Patrone der Stotternden sowie über die Taubstummen in der Volkskunde beschließt die folkloristische Abteilung des Chervinschen Buches. Indes empfehlen wir der Beachtung der Folkloristen noch das sehr fleißige Kapitel über die Etymologie, wo der Verfasser die Benennungen des Stotterns bei allen Völkern der Erdkugel verfolgt, und das »Historique« betitelte. Hier liefert der Verfasser unter anderem Beweise, daß Demosthenes nur von einigen Sprachfehlern, die mit dem Stottern nichts gemein haben, behaftet war.

Der Anthropologe wird auch das Kapitel »Statistik« mit Vergnügen lesen. Dr. Chervin bringt darin eine gute Statistik des Stotterns für Europa und macht auf den Parallelismus zwischen der Häufigkeit des Stotterns und der Nervenkrankheiten aufmerksam.

Paris. Dr. W. Bugiel.

7.

Martin, Dr. Rudolf: Wandtafeln für den Unterricht in Anthropologie, Ethnographie und Geographie. Verlag: Artistisches Institut Orell Füßli in Zürich.

Der Herausgeber dieser Tafeln, der seit einigen Jahren an der Universität Zürich Anthropologie vorträgt, hat offenbar im Laufe seiner Vorlesungen selbst den schweren Mangel an guten Abbildungen von anthropologischen Typen empfunden. Wenn auch für manche Völker ganz ausgezeichnete Spezialarbeiten vorliegen, so fehlte es doch bis jetzt an einem Werke, das die einzelnen charakteristischen Typen im gleichen Maßstabe und in einheitlicher Weise behandelt hätte. Ganz besonders fehlte es aber an einem brauchbaren Anschauungsmaterial für den Massenunterricht. Diesem Mangel ist nun in den vorliegenden Wandtafeln in geradezu glänzender Weise abgeholfen worden.

Jede Tafel hat das Format von 88 : 62 *cm* und ist auf die Fernwirkung berechnet. Bis jetzt ist die kleine Ausgabe erschienen, welche auf acht Tafeln die Repräsentanten folgender Typen darstellt: Wedda, Javanin, Australier, Masai, Melanesier, Dakota, Eskimo und Großrusse. Sie sind nach photographischen Auf-

nahmen in prächtigen Farbenbildern von W. v. Steiner hergestellt worden und geben tatsächlich das beste Unterrichtsmaterial, das sich denken läßt. Es wäre für alle Unterrichtsanstalten, von den Volksschulen angefangen, von außerordentlichem Vorteil, wenn diese Tafeln an ihnen eingeführt würden. Das lebhafte Interesse der Jugend für Schilderungen von fremden Ländern und Völkern ist bekannt; warum sollte man ihr nicht ein so ausgezeichnetes und auf streng wissenschaftlicher Basis ruhendes Anschauungsmaterial bieten, wie es die Wandtafeln Martins enthalten?

Der Herausgeber gibt zu jeder Tafel kurzgefaßte Erläuterungen über die anthropologischen, ethnographischen und sprachlichen Verhältnisse nebst einer Übersicht über die wichtigste Literatur, so daß jeder Lehrer in stand gesetzt ist, seinen Schülern die nötigen Aufschlüsse je nach ihrer Auffassungsfähigkeit zu geben.

Eine allgemeinverständliche Erklärung über verschiedene anthropologische Maßverhältnisse befähigt jedermann, die Tafeln mit Nutzen zu gebrauchen.

In kurzem soll die große Ausgabe erscheinen, die 24 Tafeln beziehungsweise Typen enthält und für den Unterricht an höheren Lehranstalten, wie Mittel- und Hochschulen, bestimmt ist. Es wäre übrigens hohe Zeit, daß gerade jene Anstalten, welche Konsularbeamte, Kaufleute und Missionäre heranbilden, der Anthropologie und Ethnographie die ihr gebührende Stellung einräumen wollten; denn gerade Männer, die aus solchen Anstalten hervorgehen, wären infolge ihres Berufes am meisten in der Lage, zur Erkenntnis der menschlichen Verhältnisse in verschiedenen Gegenden beizutragen. Viel ist in dieser Hinsicht im Deutschen Reiche geschehen. In Österreich dürfte aber die Missionsanstalt St. Gabriel bei Mödling, abgesehen von einigen Universitäten, die einzige sein, an welcher systematische Ethnographie gelehrt wird.

W. Hein.

8.

Weule, Dr. Karl: Völkerkunde und Urgeschichte im 20. Jahrhundert. Eisenach und Leipzig 1902. 8°, 43 S. (Politisch-anthropologische Revue, Heft 9 und 10.)

Nach einleitenden Bemerkungen über das Alter, Arbeitsgebiet und die Ziele der Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte überhaupt wendet sich der Verfasser zuerst zur Anthropologie, in der er in Hinkunft von der einseitigen Betonung der Schädelmessung abzugehen für nötig erachtet, und, in der einzuschlagenden Richtung sich an R. Martin und Klaatsch anschließend, stellt er als nächstes Ziel für diese Disziplin die vergleichend-anatomische Behandlung der Primatengruppe hin; endlich behandelt er mit Beleuchtung der Punkte, wo die künftige Forschung einzusetzen hätte, ausführlicher die Pygmäenfrage.

Was die Völkerkunde betrifft, so fordert der Verfasser von ihr, daß sie in Hinkunft aus einer Wissenschaft des Nebeneinanderbestehenden eine Entwicklungswissenschaft werde. Als Beispiel für die in Schlußfolgerungen gebotene Zurückhaltung wird des näheren die ozeanisch-amerikaniche Verwandtschaftsfrage erörtert, auf die Verfasser übrigens zum Schlusse nochmals zurückkommt, wo die bei der Zusammengehörigkeitstheorie auftauchende schwierige Raumfrage durch die infolge geologischer Verhältnisse gebotene Vergrößerung der hierfür anzusetzenden Zeiträume ihre Beantwortung findet. Als Beispiel für den Wert der Methode gibt der Verfasser einen Überblick der Untersuchungen über Verbreitung von Bogen und Pfeil. Ein Mahnruf an die Sammler und einiges über die Museenfrage beschließen diesen Abschnitt.

Der folgende legt die bisherigen Errungenschaften der Vorgeschichte dar, beleuchtet ihren Einfluß auf die weitere Entwicklung der Weltgeschichte und eröffnet eine Perspektive auf die nunmehr energischer in Angriff zu nehmende außereuropäische prähistorische Forschung.

Zum Schlusse dieser kleinen, aber überaus inhaltsreichen und lesenswerten Erörterung ist die Notwendigkeit des Zusammenwirkens und der gegenseitigen Ergänzung der drei Disziplinen betont. L. Bouchal.

9.

Lehmann-Nitsche, Dr. R.: Die Gleichzeitigkeit der südpatagonischen Höhlenbewohner mit dem Grypotherium und anderen ausgestorbenen Tieren der argentinischen Höhlenfauna. Mit 4 Abbildungen. (Archiv für Anthropologie. Bd. XXVII, Sep. XIX.)

Die durch Otto und Erland Nordenskiöld sowie besonders durch R. Hauthal in der Eberhardthöhle bei Ultima Esperanza in Südpatagonien gemachten Funde von Knochen und anderen Resten haben ein berechtigtes Aufsehen erregt nicht nur unter den Paläontologen und Zoologen, sondern auch unter den Prähistorikern. Über die durch Hauthal gemachten Funde hat bezüglich der Fundverhältnisse Hauthal selbst, bezüglich der Knochenreste S. Roth und bezüglich der anthropologischen Frage R. Lehmann-Nitsche ausführlich in spanischer Sprache berichtet (El mamifero misterioso de la Patagonia »Grypotherium dome-

sticum«. Revista del Museo de La Plata. 1899, T. IX). In vorliegender Schrift teilt Autor seine Studien nebst Ergänzungen in deutscher Sprache mit.

Unter den Tierresten beanspruchen in erster Reihe die Aufmerksamkeit die Reste des *Grypotherium domesticum* Roth, eines riesigen Edentaten von nahezu Ochsengröße mit behaarter verknöcherter Haut.

Die Eberhardthöhle ist durch einen niedrigen Querwall in einen Vordergrund und Hintergrund geteilt. Der Hintergrund ist belanglos; der Vordergrund wird durch einen Hügel herabgefallener Steine in eine rechte kleinere und eine linke größere Abteilung getrennt. Der kleinere Raum war der Hauptaufenthaltsort der patagonischen Trogloditen; am Ende dieses Raumes fand E. Nordenskiöld die meisten seiner Objekte und vorne ein menschliches Skelett nebst Aschenresten vor. Der Boden der linken, größeren Abteilung war mit einer bis 2 *m* mächtigen Mistschichte bedeckt, in welcher sämtliche nachfolgend angeführten Reste vorgefunden wurden; über dieser Schichte ruhte eine Schuttlage sehr rezenten Alters. Hauthal glaubt nicht an einen zeitlichen Unterschied einer Onohippidium-, Grypotherium- und Kulturschichte Nordenskiölds, weil alles zusammen, Knochen, Pfriemen, geschnittene Grypotheriumfellstücke u. s. w., in der Mistschichte vorgefunden wurde, welche sich vorherrschend aus Kotballen erwachsener und junger Tiere des Grypotherium zusammensetzte.

Dieser Edentat hat nach Lehmann-Nitsche nichts gemein mit dem von Flor. Ameghino als *Neomylodon Listai* bezeichneten fabelhaften, angeblich noch lebenden Edentaten, den die Eingeborenen »Jemisch« nennen sollen. Autor führt dagegen an, daß das Wort »Jemisch« höchstwahrscheinlich auf die Fischotter (*Lutra felina* M.) zu beziehen sei, auf welche viele Eigenschaften des Jemisch passen, während die übrigen auf den Jaguar (*Felis onca* L.) zu beziehen sind, welcher früher weit mehr nach Süden reichte als gegenwärtig. Traditionen vermengten die Eigenschaften beider Tiere und bezogen dieselben auf ein Tier. Bezüglich der letzten Riesentiere der Pampaformation hat sich überhaupt keine Sage der Indianer erhalten.

Das Inventar der Eberhardthöhle, vor welcher sich ein Lagerplatz der Menschen befand, ist folgendes:

Grypotherium domesticum Roth (Var. des *Grypotherium Darwinii*); Schädelreste, Knochen, Knochenfragmente und Fellstücke mehrerer alter und juveniler Individuen.

Jemisch Listai Roth; Knochenreste einer großen Katze.

Felis concolor L.(?), Pama; Knochenreste.

Eine Hundeart; Tibia zu einem Pfriemen geschnitzt.

Mephitis suffocans, Stinktier; Knochenreste.

Ein großer Nager; Knochenreste.

Ctenomys megallanicus, ein kleiner Nager; Knochenreste.

Onohippidium Saldiasi Roth, ein Pferd; Knochen mit Asche — Bratenreste; zwei Hufe eines jungen Tieres mit Fellresten.

Anchenia Lama L.; Knochenreste.

Mehrere hundert Knochenabfälle und Splitter.

Zersetzte Pflanzenreste, Futter?

Federn und Haare verschiedener rezenter Tiere.

Holzreste, zum Teil angebrannt.

Zwei Steinlamellen aus Quarzit.

Ein beschädigtes menschliches Schulterblatt mittlerer Größe.

Aus dem Fundberichte und aus den Erörterungen Lehmann-Nitsches geht unwiderleglich hervor, daß das menschliche Schulterblatt, welches in der Mistschichte gefunden wurde, desselben geologischen Alters ist wie alle übrigen vorangeführten Reste. Hauthal ist der Ansicht, daß das *Grypotherium* vom Menschen als Haustier (gehegtes Tier?) in der Höhle gehalten wurde und führt hierfür einige beachtenswerte Gründe an; erwiesen scheint dies jedoch nicht zu sein, E. Nordenskiöld bestreitet dies.

Autor bespricht eingehend das Aussehen und den Erhaltungszustand aller vorangeführten Knochenreste sämtlicher Tiere und weist in überzeugender Weise gegen die Ansicht Nordenskiölds nach, daß alle Knochenreste nicht nur des Grypotheriums, sondern auch der übrigen Tiere durch Menschenhand zertrümmert worden sind, und zwar mittels grober, kantiger Steine; daran, glauben wir, ist nicht zu zweifeln.

Das Alter dieser Funde bezeichnet Autor als relativ modern und der jetzigen geologischen Epoche angehörig, und fügt hinzu, daß zu den vom Menschen in historischer Zeit ausgerotteten Tieren auch das *Grypotherium* zu rechnen sei.

An ein diluviales Alter dieser Funde ist, glauben wir, nicht zu denken; dagegen spricht die Erhaltung des Felles, der Haare und der den Knochen teilweise noch anhaftenden Weichteile nicht allein des *Grypotheriums,* sondern auch der übrigen Tiere für ein sehr junges, geologisches Alter derselben. Jedenfalls reichen die oben angeführten Tiere, welche der heutigen Fauna Patagoniens nicht mehr angehören, sowie der ganze Fund überhaupt weit in unsere historische Zeit hinein. J. N. Woldřich.

10.

Weule, Dr. K.: Zwergvölker in Neu-Guinea? (Sonderabdruck aus Bd. LXXXII, Nr. 61 des »Globus«.) Braunschweig 1902. 7 S. mit 3 Abb. im Texte.

Veranlaßt durch einige Photographien auffallend kleiner Eingeborener von Kaiser Wilhelms-Land im Leipziger Grassi-Museum untersuchte Verfasser die vorhandene Literatur über Neu-Guinea auf Nachrichten über kleinen Wuchs hin und vermochte für das deutsche Schutzgebiet eine Reihe von Belegen beizubringen, während für British Neu-Guinea bisher weder etwas Derartiges beobachtet wurde, noch die Aussicht auf eine solche Beobachtung vorhanden ist. Die genauere Kenntnis des holländischen und deutschen Anteiles wird vielleicht noch Nachweise liefern können. Verfasser resumiert weiter kurz den jetzigen Stand der Pygmäenfrage und spricht sich für einen Parallelismus des Verhältnisses zwischen primären Zwergvölkern und späteren Großgewachsenen in Afrika und Austronesien aus, gestützt vornehmlich auf das (eventuelle) Vorkommen von zusammengesetzten Bogen von Sĕkar (Westküste von Neu-Guinea)[1]), auf eine Beobachtung Lauterbachs über das soziale Verhältnis zwischen Kleinen (Sklaven) und Großen in Kaiser Wilhelms-Land und auf die Nachricht der Vettern Sarasin von den To ala in Celebes. Endlich betont er mit Recht die Erklärlichkeit weitgehender Differenzierung der schwarzen Rasse innerhalb so bedeutender Zeiträume, wonach eine Einheitlichkeit auch dort zu suchen sein wird, wo man bisher verschiedene Rassen angenommen hat.

L. Bouchal.

11.

Kříž M. und Koudelka F.: Průvodce do moravských jeskyní. (Führer in die mährischen Höhlen.) I. Bd., 244 S. II. Bd., 476 S. Mit zahlreichen Illustrationen. Steinitz-Wischau 1900—1902.

Das vorliegende, mit großer Sorgfalt ausgeführte Werk ist von den beiden Autoren auf Grund langjähriger Forschungen in den mährischen Höhlen geschrieben. Der erste Band ist in drei Abschnitte geteilt.

In dem topographischen Teile beschreiben die Autoren ausführlich die verschiedenen Höhlen, als Macocha, Punkva, Slouper Höhlen u. s. w. und erwähnen die besten zu den Höhlen führenden Wege.

Der zweite Teil enthält eine Reihe wissenschaftlicher Resultate über die Höhlen, deren Seehöhe, die unterirdischen Gewässer, die geologischen Verhältnisse, über die Höhlenanschwemmungen und die Reste der diluvialen Tiere und des Diluvialmenschen u. s. w.

Im dritten Abschnitte befinden sich endlich neben anderem einige Erzählungen und Sagen über die genannten Höhlen.

Da dieses Werk für weitere Kreise geschrieben ist, behandeln hier die Autoren in populärer Weise auch die geologischen Formationen im allgemeinen. Die zahlreichen Illustrationen bestehen aus Grundrissen und Plänen der Höhlen, Ansichten, aus Abbildungen der diluvialen Tiere und von Funden ihrer Reste, der Werkzeuge der diluvialen Menschen und seiner Gravierungen an den Knochen etc.

Der zweite Band ist gewissermaßen eine Fortsetzung und ein Nachtrag zum ersten Teile. Etwas größer als in dem ersten Bande ist der Abschnitt, welcher über die geologischen Formationen im allgemeinen handelt. Ferner enthält er eine wissenschaftliche Polemik zwischen Kříž und Procházka. J. V. Želízko.

12.

Vjesnik hrvatskoga arheološkoga društva. Organ arheološkoga odjela narodnoga muzeja u Zagrebu. Nove serije sveska VI, 1902. Urednik Dr. Josip Brunšmid. (Jahrbuch der kroatischen archäologischen Gesellschaft. Organ der archäologischen Abteilung des Landesmuseums in Agram. Neue Serie, Band VI, 1902.) 4°, 258 S. Mit 109 Abbildungen.

In dem vorliegenden Bande befindet sich neben Abhandlungen zur Geschichte Kroatiens und Slavoniens auch eine Reihe interessanter Arbeiten zur Prähistorie der erwähnten Länder.

Eine der ausführlichsten Arbeiten ist der Bericht des Prof. J. Brunšmid: Colonia Aurelia Cibalae. Vinkovci in antiker Zeit, in dem dieser fleißige Archäologe über die Vergangenheit der Stadt Vinkovce handelt. Wie die zahlreichen Funde aus der neolithischen Periode zeigen, wurde die Umgebung der erwähnten Stadt schon in dieser Zeit bewohnt.

---

[1]) Vgl. hierüber Dr. W. Foys Aufsatz im gleichen Band des »Globus«, Nr. 21: Verstärkter Bogen von Babber (Indonesien).

In der Römerzeit war Vinkovce als eine blühende Stadt bekannt, wie die zahlreiche Ausbeute an Ausgrabungen sowie die historischen Daten zeigen. Eine Reihe dieser Ausgrabungen beschreibt Brunšmid und bildet sie ab; häufig sind römische Gegenstände, besonders Ringe und Halsschmuck, dann Fibeln, Gemmen aus Karneol und Jaspis, Tongefäße, Büsten, Inschriften, Münzen und anderes.

Interessant ist auch die Brunšmidsche Arbeit über die Funde der Kupferzeit aus Kroatien und Slavonien und den angrenzenden Ländern, in der der Autor über die erwähnten Funde, die von Kroatien, Slavonien, Krain, Istrien, Dalmatien, Bosnien, Hercegovina, Albanien und Serbien stammen, berichtet.

Außerdem beschreibt Brunšmid einige prähistorische Gegenstände aus dem Syrmier Komitate, die der Bronze- und späteren Perioden angehören.

Endlich referiert Brunšmid über einige weitere Münzfunde in Kroatien und Slavonien.

Celestin Vjekoslav gibt einige epigraphische Beiträge aus Mursa, Dr. Jelić Luka setzt die Beschreibung der Altertümer der Stadt Nin (Nona) fort und Purić Josip veröffentlicht weitere Beiträge über die prähistorischen Ansiedelungen in der Umgebung von Erdut.

Neben diesen Arbeiten finden sich in dem letzten Bande des »Vjesnik« noch eine Reihe kleinerer Notizen und Referate über die Tätigkeit verschiedener slavischer Vereine, Literaturberichte u. s. w.

J. V. Želízko.

13.

Krause F.: Schleudervorrichtungen für Wurfwaffen. Mit fünf Tafeln Abbildungen und vier Karten. (Separatabdruck aus »Internationales Archiv für Ethnographie«. 1902, Bd. XV, Heft 4.)

In dieser dankenswerten Arbeit werden an der Hand des im Leipziger Museum für Völkerkunde aufgehäuften Materiales sowie der einschlägigen, ziemlich umfangreichen Literatur (die im Anhange zusammengestellt ist) die Schleudervorrichtungen für die Wurfwaffen genau beschrieben, die Art ihrer Anwendung erklärt und ihre geographische Verbreitung erforscht und kartographisch dargestellt. Es werden zwei Hauptgruppen von Schleudervorrichtungen unterschieden: 1. Speerschleudern oder Wurfhölzer und 2. Wurfschlingen und Wurfriemen. Die Speerschleudern zerfallen (nach v. Luschan) weiter, je nach der Art, wie sie am Fuße des Speeres befestigt werden, in drei Kategorien: männliche, weibliche und zwitterhafte. Die männlichen Speerschleudern sind in Australien und Südamerika, die weiblichen in Melanesien, Mikronesien und Grönland verbreitet, während die zwitterhaften bei den Nordostasiaten, nordamerikanischen Eskimo, im südlichen Nordamerika, in Mittel- und Südamerika vorkommen und wahrscheinlich auch in der prähistorischen Zeit in Europa (Frankreich) im Gebrauche waren. Krause nimmt auch wegen der Verschiedenheit der Typen mit v. Luschan an, daß die Speerschleudern sowohl in Australien als in Melanesien selbständig erfunden worden sein müssen, ebenso daß von den drei in Amerika vorkommenden Typen jeder eine in sich geschlossene Einheit bildet, zwischen denen kein Zusammenhang denkbar ist, so daß an eine gemeinsame Urform nicht gedacht werden kann. Er gibt nur die Möglichkeit zu, daß zwischen einzelnen Formen (Eskimo-, Mexiko- und altfranzösischen Speerschleudern) Beziehungen bestehen können, welche das Vorhandensein eines gemeinsamen Grundtypus nicht ausschließen.

So anerkennenswert es auch ist, daß Krause bei seiner Arbeit den Boden exakter Forschung nicht verlassen hat und sich nicht zu hochfliegenden Hypothesen über die Verwandtschaft der Völker, bei denen er das Vorkommen der Speerschleuder nachwies, verleiten ließ, glauben wir doch, daß seiner Arbeit eine größere Bedeutung zukommt, als er selbst zu ahnen scheint, aus dem Grunde, weil durch sie ein neues Glied zu der bereits vorhandenen Kette von Beweismitteln für die ethnographische Einheit der Völker, welche auf beiden Gestaden und auf den Inseln des Großen Ozeans wohnen, geschaffen wurde.

Die Beschränktheit der Speerschleudern auf die malayo-polynesische und nordwestamerikanische ethnographische Provinz ist eine sehr auffällige Erscheinung und vielleicht mehr als eine andere geeignet, die Innigkeit der kulturellen Beziehungen zwischen den beide Provinzen bewohnenden Völkergruppen anzuzeigen. Wir teilen nicht die Ansicht Krauses, daß weitere Forschung uns auch Beweise für das Vorkommen der Wurfhölzer in anderen Völkergebieten liefern werde. Dagegen spricht doch die bedeutsame Tatsache, daß in dem ethnographisch gewiß bereits recht gut erforschten Afrika nicht ein einziges Beispiel des Vorkommens der Speerschleuder nachgewiesen werden kann.

Daß die einzelnen Typen der Speerschleuder innerhalb ihres jetzigen geo- und ethnographisch scharfumschriebenen Verbreitungsgebietes wesentlich voneinander differieren, spricht keineswegs gegen einen genetischen Zusammenhang, wenn auch die Bindeglieder gar nicht oder nur schwer nachzuweisen sein werden. Übrigens ist es auch gar nicht nötig, alle Speerschleudern auf eine gemeinsame Urform zurückzuführen; es konnte eine Erfindung innerhalb derselben ethnographischen Provinz mehreremale gemacht

werden, doch blieb die Verbreitung auf die der Provinz angehörigen Völkergruppen beschränkt, da nur dort ein Bedürfnis nach dem Objekte vorhanden war.

Die Speerschleudern erscheinen daher durch die Untersuchungen Krauses in eine Reihe gerückt mit den Stäbchenpanzern, den Ahnenreihen, dem Augenornament und anderen Bestandteilen teils des stofflichen Kulturbesitzes, teils der Sitten und Gebräuche, welche sich in analoger Weise hüben und drüben des Stillen Ozeans wiederfinden und wenn nicht gerade die anthropologische Zusammengehörigkeit der jene Gebiete bewohnenden Völker und Völkergruppen, so doch die Einheit der ihnen eigentümlichen Kultur auf das unzweideutigste bekunden.

Horn (Niederösterreich). Dr. Rich. Lasch.

14.

Smiljanić V.: Die Spuren der Raub- und Kaufehe bei den Serben. (Internationales Archiv für Ethnographie. 1902, Bd. XV.)

Obwohl der Mädchenraub in den von Serben bewohnten Teilen der Balkanhalbinsel seit jeher als eine gesetzlich verpönte und strafbare Handlung angesehen wurde, findet man noch heutzutage Spuren desselben in diesen Ländern. Die ersten sicheren Berichte über die Raubehe stammen aus dem XIV. Jahrhundert, indem der Herrscher Dušan als Strafe für die Entführung einer Frau oder eines Mädchens das Abschneiden beider Hände und der Nase ansetzt. Während der Türkenzeit nahm der Mädchenraub an Häufigkeit immer mehr zu und stand hierbei häufig mit der dabei geübten Blutrache im Zusammenhang; seine Blütezeit fällt jedoch in die erste Hälfte des XIX. Jahrhunderts, so daß sich Fürst Karadjorgje veranlaßt sah, hierfür die Todesstrafe vorzuschreiben, obzwar er selbst seine Frau auf dem Wege des Mädchenraubes heimführte. Smiljanić beschreibt zwei Fälle von Mädchenraub im Jahre 1878, bei denen er selbst Zeuge war. Außer dieser primitiven Form des Mädchenraubes unterscheidet Smiljanić noch zwei Abarten desselben, den scheinbaren und abgesprochenen Mädchenraub. Bei dem ersteren wird das Mädchen vorerst gefreit, aber später doch unter scheinbarer Gewaltanwendung entführt.

In Ostserbien zerreißt das nach dem Hause des Bräutigams gebrachte Mädchen das ihr über den Kopf gelegte Tuch. Über ähnliche symbolische Hochzeitsgebräuche liegen uns Berichte aus allen Weltteilen vor. Im abgesprochenen (wohl besser »verabredeten«) Mädchenraub erblickt Smiljanić die Überreste des wahren Mädchenraubes, welcher unter dem Einflusse der Landesgesetze entstanden ist; er ist in Serbien auch nicht verboten und der Grund für denselben liegt zumeist in der Armut des Bräutigams, welcher die stets ziemlich hohen Hochzeitskosten zu bestreiten nicht im stande ist. Diese Art der Ehe erfolgt in der Regel ohne Wissen der Eltern des Mädchens im Einverständnisse desselben mit dem Bräutigam.

Die Kaufehe, welche bei vielen Völkern des Altertums als Norm herrschte, bestand bei den Serben nur in älterer Zeit, vor der Entstehung der Zadrugas. In den zahlreichen alten Volksliedern der Serben wird häufig von dem Kaufpreise bei ähnlichen Anlässen Erwähnung getan. Die Väter verabredeten die Verlobung ihrer Kinder oft schon dann, als die letzteren noch in der Wiege oder gar im Mutterleibe waren, um so die Blutrache zu beseitigen und dadurch die Aussöhnung oder Freundschaft zu erkaufen. In der ungarischen Bačka gibt es noch heute einen »Mädchenmarkt«, bei welchem serbische Mädchen, wenn auch nur symbolisch, behufs Verlobung verhandelt werden. Dr. O. v. Hovorka.

15.

Zdziarski Stanislaus: Garść baśni ludu ruskiego. (Eine Handvoll ruthenischer Märchen.) Krakau 1902. 8°, 22 S.

Diese Sammlung enthält 13 Märchen, die der Verfasser, ein hoffnungsvoller polnischer Folklorist, in Naluże (bei Trembowla in Ostgalizien) niedergeschrieben hat. Wir finden darin die Fassungen der meistenteils in Mittel- und Westeuropa geläufigen Märchen. Nr. 2 ist eine Variante des singenden Knochens, Nr. 4 diejenige der Frau Holle, Nr. 6 der Leonorensage, Nr. 10 des Sneewittchens, Nr. 12 des Aschenputtels, Nr. 13 der Rampsinitsage. Sehr interessant ist die religiös-ethische Erzählung: »Bestrafter Hochmut.« Auch die anderen Nummern verdienen völlig die Beachtung der vergleichenden Märchenforscher.

Die Texte sind wörtlich nach der Erzählung des schon verstorbenen Gewährsmannes Sabatiuk wiedergegeben. Diese Methode, die volkstümliche Prosa zu verzeichnen, ist recht gut, jedenfalls aber soll man nicht glauben, daß die Volksmärchen und die Volksschwänke dieselbe knappe, farblose Form wie im gedruckten Texte besitzen, wenn sie während der langen Winterabende den Kindern oder den in der Spinnstube versammelten Mädchen und Burschen erzählt werden. Sie sprühen dann Leben und Witz, was alles ihnen zumeist abhanden kommt, wenn der Erzähler sich vor einem Herrn findet, der Tinte und Feder führt und seine Worte unverzüglich aufs Papier bringt. Eine Art Beklemmung bemächtigt sich seiner und aus diesem

Grunde haben viele namhafte Folkloristen, wie z. B. Sébillot in Frankreich, auf die genannte Methode verzichtet. Sie ziehen es vor, ihre Erzähler zu belauschen, das Wichtigste im Geheimen zu notieren und dann zu Hause das Gehörte in eine mehr oder minder literarische Form zu bringen.

Diese Methode scheint uns ebenfalls nicht ohne Nachteile zu sein. Der Niederschreibende schmückt manchmal den Text (sogar unwillkürlich) aus und in vier Fällen auf fünf entbehrt das von ihm Gebotene eines streng wissenschaftlichen Wertes.

Am passendsten wäre vielleicht folgendes Verfahren:

Man sollte zuerst den Text nach seinem Wortlaute niederschreiben. Nachher aber wäre danach zu trachten, das Märchen noch einmal oder zweimal zu hören und dies unter womöglich natürlichen Umständen: Abends in einer Spinnstube oder draußen beim Feuerbrande, den die Hirten nachts anzünden, während ihre Pferde weiden. Bei dieser Gelegenheit würde man sich anmerken, welche Unterschiede zwischen dem ersten und zweiten Texte bestehen, und könnte sie dann ausgleichen.

Auf diese Art könnte (hier bediene ich mich der bildlichen Sprache) ein Porträt des volkstümlichen Textes erhalten werden, während die erste Methode nur eine steife Photographie, die zweite oft sogar ein Zerrbild desselben geben wird.

Übrigens mache ich Herrn Zdziarski keinen Vorwurf, sich der üblichen Verzeichnungsart bedient zu haben. Wenn ich meine Methode vorschlage, so tue ich dies, weil das wiederholte Studium der Volkstexte mich überzeugt hat, daß dieselben in wissenschaftlicher Beziehung sehr viel zu wünschen übrig lassen.

Etwas anderes hätte jedoch der polnische Folklorist berücksichtigen sollen. Erstens sollen die Volkstexte sehr klar sein. Zweitens finden in Volksmärchen Volksglauben und Volksphilosophie zu wiederholten Malen ihren Ausdruck. Begegnet man so einem Fall, so ist man verpflichtet, den Erzähler über den genannten Punkt zu befragen und dem Texte seine Erklärungen hinzuzufügen.

Die Nummer 9 der Zdziarski schen Sammlung liefert uns ein passendes Beispiel. Es heißt dort:

»Es war einmal ein Herr, welcher verordnete, man solle zu ihm gehen Versteck spielen. Es gingen also die Leute dorthin die Wache zu halten, und als die Reihe an den Witwensohn kam, so sagte er zur Mutter, es harre dort seiner der Tod. Und wie er zum Gutsherrn kam, sprach er:

Gehen Euer Gnaden zu Bett und ich werde mich verstecken.

Und er betrübte sich sehr. Wo werde ich mich verstecken? Und er ging in den Garten, riß einen Rosenstock heraus, nahm seine Stelle ein und blühte. Wie der Herr aufstand, wusch er sich, verrichtete sein Gebet, setzte sich zu Tisch, trank einen Becher Wein und sagte:

Witwensohn, Hurensohn, diesmal vergebe ich dir, denn du versteckst dich kaiserlich. Du mußt zu mir noch eine andere Nacht kommen, die Wache zu halten.«

Erstens wäre es erwünscht gewesen, diesen Text etwas verständlicher zu machen. Liest man seine zwei ersten Sätze, so weiß man eigentlich nicht, ob der Gutsherr die Leute mit ihm Versteck spielen oder bei ihm Wache halten hieß.

Das am Anfange des zweiten Satzes befindliche Wort »also« (»taj«) hat gar keinen Sinn. Die zwei Sätze sprechen von etwas Verschiedenem, es kann hier demnach von keiner Folgerung die Rede sein. H. Zdziarski hätte bei seinem Gewährsmanne nachfragen sollen, wie es um die Sache eigentlich stand.

Unklar sind zwei andere Stellen. Pflückte der Witwensohn eine Rose oder riß er einen Rosenstock heraus? Im Texte heißt es »ružu«, was sowohl das eine als das andere bedeuten kann, denn das ruthenische Volk bezeichnet gewöhnlich die beiden mit demselben Worte. Diese Stelle war folglich mit einer Fußnote zu versehen. Uns was heißt dann die Stelle: »ich vergebe dir diesmal«? Bisher haben wir nichts vom Zorne (und sogar nichts vom Suchen) des Herrn gehört (die unklare Stelle von der Todesfurcht des Witwensohnes erlaubt nur einige Zulassungen in dieser Hinsicht). Wie Herr Zdziarski diese Phrase vernahm, war es seine folkloristische Pflicht, darüber einige Erklärungen dem Erzähler abzufordern und ihnen gemäß den Anfang des Märchens zu erläutern.

Schließlich die Metamorphosenscene. Hier ist die Vernachlässigung jedweder Erklärung höchst zu bedauern. Der moderne ruthenische Landmann ist heute nicht so naiv, daß er denken möchte, man habe nur einen Rosenstock herauszureißen und seine Stelle einzunehmen, um »unsichtbar zu werden und zu blühen«. Bei einem Südsee-Insulaner oder einem Neger würde uns die betreffende Textstelle keineswegs fremd anmuten, nicht aber bei einem Europäer. Es war hier also nachzufragen, wie sich Zdziarskis Gewährsmann die Sache darstellte. Dies um so mehr, als diese Metamorphose sich im Laufe der Geschichte mehrmals wiederholt, wobei immer dieselbe stereotypische kurze Phrase angewandt wird.

Das Resultat der Nachforschung wäre hier wahrscheinlich interessant gewesen. Es hätte gezeigt, daß die Sprache manchmal althergebrachte Ideen in einer erstarrten, urwüchsigen Form behält. Wie der ruthenische Bauer hätte sich ein Südsee-Insulaner Wort für Wort ausgedrückt, und doch ist gewiß der Ideengang des ersten und des zweiten in Bezug auf diese Metamorphose gar nicht identisch.

Wir hoffen, daß künftighin Zdziarski uns bessere Texte liefert. Hier drücken wir nur das Bedauern aus, daß die Redaktion der anthropologisch-ethnographischen Materialien (Zdziarskis Arbeit ist ein Sonderabzug aus dem sechsten Bande derselben) oder die mit ihr identische »archäologisch-ethnographische Kommission« der Krakauer Akademie der Wissenschaften den Verfasser auf diese Fehlerhaftigkeit nicht aufmerksam gemacht hat. Sie besteht ja aus etwa 40 Mitgliedern, deren Namen am Anfange jedes Bandes der Materialien zu lesen sind. Ich möchte von ihr mehr Kritizismus verlangen. Ich bin übrigens nicht der erste, der diesen Wunsch ausdrückt, denn kürzlich hat Herr Dr. Wallaschek dieselben Mängel seitens derselben Kommission gelegentlich einer anderen Publikation hier in diesen Mitteilungen gerügt.

Paris. Dr. W. Bugiel.

16.

Congrès régional des traditions populaires d'Abbeville (26. Mai 1901). Paris 1902. 68 Seiten.

Auf dem internationalen folkloristischen Kongresse, welcher im Jahre 1900 in Paris stattfand, beschlossen die französischen Teilnehmer desselben, fürderhin in ein- bis zweijährigen Zeitabschnitten provinziale folkloristische Kongresse in Frankreich abzuhalten.

Der erste Kongreß versammelte sich in der Tat im Jahre 1901 in Abbeville (Picardien, Nordfrankreich). Die angezeigte Publikation (bei Maisonneuve erschienen) enthält den Bericht über den Kongreß, wie die Texte der auf demselben gehaltenen Vorträge.

Abbeville ist die Stätte, wo einst der berühmte Prähistoriker Boucher de Perthes lebte und webte. In der Nähe der Quignonschen Mühle machte er seine Ausgrabungen. In der Stadt selbst beteiligte er sich lebhaft an der Tätigkeit der im Jahre 1797 gegründeten »Société d'émulation d'Abbeville«, welche übrigens auch für das Zustandekommen des genannten Kongresses viel tat.

Demzufolge machten die Kongressisten, unter ihnen etwa 30 Gäste aus Paris, einen Ausflug nach der Quignonschen Mühle und besahen sich sodann die prähistorischen Funde des Boucher de Perthes, welche sich in dem nach ihm benannten städtischen Museum befinden. Da außerdem Abbeville in kunsthistorischer Beziehung interessant ist, und da sich manches darin Befindliche auch auf die volkstümliche Kunst bezieht, so konnten an dem unternommenen Stadtbesuch die Folkloristen ebenfalls ihre Freude finden. Insbesondere wurde von denselben viel Beachtung den volkstümlichen, an den alten Häusern als Schmuck angebrachten Karikaturen gezollt.

Die Vorträge, alle bloß der Volkskunde Picardiens gewidmet, waren zehn an der Zahl. P. Maison handelte über die Hochzeitsbräuche in Vimeu. F. Mallet beschrieb eine Anzahl lokaler Bräuche in Brayles-Mareuil bei Abbeville. M. Touron teilte Interessantes über die Hundewutbeschwörer-Familie Lavernot, welche ihren Ursprung vom heiligen Hubertus ableitet, mit. L. Plancouard brachte eine Anzahl Sagen und Volksaberglauben aus der Umgegend von Vexin. J. Vayson die Sage über die in der Teppichmanufaktur von Abbeville spukende Arbeiterin. Höchst wertvoll sind G. H. Quignons Mitteilungen über Holzklöppel aus dem Departement Somme; der hier sehr knapp gehaltene Text wäre zu erweitern und mit Abbildungen auszustatten. Das letztere würde dem Verfasser nicht viel Mühe kosten, da, wie er berichtet, in Beauvais eine Sammlung (Kollektion Boivin) besteht, welche über 100 Stück besagter Klöppel zählt.

Recht interessant ist auch A. Ledieus Vortrag über die volkstümlichen Spitznamen im Departement Somme. Er bildet eigentlich die Einleitung zu einer vom Verfasser vorbereiteten diesbezüglichen Sammlung. Möge dieselbe bald zu Tage gefördert werden.

Fräulein A. Bout, welche die »Revue Picarde« redigiert und darin der Volkskunde viel Platz widmet, brachte das Märchen »Eisschloß«. Es ist dies eine Fassung des Märchens von dankbaren Tieren und von deren dem gutherzigen Prinzen beim Erwerbe einer Braut geleisteten Beistand. Das recht hübsch erzählte Märchen enthält — wie Fräulein Bout es sinnig hervorhebt — viel Gemeinsames mit einem irischen, neulich von G. Dottin (Contes et légendes d'Irlande, Paris 1901) ins Französische übertragenen Märchen.

Die Schlußvorträge waren: »Mehrere Tanzlieder aus dem Sommetal« von L. Duvauchel und die Legende »Windspielhündin von Monflière« von Abbé Mille.

Aus allen Vorträgen und aus dem Verlaufe des Kongresses ist ersichtlich, daß es in Picardien vielfache Bestrebungen gibt, um die alten volkstümlichen Bräuche, Sitten und Hervorbringungen nicht unbeachtet zu lassen. Der Kongreß von Abbeville zentralisierte sie in bedeutendem Grade.

Es ist dem so auch in den übrigen Provinzen Frankreichs. Deshalb wäre es sehr erwünscht, im Jahre 1903 einen neuen folkloristischen Regionalkongreß in einer anderen Stadt Frankreichs zu veranstalten. Die französische Société des traditions populaires und ihr unermüdlicher Generalsekretär Paul Sebillot sind zur Erfüllung dieses Wunsches insbesondere berufen.

Paris. Dr. W. Bugiel.

17.

Blanchard R.: L'art populaire dans le Briançonnais. Les cadrans solaires. Paris 1901.

Dr. Rafael Blanchard, Professor an der Pariser medizinischen Fakultät, fand während seines Aufenthaltes in der Gegend von Briançon viel Interesse an den daselbst häufigen Sonnenuhren. Er unterzog sich also der Mühe, die Mehrzahl derselben abzuzeichnen sowie ihre Inschriften niederzuschreiben.

Wer da weiß, wie wenig die französische Volkskunst bisher beachtet wurde, wird das 45 Seiten zählende Büchlein Prof Blanchards mit Freude begrüßen.

Die meisten Sonnenuhren der Briançongegenden datieren vom XVIII. Jahrhundert her. Vielleicht gab es deren ältere, denn schon seit der Renaissancezeit waren sie in Frankreich beliebt. (Im XVII. und XVIII Jahrhundert erschienen mehrere diesbezügliche Fachhandbücher, wie z. B. J. Vellus: »De horologiis sciothericis«, Tournai 1608, Bedos de Celles: »La gnomonique pratique«, Paris 1760.) Die zahlreichen Feuersbrünste aber, die in der Franche Comté gewütet haben und deren Liste Prof. Blanchard mitteilt, können dieselben vernichtet haben. Im XIX. Jahrhundert waren es insbesondere piemontesische Maurer und vor allem ein gewisser Giovanni Zarbula, welche die Sonnenuhren errichteten. Im allgemeinen erlosch der Brauch, sich derselben zu bedienen, vor etwa 30—40 Jahren.

Es sind dies oft ganz niedliche Hervorbringungen, die den Stempel der zeitgenössischen Stilarten (Louis XV., Louis XVI., Empirestil) tragen.

Es ist schade, daß Herr Blanchard uns keine Farbenabbildungen derselben gegeben hat; das würde uns über ihr Kolorit unterrichten.

Beinahe immer sind sie von einer Inschrift begleitet. Der Verfasser, welcher 31 Abbildungen der Sonnenuhren bringt, teilt zugleich 122 Inschriften mit. Die naive Philosophie derselben wirkt ganz eigentümlich.

Sowohl die erwähnten Materialien als der ihnen vorangeschickte gründliche Aufsatz über diese interessante Volkskunsterscheinung machen Prof. Blanchards Büchlein zu einem höchst wertvollen Beitrag zur französischen Volkskunde.

Paris. Dr. W. Bugiel.

18.

Der Codex Vaticanus Nr. 3773 (Codex Vaticanus B), erläutert von Dr. Eduard Seler. Berlin 1902. Zwei Teile Groß-Folio, VI + 356 Seiten Text und 48 Tafeln.

Diese schöne Arbeit ist wiederum Seiner Excellenz dem Herzog von Loubat gewidmet, dem wir auch die als erste bereits im Jahre 1896 erschienene, faksimilierte Ausgabe dieser schönen Bilderhandschrift verdanken. Über die äußere Beschaffenheit derselben hat seinerzeit bereits der Direktor des mexikanischen Nationalmuseums, Francisco del Paso y Troncoso eine genaue Beschreibung geliefert, wonach dieselbe auf Hirschleder gemalt und mit Holzdeckel versehen ist, deren einer noch Reste der eingelegten kleinen Türkisscheiben erkennen läßt. Diese Bilderhandschrift gehört in die Codex Borgia-Gruppe und ist wohl eine der vollständigsten derselben. Ebenso wie bei der Erläuterung des Codex Fejérváry-Mayer [1]) ist auch hier eine Konturenzeichnung aller Bilder wiedergegeben und mit erklärenden Bezeichnungen versehen. Man kann nicht nur hierfür Seler dankbar sein, sondern auch dafür, daß er im Texte sich bei Vergleichen mit anderen Bilderschriften nicht mit einem Hinweise begnügt, sondern die entsprechenden Bilder wiedergegeben hat. Wiederholungen sind bei diesen Erläuterungen unvermeidlich, da ja schließlich der Inhalt der Bilderschriften sich mehr weniger wiederholt. Sie sind aber auch notwendig, damit die Arbeit selbständig wirken kann.

Ich gebe nun im nachstehenden die Titel der in den Erläuterungen gebotenen Überschriften zu den einzelnen Abschnitten, in die Seler die Darstellungen einteilt, nebst einer kurzen Angabe des Inhaltes, an den ich dann gelegentlich meine Bemerkungen knüpfen werde.

A. Vorderseite.

1. Das in fünfgliederige Säulen geordnete Tonalamatl. Es gibt zwei Methoden der Anordnung des Tonalamatl, deren eine für die eigentlich mexikanischen Bilderhandschriften, wie der Tonalamatl Aubin und die Codices Borbonicus, Telleriano-Remensis und Vaticanus 3738, maßgebend war, während die andere in den Codices der Codex Borgia-Gruppe befolgt wird. Für diese letztere Methode, welche auch bei den

[1]) In die Besprechung dieser Arbeit in Bd. XXXII, Heft 1, 2 dieser Mitteilungen hat sich leider ein Schreibfehler eingeschlichen, der freilich durch die vorangehende Erörterung vom Leser berichtigt werden konnte. Auf Zeile 20 von unten (S. 185) muß es heißen 42 Jahre, anstatt 42 Tage.

Maya beliebt war, ist nach Selers Ansicht die Umlaufsperiode des Planeten Venus bestimmend gewesen, die mit 584 Tagen angenommen wurde. Seler wiederholt hier wörtlich eine schon in diesen Mitteilungen, Bd. XXXI, 1901, in der Besprechung über das Aubinsche Tonalamatl, S. 101, angeführte Stelle, welche die Zahl 13 aus dem Verhältnis abzuleiten sucht, das fünf Venusperioden zu 584 Tagen mit acht Sonnenjahren zu 365 Tagen zueinander haben, wie man das an der angeführten Stelle nachlesen mag. Übrigens hat Seler diese Hypothese schon in einer Abhandlung vom Jahre 1899 über die Monumente von Copan und Quirigua aufgestellt. Meine, an die eben angeführte Besprechung geknüpfte Bemerkung ging übrigens von einer falschen Voraussetzung aus, welche mit dem Kernpunkte der Selerschen Hypothese nichts zu tun hat und daher hinfällig ist. Alle auf uns gekommenen Überlieferungen, seien es Bilderschriften oder Werke der Plastik, sowohl von den Naua- wie Maya-Völkern und der zapotekisch-mixtekischen Völkergruppe, zeigen Daten, bei denen die Begleitzahlen 1—13 schon in Gebrauch waren. Es ist selbstverständlich, daß dies ganze Kalendersystem astronomische Beobachtungen voraussetzt, die einer schon verhältnismäßig hohen Kulturstufe entsprechen. Daß dieser Kulturstufe eine primitivere, auf einfachere Beobachtungen begründete Zeitrechnung vorausging, muß man wohl ohne weiteres annehmen. Für die Beurteilung einer solchen primitiveren Art der Zeitrechnung liegen aber meines Wissens keinerlei Anhaltspunkte vor. Die Zeit aber, in der das uns bekannte Kalendersystem in Gebrauch war, geht z. B. nach dem Codex Telleriano-Remensis bis in das Jahr 1195 zurück. Seler führt in einem Vortrage vom 12. Mai 1902, der in der Zeitschrift für Erdkunde abgedruckt ist, nach einer oberflächlichen Berechnung aus, daß das älteste Monument, welches schon die ausgeführte Rechnung zeigt, nämlich die Nephritplatte des Leidener Museums, in das Jahr 900 zu setzen ist. Die Selersche Hypothese über den Ursprung der Zahl 13 bedeutet jedenfalls den Beginn des Feststellung des uns bekannten Kalendersystems, also nicht eine etwaige Vorstufe desselben. Die komplizierteren Rechnungsformen der Maya, die wir in den eigentlichen mexikanischen Dokumenten nicht finden, haben ja mit dieser Frage nichts zu tun, denn die Grundelemente einschließlich der Begleitzahlen 1—13 sind ja dieselben und die letzteren setzen eben ziemlich genaue astronomische Beobachtungen sowohl der Sonnen- wie der Venusperiode voraus.

Kehren wir nun zu den Erklärungen des Codex Vaticanus 3773, beziehungsweise zu deren erstem Abschnitt zurück.

Die Anordnung des Tonalamatl ist oben und unten von einem Streifen begleitet, der Darstellungen von Gottheiten und Symbolen enthält, deren Deutung hier zum erstenmale versucht wird, wenn auch in zum Teil nur andeutender Weise. Seler wird wohl auch hierfür noch zu positiveren Erklärungen vordringen.

2. Die Götter der sechs Richtungen. Eine Paralleldarstellung befindet sich auf der unteren Hälfte der Blätter 23—25 (K 22—20) des Codex Fejérváry-Mayer. Seler versucht hier eine Erklärung für die Reihe von 2×20 aufeinanderfolgenden Tagen, welche die Götterpaare begleiten. Es sei wahrscheinlich, daß die alten Mexikaner auch den Mond in den Kreis ihrer Beobachtungen gezogen haben, daß sie z. B. den Aufgang des Mondes mit einem bestimmten Fixsterne festzustellen versucht hätten. Wenn sie dann den Mond einmal am Abend hatten aufgehen sehen, der das nächstemal sich mit demselben Fixsterne an einem Morgen erhebt, dieser Tag habe dann einem um acht Einheiten vorwärts liegenden Zeichen entsprochen. Da aber acht Zeichen nicht in 20, wohl aber in 2×20 aufgehen, so sei es nicht unmöglich, daß sie auf diesen Blättern 5×8 Tageszeichen hingeschrieben hätten, um die Verschiebung des Tageszeichens zu kennzeichnen. Er nimmt ferner nach der Art der Anordnung der Zeichen, besonders im Codex Fejérváry-Mayer, wo sie deutlicher ist, an, daß die Zahl 6 der Götterpaare außer ihrer Bedeutung der sechs Richtungen als Ausdruck oder Veranschaulichung bestimmter, durch Beobachtung festgestellter Mondperioden zu betrachten sei, und zwar der siderischen Monate à $27^1/_3$ Tagen. Erst drei solcher Monate ergaben eine volle Zahl von 82, sechs eine von 164 Tagen. Der Tag, welcher zuerst in der Darstellung besonders hervorgehoben ist, liegt nämlich genau 164 vom Ausgangstage des Tonalamatl entfernt. Andere mystische und natürliche Erwägungen hätten zu gleichem Ergebnis der gewählten Sechszahl führen können, z. B. sechs Phasen des Mondes: Sichel, halbe Scheibe, volle Scheibe, halbe Scheibe anders gewendet, Sichel anders gewendet, dunkle Scheibe.

3. Eine andere Liste von Hütern der sechs Richtungen. Auch hierin bieten die Blätter 30—32 (K 15—13) eine Parallele. Es besteht eine gewisse Verwandtschaft mit den Götterpaaren des vorangehenden Abschnittes, indem die doppelte Anzahl von Tageszeichen $4 \times 20 = 80$ angegeben sind, aber sie beginnen mit einem anderen Zeichen, so daß es Seler nicht gelingt, aus der Ordnung dieser Zeichen eine Periode zu berechnen. Auch eine Verschiebung der Reihenfolge der Himmelsrichtungen findet statt.

4. Die drei Reiche. Für diese Darstellung gibt es bisher keine Parallele. Seler spricht die Vermutung aus, daß mit den drei Figuren, Adler = der Himmel, Maisgott = die Erde und Todesgott = die Unterwelt dargestellt sei, die von 25 Tageszeichen 1 ozomatli bis 12 quauhtli begleitet werden, abgeteilt in 10, 7 und 8 Tagen.

5. Oben und unten. Haus des Regens und Haus der Dürre. Auch für diese Blätter gibt es keine Parallele, so daß nur im allgemeinen die Deutung der zwei homologen Blätter nach der Überschrift angegeben wird. Eine Anordnung nach den vier Himmelsrichtungen scheint wahrscheinlich.

6. Die vier Himmelsrichtungen. Eine Parallele befindet sich in der oberen Hälfte der Blätter 49—52 (K 66—63) des Codex Borgia. Auch im Codex Fejérváry-Mayer, Blatt 1 (K 44) ist im wesentlichen dasselbe dargestellt, nur fünf Richtungen. Es ist schon früher eingehend darüber von Seler geschrieben.

7. Die vier Enden des Himmels und die vier Enden der Erde. Eine Parallele findet man im Codex Borgia, obere Hälfte von Bl. 49—53 (K 66—62). Wie bei den Blättern der Abteilung 3 zu denen von 2 findet auch hier eine Verschiebung der Himmelsrichtungen gegenüber der vorangehenden Abteilung statt.

Seler vermutet, daß die vier Himmelsträger, welche hier dargestellt sind, als Sterne aufzufassen sind, denn die Reihe der Himmelsträger beginnt mit der Gottheit des Planeten Venus, als Repräsentanten des Westens, und auch dem des Ostens, Quetzalcouatl, dürfte astronomische Bedeutung zukommen. Seler verweist hier auf verwandte Vorstellungen, die der Reisende Lumholtz bei den Huichol-Indianern im Staate Jalisco (Mexiko) auf einer ihm erklärten Art Himmelskarte fand. Er macht ferner auf eine Stelle in der Chronik des Tezozomoc aufmerksam, wonach die sogenannten Tzitzimimé den Himmel stützten und mit den hier angeführten Darstellungen in der Grundidee übereinstimmen mußten. In einer Notiz des Interpreten Pedro de Rios werden sechs Gottheiten genannt, die am Himmel gestanden hätten, nach ihrem Fall vom Himmel aber Tzitzimimé genannt wurden und als solche Furcht und Schrecken einflößten. Sie sind also zweifellos als Sterngottheiten zu deuten, die nur, weil bei einer Sonnenfinsternis die Sterne am Tageshimmel sichtbar werden, zu Dämonen der Finsternis wurden (Cronica de Tezozomoc). Seler verweist noch auf einige Steinfiguren aus Mexiko und aus Chichen-Itza, die er für Himmelsträger entsprechend den hier gedeuteten Darstellungen hält.

8. Die neun Herren der Stunden der Nacht. Dieselben kommen in verschiedenen Codices vor, welche den Tonalamatl enthalten, wenn ihre Anordnung auch nicht immer nach der in Wirklichkeit bestehenden Beziehung zu den fünf Weltgegenden erfolgt, nämlich je zwei für die vier Kardinalpunkte und einer für die Mitte.

9. Die vier Formen der Gottheit des Planeten Venus. Es werden hier noch einmal die vier Richtungen in gleicher Weise wie im Abschnitte 6 erwähnt, durch die vier Viertel des in fünfgliederige Säulen geordneten Tonalamatl zur Anschauung gebracht. Aber die damit in Verbindung gebrachten Gestalten sind andere, und zwar findet man unter ihnen einige, die man sonst in keiner anderen Bilderschrift findet. Es gelingt daher nicht überall, ihre Persönlichkeit mit Sicherheit festzustellen. Den wesentlichen Inhalt seiner Deutung schöpft Seler aus den komplizierten Darstellungen der Blätter 29—46 des Codex Borgia, die er zum erstenmale dahin deutet, daß sie die merkwürdigen Erscheinungen darstellen sollen, die der Planet Venus durch sein Verschwinden und sein Wiedererscheinen am entgegengesetzten Ende des Himmels der Beobachtung darbot. Wenn Seler auch seine Deutung nicht auf alle Einzelheiten ausdehnen kann, so scheint er doch im großen Ganzen das Richtige getroffen zu haben.

10. Die zwanzig Tageszeichen und ihre Gottheiten. Zu diesen Vorstellungen, die ja von Seler schon mehrfach besprochen sind, gibt er doch noch manche eingehendere und zum Teile berichtigende Erklärungen, auf die des näheren einzugehen hier aber zu weit führen würde. Nur zu einer neuen Deutung der so häufig in den Bilderschriften vorkommenden Korallenotter möchte ich eine Bemerkung machen. Gelegentlich der Besprechung des zweiten Tageszeichens und seines Regenten Quetzalcouatl, beziehungsweise des dabei gezeichneten Beiwerks, meint Seler, daß seine frühere Deutung dieser Korallenotter als Feuerschlange richtiger in Blut abzuändern sei. Gerade nach der dazu gehörigen Abbildung, Fig. 343 aus dem Codex Borgia, möchte ich ihm nicht zustimmen, deren Art sich auch in anderen Darstellungen wiederholt. Man sieht hier am Maule der Schlange die Rauch- und Feuerfigur, außerdem wird sie von einem Pfeil durchbohrt und aus der Wunde fließt in der üblichen Dartellungsart reichlich Blut. Bedeutete die Schlange Blut, so flöße hier aus dem Blute Blut, und wozu dann die Feuerzeichen? Bei der früheren Deutung als Feuerschlange könnte man hier doch an ein Symbol der Dürre denken, die der Regen vermittelnde Quetzalcouatl tötet. (Vgl. Selers Erläuterungen zum Tonalamatl Aubin, S. 47.) Auch in der zweiten herangezogenen Figur 348 aus dem Codex Borgia fließt aus dem Ohr des sich kasteienden Priesters reichlich Blut, daneben schlingen sich um seinen Hals zwei Korallenottern, die hier ja ganz überflüssig wären, wenn sie Blut bedeuteten, da ja schon reichlich Blut gezeichnet ist. Dieser Priester sitzt nach Selers Deutung einer Feuergöttin gegenüber, könnten die Feuerschlangen hier nicht gerade ihren Priester kennzeichnen sollen? Daß diese Korallenotter manchmal Blut und manchmal Feuer bedeuten sollte, scheint mir nicht wahrscheinlich, denn wenn wiederholt dieselben Zeichnungen vorkommen, so können sie meiner Ansicht nach nicht so

heterogene Dinge bedeuten. Ich kann mich ebensowenig mit der Idee befreunden, daß an sich sachlich verschiedene Darstellungsformen in den Bilderschriften das Gleiche bedeuten sollten. Dahin rechne ich auch yaotl und atl oder teoatl tlachinolli. Wenn das erstere Krieg bedeutet und immer wieder durch Schild und Speer dargestellt wird, so mag das zweite vom Kriege abgeleitet sein, muß aber eine besondere Nebenbedeutung haben.

11. Die viermal fünf Hüter der Venusperioden. Diese Darstellungen finden ihre Parallele im Codex Borgia, 15—17 (K 24—22), und im Codex Fejérváry-Mayer, 23—29 (K 22—16), aber auch in den Darstellungen, welche die Dresdener Maya-Handschrift über die Venusperioden enthält. Seler hat schon mehrfach über den Inhalt dieses Abschnittes berichtet.

12. Die fünfundzwanzig Götterpaare. Eine Parallele befindet sich im Codex Laud (K 33—38) und im Codex Borgia 58—60 (K 57—55). Seler vermutet, daß es sich hier um die Darstellung der zwölf Nacht- und zwölf Tagesstunden handelt, die durch je ein Götterpaar vertreten seien, und daß die 13. Tages- und 13. Nachtstunde für sich durch ein Götterpaar vertreten werde, sie alle aber wiederum nach den sechs Richtungen geordnet seien. Er belegt diese Annahme durch die Bedeutung der einzelnen Götterpaare. Wenn hier in der Annahme von 13 Tages- und 13 Nachtstunden scheinbar ein Widerspruch mit früheren Darlegungen von 13 Tages- und 9 Nachtstunden vorzuliegen scheint, so meint Seler, daß beide Annahmen richtig sein können. Er weist darauf hin, daß im ersteren Falle die Grundzahl 13 der Sechszahl der Richtungen, die Zahl 9 der Vierzahl der Richtungen entspreche. Ursprünglich sei wohl die Zahl der Tag- und Nachtstunden die gleiche gewesen, nämlich 9. Um aber eine Parallele zu Himmel und Unterwelt herzustellen, habe man im Tonalamatl durch Zuzählung der ersten und der letzten beiden Nachtstunden die Zahl auf 13 erhöht. Was aber auf Grund mystischer Erwägungen die eine Priesterschule für die Tagesstunden anzunehmen sich veranlaßt sah, eine andere Priesterschule auch für die Nachtstunden gültig sein lassen konnte. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Berichte z. B. über die Anzahl der Himmelsrichtungen wie über die der Himmel schwanken. Die eigentlich mexikanischen Quellen nehmen 13 Himmel an, während tlaxkaltekische und andere Quellen nur 9 annehmen. Seler bemerkt noch, daß die Überschrift dieses Abschnittes ebensogut die 25 Erscheinungsformen der Göttin Xochiquetzal hätte heißen können, da diese Göttin in allen Bildern die Hauptperson ist. Sie stand wahrscheinlich der Priesterschule nahe, der der Entwurf und die Ausführung dieser Bilderschriften zuzuschreiben ist. Mexikanische Quellen berichten über diese Göttin wenig, mehr schon die tlaxkaltekischen. Seler knüpft hieran noch die Bemerkung, daß seine Erklärungen für die 4×26 Bilder, welche den im ersten Abschnitte behandelten Tonalamatl in einem oberen und unteren Streifen begleiten, vielleicht besser noch, als es dort geschehen, sich unter dem gleichen, weiter oben ausgesprochenen Gesichtspunkte erklären lassen, da in ihnen Xochiquetzal und Xochipilli sich überall wiederfinden.

13. Die sechs Regengötter. Hier wird noch einmal die Sechszahl der Himmelsrichtungen behandelt, wenn auch scheinbar in anderer Reihenfolge.

B. Die Rückseite der Handschrift.

14. Das in zwanzig dreizehntägige Abschnitte geordnete Tonalamatl. Der Inhalt, der sich auch in anderen Bilderschriften vorfindet, ist schon mehrfach von Seler behandelt.

15. Das Tonalamatl und die zweiundfünfzigjährige Periode. Die Verteilung findet wie im Tonalamatl nach den vier Himmelsrichtungen statt. (Vgl. auch Codex Borgia 27.) Wie es Seler schon mehrfach nachgewiesen hat, erscheint im Tonalamatl als Anfangstag immer cipactli = Krokodil, während in Wirklichkeit die Jahre mit acatl begannen, wonach die 4×13 Perioden der Jahre mit je 1 acatl, 1 tecpatl, 1 calli und 1 tochtli beginnen. Zu den hierher gehörigen Darstellungen findet man aber außer den vier Kardinalpunkten noch eine fünfte Figur, welche die Mitte oder die Richtung von oben nach unten darstellen muß. Alle fünf Figuren zeigen den Regengott Tlaloc unter verschiedenen Bedingungen. Vom Regengotte hing eben die Wohlfahrt der Menschen ab, die war durch den mehr oder minder ausgiebigen oder günstigen Regenfall bedingt.

16. Die fünf Venusperioden. Wie im Codex Borgia 25 (K 14) und wie im vorangehenden Blatte, sind die fünf Venusperioden auch hier geordnet. Hier geht aber aus den Darstellungen hervor, daß die fünf Tageszeichen, auf welche die Anfangstage dieser Perioden fallen, mit dem gleichen Zeichen wie im Tonalamatl beginnen, also mit cipactli. Seler meint, daß wir aus dem gleichen Grunde auch so oft in der Wiener Bilderschrift das Jahr 1 acatl mit dem Tage 1 cipactli vereinigt finden, weil eben die Venusperioden zu Grunde gelegt sind.

17. Der Planet Venus in seiner Sichtbarkeit als Morgenstern. Für diese beiden Blätter gibt es keine Parallele in anderen Bilderschriften. Nur in der Dresdener Handschrift, Blatt 46, liegt im

Grundprinzip eine Ähnlichkeit vor. Eine Erklärung für die Bedeutung der begleitenden Figuren kann nur im allgemeinen gegeben werden.

18. Die vier Federschlangen. Eine Parallele bietet der Codex Borgia 72 (K 43), und zwar in besserer Ausführung. Die Anordnung findet nach den vier Himmelsrichtungen statt, und die Federschlangen bedeuten offenbar Wasser- und Vegetationsverhältnisse, die nach den Himmelsrichtungen verschieden, bald günstiger, bald ungünstiger, gedacht wurden.

19. Die Götter der Wollust und ihre Zeichen. Auch dies Blatt hat eine Parallele in dem freilich ziemlich zerstörten Blatte 74 (K 41) des Codex Borgia. Es enthält die Beziehungen der Tageszeichen zu den Körperteilen der Göttin Tlazolteotl und dem Gotte Xochipilli.

20. Himmel und Erde. Leben und Tod. Die Parallelen befinden sich auf den Blättern 73, 56 (K 42, 59) des Codex Borgia. Es sind diese Gegensätze durch Quetzalcouatl, dem Windgotte, und Mictlantecutli, dem Todesgotte, die Rücken an Rücken beieinander sitzen, dargestellt.

21. Der Hirsch des Ostens und der Hirsch des Nordens. Blatt 22 (K 17) des Codex Borgia bietet die Parallele. Hier soll der Gegensatz von Dürre und Fruchtbarkeit dargestellt sein. Der Hirsch bedeutet Dürre, beziehungsweise den Norden. Durch eine etwas weit ausholende Gedankenreihe ist hier dem weißen, toten Hirsch durch die an ihm angebrachten Attribute, welche das Feuer des Räucherwerkes bedeuten sollen, die Bedeutung der Lebensmittelfülle zugewiesen, welche durch Opfergaben bewirkt wurde.

22. Die fünf Göttinnen des Westens und die fünf Götter des Südens. Im Codex Borgia 47, 48 (K 68, 67) befindet sich die Parallele. Es sind die Ciuateteô oder ciuapipiltin einerseits, oder die Seelen der im Kindbette gestorbenen Frauen, welche im Westhimmel hausen. Anderseits entsprechen die männlichen Gottheiten der Macuilxochitl-Reihe. Die Figuren sind von den entsprechenden Zeichen des in fünfgliederige Säulen geordneten Tonalamatl begleitet, und zwar den entsprechenden Reihen je eines Viertels dieses Tonalamatl.

23. Die dreizehnmal fünf Venusperioden. Parallelen bieten der Codex Borgia, 53, 54 (K 62, 61), und der Codex Bologna, 9—11. Diese Perioden sind hier nicht so genau rechnerisch ausgeführt wie in den Maya-Handschriften, aber für den Wissenden doch genügend deutlich. Auch hierüber hat Seler früher schon eingehend berichtet.

24. Der rote und der schwarze Tezcatlipoca. Ähnliches findet man im Codex Borgia, 21 (K 18). Es handelt sich hier offenbar wiederum um den Gegensatz zwischen der trockenen Jahreszeit und der Regenzeit.

25. Noch einmal die zwanzig Tageszeichen und ihre Regenten. Der Gegenstand ist schon im zehnten Abschnitte erörtert.

26. Die vier Skorpione. Seler kann über die Bedeutung dieser Darstellung nur die Vermutung aussprechen, daß durch die Beziehungen, welche der Skorpion zum Feuergotte hat, vielleicht das Feuer in den vier Richtungen dargestellt werden soll.

27. Die vier Viertel des Tonalamatls und ihre Richtungen. Die Anfangszeichen der vier Viertel des in fünfgliederige Säulen geordneten Tonalamatls sind durch schräge, sich kreuzende Streifen verbunden, in deren Mitte ein Steinmesser gezeichnet ist.

28. Noch einmal der Gott der Lust und seine Zeichen. Eine Parallele befindet sich im Codex Borgia, 53 (K 62). Hier ist Xochipilli als Hirsch verkleidet dargestellt und die 20 Tageszeichen sind mit einzelnen Teilen des Körpers in Beziehung gebracht.

In der Schlußbemerkung zu dieser bedeutungsvollen Arbeit, streift Seler wiederum die schon in den Erläuterungen zum Codex Fejérváry-Mayer und auch sonst schon aufgeworfene Frage, ob nicht Kolonisten aus dem Heimatgebiete der Urheber der Bilderschriften der Codex Borgia-Gruppe, beziehungsweise die Tolteken es waren, die in dem Maya-Gebiete den Anstoß zu jener Kulturentwicklung gegeben haben, deren hervorragende Schöpfungen wir an den zahlreichen alten Plätzen jenes Gebietes mit Bewunderung schauen.

Auch in der hier besprochenen Abhandlung verweist Seler mehrfach auf die Übereinstimmungen mit Maya-Handschriften sowohl wie Skulpturen und gibt im Abschnitte 10, S. 134 u. f. einige genaue Belege zu der Quetzalcouatl-Sage nicht nur, sondern auch dazu, daß dieser Kulturträger und Gott sowohl in Yucatan wie bis nach Guatemala hinein bekannt und verehrt wurde. Eine umfassendere Behandlung aller dieser Fragen findet man aber noch in folgenden Schriften Selers. 1. Vortrag in der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, Sitzung vom 12. Mai 1902, der den Titel führt: Über den Ursprung der mittelamerikanischen Kulturen. 2. Abhandlung im Archiv für Religionswissenschaft, Bd. I, Heft 1: Über die Herkunft einiger Gestalten der Quiche- und Cakchiquel-Mythen. 3. Abhandlung in der Zeitschrift für Ethnologie, 1898, Bd. XXX, S. 377—410: Quetzalcouatl-Kulkulcan in Yucatan. Diese Abhandlung ist mit Erweiterungen abgedruckt in Gesammelte Schriften von Seler, Bd. I, S. 668—705.

Es erscheint mir nun von Interesse, aus diesen Schriften einige Ausführungen Selers wörtlich wiederzugeben. Zunächst wähle ich aus dem sub 1 verzeichneten Vortrage dasjenige aus, was das Problem, um das es sich im wesentlichen handelt, sowie Selers Stellungnahme dazu zusammenfassend und klar formuliert.

»Zu dem gemeinsamen Kulturbesitze der verschiedenen Stämme des mexikanisch-mittelamerikanischen Kulturkreises gehört in erster Linie der Kalender.«

»Dieser Kalender Tonalamatl diente in der Hauptsache zu Wahrsagereien etc. Es gab dieser Kalender endlich auch ein Fachwerk ab, in dem eine jegliche arithmetische, chronologische oder astronomische Beobachtung mit Sicherheit unterzubringen war. So ist dieser Kalender das A und Ω der priesterlichen Wissenschaft der alten Mexikaner und Mittelamerikaner geworden, und die gesamte Masse der Bilderschriften, der mexikanischen, der Maya-Handschriften und der anderen Bilderschriften machen den Eindruck, als wären sie einzig dazu bestimmt, zur Veranschaulichung und zum Ausbaue dieses Kalendersystemes zu dienen.«

Nachdem Seler die Verschiedenheit der Darstellungsweise der Kalenderzeichen in den mexikanischen und Maya-Handschriften erörtert hat, fährt er fort: »Konrad Haebler, dessen Geschichte Amerikas in ihrem auf die alten Verhältnisse Mittelamerikas bezüglichen Teil leider als ganz verfehlt zu bezeichnen ist, huldigt in Anlehnung an E. Förstemann der Anschauung, daß die mittelamerikanische Zivilisation ursprünglich ein Produkt der Maya-Stämme und der Tiefländer von Chiapas und Guatemala gewesen sei, nächst die Zapoteken und von diesen die Mexikaner Kalender und Schrift übernommen hätten, aber infolge des eigenen niedrigeren Kulturniveaus die Kunst der Schreibung nicht sofort in ihrer höchsten Entwicklung sich anzueignen vermocht hätten, sondern sich zunächst im Anschlusse an das bei den Maya Gesehene eine vereinfachte, für ihre zeitigen Bedürfnisse ausreichende Art der Schreibung ausgebildet hätten. Daß abbreviierte, kursiv gewordene, symbolische und nicht mehr verständliche, einer priesterlichen Geheimwissenschaft angehörige Zeichen durch einfache, klare, verständliche Zeichen gleicher Bedeutung ersetzt werden, ist wohl noch nirgends in der Geschichte der Schrift dagewesen. Bei dem klaren Verhältnisse, wie es hinsichtlich der Kalenderzeichen zwischen Mexikanern und Maya-Stämmen besteht — und ähnlich mag man sich das Verhältnis auch für die einfachere, verständlichere mexikanische und die entwickeltere, kursiv, deshalb aber auch größtenteils unverständlich gewordene Maya-Hieroglyphenschrift denken — sind nur zwei Anschauungen möglich. Entweder sind diese Kalenderzeichen und überhaupt die einfacheren Schriftzeichen von einem der beiden Stämme oder irgend einem drittem erfunden und in dieser ursprünglichen Form den anderen Stämmen übermittelt worden, wo dann die Mexikaner sie in dieser einfachen, ursprünglichen Form bewahrt, die Maya sie aber weiter ausgebildet und in gewissem Sinne vervollkommnet hätten. Oder aber, und das ist mir das Wahrscheinlichere, die Mexikaner haben diese Zeichen und damit auch den Kalender, das Tonalamatl, erfunden und darum sind die Zeichen bei ihnen verständlich geblieben; die Maya aber haben sie erst bei den nach der Küste ausgewanderten Mexikanern, eben den Tolteken, kennen gelernt, die diese Kulturelemente vielleicht lange Zeit als Geheimwissenschaft hüteten. Es hat aber dann die fortschreitende Mayaisierung der fremden Eroberergeschlechter auch unter der eingeborenen Bevölkerung diese Kenntnis verbreitet, während gleichzeitig das wirtschaftliche Aufblühen längs der alten Handelsstraßen auch Kunst und Wissenschaft sich entwickeln und den Gebrauch der Bilderschrift allgemeiner werden ließ, so daß diese selbst kursiver, entwickelter und vollkommener geworden ist. In der Tat liegen ja sowohl für die Einwirkung der Mexikaner auf die Maya-Staatengebilde wie für die Übernahme mexikanischer Sagen, mexikanischer Vorstellungen und wohl auch mexikanischer Kulturerrungenschaften seitens der Maya-Stämme die unzweifelhaftesten Zeugnisse vor, so daß die oben an zweiter Stelle entwickelte Anschauung entschieden die plausiblere erscheint. Hierbei ist ja gar nicht ausgeschlossen, daß eben nachmalen ein höherer Stand in den Maya-Ländern erreicht und Kenntnisse gewonnen wurden, die den Mexikanern abgingen, und daß dann diese umgekehrt wieder die Schüler der Maya-Gelehrten wurden.«

Die in den vorstehenden Ausführungen Selers als wahrscheinlich hingestellte Lösung des interessanten Problems beansprucht volles Interesse. Die Belege, die er dafür zu geben hat, sind freilich nicht vollwichtig in dem herangezogenen Vortrage enthalten, so daß man auch seine übrigen Arbeiten, besonders die weiter oben nambaft gemachten, gegenwärtig haben muß, um Selers Stellungnahme zu dieser wichtigen Frage voll zu würdigen. Manche Einwände, die auch mir dabei aufstoßen, wird Seler sich wohl selbst gemacht haben, ihre befriedigende Beantwortung ist nur nicht immer klar ausgesprochen oder angedeutet. Es erscheint mir daher immerhin angebracht, einige dieser fraglichen Punkte zu erörtern. Ich wähle als Ausgangspunkt den folgenden Passus aus der sub 3 angeführten Abhandlung.

Nachdem Seler verschiedene alte Berichte zusammengestellt, nämlic hden des P. Francisco Hernandez und den umfassenderen des Bischofs Landa, sowie kurze Notizen aus dem Chilambalan von Mani und dem von Titzimin, sagt er S. 675 folgendes: »Wenn man diese Nachrichten unbefangen prüft, so glaube

ich, wird man sich der Folgerung nicht entziehen können, daß in Kulkulcan und seiner Gleichsetzung mit Quetzalcouatl etwas mehr als der übereinstimmende Ausdruck gleichartiger Elementarvorstellungen vorliegt; die Angaben, daß diese Gestalt zu den Maya von Yucatan aus dem Auslande gekommen und daß seine Tätigkeit nur eine vorübergehende Phase in der Entwicklung des Landes darstelle, sind zu bestimmt. Und ich glaube, auch wir werden zu dem Schlusse kommen, den schon viele andere zuvor gemacht haben, daß Kulkulcan eine direkte mexikanische Übertragung, der Ausdruck der Einwirkung der Mexikaner auf die Maya-Stämme ist. Gerade in den Orten, wo Kulkulcan gewirkt haben sollte, in Chichen-Itza und Mayapan, wo Tempel, die seinen Namem tragen, standen, wo noch in später Zeit ihm Feste gefeiert wurden, ist ja die mexikanische Einwirkung unverkennbar. Die geschichtlichen Nachrichten bezeugen das. Denn Bischof Landa berichtet uns, daß der Dynast von Mayapan (dies soll nach dem Weggange von Kulkulcan geschehen sein) sich auf mexikanische Garnisonen stützte (es sollen die von Tabasco und Xicalanco gewesen sein), und daß von diesen Mexikanern die Yukateken und die Bewohner benachbarter Hügel, die bisher nur Jagdfanggeräte kannten, die Kriegswaffen und die Kunst des Krieges gelernt hätten.« Seler reproduziert dann eine Reihe der an den Bauwerken von Chichen-Itza vorgefundenen Skulpturen und bespricht dieselben eingehend.

Es kann nun keinem Zweifel unterliegen, daß die Figuren, welche auf diesen Reliefs dargestellt sind, Mexikaner oder, wie Seler will, Tolteken sein sollen, auch die Deutung, daß zwei derselben Quetzalcouatl-Kulkulcan darstellen, ist kaum zu bezweifeln, der hier als Federschlange, wie sein Name es verlangt, aufgefaßt ist. Seler meint, daß die in Mexiko weit verbreitete und auch in den Bilderschriften der Codex Borgia-Gruppe am häufigsten vorkommende Darstellung Quetzalcouatls mit der Maske des Windgottes eine Auffassung des Gottes aus einer späteren Zeit ist. Was nun die Darstellungen auf diesen Reliefs, besonders denen des Saales E anbetrifft, so finde ich, daß in der Art, wie die Flächen mit Beiwerk ausgefüllt sind etwas von dem überreichen, phantastischen Geschmacke der Maya anklingt. Doch will ich auf diese subjektive Anschauung weniger Gewicht legen als auf ein anderes Vorkommnis, das Seler nicht erwähnt. Nach Charnays, Les anciennes villes du nouveau monde, S. 296, und nach Stephens, Incidents of travel in Yucatan, S. 297 und S. 300, kommen in Chichen-Itza auch ganze Flächen vor, die mit Maya-Hieroglyphen bedeckt sind. Da mir Mandlays großes Werk leider nicht zur Verfügung steht, so vermag ich nicht zu sagen, ob diese Inschriften im Zusammenhange mit jenen Reliefs stehen und in welchem. Das Vorkommen solcher Inschriften mit Maya Hieroglyphen kann unter Umständen eine Mayaisierung dieser toltekischen Kolonisten bedeuten, oder sind es spätere Anfügungen der Maya-Bevölkerung? Es wäre aber noch eine andere Deutung möglich, daß nämlich eine spätere Generation, die schon zu diesen kursiv gewordenen Hieroglyphen vorgeschritten war, in Erinnerung an diese bedeutsame toltekische Einwanderung jene Reliefs angefertigt habe. In Mayapan, dem zweiten Orte, für den toltekische Kolonisten von Bedeutung sind und wo Quetzalcouatl-Kulkulcan ebenfalls verehrt worden ist, sollen nach Seler bisher keine so eingehenden Erforschungen gemacht sein wie in Chichen-Itza.

Ich wende mich nun zu der einzigen einigermaßen brauchbaren Auskunft, welche der Bischof Landa über die Gründung von Chichen-Itza und von Mayapan gibt, die auch Seler ausführlich in der sub 3 angeführten Abhandlung wiedergibt und die ich hier kurz zusammenfassend im Interesse der Frage wiederholen muß. Landa haben offenbar zwei verschiedene Berichte von Eingeborenen über die Traditionen dieser Ereignisse vorgelegen. Nach dem einen ist Chichen-Itza von drei Brüdern, die vom Westen gekommen sein sollen, gegründet, von denen einer gestorben oder über Belize das Land verlassen haben soll. Nach seinem Weggange sei dann eine Mißwirtschaft eingetreten, die den Untergang der Gründung und das Verlassen der Stadt nach sich gezogen habe. Eine zweite Stelle erzählt dann, daß Kulkulcan von Anfang an in Chichen-Itza Herrscher gewesen sei, das beweise der ihm errichtete Tempel, der seinen Namen geführt habe, und von dem Landa die Skizze des Grundrisses wiedergibt, in der man unzweifelhaft das heute »el Castillo« benannte Bauwerk erkennt. Es heißt dann aber weiter, von Kulkulcan sage man, daß er von Westen gekommen sein soll, ob vor oder nach den Itza (die drei Brüder des ersten Berichtes) oder mit ihnen, darüber seien die Meinungen verschieden. Kulkulcan soll, als er nach Mexiko zurückkehrte, dort als Gott unter dem Namen Quetzalcouatl verehrt worden sein, wie man ihn auch in Yucatan als Gott verehrte, da er ein großer Staatsmann war. Unmittelbar anschließend an diese Erzählung berichtet Landa dann weiter, Kulkulcan habe unter Zustimmung eingeborener Fürsten eine zweite Stadt, nämlich Mayapan gegründet, wo man auch einen Tempel mit seinem Namen errichtet habe. Nach einigen Jahren sei Kulkulcan dann auf demselben Wege, auf dem er gekommen, nach Mexiko zurückgekehrt und habe in Yucatan dauernde Erinnerung zurückgelassen. Nach Kulkulcans Fortgang soll das Geschlecht der Cocomes in Mayapan regiert haben, zu ihrer Zeit seien die Tutulxius ins Land gekommen, die sich Mayapan gegenüber angesiedelt hätten. Auch die Cocomes hätten das Volk unterdrückt und zu diesem Zwecke Mexikaner aus Tabasco und Xicalanco ins Land gerufen. Von diesen hätten die Maya Waffendienst und Kriegskunst gelernt und schließlich unter der

Führung des Fürsten der Tutulxiu sich erhoben und den Cocom erschlagen, und seit dieser Zeit sei die Festung Mayapan verlassen. Landa fügt hinzu, das sei ungefähr 120 Jahre vor der Zeit geschehen, in der er schrieb, was also um 1450 herum bedeutet, da er 1579 gestorben ist.

In der »Collection de documents dans les langues indigènes« von Brasseur de Bourbourg, Bd. III, ist eine »Série des époques de l'histoire maya« von einem unbekannten Verfasser mit dem Maya-Text und Brasseurs französischer Übersetzung abgedruckt. Die Zeiträume sind nach Katuns bestimmt und will ich einige der darin gegebenen Daten, soweit sie hier von Interesse sind, anführen, wobei ich mich allerdings an die etwas unzuverlässige Übersetzung Brasseurs halten muß. Für die Zerstörung von Chichen-Itza wird 761—881 genannt, aber dabei erwähnt, daß die Itzas dort 120 Jahre regiert hätten, so daß die genannten Zahlen wohl Gründung beziehungsweise Zerstörung bedeuten. Die letzte, etwas unklare Zeitangabe läßt vermuten, daß Mayapan zwischen 1451 und 1457 zerstört wurde, was ja mit Landas Angabe ziemlich übereinstimmt.

Es kommen hiernach also ungefähr 700 Jahre auf den Verlauf der Ereignisse, die Landa in seinem Berichte zusammenfaßt, und unter allen Umständen ist es ja ausgeschlossen, daß Kulkulcan sowohl in Chichen-Itza wie in Mayapan Gründer gewesen sei. Ich bin der Ansicht, daß der Kern der Tradition in dem ersten kurzen Berichte Landas richtiger wiedergegeben ist als in dem zweiten ausführlicheren. Daß Mexikaner oder Tolteken Chichen-Itza und Mayapan gegründet haben, unterliegt wohl keinem Zweifel, und nichts ist natürlicher, als daß sie dort auch dem scheinbar von ihnen hauptsächlich verehrten Gotte Quetzalcouatl Tempel errichteten, sowie daß sein Name und die sich an ihn knüpfenden Sagen durch sie unter den Maya weitere Verbreitung gefunden haben, so daß ein Teil derselben sowie die Person Quetzalcouatl-Kulkulcan sich auch in jener zweiten ausgeschmückteren Version wiederspiegelt. Ich will hier gleich einschalten, daß der Kulkulcan-Kult sich auf einige Ortschaften Yucatans beschränkt zu haben scheint oder doch jedenfalls in späterer Zeit in Vergessenheit geraten ist, denn Seler erwähnt ausdrücklich, daß man auf ihn zu deutende Abbildungen oder Hieroglyphen in den eigentlichen Maya-Bilderschriften und auf den Bauwerken nur fraglich und jedenfalls selten findet.

Der von den Tolteken verehrte Gott muß Quetzalcouatl gewesen sein, denn in ihm verehrten sie den Urheber ihrer Kultur und den Herrscher in ihrer Heimat Tollan. Wenn er daher später auch noch als ihr Führer genannt wird, wo er doch füglich nicht mehr am Leben sein konnte, da er nach den Berichten der »Anales de Quauhtitlan« nur 60 Jahre alt geworden ist, so ist das nicht zu verwundern. Er sprach zu ihnen fortgesetzt nur durch den Mund der Priester, ein Vorgang, der in gleicher Weise in den Sagen der Azteken von ihrem Gott und Führer Huitzilopochtli berichtet wird. Seler scheint übrigens, wie das ja auch nicht anders möglich ist, gleicher Ansicht über die angebliche Gegenwart Quetzalcouatls in Yucatan zu sein. Siehe seinen weiter oben wörtlich angeführten Ausspruch.

Man kann der Beantwortung der Frage noch von anderer Seite nähertreten, in welche Zeit man den Vorgang zu verlegen hat, wonach mexikanisch-toltekische Kolonisten den Maya das Kalendersystem, den Tonalamatl, und ihre Bilderschrift zugeführt und damit den ersten Anstoß zu der sich später höher entwickelnden Kultur der Maya gegeben haben.

Seler scheint anzunehmen, daß das Wissen, welches diese Kolonisten mitbrachten, ungefähr dem entspricht, was uns die Bilderschriften der Codex Borgia-Gruppe lehren. Für die Heimat dieser Bilderschriftengruppe nimmt Seler nach wiederholten Aussprüchen die Gegend von Tehuacan, Cozcatlan, Teotitlan del camino an, und in der Schlußbemerkung zu den Erläuterungen zum Codex Fejérváry-Mayer sagt er: »Wer weiß, ob es nicht die von dieser Gegend ausgehenden Kolonisten gewesen sind, die in dem Maya-Gebiete der Anstoß zu jener Kulturentwicklung waren, deren hervorragende Schöpfungen wir an den zahlreichen alten Plätzen jenes Gebietes mit Bewunderung schauen.« Diese Annahme kann nur unter der Bedingung zutreffend sein, daß der Auszug dieser Kolonisten nach Yucatan zeitlich mit den Angaben der Maya über die Einwanderung der Tolteken, beziehungsweise die Gründung von Chichen-Itza in Einklang zu bringen ist.

Nach den weiter oben angeführten Daten muß man die Einwanderung der Tolteken, die Chichen-Itza gründeten, in das achte Jahrhundert verlegen. Ungefähr stimmt das mit der Berechnung Selers, die er nach den »Anales de Quauhtitlan« macht und wonach Tollan im Jahre 732 gegründet wurde, aber nur, wenn man annimmt, daß nach dem Falle von Tollan, beziehungsweise nach der Auswanderung Quetzalcouatls und seiner Anhänger ein Teil dieser Tolteken direkt nach Yucatan gewandert sei. Es ist ja bekannt, daß auf dieser Wanderung bis zur Atlantischen Küste verschiedene Niederlassungen gegründet wurden, in denen Teile der Wanderer zurückblieben, während andere weitergingen. Seler führt in dem sub 1 verzeichneten Vortrage an, daß nach einem mexikanischen Manuskript der Aubin-Goupilschen Sammlung allein im Küstengebiete 20 solcher Tochterstädte gegründet wurden, die von Toxpan (Tuspan in der Huasteca) bis nach Nonualco, das ist Tabasco, reichten. Wenn nun angenommen werden muß, daß jene toltekischen Kulturträger

im achten Jahrhunderte in Yucatan eintrafen, dann erscheint es mir doch nicht wahrscheinlich, daß ihr damaliger Kulturstand demjenigen entsprochen haben sollte, der sich in den Bilderschriften der Codex Borgia-Gruppe widerspiegelt.

Diese Bilderschriften sind doch aller Wahrscheinlichkeit nach zur Zeit der Conquista noch in Gebrauch gewesen, und da dieser Gebrauch notwendig eine Abnützung zur Folge hat, so kann man ihre Entstehung doch nicht allzuweit zurück verlegen, wenigstens keine Jahrhunderte. Sollte das Wissen dieser Tolteken in etwa sechs bis sieben Jahrhunderten keine Fortschritte gemacht haben? Es will mir demnach scheinen, als ob der Maßstab, den die Bilderschriften der Codex Borgia-Gruppe ergeben, nicht für die Bemessung des Kulturstandes gelten kann, den die ersten toltekischen Kolonisten in Yucatan hatten.

In dem mehrfach angeführten Vortrag Selers über den Ursprung der mittelamerikanischen Kulturen führt Seler am Schlusse eine Zeitschätzung aus, nach der die älteste uns bekannte Skulptur mit kursiv gewordenen Maya-Hieroglyphen, nämlich die Nephritplatte vom Rio grazioso des Leidener Museums, etwa in das Jahr 900 fällt. Seler rechnet dann für die Entwicklung dieser Schrift aus den einfachen Elementen, wie sie bei den Mexikanern sich noch erhalten haben, einige Jahrhunderte und kommt danach auf das Jahr 700 als den spätesten Termin, den wir für die Erfindung der Elemente dieser Schrift, die Erfindung des Kalenders, das Reich von Tollan anzunehmen hätten. Das stimmt ja ungefähr mit der Angabe der »Anales de Quauhtitlan« und mit den Maya-Überlieferungen, die ich oben angeführt habe. Es handelt sich dabei immer nur um grobe Schätzungen, aber in der Hauptsache nimmt doch auch Seler an, daß die toltekischen Kolonisten, von denen wir aus den Maya-Überlieferungen erfahren, im achten Jahrhunderte nach Yucatan gekommen sein müssen.

Die Maya haben, das kann man nicht verkennen, den Kulturstand der Tolteken, wie bisher nachgewiesen werden konnte, schon im Jahre 900 überflügelt, das beweist nicht nur ihre Hieroglyphenschrift, sondern auch ihre Arithmetik. Sie müssen jedenfalls ein intelligentes und praktisch denkendes Volk gewesen sein. Aus meinem Aufenthalte in Mexiko erinnere ich mich übrigens, daß vielfach die Meinung herrschte, die Yucateken seien arbeitsamer, gelehriger und strebsamer als die Mexikaner. Es könnte ja auffallen, daß die oben erwähnten Fortschritte mit der Zeit nicht Gemeingut zunächst der aus mexikanischem Gebiete Eingewanderten geworden sind, die sich ja nicht nur in Yucatan, sondern über ganz Mittelamerika verteilt niedergelassen haben. Ein Teil dieser Einwanderer ist, sei es durch Gewalt oder freiwillig, vollständig mayaisiert. Andere Teile haben aber nicht nur ihre Sprache, sondern auch ihre Eigenart behalten. Die für jeden Einzelfall maßgebenden Ursachen nachzuweisen ist wohl sehr schwer, wenn nicht unmöglich, aber Mißtrauen, Furcht vor Überwältigung und Eifersucht, dazu die von den Priestern wahrscheinlich ausgeübte Abweisung aller fremden Elemente und Neuerungen werden wohl eine gewisse Isolierung bewirkt haben. Das Gleiche gilt aber in den Hauptpunkten auch für die in Mexiko zurückgebliebenen Stämme, die ja außerdem eine weit gefestigtere Stellung innehatten. Rückwanderungen haben jedenfalls nicht in größeren Mengen stattgefunden, denen allein es vielleicht hätte gelingen können, Neuerungen einzuführen. Die Händler aber, von denen wir eigentlich nur aus späterer Zeit wissen, daß sie von Mexiko aus zum Eintausch von Erzeugnissen bis weit nach Mittelamerika hinein vorgedrungen sein sollen, mögen über Maya-Eigenarten berichtet haben, aber eine Verbreitung derselben kann auch von ihnen nicht erwartet werden.

Für die ganze Geschichte der Wanderungen und auch für das hier erörterte Problem kommt schließlich noch ein Punkt in Betracht, der, wie mir scheint, der Klarstellung bedarf. Von Sprachgelehrten, wenigstens mexikanischen und französischen, wird immer behauptet, daß die Sprache der Huasteken, die ein Gebiet nördlich von dem der Totonaken bewohnten, zum Maya-Sprachstamme gehört. Wäre das der Fall, dann würden ja die Beziehungen, welche die Ausgestaltung des Gottes Quetzalcouatl nicht nur, sondern auch anderer Götter und Göttinnen des mexikanisch-toltekischen Olymps zu den Huasteken aufweisen und die auch Seler im Abschnitte 10 bespricht, in einem anderen Lichte erscheinen können. Man müßte dann zunächst die Frage aufwerfen, sind die Huasteken Relikten einer ursprünglich vielleicht nur in dem Küstengebiete des Atlantischen Golfes verbreiteten oder es durchwandert habenden Maya-Bevölkerung, oder sind es aus dem Maya-Gebiete Eingewanderte, und in welche Zeit fallen diese Vorgänge? Die Huasteken werden als hoch entwickelt geschildert, jedenfalls ist es fraglich, ob man nach Beantwortung jener Fragen die Frage nach dem Ursprunge der mittelamerikanischen Kultur so entschieden dahin beantworten kann, daß die Maya die Grundelemente ihrer Kultur von den Mexikanern beziehungsweise den Tolteken erhalten haben, wie Seler es mit vieler Wahrscheinlichkeit getan hat. Die Beweisstücke würden ja an sich ihren vollen Wert behalten, denn sie dienen ja im wesentlichen dazu, eine bestimmte Periode einigermaßen klarzustellen, deren Hauptinhalt darin besteht, daß mexikanisch-toltekische Einwanderer in einem bestimmten Teile des Maya-Gebietes eine wichtige Rolle gespielt haben. Die Folgerungen aber, soweit sie zu dem hier erörterten Problem in Beziehung stehen, würden sich jedenfalls anders gestalten müssen, wenn man beispielsweise irgend ein Beweisstück mit Maya-Hieroglyphen auffände oder entzifferte, aus dem sich ergäbe, daß diese Hieroglyphenschrift viel älter ist, als man bisher annehmen kann.

In der uns unbekannten Vorzeit dieser Periode können sehr wohl Vorgänge stattgefunden haben, die beispielsweise auch der Kalenderwissenschaft der Tolteken einen anderen Ursprung zuweisen, als man bisher angenommen hat. Sogar die Herkunft des sagenhaften Quetzalcouatl, dem ja nach einer Überlieferung noch andere Herrscher in Tollan vorangegangen sein sollen, könnte Hinweise auf einen anderen Stamm ergeben, wonach dann doch jene erste Annahme Selers in den Vordergrund treten würde, daß Mexikaner beziehungsweise Tolteken und Maya ihre Kulturelemente von einem dritten Stamme übernommen hätten. Doch derartige Spekulationen kann man füglich beiseite lassen, bis eine entsprechende Grundlage gefunden ist. Seler hat vollkommen recht, wenn er nun aus dem vorhandenen Material, soweit es brauchbar und verständlich gemacht ist, die wahrscheinlichen Schlüsse zieht, und dazu ist ja keiner besser berufen als er. Daß mit jedem Fortschritte in der Erkenntnis sich neue Gesichtspunkte eröffnen und alte zum Teile verlassen werden müssen, ist bei der Schwierigkeit der Aufgabe unvermeidlich, und Seler hat dies jederzeit auch für sich anerkannt.

November 1902. Hermann Strebel.

19.

Gesammelte Abhandlungen zur amerikanischen Sprach- und Altertumskunde. Von Eduard Seler. Erster Band. Berlin 1902. Groß-Quart. XXVIII + 862 S. Text mit zahlreichen Abbildungen im Texte.

Wie Seler in dem Vorworte sagt, hat er sich nur zögernd und eigentlich nur wiederholten Anregungen des unermüdlichen Förderers der Wissenschaft des neuen Kontinents, Sr. Exzellenz des Herzogs von Loubat folgend entschlossen, die in zahlreichen Einzelabhandlungen niedergelegten, in verschiedenen Zeitschriften zerstreuten Ergebnisse seiner Studien gesammelt den Fachgenossen vorzulegen. Es war jedenfalls ein mühevolles Unternehmen, denn zum größten Teile sind diese Abhandlungen, soweit es möglich und zulässig war, erweitert und auch berichtigt. Jeder, der sich mit den Studien über die Sprachen und die alte Kultur der Stämme Amerikas beschäftigt, wird Seler für diese Sammlung, der übers Jahr ein zweiter Band folgen soll, sehr dankbar sein, denn nichts erschwert bekanntlich die Arbeit mehr, als wenn man wichtige Vorarbeiten, wie es ja die Selerschen sind, in den verschiedensten Zeitschriften zu suchen hat, und zwar auf viele Jahrgänge ausgedehnt.

Überblickt man die Fülle des allein in diesem Bande Gebotenen, so erstaunt man über die große Arbeitsleistung. Aber auch für die leichtere Benützung des Buches hat Seler gesorgt, indem er die ihrem Inhalte nach zusammengehörigen Abhandlungen zusammengebracht hat; innerhalb dieser Abschnitte ist die zeitliche Folge innegehalten und bei jeder Studie der Ort des ersten Abdruckes genau verzeichnet. Der vorliegende Band enthält Sprachliches, Bilderschriften, Kalender und Hieroglyphenentzifferung, während der für den Herbst nächsten Jahres in Aussicht gestellte zweite Band das eigentlich Archäologische, Geschichtliche u. s. w. bringen soll.

Inzwischen ist ja der unermüdliche Forscher, begleitet von seiner treuen Gefährtin, wieder nach den Gebieten seiner Studien gereist. Gute Wünsche für ihr persönliches Wohlergehen und die Erwartung begleiten sie, daß auch diesmal wieder eine reiche Fülle von Material und wichtige Aufschlüsse über so manche große Lücken in der Erkenntnis der alten amerikanischen Kulturen heimgebracht werden.

Hermann Strebel.

20.

Brigham, William T.: An Index to the Islands of the Pacific Ocean: a handbook to the chart on the walls of the Bernice Pauahi Bishop Museum of Polynesian Ethnology and Natural History. (Memoirs B. P. Bishop Museum. Vol. I, Nr. 2.) 4°, 172 S. Mit 24 Karten.

Der verdienstvolle Direktor des Bernice Pauahi Bishop Museum in Honolulu, H.-I., Herr William T. Brigham, hat, um den Besuchern des Museums die Übersicht über die aus der gesamten Südsee zusammengetragenen ethnographischen Schätze zu erleichtern, an den Wänden eine im großen Maßstabe entworfene Karte gezeichnet, zu welcher das vorliegende Werk einen Index liefert, der in alphabetischer Zusammenstellung die Inselnamen mit einer kurzen Entdeckungsgeschichte und genauer geographischer Positionsbestimmung enthält. Nur jemand, der selbst bitter die große Namensverwirrung empfunden hat, die in der Nomenklatur der Südsee herrscht, kann die große Wohltat dieses Werkes würdigen. Fast jede Insel hat einige Namen, die sie von den verschiedenen Entdeckern im Laufe der Zeit erhielt und die in buntem Wirrwarr gebraucht wurden. Brigham hat, soweit es möglich war, die einheimischen Namen festgestellt und gebraucht auf den Karten nur diese, im Index findet man jedoch alle bis jetzt gegebenen Namen an

ihrer alphabetischen Stelle mit dem Hinweise auf ihr einheimisches Synonym. Es kommen manche von den Entdeckern gegebene Namen für verschiedene Inseln wiederholt vor, z. B. gibt es nicht weniger als neun Inseln, die Green heißen. Es ist also klar, wie wertvoll ein derartiger Index ist.

Bedauern muß man aber, daß der Herr Verfasser das bereits im Jahre 1876 erschienene zweibändige Werk von Prof. Dr. Karl E. Meinicke, Die Inseln des Stillen Ozeans, nicht benützt hat. Meinicke hat schon damals mit vieler Sorgfalt die verschiedenen Entdeckungsberichte durchgearbeitet, eine stattliche Reihe von Inselnamen auf Grund eingehender Untersuchungen festgelegt und sich ebenfalls für den Gebrauch der einheimischen Namen entschieden. Meinicke hat auch in seinem Register eine Anzahl von Namen, die in Brighams Index fehlen. Man kann daher das Buch Brighams nur mit Meinickes Werk zusammen benützen, findet aber bei Brigham eine wesentliche Unterstützung in den Karten, die man wirklich als sehr gelungen bezeichnen muß.

Für eine zweite Auflage des Index ist eine sorgfältige Revision der Jahreszahlen unumgänglich notwendig, da sie vielfach unrichtig angesetzt sind. Auch wäre es wünschenswert, außer den Inselnamen auch die Namen der Ortschaften, Berge und Flüsse, soweit sie bekannt sind, in Berücksichtigung zu ziehen. Mit den Inselnamen allein kommt man gerade bei ethnographischen Studien nicht aus. W. Hein.

Berichtigungen

zu Th. Koch: Die Guaikurú-Gruppe.

Seite 13,	Zeile	1	von	oben:	statt »das Guarani-Wort *mbae*«,	lies	»das Guarani-Wort *ay'ba*«.
» 13,	Anm.	2	»	»	»*mabae* = Übel«	»	»*mbae* = (übele) Sache«
» 35,	Zeile	17	»	»	»geger«	»	»gegen«.
» 35,	»	24	»	»	»*Takunbú*«	»	»*Takunbú*«.
» 78,	»	29	»	»	»Suarani«	»	»Guarani«.

Der Bau vorgeschichtlicher Wohnanlagen.

Vortrag in der anthropologischen Sektion der 74. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Karlsbad.

Von **Dr. A. Schliz**, Heilbronn a. N.

(Mit 14 Abbildungen.)

Wenn wir die Frage nach der Herkunft und Rassenabstammung unserer vorgeschichtlichen Bevölkerungen aufwerfen, pflegen wir zunächst die körperlichen Eigenschaften derselben nach den in den Gräbern sich findenden Resten und die Überreste ihrer Kultur nach Waffen, Schmuck und Geräten zu prüfen, um aus dem Vergleich derselben über das ganze vorgeschichtliche Kulturgebiet hinweg unsere Schlüsse auf die Zusammengehörigkeit der verschiedenen Völkerströmungen zu ziehen. Dieses scheinbar so einwandfrei beweisende Material gibt uns jedoch noch so manches Rätsel auf, ich möchte hier nur an die Frage der Schädelbeschaffenheit der Kelten und Altslaven und die weiten Kreise erinnern, welche die Kulturformen der einzelnen Epochen über die Völkergrenzen hinaus gezogen haben.

Hier tritt nun die Untersuchung der Wohnstätten der einzelnen Epochen ein, ihr Bau, ihre Lage und Gruppierung und die daraus hervorgehende Siedelungsform, welche die wertvollsten Aufschlüsse über Volksart und Volksgewohnheit zu geben vermag, und wirklich sind wir auch im stande, die prähistorischen Wohnstätten der einzelnen Epochen ebenso sicher voneinander nach ganz bestimmten Kennzeichen zu unterscheiden, wie wir dies bezüglich der übrigen Kulturüberreste tun.

Wenn ich in den vorgeschichtlich so reich angebauten österreichischen Landen das Wort ergreife, um meine Erfahrungen über vorgeschichtliche Wohnanlage vorzutragen, so geschieht dies natürlich nicht, um Normen für das gesamte Kulturgebiet der einzelnen Epochen aufzustellen, sondern um an einem besonders geeigneten Beispiel ein fortlaufendes Bild prähistorischer Besiedelung von den Uranfängen bis zur Schwelle der geschichtlichen Kenntnis zu entwickeln, welches durch die Gunst der Verhältnisse in dem Gebiet meiner speziellen Untersuchungen, der mittleren Neckargegend, in ungewöhnlicher Klarheit zur Darstellung gebracht werden konnte.

Diese günstigen Umstände, welche hier die Grundlagen einer so reichen menschlichen Besiedelung durch alle Zeiten gaben und die Reste derselben noch in unseren Tagen klar und deutlich erkennen lassen, bestehen neben fruchtbarem, von waldbedeckten Höhen umsäumtem Ackergrund und großem Reichtum an Wasserläufen und Quellen hauptsächlich in der Formation des Löß, welcher durch seine Wanderung die Untergeschosse der Wohnungen mit ihren Kulturresten in verhältnismäßig kurzer Zeit überdeckt und für spätere Forschung aufbewahrt hat. Als Beispiel der Mächtigkeit dieser Lößüberdeckungen möge erwähnt sein, daß hier ein fränkisches Reihengräberfeld 4 *m*, eine römische Straße 3 *m* unter der jetzigen Bodenoberfläche liegt. Auf die Bedeutung dieser Formation für die Wahl der Wohnplätze komme ich bei der neolithischen Besiedelung eingehender zurück.

Eine jede der verschiedenen prähistorischen Epochen zeigt nun in ihren Wohnungsanlagen so grundlegende Verschiedenheiten von denen der anderen Epochen, daß wir

anzunehmen berechtigt sind, daß dieselben bei uns auch wirklich durch verschiedene Völker mit verschiedener Kultur repräsentiert sind. Diese Verschiedenheiten sprechen sich in drei Richtungen deutlich aus: 1. in der Wahl der Wohnplätze, 2. in der Form und Gruppierung der einzelnen Siedelungen, 3. im Bau der einzelnen Häuser und ihrer Zubehörden.

Aus der älteren Steinzeit, der Zeit der Höhlenwohnungen, hat mein Untersuchungsgebiet bis jetzt keine Reste menschlicher Ansiedelung aufweisen können. Seit der diluviale Mensch von Cannstatt seine wissenschaftliche Berechtigung eingebüßt hat, sind wir für unser Gebiet auf die Funde von Dossenheim und Ziegelhausen bei Heidelberg (bearbeitetes Knochenstück und gedengelte Lanzenspitze) angewiesen. O. Schötensack hat jüngst im »Korrespondenzblatt der deutschen anthropologischen Gesellschaft, 1902, Nr. 7« darüber berichtet. Beide Funde stammen aus dem Löß, der erstere aus ungestörter Lage. Wir können annehmen, daß auch unsere Gegend, wie das benachbarte Heidelberg paläolithisch besiedelt war.

Da unsere Triasformation der natürlichen Höhlenbildung ermangelt, so können wir annehmen, daß unser paläolithischer, nach A. Penck[1]) interglazialer, dem Magdalenien gleichzeitiger Mensch sich in den hohen Lößwänden der Flußtalgewände Höhlenwohnungen schuf. Seine Spur dürfte größtenteils durch die jetzt noch übliche Weiterbenützung dieser Höhlen zu Wirtschaftszwecken in späteren Zeiten verwischt worden sein.

Ein um so deutlicheres Bild ausgedehnter Besiedelung bildet die jüngere Steinzeit. Auch hier erscheint noch die menschliche Ansiedelung in engem Zusammenhang mit der Bodenformation. Die Lößlandschaft erscheint bei uns für diese Besiedelungsepoche geradezu als Vorbedingung. Wenn wir die von mir angegebenen Etappen der neolithischen Besiedelung Südwestdeutschlands[2]) mit den Angaben von A. Penck über die Ausbreitung des Löß zwischen alpiner und nordischer Vereisungszone[3]) vergleichen, so sehen wir die Lücken in dem neolithischen Besiedelungszug überall auftreten, wo lößfreie Gebirge nahe an die Wasserstraße herantreten. Zwischen dem Lößgebiet von Nieder- und Oberösterreich mit seinen neolithischen Stationen und dem Regensburger Besiedelungszentrum finden wir die leere Strecke des Passauer Urgebirges, zwischen Ulm und Cannstatt unterbricht der schwäbische Jura, zwischen Heilbronn und Heidelberg das Bergland des Odenwaldes, zwischen den rheinhessischen und belgischen Stationen das rheinische Schiefergebirge, zwischen Sachsen und Böhmen das Erzgebirge, sämtlich Formationen mit keiner oder geringer Lößanlagerung, die neolithischen Ansiedelungen und noch bezeichnender ist, daß das weite, aber lößfreie Talbecken der Nürnberger Gegend vollkommen leer von neolithischen Ansiedelungen ist und die noch in der Würzburger Lößgegend reiche neolithische Mainuferbesiedelung in der lößarmen Bamberger Gegend aufhört. Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir die Entstehung der Ackerbauwerkzeuge sowie der bemerkenswerten Kultur, mit der die neolithische Besiedelung bei uns sofort auftritt, und damit den Ausgangspunkt dieser Völkerströmung in weite Lößgebiete verlegen, in denen der steinfreie Boden die Bearbeitung mit Steinwerkzeugen, insbesondere mit dem als Pflugschar dienenden Schuhleistenkeil zuließ.

Wir haben in dieser Zeit zwei Formen der Besiedelung zu unterscheiden, beides größere und kleinere Dorfanlagen, welche sich zeitlich allerdings nicht decken, sondern

---

[1]) A. Penck, Mensch und Eiszeit. Archiv für Anthropologie. 1884, Bd. XV.
A. Penck, Die Gliederung des alpinen Quartäres und der prähistorische Mensch. Vortrag auf der 74. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte 1902.

[2]) A. Schliz, Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie. 1901, Nr. 10.

[3]) A. Penck, Mensch und Eiszeit, S. 224.

aufeinander folgen, die blühenden friedlichen Dörfer, in der fruchtbaren Ebene auf den alten Hochufern der Flüsse und ihrer seitlichen Wasserläufe in breitem Behagen angelegt, und die enggedrängten befestigten Ansiedelungen auf der Bergeshöhe, wie sie die Grabungen Bonnets[1]) auf dem nahen Michelsberg bei Untergrombach so schön zu Tage gefördert haben, von denen sich jedoch auch am Neckar Spuren finden. Der Scheuerberg bei Neckarsulm und der Königsstuhl bei Heidelberg trug wahrscheinlich eine solche, doch sind die Funde bis jetzt noch nicht ausreichend zur sicheren Bestimmung. Ich stelle diese Form der Siedelung hier voraus, wenn sie auch zeitlich als die spätere anzusehen ist. Ihre als Reihendorf angeordneten, wahrscheinlich viereckigen Hütten waren in Bau und Grundriß so einfach wie ihr beinahe nur aus rohen Gefäßen bestehendes Inventar. Die Wohngruben sind flach, nur 60 *cm* tief eingeschnitten, zeigen ein einfaches Feuerloch in der Mitte, seltener Herdsetzung aus Steinen an der Seitenwand und eine Kulturschicht von nur 10 bis 15 *cm*. Weiter finden sich Vorrats- und Abfallgruben, erstere mit ganzen Gefäßen, letztere meist mit Knochen gefüllt. Die Wände sind aus gespaltenem Stangenholz errichtet, dessen Fugen mit Lehm gedichtet sind. Rundstangen sind selten, ebenso Flechtwerk, meist sind gespaltene Hölzer palissadenartig nebeneinandergestellt wie später bei den bronzezeitlichen Hütten und von beiden Seiten mit einem Bewurfe aus Lehm und Häcksel versehen. Eine weitere Einteilung zeigt das Innere nicht. Zwischen den Wohnstellen liegen die Gräber innerhalb des Burgringes einzeln und gruppenweise.

Es ist wahrscheinlich, daß diese Bergdörfer nur kurze Zeit bestanden oder nur zeitweise bewohnt waren, wie dies auch bezüglich der gleichzeitigen Pfahlbaudörfer des Bodensees nicht unwahrscheinlich ist. Auch hier haben wir nach Leiner[2]) und v. Tröltsch[3]) viereckige kleine Hütten auf dem Pfahlrost in zum Ufer parallelen Reihen in Abständen von 60 bis 80 *cm* angeordnet, die Wände aus »senkrechten Brettern zwischen aufrecht stehenden Stangen« angeordnet, auch aus Flechtwerk, beiderseits mit Lehm verstrichen, der im Innern geglättet war. Doch kennen wir auch solid gebaute, auf dauernde Bewohnung eingerichtete Häuser, auf inselartigen Erhebungen im See mit Packwerkunterlage errichtet. Es sind dies die Wohnstätten im Steinhauser Ried bei Schussenried. Hier zeigt sich der sorgfältige Grundriß, wie wir ihn bei den friedlichen Landansiedelungen eingehender besprechen können, die Einteilung in Küche mit Herdstelle aus Findlingsblöcken und Wohn- und Schlafraum, durch eine Wand mit Türe geschieden. Der Boden bildet eine Plattform aus runden Stangen mit Lehmestrich, die Wände gespaltene Rundhölzer mit Ton gedichtet. Die Größe der zwei nebeneinanderstehenden rechtwinkeligen, durch einen verandaähnlichen Boden aus Rundhölzern verbundenen Häuser beträgt 4·8 : 7·6 und 7·0 : 10 *m*. Hier haben wir auch Nachrichten über das Dach, welches nach v. Tröltsch flach war, der Firstbalken mit Dielen abgedeckt und mit Stroh, Binsen und Baumrinde verkleidet.

Bezeichnend ist für diese Anlage, daß hier statt des rohen Geschirrs der Bodenseepfahlbauten Verzierung der Gefäße in einem aus dem Rössener Typus hervorgegangenen Stil, dem Schussenrieder Typus, sich findet, ein Beweis, daß keramische Kunstübung dauernder friedlicher Siedelungsverhältnisse bedurfte.

Das reichhaltigste Bild der verschiedensten, teils mit großer Sorgfalt ausgestalteten, teils in einfachen Formen aufgeführten Wohn- und Wirtschaftsanlagen bieten die fried-

[1]) A. Bonnet, Die steinzeitliche Ansiedelung auf dem Michelsberg bei Untergrombach. Veröffentlichungen des Karlsruher Altertumsvereines. 1899, Heft 2.

[2]) L. Leiner, Vom Pfahlbautenwesen am Bodensee. Stuttgart 1899, C. Grüninger.

[3]) v. Tröltsch, Die Pfahlbauten des Bodenseegebietes. Stuttgart 1902, F. Enke.

lichen Niederlassungen in der fruchtbaren Ebene. An die Wasserstraße gebunden, liegen sie auf den Hochufern der Flußtäler, welche wohl selbst nur als Weideland verwendet waren. Die Siedelungsform ist die des germanischen Haufendorfs mit gruppenweise stehenden Gehöften, deren einzelne Wohnstellen in ihrer Anlage und Ausstattung auf ähnliche soziale Unterschiede hindeuten, wie sie in unseren jetzigen Gemeindeverhältnissen bestehen.

Ein hervorragender Typus einer solchen Dorfanlage ist das von mir ausgegrabene steinzeitliche Dorf Großgartach[1]). Hier liegt auf einem, den Mittelpunkt der südlichen Dorfhälfte einnehmenden, weite Rundsicht gestattenden Hügel die vornehmste und reichste Anlage des Dorfes, ein großes, aus Wohn- und Wirtschaftsgebäude bestehendes Gehöfte. Das erstere, von 5 : 6 *m* Innenraum mit breitem, durch eine absteigende Rampe nach innen führenden Eingang, teilt sich in einen tiefer liegenden Küchen- oder Wirtschaftsraum und einen erhöhten Schlafraum, welche möglicherweise durch eine Wand getrennt waren. Ersterer ist 1·20, letzterer 80 *cm* in den Boden eingeschnitten. Beide Räume sind mit Lehmbänken ausgestattet, deren scharfe Konturen auf Einfassung mit Verschalungen hindeuten. Die Außenwände, rechtwinkelig gestellt, besitzen größere, durch doppelte Reiswerkwände verbundene Pfosten, deren mit Lehm ausgefüllter Zwischenraum den Wänden eine mauerähnliche Festigkeit verleiht. Die Mehrzahl der einfacheren Wohnhäuser zeigt jedoch nur einfache, wenngleich mit großer Sorgfalt errichtete Wände. Diese Füllungen der Pfostenfache können jedoch nicht eigentlich als Flechtwerk im jetzigen Sinne bezeichnet werden, vielmehr sind Reihen von runden, etwa 6 *cm* starken Jungholzstangen senkrecht dicht nebeneinandergestellt, welche auf einer Seite durch horizontale Lagen dünner, etwa 2 *cm* starker Ruten zu einer Wand verbunden sind. Diese Ruten waren wohl in bestimmten Abständen durch besondere Bänder mit den Stangen verbunden. Alle Zwischenräume der Stangen und Ruten sind dicht mit Lehm ausgestrichen und auf beiden Seiten der so entstandenen Wand ein starker Bewurf von Lehm und Getreidespelzen aufgetragen. Dieser Bewurf ist außen rauh, innen mit einem Glattstrich aus Kalkmörtel versehen und mit Wasserfarbe freundlich hell gestrichen. In einer Wohnung war die Innenwand vor dem Auftragen des hellen Verputzes mit schwarzem Seeschlamm glatt abgescheibt. Dieser Verputz trug in dem Wohnzimmer der eingangs angeführten hervorragendsten Anlage eine Wandmalerei in Wasserfarben in Form einer in gelben, roten und weißen Streifen ausgeführten Zickzackverzierung. Die Bänke des Wohnzimmers müssen wir uns mit Fellen bedeckt denken, so daß das Innere einen recht freundlichen und wohnlichen Eindruck geboten haben mag.

Die Mitte des Küchenraumes nimmt die geräumige, 1 *m* tiefe Herdgrube, neben einer Lehmbank angelegt, ein. Dieselbe ist mit großen Steinen, meist zersprungenen Mahlsteinen, ausgelegt. In einer solchen fand sich noch in der Tiefe ein ganzer Rinderkopf. In diesen Gruben wurden also große Stücke der Schlachttiere in ihrer Fellumhüllung mit glühenden Steinen und Asche bedeckt, in ihrem Safte gebraten, alles übrige wurde in großen Töpfen gekocht, von denen eine Menge Überreste vorhanden sind.

In der Nähe des Einganges liegt an einer Innenwand die Abfallgrube, welche, der täglichen Hüttenreinigung dienend, wohl in bestimmten Pausen geleert wurde. Eigentliche Kelleranlagen haben sich nicht gefunden, wohl aber ein großes Tonfaß, eine achthenkelige,

---

[1]) A. Schliz, Das steinzeitliche Dorf Großgartach, seine Kultur und die spätere vorgeschichtliche Besiedelung der Gegend. Mit einer Karte, zwölf Tafeln und 24 Textabbildungen. Stuttgart 1901, F. Enke. Die dem Folgenden beigegebenen Grundrisse und Abbildungen enthalten die Ergebnisse von Ausgrabungen der letzten $1\frac{1}{2}$ Jahre, beinahe durchweg unpubliziertes, im vorstehenden Werke, zu dessen Ergänzung sie bestimmt sind, nicht enthaltenes Material.

in den Boden eingegrabene Amphora von 65 *cm* Höhe (Abb. 101). Wie genau bei der Anfertigung dieser Gefäße bestimmte Proportionen eingehalten wurden, geht daraus hervor, daß bei dieser Amphora, auf der Fläche gemessen, der Abstand vom Rande zur Halsbiegung 7 *cm*, von da bis zum Beginne des ersten Henkelkranzes 14 *cm*, von da bis zum Beginne des zweiten 21 *cm*, von da bis zum Boden 28 *cm* beträgt. Die besterhaltenen Gefäße und Geräte finden sich längs der Wände und in der oberen, durch Einstürzen derselben entstandenen Schicht, sie waren offenbar auf Wandregalen, vielleicht auf ausgespannten Netzen aufbewahrt oder an den Dachsparren aufgehängt.

Das zu dem hervorragenden Gehöfte gehörige Wirtschaftsgebäude von 6 : 9 *m* Innenraum zeigt keinerlei Grundrißeinteilung. Der tiefschwarze, speckige, scherbenarme Boden deutet auf Benützung als Stallung. Die Außenwände sind durch eine Reihe vorspringender Pfeiler verstärkt, so daß mit großer Wahrscheinlichkeit ein zweites Stockwerk, als Heuboden oder Wachtturm dienend, angenommen werden kann.

Diese Form des Grundrisses und der Bauart bleibt nun die vorbildliche für sämtliche Wohnstätten, wenn auch in der Lage des Schlafraumes, der Eingänge, der Bänke und in der Innenausstattung immer wieder Variationen auftreten. Zwischen den Wohnstätten liegen aber immer wieder die großen, länglichviereckigen Ställe und Scheunen, welche keine Einteilung, dagegen oft eine Feuerstelle enthalten. Sie stehen derart in der Nähe der Wohnungen, daß die einzelstehenden Gebäude zusammen eine Gruppe bilden, welche in einer Einzäunung lag, denn oft ist in den Zwischenräumen der Gebäude der Boden in größerer Ausdehnung und etwa 10—15 *cm* tief schwarz durchsetzt und mit einzelnen aufgeweichten Scherben überstreut. In den Außenteilen des Dorfetters finden sich außerdem noch ungewöhnlich große Stellen mit tiefschwarzem, speckigem Boden und sehr geringem Inhalte an meist sehr zerstörten Kulturresten. Es sind dies Viehhürden oder Pförche gewesen, in welche das Vieh wahrscheinlich Nachts zusammengetrieben wurde.

Abb. 101.

Ich gebe hier vier besonders charakteristische Grundrisse in Abb. 102.

N I zeigt den Grundriß einer Wohnung zu der Gruppe an dem Massenbacher Hohlweg gehörig. [1]) Die Wohnstelle lag dicht neben der S. 14 abgebildeten Anlage und mißt 7 : 7 *m*.

Der Grundriß hat viel Ähnlichkeit mit dem vornehmen Haus auf dem benachbarten Stumpfwörschig, S. 9. Wir sehen hier den Eingang, mit absteigender Rampe in den Küchenraum führend, die große Herdgrube in der Ecke, eine dem Wohn- und Küchenraume gemeinsame breite Lehmbank und einen geräumigen Schlafraum von 3 : 5, 30 *m*. Hier ist mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß der Schlafraum durch eine Wand vom Küchenraume abgesondert war. Für diesen und alle anderen prähistorischen Grundrisse ist zu bemerken, daß alles Holz im Löß spurlos aufgezehrt wird und seine frühere Anwesenheit sich nur durch erhaltene scharfe Konturen der bekleideten Erdteile und Lücken in denselben verrät. Der Eingang zu dieser Wohnung fand vom Hofraume aus statt, welcher mehrere Meter weit sich vor der Südseite des quadratischen Gebäudes hinaus nachweisen ließ.

Die Inventarreste zeigten in überwiegender Weise die stich- und strichverzierte Keramik mit geringer Beimischung lincarverzierter Scherben, Anzeichen für den Reichtum

[1]) A. Schliz, Das steinzeitliche Dorf etc., S. 14.

des Besitzers, zu dessen Besitztum auch das Wohngebäude (S. 14) und eine 4 *m* nördlich gelegene Stallung gehörte.

N II ist erheblich kleiner. Die Wohnstätte lag auf dem Wasen, von dem sich in meinem Buche schon der Grundriß (S. 11) findet. Der Eingang lag in der Mitte der Schmalseite und führte ziemlich steil abwärts in den Küchenraum. Rechts und links von

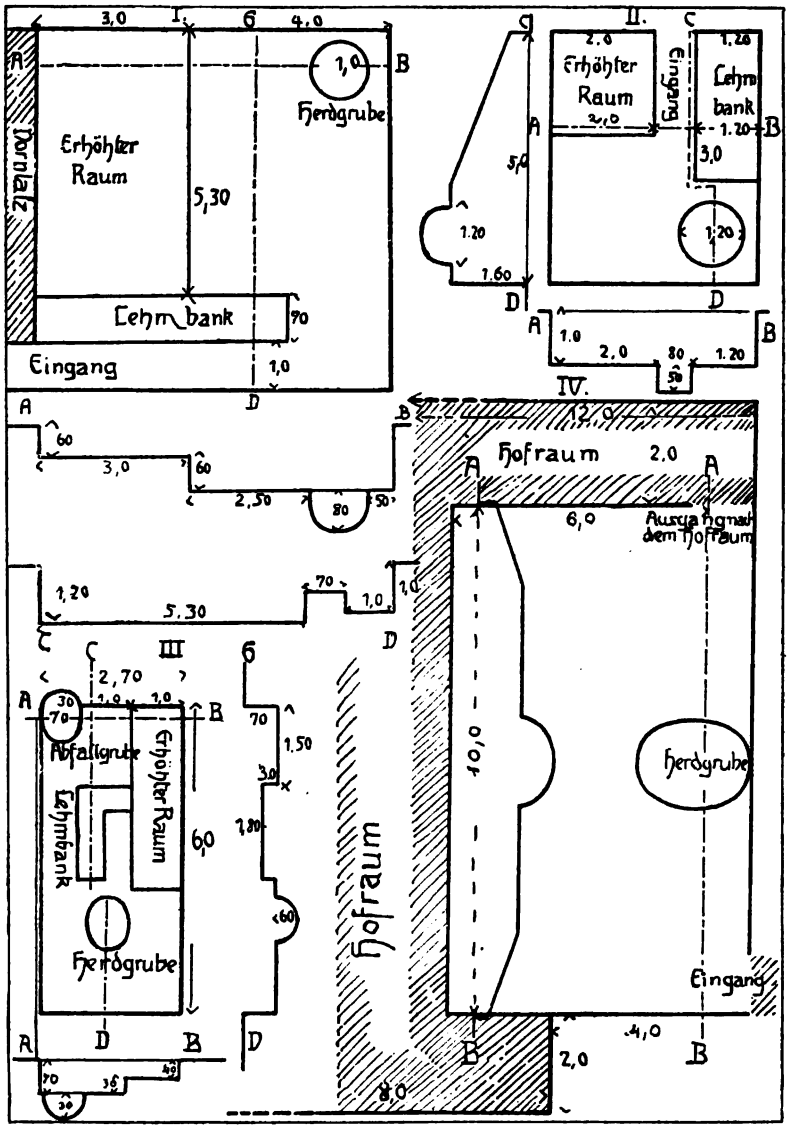


Abb. 102.

der Eingangsrampe waren zwei erhöhte Schlafstellen, die eine für zwei, die andere für eine Person, angebracht. Das dazu gehörige Stallgebäude lag vor dem Wohnhaus seitlich nach Süden.

N III ist eine auf der Ostseite des Großgartacher Seeufers ziemlich isoliert an der Peripherie des Dorfes auf dem »Hipperich« gelegene Wohnung. Diese Wohnung, 6·0 : 2·70 *m* groß, ist dadurch von Interesse, daß sie offenbar die Behausung eines Junggesellen war. Es finden sich sämtliche Bestandteile des neolithischen Wohnungsgrundrisses in auf eine

einzelne Person berechneten Verhältnissen. Auch die Abfallgrube fehlt hier nicht, und wenige Meter entfernt lag das dazugehörige Wirtschaftsgebäude als flache, rechteckige Mulde mit spärlichen Kulturüberresten. Das Inventar an Gefäßen bestand beinahe nur aus Gebrauchsgeschirr, unter den wenigen verzierten Stücken aber waren die größte Zahl der stich- und linearverzierten Typen vertreten, insbesondere die schweren, plastisch herausgearbeiteten Spiralen der östlichen Bandkeramik, und reichlich in Streifen bemalte Scherben. Stück 2 der Abb. 103 zeigt eine unserer Bandkeramik ungewohnte Umlegung des Randes. Sie findet sich erst auf dem Michelsberg typisch wieder.

N IV zeigt die Anlage eines Hofes der weilerartigen Niederlassung Frankenbach. Ein als Gruppe für sich auf einer Anhöhe gelegener Teil derselben bestand aus zwei Gehöften, beide mit weiträumigen, als Viehhürden dienenden, direkt an die Gebäude anschließenden Hofanlagen versehen. Das Gehöft unserer Abbildung besaß einen Hofraum von 14 *m* Länge und 12 *m* Breite, welcher die Wohnanlage auf zwei Seiten ganz, auf der dritten zum Teil umschließt. Der Grundriß zeigt die Anlage der Wirtschaftsgebäude. Das 5 : 7 *m* große Wohnhaus lag in einiger Entfernung und ergab die von mir im »Korrespondenzblatt der deutschen anthropologischen Gesellschaft, 1902, Nr. 6, 7« veröffentlichten schönen Hinkelsteingefäße. Von Interesse ist die Anlage der Zugänge zu dem muldenartig angelegten Innern von der Hofseite und Außenseite.

Abb. 103.

Der Mannigfaltigkeit dieser Grundrisse entspricht nun der Inhalt an Kulturüberresten, insbesondere die Keramik. Es ist charakteristisch, wie vom Mittelpunkte des Dorfes nach den Außenteilen Bau und Ausstattung, ebenso aber das Inventar an keramischen Typen immer einfacher werden.

Abb. 104.

Während in den reichen Wohnstätten der Dorfmitte die schönen, sorgfältig gearbeiteten, schwarz polierten und weiß eingelegten Gefäße der Stich- und Strichreihengruppen wie die zu unserem Grundriß I gehörigen Typen der Abb. 104[1]) weit überwiegen, werden sie in den einfacheren Wohnstätten der Außenteile durch die leicht hingeworfenen Winkel- und Bogenzeichnungen der Linearkeramik ersetzt, und in den einfachsten Wohnungen finden sich oft beinahe nur unverzierte Gefäße, die aber dann reichlich mit Wasserfarben in Rot, Gelb, Weiß und Schwarz angestrichen oder in linearen Streifenmustern bemalt sind. Immer aber finden sich neben den als Hausindustrie der einzelnen Hütte anzusprechenden Formen Stücke der anderen Gruppen, ein Beweis für die Einheitlichkeit der bandkeramischen Kunstübung.

Die weite Verbreitung bestimmter, künstlerisch ausgeführter Modelle und die handwerksmäßige Wiederholung der naiven Zeichnungen der Linearverzierung über das ganze

[1]) Bemerkenswert für die von mir im »Korrespondenzblatt der deutschen anthropologischen Gesellschaft, 1902, Nr. 6« ausgeführte Chronologie ist, daß hier schon der vom Michelsberg und den Pfahlbauten bekannte Spitzbecher mit um den Boden gelegtem Wulst — hier noch mit Doppelstichen dekoriert — auftritt.

bandkeramische Gebiet hinweg legte die Annahme besonderer Töpferwerkstätten, von denen aus die Verbreitung der einzelnen Typen verzierter Gefäße über größere Gebiete sich vollzog und welche der Hausindustrie als Unterlage dienten, nahe. Das letzte Jahr hat nun die wirkliche Auffindung solcher Werkstätten gebracht. Dr. Karl Pfaff in Heidelberg hat auf dem alten Hochufer des Neckars eine Wohnstätte ausgegraben, welche neben einer handvoll linear verzierter Scherben eine solche Fülle von Gefäßstücken eines bestimmten Typus, der bisher als »Niersteiner« bezeichnet wurde, enthielt, daß daraus 25 ganze Gefäße teils hergestellt werden konnten, teils noch in Arbeit sind. Die Ausbeute dieser Wohnstätte in der Heidelberger Sammlung sieht jetzt noch einem Töpferladen gleich und konnte unmöglich dem Gebrauch dieser einen Hütte dienen. Auf meinem eigenen Fundgebiete fand sich ebenso auf dem »Kappmannsgrund« eine kleine, 5·5 *m* große Wohnstätte ohne jede Grundrißeinteilung, in welcher sich beinahe nur verzierte Scherben der linearverzierten Gruppe vorfanden. Es ließen sich daraus sechs der in Abb. 105 dargestellten, linearverzierten Gefäße ohne große Mühe ergänzen.

Wer die Verhältnisse der Ausbeute an ganz wieder herzustellenden keramischen Stücken bei der prähistorischen Wohnstättenforschung kennt, wird einen solchen Überschuß

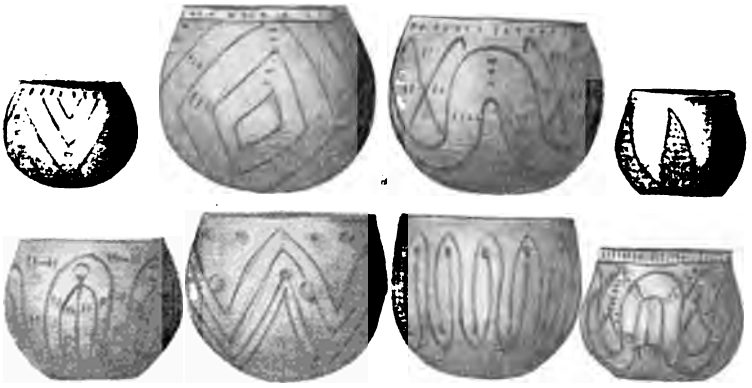


Abb. 105.

an kunstmäßig hergestellter Keramik in Einzelhütten nicht für Zufall halten. Die hier nach bestimmten Traditionen oder in bestimmter lokaler Geschmacksrichtung hergestellten Stücke dienten dann auch der Hausindustrie der einzelnen Siedelungsgruppen zur Grundlage.

Die Gräber dieser Ackerbaudörfer und Weiler lagen nicht zerstreut, sondern als besondere Reihengrabfelder außerhalb des Dorfetters, meist in der Nähe der Flußufer, und zwar besaß jede Niederlassung ihr eigenes Grabfeld. Die Ausbeute derselben ergibt, daß als ehrende Grabbeigabe neben den Gebrauchsgefäßen für Speise und Trank immer nur bestimmte Typen des verzierten Hausinventars beigegeben wurden, welche allein als dem traditionellen Grabgebrauch entsprechend galten, eine funeräre Gepflogenheit, die uns von der Schnurkeramik und den Glockenbechern her ja bekannt ist, und daß der Charakter dieser Stücke je nach dem Hochstand der künstlerischen Betätigung der einzelnen Niederlassung wechselt.

Diese Reihengräber, auch das von Heilbronn selbst, ergeben daher immer nur einen Typus der Bandkeramik, und wir werden nicht fehlgehen, wenn wir annehmen, daß der jeweilige Typus des einzelnen Grabfeldes auch dem Höhepunkt der keramischen Kunstübung der zugehörigen Niederlassung entsprach.[1])

[1]) Die Interpretation der Funde vom mittleren Neckar und anderen Fundstellen im Sinne einer einheitlichen bandkeramischen Kunst hat den sehr erregten Widerspruch C. Köhls (Korrespondenzblatt der

Von diesen steinzeitlichen Wohnanlagen unterscheiden sich nun die der Bronzezeit und Hallstattzeit, welche bei uns nicht scharf zu trennen sind, sondern ineinander übergehen, nach allen drei eingangs erwähnten Gesichtspunkten: die Wahl der Wohnplätze geschieht jetzt vollkommen unabhängig vom Wasserwege. Es sind einesteils die Höhen der Keuperberge, andernteils lange, jetzt noch als Rennwege kenntliche Straßen-

deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Nr. 8) hervorgerufen. Eigentümlicherweise urteilt derselbe über die von mir angeführten Tatsachen, ohne dieselben, namentlich das große Großgartacher Material, aus eigener Anschauung zu kennen. Lediglich vom Standpunkt seiner Wormser Funde ausgehend, bezeichnet er alle seiner »Phasen«theorie widersprechenden Funde kurzweg als »Zufälligkeit«. Wenn er sich die Mühe genommen hätte, dieses Material bei einer Runde durch die Sammlungen des bandkeramischen Gebietes selbst kennen zu lernen, so hätte er ein Bild unserer neolithischen Kultur und der Wechselbeziehung der einzelnen Formenkreise innerhalb derselben erhalten müssen, wie es sich etwa in folgender Skizze darstellt: Die Grundlagen der gesamten bandkeramischen Kunst sind Formen, Ornamente und Technik, welche ich als linearkeramische bezeichnet habe und welche nicht nur Spiralen und Mäander in runder und gebrochener Form, sondern in gleicher Weise Zickzackbänder und -linien enthalten. Gefäße dieser Verzierungsart kommen in ganz gleichem Material, gleicher Form und Ornamentierung bis in die Außengebiete vor, ob sie in Tourine und la Hesbaye (Belgien), in Količin in Mähren oder am Harz sich finden. Ihre Verzierungen sind nach überall verbreiteten Mustern manchmal sorgfältiger, meist aber recht nachlässig mit einfachem Griffelzug eingegraben. In ihrer Gesellschaft finden sich jedoch bereits die Grundformen des Hinkelsteintypus. Die leitende Form ist hier das birnförmige Gefäß vom Monsheimer Grabfeld (Lindenschmitt, Die Altertümer etc. Heft 8, Taf. I, Fig. 10) und eine gleicherweise dekorierte Schale. Diese ursprüngliche Form ist in Stichreihen ausgeführt und noch nicht mit weißer Füllung ausgestattet. Ihre aus parallelen Stichreihen hergestellten Zickzackbänder kommen in ganz gleicher Weise in Niederösterreich, Mähren, Böhmen, wie in Regensburg, Sachsen und Thüringen, als Ornament noch in Butmir (Bd. II, Taf. XI, Fig. 7) vor und gehören mit zum ursprünglichen Inventar der bandkeramischen Kunst. Aber schon bei einem Gefäße von Cassabra (Königreich Sachsen) gruppieren sich die Stichreihen zu den bei den rheinischen Gefäßen so häufigen Rhomben. Auf dieser Grundlage hat sich eine neue künstlerische Dekorationsweise entwickelt, deren verschiedene Typen sich um einzelne Zentren gruppieren und zu deren Entstehung höchstwahrscheinlich die schnurkeramische Sepulkralkunst den Anstoß gab. Diese in Mitteldeutschland altheimische Verzierungsform bestimmter Grabgefäße fand die bandkeramische Kultur bei ihrem Vordringen nach Norden bereits vor, sie ist dort neben derselben als Grabgebrauch für Einzelgräber hergegangen und hat wie nach Schlesien, Galizien und Rußland, so nach Süd- und Westdeutschland und ebenso nach Böhmen streifenförmige Ausläufer entsandt, deren zeitliche Stellung nicht überall die gleiche zu sein braucht. In Böhmen z. B. ist sie ganz an den Schluß der neolithischen Zeit zu setzen, für uns ist ihr Auftreten noch neben der Linearkeramik einhergegangen, welche von ihr Muster entlehnt hat. Die Bandkeramik hat nun von ihr eine Reihe von Motiven in sich aufgenommen, in erster Linie das Prinzip der Zweifarbigkeit, die weiße Füllung der Eindrücke und die besondere Färbung des Grundes, von dem sich diese abheben sollen, in zweiter aber auch bestimmte Ornamente, von welchen jeder der Typen der Stich- und Strichreihengruppen einzelne mit besonderer Vorliebe ausgebildet hat, so der Hinkelsteintypus das schraffierte Dreieck, der Niersteiner die herabhängenden Fransen, der Großgartacher die Horizontalbänder um Hals und Schulter, der Rössener das ausgesparte Zickzackband. Ihr Eindringen und damit wohl auch das Auftreten der schnurkeramischen Einzelgräber ist daher bei uns vor die Ausbildung des Hinkelsteintypus zu setzen. Es beginnt nun die Blüte der bandkeramischen Kunsttöpferei mit ihren verschiedenen lokalen Typen, von denen jeder sein besonderes Zentrum hat. Am Rhein werden die Stichreihen zu Strichen ausgezogen und geometrische Figuren in den Mittelpunkt des Musters gestellt. Der Niersteiner Typus muß seit der Entdeckung der Heidelberger Kunstwerkstatt vom Rössener abgetrennt und sein Zentrum nach Heidelberg verlegt werden. Er zeigt in hoher Ausbildung die Zickzackbänder, deren Zwickelfelder ganz mit weißer Masse überzogen sind. Der Großgartacher Typus reicht bis Straßburg, Regensburg und Friedberg in Hessen, in Straßburg (Erstein) hat eine lokale Ausbildung in Form von schraffierten um die Bauchkante gelegten Wülsten stattgefunden und die Ausbreitung des Rössener Typus, welcher am intensivsten die schnurkeramische Einwirkung zeigt, geht von Merseburg bis zu uns. In den Grenzgebieten überschneiden sich die Verbreitungsbezirke der einzelnen Typen und Einzelstücke gelangen recht weit, denn der Handel war, wie aus Spondylus und Marmor hervorgeht, ein recht reger. In den unteren Donauländern ist die spätere Weiterentwicklung der Bandkeramik andere Wege gegangen. Es ist bezeichnend, daß hier, wohin der schnurkeramische oder sagen wir mit P. Reinecke der alteuropäische Einfluß nicht gedrungen ist, die Gruppen der weißgefüllten Stich- und Strichreihenverzierung fehlen. Dafür erscheint das Streben nach plastischer Ausbildung, besonders der Spirale und die farbige Bemalung. Der Einfluß dieser

züge, welche die leitenden Gesichtspunkte für die Anlage von Wohnplätzen bieten. Bei uns gehen diese in der Römerzeit später wieder benützten Handelswege von den Salzquellen unserer Gegend aus, an deren Ursprung, wie aus dort entdeckten Reihengräberfeldern hervorgeht, auch größere gedrängte Niederlassungen bestanden. Das gesamte Bild der Besiedelung ist jetzt vollkommen verändert, die Stätten der friedlichen steinzeitlichen Ackerbaudörfer sind verlassen und wehrhafte, viehzucht- und handeltreibende Stämme mit beschränktem, in den Hochäckern sich aussprechendem Ackerbau besetzen die Höhen mit befestigten Anlagen und weiden ihre Herden in den fruchtbaren Talgründen. Demgemäß scheiden sich die Reste der Wohnanlagen dieser Zeit in Erdbauten, auf der Bergeshöhe in der Nähe der mächtigen Ringwälle gelegen, und Gruppen friedlicher, im fruchtbaren Hügelgelände zu zwei und drei längs der vorhin erwähnten Straßenzüge in ziemlich gleichmäßigen Etappen erbauter Hütten.

Zu eigentlichen Wohnzwecken dienten von den Erdanlagen auf der Höhe wohl nur die Podien, wenn auch hier der Wald die Spuren mancher flachen Anlagen verbergen mag. Für diese zunächst nur den Unterbau für die Wohnstätten bildenden Planierungen gilt auch in unserem Gebiete die Beschreibung von Konrad Miller[1]): »Was

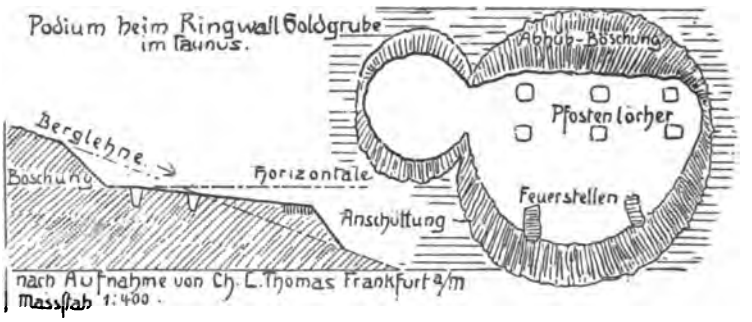


Abb. 106.

diese Wälder auszeichnet, ist nicht nur die Zahl, sondern noch mehr die Zusammengehörigkeit der Denkmäler, die Gruppenbilder, welche man in denselben antrifft: Grabhügel, Trichter, Wohnstätten, Hochäcker und Ringburgen, alles in augenfälligster Beziehung zueinander. Als Wohnstätten bezeichnen wir elliptische oder hufeisenförmige Einbuchtungen von 20 bis 40 *m* Durchmesser inmitten der Hochäckergebiete und in unmittelbarer Nähe der Grabhügel liegend. Dieselben findet man besonders an sanften Abhängen auf der unteren Seite offen, auf der oberen 2 bis 4 *m* tief eingeschnitten, innen eben. Die Erhaltung ist so klar, daß wir elf dieser vermutlich altgermanischen Höfe und Wohnstätten in die Karte einmessen konnten. Wir finden diese Wohnstätten inmitten der an dieser Stelle unterbrochenen Hochäcker liegend, so daß ihre Zusammengehörigkeit nicht bezweifelt werden kann.« Die Grabhügel enthalten teils Erdbestattungen aus der

Richtung erstreckt sich von Butmir und Lengyel über Niederösterreich und Mähren bis Böhmen. Das leitende Gefäß ist der bombenförmige Kugeltopf mit starken stumpfen Warzen, dem in Butmir und Lengyel noch ein hohler Fuß angefügt ist und welcher bis Nordböhmen vordringt, in Mitteldeutschland sich jedoch nicht mehr findet, wie ja auch sonst Böhmen, Mähren und Niederösterreich ein zusammengehendes bandkeramisches Gebiet bildet. Für die Gefäßbemalung ist Lengyel als Ausgangspunkt anzunehmen, sie erstreckt sich jedoch, wie neue Funde zeigen, bis Großgartach. Dieser Entwicklungsgang der bandkeramischen Kunst ist natürlich ein von den einfachsten Formen zu den reich ausgebildeten fortschreitender gewesen, er umfaßt sicher einen erheblichen Zeitraum, daß dieselbe aber eine einheitliche ist, geht aus den Funden reicher Dörfer wie Großgartach hervor, wo sich nahezu sämtliche bandkeramischen Typen vereinigt vorfinden.

[1]) Beschreibung des württembergischen Oberamts Ehingen a. D. 1893. Abschnitt Altertümer.

Bronzezeit, teils sind sie Brandhügel und Krematorien aus der Hallstattzeit, was für die chronologische Zuweisung all dieser Anlagen bei uns bestimmend ist.[1]) Für den Rhein hat W. Soldan eine geschlossene, befestigte, aus einer großen Anzahl solcher Plattformen bestehende Anlage eingehend beschrieben.[2]) Im Taunus und Spessart sind dieselben durch Ch. L. Thomas untersucht[3]), wo diese Anlagen zur Latènezeit weiter, oder mit Vorliebe benutzt wurden. Von den Wohnstätten, welche sie trugen, sind durchwegs nur die Herdstellen und Pfostenlöcher übrig geblieben. Da die Planierungen meines speziellen Untersuchungsgebietes kein charakteristisches Bild ergaben, so gebe ich hier Grundriß und Schnitt eines Podiums aus dem Taunus, welche ich der Güte des Herrn Ch. L. Thomas verdanke.

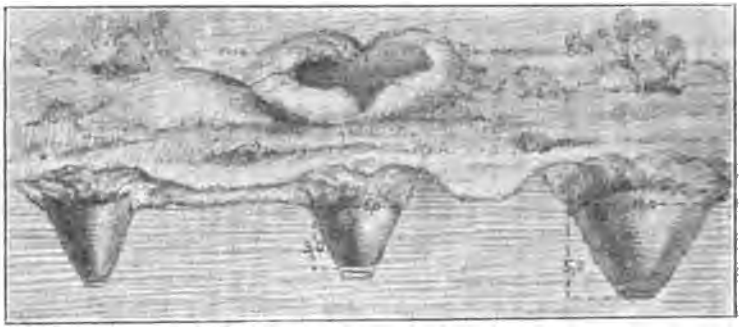


Abb. 107. Trichtergruben beim Ringwall im Zimmerwald, Großgartach.

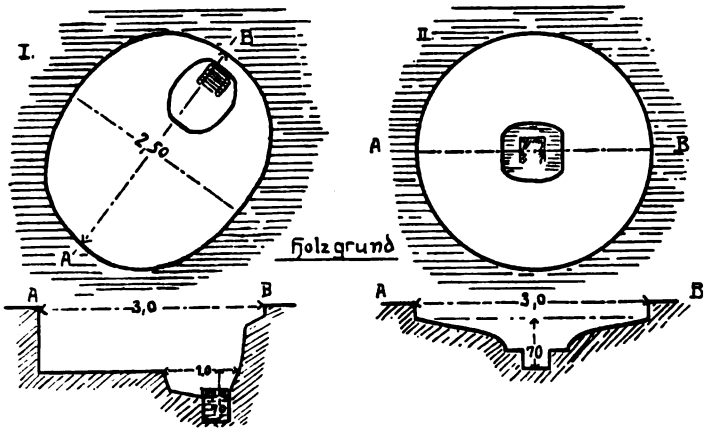


Abb. 108.

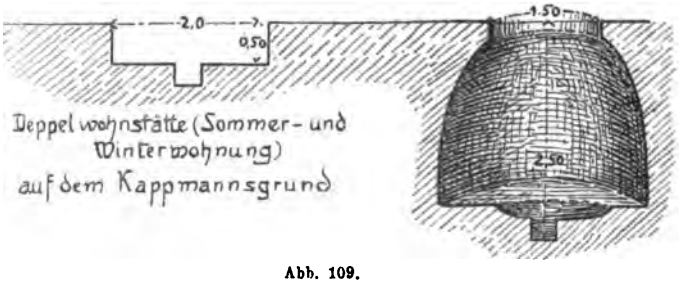


Abb. 109.

Der Größe dieser künstlichen Abflachungen nach diente jede der Aufnahme einer größeren Anzahl von Gebäuden, etwa der Hofraite je einer Sippe. In der Gesellschaft der Ringwälle und Podien finden sich weiter mächtige, mit großer Sorgfalt nach einem bestimmten Schema hergerichtete, in den Boden eingetiefte Erdanlagen, die Trichtergruben. Diese trichterförmig

[1]) A. Schliz, Der Entwickelungsgang der Erd- und Feuerbestattung in der Bronze- und Hallstattzeit in der Heilbronner Gegend. Heft 4 des historischen Vereines Heilbronn, 1900.

[2]) W. Soldan, Niederlassung aus der Hallstattzeit bei Neuhäusel im Westerwald. Annalen des Vereines für Nassauische Altertumskunde. 1901.

[3]) Ch. L. Thomas, Ringwall- und andere urzeitliche Wohnstellen. Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift für G. und K. 1902, S. 39. Nach einer persönlichen Mitteilung von Herrn Thomas wurden diese für die Hallstattzeit nachgewiesenen Planierungen nicht nur in der Latènezeit und bis zur zweiten Hälfte des III. Jahrhunderts n. Chr. benützt, sondern es wurden solche noch in späterer Zeit bei Bieber im Spessart bei den der Holzkohlengewinnung dienenden »Kohlplatten« zur Aufnahme von Wohnungen hergerichtet.

in den Boden eingegrabenen Höhlungen haben oben einen Durchmesser von 6—10 *m*, eine Tiefe von 3—5 *m* und zeigen bei einem oben kreisrunden Grundriß ein gleichmäßiges Konvergieren der Wände, so daß der Boden wenig über einen Meter im Durchmesser mißt. Sie sind oben von einem Erdwall umgeben, durch den zwei bis drei Eingänge führen. Häufig sind auch die Eingänge zweier Gruben durch einen langen Graben verbunden. Das Dach saß diesen Erdwohnungen wohl direkt auf dem Wall ohne eigentlichen Wandunterbau auf. Der Boden ist mit dichten, dünnen Lagen von Asche und Kohle bedeckt, welche mit ebensolchen Erdlagen wechseln, so daß sichtlich die Gruben nur zeitweilig Wohnzwecken dienten. Ebenso charakteristisch ist für all diese Anlagen, Ringwälle, Podien und Trichtergruben die große Armut an Wohnüberresten. All diese Berganlagen wurden bei uns wahrscheinlich nur zu zeitweisem Aufenthalt in kriegerischen Zeiten, als Notwohnungen, Vorratshäuser und Fliehburgen, in denen zugleich das Vieh Platz fand, erbaut. Der Inhalt der sie begleitenden Grabhügel gibt uns zugleich ein Bild der Verbreitung des speziellen bronzezeitlichen Stammes, der unsere Gegend in Besitz hatte. Die für seine Kultur bezeichnenden Grabbeigaben sind der Absatzkelt und die Radnadel. Wenn wir aus dem von O. Tischler [1]) als zusammengehörig angegebenen bronzezeitlichen Kulturkreis (Süddeutschland, Hessen und Böhmen, denen sich Elsaß, Franche-Comté und Burgund bis zur Saône angliedern) die Länder, denen die oben erwähnten Formen eigentümlich sind, herausgreifen, so bekommen wir ein Stammesgebiet mit dem Mittelpunkt im östlichen und nördlichen Württemberg (Albuch, Hundersingen, Haid, Gerabronn, Eningen, Erpfingen), das sich von Oberhessen über Unter- und Mittelfranken bis Oberbayern erstreckt. [2]) Hierzu kommt noch nach Schumacher die Rheinpfalz, die badische Rheinebene bis Huttenheim, und als weiteres Verbreiterungsgebiet gehen diese Formen längs der Bernsteinhandelsstraße das Maintal aufwärts, über Wetterau- und Wesergebiet bis an die Elbemündung und cimbrische Halbinsel. Das engere Stammesgebiet stand gerade durch das Neckartal unter sich und mit dem großen Kulturgebiete des Ostens und Südwestens in enger Verbindung und regem Handelsaustausch [3]), ein Weg, der schon zur Steinzeit der bandkeramischen Kultur bei ihrem Vordringen von den Donauländern her gedient hatte. [4])

Umso reichlichere Reste dauernder Bewohnung zeigen dagegen die längs der erwähnten Straßenzüge in den ausgedehnten Acker- und Weidegründen des fruchtbaren Hügellandes gelegenen Gruppen friedlicher Wohnanlagen, wenn sie auch erheblich einfachere Anlage zeigen als die Häuser der steinzeitlichen Dörfer. Sie sind beinahe durchweg rund, nur ein an der Teilungsstelle der Straßen nach dem Heuchel- und Stromberggebiet einerseits und den neckarabwärts gelegenen Gebieten anderseits gelegenes, auch sonst durch reich verziertes Inventar ausgezeichnetes Wohnhaus zeigt länglich viereckigen Grundriß. Die übrigen Wohnstätten zeigen den Charakter wohnlicher, aber einfach gebauter Hütten von rundem oder länglichrundem Grundriß. Hier fällt gleich bei dem reichen Inhalt der Gruben an Scherben, Knochen und anderen Wohnüberresten der geringe Rückstand an Hüttenbewurf auf, der statt der runden Stangen- und Ruteneindrücke der steinzeitlichen Wohnungen die Abdrücke flach gespaltener

[1]) O. Tischler, Studien in rheinischen Museen und Frankreich. Sitzungsberichte der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft. Königsberg 1884.

[2]) A. Schliz, Der Entwickelungsgang der Erd- und Feuerbestattung. L. c. S. 10.

[3]) K. Schumacher, Die Handels- und Kulturbeziehungen Südwestdeutschlands in der vorrömischen Metallzeit. N. Heidelberger Jahrbuch. 1899, IX, Heft 2.

[4]) A. Schliz, Über neolithische Besiedelung in Südwestdeutschland. Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie. 1901, Nr. 10.

Hölzer und der zwischen ihnen gelassenen Fugen zeigt. Die Hütten waren in der Hauptsache aus Holz, die Wände aus senkrecht gestellten gespaltenen Hölzern errichtet, deren Fugen mit Lehm gedichtet waren. Das Hütteninnere zeigte einen zusammenhängenden glatten Lehmverputz. Pfostenlöcher konnten keine nachgewiesen werden. Die Enden der Wandpfähle waren unten wahrscheinlich in den Boden eingegraben und standen oben am Dache, welches wir uns als kegelförmiges, mit Stroh, Binsen oder Rinde gedecktes Dach denken müssen, durch gebogene Riegel im Verband. Dieser gesamte Oberbau ist, wie alles Holzwerk, spurlos verschwunden. Das Innere ist eine flach in den Boden eingeschnittene Mulde von 70—80 *cm* Tiefe. Den Mittelpunkt der Anlage bildet immer der Herd, der inmitten einer flach in den Boden eingeschnittenen Grube sorgfältig aufgebaut ist. Er besteht aus einem Feuerloch mit Einfassungswänden aus backsteinartigen, flachen Platten gebrannten Lehms, welche außen manchmal eine dünne Verkleidung mit weißem, feingeglätteten Stuck und strichverzierte Zierleisten zeigen.

Inmitten eines solchen Herdes lag einmal ein Stück eines sogenannten »Mondbilds«, wie sie von Lengyel her bekannt sind, hier aber sichtlich als Feuerbock dienten. Ein Zugloch mit Mündung nach außen, wie sie Soldan bei Neuhäusel gefunden hat, habe ich nirgends nachweisen können. Das Innere zeigt sonst keinerlei weitere Einteilung, die

Abb. 110.

Einrichtung war wohl schon freistehend aus Holz gezimmert. Neben diesen leichtgebauten Hütten finden sich jedoch noch Erdwohnungen in Bienenkorbform in den Boden eingeschnitten, wie sie von Lengyel her in hervorragender Weise bekannt sind. Eine solche Höhlenwohnung fand sich dicht neben einer kleinen Rundhütte auf dem Kappmannsgrund bei Großgartach. Sie zeigte ein Einsteigloch von 1·50 *m* Durchmesser, eine Tiefe von 2·50 *m* und gewölbeartig nach oben sich zusammenschließende Wände. Der flache Boden trug die Herdstelle und reichen Inhalt an Kulturüberresten. Wir haben hier die von Tacitus für die Germanen bezeugte doppelte Art der Behausung für Sommer und Winter.

Der hervorrragendste Teil des Inhaltes dieser Hüttengruben besteht aus den keramischen Resten. Neben einer Menge Gebrauchsgeschirr mit glatter oder durch Lehmüberzug rauhgemachter schwarzer oder gelbroter Außenfläche finden sich sorgfältig modellierte Gefäße aus feinem schwarzen, seltener roten Ton, geglättet und hart gebrannt, meist mit Reihen von Rillen umgürtet. Die der Hallstattzeit zuneigenden Formen zeigen auf dem umgelegten Rande weiß gefüllte, schraffierte Winkel und Graphitstreifenmuster. Auch Kerbschnittmuster fehlen nicht.

Abb. 110 zeigt ein solches Wohnungsinventar. Charakteristisch sind die großen, als Wasserkufen dienenden Randgefäße mit aufgelegten gekerbten oder mit Fingereindrücken versehenen Zierleisten neben einer Menge kleiner Henkeltassen, Schälchen, Teller und Näpfe, welche auf einen gut gedeckten Tisch schließen lassen. Ebenso fehlen nie bauchige

Kugelsegmentschalen und urnenähnliche Töpfe. Häufig findet sich auch der Krug mit geradem Hals und Kugelbauch, von welcher Form sich kein Stück hat zusammensetzen lassen. Knochengeräte und grobe Steinwerkzeuge sind auch in dieser Zeit noch im täglichen Gebrauch.

Ein Bild vollkommen veränderter Kultur zeigt uns die Besiedelung unserer Gegend in der Latènezeit. Der Galliersturm um 400 v. Chr. hatte seine eisengewappneten Scharen nordostwärts über das Neckartal hinweg ergossen und hatte die Hallstattleute, deren Schmucksachen schon längst den Einfluß der übermächtigen linksrheinischen Kultur aufwiesen, hinweggefegt. Im Gefolge dieser Heerhaufen rückten Scharen ackerbedürftiger gallischer Bauern in das freistehende Land und teilten die fruchtbaren Ackergelände unter sich. Es herrscht jetzt in bestimmtester Weise die Form des keltischen Einzelhofes, und zwar so, daß die größte Zahl der wellenförmigen Erhebungen des Geländes in so gleichmäßigen Abständen eine Hofanlage trägt, daß das Land regelrecht aufgeteilt und die Güter um jeden Hof arrondiert gewesen sein müssen. Diese Gehöfte bestehen aus meist drei Einzelgebäuden, mutmaßlich von einer Einzäunung umschlossen. Das Wohnhaus diente nur als solches, die Schlafgelasse lagen in besonderen Anbauten oder in für sich stehenden Gebäuden, die Wirtschaftsgebäude getrennt. Die Gebäude sind jetzt sämtlich auf ebenem Boden, ohne Wohngrube errichtet und zeigen rechtwinkeligen oder runden Grundriß. Die erstere Form weist das Gehöfte auf dem Annungsgrund [1]), die zweite das auf dem Hungerbuckel [2]) auf. Eigentliche Stallanlagen ließen sich nirgends nachweisen, das der kurzhörnigen Rasse angehörende Rindvieh ging wohl in der Hauptsache auf die Weide. Sämtliche Gebäude sind festgefügt, auf dauernde Bewohnung eingerichtet. Die Wände bestehen aus Fachwerk mit schweren Pfosten, das wohl auch mit Steinen ausgeriegelt war und trugen Lehmverputz. Wir können wohl die Bauart der Äduer in Bibracte, welche Tischler [3]) beschreibt, auch für unsere Wohnstätten annehmen. Das Wohnhaus zeigt meist einen festen, ebenen Hüttenboden aus gestampftem Lehmestrich, welcher bei der Wohnung auf dem Annungsgrund nur die Hälfte des Innenraumes einnimmt, oder Steinpflasterung, wie in der Wohnung auf dem Litzelfeld. Das Innere ist bei der ersteren sorgfältig eingeteilt, die Herdstelle liegt auf dem Estrich ohne Grube. Diese Anlage bedingte die Aufstellung eines Herdrostes oder eiserner Feuerböcke. Charakteristisch ist der tiefe, bienenkorbförmige Keller mit engem Eingangsloch und das Wiederauftreten der Abfallgrube in einem vom Estrich oder Pflaster freigelassenen Teil des Hauses. Die Rundhütte vom Hungerbuckel zeigte eine breite, rings an der Wand laufende Lehmbank, Herdstelle in der Mitte und als Schlafraum einen besonderen Anbau, durch eine Tür verbunden.

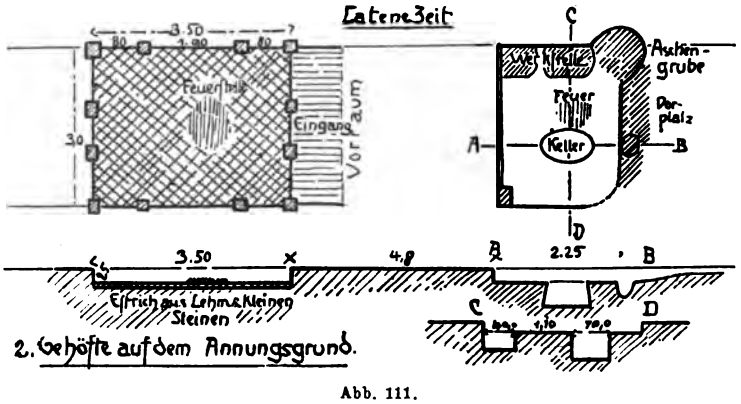


Abb. 111.

[1]) A. Schliz, Das steinzeitliche Dorf etc., S. 43, Fig. 22.

[2]) Ebenso, S. 44, Fig. 23.

[3]) O. Tischler, l. c. S. 25.

Besonders instruktiv bezüglich der Bauart ist ein von mir kürzlich ausgegrabenes zweites Gehöft im Gewänd »Annungsgrund«:

Das Wohnhaus war sorgfältig auf zwölf schweren Pfosten rechtwinkelig hergestellt, die Zwischengefache mit Lehm verputzt. Diese Bewurfstücke zeigen durchweg parallele, kleinfingerstarke, cylindrische Eindrücke, die in regelmäßigen Abständen von 2 *cm* nebeneinanderliegen. Die Fachwerkwand war also sichtlich mit Gipserrohr oder dünnen Ruten vor dem Bewurf bekleidet worden. Das Innere ist mit einem sorgfältigen Estrichboden aus Lehm mit kleingeschlagenen Steinchen versehen und trägt die Feuerstelle auf dem Estrich in der Mitte des Hauses.

Der Eingang lag gegen Norden und vor demselben erstreckte sich längs der ganzen Schmalseite des Hauses ein Vorplatz von 1 *m* Breite. Die regelmäßige Gestalt desselben läßt an dieser Stelle ein Vordach vermuten. 4 *m* vom Wohnhause entfernt liegt eine zweite, kleinere Hütte. Hier war mit Ausnahme eines einzigen Eckpfostens und einer im Vorplatze liegenden Vertiefung nirgends ein Pfostenloch innerhalb der Wandlinien zu bemerken. Dagegen fanden sich eine Reihe auf einer Seite flach zugerichteter, auf der anderen unregelmäßig zackiger Steine, an denen noch ein fester, aus Sand und einem Bindemittel hergestellter Mörtel festsaß. Die Wände waren hier offenbar aus Bruchsteinmauerwerk errichtet. Das Innere enthielt einen Keller, eine flache Feuerstelle und dicht an der Wand zwei rechtwinkelige Gruben mit lockerer schwarzer Erde, Lehmbrocken und Eisenockermengen gefüllt. Die mächtige Aschengrube sprang über die Hüttenwand vor und konnte offenbar von außen geleert werden. Nördlich befand sich wieder ein Vorplatz, der Eingang an der einen Ecke desselben, welche in unbestimmter Form abgeschrägt erschien. Das im Vorraum befindliche Pfostenloch konnte möglicherweise einer Art Vordachsäule gedient haben. Wir haben es hier sichtlich mit einer Werkstatt zu tun, deren Werkbank an der einen Hüttenwand lag. Das Inventar an Keramik wies eine Menge zerschlagener Gußtiegel, deren einer (Abb. 112) zwischen dem ersten und zweiten Gefäße abgebildet ist, auf, welche auf die Werkstatt eines Eisenarbeiters hinweisen. Die Hütte war deshalb wohl auch aus Steinen erbaut.

Abb. 112.

Das Inventar an Gefäßen weist in den Latènewohnstätten deutlich auf Ackerwirtschaft und Viehzucht hin. In Menge sind die flachen Milchschüsseln (Abb. 112, rechts) und die große tiefe Schüssel, wie in der Mitte der Abbildung, vorhanden, ebenso die beiden Gebrauchstöpfe oben.

Die Henkeltasse mit Furchen längs des Randes und die Vase mögen als Speisegeschirr gedient haben. Hinzuzufügen ist noch ein bauchiger Krug mit weitem Halse. Reichlich finden sich stets zierlich geformte Spinnwirtel; das Herstellen der Gewebe für die Kleidung gehörte sichtlich zur regelmäßigen Beschäftigung der Frauen.

Die zu diesen Wohnstätten gehörenden Gräber sind lauter Flachgräber, einzeln oder in Gruppen von zwei und drei durch das Gelände zerstreut. Die Beigaben sind immer Frühlatèneschmuck. Regelmäßig finden sich die Buckelringe mit stempelförmigen Enden.

Sämtliche Skelette dieser Einzelflachgräber, welche bis jetzt gefunden wurden, sind Brachykephalen [1]), ohne jede Waffenbeigabe und ohne Beigabe von Gefäßen beerdigt.

Es besteht offenbar ein deutlicher Rassenunterschied zwischen der bahnbrechenden wehrhaften Ritterschaft, deren Skelettreste in dem böhmischen Grabfeld von Langugest noch größtenteils dolichokephal sind, und der friedlichen bäuerlichen Bevölkerung dieser gallischen Invasion.

Eine vollkommene Lücke in unseren Kenntnissen über Kultur-, Siedelungs- und Wohnstättenform ergibt die Bodenforschung über die darauffolgende Markomannenzeit. Es scheint fast, als hätten diese Brandbestattung ohne Beigaben ausgeübt, denn es fehlen sowohl Urnenfelder, wie etwa das germanische Urnenfeld von Nauheim mit seinen Spätlatènefunden, als Skelettgräber und von ihren Wohnstätten sind keine Spuren nachzuweisen. Zu erwähnen ist, daß in einer durch Brand zerstörten Wohnstätte des jetzigen Dorfes Großgartach sich Gefäße mit den in Böhmen (Briesen, Kulm, Sobrusan) für die Markomannenkultur als charakteristisch geltenden Bodenmarken vorfanden. Eigentümlich ist auch die Form der bei denselben gefundenen zahlreichen Webergewichte. Form und Randprofil der Gefäße entsprechen dem bei Könen (Gefäßkunde), Tafel XXI, 4, abgebildeten Gefäß, dort als spätkarolingisch bezeichnet. Es soll hier nur auf die Übereinstimmung dieser Formen hingewiesen werden. Abgesehen von derselben ist die Annahme nicht auszuschließen, daß die Markomannendörfer an der Stelle der jetzigen fränkischen Dörfer lagen und ihre Spuren sich dadurch dem Nachweis entziehen.

Abb. 113.

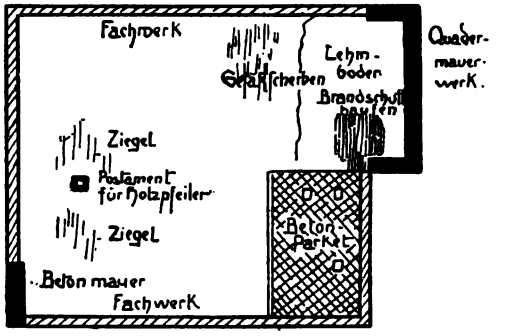


Abb. 114. Römischer Bauernhof bei Frankenbach.

Die gallische Bauernschaft des von den Markomannen besetzten Landes wurde nach deren Abzug nach Böhmen (9 v. Chr.) durch Stammesgenossen mit gleicher Kultur ersetzt, denn in der gallo-römischen Dekumatlandszeit herrscht die Form der keltischen Einzelhöfe in gleicher Weise wie in der Latèneperiode. Eine solche Doppelwohnstelle ist in meinem Buche über das steinzeitliche Dorf Großgartach etc., S. 47, Abb. 24, abgebildet. Sie enthielt neben Gebrauchsgeschirr mit Latèneprofilen römische Terrasigillatascherben.

Bei der endgültigen Besitznahme durch die Römer wurde das Land zu großen Gutskomplexen zusammengelegt, deren Mittelpunkt eine Villa rustica trägt. Der Vollständigkeit wegen gebe ich hier den Grundriß eines solchen provinzialrömischen Bauernhofes (Abb. 114), welchen ich bei Frankenbach zum großen Teile freigelegt hatte. Die Einzelgebäude der gallischen Gehöfte sind jetzt zu einem geschlossenen Ganzen zusammengefaßt. Die Vorderfront enthielt zwei Wohngelasse, eine Wohnstube mit Betonparkett, auf welchem aus Ziegelplatten aufgebaute Heizpfeiler aufsaßen, daneben lag ein Wirtschafts-

[1]) Auch der im Frankfurter Museum befindliche Schädel aus dem zehn Gräber umfassenden Frühlatènegräberfeld von Eschersheim ist hochgradig brachykephal und ebenso enthalten zwei Skelettbestattungen der Eppelheimerstraße (Heidelberg) keine Gefäßbeigaben.

raum mit Lehmboden, welcher als Küche aufzufassen ist. Es ist der einzige mit Wänden aus Quadermauerwerk versehene Raum, alle Umfassungswände bestanden sonst aus Fachwerk, die Zwischenwände wahrscheinlich nur aus Brettern. Zwischen Küche und Wohnstube lag ein großer Haufen gebrannter Lehmbrocken und anderen Brandschuttes, die Reste des Präfurniums, das wir uns in Verbindung mit der Herdanlage denken müssen. Hinter der Küche lag der Keller, wie aus einer Menge dort ausgegrabener Amphorenscherben hervorging. Ihn regelrecht auszugraben erlaubte der Stand der Felder damals nicht mehr, er war jedoch wahrscheinlich nicht gemauert, sondern in den Lehm eingeschnitten und mit Brettern verschalt und bedeckt. Im rückwärtigen Teile des Hofes trug ein Holzpfeiler, auf einem Steinpostamente aufgesetzt, das Dach des als Tenne oder Scheune dienenden größten Raumes, durch große Haufen zerbrochener Falzziegel sich anzeigend. In der Mitte lag wohl ein unbedeckter kleiner Hof, zu beiden Seiten kleinere Gelasse. Ihre Scheidewände ließen sich nicht mehr nachweisen. In der Ecke der wohl als ungeteilten Raum aufzufassenden Tenne lag noch ein kurzes Stück Betonmauer, wohl das Fundament einer Feuermauer für irgend eine weitere Herd- oder Heizeinrichtung.

Die Gräber der römischen Besitzer dieser Villae rusticae lagen als Brandgräber an der inneren Limesstraße mit einfachen Beigaben, meist einem »Köngener« Krüglein oder einer bauchigen Schale aus Siegelerde, ausgestattet; daß für Hörige oder kleine Leute die Erdbestattung im Flachgrabe jedoch noch vorkam, beweist ein brachykephales Skelett mit rotblonden Haaren und einer Gordiansmünze als Beigabe, bei einer ähnlichen ländlichen Römeranlage gefunden.

Alle römischen Baulichkeiten sind durch Feuer gründlich zerstört. Ob die Alamannen, die das besorgten, schon einen Einhaustypus für ihre Gehöfte besaßen, ist für unsere Gegend zweifelhaft, jedenfalls drückten die Franken, welche ihnen Ende des V. Jahrhunderts unser Gebiet abnahmen, in ihrem Gehöftbau den jetzigen Dörfern den charakteristischen fränkischen Typus auf, der diesen alten Sippendörfern ihr eigenartiges Aussehen gibt. Mit der Wahl des Platzes für diese Dorfanlagen hat die Reihe der Siedelungsbilder einen eigenartigen Kreislauf vollendet, denn sie liegen meist auf der Stelle der alten steinzeitlichen Niederlassungen.

Wenn wir nun noch einen kurzen vergleichenden Rückblick auf diese Reihe von Wohnanlagen aus vor- und frühgeschichtlichen Zeiten werfen, so sehen wir zunächst, daß nicht etwa ein gleichmäßiger Entwicklungsgang von primitiven Formen bis zu einer gewissen Vollkommenheit der Anlage von den ältesten Zeitperioden bis zu den jüngsten vorliegt, sondern daß jede Zeit ihren Wohnungsbau ihren Bedürfnissen und den ihr zur Verfügung stehenden Bauwerkzeugen mit gleicher Erfindungsgabe angepaßt hat. In der Wahl des Platzes für die Anlage der Gesamtniederlassung stehen sich jüngere Steinzeit und frühgermanische Zeit gleich, ebenso in der Anlage dorfähnlicher Niederlassungen; zerstreute Siedelungsform wählten der gallische und römisch-provinziale Bauernhof und die landwirtschaftlichem Betriebe dienenden Hütten der Bronze- und Hallstattzeit, der Einzelhof herrscht in der Latène- und Römerzeit, befestigte Wohnanlagen kommen der Steinzeit und Bronzezeit zu. Die Lage der zum einzelnen Gehöfte gehörenden Gebäude zueinander ergibt in der Steinzeit und Bronzezeit als Regel vollkommen getrennte Aufstellung der einzelnen Gebäude, wenn sie auch wahrscheinlich von gemeinsamer Umzäunung umgeben waren, in der Latènezeit finden wir bereits Vereinigung zweier Gebäude durch Anbau, und eigentlich geschlossene Hofanlage zeigt erst der römische Bauernhof.

Im Bau der Wände zeigt sich deutlich der Einfluß der zur Verfügung stehenden Werkzeuge, wenngleich das steinzeitliche Wohnhaus in der Konstruktion wahrscheinlich so widerstandsfähig war wie das schon die Verwendung von Steinen zeigende Haus der

Latènezeit. Die Steinzeit verwendet ihren Werkzeugen gemäß Konstruktionen von Jungholzstangen, die Bronzezeit spaltet ältere Stämme, die Latènezeit fällt mittelstarke Bäume zu Pfosten und die Römerzeit kennt regelrechte Fachwerkzimmerung. Dafür hilft sich die Steinzeit mit tief eingeschnittenen Untergeschossen und die Bronzezeit mit Höhlenwohnungen und Trichtergruben.

Der Sinn für Schmuck und künstlerische Betätigung war aber allen Zeiten gleich, und man kann nicht sagen, daß ein schwarz poliertes, mit einem Netze weißgefüllter Stichreihenmuster überzogenes Gefäß des Großgartacher Typus an Zierlichkeit, Formvollendung und Geschmack der römischen Provinzialkunsttöpferei nachstünde.

Die Grundlage der Bauart all dieser vorgeschichtlichen Häuser ist das einzellige, getrennt von den zur Gesamtgehöftanlage gehörenden Gebäuden innerhalb gemeinsamer Einzäunung stehende Haus.

Die deutlichste Parallele für ein steinzeitliches Gehöft gibt die nordische Bauart[1]) mit ihren Gruppen zusammengehörender Einzelgebäude, wenn auch bei der Seltenheit eigentlicher Pfostenlöcher die nicht in den Boden eingeschnittene Vorhalle nur etwa bei der Wohnstätte Mühlpfad *II*[2]) gemutmaßt werden kann. Deutlicher ist eine Vorhalle bei Soldan (Niederlassung Neuhäusel) aus der Hallstattzeit angegeben, und bei den Latènewohnstätten (Abb. 111) kann sie wohl mit großer Wahrscheinlichkeit angenommen werden. Das Entstehen des zweizelligen Hauses zeigt schon in der Steinzeit der Grundriß (Abb. 109[3]) vom Kappmannsgrund, während der Zusammenbau ursprünglich getrennt stehender Gebäude in der Latènezeit[4]) eine häufiger geübte Bauweise wird.

Für die Inneneinteilung, für deren Rekonstruktion in der Bronze- und Latènezeit durch das restlose Verschwinden des prähistorischen Holzwerkes im Lößboden der größte Teil der sicheren Anhaltspunkte fehlt, haben wir ein vorzügliches Vergleichsmaterial in den primitiven Bauten der Alpenländer, wie sie uns J. R. Bünker in einer vorzüglichen Arbeit jüngst vorgeführt hat.[5]) Die Grundrisse der Steinzeit sind deshalb klarer und besser erhalten, weil eigentliche Zimmerung durch die Unzulänglichkeit des Bauhandwerkzeuges außerordentlich erschwert war und die Anlage der zum Innenbau notwendig erscheinenden Teile der Einrichtung schon bei der Grabarbeit zum Ausdruck kommen mußte. Bänke zum Sitzen und Liegen und Bühnen zum Schlafen und zur Anlage gesonderter Räume hatten als Unterlage für ihre dünne Holzverkleidung die natürlichen, gleich bei der ersten Anlage ausgesparten Abstiche des festen Lößbodens. Wir haben hier deutlich und regelmäßig die Einteilung in Küchen- und Wohn- oder Schlafraum. Je nach der Solidität der Abscheidungen ist das Innere als ein- oder zweizellig und, wenn wir den Eingangskorridor dazurechnen, in einzelnen Grundrissen als dreizellig zu bezeichnen.

Der letzteren Gattung gehört das Herrenhaus auf dem Stumpfwörschig an. Hier können wir mit Bestimmtheit eine Trennungswand zwischen Wohn- und Küchenraum annehmen, denn die Wandmalerei der Wohnstube hätte den Rauch der Küche nicht ertragen, ebenso bei unserem Grundrisse *I* (Abb. 102). Im Grundrisse *III* lag die Schlafbühne offen im einzelligen Hause, während wir beim Grundrisse *II* eine Abscheidung mit Tür längs *A—B* annehmen dürfen. Diese Schlafbühnen mögen ähnlich angelegt ge-

[1]) R. Henning, Das deutsche Haus in seiner historischen Entwicklung. Straßburg 1881.

[2]) A. Schliz, Das steinzeitliche Dorf etc. S. 12.

[3]) A. Schliz, l. c. S. 13.

[4]) S. 44 und 47.

[5]) J. R. Bünker, Das Bauernhaus am Millstätter-See. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. Bd. XXXII, Heft 3 und 4.

wesen sein wie die »Pogratn« der Ochsenhalterhütte bei Bünker. Das Dach dürfen wir nach Analogie der Anlage im Steinhauser Ried als flach und entsprechend denen der Senn- und Holzknechthütten als Satteldach mit Rauchabzugöffnung im Giebelfeld annehmen. Diese Wohngebäude dienten offenbar zwar als Versammlungsort der Familie, jedoch den Maßverhältnissen nach konnten sie nur den Familienhäuptern als ständiger Wohn- und Schlafraum dienen. Knechte, Mägde und die älteren Kinder schliefen in den Wirtschaftsgebäuden.

In der Bronze- und Hallstattzeit ist für die runden Grundrisse der im Weideland zerstreuten Hütten mit Bestimmtheit einzelliger Bau und kegelförmiges Dach mit Rauchöffnung an der Spitze derselben anzunehmen; schon das geringe Ausmaß deutet darauf hin, es standen daher auch immer zwei und drei einer Sippe gehörige beieinander.

Solche Hütten mögen auch in größerer Zahl auf den Podien gestanden haben; die großen Pfostenlöcher unserer Abb. 106 gehören erst der Latènezeit an.

Auch die kleineren Hütten bei Soldan (Neuhäusel) sind einzellig. Hier wohnten die Mannen mit ihren Familien, während für den Hofhalt des Stammhauptes eine weiträumige Halle mit Sälen und Nebenräumen erbaut war. Diese Anlagen, welche schon große Pfostenlöcher zeigen, gehören nach Soldans Angabe jedoch dem Schlusse dieser Zeit, der mittleren und jüngeren Hallstattzeit an, in welcher der Latèneeinfluß schon überall mächtig war. Die Dachkonstruktion glaubt Soldan als Walmdach, ähnlich der der Hausurnen der Harzgegend und für den Herd des Saales ein Testudinaldach annehmen zu können. Für die Einrichtung des Innern haben wir keine Anhaltspunkte. Längs der Wände mögen Bänke gelaufen sein, die auch als Lagerstatt dienten, dazu Tisch und Sitze, aber alles frei auf dem gestampften Lehmboden stehend, denn all diese gezimmerten Einrichtungsstücke haben keine Spuren hinterlassen.

In der Latènezeit mit ihren dauernder Bewohnung bestimmten Anlagen ist das Einzelhaus im Innern meist einzellig, doch ergibt das Wohngebäude des ersten Gehöftes auf dem Annungsgrund in der Mitte einen Abscheid [1]), auch den Anbau des Gebäudes auf dem Hungerbuckel [2]) können wir als Teil einer zweizelligen Anlage auffassen. Die mutmaßlichen offenen Vorräume in unserer Abb. 111 sind schon erwähnt. Das Dach ist bei den Rundhütten schon aus konstruktiven Rücksichten als steiles Kegeldach anzunehmen, doch haben wir auch für die rechteckigen Bauten der Latènebevölkerung bei Strabo, IV, 4, 3, ein geschichtliches Zeugnis für die Dachkonstruktion: »Die alten Belgen wohnten in großen Häusern aus Brettern und Flechtwerk mit hohem, spitz zulaufendem Giebeldache.« Von der Inneneinrichtung dieser Wohnungen, die ihren Charakter als stabile Dauerwohnungen durch manche Ähnlichkeit mit der Steinzeit manifestieren (Abfallgrube und rings an der Innenwand laufende Lehmbank in der Rundhütte), ist, wie in der Bronzezeit, kein Anhaltspunkt zurückgeblieben, die aus Holz gezimmerten Einrichtungsstücke sind auch hier vollständig vergangen.

Mit dem provinzialrömischen Bauernhof (Abb. 114) bekommen wir den ersten Einhaustypus, Wohnhaus und Wirtschaftshaus in einer Anlage, italienischem Einfluß entsprossen. Die Einteilung stimmt weder mit dem sächsischen noch dem alemannischen Einhaustypus.

Am meisten Parallelen finden sich hier wieder in den österreichischen oberdeutschen Alpenhaustypen, soweit sie Wohn- und Wirtschaftsgebäude in gemeinsamer Anlage enthalten.

[1]) A. Schliz, Das steinzeitliche Dorf etc. S. 43.

[2]) Ebenso, S. 44.

Um die dort üblichen Bezeichnungen zu gebrauchen, liegt an der Vorderseite unseres Frankenbacher römischen Bauernhofes die Rauchstube mit dem Herd, daneben die Kachelstube mit der Ofenheizung, dahinter die Laube, damals noch freier Hof, hinten quergebaut das Wirtschaftsgebäude mit Tenne und Stallung und einer Gesindestube in der Ecke, auf den Seiten Kammern. Ich will zum Vergleiche hier nur die »Rumpler-Keusche« bei Bünker[1]) anführen.

Ob wir aus diesen vorgeschichtlichen und frühgeschichtlichen Hausanlagen den Urtypus eines arischen oder indogermanischen Hauses herauszufinden vermögen, will ich dahingestellt sein lassen, jedenfalls erkennen wir in all diesen, stets ihren Zweck mit zielbewußter Bestimmtheit erfüllenden Anlagen gleichmäßig den Ausdruck desselben betriebsamen und erfinderischen arischen oder sagen wir mit L. Wilser[2]) nordeuropäisch-germanischen Geistes.

---

[1]) L. c. S. 32.

[2]) L. Wilser, Herkunft und Urgeschichte der Arier. Heidelberg 1899.

Das Kümbainggeri, eine Eingeborenensprache von Neu-Süd-Wales.

Von **R. H. Mathews**, L. S., in Parramatta, auswärtigem Mitglied der Société d'Anthropologie in Paris.

(Übersetzung des englischen Originalmanuskriptes.)

Während des vergangenen Jahres habe ich für die Royal Society of New South Wales einige Originalarbeiten über die Sprachen australischer Stämme geliefert[1]) und glaube, daß vielleicht Ihre Gesellschaft geneigt sein dürfte, an der Erhaltung einiger grammatikalischer Erinnerungen an die Eingeborenensprachen Australiens Anteil zu nehmen. Zweifellos ist dies eine höchst wichtige Sache und sollte unternommen werden, so lange wir noch Gelegenheit dazu haben. In manchen Distrikten verschwinden die Eingeborenen zusehends vor der Okkupation des Landes durch die Europäer, während sie in einigen Gegenden von Neu-Süd-Wales und Viktoria bereits ausgestorben sind.

In den folgenden Seiten will ich es unternehmen, die Elemente der Grammatik der Kümbainggeri-Sprache zu behandeln, die von den Eingeborenen gesprochen wird, die die Nordostküste von Neu-Süd-Wales von Nambucca bis Grafton bewohnen und landeinwärts bis zu der größten, das Land durchschneidenden Gebirgskette. Diese Stämme waren einst zahlreich und mächtig, haben aber während der letzten Jahre so abgenommen, daß sie jetzt nur mehr in kleinen Gruppen an wenigen Lagerplätzen angetroffen werden, die die Regierung von Neu-Süd-Wales für sie reserviert hat.

In dieser Sprache gibt es bei jedem der Biegung unterworfenen Redeteil zwei Formen der ersten Person Dualis und Pluralis, bei deren einer mit dem Angesprochenen oder den Angesprochenen der Sprecher mit inbegriffen ist, während bei der anderen der Sprecher von dem angesprochenen Teil ausgeschlossen ist. Es sei erwähnt, daß ich der erste Autor war, der genaue Details über diese Eigentümlichkeit in den australischen Sprachen gab.

Orthographie.

Das angewandte System der Aussprachebezeichnung ist das von der Royal Geographical Society of England empfohlene, es wurden indes einige weitere Formen der Schreibung eingefügt, um den Anforderungen der australischen Aussprache entgegenzukommen.

So weit möglich, sind Vokale unbezeichnet, aber um Zweifeln in der Aussprache vorzubeugen, ist in einigen Fällen der lange Laut von *a*, *e*, *o* und *u* durch *ā*, *ē*, *ō*, *ū* bezeichnet. In wenigen Fällen ist das kurze *u* durch *ŭ* angedeutet.

g ist immer hart. *r* hat einen rauhen, trillernden Klang, wie im englischen Worte *hurrah!* *w* steht stets am Anfange eines Wortes oder einer Silbe. *y* am Anfange eines Wortes oder einer Silbe hat seinen gewöhnlichen konsonantischen Wert.

Der Laut des spanischen *ñ* begegnet oft. Am Wort- oder Silbenanfang habe ich den Laut durch *ny* wiedergegeben, am Ende eines Wortes ist das spanische *ñ* gebraucht.

[1]) The Thurrawal, Gundungurra and Dharruk Languages. Journ. Roy. Soc. N. S. Wales. Vol. XXXV, pag. 127—160.

The Aboriginal Languages of Victoria. Ibid. Vol. XXXVI, pag. 71—106.

Languages of Some Native Tribes of Queensland etc. Ibid. Vol. XXXVI, pag. 135—190.

dh wird ungefähr wie *th* im englischen Worte *that* ausgesprochen, mit einem vorangehenden schwachen *d*-Laut. *nh* hat ebenfalls etwa den Klang von *th* in *that*, aber mit dem schwachen Anfangslaut *n*.

t wechselt mit *d*, *p* mit *b* und *g* mit *k*.

ty und *dy* am Anfange eines Wortes oder einer Silbe haben etwa den Laut des spanischen *ch* oder des englischen *j*. Am Wort- oder Silbenende klingt *ty* oder *dy* wie ein Buchstabe, sehr nahe dem *tch* im englischen Worte *watch*, aber mit Hinweglassung des schließenden Zischlautes.

ng am Wort- oder Silbenanfang hat einen besonderen nasalen Klang; am Ende einer Silbe klingt es wie *ng* im englischen Wort *sing*.

Substantiv.

Substantiva haben Numerus, Genus und Kasus.

Numerus. Es gibt keine besondere Deklination, um die Zahl auszudrücken, aber dem Substantiv folgen Worte mit der Bedeutung zwei oder mehrere: *nungo* ein Känguruh, *nungo bulari* ein Paar Känguruhs, *nungo umaka* mehrere Känguruhs.

Genus. Beim Menschen ist das Geschlecht unterschieden durch Anwendung verschiedener Worte: *nigar* Mann, *nyumme* Weib, *kibar* Knabe, *ngundalgan* Mädchen, *yerrai* oder *gugangi* kleines Kind jedes Geschlechtes.

Das Geschlecht von Tieren ist angedeutet durch den Gebrauch von Wörtern in der Bedeutung »Männchen« und »Weibchen«, die hinter den betreffenden Tiernamen gesetzt werden: *nungo kauaigan* männliches Känguruh, *nungo kandura* weibliches Känguruh.

Kasus. Die hauptsächlichsten Kasus sind der Nominativ, Kausativ, Instrumental, Genitiv, Accusativ, Dativ und Ablativ.

Nominativ. Dieser Fall nennt einfach das Ding, von dem gesprochen wird, und erfordert keine Änderung am Nomen: *wandyi* ein Hund, *guragai* ein Opossum.

Kausativ. Wenn ein transitives Verb gebraucht ist, nimmt das Nomen ein Suffix an: *nyummeu merika marang* ein Weib fing einen Barsch. *wandyidyu guragai yindang* ein Hund biß ein Opossum. *nigarru nungo buang* ein Mann schlug ein Känguruh.

Instrumental. *nigarru nganya bindaimang tuandu* ein Mann warf einen Bumerang auf mich.

Possessiv. *nigargundi tua* Bumerang eines Mannes; *nyummegundi wakkar* Beil einer Frau.

Accusativ. Dieser Kasus ist dem Nominativ gleich.

Dativ und Ablativ werden durch Suffixe in ähnlicher Weise gebildet.

Adjektiv.

Adjektive folgen dem Nomen, das sie bestimmen, und nehmen eine ähnliche Biegung nach Zahl und Kasus an.

nigar burwai ein großer Mann; *nigarru burwaidu nungo buang* ein großer Mann schlug ein Känguruh; und so auch für die anderen Kasus.

Zu beachten ist, daß die Suffixe von Substantiv und Adjektiv Veränderungen unterworfen sind, die vom Endlaute des deklinierten Wortes abhängen.

Komparation. *nyam yūnggo* — *nyam dharwi* das ist schlecht — das ist gut; *nyam dharruiŭnba* das ist sehr gut.

Pronomen.

Pronomina haben Numerus, Person und Kasus und zwei Formen für die erste Person des Dual und Plural.

Die nominativen Personalpronomina sind die folgenden:

Singular
1. Person ich *ngaia*
2. » du *nginda*
3. » er *ngurrung*

Dual
1. Person wir (inklusiv) *ngulli*
1. » » (exklusiv) *ngulligai*
2. » ihr *bulala*
3. » sie *bulagai*

Plural
1. Person wir (inklusiv) *nyeŭlla*
1. » » (exklusiv) *nyeŭllagai*
2. » ihr *nguddyilindya*
3. » sie *yangbēnda*

Die Possessiv- und objektiven Personalpronomina sind:

Singular:

1. Person mein *ngunyo*	mich *nganya*
2. » dein *nginnu*	dich *ngena*
3. » sein *gurragunga*	ihn *nyam*

Dual:

1. Person unser (inklusiv) *ngullimba*	uns (inklusiv) *ngullinya*
1. » » (exklusiv) *ngullimbai*	» (exklusiv) *ngullinyagai*
2. » euer *bullamba*	euch *bulanya*
3. » ihr *bullambagai*	sie *balanyagai*

Plural:

1. Person unser (inklusiv) *ngeŭmba*	uns (inklusiv) *ngeanya*
1. » » (exklusiv) *ngeŭmbagai*	» (exklusiv) *ngeanyagai*
2. » euer *nguddyimba*	euch *nguddyinninya*
3. » ihr *ittyaran*	sie *ittyarambēn*

Es gibt Formen des Pronomens mit der Bedeutung »weg von mir«, »her zu mir« u. s. w., die aus Raummangel hier übergangen werden müssen.

Interrogativa. *warru* wer? *minya* was?

Demonstrativa. *nyam* dieser, *mumum* jener.

Die Sprache hat mancherlei Formen von Interrogativ- und Demonstrativpronomina, von denen die meisten eine Biegung nach Zahl und Person besitzen. Manche Demonstrativa werden in gleicher Weise als Personalpronomina der 3. Person gebraucht, was die großen Verschiedenheiten in der letzteren in jedem Numerus erklärt.

Wenn das Pronomen mit einem intransitiven Verb gebraucht wird, wird die angegebene nominative Form verwendet: *ngaia dyun-gi* ich spreche. In Verbindung mit einem transitiven Verb verwendet man eine kausative Form des Pronomens: *ngatya bindaimo* ich werde werfen.

Verb.

Verba haben Singular, Dual und Plural, mit den gewöhnlichen Tempora und Modi. Für jede Zeit gibt es eine Form des Verbs, die unverändert bleibt in allen Personen und Zahlen dieser Zeit. Die gewünschte Zahl und Person kann durch das entsprechende Pronomen ausgedrückt werden.

Im folgenden eine teilweise Konjugation;

Präsens. Indikativ.

Singulur
1. Person ich höre *ngaia ngaranggi*
2. » du hörst *nginda ngaranggi*
3. » er hört *ngurrung ngaranggi*

und so fort in allen Personen des Dual und Plural.

Präteritum.

Singular 1. Person ich hörte *ngaia ngarawang.*

Futurum.

Singular 1. Person ich werde hören *ngaia ngaranggo.*

Imperativ, Konditional, reflexive und reziproke Formen des Verbs sind der Kürze halber außer Betracht gelassen.

Präpositionen.

Zwischen *pimita*, auf der anderen Seite *kawatadyula*, auf dieser Seite *ilāmgidda*, um (= herum) *kokari*, hinten *wallungga*, vorne *munggara*, unten *warri*, auf *kaba.*

Adverbia.

Einige der gebräuchlicheren Adverbia sind folgende: ja *nge*, nein *byekkai*; heute *gili*, morgen *guraguradyu*, gestern *nyuggūndyirra*; nachher *gung-a*, lange *tyallumbo*, bald *yaregili*; sicher *yare*; hier *nyamyala*, dort *ngüngara*; kein *biwai*, immer *illagaingai*, wenn *mulla*; wie *dyugirgai.*

Die den Adverbien »hier« und »dort« entsprechenden Wörter und ihre Modifikationen werden häufig als Demonstrativpronomina der 3. Person gebraucht und nehmen dieselbe Deklination an wie die Substantiva, die sie bestimmen.

Konjunktionen, Interjektionen und Exklamationen sind nicht wichtig oder zahlreich in dieser Sprache und können hier übergangen werden.

Numeralia.

Ein *guragun*, zwei *bulari*, mehrere *umaka.*

Vokabular.

Das folgende Vokabular enthält etwa 300 der wichtigsten Wörter, die bei den Kümbainggeri-Stämmen allgemein gebräuchlich sind. Jedes Wort ist sorgfältig von mir selbst, so wie ich es aus dem Munde der alten Männer und Frauen in den Eingeborenenlagern vernahm, niedergeschrieben.

Mann	*nigar*	verständiger Mann	*ngullongurai*
Knabe	*kibar*	Mutterbruder	*gurakulüm*
Jüngling	*gurumün*	Weib	*nyumme*
Noviziat	*gurründa*	Mädchen	*ngundalgan*
älterer Bruder	*kuyumban*	ältere Schwester	*dhulganda*
jüngerer Bruder	*kumbiri*	jüngere Schwester	*kumbirragunda*
Gemahl	*girragurai*	Gemahlin	*bulanyawan*
Vater	*baliga*	Liebchen	*gindyagurai*

Mutter	*ngaliga*
Schwiegermutter	*ngurwañba*
Person mit Familie	*bwaruamaga*
Kind	*yerrai.*

Der menschliche Körper.

Kopf	*kali*
Stirn	*wan*
Bart	*ngobe*
Auge	*mil*
Nase	*dyingam*
Hals	*woro*
Ohr	*ngalgan*
Mund	*dhullan*
Zunge	*ngarān*
Lippen	*tum*
Zähne	*tira*
Brust, weibliche	*ngutum*
Nabel	*nimbirra*
Arm	*dhalburra*
Ellbogen	*kuri*
Kinn	*yating*
Schulter	*burum*
Schenkel	*dharra*
Fuß	*dyinna*
Hand	*mara*
Knie	*bugga-bugga*
Fingernagel	*mirrindarra*
Herz	*burrang*
Leber	*kunnanggara*
Netz	*gumbangil*
Blut	*murawura*
Fett	*marum*
Knochen	*gulura*
Penis	*dyōn*
Testiculi	*murrang*
Koitus	*dyoimundyari*
Masturbation	*mulga-mulgai*
Samen	*wunya*
Vulva	*kwigara*
Nymphae	*dyindiri*
Anus	*nyim*
Exkrement	*guna*
Urin	*ngabun*
venerisch	*dyarbung*

Unbelebte Naturgegenstände.

Sonne	*ngaian*
Mond	*giduñ*
kleine Sterne	*winda*
große Sterne	*birrar*
Plejaden	*kannagan*
Aldebaran	*mura-ura*
Himmel	*kara*
Donner	*burumgai*
Blitz	*maraugai*
Regen	*kulun*
Regenbogen	*kigui*
Tau	*tingga*
Nebel	*gua*
Frost und Schnee	*wigan*
Hagel	*watai*
Wasser	*ngaru*
Grund	*watyara*
Schlamm	*nguluñ*
Stein	*kullam*
Sand	*kittiru*
Licht	*kirra-wirra*
Dunkelheit	*ngunmara*
Hitze	*biwanbai*
Kälte	*muggura*
Fluß	*bindŭlbang*
Berg	*dyulum*
Hügel	*gunnum*
Ebene	*gunnangan*
Creek	*yaman*
Wind	*gurien*
Westwind	*warriwai*
Ostwind	*gabuwai*
Wirbelwind	*wiwang*
Staubsturm	*dyulara*
Pfeifenton	*kurulum*
roter Ocker	*mukkai*
Lager	*ngura*
Feuer	*wakai*
Rauch	*biga*
Durst	*balungging*
Tag	*gaiwa*
Nacht	*unmurra*
Morgen	*gurugadya*
Abend	*nyagundyir*
Splitter	*bigura*
Gras	*bukāwuru*
Laub	*tyanggora*
Vogelnest	*wiri*
Eier	*mirrubai*
Honigscheibe	*tungara*

Honig	*mawa*
Nahrung	*nūngu*
Wurm (in Bäumen)	*gāl*
» (im Boden)	*dyuburra*
Blüten	*gorai*
Fußsteig	*warroiñ*
Schatten	*mūtyang*
Sommer	*mukkurai*
Winter	*gullagara*

Säugetiere.

Einheimischer Bär	*tunggira*
Hund	*wandyi*
Wilder Hund	*murrumgal*
Opossum	*guragai*
Känguruhratte	*kulluga*
einheimische Katze	*balandyim*
Bandicoot	*gaiban*
Wallaby	*murkan*
Wallaroo	*dhandunggal*
Padamelon	*gultyua*
Stachelschwein	*mudyai*
Känguruh	*nūngo*
Platypus	*ngatum*
fliegendes Eichhörnchen	*banggo*
Ringelschwanz-Opossum	*kilu*
fliegender Fuchs	*walumba*
Fledermaus	*girrimurring*

Vögel.

Vogel	*tyibbin*
Emu	*nguruiñ*
Krähe	*wagan*
»laughing-jackass«	*kagung*
Brachvogel	*bŭrbunggir*
Rosella-Papagei	*kangan*
Busch-Truthahn	*ngurin*
»Native companion«	*gilan*
schwarze Ente	*murrangai*
Pelikan	*tyunggara*
Schwan	*gunibi*
Habicht	*kurrira*
Fasan	*tyāwan*
Elster	*guronggirra*
Mopoke	*gobuñ*
Nachteule	*dyinnibunu*
Regenpfeifer	*girgirra*
Kranich	*burraui*
weißer Kakadu	*kaiarra*
schwarzer Kakadu	*billargan*
Fischhabicht	*ngungga*
Stubenvogel	*mumbin*
Specht	*nin*

Fische.

Barsch	*merika*
Meeräsche	*bulunggal*
Aal	*bōrga*
Brassen	*kai-i*
Katzenfisch	*gunolgiñ*
Frosch	*tyaran*
Silberfisch	*gŭngurri*
Gelbbauch	*ngulliwan*
Hai	*yanggai*

Reptilien.

Iguana	*gumgalli*
»Sleepy lizard«	*wandŭrga*
kleine Eidechse	*ganganbawali*
»Jews lizard«	*gungur*
»Death adder«	*dyambin*
»Carpet snake«	*dyumbal*
schwarze Schlange	*dungguñ*

Wirbellose Tiere.

Heuschrecke	*yirrinba*
Schmeißfliege	*burungan*
Laus	*munyu*
Niß	*timmin*
Hausfliege	*munyirram*
Biene	*wūtyin*
Moskito	*gurā*
Bulldogg-Ameise	*gumum*
große Ameise	*wōddyum*
Spring-Ameise	*bungga-bungga*
Tausendfuß	*kiya*
Spinne	*murrungguraga*

Bäume.

»Wattle«	*tyāning*
Fichte	*binderaga*
Kirschbaum	*dyidyimum*
Gummibaum	*māngurga*
Geißblatt	*wirrinda*
Eisenholz	*burrigirga*

Waffen, Gerätschaften.

Axt	*wakkar*
Koolamin	*kulu*
Yamstock	*kunnai*
Speer (Holz)	*bigura*
Fischspeer	*kumma*
Speerwurfholz	*wommara*
Speerschild	*kaugan*
Rohrspeer	*kurragara*
Keulenschild	*yurrōwi*
Streitkeule	*budyangga*
Jagdkeule	*buppāra*
Bumerang	*tua*
Netzbeutel	*ngulain*
Kanu	*walu*
Paddel	*tagudi*
Kopfbinde	*wāllugan*
schmales Band	*dyindan*
Männergürtel	*milla-milla*
Männerschurz	*mura-gura*
Frauenschurz	*tyubbi-tyubbi*

Adjektiva.

lebend	*gunoai*
tot	*wali*
groß	*burwai*
klein	*tyunoi*
lang, groß	*yuron*
kurz, niedrig	*dyarrigum*
gut	*darwi*
schlecht	*yunggo*
durstig	*ballunging*
rot	*muru-muru*
weiß	*gurāban*
schwarz	*guru*
verrückt	*krangiwai*
voll	*ngundilli*
schnell	*kurubi*
langsam	*wannammaranya*
blind	*milmugumbi*
taub	*ngalganmuga*
stark	*dairi*
besorgt	*wambiñ*
müde	*tyugawi*
stumpf	*mogoi*
scharf	*ngūrgan*
fett	*marum*
mager	*tyunoi*
heiß	*wikune*
kalt	*muggure*
schläfrig	*kunggoi*
traurig	*narrawai*
krank	*tandure*
stinkend	*wakun*
zornig	*mirrandui*
eiferstüchtig	*marrarai*
gierig	*ngirrum*

Verba.

essen	*bewanba*
trinken	*ngumbi*
schlafen	*bukkōra*
stehen	*dyuggana*
sitzen	*nganggi*
reden	*gaii*
mitteilen	*dyuna*
gehen	*yanna, yarrang*
laufen	*bilāgana*
bringen	*kurubilli*
nehmen	*mana*
machen	*yila-giri*
brechen	*kamnga*
schlagen	*bindaima, bumierri*
aufstehen	*boandyi*
herabfallen	*boanmi*
sehen	*nyaga*
hören	*ngarangga*
geben	*ngurā*
singen	*dhalga*
weinen	*tōnga*
stehlen	*wuruguñmu*
bitten	*ngēmba*
atmen	*dyoga*
klettern	*wanding*
verhehlen	*giding*
springen	*karatying*
lachen	*dhuluñmi*
kratzen	*bittang*
senden	*dyauga*
saugen (von einem Kind)	*ngumbi*
schwimmen	*bungge*
baden	*wurroging*
scheinen	*yarang*
spucken	*wara*
riechen	*guruba*

werfen	*bindaima*	jagen	*bikuring*
verpichen	*birranga*	beißen	*yindyang*
pfeifen	*wirrañba*	vorgeben	*kurriugai*
küssen	*munūngga*	kommen	*yannai-illami*
sich erbrechen	*kambin*	fahren	*thumbari*
tanzen	*wakambang*	tröpfeln	*buti*
Corroboree	*yauar, ngāre*	zurückkommen	*kārawa*
untertauchen	*bunggi*	tun	*durrūnda*
stechen	*bāwuging*	hacken	*kaigi*

Eine Geheimsprache.

Ehe ich diese kurze Abhandlung schließe, möchte ich noch auf eine geheime Sprache hinweisen, die bei den Männern gelegentlich der Initiationszeremonien gebraucht wird, die aber niemals vor Frauen oder in Gegenwart solcher Jünglinge gesprochen wird, die noch nicht die nötigen Zeremonien durchgemacht haben. Während die Novizen mit den Älteren des Stammes im Busch draußen sind, werden ihnen geheime Namen für die Dinge der Umgebung, für Tiere, Teile des menschlichen Körpers und kurze allgemein gebrauchte Phrasen gelehrt. Diese Sprache variiert in verschiedenen Gemeinschaften.

Ich habe zu verschiedenen Gelegenheiten die Aufmerksamkeit auf das Bestehen dieser Geheimsprache gelenkt[1]) und während des letzten Jahres der Royal Society of New South Wales[2]) einige kurze Vokabulare der Geheimsprache der Stämme Kurnu und Kamilaroi geliefert. Ich war der erste Autor, der auf dieses Vorkommen, das für Linguisten sehr wertvoll sein muß, hingewiesen hat, und der Leser ist gebeten, die an der angeführten Stelle befindlichen Vokabulare durchzusehen.

Im Zusammenhange damit sei erwähnt, daß ich 1901 einen Aufsatz über einige »Aboriginal Songs at Initiation Ceremonies«[3]) veröffentlicht habe. Es sind dies die ersten religiösen Lieder von Australierstämmen, die je in Noten gesetzt wurden.

Initiationszeremonien und Heiratsgesetze.

Der Kūmbainggeri-Stamm besitzt einige wichtige und imponierende Initiationszeremonien, über die ich einen zusammenfassenden Bericht in der Zeitschrift der American Philosophical Society[4]) gegeben habe. Es besteht auch eine einfache Form der Initiation bei diesem Stamm, die ich ebenfalls an anderer Stelle beschrieben habe.[5])

Die Heiratsgesetze und die soziale Organisation der Kūmbainggeri sind von mir in einer Mitteilung an die Royal Society of New South Wales im Jahre 1897 erörtert worden.[6])

[1]) Journ. Anthrop. Inst., London. Vol. XXV, pag. 310; auch American Anthropologist. Vol. II, N. S., pag. 144.

[2]) Journ. Royal Soc. N. S. Wales. Vol. XXXVI, pag. 157—160.

[3]) Queensland Geographical Journal. Vol. XVII, pag. 61—63.

[4]) Proc. Amer. Philos. Soc. Vol. XXXVII, pag. 54—73.

[5]) Queensland Geographical Journal. Vol. XV, pag. 67—74.

[6]) Journ. Royal Soc. N. S. Wales. Vol. XXXI, pag. 169—170.

Die Hafneröfen in Stoob.

Von J. R. Bünker in Ödenburg.

(Mit 10 Abbildungen.)

Universitäts-Prof. Dr. Rudolf Meringer bringt in Bd. XXVII dieser »Mitteilungen« in seiner Arbeit »Zur Geschichte des Kachelofens« auch den durch v. Cohausen in den »Annalen des Vereines für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung«, Bd. XIV, beschriebenen Aulofen in Seulberg zur Besprechung. Der durch v. Cohausen beschriebene Aul- oder Töpferofen ist ein Ofen zum Brennen des Hafnergeschirres und zeichnet sich durch ein Gewölbe aus, das durch Töpfe hergestellt ist. In der angeführten Arbeit bemerkt Meringer S. 231: »Auch die Art, wie der Aulofen in Seulberg eingedeckt ist, wird sich in den Alpen wohl schwerlich nachweisen lassen.«

Prof. Dr. Meringer war nun nicht wenig erstaunt und erfreut zugleich, als ich ihm im Jahre 1900 gelegentlich einer Zusammenkunft in Wien mitteilen konnte, daß ich Hafneröfen, welche dem durch v. Cohausen beschriebenen Aulofen fast ganz genau gleichen, im westlichen Teil des Ödenburger Komitates, das von den letzten Ausläufern der Alpen durchzogen wird, also noch zum Alpengebiete gehört, im Dorfe Stoob bei Ober-Pullendorf gefunden habe. Meringer war es, der mich zur Publikation dieser interessanten Hafneröfen aufforderte, und eine Subvention, die mir von Seite der Anthropologischen Gesellschaft in Wien bewilligt wurde und für die dem löblichen Ausschusse der Gesellschaft auch an dieser Stelle bestens gedankt sei, ermöglichte es mir, im verflossenen Herbste (1901) das stark abgelegene Dorf Stoob aufzusuchen, einige der Öfen zu photographieren, aufzumessen und mir die nötigen Daten zur Beschreibung der Öfen an Ort und Stelle zu holen.

Das Dorf Stoob besteht aus 220 Häusern und ist von Deutschen bewohnt. In 27 Häusern hiervon wird Hafnerei betrieben. Die 27 Hafner des Dorfes sind aber nicht allein Hafner, sondern auch Landwirte. Ist das Besitztum des Hafners an Grund und Boden gewöhnlich auch nur ein verhältnismäßig kleines, so nimmt die Bestellung des Ackers und die Ernte doch einen großen Teil der Zeit in Anspruch. Die Ausübung des Hafnergewerbes beschränkt sich demnach nur auf die übrig bleibende Zeit, das Hafnergewerbe wird sonach in Stoob wie ein Hausindustriezweig betrieben.

Der Ton, welcher aus der Umgebung des Dorfes gehoben wird, ist ein ausgezeichneter, doch wird von den Hafnern Stoobs nur ordinäres Geschirr angefertigt. Es besteht zumeist aus fast halbkugelförmigen Schüsseln verschiedener Größe (*»Weidlinge«*), aus ungehenkelten Milchtöpfen von Krugform (*»Milchtiegel«*), aus größeren ähnlich geformten und mit einem Henkel versehenen *»Wasserkrügen«* und aus flaschenförmigen, dickbauchigen Krügen mit engem kurzen Hals und ganz kleinem Henkel (*»Plutzer«*). Das Geschirr wird teils glasiert, teils roh gebrannt. Das roh gebrannte Geschirr erhält eine ockergelbe bis dunkelziegelrote Farbe. Die einzelnen Hafner stellen entweder nur rohes rotes Geschirr oder nur glasiertes Geschirr her. Die letzteren, deren es in Stoob gegenwärtig nur sieben gibt, werden die *»glasierten Hafner«* genannt, die anderen heißen die *»roten Hafner«*. Die Stoober Tonwaren erfreuen sich ihrer Haltbarkeit wegen guten

Rufes und werden durch die Erzeuger selbst in Wagenladungen nach Ödenburg, Eisenstadt und Güns auf die Jahrmärkte gebracht und zu billigen Preisen abgesetzt.

In Seulberg scheint die Hafnerei nach den Schilderungen v. Cohausens in ähnlicher Weise betrieben worden zu sein. Um das Jahr 1687 bestanden dort 16 Meister, im Jahre 1704 gab es 28 Meister und vom Jahre 1790 bis 1805 wurden 17 Meister gezählt. Während jedoch in Seulberg nur zwei Eil- oder Aulöfen bestanden, die von allen Meistern gemeinschaftlich benützt wurden, besitzt in Stoob jeder Hafner seinen eigenen »*Brennofen*«. Der letzte Aulofen in Seulberg, jener, den v. Cohausen im Jahre 1873 noch sah, aufnahm und beschrieb, stand damals schon durch 25 Jahre außer Betrieb, die 23 Öfen der Hafner in Stoob stehen heute noch nicht nur vollkommen aufrecht, sondern werden immerfort noch fleißig benützt. Der Seulberger Aulofen war nach der Beschreibung v. Cohausens in einem kleinen Häuschen untergebracht, während die Stoober Brennöfen unmittelbar hinter den Scheunen in den Hausgärten der betreffenden Hafner unter freiem Himmel aufgeführt stehen.

Die Konstruktion der Stoober Hafneröfen gleicht der des Seulberger Aulofens fast aufs Haar, die Brennweise des Geschirres ist in Stoob eine weniger sorgfältige, primitivere, als sie es in Seulberg war. Ein Vergleich der Beschreibung v. Cohausens mit den nachfolgenden Mitteilungen mag das eben Gesagte beweisen.

Ich habe in Stoob drei der bestehenden 23 Öfen photographiert. Abb. 115 zeigt den Brennofen des Hafners Johann Binder, H.-Nr. 111, von der Seite gesehen. Abb. 116 bildet die Vorderseite ab und unter Abb. 117 biete ich einen Längsschnitt des Ofens. Sowohl aus Abb. 115 als auch aus dem Durchschnitte läßt sich ersehen, daß der Ofen von vorne nach rückwärts abfällt oder besser gesagt, daß seine Vorderseite auf der gewachsenen Erde aufsteht, während sein rückwärtiger Teil in das Erdreich hineingebaut ist. Die Steigung der Grundfläche des Ofens beträgt 50 *cm*. Der Innenraum des Ofens, der, wie die Abb. 116 erkennen läßt, im Querschnitte die Form eines Hufeisens hat, ist nach der Abb. 117 in zwei Teile gegliedert: in den rückwärts und tiefer liegenden Heizraum und in den ansteigenden, nach vorne liegenden Brennraum. Die ganze Länge des Ofens beträgt genau 5 *m*. Hiervon entfallen auf den Heizraum, welcher den mundartlichen Namen »*Hend'l*« führt, 1·3 *m*, auf die scheidende Zwischenwand, die die Bezeichnung »*Brust*« trägt, 0·14 *m* und auf den Brennraum, der »*Eingång*« genannt wird, 3·56 *m*. Die Höhe des Ofens beträgt vorne 1·35 *m*, während sie an der Rückseite auf 0·72 *m* abfällt. Abb. 118 stellt einen Querschnitt des Ofens dar. Die Wandung des Ofens besteht im untersten Teil rechts und links aus einer Aufmauerung von Bruchsteinen, deren Höhe vom gewachsenen Boden 80 *cm* beträgt. Diese Aufmauerungen springen in ihren untersten Teilen bei *a* und *b* in einer Höhe von 20 *cm* in den Hohlraum des Ofens vor. Die Vorsprünge werden »*Aufsatz*« (sing. »*Aufsåtz*«) genannt. In der Mitte des Ofens ersehen wir in Abb. 118 bei *c* eine Aufmauerung in der Höhe der »*Aufsatz*« und in einer Breite von 40 *cm*. Sie heißt »*Gråad*« (wahrscheinlich von *gred, gread* = Stufe). Sowohl der »*Gråad*« als auch die beiden »*Aufsatz*«, welche auch in Abb. 116 gut ausgenommen werden können, reichen nur durch den »*Eingång*« bis zur »*Brust*«. Letztere, ein gitterartiges Gebilde aus Mauerziegeln, ist im Querschnitte, Abb. 118, ebenfalls eingezeichnet. Durch diese Aufmauerungen werden im Brennraume des Ofens rechts und links vom »*Gråad*« zwei Furchen gebildet, die »*Gråadlöcher*« heißen und deren Bestimmung unten klargestellt werden soll.

Das Merkwürdigste an den Stoober Brennöfen ist genau so wie am Seulberger Aulofen die Decke. Es ist ein Gewölbe, das von Töpfen gebildet wird. In der Regel ist von den Töpfen nichts zu sehen, da sowohl die Außenseite als auch die Innenseite des Gewölbes dicht mit Lehm verstrichen ist. In der Abb. 116 erscheint jedoch die Stirnseite des

ersten Topfkranzes bloßgelegt, so daß man die Töpfe erkennen kann. Es sind Milchhäfen von 26 *cm* Höhe und 22 *cm* größtem und 20 *cm* Munddurchmesser. Die Milchhäfen, so benannt, weil in ihnen die Milch gekocht wird, sind von den oben erwähnten Milchtiegeln zu unterscheiden. Sie besitzen einen Henkel. Zwei der Töpfe in Abb. 116 lassen die Henkel erkennen, bei den anderen sind sie schon abgebrochen. Die im ersten Kranze des abgebildeten Ofens verwendeten acht Milchhäfen sind jedoch neueren Ursprunges. Sie bilden nämlich den Ersatz für andere Töpfe, die an dieser besonders gefährdeten Stelle des Ofens bereits gebrochen worden sind. Es werden zur Bildung des Gewölbes sonst nicht gewöhnliche gehenkelte Milchhäfen von der angedeuteten Größe verwendet, sondern man gebraucht hierzu eigens zu diesem Zwecke hergestellte Töpfe, die in der Form den Milchtöpfen ganz ähnlich, aber etwas kleiner sind. Diese Töpfe führen einen eigenen Namen und heißen »*Stea'k'l*«. In Abb. 119 sind zwei ineinandergesteckte »*Stea'k'l*« gezeigt. Wie aus der Abbildung zu sehen, sind es nicht Töpfe, welche die Gestalt von Blumentöpfen haben wie die Wölbtöpfe des Aulofens (vgl. Fig. 5 bei v. Cohausen und Fig. 223 bei Meringer, a. a. O.), sondern sie gleichen, wie gesagt, den Milchhäfen vollkommen. Ihre Höhe beträgt 20 *cm*, der größte Durchmesser am Bauche 16 *cm*, der Durchmesser des Mundes 15 *cm*, der des Bodens 10 *cm*. Die »*Stea'k'l*« sind stärker gehalten als die Töpfe zum Hausgebrauch. Sie haben nämlich eine Wandstärke von $^1/_2$ *cm*. Auch sind sie roher gearbeitet als jene. An der Außenwand weisen sie Rillen auf, damit der Lehm, mit dem sie verschmiert werden, besser anhaften kann. Eigentümlich ist, daß die »*Stea'k'l*« keinen geschlossenen Boden besitzen. Wenn der »*Stea'k'l*« von der Drehscheibe abgehoben wird, wird er mittels eines dünnen Messingdrahtes so abgeschnitten, daß er im Boden ein größeres oder kleines Loch erhält.

Abb. 115. Brennofen des Johann Binder in Stoob. (Seitenansicht.)

Abb. 116. Derselbe. (Vorderansicht.)

Auffallend ist es, daß die Topfkränze, aus welchen das Gewölbe der Brennöfen gebildet ist, genau so angelegt sind wie beim Aulofen. »Dieselben (nämlich die Töpfe) sind abwechselnd in einem Kranz von rechts nach links, im nächsten umgekehrt, ineinandergesteckt.« Was v. Cohausen im vorstehenden Satze vom Aulofen sagt, gilt auch

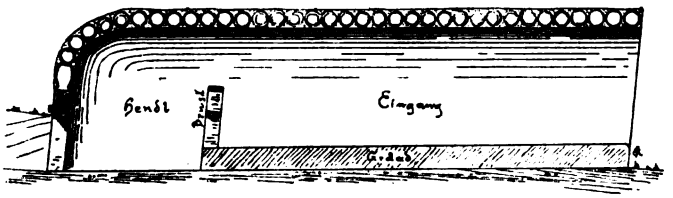


Abb. 117. Längsschnitt des Brennofens (1 : 60).

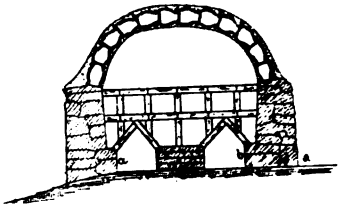


Abb. 118. Querschnitt des Ofens (1 : 60).

von den Stoober Brennöfen. Das zeigt uns deutlich die Abb. 120, welche den Ofen des Hafners Andreas Seidl, H.-Nr. 85, darstellt. Zufällig ist der Lehmverputz dieses Ofens

Abb. 119. Zwei ineinandergesteckte »Stea'k'l«. ($^1/_{10}$ n. Gr.)

außen vom Regen vollständig abgewaschen worden. Ich hatte Gelegenheit, den Ofen von seiner Vorder- und von seiner Rückseite zu photographieren, bevor der Verputz erneuert worden ist. Abb. 121 bietet die Rückseite. Diese beiden Bilder zeigen die Konstruktion des Ofens so deutlich, daß ich zur Erklärung derselben kaum mehr etwas zu sagen habe.

Abb. 120. Brennofen des Andreas Seidl in Stoob. (Vorderseite.)

Zum Gewölbe dieses Ofens sind ausschließlich »*Stea'k'l*« verwendet worden. Die Rillen am Bauche derselben sind in den Abb. 120 und 121 deutlich zu erkennen. Das ganze Gewölbe besteht aus 311 »*Stea'k'ln*«. Der erste Kranz zählt deren zwölf. So viel weisen die meisten Kränze auf; im rückwärtigen Teil des Ofens jedoch, dort, wo er abfällt und sich verengt, werden die Kränze kürzer und bestehen nur mehr aus 11, 10 und 9 Töpfen. Bemerkenswert ist die Anordnung der Töpfe in der letzten Reihe. Die Töpfe stecken, wie die Abb. 121 ersehen läßt, nicht mehr ineinander, sondern sie stehen nebeneinander auf ihren Öffnungen.

Dieser Ofen ist etwas kürzer, doch höher als der des Johann Binder. Auf den »*Eingång*« entfallen 3·08 *m*, auf die »*Brust*« 14 *cm* und auf das »*Hendl*« 1·08 *m*. Der Ofen mißt daher 4·3 *m* in der Länge. Seine Höhe beträgt 1·58 *m*. Das Heizloch ist 78 *cm* hoch und 50 *cm* breit.

Die Brennöfen bauen sich die Hafner natürlich selbst. Die Topfkränze werden frei geformt, so daß zur Herstellung des Gewölbes kein »*Futter*« notwendig ist. Wird ein Ofen neu errichtet, so muß er, bevor er zum Brennen des Geschirrs verwendet wird, erst ausgebrannt werden. Zum Ausbrennen des Ofens ist eine oder $^6/_4$ Klafter Holz nötig.

Abb. 121. Derselbe. (Rückseite.)

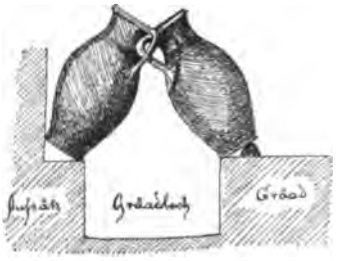


Abb. 122. Zwei verschränkte Wasserkrüge. ($^1/_{10}$ n. Gr.)

Nicht ohne Interesse ist es auch, wie die Hafner das zu brennende Geschirr, nachdem es im Sommer im Freien oder im Winter am Stubenofen getrocknet worden ist, in den Ofen einbauen. Man beginnt mit dem Einlegen des Geschirres in den »*Eingång*« in dessen innerstem Teil, unmittelbar an der »*Brust*«. Vorerst werden zwei Wasserkrüge genommen. Sie haben eine Höhe von 37 *cm* und sind die größten und stärksten topfähnlichen Gefäße. Dieselben werden so gegeneinander gestellt, daß der eine mit seinem Boden auf den »*Aufsatz*«, der andere auf dem »*Gråad*« aufsteht. Die Henkel der beiden Krüge werden dabei ineinander geschoben, so daß beide Krüge zusammen in der Art fest miteinander verschränkt sind, wie es die Abb. 122 zeigt An das erste Krugpaar werden sowohl über dem rechten als auch über dem linken »*Gråadloch*« drei weitere Paare angeschlossen. Alle acht Paare zusammen bilden ein »*Steß'l*« (Dim. von Stoß). Auf diese Weise werden beiderseits die »*Gråadlöcher*« nach und nach in ihrer ganzen Länge überbrückt. Im ganzen haben in einem Ofen vier oder fünf »*Steß'l*« Platz. Der Raum rechts und links von den »*Steß'ln*« und über diesen wird mit allerlei Geschirr ausgelegt. Die Wasserkrüge sind also die Träger der ganzen Geschirrmasse, die auf einmal im Ofen gebrannt wird. Die Zahl der Geschirrstücke, die auf einmal zum Brennen kommt, beläuft sich auf 400, wenn die Geschirre groß, auf 500—600, wenn sie klein sind. Die Mündung des »*Einganges*« wird mit schon gebrannter Ausschußware dicht verlegt. Frisches Geschirr würde nämlich an jener Stelle nicht genügend durchglüht werden können.

Ist das Geschirr auf diese Weise eingelegt worden, so kann mit dem Brennen begonnen werden. Das Brennen geschieht immer in den Abendstunden, da in der Dunkel-

heit, wie mir gesagt wurde, das Fortschreiten des Brennprozesses besser beobachtet werden kann. Geheizt wird vornehmlich mit Föhrenholz. Man gebraucht Scheiterholz und gerne auch »*Bürtel*«, das sind Reisigbündel, wie solche in der Abb. 116 hinter dem Ofen aufgeschichtet zu sehen sind. Anfangs wird nur behutsam geheizt, erst nach und nach wird das Feuer stärker angefacht. Ist es im besten Brennen, so schlägt die Lohe, besonders dann, wenn nachgeschürt wird, vorne oft 2—3 *m* hoch aus dem Ofen heraus. Es ist dies in dunkler Nacht, wenn in mehreren nebeneinanderliegenden Öfen zugleich ge-

Abb. 123. Brennöfen des Johann Seckl und Paul Wohlmuth in Stoob.

brannt wird, prächtig anzusehen. Damit das im vorderen Teile des Ofens aufgestapelte Geschirr ebensogut durchglüht wird als im rückwärtigen Teile, wird die sich im »*Hendl*« bildende Glut mit langen Krücken durch die »*Gråadlöcher*« in den Brennraum vorgeschoben, die am meisten Hitze ausströmende Glutmasse also nach vorne und unmittelbar unter das zu brennende Geschirr verlegt. Erstrahlen auch die vordersten Partien des eingelegten Geschirres in heller Glut, so weiß der brennende Hafner, daß der Brand vollendet ist. Die Vollendung des Brandes tritt ein, wenn fünf Stunden hindurch geheizt und zirka 2 m^3 Holz verbrannt worden ist.

Abb. 124. Konstruktion des Ziegelgewölbes.

Es bleibt noch zu erwähnen, daß von den 23 Brennöfen in Stoob 17 ganz den beiden besprochenen gleichen, vier aber von den 23 Öfen sind in der Form den anderen wohl noch gleich, doch im Material bereits anders. In neuester Zeit werden die Gewölbe nämlich nicht mehr aus Töpfen, sondern aus Mauerziegeln hergestellt. Zwei solche Öfen neuerer Art liegen in der Nachbarschaft des beschriebenen Seidlschen Ofens unmittelbar nebeneinander. Es sind die Öfen des Johann Seckl, H.-Nr. 87, und des Paul Wohlmuth, H.-Nr. 88. Ich konnte sie beide auf eine Platte bekommen. Abb. 123 zeigt ihr Bild. Auch die Art der Konstruktion dieser Öfen ist nicht ganz ohne Interesse. Hier besteht alles aus Ziegeln: der »*Gråad*«, die Aufmauerungen rechts und links, die »*Aufsatz*« und das Gewölbe. Wie der zwei Ziegel starke »*Gurt*«, der vordere Rand des Ofens, gefügt ist, läßt sich aus der Abb. 123 deutlich erkennen. Bemerkenswerter aber ist das Gewölbe des Ofens. Es hat nur die Stärke eines Ziegels. Dabei stehen die Ziegel, welche einen Kranz

des Gewölbes bilden, alle auf einer ihrer langen, schmalen Seitenflächen und berühren sich mit den kürzesten Flächen. Der zweite Kranz ist dann so angeordnet, daß die Fugen des vorangehenden Kranzes durch die Mitte des anschließenden Ziegels im zweiten Kranze gedeckt werden, wie dies die Zeichnung, Abb. 124, andeutet.

Solche Öfen habe ich auch in Jabing bei Rothenthurm im Oberwarther Bezirk des Eisenburger Komitates gefunden, woselbst die Hafnerei in ganz gleicher Weise wie in Stoob betrieben wird. Brennöfen der vorbeschriebenen Art, bei denen das Gewölbe aus Töpfen besteht, sind mir trotz eifrigen Umfragens sonst nicht bekannt geworden.

Weniger der Umstand, daß alle neuen Öfen in Stoob der größeren Dauerhaftigkeit wegen ganz aus Ziegeln erbaut werden dürften, sondern besonders der, daß dort im Jahre 1896 durch die fürstlich Esterházysche Güterverwaltung eine Tonwarenfabrik erbaut worden ist, die den Kleinbetrieb in der Hafnerei wohl bald ganz unmöglich machen dürfte, wird es herbeiführen, daß die so interessanten althergebrachten Brennöfen nicht mehr lange existieren werden.

Virchow als Anthropologe.

Von **Ferdinand v. Andrian.**

Seitdem wir Virchow zu Grabe geleitet haben, erheben die medizinischen Korporationen aller Länder der Reihe nach ihre Stimme, um die Vorzüge des großen Mannes zu preisen, welcher auf allen von ihm bearbeiteten Gebieten für die Erweiterung des Gesichtskreises exakter naturwissenschaftlicher Erfahrung bahnbrechend gewirkt hat.

An diesen Kundgebungen hatte die Anthropologie, Virchows jüngstes und vielleicht liebstes Kind, einen bescheidenen Anteil. Lebhaften Widerhall fand bei den europäischen Fachgenossen der schöne Gedanke der Berliner Anthropologischen Gesellschaft, seinen 81. Geburtstag für die Gedächtnisfeier zu wählen.

Wir Österreicher müssen den Verlust des hochsinnigen Meisters besonders schmerzlich empfinden. Er war uns ein treuer und verläßlicher Freund, welcher das Interesse der österreichischen Kreise für unsere Disziplinen in weit nachhaltigerer Weise angeregt hat, als dies die französische Schule bei den Polen vermochte. In der letzten Zeit kam er alljährlich nach Österreich zur Erholung, wie früher zur Arbeit. Sogar das Okkupationsgebiet hat er besucht. Wir haben in den gemeinschaftlichen Tagungen auf österreichischem Boden unvergeßliche Stunden mit ihm und den deutschen Freunden verlebt. An diese wehmütigen Erinnerungen knüpfte sich der berechtigte Wunsch, anschließend an den warmen Nachruf von Hofrat Toldt in der Sitzung vom 11. November wenigstens einige Umrisse der Tätigkeit Virchows auf unseren Gebieten festzuhalten. Es kann sich dabei allerdings nur um eine knappe Übersicht über den gewaltigen Stoff handeln. Liegen doch von ihm, nach Lissauer, mehr als 1000 größere und kleinere Werke, Abhandlungen und Mitteilungen anthropologischen Inhaltes vor![1])

I.

Auffallende Eigentümlichkeiten des Virchowschen Genius bilden dessen frühe Entwicklung und die Festigkeit seiner wissenschaftlichen Anschauungen. Bei der Jubiläumsfeier am 13. Oktober 1901 haben seine Altersgenossen daran erinnert, daß unter den ersten Zuhörern des eben ernannten 25jährigen Prosektors an der Charité seine ehemaligen Lehrer waren. Virchows führende Rolle in Würzburg hat A. Kölliker mit wehmütigen Worten geschildert. Er übertrug dorthin seine Ansicht von der Wesenseinheit der physiologischen und pathologischen Lebensvorgänge, welche er unmittelbar vor seinem Abgange nach Würzburg (1849) bereits in der Schrift »Die Einheitsbestrebungen in der wissenschaftlichen Medizin« vertreten hatte. »Ihm verdanken wir alle«, sagt Kölliker, »die Überzeugung, daß die Lehre von den krankhaften Veränderungen der Körper nur dann wissenschaftliche und praktische Bedeutung hat, wenn sie zur Lebens- und Entwicklungsgeschichte derselben wird, eine Überzeugung, die jedem um so unauslöschlicher sich einprägen mußte, wenn er sah, wie ihr Vertreter in der Hand derselben immer und immer von neuem die schwierigsten Fragen in glänzender Weise ihrer Lösung entgegenführte.« Diese bahnbrechende Erkenntnis bestimmt Virchows eigenartigen Standpunkt in den Grundfragen der Anthropologie und der Biologie überhaupt. Seine berühmte Formel: Individualismus und Typus = Pathologie und Physiologie, hat er unermüdet, zuletzt noch in der Festsitzung am 13. Oktober 1901, verteidigt. Wie befruchtend aber im allgemeinen seine pathologische Betrachtungsweise auf die Anthropologie eingewirkt hat, fand sich außerhalb der pathologischen Kreise wenig Verständnis für seine Theorie der »Abweichungen vom Normaltypus«.

Eine der originellsten Kundgebungen seiner Grundanschauungen bildet seine Arbeit über Kretinismus und pathologische Schädelformen.[2]) Anknüpfend an eine Anregung von Hyrtl konnte er durch Verfolgung sämtlicher Typen der Kraniostenose ein ganzes System von pathologischen dolicho- und brachycephalen Schädelformen aufstellen.[3]) 1857 erschienen seine berühmten Untersuchungen über die Entwicklungen des

---

[1]) Berliner Zeitschrift für Ethnologie. 1902 (321). Vgl. Schwalbe, Virchow-Bibliographie. Berlin 1901.

[2]) Kölliker, Zur Erinnerung an R. Virchow. Beilage 7, Münchener Allgemeine Zeitung. 1902, 506.

[3]) Virchow, Über den Kretinismus und über pathologische Schädelformen. 1851.

Schädelgrundes im gesunden und kranken Zustande. Daran reihen sich: Über die Merkmale niederer Menschenrassen am Schädel (1875); über geschwänzte Menschen (1881 ff.); über die Platyknemie (1882 ff.) u. s. w. Alle diese Arbeiten haben durch neue fruchtbare Fragestellungen und die Tiefe ihrer Begründung zu umfassenden Untersuchungen und zu lebhaften Erörterungen geführt.

In bewunderungswürdiger Hingebung hat Virchow Hand angelegt, um das nachzuholen, was ungezählte Generationen versäumt hatten, um der Naturgeschichte des Menschen eine sichere beschreibende Grundlage zu geben. Seine Untersuchungen lebender Lappen, Eskimos, Dualla, Nubier, Zulu, Chippeways, Bellacoola, Bedja, Dschaggas, Araukaner, Feuerländer, Australier, Papua, Samoaner, Buschmänner, Kirgisen u. s. w. bezeugen eine kaum zu übertreffende Begabung für die Erfassung der individuellen Eigenschaften der Völkergruppen. Er hat den größten Anteil an der innerhalb der letzten Jahrzehnte erfolgten Verbesserung und Vertiefung der messenden Kraniologie, welche er als unentbehrliches Hilfsmittel exakter Beschreibung betrachtete und zur Darstellung des Tatbestandes der Gegenwart und Vergangenheit vielseitigst verwertete. Die von ihm mit unendlichem Aufwande von Arbeit und Geduld geschaffene großartige Schädelsammlung umfaßt alle Völker des Erdballs, alle Epochen menschlicher Kultur. An Weite des Gesichtsfeldes, an Universalität der Arbeitsleistung steht Virchow unerreicht unter den Kraniologen da. Erinnern wir uns, um nur Zusammenfassendes hervorzuheben, an dessen Untersuchungen der Malayen, der Südseevölker, an die Crania Americana, an das nach seinem Tode veröffentlichte Werk über australische Schädel; auch über afrikanische Schädel aus Ost-, Westafrika sowie der alten Ägypter hat er viel gearbeitet.

Außer zahlreichen Untersuchungen über andere anthropologisch wichtige Verhältnisse des menschlichen Körpers (Pigmentierung, menschliche Schwanzbildungen u. s. w.) seien noch seine Arbeiten über die Anthropoiden hervorzuheben [Menschen- und Affenschädel (1870), Anthropoiden (1879 ff.), Pithecanthropus erectus Dubois (1895 ff.) u. s. w.].

Als das nächste Ziel der physischen Anthropologie betrachtete Virchow die Erforschung des Zusammenhanges und die Erklärung der Verschiedenheiten der europäischen Volksstämme. Er hat dieses Ziel in dem ihm eigentümlichen großen Stile verfolgt. Ihm ist die Organisierung und wissenschaftliche Verwertung der deutschen Schulerhebungen über die Farbe der Augen, der Haare und der Haut zu danken. Über unsere Initiative hat sich auch Österreich diesen Erhebungen angeschlossen; außerdem die Schweiz und Belgien. Niemals früher ist ein gleich umfassendes Material für anthropologische Zwecke zusammengebracht worden (Virchow, München 1875).

Maßgebenden Einfluß hat Virchow auf das Grundproblem der beschreibenden Anthropologie, die Bestimmung der europäischen Schädeltypen, ausgeübt. Die von ihm vorgefundenen Typen waren mittels der »naturhistorischen« Methode durch Abschätzung der Gestalt des Hirnschädels und des Gesichtswinkels an wenigen, sorgsam ausgewählten »charakteristischen« Exemplaren von A. Retzius ermittelt worden. Die Messungen dienten nur als Kontrolle. Unter der als selbstverständlich betrachteten Voraussetzung, daß jeder größeren Völkerfamilie nur Ein Typus zukomme, hatte A. Retzius seine Klassifikation der Völker nach dolichocephalen und brachycephalen Typen aufgestellt. Diese Typen galten als Maßstab für die Reinheit der Völker. »Wie die alten Franken und Alemannen waren,« so lehrte Lindenschmitt, »müssen auch die jetzigen sein. Nur was jenen gleicht, kann als germanisch gelten.« Individuen verschiedener Völker konnten nach Quatrefages niemals die gleiche Gesamtbildung des Schädels aufweisen.

Aus Sven Nilsons modifizierter Annahme[1]) einer den Lappen verwandten brachycephalen Urbevölkerung Europas entstand die Vorstellung von einer physischen und geistigen Überlegenheit der einer höheren Entwicklungsstufe angehörigen Dolichocephalen. Man dachte dabei besonders an die Kelten und Germanen; später wurden diese Eigenschaften auf die gesamten Arier übertragen. Pruner-Bey hat diese Lehre in den Sechzigerjahren dogmatisch verwertet.

Virchow ist auf den deutschen und internationalen Versammlungen gegen diese Anschauungen aufgetreten. Er bekannte sich als Anhänger der messenden Kraniologie gegenüber der beschreibenden, als Gegner der Aufstellung von Typen, ohne »die ganze Breite der individuellen Schwankungen zu kennen«. Er bat schon in Wiesbaden (1873) seine Kollegen, ihre Untersuchungen nicht zu früh auf einen bestimmten Index zuzuschneiden und nicht zu schnell den Typus festzulegen. Die deutschen Anatomen forderte er auf, nicht bloß Individuen, sondern die wirklichen Bevölkerungen zu untersuchen (Jena 1876).

Das dolichocephale Adelsdiplom wurde von ihm bereits in Stuttgart (1872) mit Hinweis auf die ungemein starke Verbreitung der Brachycephalen in Europa, auf das von Calori nachgewiesene Übergewicht der Dolichocephalen in dem minder entwickelten Süditalien, ferner auf die Dolichocephalie der Eskimos,

[1]) Nach Virchows Darstellung hatte Nilson zuerst 1835 die Eskimos als die ältesten Bewohner des Nordens betrachtet (Dresdener Versammlung, 61).

Australier, Neger, abgelehnt. 1873 und 1874 bekämpfte er Nilsons' von Schaffhausen eifrig verteidigte Theorie. Bei diesem Anlasse (Dresden 1874) erklärte er, von der Inferiorität bestimmter Rassen noch sehr wenig überzeugt zu sein. Seine späteren Untersuchungen von Individuen minder entwickelter Völker haben diese Anschauung vollauf bestätigt.

Virchow verkannte niemals die Bedeutung des Reihengräbertypus für die Beurteilung einer gewissen Abteilung der Germanen während einer vom fünften bis zum siebenten Jahrhundert reichenden Zeitperiode. Er konnte sich jedoch niemals entschließen, ihn als allgemein germanischen Typus und die süddeutschen Brachycephalen in Bausch und Bogen als Mischungsprodukte zu erklären. Auch den Slaven und Finnen wollte er einigen Anteil an der dolichocephalen Gruppe Europas eingeräumt wissen. Endlich wies er (Wiesbaden 1873) auf die damals in Frankreich aufdämmernde, später durch Verneau, Zaborowsky, Ranke, Kollmann weiter verfolgte Idee von einer viel älteren dolichocephalen Grundschichte (Engis, Cro-Magnon, Chauvaux, Neandertal), »welche doch niemand für germanisch oder arisch gehalten habe«. Nur Pruner-Bey war es vorbehalten geblieben, den Neandertaler als einen »exquisiten« Kelten zu erklären!

In seinen »Beiträgen zur physischen Anthropologie der Deutschen« (1876) begründete Virchow den chamäprosopen mesocephalen Typus der Friesen. In Constanz (1877) stellte er einen dritten germanischen Typus aus altthüringischen Gräbern auf, den Kollmann später als »typischen europäischen Mesocephalen« bezeichnet hat. In den zahlreichen Diskussionen über den germanischen Schädel stand Virchow anfänglich ziemlich allein unter seinen anatomischen Kollegen. Kollmann, welcher anfänglich entschiedener Anhänger der germanischen Dolichocephalie war, hat sich früh auf Grund seiner ausdauernden Untersuchungen dem Standpunkte Virchows ungemein genähert. Den durch Anton Nyström gelieferten Nachweis, daß die Dolichocephalen selbst innerhalb der schwedischen Bevölkerung in der Minorität sind, hat Virchow nicht mehr erlebt.[1])

Zur Erforschung der Finnen wurde Virchow durch die Schrift von Quatrefages, La rasse prussienne, 1871 angeregt. Er besuchte wiederholt (1871—1877) die finnischen Gebiete und gewann die Unterstützung der obersten Civil- und Militärbehörden sowie einflußreicher Privaten für die Materialbeschaffung. So wirkten seine Untersuchungen grundlegend für die Klärung der bis dahin sehr verworrenen Ansichten über die Somatologie der finnischen Familie. Seine in Stuttgart (1872) gelieferte Aufstellung von vier verschiedenen Schädeltypen innerhalb des finnischen Sprachgebietes ist durch spätere Arbeiten russischer Forscher, z. B. durch Jelissejew, bestätigt und erweitert worden.

Aus dem Studium der slavischen Formen konnte Virchow bereits 1873 (Wiesbaden) konstatieren, »daß die Schädel der Polen, Ruthenen, Galizier so verschieden sind wie die politischen Parteien des Landes«. Es gelang ihm später, die anfänglich als Frankenschädel aufgefaßten Dolichocephalen der Reihengräber in Pommern, Westpreußen, Schlesien auf Grund der sie begleitenden Beigaben den Slaven zuzuweisen und dadurch eine Brücke zu schlagen zu den Arbeiten von Bogdanow, Emme u. s. w., welche die Lehre von der anthropologischen Einheit des slavischen Typus als Irrtum bezeichnen.

Virchows genialer Blick hat somit von allem Anfange an die Einseitigkeiten und Gefahren der älteren Ansichten über die Normaltypen erkannt. In München (1875) erklärte er, weder er noch irgend ein anderer sei im stande, den Germanen, Finnen, Kelten, Slaven, Italiener kraniologisch zu charakterisieren. Die Voraussetzung von ursprünglich reinen und homogenen großen Kulturrassen erscheint ihm a principio irrig. Sie sind alle aus kleinen Bestandteilen zusammengewachsen. Was wir Blutverwandtschaft nennen, gehört späteren Perioden an, welchen umfangreiche Völkermischungen vorausgegangen sind. Daß diese Auffassung sich vollständig mit den Ergebnissen der neueren Ethnologie deckt, darf wohl als allgemein anerkannt gelten.

Mit der Warnung gegen den Mißbrauch der Indices zur ethnographischen Bestimmung der Völker wollte Virchow durchaus nicht über die Kraniologie den Stab brechen. Seine Proteste gegen die zoologische Methode richten sich gegen die unsichere Abschätzung des Typus, anderseits gegen dessen Bestimmung aus Einzelfunden oder aus willkürlich ausgewählten Stücken. Sie leiten somit jene neue Phase erweiterter und vertiefter mathematisch-statistischer Vergleichung ein, welche in den neuesten methodischen Untersuchungen über die Variationen der Körperformen ihren letzten Ausdruck gefunden hat. Sie hat unter anderem zu Kollmanns Aufstellung von fünf typischen Schädelformen geführt, welche alle Völker der Erde vom Diluvium ab aufweisen. Mit dieser letzteren Schlußfolgerung war übrigens Virchow nicht einverstanden. Auch darüber hat sich Virchow nicht getäuscht, daß die statistische Methode nicht überall anwendbar ist.

Unbestritten bleibt der wohltätige Einfluß von Virchows scharfer Kritik auf die Ausscheidung pathologischer Formen aus der Typenreihe. »Wir müssen lernen,« sagte er in Jena (1876), »daß es Einflüsse gibt,

[1]) Nyström fand unter 500 von ihm gemessenen lebenden Schweden 101 Brachy-, 295 Meso- und 102 Dolichocephale (Archiv für Anthropologie, 1902).

welche falsche Typen, falsche Analogien, falsche Grundlagen geben, und müssen durch eine strenge Methode das Wahre vom Falschen trennen lernen.« Auf dem internationalen Anthropologenkongreß 1867 zu Paris zeigte Broca eine große Suite von Baskenschädeln aus Spanien, in welcher die Mehrheit Dolicho-, nur wenige Brachycephale waren. Er behauptete daher die Dolichocephalie der Basken. Pruner-Bey bestritt dies, weil die Brachycephalie die niedere, daher ältere und typische Form des Baskenschädels sei. Virchow löste den Knoten durch den Nachweis, daß die brachycephalen Schädel sämtlich in derselben Weise synostotisch waren, jedoch in den Hauptpunkten mit den dolichocephalen stimmten. Es ist ihm wiederholt gelungen, den Grund individueller Abweichungen des Schädels in bestimmten Verhältnissen des Knochenbaues nachzuweisen (Schädel von Wiesbaden, Alsheim, Camburg u. s. w.). Er nahm auch lebendigsten Anteil an den Diskussionen über Mikrocephalie, welche, unter der Initiative von Karl Vogt, zur Zeit der Gründung unserer Gesellschaft auch nach Wien verpflanzt worden sind. Die pathologische Erklärung hat unter seinem Eingreifen wohl Vogts phylogenetische Anschauung vollständig verdrängt, obwohl Virchow offen bekannte, den ersten Störungspunkt sowie den ganzen Verlauf des Prozesses nicht zu kennen. Virchow erinnerte bei der Besprechung dieser Verhältnisse an die Zeit, wo viele die Kretins als Reste einer alten, niedrigen, in den Gebirgen zurückgebliebenen Urbevölkerung betrachteten, welche sich aus Fröschen entwickelt habe!! Er bekämpfte die moderne atavistische Deutung solcher krankhafter, aus ungünstigen Lokalverhältnissen hervorgegangener Gebilde. Unerledigt geblieben ist der Schipkakiefer, welchen Dr. Walkhoff jüngst phylogenetisch zu verwerten gesucht hat, und der berühmte Schädel vom Neandertal. Virchow hielt den letzteren für eine typische, jedoch durch krankhafte Einwirkungen veränderte Form, welche für die Aufstellung eines Rassentypus nicht geeignet erscheint. Er hat diese Ansicht noch in Metz vertreten. Durch Heranziehung des Materials aus den Höhlen von Spy und von Krapina wird allerdings die Stellung der gegnerischen Anschauung einigermaßen verstärkt. Als ausgetragen kann jedoch die Frage schon mit Rücksicht auf die Unsicherheit des Alters dieser Funde dermalen nicht betrachtet werden.

Virchow hat in einer berühmten Rede auf der deutschen Naturforscherversammlung zu Karlsruhe 1858 »über die mechanische Auffassung vom Leben« auseinandergesetzt, daß die mechanische Theorie des Lebens erst durch den Nachweis der Übertragsfähigkeit von Art zu Art eine gewisse Sicherheit erlange. Ein Jahr später erschien Darwins Werk. Die darin niedergelegten Anschauungen über die natürliche Entwicklung der organischen Formen und die gegenseitige Abhängigkeit aller Naturwesen mußten ihm somit als die Erfüllung eines wissenschaftlichen Bedürfnisses erscheinen. Wiederholt, zuletzt noch in Lindau (1900) bekannte er sich als heimlicher Anhänger der Mutabilität der menschlichen Typen, »ohne damit Glück gehabt zu haben. da die Anthropologie im strengsten Sinne, bei welcher der ganze Mensch in Frage kommt, bisher nur die Permanenz des Gesamttypus dargetan habe«. Nach sorgfältiger Prüfung des Tatbestandes mußte er erklären, eine Umwandlung der Blonden in Brünette im Sinne der Darwinisten nicht vertreten zu können (1884). Eine Möglichkeit, die Beobachtung mit dem Bedürfnisse des Denkens in Einklang zu bringen, schien ihm durch die Annahme einer Mutabilität der komponierenden Teile, der Gewebe (Metaplasie), gegeben (Lindau). Er hat sich bemüht, die Begriffe Variation, Erblichkeit, ererbte und erworbene Eigenschaften, Atavismus von seinem Standpunkte aus schärfer auszuprägen, als dies bisher geschehen war. Die Behandlung der Frage der Menschenrassen schien ihm nur auf dem von Darwin für die Erklärung der Artenbildung eingeschlagenen Wege möglich. Virchows Ableitung der Varietätenbildung aus äußeren Einwirkungen auf den Typus knüpft ausdrücklich an Darwin an.[1]) Man kann somit durchaus nicht behaupten, daß Virchow ein prinzipieller Gegner Darwins war, wenngleich, mit Prof. Mach zu sprechen, »sein Denken nicht hypnotisch den Eindrücken der Darwinschen Worte folgte«.

[1]) Virchow, Rassenlehre und Erblichkeit (Festschrift für Bastian, 1896). Diese Abhandlung bietet zugleich in klassischer Durchsichtigkeit Virchows Lehre von der pathologischen Natur der Abweichungen vom Typus. »Sie entstehen aus äußeren Einwirkungen, welche zumeist als Störungen des Normallebens auftreten und unter Umständen zu dessen Vernichtung, anderseits aber auch zu zweckmäßigen Reaktionen und Regulationen« führen können. Die dadurch eingeleiteten »pathischen«, jedoch meistens ungefährlichen, oft sogar valutären Vorgänge werden meist der Physiologie zugerechnet, sie gehören jedoch unzweifelhaft der Pathologie an.« Über die Allgemeingültigkeit dieser Lehre wird die nüchterne Forschung entscheiden; daß sie auf viele der in Sempers Werke »Über die natürlichen Existenzbedingungen der Tiere« gesammelten Fälle von Abänderungen paßt, scheint mir unbestreitbar. Nehring nimmt eine anfängliche Degeneration der Tiere durch die Domestikation (Zeitschrift für Ethnologie, 1888, 181) an. Aus Virchows oben angeführten Worten erhellt jedoch unter allen Umständen, daß er keineswegs die durch Anpassung und Vererbung stabilisierten Varietäten, zu welchen er auch die Menschenrassen rechnete, als pathologisch Produkte ansah, wie dies behauptet wurde. Er hat nur die unter den ungünstigsten Verhältnissen lebenden Lappen, Buschmänner und Weddas als pathologische Rassen bezeichnet, wofür Ranke den zweckmäßigeren Ausdruck »Kümmerformen« eingeführt hat.

Unser Meister würdigte vollauf die großen Erfolge der vom Entwicklungsgedanken angeregten morphologischen Forschung. Doch erschienen ihm die Verwertung derselben für die Genealogie des Menschen sowie die hypothetische Begründung des Systems verfrüht und »transcendental«. Als Komplement der Morphologie, welche nur Wahrscheinlichkeiten der Entwicklung gibt, legte er das Gewicht auf die Physiologie und Pathologie. Seine bekannte Äußerung, »daß der, welcher uns lehrt, aus einem Spaltpilz einen Schimmelpilz zu züchten, mehr getan haben wird als alle Heraldiker des Stammbaumes des Menschen,[1])« beleuchtet hell seinen physiologisch-pathologischen Standpunkt gegenüber dem morphologischen. Ähnliche Anschauungen wurden von bedeutenden Zoologen und zugleich überzeugten Darwinisten, wie Leukardt, Semper und in steigendem Maße von deren Nachfolgern vertreten, welche die eigentliche Begründung des Darwinismus von der »Physiologie der tierischen Organismen«[2]) erwarten. Es begreift sich leicht, daß unter den biologischen Leistungen der Gegenwart vor allem die Grundsätze der Entwicklungsmechanik von Roux ihm sympathisch waren.

Noch jüngst ist Virchow die Behauptung imputiert worden, »es sei ganz gewiß, daß der Mensch nicht vom Affen abstammt«. Demgegenüber sei an seine Rede in Wien 1889 erinnert, in welcher er an die Besprechung gewisser, teilweise von ihm zuerst beobachteter, pithekoider Merkmale bei Malaien, Australiern, Afrikanern die Frage knüpft, ob diese Völker nicht das gesuchte Zwischenglied zwischen Mensch und Affen darstellen. Niemand, sagte er, könne darauf mit einem bloßen »Nein« antworten. Warum sollte dies nicht möglich sein? Doch fehle viel von der Möglichkeit bis zur Wirklichkeit. Er schlug aber vor, die prähistorischen Australier und die Indonesier in größerer Ausdehnung auf ihre frühere Entwicklung von geschulten Beobachtern untersuchen zu lassen. Er hielt es für möglich, daß dabei wesentliche Belege für die Descendenz gefunden würden. Die aus der Virchow-Stiftung unterstützte Expedition von Vaughan Stevens nach der malaiischen Halbinsel bedeutet einen Vorstoß auch nach dieser Richtung. Er hat eine neue Zwergrasse, die Jakoons in Malakka, enthüllt, jedoch keinen pithekoiden Urmenschen. Diese Unternehmung tut dar, wie es sich in der Tat mit Virchows Opposition gegen die Descendenzfrage verhielt. Er bekämpfte mit zwingender Logik nur die willkürliche Prämisse einer Stufenreihe der Menschenformen, welche, wie z. B. aus der jüngsten Beschreibung der Nilgalaweddas von Dr. Rütimeyer erhellt, durch die objektive Beobachtung im großen Ganzen zurückgewiesen wird. Für den Nachweis einer diluvialen Bevölkerung von Affenmenschen verlangte er eine breitere Grundlage, als sie einige wenige, dem Alter wie der Beschaffenheit nach zweifelhafte Einzelfunde zu geben vermögen. In gleichem Sinne äußerte er sich in der von Kollmann und Sergi angeschnittenen Pigmäenfrage, welche doch weit sorgfältiger begründet wurde.[3]) Ebenso bezüglich der Platyknemie.[4]) Die vielfach auftauchenden Zweifel, ob in einzelnen Fällen ererbte Rasseneigenschaften, atavistische Rückschläge oder individuell erworbene, nicht vererbte Veränderungen des Typus vorliegen, sind nur durch geduldige Induktion zu lösen, wozu vor allem die von Virchow unablässig geforderte Vermehrung des Materials gehört. Selbst die von ihm und andern beobachteten »pithekoiden Merkmale« wollte er ohne diese Vorbedingung nicht für die Descendenz verwertet wissen. In der Anerkennung der Descendenzlehre als einer gesichterten Voraussetzung anthropologischer Arbeit erblickte er eine ernste Gefahr für die gesunde Entwicklung unserer Disziplin.

Für Virchow lag dieses Problem immerhin noch günstiger als die Frage nach der Entstehung der Menschenrassen, welche dermalen noch ganz offen ist. Eine entfernte Aussicht auf eine naturwissenschaftliche Beantwortung derselben bietet allerdings seine Auffassung der Rassen als unter der Einwirkung äußerer Einflüsse erworbene und vererbte Variationen eines ursprünglichen Typus, womit der Einfluß der Umgebung in sein, wenn auch nicht ausschließliches Recht tritt (Rassenbildung 43).

Ob Virchow in seiner Beurteilung des Neandertalers und des Pithekanthropos das Richtige getroffen hat, werden künftige Forscher entscheiden. Seine Größe ist nicht auf Unfehlbarkeit im einzelnen aufgebaut. Sie beruht auf der unbestreitbaren Überlegenheit seines naturwissenschaftlichen Instinktes, auf der strengen Folgerichtigkeit und Unabhängigkeit seines Denkens, auf seinem tiefen Wahrheitsgefühl. Diese Eigenschaften befähigten ihn, als Anführer einer Schar deutscher und ausländischer ausgezeichneter Anatomen die Bahn der Anthropologie von dem Gestrüppe »traditioneller Lehrmeinungen« zu reinigen und eine Methode exakter Beschreibung zu schaffen, welche auch auf die älteren Disziplinen befruchtend wirkt.

II.

Virchow hat gelegentlich erwähnt, daß schon in frühester Jugend die Darstellungen über die Geschichte seiner Heimat ihn mächtig angezogen haben. 1866 hat er über Schievelbeiner Altertümer geschrieben.

[1]) Deutsche Naturforscherversammlung in Wiesbaden 1860.

[2]) Semper, Natürliche Existenzbedingungen der Tiere I, Einleitung.

[3]) Festsitzung zur Feier des 25jährigen Bestandes der Berliner Gesellschaft für Anthropologie. 1894, 12 f.

[4]) Allgemeine Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft. Frankfurt 1882, 170.

Er war seit 1867 ein regelmäßiger Teilnehmer an den internationalen Kongressen für prähistorische Archäologie und Anthropologie. Auf der Tagung in Paris 1867 brachte er eine Mitteilung über Bronzewägen aus Nordostdeutschland und Schweden. Im freundschaftlichen Verkehre mit den bahnbrechenden italienischen, schweizerischen, skandinavischen, französischen Forschern erschloß sich ihm die Methode der neuen Disziplin, welche er sofort zur Betätigung brachte. Seine ersten Untersuchungen von norddeutschen Pfahlbauten und pommerschen Grabfeldern fallen ins Jahr 1869. Die Berliner Zeitschrift für Ethnologie enthält vom Anfange ihres Bestandes fortlaufende Berichte über seine prähistorischen Arbeiten. Sie umfassen deutsche Knochenhöhlen, prähistorische (und römische) Ansiedelungen aller Art, zahlreiche Gräberfelder in Preußen, Schlesien, Posen (Jaborowo), die Brandwälle in der Oberlausitz, in Schlesien, Sachsen, dem Spessart, die Burgwälle in Posen u. s. w. Ich erinnere vor allem an seinen Vortrag in Constanz (1877) über die deutschen Renntierhöhlen, unter welchen er jene von Thayingen wegen des Mangels an Topfgeschirr für die älteste hielt. In demselben Jahre referierte er in Berlin über die diluvialen Funde von Teubach (1877). In Constanz gab er außerdem eine lichtvolle Darstellung seiner Pfahlbautenforschung; die Entdeckung der alten Pfahlbauten, welche dem großen Emporium Jumneta (Vineta, slavisch Julin, jetzt Wollin) als Unterlage dienten, hat ihm große Freude bereitet. Er betonte damals schon das weit geringere Alter der norddeutschen Pfahlbauten gegenüber den südlichen Gruppen. Durch die Gleichheit der Keramik begründete er die Gleichalterigkeit der Pfahlbauten mit den Burgwällen. Beide fallen in die spätere Eisenzeit, reichen jedoch bis in die historische Zeit hinein. In Bologna (1871) wies er schon auf die Ähnlichkeit der Burgwälle mit den Terramaren hin, was durch die spätere Auffindung von Pfahlbauten als Unterlage einiger Burgwälle noch näher begründet werden konnte. Virchow unterschied drei ganz verschiedene Typen von Burgwällen, welche er zum größten Teile den Slaven zuschrieb.

Eine weitere grundlegende Errungenschaft der prähistorischen Chronologie Norddeutschlands bildet Virchows Nachweis, daß die sogenannten »Wendenkirchhöfe« nicht zu den slavischen Burgwällen gehören, wie man allgemein angenommen hatte. Sie weisen teils in die Bronzezeit (Lausitzer Typus nach Undset), teils in die Hallstattzeit. Auch ein Teil der Steinwälle (nicht alle) fällt der vorslavischen Zeit, nach Virchow, zu. Er hat übrigens auch einige vorslavische Burgwälle, z. B. einen großen Burgwall im Spreewalde konstatiert. Den Hauptanhaltspunkt für diese Altersbestimmungen bot anfänglich, neben den Metallgegenständen, die von Virchow eifrig studierte Keramik. Seit 1870 hat er über die Gesichts-, Haus-Buckel- und Fensterurnen der älteren Perioden gearbeitet. Er wies darauf hin, daß in den slavischen Burgwällen niemals Henkeltöpfe vorkommen. Vielfache Diskussionen haben Virchows Anschauungen über die ethnische Zugehörigkeit des Wellenornaments der Burgwallzeit hervorgerufen. Gegenüber den Einwendungen von Klopffleisch und Much betonte er, daß »dasselbe in den Lausitzer Gräbern ebensowenig vorkommt als das Eisen«. Er wies die zu dessen Erzeugung verwendete mehrzinkige Gabel in den altslavischen Fundstätten nach und betrachtete dasselbe als spezifisch slavisch für Norddeutschland. Dabei erkannte er den orientalischen Ursprung des Wellenornamentes an sowie dessen Persistenz von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart.

Großes Gewicht legte Virchow auf die Verwertung der Chemie für die Lösung archäologischer Fragen. In Anlehnung an Baron Bibras Bronzeuntersuchungen veröffentlichte Virchow systematische Analysen von sorgfältig ausgesuchtem und bestimmtem Material (1884, 1891). Die Mannigfaltigkeit der Zusammensetzung der verschiedenen Bronzen führte zu wichtigen Schlüssen über die Metallmischungen verschiedener Völker und Zeiten. Andere Forscher, Dr. Much, Dr. Helm, wurden zur Fortsetzung dieser Untersuchungen angeregt, welche zur Aufdeckung der Kupferzeit wesentlich beitrugen. Virchows besonderes Interesse war später auf die Verwendung von Antimon zu Legierungen, Schmuckgegenständen, Augenschminke gerichtet. Die schönen Arbeiten von Dr. Helm über die Zusammensetzung des alten Bernsteins hat Virchow durch Materialbeschaffung wesentlich gefördert.

Den Fragen über den Ursprung und die Wechselwirkungen der prähistorischen Kulturen ist Virchow mit besonderer Vorliebe nachgegangen. Er hat der Annahme von Handelsverbindungen zwischen Nord- und Südeuropa während der neolithischen Zeit beweiskräftige Tatsachen zugeführt und neben dem Bernsteinhandel einen ausgedehnten, von Rügen ausgehenden Feuersteinhandel verfochten. Für die späteren Kulturbeziehungen des Nordens mit dem Süden hat Virchow neben den früher erkannten Handelswegen vielfach das Odertal und die Weichsel herangezogen. Dagegen schienen ihm die fränkischen und slavischen Tauschierarbeiten, vielleicht sogar das Wellenornament, jedenfalls aber der durch die Hacksilberfunde bezeugte Silberhandel der Araber auf direkte östliche vom VI. bis zum XIV. Jahrhundert dauernde Beziehungen mit Zentralasien zu deuten.

Folgenreich war die zunächst auf der Grundlage der »Gesichtsurnen« 1875 entstandene Verbindung von Virchow und Schliemann. Nur seinem tatkräftigen Eingreifen ist es zu danken, wenn der Kampf der Wissenschaft des Spatens mit der klassischen Archäologie in einer Verschmelzung beider Richtungen

auslief, wodurch die letztere Disziplin verjüngt und neu gekräftigt wurde. Er hat einen wesentlichen Anteil an dem durch Schliemanns Arbeiten bewirkten Umschwung in der traditionellen Auffassung der griechischen Kultur. Seine Polemik mit dem russischen Archäologen Akademiker Stephani, welcher die trojanischen Funde in die Völkerwanderungszeit, die Gräber von Mykene ins IV. Jahrhundert v. Chr. versetzt hatte, beweist schlagend die Überlegenheit der Waffen, mit welchen er die orientalischen Einflüsse auf das Abendland bei jeder Gelegenheit verteidigte und zu deren näheren Verfolgung aufforderte.

Virchow hat es seiner Natur nach nicht bei der bloßen Anregung bewenden lassen. Die Fragen nach dem Ursprunge der europäischen Bronzekultur, die Hypothesen über die arische Einwanderung hatten ihn stets beschäftigt. Der Kaukasus galt besonders in der Pariser Schule als der Ausgangspunkt der gesamten Metalltechnik, bei anderen als der Sitz der kaukasischen Rasse oder wenigstens als Durchzugsland der arischen Einwanderer. Dazu traten Nachrichten über großartige Gräberfelder, von welchen einige durch Chantre ausgebeutet worden waren. Dies und persönliche Anregungen bewogen ihn zur Reise nach dem Kaukasus (1881). Die Frucht derselben ist zunächst die große Publikation über das Gräberfeld von Koban (1883), ferner die auch von Montelius bestätigte Erkenntnis, daß unsere Bronzekultur nicht aus dem Kaukasus stammen kann und daß niemals größere Kulturvölker durch den Kaukasus ziehen konnten. In Koban fehlen mehrere für die ältere Bronzezeit charakteristische Formen, z. B. die Celte! Die kaukasischen Bronzen gehören nach Montelius (Lindau) größtenteils dem Ende der Bronzezeit an. Virchows Werk im Akstafatale und in Kedabeg findet seine Fortsetzung in den exakten, über Auftrag der kaiserlich russischen archäologischen Kommission ausgeführten Grabungen des Herrn Rösler im östlichen Transkaukasien. Die 1902 im Grand Palais ausgestellten reichen Ergebnisse der Grabungen von Herrn v. Morgan in dem unmittelbar östlich daran anschließenden Talisch (Lenkoran) hat Virchow nicht mehr gesehen.

Die Verfolgung des kaukasischen Problems brachte Virchow in Berührungen mit den semitischen Kulturresten des armenischen Hochplateaus. Nach langjährigen Vorbereitungen gelang es ihm, 1898 die Expedition der Herren Prof. Lehmann und Dr. Belch zur Erforschung derselben zur Tat werden zu lassen. Die Erfolge dieser aus Privatmitteln nicht gerade reichlich dotierten Unternehmung sind von nachhaltigster Bedeutung für die Entwirrung des semitischen Völkerknäuels der mesopotamischen Kulturwelt. Durch die Aufdeckung der bis dahin unbekannten Schicksale, sowie der großartigen Burg- und Wasserbauten der Kalder wurde neues Licht über die semitischen Ausstrahlungen in Westasien geworfen.

Virchows letzte Gedanken waren der asiatischen Forschung, vor allem der Verwertung der Ergebnisse der armenischen Expedition zugewendet. Er beabsichtigte zunächst, ein in Lindau gegebenes Versprechen einzulösen, durch die Beschreibung des Materials von Toprakkaleh und von dem Hügel bei Schamiralti bei Van. Eine baldige Verwirklichung des Planes unseres verstorbenen Meisters wäre von größtem Werte für das Studium der neolithischen Keramik Westasiens, welche durch die neuen Funde in Ägypten, Elam, Kreta, immer größere Bedeutung erlangt. Noch kurz vor seinem Ende hat Virchow die Ehrenpräsidentschaft der unter seiner Förderung entstandenen deutschen Gesellschaft für die Erforschung von Kappadocien und Anatolien angenommen.

Auch auf dem urgeschichtlichen Gebiete hat Virchow grundlegend, leitend, anregend, in großem Stile gewirkt. Es gereichte ihm zur berechtigten Genugtuung, im Vereine mit anderen Naturforschern, unter welchen er Tischler und Lissauer besonders hochstellte, die deutsche Prähistorik »in den rechten Fluß« gebracht zu haben. Er schrieb diesen Erfolg der »Geduld der naturwissenschaftlichen Methode« zu (Danzig 1891). Allerdings erschien ihm bei wachsender Vertiefung der archäologischen Forschung eine Lockerung ihrer engen Beziehungen zur rein naturwissenschaftlichen Betrachtung in absehbarer Zeit wahrscheinlich. Doch werden, selbst wenn »die Rückwirkung der Archäologie auf die Anthropologie sich auf ein kleineres Gebiet beschränken wird als bisher«, die Grundsätze wissenschaftlichen Denkens fortleben, welche der Meister der jungen Prähistorik in die Wiege legte.

Nur in Kürze sei noch seiner Arbeiten über die verschiedenen Typen des deutschen Hauses (1887 ff.) sowie seiner Gründung (1888) des »Museums für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes« gedacht. Seinen vielfältigen Bemühungen, den daselbst aufgestapelten Schätzen ein würdiges Heim zu bieten, ist leider bisher der Erfolg versagt geblieben.

Virchows Persönlichkeit kann nur unter Berücksichtigung seines stark entwickelten Sozialgefühles voll gewürdigt werden. Die Wissenschaft war ihm niemals Monopol; er hat stets an weite Kreise zur Mitarbeit, allerdings in seinem Sinne, appelliert. Bei unerbittlicher Sachlichkeit seiner öffentlichen Äußerungen verstand er es, wie Wenige, auch seinem Standpunkte ferner Stehende für die Gesichtspunkte der strengen Forschung zu gewinnen. Er hat auf der Berliner Versammlung (1886) ausgeführt, »die Aufgaben der Anthropologie seien so mannigfaltig, daß es keinen lebenden Menschen gäbe, der im stande wäre, auf allen ihr zuzurechnenden Gebieten mit Sicherheit zu arbeiten und ein entscheidendes Wort zu sprechen. Dies müsse

von vornherein zu einer Bescheidenheit mahnen, die auch günstig zurückwirkt auf die Behandlung der Fragen, denen man nähersteht«. Die Überzeugung von der Notwendigkeit, durch gegenseitigen Verkehr sich nachzubilden, habe ihn und seine Genossen bestimmt, die deutsche anthropologische Gesellschaft ins Leben zu rufen. Diese ganz eigenartige Schöpfung bildete einen festen Anhaltspunkt für die Kooperation der deutschen und der fremden Anthropologen. In die Verhandlungen der Berliner Gesellschaft hat Virchow den Schwerpunkt seiner unendlichen Arbeit verlegt, für welche er Bundesgenossen aus allen Weltteilen heranzog. Sie ist dadurch zu einem wissenschaftlichen Zentrum ersten Ranges emporgewachsen. Daß in demselben wie im Museum für Völkerkunde alle Vorbedingungen für die gesunde Weiterentwicklung der Anthropologie im Virchowschen Sinne gegeben sind, braucht nicht erst bewiesen zu werden.

LITERATURBERICHTE.

21.

Woltmann, Ludwig: Politische Anthropologie, eine Untersuchung über den Einfluß der Deszendenztheorie auf die Lehre von der politischen Entwicklung der Völker. Eisenach 1903.

Der Gedanke, daß die anthropologischen Verhältnisse auf die historische Entwicklung einen maßgebenden Einfluß ausüben, ist nicht neu; auch der Versuch, eine vollständige Gesellschaftstheorie auf naturwissenschaftlicher Basis zu entwerfen, wurde schon gemacht, und zwar von Otto Ammon[1]). Dasselbe Problem wird von Woltmann, allerdings in umfassenderer Weise, behandelt.

Während die älteren Geschichtstheorien nur die Entwicklung von politischen und wirtschaftlichen Einrichtungen sowie von Ideen berücksichtigten, darüber aber den Menschen selbst vergaßen, handelt es sich hier um eine biologische Geschichte der Rassen: Die politischen und geistigen Leistungen der Staaten sollen aus der Eigenart der sie zusammensetzenden Rassen und aus deren biologischen Veränderungen erklärt werden.

Bevor Woltmann an seine eigentliche Aufgabe herantritt, orientiert er über seinen Standpunkt gegenüber den Lehren der allgemeinen Biologie. Unter dem Titel: »Faktoren der organischen Entwicklung« behandelt er die Fragen der Variation, Anpassung und Vererbung.

Die Hauptresultate dieser Untersuchung lassen sich etwa in folgender Weise zusammenfassen:

1. Rassentypen entstehen durch auslesende Anpassung an verschiedene Existenzbedingungen, sexuale Zuchtwahl, ferner durch physiologische Selektion; befestigt werden sie durch Inzucht, die meist durch geographische Isolation bedingt wird.

2. Die Vorbedingung der Entstehung neuer Arten ist die Variation. Diese kann entweder kontinuierlich oder sprungweise vor sich gehen (Mutation).

3. Woltmann nimmt mit Galton, Jäger und Weismann an, daß alle Abänderungen vom Keime ausgehen. Sie werden bedingt teils durch die umgebende Welt, teils durch die Eigenschaften der zeugenden Organismen (z. B. Ernährungszustand, Verfassung des Nervensystemes).

4. Der Veränderungen erzeugenden Variation steht als erhaltendes Prinzip die Vererbung gegenüber. Ihre Gesetze sind noch nicht genau erforscht, immerhin lassen sich aber auf Grund der bisherigen Beobachtungen gewisse Regeln aufstellen.

Auch beim Menschen sind dieselben biologischen Kräfte wirksam wie in der übrigen organischen Natur. Auch die menschlichen Rassencharaktere sind durch Wanderung, Isolierung, Auslese und Inzucht entstanden. Der Verfasser warnt vor dem Fehler, Abweichungen vom Durchschnittstypus ohne weiteres für Folgen von Rassenkreuzungen zu halten. Es kann sich dabei auch um individuelle Variationen oder Konvergenzbildungen handeln. Anthropologische Untersuchungen dürfen daher nicht rein morphologisch, sie müssen auch genealogisch sein.

Woltmann unterscheidet drei menschliche Hauptrassen: Neger, Kaukasier und Mongolen. Der Ausdruck Kaukasier wäre besser zu vermeiden gewesen, da uns nichts dazu berechtigt, die Mittelländer und Nordeuropäer, in die Woltmanns »Kaukasier« zerfallen, mit dem Kaukasusgebirge in einen näheren Zusammenhang zu bringen. Die Neger stehen den »Kaukasiern« stammesgeschichtlich näher als den Mongolen. Neben diesen Hauptrassen gibt es durch Variation oder Mischung entstandene Nebenrassen. Die »alpine« Rasse Europas gilt auch Woltmann als eine westliche Abzweigung der Mongolen, allerdings durch mannigfache Mischungen modifiziert.

Aus der nunmehr folgenden Besprechung der verschiedenen anthropologischen Merkmale sei besonders die Ansicht hervorgehoben, daß zur Charakteristik der Schädelform nicht die bloße Angabe des Index genüge, sondern die Mitteilung absoluter Maße unerläßlich sei, da es auch falsche Dolichokephale (Stenokephale) und

[1]) Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen. Jena 1900.

falsche Brachykephale (Eurykephale) mit langem und zugleich breitem Schädel gebe, welch letztere in Mitteleuropa als Mischlinge der langköpfigen nordeuropäischen mit der rundköpfigen »alpinen« Rasse aufzufassen seien. An eine Veränderung des Schädelindexes durch äußere Einflüsse ist nicht zu denken, lange und kurze Kopfformen sind schon in der embryonalen Anlage bestimmt und ändern sich dann nicht mehr wesentlich.

In sehr eingehender Weise wird die Frage der Vererbung von Rassenmerkmalen bei Kreuzungen an der Hand zahlreicher Beobachtungen behandelt. Leider müssen wir es uns versagen, auf die interessanten Einzelheiten einzugehen. Erwähnt sei nur, daß bei der Kreuzung lang- und rundköpfiger Typen die Kinder teils dem einen, teils dem anderen Elternteile nachgeraten, daß sich aber, besonders bei längerer Mischung, auch Zwischenformen entwickeln. Bezüglich der Vererbung geistiger Fähigkeiten nimmt Woltmann an, daß geistige Überlegenheit im allgemeinen zweifellos vererbt werde, eine Vererbung spezifischer Begabung wohl vorkomme, doch selten sei.

Ein eigener Abschnitt ist den Ursachen der Rassenentartung gewidmet. Als eine solche ist hauptsächlich der Mangel an Auslese zu betrachten, wie ihn die Verhältnisse bei Kulturvölkern mit sich bringen. Verschiedene Degenerationserscheinungen soll auch die Vermischung allzuheterogener Rassen mit sich bringen. Weiter wird dann die Bedeutung erblicher Krankheiten wie Syphilis, Tuberkulose, der Einfluß des Alkoholismus sowie die Frage des »geborenen Verbrechers« erörtert.

Die Grundlagen des sozialen Lebens sind biologischer Natur. Es sind die Instinkte des Geschlechts-, Nahrungs- und Herrschaftstriebes. Für die soziale Entwicklung kommt neben der Vererbung der sozialen Instinkte auch die Tradition in hervorragender Weise in Betracht, deren Spuren sich schon im Tierreich nachweisen lassen. Die Überlieferung kultureller Errungenschaften ist aber nur dann von Wert, wenn die Erben den Schöpfern jener Kulturelemente mindestens gleichwertig sind. Gehören die Erben einer niedrigeren oder degenerierten Rasse an, so bringt die Kulturübertragung keine Früchte. Da die Rassengesundheit eine Hauptbedingung für kulturelle Leistungen ist, so ist es eine Hauptaufgabe der anthropologischen Geschichts- und Gesellschaftstheorie, alle ökonomischen, politischen und geistigen Organisationen und Sitten darauf zu prüfen, wie weit sie der physiologischen Züchtung der Rasse oder der kulturellen Entfaltung dienen.

Im folgenden wird dann über die Entstehung und Entwicklung der Ehe gehandelt. Der Verfasser nimmt an, daß ein Zustand der Promiskuität niemals allgemein verbreitet gewesen sei, sondern daß das ursprüngliche Verhältnis die Monogamie, seltener auch die Polygynie gewesen sei. Die Familie ist von außerordentlicher Wichtigkeit für die Entwicklung der besten und edelsten Triebe. Sie ist, entwicklungsgeschichtlich betrachtet, eine Herrschaftsorganisation zu Gunsten des Mannes, die durch den natürlichen Unterschied der Geschlechter bedingt ist. Die Frau hat neben dem Manne in der Ehe nur dort Bedeutung in der Familie gewonnen, wo sie wichtige wirtschaftliche Tätigkeiten ausübt.

Die Entstehung des individuellen Eigentumes knüpft sich zunächst an den Besitz von Gerätschaften und Waffen, später an Grund und Boden. Der Ursprung des Privateigentums ist ein dreifacher: Okkupation, Arbeit und Eroberung. Die Vererbung ist physiologisch und sozial. Die erstere überträgt die natürlichen Fähigkeiten, während letztere Besitz sowie soziale Rechts- und Machtformen überliefert. Im Gegensatz zu den sozialistischen Gesellschaftstheoretikern nimmt Woltmann an, daß im großen und ganzen eine historische Parallelität zwischen physiologischer und sozialer Vererbung besteht, doch kommen auch häufig Differenzen vor.

Die soziale Differenzierung wird, besonders in primitiven Verhältnissen, durch die Geschlechts- und Altersunterschiede bedingt. Ihre wichtigste Ursache ist aber die verschiedenartige Veranlagung der Rassen und Individuen. Alle Arbeitsteilung ist ursprünglich die Wirkung einer Differenzierung der Fähigkeiten, Bedürfnisse und Triebe. Sie ist zugleich Genuß- und Herrschaftsteilung. Gerechtfertigt sind demgemäß nur solche Vorrechte, die auf größerer Tüchtigkeit beruhen. Sie gewähren höhere Genüsse, legen aber auch höhere Pflichten auf. Zwar können sie auch, durch äußere Mittel gestützt, ein Scheindasein führen, doch schlägt ihren Trägern dann sicherlich einst die Stunde des Schreckens. Von diesem Standpunkte ausgehend betrachtet nun der Verfasser die verschiedenen sozialen Ordnungen und vergleicht sie miteinander. Er kommt zu dem Ergebnisse, daß die moderne individualistische Gesellschaftsordnung eine der fruchtbarsten Ursachen geistigen und wirtschaftlichen Fortschrittes ist, da sie einer großen Menge tüchtiger Kräfte das Aufsteigen ermöglicht. Freilich dürfen auch ihre Schattenseiten nicht übersehen werden, die in ihrer extremen Entwicklung geradezu zu einer Karikatur des Prinzipes des Überlebens der Besten führen können, indem nicht die Tüchtigsten, sondern die Verschlagensten und Rücksichtslosesten den Sieg davontragen. Der Kapitalismus wirkt auch dann der Auslese entgegen, wenn die Konkurrenzfähigkeit allein von dem Besitze großer Kapitalien abhängig ist und die Kapitalistenklasse zu einer abgeschlossenen Kaste wird.

Auch hinsichtlich der geistigen Auslese gibt Woltmann den gegenwärtigen Einrichtungen den Vorzug vor allen früheren, da die Gelegenheit, sich höhere Bildung zu erwerben, heute viel allgemeiner ist als zu irgendeiner anderen Zeit. Die Schule soll das soziale Organ der natürlichen Auslese auf geistigem Gebiete

sein. Viele der genialsten Männer Deutschlands sind aus den unteren Ständen hervorgegangen. Die organische Entstehung großer Genies ist nicht an einen sozialen Stand, wohl aber an die Rasse gebunden.

Der Erörterung der sozialen Entwicklung folgt die der politischen. Alle Politik ist ursprünglich eine äußere und dient dem Schutze oder dem Angriffe. Wir sehen daher bei vielen Völkern eine einheitliche Gewalt nur für den Fall des Krieges vorgesehen. Soziale Differenzierung erzeugt innere Reibung, die Herrschenden suchen die emporstrebenden tieferen Schichten niederzuhalten oder man strebt eine Ausgleichung der Gegensätze an. So entsteht die innere Politik. Die Quelle politischer Macht ist entweder die Differenzierung im eigenen Stamme oder das Recht des Eroberers.

Die Befähigung zur politischen Herrschaft und Gesittung ist anthropologisch bedingt. Starkes Temperament, intellektuelle Begabung, Freiheitsdrang und Erfindungskraft befähigen eine Rasse zu überlegenen Leistungen. Diese Faktoren finden sich hauptsächlich bei der nordeuropäischen Rasse, die daher zur höchsten Civilisation und zu höheren politischen Organisationen vorgeschritten ist. Neben der Rassenbegabung kommen, doch erst in zweiter Linie, die von Ratzel und seiner Schule als wichtigste Faktoren angesehenen äußeren Umstände in Betracht.

Nach Besprechung der historischen Entwicklung des Staates und der öffentlichen Gewalten geht Woltmann auf die nähere Behandlung der anthropologischen Grundlagen der politischen Entwicklung über. Treffend ist hier seine Beurteilung der Rassenfrage: Rassen sind Naturfaktoren, die in die Bilanz der geschichtlichen Ereignisse als gegebene Ursachen und Mächte einzusetzen sind. Die Umwelt vermochte zwar die Rassenanlagen in historischer Zeit nicht wesentlich zu ändern, ist aber für ihre Entfaltung von höchster Wichtigkeit.

Ihrer Begabung nach lassen sich die Rassen in folgender Reihenfolge anordnen: Neger, Indianer, Mongolen, Mittelländer, Nordeuropäer. Mit der Annahme, daß die helle Pigmentierung der Nordeuropäer eine Wirkung der Eiszeit sei, schließt sich Woltmann ganz der Penka-Wilserischen Anschauung an, ebenso darin, daß er Nordeuropa als die Heimat der Arier betrachtet und diese mit den hellpigmentierten langköpfigen Nordländern identifiziert.

Die bedeutendsten Genies der Menschheit gehörten dieser Rasse an, oder waren Mischlinge mit vorwiegend germanischem Blute. Dieses Urteil spricht Woltmann auf Grund von eingehenden Studien aus, die aber noch nicht völlig zum Abschlusse gelangt sind. Nicht glücklich ist die Bezeichnung »germanisch«, da ja der fragliche Typus ursprünglich allen Ariern eigen war. Nordische oder nordeuropäische Rasse wäre zutreffender.

Woltmann polemisiert gegen Reitmayers Ansicht, daß die führenden Kasten aus Rassenmischung durch Inzucht hervorgingen. Sie bilden sich vielmehr durch Auslese und Reinzucht der überlegenen Elemente. Die führenden Kasten sind entweder reinrassig oder Mischlinge mit solchen Charakteren, die sie der begabteren Rasse verdanken. Mischungen der »kaukasischen« Rasse mit Negern und Mongolen sind zu verdammen, doch bringt auch die Mischung mit dem alpinen und mediterranen Typus der nordischen Rasse manche Einbuße, ohne ihr sicher nachweisbare Vorteile zu gewähren.

Der Niedergang hochentwickelter Kulturvölker wird meist durch Rassenerschöpfung hervorgerufen, indem die kulturell leistungsfähigen Elemente zu Grunde gehen. Neben den in gewissen Fällen wirksamen klimatischen Faktoren kommen noch negative Auslese durch Verfolgung aus politischen oder religiösen Motiven, Auswanderung, Aussterben der höheren Stände, die Schädlichkeiten des Stadtlebens in Betracht. Es besteht also ein innerer Widerspruch zwischen der organischen Züchtung und der kulturellen Entfaltung einer Rasse. Nun folgt der historische Nachweis, daß die kulturell hervorragendsten Völker wenigstens in ihren oberen Schichten nordischer Abkunft waren und noch sind oder doch eine Herrscherkaste mittelländischer Abstammung besitzen.

Im letzten Kapitel unterzieht Woltmann die Programme der bedeutendsten politischen Parteien einer Kritik vom Standpunkte der historischen Anthropologie aus. Die konservativen Parteien übertreiben das Prinzip der Vererbung, die liberalen das der Auslese. Da der grundbesitzende Adel heutzutage seine soziale Funktion nicht mehr erfüllt, wäre eine Ansiedlung germanischer Bauern auf den Latifundien von Vorteil. Die liberale Wirtschaftstheorie vom Spiel der freien Kräfte führt leicht zur Übervorteilung des Publikums und zur Ausbeutung der Arbeiter. Hier muß der Staat schützend eingreifen. Er hat nicht nur, wie die liberale Theorie es will, rechtliche, sondern auch soziale Pflichten zu erfüllen. Die Sozialisten begehen den Irrtum, daß sie den persönlichen und Rassenfaktor in Geschichte und Leben leugnen. Sie träumen von einer in nächster Zeit bevorstehenden psychologisch-moralischen Umwandlung der Menschheit, die aber anthropologisch undenkbar ist. Der natürlichen Veranlagung entsprechend wird es vielmehr immer Menschen und Menschengruppen geben, die Talent und Willen zur Herrschaft haben, und es wird immer freiwillige Knechte geben, für die alle freiheitlichen Institutionen wertlos sind. So werden die durch die sozialistische Ordnung geschaffenen Schranken alsbald wieder durchbrochen sein und, da Familien- und Gruppenegoismus nicht auf

Willkür beruhen, sondern auf psychologischen Gesetzen, so werden sich den früheren ähnliche Zustände bald wieder einstellen. Das letzte Ziel der Sozialisten erscheint demnach vom naturwissenschaftlichen Standpunkte als unerreichbar, die radikale Zerstörung der bestehenden sozialen Ordnung als ein zweckloses, doch gefährliches Experiment.

Zum Schluß entwirft Woltmann ein Bild jener Maßregeln und Einrichtungen, die vom anthropologisch geschulten Politiker gefordert werden müssen. Da das kostbarste Kapital eines Volkes seine leistungsfähigen Elemente sind, so muß durch rassenhygienische und rassenpolitische Maßnahmen der gesunde und wertvolle Bestandteil des gegenwärtigen Geschlechtes möglichst geschützt werden, dem Bauernstand als Urquell der Volksverjüngung muß ausgiebiger sozialer Schutz zu teil werden, damit ihm auch die strebsamen Elemente erhalten bleiben, die ihm gegenwärtig vielfach durch Abwanderung verloren gehen, sozialen Schutzes bedarf auch der Arbeiterstand. Es handelt sich nicht darum, alle natürlichen Kräfte der Nationen recht schnell zu entwickeln und abzunützen, sondern den größeren Teil derselben in gesunden Lebensverhältnissen zu erhalten, Das Aufsteigen in höhere soziale Schichten soll nie so schnell vor sich gehen, daß die unteren Stände nicht mehr den Abgang qualitativ ersetzen können. Um der rücksichtslosen Aufzehrung der Völker durch den Großkapitalismus ein Ende zu machen, muß die Zukunft Umwälzungen konstitutionell-kollektivistischer Art bringen. Die politisch fähigen Bestandteile des Arbeiterstandes sind zur Mitarbeit auf politischem Gebiete berufen; um sie von ihren Utopien zu heilen, soll man sie an der Verwaltung und Regierung Anteil nehmen lassen, denn die Schule der Praxis duldet keine phantastischen Träumereien.

Die erbliche Entartung der Kulturvölker bedarf, da die natürliche Auslese zum größten Teile lahmgelegt ist, einer sozialen Korrektur. Es muß sich ein neues Gewissen hinsichtlich der Pflichten der Gattenwahl und Elternschaft bilden. Für die Nachkommen voraussichtlich schädliche Verbindungen müssen durch die Sitte, eventuell durch das Gesetz verhindert werden.

Das Werk zeugt von großer Belesenheit in der einschlägigen Literatur. Wenn man auch mit dem Verfasser nicht in jeder Einzelheit übereinstimmt, muß Woltmanns Buch doch als eine der bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der sozial-anthropologischen Literatur bezeichnet werden. Es gewährt einen tiefen und umfassenden Einblick in die Gedankenwelt der jungen sozial-anthropologischen Schule. Bemerkt sei noch, daß ein Hinweis auf Ammons »Gesellschaftsordnung« wohl am Platze gewesen wäre.

Landskron. Dr. Gustav Kraitschek.

22.

Mayet, Dr. Lucien: Notes sur les Sciences anthropologiques et plus particulièrement l'Anthropologie criminelle en Hollande et en Belgique. 8°, I. Bd., 112 S.; II. Bd., 154 S. Mit Karten und Abbildungen, darunter 6 Photographien außerhalb des Textes. Lyon und Paris 1903.

Die Anregung zu den vorliegenden beiden Büchlein erhielt der Verfasser, der durch seine Arbeiten insbesondere auf dem Gebiete der kriminellen Anthropologie (Schädelindex der Epileptiker, Dokumente der kriminellen Anthropologie) bestens bekannt ist, durch seine Anwesenheit auf dem Kongresse für kriminelle Anthropologie in Amsterdam im September 1901.

Als Frucht seiner Arbeit bringt er uns eine genaue Übersicht über die Prähistorie, über die anthropologischen Verhältnisse, über die Gelehrten, die Gesellschaften und Sammlungen auf diesem Gebiete.

Am ausführlichsten behandelt er die prähistorischen Verhältnisse beider Länder, die durch einige gute Illustrationen veranschaulicht werden.

Wenn wir etwas an dem sonst vortrefflichen Werkchen auszusetzen haben, so ist es nur das Eine, daß die kriminelle Anthropologie gar zu stiefmütterlich behandelt wird.

Doch wird jedermann, der sich über die Gelehrten Hollands und Belgiens, die sich auf dem Gebiete der Prähistorie, der Ethnographie und Anthropologie Verdienste erworben haben, informieren will, gerne zu diesem Werkchen greifen, zumal es auch ein erschöpfendes Literaturverzeichnis enthält. R. Botstiber.

23.

Herman, Otto: Das Gesicht und der Charakter des ungarischen Volkes. (A magyar nép arcza és jelleme.) Mit 11 Tafeln und 45 Textfiguren. 8°, pag. 1—212. Budapest 1902. (Herausgegeben als LXX. Band des Buchverlages der Königlich ungarischen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft.)

Mitveranlaßt wurde dieses schön ausgestattete Werkchen durch den Umstand, daß durch das ungarische Nationalmuseum und mit Unterstützung des königlich ungarischen Ministers für Unterricht für den

anthropologischen Kongreß von 1900 zu Paris eine Publikation erschien, welche mit allzu knappem Texte achtundvierzig »magyarische Typen«, nach photographischen Aufnahmen autotypisch reproduziert, und zwar en face und en profil, enthält, jedoch infolge verfehlter Aufnahme — meist im Sonnenlicht mit geblendeten Augen, mithin vielfach zerstörten Gesichtszügen — eher einem Verbrecheralbum, als einer Reihe von Normaltypen ähnelt. Der Verfasser weist schon in der Einleitung auf die große Schwierigkeit hin, das Gesicht einer gegebenen Nation so zu charakterisieren, daß sich darin die Gesamtheit abspiegele, und auf die immense Steigerung dieser Schwierigkeit bei jenen Völkern und Nationen, welche dem Strome der Völkerwanderung ausgesetzt waren, wo es sich ja schon nicht mehr — somatisch — um Rassen (Völker), sondern nur um aus gemischten Elementen entstandene Individualitäten (Nationen) handeln kann. Die genetische Kontinuität des Soma, sei es auch nur von der Landnahme an, herstellen zu wollen, ist ein vergebliches Bemühen, doch ist die Kontinuität auf psychisch-ethischer Basis nicht unmöglich, weil ja hier die Einwirkungen auf dem Wege der Mimik und Physiognomik einen gestaltenden Einfluß haben, mithin die Entstehung eines allgemeinen Ausdruckes im Gesichte nicht ausgeschlossen ist, vorausgesetzt, daß der historische Gang und ethische Gehalt hierzu stark genug waren und sind. Der Verfasser gibt, mit Aristoteles beginnend und mit Hughes — 1900 — endigend, einen Abriß der Entwicklung und des Standes der Mimik und Physiognomik, ferner den anatomischen Apparat: Gesichtsmuskeln und deren Spiel; ferner die Formen des Auges, der Nase u. s. w. Dann folgen die Gestaltung der Mienen unter psychischen Einwirkungen nach Piderit, die gestaltende Bedeutung der Kopf- und Barthaare an Beethoven, Franz Deák und Lord Derby demonstriert. Die Kritik der oben erwähnten Regierungsausgabe hebt hervor, daß bei der Auswahl hochwichtige Umstände außer acht blieben, so z. B. wurden Individuen als »magyarische Typen« dargestellt, bei welchen schon der Name besagt, daß sie nicht Magyaren sind, wie »Német« = »Deutsch« oder »Tót« = »Slowake«; dann »Oswald«, »Hekeli« = »Hekel«, »Sziver« = »Silber«, »Matyiko« = »Matejkó«, »Bogdán« u. s. w. Dann wurde die Ständeverfassung nicht berücksichtigt, welche die Elemente gruppiert, mithin das relativ als Typus annehmbare Element im kleinen Adel schon bezeichnet hat. Die irrige Auswahl und verfehlte Aufnahme bewirkte es, daß aus sonst ehrlichen Elementen Typen entstanden, welche mit notorischen Lombroso-Verbrechertypen ganz kongruent sind. Der Verfasser gibt dann jene Typen, die er als »magyarische« betrachtet, und beginnt mit jenen noch lebenden, welche die alte Haartracht behielten — meist 80jährige —, dann den Übergang in die heutige, durch die allgemeine Wehrpflicht bedingte Haartracht in Gestalt eines ganzen Stammes vom Urgroßvater bis zum Urenkel, endlich eine Reihe von systematisch gewählten Typen in sorgfältigster Aufnahme, damit nicht nur die Züge, sondern auch das Wesen zur Geltung gelange. Das Facit ist — nach Ansicht des Verfassers, daß Kopfbildung und Gesichtszüge der Magyaren dem europäischen Begriffe von Schönheit entsprechen; das Auge, als Spiegel der Seele, nebst Offenheit und Edelsinn auch leichte Erregbarkeit bei wenig Ausdauer und ein hochgesteigertes Selbstgefühl, vielfach die Quelle des Übels, ausstrahlt. Professor Dr. Aurel v. Török, der das Buch in zwei Sitzungen der prähistorisch-anthropologischen Gesellschaft in Budapest einer eingehenden Besprechung würdigte, hatte zwar an dem Buche vieles auszusetzen, das hob er aber hervor, daß der Verfasser wirklich Magyaren vorführt, ja im Schafwirt Varga den dolichocephalen Typus mit schmalem Gesicht, im Oberhirten Fülöp von der Hortobágy den brachycephalen Typus mit breitem Gesicht, wie diese beiden in den sichersten Grabfunden aus der Zeit der Landnahme gefunden wurden, bestimmt und unterschieden hat. In der Charakterskizze, worin sich auch ein Beitrag Professor Vámbérys befindet, welcher expreß für dieses Buch geschrieben wurde, zieht der Verfasser alle jene Momente herbei, welche, in Sitte, Gewohnheit, Lebensweise der Ungarn auch heute noch wahrnehmbar, als ursprüngliche angenommen werden müssen, und gelangt zu dem Schlusse, daß sich aus diesen Zügen das Bild des mittelasiatischen nomadischen Reitervolkes entnehmen lasse, am ausgeprägtesten im volkstümlichen Hirtenwesen, schwächer in der Fischerei und verblaßt in der Jagd. T.

24.

Fawcett: A second study of the variation and correlation of the human skull, with special reference to the Naqada crania. (From Biometrica, Vol. I, No. 4, 1902.)

Die vorliegende Studie soll dem Zwecke dienen, die Variabilität und Korrelation einer Reihe von Schädelmerkmalen bei einer einheitlichen Rasse festzustellen und mit denselben Verhältnissen bei anderen Rassen zu vergleichen. Zu diesem Zwecke untersucht der Verfasser eine angeblich homogene Schädelserie (400 Stück), die Flinders Petrie bei seinen Ausgrabungen zu Naqada in Oberägypten auffand. Im wesentlichen nach den Angaben der Frankfurter Verständigung werden 47 Maße und Indices von jedem Schädel bestimmt, die Durchschnittszahlen sowie die Variationsbreite angegeben. Mit diesen Ergebnissen werden dann andere Schädelserien verglichen, und zwar von thebanischen Mumien, modernen Ägyptern, Negern, Altbayern und Ainos.

Die Naqadaleute sind langköpfig, schmalgesichtig, aber platyrrhin und von großer Statur. Sie stehen den Negern nicht näher als die alten Ägypter und die Kopten, mit denen sie eine Rasse zu bilden scheinen. In mancher Beziehung zeigen die Schädel primitive, negroide, in anderer höhere Merkmale. Eine progressive Veränderung gewisser Merkmale deutet auf Evolution hin, besonders glaubt der Verfasser eine auf Entwicklung beruhende Zunahme der Brachycephalie konstatieren zu können.

Eigentümlich ist, daß Flinders Petrie die Naqadaleute mit Libyern und Amoritern zusammenstellt, die ja bekanntlich auf den ägyptischen Denkmälern mit länglichen Adlernasen und hellen Haar- und Augenfarben abgebildet erscheinen und dementsprechend dem nordischen Typus (homo europaeus) zuzurechnen sind. Die an einigen Naqadaschädeln erhaltenen Haare waren dunkelbraun, in zwei Fällen goldblond. doch fanden sich zwischen den blonden Haaren auch vereinzelte dunkelbraune, weshalb Fawcett an ein Blondfärben der ursprünglich dunklen Haare denkt. In Anbetracht der sehr abweichenden Nasenform erscheint die Berechtigung der Zusammenstellung der Naqadaleute in ihrer Gesamtheit mit den Libyern und Amoritern sehr zweifelhaft.

Nun noch eine Bemerkung über die Homogenität der untersuchten Schädelserie. Worauf stützt Fawcett diese Annahme? Auf die geringe Variationsbreite des Längen-Breitenindex. Finden sich dann bei irgend einem anderen Merkmale Schwankungen, so werden diese als individuelle Variationen aufgefaßt. Der Längen-Breitenindex genügt aber keineswegs zur Konstatierung rassenhafter Einheitlichkeit. Es wird bei diesem Verfahren vorweggenommen, was eigentlich erst bewiesen werden soll. Wie falsch dieser Vorgang ist, geht auch aus der Auffassung der Altbayern als eigener Rasse hervor, die auch nur auf die einseitige Berücksichtigung des Schädelindex zurückzuführen ist.

Der Schädelindex beweist insbesondere im Falle der Naqadaschädel gar nichts für die Einheitlichkeit der Serie, da ja gerade im Norden Afrikas die Kreuzung verschiedener dolichocephaler Typen möglich war. Es kommen hier Neger Sergis, Mittelländer und der nordische Typus in Betracht. Tatsächlich finden sich in den der Arbeit angeschlossenen Originaltabellen z. B. beim Nasenindex sehr bedeutende individuelle Schwankungen (Index 41·4—66·5), und es erscheint daher sehr wahrscheinlich, daß die Naqadaleute trotz ihrer Dolichocephalie ebensowenig von einheitlicher Rasse waren wie die modernen Bayern. Die Tatsache, daß die Naqadaschädel teils negroide, teils europäische Merkmale aufweisen, wäre dann als Folge einer Mischung negroider Elemente mit solchen der mittelländischen, vielleicht auch der nordischen Rassengruppe zu deuten, und dann wäre Flinders Petrie mit seiner Zusammenstellung der Naqadaleute mit den Libyern und Amoritern vielleicht doch bis zu einem gewissen Grade im Recht. Dr. Gustav Kraitschek.

25.

Godin, P.: Recherches anthropométriques sur la croissance des diverses parties du corps. Determination de l'adolescent type aux différents âges pubertaires d'après 36.000 mensurations sur 100 sujets suivis individuellement de 13 à 18 ans. Paris 1903. 212 pag. (Vorwort von L. Manouvrier.)

Godin hat uns in seinem von der Pariser anthropologischen Gesellschaft mit dem Broca-Preise ausgezeichneten Buche eine ganz außerordentliche Sammlung wissenschaftlichen Materiales an die Hand gegeben, wie es in seiner Art bis jetzt einzig dasteht. Wie zahlreich die Untersuchungen über Größe, Proportionen, Formen etc. des Menschen in seinen verschiedenen Lebensaltern sein mögen, stets handelt es sich darum, daß von bestimmtem Alter eine große Zahl Individuen untersucht und daraus die »Norm« abgeleitet wurde, eine ebensolche Norm für das nächst höhere Alter aus anderen Individuen gewonnen und so eine Einsicht in alle Altersstufen, in das allmähliche Wachstum des Menschen versucht wurde. Derartige Arbeiten besitzen wir ja mehrere (zuletzt in neuer Auflage, aber keineswegs überall zu loben, Daffners »Wachstum des Menschen«); der französische Forscher dagegen beobachtete, untersuchte und maß dieselben Individuen eine Reihe von Jahren hindurch halbjährlich immer wieder und gibt uns damit Einsicht in die Gesetze des Wachstums ein und derselben Individuen, aus deren Einzeluntersuchungen dann erst Mittelwerte berechnet werden. Die ganz außerordentlich mühsame, peinlich sorgfältige und an Vorarbeiten lange eingeübte Arbeit umfaßt die Beobachtung und Messung von 100 »Jünglingen«, welche je von ihrem 13. bis zum 18. Lebensjahre jährlich zweimal untersucht wurden. Es wurden jedesmal 175 Maße genommen — Entfernung aller wichtigen Maßpunkte über dem Boden, die wichtigsten Breitenmaße und Durchmesser, Umfänge, Kopf- und Gesichtsmaße, Körpergewicht, dann wurden Beobachtungen über Ernährungszustand, Entwicklung der Genitalsphäre, Gesichtsform, Farbe von Haut, Haar, Auge, Sehschärfe, kurz über alle körperlichen Eigenschaften (Umrißzeichnungen von Hand und Fuß), dann über geistige Fähigkeiten angestellt; die durch Fragebogen eruierten Angaben über Herkunft, Herkunft der Eltern, deren Familie etc. etc. ergänzten die Beobachtungen; all dies

kam für jedes Individuum in besonderen Bogen und wurde, wie gesagt, zweimal jährlich wiederholt. Die untersuchten Individuen waren Zöglinge der »Ecole militaire préparatoire de Saint Hippolyte du Fort«, welche von ihrem Eintritt bis zur Entlassung zur Verfügung standen.

Das vorliegende Werk gibt nun einen Teil des auf diese Weise gewonnenen Materiales (»Kopf und Gesicht« steht unter anderem noch aus). Nach Schilderung der Technik folgen detaillierte Angaben über die Höhe der einzelnen Punkte des Körpers (über dem Boden) und das gegenseitige Verhältnis je zweier solcher Größen, über das Wachstum dieser Größen, was alles Referent glaubt nicht in extenso wiedergeben zu sollen (z. B. Höhe des Acromium und des Sternum, des Sternum und der Brustwarze, des Schambeins und Trochanters etc. etc.). Körper- und Rumpflänge wird untersucht, es folgen auf gleiche Weise untere und obere Extremität, dann die Quermaße und Umfänge; jeweils werden die ausgerechneten Mittelwerte aus den 100 Individuen für jedes Alter angegeben, die Beziehungen je zweier Maße erörtert, Gesetze des Wachstums zu eruieren gesucht etc.; so ergab sich z. B., daß das Wachstum der langen Extremitätenknochen in abwechselnden Perioden der Zunahme und der Ruhe erfolgt, daß diese Perioden je für zwei aufeinanderfolgende Gliedabschnitte entgegengesetzt sind und daß die Ruhe des Längenwachstums durch Zunahme des Dickenwachtums benützt wird.

Eine interessante Untersuchung über Eintritt und Erscheinungen der Pubertät schließt sich an. Der Eintritt der Pubertät, ein und ein halb Jahr sich vorbereitend und ebensolange nachwirkend, zu konstatieren durch Auftreten des Schamhaares, Stimmwechsel, Pigmentation des Scrotum, Vergrößerung der Genitalien etc., findet in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle zwischen dem 15. und 16. Jahre statt. Verfasser stellt interessante Beobachtungen an, wie zu dieser Zeit wichtige Veränderungen eintreten oder besonders stark vor sich gehen, z. B. die Zunahme des Halsumfanges, des Körpergewichtes (wogegen das Längenwachstum später stärker ist wie jetzt), wie sich die Haarfarbe verändert, und zwar (wie bekannt) dunkler wird, wie die Irisfarbe dagegen sehr oft (45%) heller wird! — alles Beobachtungen, die eben nur durch langjährige, wiederholte Untersuchung desselben Individuums möglich sind.

Das letzte Kapitel endlich enthält eine (wie Referent glaubt, recht oberflächliche) Zusammenstellung von Proportionsverhältnissen des wachsenden Körpers, und Tabellen über die Mittelzahlen aller Maße jedes Alters schließen das Werk.

So stellt diese Frucht mühevoller Arbeit den ersten, kleinen, aber wichtigen Baustein dar, wie wir deren noch viele gebrauchen, um die Gesetze und Regeln zu ergründen, welche das Wachstum des Menschen beherrschen.

Freiburg i. B. Dr. Eugen Fischer.

26.

Karner, P. Lambert: Künstliche Höhlen aus alter Zeit. Wien 1903. Aus der k. k. graphischen Lehr- und Versuchsanstalt in Wien. Im Kommissionsverlage bei R. Lechner. Gr. 4°, XXII und 253 S., 21 Ansichtstafeln, 21 Tafeln mit Plänen und 72 Textbilder.

Es sind volle 25 Jahre verflossen, seit P. Lambert Karner, der auch im Kreise der Urgeschichtsforscher durch seine Beobachtungen und Berichte wohlbekannte Verfasser dieses Buches, gelegentlich einer Zusammenkunft mit dem Referenten Kenntnis von künstlichen Höhlen in unserer engeren Heimat Niederösterreich, der hier sogenannten »Erdställe«, erhielt. Die Sonderbarkeit der Erscheinung, die bei der Frage nach Zweck und Herkunft sich sofort aufdrängenden Rätsel nahmen vom Augenblicke an sein ganzes Sinnen und Denken in solchem Maße gefangen, daß er alle Kraft und Zeit, soweit sie nicht von seinem Berufe in Anspruch genommen wurden, der Untersuchung dieser eigentümlichen, unerklärlichen Menschenwerke widmete.

Anfänglich beschränkte sich seine Tätigkeit naturgemäß auf die Vorkommnisse der Umgebung seines Wohnortes, damals Roggendorf, unfern von Ober-Hollabrunn, über die er im neunten Bande dieser Mitteilungen einen eingehenden, mit Plänen ausgestatteten Bericht veröffentlichte. Damit war seine Aufgabe nicht abgeschlossen, denn je weiter der Umkreis wurde, der sich ihm öffnete, je mannigfaltiger die Erscheinungen, die sich ihm darboten, je rätselhafter trotz alles Bemühens ihr Zweck, um so mehr fühlte er sich gedrängt, die stets wachsende Aufgabe zu lösen. Immer weiter wurde das Gebiet seiner Untersuchungen, aus den beiden Vierteln nördlich der Donau ging er in die Viertel südlich von ihr, nach Mähren, nach Ungarn, nach Oberösterreich, nach Bayern, Schwaben, bis ins ferne Elsaß. Keine Mühe war ihm zu groß, keiner seiner Wege in dunkler Erde zu beschwerlich, keiner zu düster und gefahrdrohend. Das Verzeichnis nennt mehr als 400 Orte, die der Verfasser aufgesucht hat; weit größer ist die Zahl der erforschten Höhlen.

Es ist kaum notwendig, auf das Wesen der sonderbaren Menschenwerke einzugehen, deren Erforschung der Verfasser sich zur Lebensaufgabe gemacht hat, sie sind den Lesern aus den älteren Jahrgängen der Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft, einem Teile derselben auch aus eigener Anschauung bekannt. Ihre Grundform besteht aus einem niederen, niemals in aufrechter Stellung durchschreitbaren, meist nur tief gebückt oder gar nur kriechend benutzbaren Gange — richtiger gesagt, Röhre — und einer Kammer, in der man eben noch stehen kann, deren Flächenmaß 4 m^2 nicht oft übersteigt. In Wirklichkeit beschränkt sich die künstliche Höhle nicht auf Gang und Kammer, sondern es reiht sich Kammer an Kammer; der Gang erstreckt sich auch nur selten geradefort, er wendet sich vielmehr bald rechts, bald links oder sendet rechts oder links Zweige in abseits gelegene Kammern oder bricht in seinem mehr oder weniger wagrechten oder mäßig steigenden oder fallenden Verlaufe plötzlich ab, um senkrecht emporzusteigen und sodann wieder ebenso unvermittelt in die wagrechte Richtung zurückzufallen oder bis zu 10 m hoch schlotartig empor an das Tageslicht zu führen. Und so kommt es, daß der Gang nicht selten eine schon zurückgelegte Strecke unterfährt, wogegen er an anderen Orten auf ebenem Wege in sich selbst zurückkehrt. Die dem Werke beigegebenen Autotypien zeigen alle diese Erscheinungen mit fast greifbarer Deutlichkeit. Siehe die Tafeln I, II, X, XI, XIV und XVI und die Fig. 2, 3, 42, 43, 45 und 60.

Als Nebenbestandteile treten ausgesparte Sitzbänke und Sockel, Sitz- und Gerätnischen, Lichtnischen, Luftröhren und Verschlußvorrichtungen dazu und so entsteht aus der wechselnden Verbindung all dieser Teile eine Mannigfaltigkeit der Zusammenstellung, d. i. der Grundpläne, wie sie nur die unbehinderte Einbildungskraft vieler und verschiedener Erbauer zu ersinnen vermochte.

Über Zweck und Zeit wurden von den Gelehrten verschiedene Ansichten geäußert. Die einen hielten sie für Wohnräume oder doch für Zufluchtstätten bei drohender Gefahr, die anderen für Räume zur Aufbewahrung von Vorräten und anderen Habseligkeiten, wieder andere glaubten in ihnen vorbereitete Gräber zu erkennen, wie man heute Grüfte auf den Friedhöfen vorbereitet hält, noch andere endlich erklärten sie für Stätten geheimnisvollen Gottesdienstes in heidnischer Zeit.

Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß für jeden dieser Zwecke, namentlich für den von Zufluchtsorten und von Kultstätten beachtenswerte Gründe angeführt werden können, in überzeugender Weise konnten sie für keinen von allen beigebracht werden, und so stehen wir auch heute noch vor einem ungelösten Rätsel, welches das Gewissen jener, die den künstlichen Höhlen ihre Aufmerksamkeit und Teilnahme zugewendet haben, um so mehr beunruhigt, als sie diese sonderbaren Menschenwerke in großer Zahl und Mannigfaltigkeit und in unmittelbarer Nähe vor sich haben, als sie so oft an sie gemahnt werden und doch nicht sagen können, was sie bedeuten, welcher Zeit und welchem Volke sie angehören.

Daß es auch dem Verfasser nicht gelungen ist, diese Rätsel endgültig zu lösen, soll nicht verschwiegen werden; das schmälert aber nicht sein Verdienst, weil die künstlichen Höhlen sich zwar in ihrem Bestande oft wunderbar erhalten, nichts aber bewahrt haben, was über ihren Zweck und ihre Zeit untrügliche Auskunft zu geben vermöchte. Was aber ihren Bestand und ihre Beschaffenheit betrifft, so hat er mit einer wahrhaftigen Liebe für die Sache und mit der aus ihr hervorgehenden Ausdauer alles, auch das scheinbar Unbedeutendste beobachtet und verzeichnet, ob es nun über jene Rätsel Aufschluß verheißen mochte oder nicht, und das läßt auf die peinliche Gewissenhaftigkeit schließen, mit der er seine Aufgabe zu erfüllen bestrebt war. In bescheidener Zurückhaltung behauptet er selbst nicht, daß ihm die Lösung des Rätsels gelungen sei; ihm genügt es, ein riesiges Material zusammengetragen zu haben und die Richtungen anzudeuten, in denen die Lösung gefunden werden könne. Mögen sie nun andere versuchen!

Karners Aufschreibungen und Pläne würden in der Stiftsbibliothek zu Göttweig, wo er sie, ohne Aussicht, sie der Öffentlichkeit übergeben zu können, niederlegen wollte, unbeachtet ruhen, wenn es ihm nicht gelungen wäre, die Teilnahme des Direktors der graphischen Lehr- und Versuchsanstalt, des Hofrates Dr. J. M. Eder, zu gewinnen, der einerseits die Möglichkeit ersah, in den künstlichen Höhlen eine kulturgeschichtliche Quelle zu erschließen, anderseits den hingebenden Bemühungen Karners gerecht zu werden. In welch hervorragender Weise sich diese Teilnahme betätigte, zeigt das vorliegende Prachtwerk.

Zunächst veranlaßte Hofrat Dr. Eder zahlreiche photographische Aufnahmen der Innenräume der künstlichen Höhlen. Welch außerordentliche Schwierigkeiten dabei überwunden werden mußten, weiß der zu beurteilen, der die künstlichen Höhlen aus eigener Anschauung kennt; sie ergeben sich auch für den Leser aus ihrer Beschreibung und zeigen sich deutlich durch einen Blick auf die, dem Werke Karners beigegebenen Autotypien, und man muß geradezu über die Meisterhaftigkeit staunen, mit der die Aufnahmen in diesen fast unglaublich beengten Räumen ausgeführt worden sind.

Daß auf die Wiedergabe der dazu gehörigen Landschaftsbilder, der Pläne, der vorgefundenen Schriftzeichen nicht geringere Sorgfalt verwendet wurde, ist selbstverständlich.

Bei dem Wesen der von Hofrat Eder geleiteten Anstalt, aus der das Werk hervorging, mußten die verschiedenen neueren Reproduktionsweisen zur Anwendung kommen, und so sehen wir auf dem Wege der

Autotypie auf Kupfer, der Autotypie auf Zink, der Photoxylographie, der Heliogravüre und der Photozinkotypie ausgeführte Bilder und Darstellungen. Mit welch bisher kaum erreichter Vollkommenheit das geschehen ist, zeigt jedes einzelne, und so bietet dieses Werk zugleich ein Zeugnis der außerordentlichen Leistungsfähigkeit der Anstalt.

Gereichen ihr diese Leistungen unzweifelhaft zu hoher Ehre, so dürfen doch auch wir uns freuen, daß es dem Verfasser gelungen ist, die Teilnahme ihres verdienstvollen Direktors zu erwecken, und nicht nur der Verfasser, auch die wissenschaftliche Forschung ist ihm zu Dank verpflichtet. M. Much.

27.

Hedinger, A.: Die vorgeschichtlichen Bernsteinartefakte und ihre Herkunft. Straßburg, J. Trübner, 1903. 36 S.

Der Autor versucht in seiner Matth. Much (Wien), dem Nestor der österreichischen Archäologie, gewidmeten Studie die Annahme zu widerlegen, daß die prähistorischen Bernsteinfunde Träger der Bronzekultur und Vermittler des nord- und südeuropäischen Güteraustausches darstellten. Er stützt sich hierbei vor allem darauf, daß man bislang die physikalischen Eigenschaften der verschiedenen Bernsteine nicht in Betracht gezogen, die Tatsache, daß an ein und demselben Fundorte verschiedene Succinite vorkommen, übersehen — und die Schwierigkeit wie Länge der angenommenen Handelswege verkannt habe. Recht wertvoll ist der von Hedinger unter Berufung auf Müller, Meyer, Olshausen und Stoppani geführte und durch eine Reihe neuer chemischer Analysen des weiteren belegte Nachweis, daß der aus vorgeschichtlichen Gräbern stammende Bernstein im Laufe der Zeit so wesentliche und dabei vielfach rein von lokalen Bodenverhältnissen abhängige chemische Veränderungen erleiden kann, daß die Forschung aus einem Vergleich dieser Analysen unter sich und mit denen von Rohbernsteinen zuverlässige Schlüsse auf eine allenfallsige gemeinsame Herkunft und Heimat dieser Objekte nicht zu ziehen vermag. Die Helmsche Hypothese ist damit erschüttert, einzig die Farbe vermag vielleicht bis zu einem gewissen Grade die Unterscheidung zwischen süd- und nordeuropäischen Succiniten zu ermöglichen. Hedinger betont ferner, es seien neuerdings an so vielen Orten Europas Rohbernsteine gefunden worden, daß man annehmen dürfe, die binnen- und südeuropäischen Völkerschaften seien wohl ursprünglich durch den nordischen Bernstein (den ihnen wandernde Völker vermittelt) auf die einheimischen Succinitschätze aufmerksam geworden, hätten aber dann ausschließlich einheimisches Material verwendet, so daß sich ein wirklicher Bernsteinhandel mit dem Norden erst in verhältnismäßig jung-frühgeschichtlicher Zeit etabliert habe. Die diesbezüglichen Ausführungen leiden des öfteren an großer Unklarheit und widersprechen sich einige Male. Wir können nicht glauben, daß diese lokalen Fundplätze tatsächlich in vorgeschichtlicher Zeit in größerem Maßstabe ausgebeutet wurden, und bezweifeln sehr, ob das von ihnen gelieferte Material quantitativ und qualitativ die große bronzezeitliche Bernsteinnachfrage befriedigen konnte. Als unglücklich muß es bezeichnet werden, wenn der Verfasser ferner mit Funden der Neolith- und ältesten Metallzeit Völkernamen zu verknüpfen sucht (»Indogermanen«, »Protokelten«, »Protoitaler«). Er konfundiert damit linguistische Probleme mit archäologischen und überträgt ohne innere Anhaltspunkte Namen, die vielfach um die Mitte des ersten Jahrtausends noch nicht bekannt waren, der Zeit nach willkürlich vorgreifend, auf bestimmte Territorien und Kulturkreise viel älterer Perioden. Damit verläßt er den reellen, vor Irrtum bewahrenden Boden der sicheren Forschung. Es ist eines der sichersten Ergebnisse der Urgeschichtsforschung, das auf dem Wege der vergleichenden archäologischen Chronologie (vergleiche vor allem die Arbeiten von O. Montelius) gefunden wurde, daß alle Kulturströmungen, von den ersten nachweisbaren Spuren angefangen, den Weg von Süd- nach Nordeuropa nahmen, und nicht umgekehrt. Weil diese Kulturwellen naturnotwendig jeweils viel später in den Norden gelangten, erklärt es sich, daß sich dort in konservativer Abgeschlossenheit zur jüngeren Stein- und in der Bronzezeit lokale Kulturkreise von so großer Vollkommenheit ausbilden konnten. Die ganze nordische Archäologie spricht für eine langsame, ruhige, lokale Fortentwicklung jener Gegenden, die keine wesentlichen Störungen erhielt und ihre befruchtenden Elemente immer wieder aus dem Süden empfing.

Für den westasiatischen Kulturkreis glauben wir an einstweilen unbekannte Bernsteinfundstätten in jenen Gegenden selbst, und nicht an Verbindungen mit Ostseefundstätten, für welche alle Belege fehlen. Der Bernstein spielt z. B. auch im heutigen Ägypten, Arabien und Palästina noch eine große Rolle, ohne daß wir seine Provenienz bisher kennen. Die Sprachwissenschaft weist am ersten auf Persien, denn das somalische: makáwi heißt »aus Mekka importiert«, und das arabische Wort für ihn (kárhuba, strohanziehend) ist persischer Herkunft. — Dagegen ließe sich die merkwürdig fortgeschrittene Stellung der dänisch-skandinavischen Bronzekultur und ihre unzweideutig Formenverwandtschaft mit der mykenischen Gruppe ohne einen engen Handelskonnex zwischen beiden Gebieten nicht erklären. Als sich dann in Südeuropa um 1000 vor Christi die Vorliebe für den Bernstein verlor, eröffneten sich Verbindungen mit Italien, die durch

zahlreiche, nach dem Norden exportierte nordetrurische Gegenstände belegt sind (VIII.—V. Jahrhundert). Die vielen (aus dem ersten Jahrtausend) aus Österreich-Ungarn stammenden jütischen Funde von goldenen Spiralringen sind Belege, daß auch diese Länder mit der jütischen Halbinsel lebhafte Tauschverbindungen unterhielten. Für die Konnexionen Italiens und Griechenlands mit Nordeuropa fällt die Phaëtonsage und Eridanusfrage schwer ins Gewicht. Es ist nach den Berichten der Alten nicht zu zweifeln, daß sie sich das Bernsteinland in westlicher Lage dachten: Der Bernstein wird wie das Zinn seit den ältesten Zeiten von Westen her, »aus dem Atlantischen Ozean« gebracht (»durch die Barbaren« bei Herodot), der Fundort wird in der Nachbarschaft der Zinninseln und Britanniens gedacht, das Phaëtondrama spielt sich da ab, wo die Sonne täglich mit hörbarem Geräusch in das Meer sinkt, das ist im Westen. Diese »westliche Lage« schließt aus, im Eridanos die Elbe (Olshausen), die Radaune (Clüver), die Düna (Bayer) zu erblicken, Rhodanus oder Po können aber schon deshalb nicht gemeint sein, weil der Eridanus nach Norden floß (Herodot, Choerilus etc.) und in das »Atlantische Meer« mündete. Es kann vielmehr unter ihm nur der Rhein verstanden sein (cfr. B. Sepp: Die Wanderung der Cimbern und Teutonen. München, F. Straub, 1882), der auf den Zügen nach dem Bernsteinlande auf der Hin- wie Rückfahrt passiert werden mußte. Damit ist ein uralter Handelsweg von Süd nach Nord erwiesen. Erst in späterer Zeit (Sepp, l. c.), als der singende Nordseeschwan (λιγὺς κύκνος), der Zeuge des Phaëtonsturzes, sich in den Ligyer Kyknos (sic!) (Λίγυς Κύκνος) verwandelt, und damit die Tradition den Schauplatz willkürlich nach Ligurien übertragen hatte, wurde unter dem Eridanus der Po verstanden (zuerst durch den Logographen Pherekydes von Syros, dann von Äschylus, Euripides etc.), jetzt bezeichnete man auch den Stein λιγγούριον als Bernstein, sprach man von Kassiteriden und Elektriden im Adriatischen Meer und versetzte die »Schwarzpappeln« (die Rheinweide!), die bernsteintränenvergießenden Heliaden der Mythe, an den Po. Vom samländischen Bernstein schreiben römische Klassiker selbst, daß er erst vor einigen Menschenaltern entdeckt worden sei. Wir finden in alledem eine glänzende Bestätigung der Resultate der archäologischen Forschung, zu denen uns diese viel früher und mit ungleich größerer Sicherheit geführt. Was aber die derzeitigen Widersprüche zwischen den Ergebnissen der Urgeschichte und vergleichenden Sprachforschung anlangt, so werden sie behoben werden, wenn J. Rankes Worte im Vorwort zu R. Erckerts Atlas (Berlin 1901, »Wanderungen und Siedelungen der germanischen Stämme etc.«) Beherzigung finden: »Eine wissenschaftliche Verknüpfung der archäologischen und somatischen Resultate der vorgeschichtlichen Forschung mit bestimmten historischen Völkernamen bleibt trotz aller Fortschritte unmöglich, so lange wir nicht für die Anfänge der historischen Epoche die frühesten Sitze und Grenzen der geschichtlichen Urvölker, ihre frühesten Wanderungen, ihr Durch- und Ineinanderschieben, ihre Verschmelzungen zu neuen Einheiten kennen gelernt haben.« Hier muß die Sprachforschung mit induktiver Genauigkeit einzugreifen und in das Dunkel der Urzeit vorzudringen suchen, sie wird dann durch andere Disziplinen wertvollste Unterstützung finden.

Wien. Hugo Obermaier.

28.

Michelis de E., L'origine degli Indo-Europei. Torino 1903. 8°, pp. VIe 699.

Das vorliegende Werk ist aus mehr als einem Grunde geeignet, das Interesse weiterer Kreise zu erregen: erstens ist es unter allen bisher erschienenen Werken, die denselben Gegenstand behandeln, nicht nur das umfangreichste, sondern auch das umfassendste, da es alles das, was in den letzten Jahren auf den verschiedenen Gebieten der Urgeschichtsforschung veröffentlicht worden ist, in mehr weniger kritischer Darstellung zusammenzufassen sucht; dann ist es das Werk eines italienischen Gelehrten, was insoferne von Bedeutung ist, als sich Italien an der Behandlung des ganzen Fragenkomplexes, der sich auf die Herkunft und Urgeschichte der Indoeuropäer oder Arier bezieht, bisher nur durch Sergi beteiligt hat; endlich tritt es den Ansichten der immer siegreicher vordringenden »nordischen Schule«, wie sie der Verfasser nennt, hinsichtlich der Frage nach dem physischen Typus und der Urheimat des arischen Urvolkes entgegen und nimmt in modifizierter Form ältere Ansichten wieder auf, die es in neuer und eigenartiger Weise zu begründen sucht.

Nach Michelis kann von den drei Grundrassen Europas — der kleinen dunklen dolichocephalen Rasse der drei südeuropäischen Halbinseln, der großen blonden dolichocephalen Rasse Nordeuropas und der mittelgroßen dunklen brachycephalen Rasse Mittel- und Osteuropas in jener Gestaltung, die als der sogenannte slavo-keltische Typus bekannt ist — nur die letztere als diejenige Rasse betrachtet werden, die in Europa, und zwar in jenem Teile Mitteleuropas, der im Westen und Süden von der Donau, im Norden von den Karpathen und im Osten vom Dnjeper begrenzt werde, die arische Grundsprache geschaffen und von dieser Gegend aus, die demnach als die eigentliche Heimat des arischen Urvolkes zu betrachten sei, zur Bronzezeit und zur Zeit des beginnenden Eisenalters zugleich mit der Sitte der Leichenverbrennung nach den Nachbargebieten ver-

breitet und die daselbst befindlichen Völker anderer Abstammung arisiert habe. Ist auch Europa als Heimat des arischen Urvolkes zu betrachten und nicht Asien, wie der Verfasser in eingehender Darstellung im fünften und sechsten Kapitel (S. 212—370) seines Werkes überzeugend nachweist, so ist dennoch dasselbe seiner physischen Abstammung nach asiatischen Ursprunges und von der großen turanischen Rasse Asiens nicht zu trennen (S. 315). Aus Asien seien ein oder mehrere Stämme dieser Rasse über Kleinasien in der Übergangszeit zwischen der paläolithischen und neolithischen Periode nach Europa gekommen und hier sei in dem vorhin bezeichneten Gebiete, in dem sich seit den ältesten Zeiten die Dolichocephalen des Nordens und des Südens Europas begegnet und vermischt hätten, im Laufe der viele Jahrhunderte umfassenden neolithischen Periode durch den Einfluß des Milieus und durch Vermischung mit diesen Dolichocephalen eine Umbildung des ursprünglichen turanischen Typus zu dem von ihm als arisch betrachteten slavokeltisch-iranischen Typus vor sich gegangen, hier sei wiederum unter Mitwirkung der einheimischen europäischen Dolichocephalen die Sprache und Kultur des arischen Urvolkes, in dem allerdings die asiatischen brachycephalen Elemente überwogen, entstanden. Der brachycephale Typus Europas sei ebenso bei den europäischen Ariern wie bei denen Asiens (Galtschas, Tadschiks) vertreten und um so vorherrschender bei den einzelnen arischen Völkern, je näher ihre Wohnsitze seinem Ausstrahlungszentrum liegen. Nur wenn man annehme, daß das arische Urvolk diesen Typus hatte und daß die Verbreitung der arischen Sprache und Kultur zugleich mit der Sitte der Leichenverbrennung erst in der Metallzeit erfolgte, erkläre sich bei dem Umstand, daß Europa in der neolithischen Zeit überwiegend von Dolichocephalen bewohnt war, die sonst unerklärliche Tatsache, daß seit der Bronzezeit die Brachycephalie in Gegenden vorherrschend wurde, in denen, wie z. B. in Süddeutschland, in der Schweiz, in Frankreich, sich niemals nord- und mittelasiatische Völker zu bleibendem Aufenthalte niedergelassen haben. Das als Heimat der Arier in Anspruch genommene Gebiet der mittleren Donau weise bereits aus der Steinzeit brachycephale Schädel auf, zeige die aus Stein- und Kupfergeräten gemischte Kultur, wie sie nach den Untersuchungen Schraders das arische Urvolk besessen habe; in Ungarn zeige sich die Kupferzeit als eine unmittelbare Fortsetzung der Steinzeit und die Bronzezeit als eine unmittelbare Fortsetzung der Kupferzeit; von keinem anderen Lande könne man mit mehr Recht annehmen, daß sich in ihm der Übergang der Sitte der Beerdigung der Leichen zur Sitte der Verbrennung derselben vollzogen habe als von Ungarn, da man nirgends sonst in Europa als hier so deutlich die anfängliche Gleichzeitigkeit der beiden Bestattungsarten seit dem Ausgange der neolithischen Zeit, die allmähliche Zunahme der Leichenverbrennung und ihr schließliches Vorherrschen in der Bronzezeit wahrnehmen könne; das Gebiet der mittleren Donau bilde ferner den Mittelpunkt des indoeuropäischen Sprachgebietes; zum Schlusse entspreche dasselbe hinsichtlich seines Klimas, seiner Bodengestaltung, insofern es fruchtbaren Ackerboden und Steppen umfasse, sowie seiner Baumvegetation am besten den Anforderungen, die man nach den Ergebnissen der linguistischen Paläontologie an ein Land, das man als Heimat der Indoeuropäer in Anspruch nehme, zu stellen berechtigt sei, und seine geographische Lage erkläre nicht minder gut die ursprünglichen Beziehungen zwischen der Kultur der Arier und der der Finnen, wie sie auch leicht die allmähliche Differenzierung der verschiedenen indoeuropäischen Sprachen mit ihren zwei großen Unterabteilungen der Satem- und Centumsprachen erkläre; der Ursprung der letzteren gehe sehr wahrscheinlich noch in die protoarische Periode zurück, wie es ebenso wahrscheinlich sei, daß das Zentrum der Wohnsitze der Protoarier so gelegen gewesen sei, daß die Vorfahren der Satemvölker zum größeren Teile östlich, die Vorfahren der Centumvölker zum größeren Teile westlich von diesem Zentrum wohnten.

Was diese Theorie vor allem unannehmbar macht, ist der Umstand, daß es ganz und gar undenkbar ist, daß ein turanischer Stamm, von dem wir doch annehmen müßten, daß er keinesfalls sprachlos war, sondern daß er jedenfalls eine eigene turanische Sprache hatte, nach seiner Ankunft in Europa diese Sprache aufgegeben und unter der Mitwirkung von Menschen anderer, gleichfalls vom Verfasser als anarisch betrachteter Rassen die arische Grundsprache mit ihrer von den turanischen Sprachen und den Sprachen der mittelländischen Rasse stark abweichenden Sonderart entwickelt habe. Gehört auch dem dunkeln brachycephalen Typus die überwiegende Mehrheit der europäisch-arischen Völker, so der Slaven, Franzosen, Norditaliener, Süddeutschen an und ist dieser Typus auch unter den iranischen Stämmen Asiens vertreten, so ist er bei anderen arischen Völkern nur schwach oder gar nicht vertreten, was um so mehr gegen die Annahme von Michelis spricht, als die Menschen dieses Typus ganz im Gegensatz zu der blonden dolichocephalen Rasse Nordeuropas unter den klimatischen Verhältnissen aller indoeuropäischen Länder fortkommen und sich vermehren. Im übrigen ist die anthropologische Zusammensetzung der einzelnen arischen Völker in der Periode der Leichenverbrennung schwer zu bestimmen; jedenfalls ist es nicht erwiesen und auch gar nicht einmal wahrscheinlich, daß die Umbrer, einer der Hauptstämme der Italiker, ausschließlich oder nur überwiegend brachycephal waren. Dazu kommt noch, daß das numerische Verhältnis der einzelnen Rassenbestandteile in einem aus zwei oder mehreren Rassen zusammengesetzten Volkskörper auch ohne fremde Einwanderung sich nicht immer gleich zu bleiben braucht und auch wirklich gleich bleibt, wie das Beispiel mehrerer Länder Europas aus der historischen Periode zeigt;

das natürliche und sozialpolitische Milieu kann im Laufe einiger Jahrhunderte bedeutende Verschiebungen zu Ungunsten eines oder des anderen Rassenelementes herbeiführen. Es ist daher bei aus zwei verschiedenen Rassen zusammengesetzten Völkern aus dem Umstande, daß in späteren Zeiten eine Rasse als die numerisch stärkere sich zeigt, nicht ohne weiteres zu schließen, daß sie es gewesen ist, auf welche die nun beide Rassen verbindende gemeinsame Sprache zurückgeht, wie es verkehrt wäre, aus dem Umstand, daß das heutige Süddeutschland mehr dunkle Brachycephale als blonde Dolichocephale aufweist, den Schluß zu ziehen, daß die letzteren von ersteren germanisiert worden sind. Ebenso ist es undenkbar, daß die alten Germanen und die alten Gallier, bei denen weder ihr physischer Typus noch ihre sicher nachweisbaren nordischen Ursitze eine erhebliche Beimengung von dunklen brachycephalen Elementen annehmen lassen, von letzteren ihre arischen Sprachen erhalten haben.

Es ist ferner durchaus nicht sicher, daß das arische Urvolk noch in seiner proethnischen Periode das Kupfer kannte; aus der bekannten sprachlichen Gleichung kann man dies keineswegs schließen, sondern läßt sich dieselbe leicht in der Weise erklären, daß man annimmt, daß in einer späteren Zeit, als sich bereits die einzelnen Völker und Sprachen differenziert hatten, von irgend einem Punkte aus das Kupfer und mit ihm sein Name Verbreitung gefunden haben. Deswegen können für die Heimat der Indoeuropäer auch Länder in Anspruch genommen werden, in denen neben den Steingeräten keine Kupfergegenstände einheimischer Herstellung sich nachweisen lassen. Lassen sich die angeführten anthropologischen Tatsachen anders erklären, so entfällt selbstverständlich die Notwendigkeit, den Beginn der Ausbreitung der arischen Völker und Sprachen erst in die Zeit der erst in der Bronzeperiode zum vollen Durchbruch — doch keineswegs überall — gekommenen Sitte der Leichenverbrennung zu verlegen. Ebensowenig braucht das als Heimat des arischen Urvolkes in Anspruch genommene Gebiet nebst Ackerboden auch Steppen zu besitzen. Wie ich bereits vor Jahren in dieser Zeitschrift (XXIII, 60) und nach mir in derselben Weise auch Hirt nachzuweisen versucht hat, läßt sich der bekannte Unterschied in der Ackerbausprache der Indoeuropäer Europas und der der Indoeuropäer Asiens am leichtesten in der Weise erklären, daß die Ackerbausprache der europäischen Arier gemeinarisch gewesen ist, welche die asiatischen Arier, nachdem sie die Steppen Osteuropas und Asiens betreten hatten und Nomaden aus Ackerbauern geworden waren, aufgegeben haben. Übrigens glaubt auch Michelis selbst (S. 699) diese Ansicht der Schraderschen vorziehen zu sollen. Trieb aber das arische Urvolk Ackerbau, so konnte seine Heimat keine Steppe sein, die allerdings derselbe nur für die engere Heimat der Vorfahren der späteren Iranier und Inder in Anspruch zu nehmen geneigt wäre.

Sind die von Michelis vorgebrachten Argumente nicht geeignet, seine Ansicht, daß wir in dem Gebiete der mittleren Donau die Heimat der Indoeuropäer zu sehen hätten, zu begründen, so spricht ein Argument vor allem gegen dieselbe. Den Flüssen dieses ganzen Gebietes fehlt der Aal, ein Fisch, den jedenfalls das arische Urvolk gekannt hat (ahd.: âl; griech.: ἔγχελυς; lit: ungurỹs; lat.: anguilla; slav.: ągulja, j-ęgolja). Es ist weder sprachlich noch sachlich gerechtfertigt, die Bedeutung dieser Tatsache für die Bestimmung der Ursitze der Indoeuropäer dadurch abschwächen zu wollen, daß man diese Wörter, wie dies Max Müller und Schrader getan haben, zu Diminutiven stempelt, die erst bei den einzelnen Völkern unabhängig voneinander von einem gemeinarischen Worte *anghi-s »Schlange« gebildet worden seien, so daß sie den Aal als »kleine Schlange« bezeichnen würden. Abgesehen von der sprachlichen Seite erscheint es aber auch vollkommen unbegreiflich, wie der Aal, der in der Regel 1·25 bis 1·50 *m* groß wird, bisweilen sogar die Größe von 2 *m* erreicht, als »kleine Schlange« hätte bezeichnet werden können, da doch die größte europäische Schlange, die Ringelnatter, höchstens nur 1·60 *m* groß wird, gewöhnlich jedoch hinter diesem Maße erheblich zurückbleibt. Im übrigen verweise ich auf meine weiteren Ausführungen hierüber im XVIII. Bd. dieser »Mitteilungen«, S. 61.

Michelis hat seine Hypothese von der zentraleuropäischen Herkunft der indoeuropäischen Völker und Sprachen nicht nur auf positivem Wege, sondern gleichzeitig auch in der Weise nachzuweisen gesucht, daß er es unternommen hat, nebst der Unhaltbarkeit sämtlicher asiatischer Hypothesen auch die der nord- und osteuropäischen darzutun. Dies ist ihm hinsichtlich der asiatischen und auch hinsichtlich der osteuropäischen Hypothesen gelungen, er hat aber auch gegen die verschiedenen nordeuropäischen Hypothesen manches Richtige vorgebracht, durchaus jedoch nicht meine südskandinavische Hypothese, die das heutige Dänemark und Schonen als die Urheimat der Indoeuropäer betrachtet, widerlegt. Fast sämtliche nordeuropäischen Hypothesen gehen zunächst von der Ansicht aus, daß von den drei europäischen Grundrassen nur die blonde dolichocephale Rasse Nordeuropas es gewesen ist, welche die arische Grundsprache geschaffen und in der Urzeit auch hauptsächlich verbreitet hat; sie sei die eigentlich arische Rasse; die Völker der mittelländischen Rasse gehören zumeist dem semitischen und hamitischen Sprachstamme an; die dunkle brachycephale Rasse weise auf Mittel- und Nordasien, die Heimat der turanischen Völker und Sprachen, als ihren Ausgangspunkt hin. Das blonde dolichocephale Element sei in allen Ländern mit einer arisch sprechenden Bevölkerung nachzuweisen; wenn es jetzt in den drei südeuropäischen Halbinseln sowie in Iran und Indien nur in schwachen Spuren oder gar nicht vertreten sei, so komme dies daher, daß die blonde dolichocephale

Rasse zwar die größte Expansionskraft besitze, bei ihrer geringen Akklimatisationsfähigkeit aber dauernd in subtropischen und tropischen Gegenden nicht fortkomme, sondern allmählich degeneriere und dann aussterbe; gerade dieser Umstand sowie die Tatsache, daß dieselbe in Nordeuropa am kräftigsten, reinsten und dichtesten vertreten sei, weise dorthin als auf dasjenige Gebiet hin, von dem sie ausgegangen und sich verbreitet habe; die arischen Völker dieses Gebietes seien arische Völker nicht nur im linguistischen, sondern auch im anthropologischen Sinne; in der Geschichte der germanischen und gallischen Stämme wiederhole sich in gewissem Sinne die Geschichte der vorgermanisch- und vorgallisch-arischen Stämme.

Dagegen bemerkt Michelis, daß man nicht alle blonden Dolichocephalen zu einer Rasse zusammenfassen und diese als die Schöpferin der arischen Grundsprache betrachten könne; im Gebiete der ugrischfinnischen Sprachen gebe es ganze Völkergruppen, die diesen Typus zeigen, ohne eine arische Sprache zu reden (S. 305, 406); es sei sonderbar vom Standpunkte der nordeuropäischen Hypothese, daß zwar Iran und Indien, nicht aber Finnland und das ganze mittlere und nördliche vorslavische Rußland mit seiner ugrofinnischen Urbevölkerung arisiert worden sei.

Diese Tatsachen beweisen nicht das gegen die nordeuropäischen Hypothesen, was sie beweisen sollen, sondern zeigen nur, daß die Ausbreitung der Indoeuropäer nicht in allen Gegenden in derselben Weise erfolgt ist. Es ist kein Zweifel, daß der ursprüngliche turanische Typus der ugro-finnischen Völker durch Vermischung mit den blonden Dolichocephalen den Charakter eines Mischtypus erhalten hat, der sich zumeist in der Verschmälerung der Schädel und in dem häufigen Auftreten der hellen Komplexionen ausspricht. Daß diese Vermischung in der allerältesten Zeit vor sich gegangen sein muß, ergibt sich aus der vergleichenden Analyse der ugro-finnischen Sprachen, die zeigt, daß zwar alle Sprachen, auch diejenigen, die von Stämmen gesprochen werden, die keine oder nur eine ganz geringe Beimischung von fremdem Blute aufweisen, wie z. B. den Lappen, untereinander verwandt sind und zum großen, weit nach Asien hineinreichenden ural-altäischen Sprachstamm gehören, jedoch in ihrem Wortvorrat wie in ihrem grammatischen Bau eine starke Einwirkung seitens arischer Stämme erfahren haben, die von der Art ist, daß sie noch der Zeit der Ausbreitung der Slaven und Germanen und ihrer Berührung mit den Finnen lange vorausgegangen sein muß. Daß aber die ugro-finnischen Stämme nicht so vollständig wie andere anarische Elemente arisiert worden sind, hat wohl darin seinen Grund, daß, wie bereits oben bemerkt, die Arier im Osten und Norden Rußlands sich nicht als seßhafte Ackerbauer ausbreiteten, sondern nomadisierend diese Gebiete durchzogen und mit den gleichfalls nomadisierenden Finnen — auch die heutigen Finnländer waren früher Nomaden und lebten weiter im Osten — in Berührung kamen. Solche Berührungen haben zwar die Sprache der Finnen stark beeinflußt, konnten aber nicht die Wirkung haben, daß dieselben ihre Sprache ganz aufgegeben und mit der Sprache der arischen Wanderstämme vertauscht hätten.

Außer den anthropologischen Tatsachen sind es auch archäologische, auf die sich meine Hypothese von der Urheimat der Indoeuropäer gründet, insofern sich in Dänemark und Schonen nach dem Ende der Quartärzeit der Übergang von der paläolithischen Kultur zur neolithischen Kultur vollzogen und diese selbst dort die reichste Entwicklung erfahren hat. Aus diesem Grunde haben in jüngster Zeit auch M. Much und andere Forscher die Heimat der Indoeuropäer dorthin verlegt. Dagegen glaubt Michelis, daß die Kjökkenmöddinger von einem brachycephalen mongoloiden Element herzurühren scheinen, wie dies das Vorkommen brachycephaler Schädel in Gräbern der neolithischen Zeit und die starke Verbreitung der Brachycephalie an der Westküste der skandinavischen Halbinsel beweise. Die Kultur der skandinavischen Steinzeit könne man nicht als eine einheimische und selbständig entstandene betrachten. Die Kjökkenmöddinger würden eine weit tiefere Stufe der mesolithischen Periode darstellen; zur Erklärung der Gleichartigkeit der neolithischen Kultur Europas brauche man nicht notwendig einen gemeinsamen geographischen Ursprung anzunehmen; der Handelsverkehr und gegenseitige Beeinflussungen genügten, um sie zu erklären. Eine ununterbrochene Kulturentwicklung sei nicht minder deutlich in Frankreich, England, Italien, Griechenland wahrzunehmen, lauter Länder, deren Urbevölkerungen arisiert worden seien; warum solle Skandinavien in dieser Hinsicht eine Ausnahme machen? Es habe zwar dem übrigen Europa in der prähistorischen Zeit manches gegeben, aber mehr noch erhalten. Ein so elendes Volk, wie es das der Kjökkenmöddinger gewesen sei, könne sich nicht von selbst zur Kultur der megalithischen Grabbauten emporschwingen. Andererseits sei nicht zu leugnen, daß das vorgeschichtliche Skandinavien eine nur ihm eigene und von außen unabhängige Tätigkeit entwickelt hat; man müsse anerkennen, daß die neolithische Kultur und die Kultur der Bronzezeit daselbst eine Fülle und eine Vollendung wie in keinem anderen Lande aufweise.

Dagegen ist zu bemerken, daß weder in Dänemark noch in Schonen ein der Kjökkenmöddinger-Zeit angehörender Schädel gefunden worden ist, was nicht ausschließt, daß zugleich mit den Vorfahren der die Hauptmasse der späteren Bevölkerung bildenden Dolichocephalen auch Brachycephale, wenn auch in geringerer Zahl, dorthin eingewandert sind. Was die Kultur der Kjökkenmöddinger-Menschen anlangt, so bemerkt Sophus Müller, ein in dieser ganzen Frage gewiß unverdächtiger und gewichtiger Zeuge, daß dieselbe keineswegs

von einer ganz niedrigen Entwicklungsstufe zeuge; »ganz im Gegenteile, die frühesten Altertümer, die in Dänemark nachgewiesen werden können, sprechen von einer Bevölkerung, die an festen Aufenthaltsorten gesellig lebte und bereits über nicht wenige Mittel zur Erhaltung des Lebens verfügte« (Nordische Altertumskunde, 4). Diese Funde aus der Zeit der Kjökkenmöddinger oder älteren Steinzeit werden durch eine Reihe von Funden mit den Funden aus der Zeit der Steingräber oder der jüngeren Steinzeit verbunden. »Es gibt eine Anzahl Formen,« bemerkt Müller (a. a. O. 48), »die weder so recht den alten Wohnplätzen noch den Steingräbern angehören und im ganzen jünger als jene und älter als diese sind, wennschon sie bisweilen sich mit Formen von der einen oder anderen Seite berühren. Sie nehmen eine Mittelstellung zwischen der älteren und jüngeren Gruppe ein und können demnach als der Mittelsteinzeit zugehörig bezeichnet werden.« Und S. 208 bemerkt derselbe dänische Forscher, daß nicht in Abrede gestellt werden könne, daß sich zwischen der älteren und jüngeren Steinzeit in wesentlichen Punkten Ähnlichkeiten finden, daß die ganze Grundlage der Kultur dieselbe sei, daß auf den Wohnplätzen Funde aus beiden Zeitabschnitten angetroffen werden, was nicht für ein feindliches Verhältnis der älteren und jüngeren Bevölkerung spreche, und daß namentlich die Züge, die für uns eine neue Periode bezeichnen, weder alle zusammen noch auf einmal auftreten, sondern im Gegenteile nach und nach zum Vorschein kommen. Daher brauche man die Entwicklung, die in den Funden aus der jüngeren Steinzeit so stark hervortreten, nicht neuen Einwanderungen zuzuschreiben. Solche Erscheinungen finden sich in keinem Teile weder Mittel- noch Osteuropas, also in jenem Ländergebiete, in dem man gleichfalls die Heimat der Indoeuropäer finden wollte. Hier folgen unvermittelt auf die Funde der paläolithischen Periode die Funde der neolithischen Zeit. Auf die noch vielumstrittenen archäologischen Verhältnisse in Frankreich und England sowie in Italien und Griechenland hier einzugehen, ist schon deshalb nicht notwendig, weil noch niemand in diesen Ländern die Heimat der Indoeuropäer gesucht hat.

Darüber kann ferner auch kein Zweifel sein, daß, wenn man den einheitlichen Charakter der neolithischen Kultur Europas auf gemeinsame Träger derselben zurückführen kann, diese Erklärung ungleich wahrscheinlicher ist als die Annahme, welche ihre Gleichartigkeit auf den Handelsverkehr und auf gegenseitige Beeinflussungen der Völker zurückführen will.

Daß gerade in Dänemark und Schonen die Kultur der älteren Steinzeit sich zur Kultur der jüngeren Steinzeit, wie sie in solcher Fülle und Vollendung sonst nirgends vorkommt, sich entwickelt hat, dafür läßt sich eine Reihe von Ursachen anführen. Erstens muß die Bevölkerung der altdänischen Länder von besonderer Tüchtigkeit und Energie gewesen sein. »Gibt es auch an anderen Stellen Europas«, bemerkt Sophus Müller a. a. O. S. 213, »Altertümer aus der Steinzeit, die sich den südskandinavischen durchaus an die Seite stellen lassen, so kommt doch nirgends ein solcher Reichtum an ausgezeichneten Arbeiten, eine solche Menge von Zeugnissen für ein energisches Streben nach Lösung der gegebenen Aufgaben vor wie hier. Endlich muß auch der Reichtum der südskandinavischen Länder an Feuerstein und der leichte Zugang zu diesem in der Steinzeit unentbehrlichen Rohstoff eine große Produktion hervorgerufen haben, wie überhaupt die Entwicklung im ganzen dadurch begünstigt worden ist. Der eigentliche Grund zu der hervorragenden Stellung der altdänischen Länder in der Steinzeit ist aber doch sicher in den allgemeinen Naturverhältnissen zu suchen. Die fruchtbare Inselgruppe und die durch Buchten und Sunde reichgegliederten Küsten mit friedlichem stillen Fahrwasser müssen für das Aufblühen einer primitiven Kultur günstige Bedingungen geboten haben. Unter ähnlichen Verhältnissen hat sich in der Vorzeit oft ein kräftiges und reiches Leben entfaltet.«

In ähnlicher Weise sucht auch ein anderer dänischer Archäologe, L. Zinck, in seinem letzten Werke (1901): »Det nordeuropaeiske dysse-territoriums stengrave« (S. 212 und 213) die Kulturentwicklung, wie sie in den südskandinavischen Ländern vor sich gegangen, gegen Montelius zu erklären. Doch während noch Sophus Müller zur Erklärung dieser Entwicklung außerdem noch langsam wirkende und langandauernde Einflüsse von außen, die auf friedlichem Wege von Volk zu Volk übermittelt worden seien, annimmt, insbesondere die Entstehung der megalithischen Grabbauten auf orientalische Einflüsse zurückführt, hat Zinck auf rein archäologischem Wege den Nachweis geführt, daß auch diese unabhängig von äußeren Einflüssen und ganz selbständig in den altdänischen Ländern entstanden sind. Auch Michelis glaubt, daß diese Grabbauten, die über einen großen Teil Europas sowie über den Nordrand Afrikas, Teile Vorderasiens und über Indien verbreitet sind, einen gemeinsamen nordeuropäischen Ursprung haben, leugnet aber, daß die blonden Dolichocephalen, die sie erbaut haben, Arier gewesen seien, weil sich in Nordafrika, im Kaukasus und in Syrien keine arischen Sprachen nachweisen ließen. Ist diese Behauptung an sich schon nicht ganz richtig, so würde diese Tatsache gegen die Annahme, daß die blonden Dolichocephalen die eigentlichen Arier wären, schon deswegen nicht sprechen oder sie gar widerlegen, weil niemand behauptet hat, daß in allen Ländern die vordringenden Arier ihre Sprache behalten haben. Ebenso wie nicht alle germanischen und gallischen Stämme, die nach dem Süden vorgedrungen waren, ihre Sprache behalten, sondern ebenso wie einige von ihnen dieselbe gegen die Sprache der Vorbevölkerungen vertauscht haben, so konnte derselbe Vorgang auch in der vorgeschichtlichen Zeit eintreten.

Sind auch die altdänischen Länder als die engere Heimat des arischen Urvolkes anzusehen — die weitere Heimat der einzelnen arischen Völker umfaßt ein ungleich größeres, den größeren Teil Europas und einen Teil Asiens umschließendes Gebiet, das schon in der Steinzeit sowie in der Stein-Kupferzeit auf dem Wege allmählicher Ausbreitung seine ersten arischen Ansiedler erhalten hat — so sind keineswegs jene Länder als die Länder zu betrachten, in denen die arische Rasse mit ihren charakteristischen Merkmalen entstanden ist. Als ihr Entstehungsherd ist vielmehr West- und Mitteleuropa anzusehen, dessen klimatische Verhältnisse, wie sie zur Eiszeit bestanden haben, geeignet waren, eine neue Rasse zu schaffen, die sich auch von der ihr sonst zunächst verwandten mittelländischen Rasse scharf abhebt. Nach dem Ende der Quartärzeit zogen die Menschen dieser Rasse — wenigstens teilweise — zugleich mit dem Renn, auf dem hauptsächlich in der letzten Zeit derselben ihre Existenz beruht hatte, nach dem skandinavischen Norden, um hier unter den allmählich sich ändernden klimatischen Verhältnissen, die auch eine allmähliche Veränderung in der Fauna und Flora herbeiführten, ein neues Leben zu beginnen und eine neue Kultur zu begründen. Tatsächlich erscheinen auch die Kjökkenmöddinger keineswegs die allerältesten Denkmäler vom Dasein des Menschen im skandinavischen Norden zu sein. »Es sind einige vereinzelte, für sich allein, nicht in Verbindung mit anderen Sachen gefundene Geräte zu Tage gekommen,« schreibt Sophus Müller S. 42, »die aus dem Geweih von Renntieren und Elchen, Tieren, die im ganzen einer älteren Periode als die Muschelhaufen angehören, verfertigt sind. Unmöglich ist es zwar nicht, daß es Abwürfe von damals bereits ausgestorbenen Tieren gewesen sein können, die man gefunden und benutzt hat, oder diese Tiere können sich noch an einzelnen Stellen gehalten haben, obwohl sie im übrigen aus dem Lande verschwunden waren. Doch auch zwischen anderen Geräten findet man Formen, die man aus den Muschelhaufen nicht kennt und in eine vorausliegende Zeit zu versetzen guten Grund hat, so z. B. die allerdings noch sehr seltenen Harpunenspitzen mit Widerhaken; in entsprechenden Formen kommen dieselben in westeuropäischen Funden aus weit älteren Zeiten als die nordischen Muschelhaufen vor, während sie anderseits ebensowenig wie im Norden zusammen mit Gegenständen aus dem späteren Steinalter angetroffen worden sind. Auch unter den Feuersteinsachen glaubt Montelius gewisse ältere Formen nachweisen zu können.«

Was zum Schlusse den Einwand von Michelis betrifft, daß die Buche, die dem arischen Urvolke bekannt war, noch nicht in der Steinzeit in Südskandinavien vorgekommen sei, so ist bereits diese alte Behauptung durch die vor einigen Jahren gemachten Moorfunde (Antiqu. Tidskrift, 1895, XVI, S. 1 f.) widerlegt worden.

Ist auch Michelis' Hypothese einer zentraleuropäischen Herkunft der Indoeuropäer eine verfehlte, so wird dadurch sein Werk nicht wertlos; dessen Hauptbedeutung besteht vielmehr darin, daß ein ernster Mann von umfassender Gelehrsamkeit und selbständigem Urteil es unternommen hat, die Arbeiten, die in den letzten Jahren auf dem Gebiete der linguistischen Paläontologie, vorgeschichtlichen Archäologie und physischen Anthropologie veröffentlicht worden sind, kurz zusammenzufassen und sie in klarer, übersichtlicher Darstellung und kritischer Beleuchtung — mag auch die Kritik nicht immer das Richtige treffen — weiteren wissenschaftlichen Kreisen — dasselbe ist als der XII. Band der »Biblioteca di scienze moderne« erschienen — vorzuführen. In jedem Falle können die Leser desselben aus ihm viel Belehrung schöpfen und auch manche Anregungen erhalten.

K. Penka.

29.

Lanz, Jörg: Das Necrologium Sancrucense modernum. Herausgegeben und erläutert. Wien 1900. 8°, 110 S. Aus dem »Archiv für österreichische Geschichte« (Bd. LXXXIX, I. Hälfte, S. 245) separat abgedruckt.

Zur richtigen Beurteilung dieser von großem Fleiß zeugenden Arbeit, die sich den Forschungen von Milkowicz und Frieß würdig anreiht, beachte man vor allem die Worte des Verfassers S. 7 sq. (251 sq.):

»Der Hauptwert der Nekrologien liegt ja nicht so sehr — wie man in neuerer Zeit mit Recht erkannt hat — in ihrer historischen, als vielmehr in ihrer genealogischen und statistischen Bedeutung.«

Aber doch geht die Kulturgeschichte dabei keineswegs leer aus. Man vergleiche z. B. die Notiz IV beim 24. Dezember (S. 88 [332]): »O. magister Erhardus pictor familiaris« und dabei folgende Anmerkung des Herausgebers:

»Eine für die österreichische Kunstgeschichte nicht unwichtige Bemerkung, da wir leider fast gar keine österreichischen Maler des Mittelalters kennen. Da der Magistertitel erst dem späteren Mittelalter gemein ist, so dürfte der hier Verzeichnete ein Künstler des XIV., XV. oder XVI. Jahrhunderts sein.«

Ferner möchten wir den Leser noch besonders auf die interessanten Anmerkungen zum 3. Jänner (S. 12 [256]), zum 10. Februar (S. 21 [265]), zum 15. Juni (S. 47 sq. [291 sq.]), zum 26. Juni (S. 49 [293]), zum 25. August (S. 60 sq. [304 sq.]) und zum 5. September (S. 64 sq. [308 sq.]) aufmerksam machen.

Ein reiches Quellenverzeichnis (S. 8—10 [252—254]) und ein erschöpfender, sehr praktischer Index (S. 91—110 [335—354]) erhöhen die Brauchbarkeit des gut geschriebenen Buches.

's Gravenhage. K. H. E. de Jong, Litt. Hum. Doctor.

30.

Rijks Ethnographisch Museum te Leiden. Verslag van den directeur over het tijdvak van 1 Oct. 1901 tot 30 Sept. 1902. Met 9 platen. 's Gravenhage 1903. 8°, 71 S.

Der vorliegende Jahresbericht enthält in der gewohnten Weise alle das Reichsmuseum betreffenden Ereignisse, eine ausführliche Liste der Erwerbungen, die außer durch Textillustrationen (Darstellungen von Steinsärgen aus Nord-Celebes, hölzerne Kopffigur aus Benin) durch die beigehefteten Tafeln illustriert wird. Diese geben vorzügliche Darstellungen von bumerangähnlichen Wurfhölzern, die Baron Hoëvell in Süd-Cebeles beim Vogelfang durch Knaben in Gebrauch fand; diverse Schnitzwerke von Neuirland und den Hervey-Inseln, eine balinesische Rakshasa-Figur, eine japanische Holzmaske und eine Bronzetrommel aus Canton, die schon im Hegerschen Werke beschrieben ist.

Zur Beachtung.

Das k. k. naturhistorische Hofmuseum hat den bisherigen Schriftentausch durch Vermittlung der Anthropologischen Gesellschaft mit den nachfolgenden Instituten und Vereinen aufgegeben:

Naturforscher-Verein in Brünn,
The Field Columbian Museum in Chicago,
Bukowinaer Landesmuseum in Czernowitz,
Naturforschende Gesellschaft in Danzig,
Naturwissenschaftliche Gesellschaft »Isis« in Dresden,
Naturwissenschaftlicher Verein für Schleswig-Holstein in Kiel,
Naturhistorisches Landesmuseum in Klagenfurt,
Verein für Volkskunde in Lemberg,
Reale Istituto Lombardo di scienze e lettere in Mailand,
Società dei naturalisti in Modena,
The Canadian record of science in Montreal,
Königliche Akademie der Wissenschaften in München,
Königliche böhmische Gesellschaft der Wissenschaften in Prag,
Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen in Prag,
Deutscher wissenschaftlicher Verein in Santiago,
The Academy of arts and sciences in St. Louis,
Museo Archeologico in Spalato,
K. k. Geographische Gesellschaft in Wien,
K. k. Geologische Reichsanstalt in Wien.

Die Gesellschaft hat diesen Tauschverkehr mit Ausschußbeschluß vom 20. Jänner d. J. auf ihre Kosten vorläufig weitergeführt. Es ergeht nun an die Mitglieder und alle Interessenten die Anfrage, ob sie gegen Ersatz der Selbstkosten der Publikationen unserer Gesellschaft (zirka 8 *K* pro Band) geneigt wären, die Veröffentlichungen einzelner der obengenannten Vereine und Institute für sich zu beziehen. Diesbezügliche Zuschriften werden bis längstens 1. Dezember d. J. an das Sekretariat, I., Burgring 7, erbeten.

Die Sonderabdruck-Ausgabe der Publikation von Prof. Dr. Gorjanović-Kramberger: »Der paläolithische Mensch und seine Zeitgenossen aus dem Diluvium von Krapina. Nachtrag (als zweiter Teil)« ist vergriffen. Im Falle genügender Bestellungen, welche an das Sekretariat erbeten werden, wird eine Neuauflage derselben veranlaßt werden.

W. Wundts „Völkerpsychologie".

(Erster Band: Die Sprache.[1])

Von **P. W. Schmidt**, S. V. D.[2])

Das Werk, welches ich heute abend vor Ihnen zu besprechen die Ehre habe, W. Wundts »Völkerpsychologie«, speziell dessen erster, die Sprache behandelnder Teil, ist bei seinem Erscheinen besonders von Anthropologen und Ethnologen derartig geradezu mit Begeisterung begrüßt worden, daß es keiner besonderen Rechtfertigung bedarf, wenn ich dasselbe hier in der Anthropologischen Gesellschaft zum Gegenstand eines besonderen Vortrages mache. So schreibt z. B. P. Ehrenreich: »Dieses weit angelegte Werk des großen Psychologen bildet ein Ereignis nicht nur für seine Fachgenossen, sondern auch für alle, die der Wissenschaft vom Menschen im weitesten Maße beflissen sind«[3]), und etwas weiter: »Wundts Werk ist berufen, vielleicht eine ganz neue Periode der allgemeinen Linguistik einzuleiten.« Eher hätte ich es bei einer solchen Bedeutung dieses Werkes zu rechtfertigen, daß ich eine Besprechung desselben erst jetzt, fast zwei Jahre nach seinem Erscheinen, vornehme. Es waren teilweise Gründe rein äußerer Art, die mich nicht eher dazu kommen ließen. Immerhin will ich es nicht verhehlen, daß es auch der gewaltige Umfang des in den beiden Bänden auf XI + 627 + 621 Seiten aufgehäuften Stoffes und die Mannigfaltigkeit der darin vertretenen Einzelmaterien war, die mich immer wieder zögern ließ, das auszuführen, wozu ich mich gleich im Anfang gedrängt fühlte. Das Zuwarten hat mir indes den Vorteil gebracht, daß unterdessen eine weitere, kleinere Arbeit Wundts, »Sprachgeschichte und Sprachpsychologie«[4]), erschienen ist, die eine Antwort bildet auf B. Delbrücks »Grundfragen der Sprachforschung, mit Rücksicht auf W. Wundts Sprachpsychologie erörtert«[5]) und wertvolle Klarstellungen und Erweiterungen seines größeren Werkes enthält.

Wenn ich nun versuchen will, den reichen Inhalt dieser bedeutsamen Erscheinung Ihnen einigermaßen darzulegen, dabei aber auch gegebenenfalls auf eine Beurteilung desselben nicht verzichten möchte, so nötigt mich die kurze, hier zur Verfügung stehende Zeit von selbst schon zur Beschränkung. Ich werde dieselbe besonders auf diejenigen Teile anwenden, wo Physiologie und Psychologie im engeren Sinne mehr hervortreten, um desto mehr Zeit zu behalten für diejenigen Partien des Werkes, wo die Beziehungen der Sprache zur Anthropologie und Ethnologie mehr zur Geltung gelangen.

Da ist zunächst nun das große Verdienst Wundts hervorzuheben, daß er durch eine scharfe Begriffsbestimmung und durch seine nüchterne, streng wissenschaftliche Methode wohl endgültig das Mißtrauen zerstreut hat, welches beim Klange des Wortes

[1]) Leipzig 1900.

[2]) Die vorliegende Arbeit ist die Erweiterung eines in der Monatsversammlung der Anthropologischen Gesellschaft vom 12. Mai d. J. gehaltenen Vortrages.

[3]) Globus. Bd. LXXIX, S. 21.

[4]) Leipzig, W. Engelmann, 1901.

[5]) Straßburg, K. J. Trübner, 1901.

»Völkerpsychologie« bei manchem auftauchte. Insbesondere in den Kreisen der Anthropologen und der mit der Urgeschichte und sachlichen Ethnologie sich beschäftigenden Forscher ist dieses Mißtrauen immer lebendig gewesen; die konkreten, greifbar sicheren Gegenstände, mit denen sie zu tun haben, ließen ihnen eine Wissenschaft immer als etwas fragwürdig erscheinen, die als ihren Gegenstand die »Volksgeister« angab und dieses an sich schon etwas schwankende und fast phantastische Objekt noch dazu in einseitiger Weise fast nur aus der Sprache zu erforschen sich bemühte. Wundt erweitert und kräftigt damit zugleich den Begriff der Völkerpsychologie, indem er neben der Sprache auch Mythus und Sitte als ihr Forschungsobjekt bezeichnet. Er unterläßt es aber auch nicht, ihren Begriff scharf zu umgrenzen, indem er sie definiert als eine Wissenschaft, »welche diejenigen Vorgänge zu ihrem Gegenstande hat, die der allgemeinen Entwicklung menschlicher Gemeinschaften und der Entstehung gemeinsamer geistiger Erzeugnisse von allgemein gültigem Werte zugrunde liegen«. Damit ist von ihr ausgeschlossen alles, was von geistigen Erzeugnissen auf das einzelne Individuum zurückgeht, und so teils der Urgeschichte, teils der Geschichte von Kunst, Literatur, Wissenschaft, Kultur, Staatsentwicklung usw. zufällt, wie auch nicht minder das, was nur einzelne Völker und Rassen berührt und somit einen Gegenstand der psychologischen Ethnologie zu bilden hat. Alle diese letzteren Wissenschaften bilden nur die Quellen, aus denen die Völkerpsychologie schöpft; ihr Gegenstand ist das über den Besonderheiten der Individuen, Völker und Rassen stehende Allgemeingültige in der Entwicklung und den Erzeugnissen des menschlichen Geistes. Es ist wahr, durch diese Begriffsbestimmung und eine dementsprechende Behandlung verliert die Völkerpsychologie zunächst wohl an Interesse für den Anthropologen, Ethnologen und Sprachforscher, sie stellt sich dadurch näher zu der Psychologie, also einer rein philosophischen Disziplin. Wundt sagt demgemäß auch ausdrücklich, daß die Völkerpsychologie den einen Teil der Psychologie bilde, deren anderer die experimentelle Individualpsychologie sei. Aus dieser Auffassung erklärt es sich auch, wie der Philosoph Wundt zur Völkerpsychologie kam: er ist vorzüglich Psychologe und will nun die experimentelle Individualpsychologie, in der er bisher in so glänzender Weise tätig war, ergänzen durch die Völkerpsychologie, um durch diese Zusammenfassung die Psychologie schlechthin herzustellen. Indessen muß es doch auch für Anthropologen, Ethnologen und Sprachforscher von hohem Interesse sein, zu sehen, wie die von ihnen in ihren Einzelwissenschaften gewonnenen Ergebnisse verwertet worden, noch höhere, umfassendere Erkenntnisse in der Völkerpsychologie zu vermitteln, und umgekehrt kann eine Orientierung von diesen allgemeinen Wahrheiten aus auch jenen Einzelwissenschaften für ihre eigene Forschung nur im höchsten Grade dienlich sein.

Nach dieser Bestimmung des Umfanges der Völkerpsychologie wendet sich Wundt dem ersten Teil derselben, der Sprache, zu, deren Behandlung den eigentlichen Inhalt der zwei starken Bände ausmacht. Um eine breite zuverlässige Grundlage für seinen Satz, daß die Sprache eine Ausdrucksbewegung sei, zu gewinnen, behandelt er zunächst die Ausdrucksbewegungen im allgemeinen. Es sind fast ausschließlich Physiologie und Experimentalpsychologie, die hier zum Worte gelangen. Die Überlegenheit Wundts, der hier nicht wie teilweise in den folgenden Abschnitten das Material von anderen Wissenschaften entgegennehmen muß, sondern selbst Auktorität für dasselbe ist, kommt hier recht zu ihrer Geltung. Ausdrucksbewegungen sind ihm die physischen Äußerungen von inneren psychischen Vorgängen, von Gefühlen und Affekten, die auch Vorstellungen in sich schließen. Die Intensität dieser Bewegung äußert sich vorzüglich in den Bewegungen des Herzens, der Blutgefäße und der Atmungsorgane,

ihre Qualität in den mimischen Bewegungen der Antlitzmuskeln des Mundes, der Augen, der Nase und der Wangen, ihr Vorstellungsinhalt, die Gegenstände, welche sie verursachen, in den pantomimischen Bewegungen vorzüglich der Hände.

Alle diese Ausdrucksbewegungen sind zunächst nur bloße Triebhandlungen, absichtslos, mit psychologischer Notwendigkeit erfolgende Entladungen der Affekte. Aber indem bei der öfteren Wiederholung der Affekt sich allmählich mäßigt, tritt der mit demselben verbundene Vorstellungsinhalt in den Vordergrund, und indem dann weiter das Individuum die gleichen Äußerungen auch an anderen wahrnimmt, also unter dem Einfluß des gemeinsamen Lebens, gestalten sich diese Äußerungen langsam um in bewußte und dann in beabsichtigte Hinweisungen nicht bloß auf die inneren Affekte, sondern auch auf die äußeren Objekte, durch welche sie erregt wurden. So entsteht dann auch aus den pantomimischen Geberden die erste und einfachste Art der Sprache, die Geberdensprache. Wundt behandelt hier eingehend die mehr künstlichen Arten derselben, wie sie in Kulturverhältnissen sich finden, näher eingehend auf die von de Jorio dargestellte Mimik der Neapolitaner und die Geberdezeichen der Zisterziensermönche, dann die mehr natürlichen Systeme der Taubstummen und, was ja für Ethnologen von besonderem Interesse, die bei Naturvölkern sich findenden diesbezüglichen Tatsachen, insbesondere das bekannte, durch Mallery dargestellte System der Dakota-Indianer. Hier ist es in der Tat hochinteressant, die strenge Gesetzmäßigkeit zu verfolgen, die Wundt in scharfsinniger Weise auch in dieser Art von Sprache aufdeckt, und die vielfachen Analogien besonders der natürlichen Systeme mit der Entwicklung der Lautsprache. Besonders wichtig erscheint mir der Nachweis, daß wie bei dieser letzteren eine Syntax, so auch in der Geberdensprache eine feste Ordnung der einzelnen Elemente vorhanden ist, die Wundt in ihrer allgemeinsten Formel als =SAOV[1]) angibt. Freilich erscheint mir die Grundlage für diese Deduktionen — bloß Taubstummensprache und Zeichensystem der Dakota — noch etwas zu schmal, als daß ich ihnen schon Allgemeingültigkeit zugestehen möchte. Es wäre dringend wünschenswert, daß von seiten der Ethnologen auf diesem Gebiet erst noch umfangreicheres Material gesammelt würde. Jedenfalls aber werden Wundts Untersuchungen dazu sehr wirksam anspornen und auch im einzelnen wertvoll unterstützen. Ich übergehe, da mir noch so viel zu behandeln bleibt, die geistreiche Art und Weise, mit welcher Wundt die Geberdensprache in Verbindung bringt mit der Entstehung der bildenden Künste sowie der Bilderschrift und damit der Schrift überhaupt, und wende mich jetzt der Sprache im eigentlichen Sinne, der Lautsprache zu.

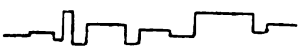
Auch die Lautsprache läßt Wundt aus den zunächst unabsichtlichen, spontan erzeugten Stimmlauten entstehen, die ebenfalls Ausdrucksbewegungen darstellen. Er weist sehr gut die Vorstufen und Vorbildungen der menschlichen Stimmlaute im Tierreich nach, aber gerade hier auch macht sich wohltuend der Unterschied strenger Wissenschaftlichkeit von der Oberflächlichkeit mancher Vulgärpsychologen geltend, da er nicht nur die Übergänge, sondern auch die scharf markierten Unterschiede aufdeckt. Ich möchte hier die Zurückweisung noch etwas verstärken, welche Wundt dem von Darwin in die Literatur eingeführten Beispiel eines musikalischen Gibbon zuteil werden läßt, der nach dem Zeugnis eines Mr. Waterhouse, auf welches Darwin sich stützt, beim Auf- und Absteigen der Skala immer genau halbe Töne zu singen geschienen, während der höchste Ton sicher die genaue Oktave des niedrigsten gewesen sei. Gegen das Singen der genauen halben Töne wendet schon Wundt ein, daß dann ja der Gibbon die musikalische Begabung des Menschen noch weit übertroffen hätte, da bei diesem die Unterscheidung der größeren Intervalle, der Quint, Quart, Terz und großen Sekunde viel

[1]) = Subjekt, Adjektiv, Objekt, Verbum.

früher ausgebildet sei als die des Halbtons; ich füge noch hinzu, daß das Singen einer ganzen Skala nur in Halbtönen von Natursängern überhaupt nicht und auch nicht von sehr vielen Kunstsängern sofort mit Sicherheit erzielt werden würde. Was aber das Treffen einer genauen Oktav angeht, so muß ich darauf hinweisen, daß, wenn auch das Auffassen der nahen Beziehung einer Oktav zu ihrem Grundton nicht gar so schwer ist — die naive Auffassung glaubt vielfach, besonders wenn die Oktav im Unterschied von Ober- und Unterstimmen auftritt, es sei der gleiche, nur in der Färbung verschiedene Ton —, es sich doch nicht so verhält mit dem Singen derselben. Vollkommen ausgeschlossen ist es vollends, daß auch selbst ein geschulter Sänger ohne Zuhilfenahme des Gesichtsbildes der in die Notenlinien geschriebenen Noten oder des Gedächtnisbildes der Notennamen nach einer nur in Halbtönen gesungenen Skala mit Sicherheit gerade bei der Oktav des Grundtones aufhören würde. Darnach glaube ich dieses Beispiel eines musikalischen Gibbon als eine lehrreiche Illustration des alten Satzes: »Qui nimium probat, nihil probat« bezeichnen zu sollen, und bin der Ansicht, daß es aus der wissenschaftlichen Literatur verschwinden sollte. Es wird ja freilich immer sehr wertvoll sein, solche Beobachtungen an den anthropoiden Affen oder auch anderen Tieren anzustellen, aber dem Beobachter würde neben einer guten theoretischen Musikkenntnis auch etwas musikpädagogische Erfahrung sehr notwendig sein.

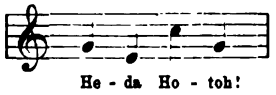
Indem nun Wundt weiter eine vollkommene Ausbildung zugleich der Tonmodulation wie der Lautartikulation als das besondere Kennzeichen der menschlichen Stimmlaute bezeichnet, wird er genötigt, sich auseinanderzusetzen mit jenen Autoren, welche die menschliche Sprache aus dem Gesang hervorgehen lassen. Es sind dies die älteren, mehr ästhetisierenden Sprachphilosophen, besonders W. v. Humboldt, dann Herbert Spencer und neuestens wieder Jespersen in seinem »Progress of Language«, welch letzterem auch Delbrück einigermaßen beistimmt. Jespersen meint: »Man muß die Entstehung der Sprache nicht auf der prosaischen, sondern auf der poetischen Seite des Lebens suchen ... Die Sprache wurde in der Zeit des Liebeswerbens geboren. Ich stelle mir die ersten Sprachäußerungen vor als eine Art von Mittelding zwischen den lyrischen Tönen des Kätzchens auf dem Dache und dem melodischen Liebeslied der Nachtigall«; aber auch »jede starke Bewegung und besonders jede freudige Erregung klingt im Gesange aus«. Demgegenüber weist Wundt sehr gut nach, daß bei all diesen Theorien der wesentliche Unterschied zwischen der schwankenden unmeßbaren Modulation der Sprache und den bestimmten Intervallen des Gesanges gänzlich vernachlässigt ist, und daß gerade die leidenschaftliche Erregung dieses Schwanken nur steigern, also in keiner Weise eine Überleitung bilden könne. Im weiteren Verlauf aber läßt er dann eine empfindliche Lücke entstehen. Indem er in unnötiger Weise das musikalische Element für beständig verbunden hält mit dem rhythmischen, und indem er weiter den Rhythmus mit K. Bücher aus den menschlichen Arbeitsbewegungen herleitet, vergißt er förmlich, auf die Entstehung des musikalischen Elementes einzugehen und bietet hier also nichts Positives. Denn wenn er ganz am Schluß (I, 269) doch noch wieder zurückgreifend meint, daß »die musikalische Klangfolge erst aus dem Rhythmus heraus entstanden« sei, und daß es »nicht unwahrscheinlich scheine, daß der Klang der Arbeitsinstrumente selbst bei der Sicherung der Stimmführung wesentlich mitgeholfen hat«, so glaube ich nicht, daß Wundt selbst auf eine solche Erklärung viel Gewicht legen wird. Es sei mir gestattet, diese Lücke auszufüllen mit einer Theorie über die Entstehung des menschlichen Gesanges, die ich mir früher schon zurechtgelegt, und die, wie ich glaube, durch eine etwas größere Beachtung der physikalischen und physiologischen Seite der ganzen Angelegenheit sich besser empfiehlt, als die genannten Theorien es tun.

Beim gewöhnlichen, leidenschaftslosen Sprechen befinden sich die Stimmbänder in einer verhältnismäßig geringen Spannung, so daß der gewöhnliche Sprachton selbst bei hohen Sopran- und Tenorstimmen ein überraschend niedriger ist. Diese geringe Spannung ermöglicht es, daß auch kurz vorübergehende Erregungen leicht in weitgehenden Erhebungen der Stimme sich geltend machen, so daß Quarten, Quinten, Sexten und selbst Oktaven auf den Akzentsilben einer etwas lebhafteren Rede das Häufigere sind. Aber auch die ganz leichten Erregungen drücken sich in diesem Zustande sofort in einer entsprechenden kleineren Erhebung aus. Die Folge davon ist, daß auch die größeren Hebungen nicht mit einem Male entstehen und ebenso nach einem zeitweiligen Bestande wieder verschwinden — in einer Kurve so ausgedrückt:



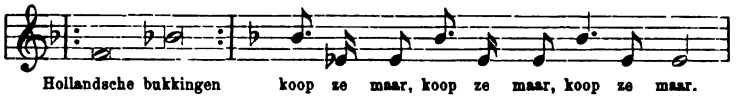
sondern daß sie ein- und übergeleitet werden durch eine Menge kleinerer Erhebungen, die ihrerseits wohl auch noch solche Gliederungen zeigen, kurvenmäßig so:

Gerade diese durch die schwache Spannung bedingte überreiche Modulationsfähigkeit ist aber ein Hindernis zur Entstehung des Gesanges. Wenn nun die Leidenschaft zu einer Dauer heranwächst, ein lebhaft erregter Zustand eintritt, so wird allerdings die Spannung der Stimmbänder auch im allgemeinen eine straffere, und diese straffere Spannung erschwert zunächst sowohl die Bildung größerer Intervalle als auch der zahllosen kleineren Zwischenstufen. Diese Erschwerung aber wird doch sogleich wieder völlig kompensiert dadurch, daß die stärkere Erregung nun auch den Luftstrom mit größerer Kraft auf die Stimmbänder stoßen läßt, so daß gerade im höchsten Affekt, wie auch schon Wundt hervorhebt, die Grenze der Spannung völlig überschritten wird, und die Stimme in Laute umschlägt, die schon den bloßen Geräuschlauten zugerechnet werden müssen, also überhaupt nichts Klangliches mehr an sich haben. Die Möglichkeit zur Entstehung wirklich musikalischer Töne wäre gegeben, wo ein Zustand erhöhter Spannung der Stimmbänder vorhanden wäre ohne die starke leidenschaftliche Erregung, die ihn für gewöhnlich erzeugt. Statt mich auf die Untersuchung dessen einzulassen, wie diese Bedingung in einem Urzustand menschlicher Entwicklung etwa hätte herbeigeführt sein können, ziehe ich es vor, auf Verhältnisse mich zu beziehen, in denen noch heutzutage beständig vor unseren Augen, oder hier besser gesagt, vor unseren Ohren eine derartige ursprüngliche Entstehung des Gesanges sich vollzieht mit all den Vorbereitungs- und Übergangsstufen, von denen eine derartige Neuschöpfung umgeben ist. Ich finde solche Vorbereitungsstufen z. B. in der Vortragsweise eines Redners, der durch die Größe des Raumes, in dem er spricht, genötigt ist, die Stimmbänder stark zu spannen, der aber weder durch den Inhalt seiner Rede noch durch andere Motive zu einer besonders starken Affektbewegung kommt; hier wird sich eine Isotonie herausbilden, die vielfach beinahe zu Rezitationskadenzen werden kann. Ähnliches wird eintreten bei einem Redner, der ebenfalls durch äußere Umstände zu lautem Sprechen genötigt ist, der aber nur ein falsches, gemachtes Pathos zur Verfügung hat; die in einer stereotypen Melodie erfolgenden Hebungen und Senkungen der Stimme verraten dem Kundigen sofort die Schwäche oder Unechtheit des Affektes, der nicht imstande ist, die Spannung der Stimmbänder durch lebendig-mannigfache Modulationen zu durchbrechen. Vollständig ausgebildet aber tritt das musikalische Element hervor bei den lauten Rufen, besonders Signalrufen, auf weite Entfernungen hin, in den Hedas, Hallos u. ä., wie ich mich unter anderen ganz deutlich eines solchen:

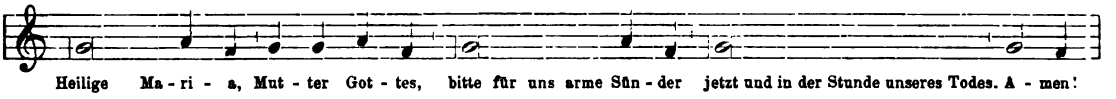


erinnere.

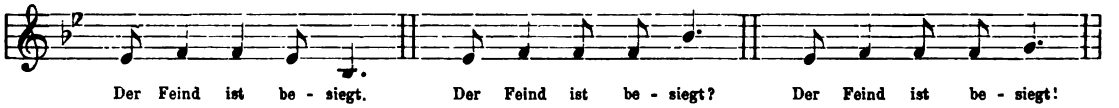
Eine gute Gelegenheit, diesbezügliche Beobachtungen zu machen, ergibt sich dort, wo noch das laute Ausrufen besonders von Waren, Zeitungen u. ä. in Gebrauch ist; durch die stete Wiederholung ist hier die innere Anteilnahme an dem Inhalt des Rufes bei dem Rufenden ganz zurückgedrängt und erfolgt mehr automatisch, gerade die günstige Bedingung für die erste Hervorbringung musikalischer Töne. So erinnere ich mich aus meiner Heimat noch deutlich der Ausrufe holländischer Fischverkäufer, die ihre Waren in den Straßen ankündigten:



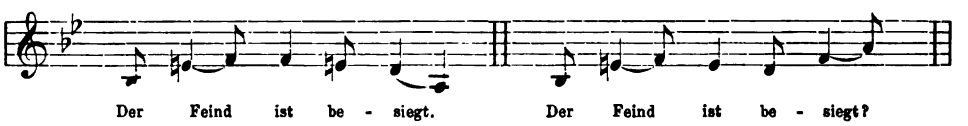
Noch günstigere Bedingungen sind dort vorhanden, wo viele Personen zusammen irgendetwas laut und stark sprechen, weil hier noch das eine Moment hinzukommt, daß bei dem einzelnen durch die unbewußte Rücksichtnahme auf die Mitsprechenden die individuellen Modulationsschwankungen stark gemindert werden. So klingt mir noch lebhaft in den Ohren das Schulgebet in einer Kinderschule, das, ursprünglich einfach gesprochen, allmählich zu folgender, in deutlich meßbaren musikalischen Tönen erfolgender Rezitation sich entwickelt hatte (ich gebe nur den Schlußteil):



Man wird leicht einsehen, wie genau Hebungen und Senkungen dieses Rezitativs übereinstimmen mit denjenigen der gewöhnlichen gesprochenen Rede, nur mit dem Unterschiede, daß sie in der letzteren, wie schon vorhin hervorgehoben, wegen der geringen Spannung des Stimmbandes eine größere Weite haben, sich nicht bloß auf eine Sekunde beschränken. Es würde äußerst lohnend sein, auf diesem noch völlig unbebauten Felde weitere Arbeiten zu unternehmen. Aber eben wegen des engen Zusammenhanges dieser primitiven Melodien mit dem gewöhnlichen Sprechton ist auch die Fixierung der Modulationen dieses letzteren notwendig, eine Aufgabe, die ja auch an sich, weil sie eben eines der noch gar nicht näher untersuchten Ausdrucksmittel der Sprache ist, sehr bedeutungsvoll wäre. Wundt hat das auch gesehen und in Bd. II, S. 400 ff. diesbezügliche Fixierungsversuche des gewöhnlichen Behauptungssatzes, des Frage- und des Ausrufsatzes gemacht. Es sind die folgenden:



Ich kann nicht sagen, daß mir diese Fixierungen besonders zutreffend erschienen. Mit mindestens dem gleichen Rechte glaube ich die Modulation der drei Sätze so notieren zu können:



Mir scheint der Ansatzton mehr als eine Sekunde zu betragen; der Akzentton hat wohl stets mehrere Töne; die Höhe des Frageintervalls richtet sich nach dem Grade der

Dringlichkeit der Frage; den Ausrufsatz notiere ich gar nicht, weil auch seine Schlußhebung gewaltig variieren kann, je nach dem Gefühlston, mit welchem er gesprochen wird. So muß ich ganz entschieden davor warnen, wenn Wundt seine Fixierungen gleich als typisch, als Norm hinstellen will. Die Sprachmodulation ist unendlich viel reicher, als er sie angibt, sie variiert nicht nur individuell sehr stark, sondern auch bei dem einzelnen Individuum je nach dem Grade der Gefühlserregung ganz bedeutend, und es ist nicht gestattet, hier von festen musikalischen Intervallen zu sprechen. Sprache ist eben noch kein Gesang. Auch in den sogenannten Tonsprachen, dem Chinesischen, Siamesischen, Birmanischen, Anamitischen, dem Ewhe, Tschi, Yoruba u. a. sind die Hebungen und Senkungen auch bei demselben Individuum nicht stets konstant, sondern steigern sich bei lebhafter Erregung, sind mäßiger bei teilnahmslosem Sprechen. Deshalb beanstände ich auch den folgenden Satz Wundts: »Es ist eine bemerkenswerte Eigenschaft wenigstens unserer deutschen Sprachmelodie, daß die zwei musikalisch minderwertigen Intervalle der Quarte und Sekunde hier die Hauptrolle spielen.« Es geht nicht an, diesen Satz jetzt schon als etwas Feststehendes zu behandeln. Hier werden schon nach den einzelnen deutschen Stämmen bemerkenswerte Unterschiede der Sprachmodulation sich bemerkbar machen, und der angenehme Eindruck, den das Sprechen mancher Personen erweckt, beruht neben der klaren Intonation der Vokale und der bestimmten Formation der Konsonanten in vielen Fällen auch wesentlich darauf, daß ihre Modulationsintervalle sich mehr den angenehmen musikalischen Intervallen nähern. Die genaue Feststellung aller dieser Tatsachen ist so überaus schwierig, weil ein sehr fein gebildetes musikalisches Gehör dafür erforderlich ist. Die Zuhilfenahme unseres modernen Klaviers würde ein Verderben sein; eher würde sich die Geige oder ein anderes Saiteninstrument dazu eignen. Aber abgesehen davon, daß so die Anzahl der zur Beobachtung dieser Tatsachen befähigten Forscher immer eine geringe bliebe, würde auch bei diesen noch die Gefahr subjektiver Täuschung in der Auffassung dieser schwankenden Modulationen nicht ausgeschlossen sein. Es wäre also wünschenswert, wenn die Tonwahrnehmungen, etwa vom Phonographen aus, in Gesichtsbilder, in Tonkurven umgewandelt werden könnten. Erst so wäre dann ein Mittel geschaffen, erfolgreich vorzudringen in ein hochinteressantes, reich ergiebiges Gebiet, welches uns aber jetzt noch in dem Maße eine völlige terra incognita ist, daß es noch nicht statthaft sein kann, jetzt schon so bestimmte Aufstellungen bezüglich desselben zu machen.

Um nun zu unserem Ausgangspunkt, der eventuellen Entstehung der menschlichen Sprache aus dem Gesang, zurückzukommen, so werden Sie schon aus meinen Darlegungen entnommen haben, daß ich Jespersen u. a., welche eine solche Entstehung der Sprache annehmen, nicht beistimme. Gerade wenn die Urmenschen als leidenschaftlichere, leichter erregbare Wesen zu denken sind, werden sie um so weniger geeignet gewesen sein, die bestimmt meßbaren Töne des Gesanges zum ersten Male hervorzubringen. Die Entstehung desselben ist in Zeiten herabzusetzen, wo der Affekt sich bereits gemäßigt hat, und da ist dann auch die Sprache schon gebildet. Insbesondere würde auch die (unabsichtliche) Festsetzung und Einübung der zuerst gewonnenen musikalischen Laute wohl seine großen Schwierigkeiten gehabt haben, wenn sie an den ungegliederten bloßen Affektlauten sich hätte vollziehen sollen und nicht an den bestimmt artikulierten Wortgebilden. Ich nehme also gerade umgekehrt zu Jespersen u. a. nicht die Entstehung der Sprache aus dem Gesang, sondern des Gesanges aus dem Sprechen, und zwar aus dem lauten und doch nicht leidenschaftlich erregten Rufen an.

In bezug auf die Entstehung des Rhythmus dagegen schließe ich mich Delbrück, Jespersen etc. an, die denselben nicht aus der Arbeit wie Wundt und Bücher,

sondern dem Tanz herleiten. Ich werde dazu bewogen durch die Tatsache, daß es eine ganze Reihe von Naturvölkern gibt, insbesondere die Australier und die nomadischen Jägervölker Süd- und Nordamerikas, bei denen keinerlei Form besonders nicht gemeinschaftlicher »Arbeit« vorkommt, welche Anlaß zur Entwicklung von »Arbeitsrhythmen« geben könnte, die aber nun doch ausgebildete Rhythmen des Tanzes aufweisen. Ich glaube, Wundt hätte hier besser getan, den sehr guten Gedanken, den er selbst ausgesprochen, festzuhalten und weiter zu entwickeln, den Gedanken nämlich, daß in der Tatsache des zweibeinigen Ganges, im Gegensatz zu dem vierhändigen der Affen, der Mensch schon eine bedeutsame Quelle rhythmischer Bewegungen besitze. Berücksichtigt man dazu, daß überall die gesteigerte Lebhaftigkeit des Affektes das Gehen zum Hüpfen und Springen übergehen läßt, welches durchaus nicht immer die rhythmische Regelmäßigkeit des gewöhnlichen Gehschrittes einbüßt, so ist damit eine Ursache des Rhythmus angegeben, die unter allen menschlichen Verhältnissen eintreten kann. Diese Ursache verstärkt sich in analoger Weise, wie es vorhin bei der Entstehung des Gesanges nachgewiesen, wenn Gehen und Hüpfen bei einer Anzahl von Individuen gemeinsam stattfindet. Das ist die Geburtsstunde des Tanzes. Wenn nun die Veranlassung der Affekterregung: Glück im Krieg, auf der Jagd, beim Fischfang, dabei in Worten gemeinsam ausgesprochen wird, so wird hierbei zugleich auch das Tanzlied entstehen, beide, Tanzlied und Tanzrhythmus, werden sich gegenseitig hervorrufen und stützen, und das Tanzlied allerdings wird immer rhythmisch sein, was von den anderen Gesangsprodukten der Naturvölker durchaus nicht behauptet werden kann. Einen weiteren Beleg für diese Aufstellung erblicke ich darin, daß das ausschließlich den Rhythmus markierende Instrument, die Trommel, ganz allgemein zur Begleitung des Tanzes, aber kaum irgendwo zur Markierung von Arbeitsrhythmen benützt wird.

Indem ich den Faden der Wundtschen Ausführungen wieder aufnehme, komme ich jetzt zur Kindersprache, der Wundt ebenfalls eine eingehende Behandlung zuteil werden läßt, indem er sich dabei zumeist auf die bekannten Aufzeichnungen Preyers stützt, denen er Beobachtungen hinzufügt, die er selbst an zweien seiner Kinder ausgeführt. Die Kindersprache liefert Wundt das Mittel, den Übergang des menschlichen Stimmlautes von der absichtslosen Affektäußerung zum bewußten Träger der Gedankeninhalte in seinem aktuellen Vollzug zu beobachten. Auch da werden viele wichtige und interessante Einzelheiten zutage gefördert. Wundt warnt aber mit Recht davor, den Entwicklungsgang der kindlichen Sprache als den Gang der menschlichen Sprachentwicklung überhaupt zu betrachten. Abgesehen davon, daß das körperlich und geistig noch unentwickelte Kind nicht auf gleiche Stufe gestellt werden könne mit dem Erwachsenen, sei die Sprache des Kindes zu betrachten als ein frühreifes, durch vorzeitiges Eingreifen der Erwachsenen entstandenes Produkt. Ich möchte mir zu diesem Kapitel nur die eine Bemerkung erlauben, ob die vielen Wortrepetitionen (*dodo, wauwau* etc.), die Wundt als besonderes Charakteristikum der Kindersprache anführt, nicht auch auf diesen Einfluß der Erwachsenen, wenigstens in ihrem ersten Ursprung, zurückzuführen seien. Es will mir scheinen, daß das Kind selbst, besonders wenn es sich recht behaglich fühlt, diese Laute unbestimmt oft wiederholt, und ich meine, es bedürfte doch wohl noch der näheren Beobachtung, ob es nun auch das Kind selbst ist, welches schließlich die Beschränkung auf die bloß zweimalige Wiederholung einführt. Wenn dieselbe auch nur bei wenigen Worten, z. B. *mama, papa,* zuerst von den Erwachsenen bewirkt wäre, so würde die in dieser Periode besonders stark wirkende Macht der Assoziationen sie leicht auf andere Wörter übergehen lassen, sie könnte aber dann doch nicht mehr als durchaus originäres Werk des Kindes bezeichnet werden.

In dem nun folgenden Abschnitt tritt es wohl am meisten zutage, daß Wundt nicht selbst Sprachforscher ist. So muß er hier die von der Sprachforschung gelieferten Formen entgegennehmen, aber es mangelt dann vielfach die Kenntnis, auf welche Weise diese Endresultate zustande gekommen sind. In solchen Fällen sind dann besonders Philosophen immer geneigt, sogenannte innere Ursachen gelten zu lassen, während in Wirklichkeit vielfach rein äußere Faktoren tätig waren. Ich übergehe, was er über den Zusammenhang der Wortbezeichungen der Zunge und des Mundes, der beiden Artikulationsorgane, mit den Bewegungen derselben sagt, obwohl im einzelnen manches zu bemerken wäre, und wende mich dem Abschnitt zu, den er »natürliche Lautmetaphern« überschreibt. Unter Lautmetapher versteht Wundt »eine Beziehung des Sprachlautes zu seiner Bedeutung, die sich dadurch dem Bewußtsein aufdrängt, daß der Gefühlston des Lautes dem an die bezeichnete Vorstellung gebundenen Gefühl verwandt ist«. Er findet eine solche mehr innere Beziehung zunächst in den Bezeichnungen für Vater und Mutter, von denen die erstere in so vielen Sprachen auf die Typen *pa, ap, ta, at,* die zweite auf *ma, am, na, an,* zurückgeht; er meint, daß hier ein Lautunterschied ausgeprägt sei, »nach welchem dem stärkeren Geschlechte der stärkere, dem schwächeren der schwächere Laut entspricht«. Ich glaube aber, daß man genügend mit der Annahme zurechtkommt, daß das Kind die am leichtesten und deshalb zuerst und zumeist geformten Resonanzlaute *ma, am, na, an* für dasjenige Wesen verwendet, das sich zuerst und zumeist mit ihm beschäftigt, für die Mutter, und die dann folgenden Verschlußlaute *p, t* für den Vater. Ich übergehe gleichfalls, was Wundt an Lautmetaphern in den Ortsadverbien findet, wo er die größere Entfernung durch stärkere Vokale ausgedrückt sieht; manches ist darin anfechtbar. Dies gilt noch mehr von den Lautmetaphern, die er bei den Personalpronomina aufweisen will. Er deutet hier die in der Tat bei manchen Sprachen[1]) sich findende Reihenfolge der Typen *ma, ta, sa* für die bezw. erste, zweite und dritte Person dahin, daß bei der ersten Person das schließende *m* mit der Vorstellung des eigenen Innern im Zusammenhange stehe, während das *ta* der zweiten als hinweisende Zungengeberde aufgefaßt werden könnte, und »der gleichzeitig explosive, aber gedehntere Laut« des *sa* der dritten Person »die größere Entfernung der Person« ausdrücke. Ich muß freilich hier hinzufügen, daß solche Erklärungen auch von Sprachforschern, aber doch wohl nicht mehr der jüngeren Periode, gemacht worden sind. Es ist für dieselben sehr mißlich, daß sie gerade in den beiden am besten durchforschten Sprachgebieten, dem indogermanischen und semitischen, wenigstens bei der 1. Person recht unsicher sind. Bei Sanskrit *aham* ist ja doch das schließende *am,* das sich auch bei der Form der 2. Person *tvam* findet, noch Gegenstand der Kontroverse, ob es nicht »eine auch sonst in pronominaler und nominaler Deklination angetretene Partikel« sei[2]), die, einmal an den eigentlichen Pronominalstamm *ah* getreten, leicht auch in die obliquen Formen übergehen und schließlich, nachdem der eigentliche Stamm *ah* aus diesen verschwunden war, dort allein übrigbleiben konnte. Bei den semitischen Sprachen aber, abgesehen davon, daß dort nicht der labiale, sondern der doch minder bedeutungsvolle dentale Nasal vorhanden ist, müssen auch neben der Form *ani,* die Wundt allein betrachtet, die Formen hebräisch *anoki,* phönizisch und punisch *anek,* assyrisch *anaku* in Betracht gezogen werden. Für diese aber ist die Möglichkeit zu erwägen, ob nicht *an* ein demonstratives Präfix sei, das auch in dem 2. Singular *anta* etc., 2. Plural *antum* etc. ziemlich sicher vorhanden ist, und als solches noch mehr hervortritt beim Vergleich mit den Formen des Altägyptischen: 1. Person *(an-nek) en-nek,* 2. *entuk (entut),*

[1]) Wundt hätte noch hinzufügen können die Bantusprachen, die in dem 1. Singular als Stamm *mi,* in dem 2. *ku* haben.

[2]) So G. Meyer, Griechische Grammatik. 2. Aufl., Leipzig 1886, S. 381.

3. *entuf (entut),* wo diese Partikel ganz deutlich durch alle drei Personen hindurchgeht. So ist also die Sachlage schon in den indogermanischen und semitischen Sprachen eine recht zweifelhafte. Wenn ich jetzt noch hinzufüge, daß in einer so weitverbreiteten Sprachfamilie, wie die austronesische ist, gerade das Umgekehrte von dem sich findet, was Wundt postuliert, nämlich ein Explosivlaut in der 1. Person: *aku,* ein labialer Resonanzlaut: *kamu* (daraus das jetztige *kau* hervorgegangen) in der 2., ähnlich wie in den Mon-Khmer- und den Kolh-Sprachen ein Typus *añ* in der 1. und ein Typus *am* in der 2. Person sich findet, und daß weiter die Drawida-Sprachen mit ihrem Typus *nan* der 1., *nin* der 2. Person, die australischen Sprachen mit ihrem Typus *na* der 1., *ni* der 2. Person ebenfalls in keiner Weise dem Wundtschen Schema sich fügen, so ist, glaube ich, die Annahme von Lautmetaphern bei dem Personalpronomen als eine recht schwach begründete dargetan.

Ich übergehe wiederum die ja doch noch so sehr umstrittene Theorie der Ableitung dreikonsonantiger semitischer Wurzeln, wie *parak, parad, paraš, para'* von zweikonsonantigen, wie in diesem Fall *par,* die ohne Zuhilfenahme der hamitischen Sprachen in wissenschaftlicher Weise nicht gelöst werden kann, die aber Wundt auch schon hier verwertet. Am verwunderlichsten aber erscheint diese Art der Behandlung, wo sie an die semitischen Konjugationsformen herantritt. Wundt findet hier zunächst Formen, wie das hebräische *Niphal* und *Hiphil,* mit »Verstärkungen des Anlautes durch Präfixe von konstantem, durch einen scharfen Vokalton *(ni, hi)* ausgezeichneten Charakter«, die ihm »im allgemeinen eine verstärkende .... Bedeutung« haben. Hierbei sind aber die sämtlichen übrigen semitischen Sprachen außer Berücksichtigung geblieben, in denen das hebräische *Hiphil* als *Aphal* erscheint, also keinen »scharfen Vokalton« aufweist, während hebräisch *Niphal* jedenfalls auch mit arabisch *inkatala* in Verbindung zu bringen ist, wo *i* einfach der bedeutungslose prosthetische Vokal ist, der überhaupt angewendet wird, wenn zwei Konsonanten zu Beginn eines Wortes stehen, wie z. B. die arabischen Philosophen das griechische Πλάτων sowohl in *Iphlaṭūn* als in *Philaṭūn* übertragen. Ferner findet Wundt in Formen wie hebräisch *Pual* und *Hophal* gegenüber *Piel* und *Hiphil* eine Vertiefung des Vokaltones, welche ihm »einer herabstimmenden Gefühlswirkung entspricht« und durch die »der Begriff des Leidens ausgeprägt wird«. In diesem Punkte, wie auch in der Auffassung der Verdoppelung des mittleren Stammkonsonanten beim semitischen Intensivum ist Wundt übrigens nur den meisten Semitisten gefolgt, die nicht beachten oder nicht beachten wollen, daß eine Erklärung der Formen des Semitischen ohne Rückstand nur möglich ist bei Herbeiziehung der hamitischen Sprachen, mit denen die semitischen stammverwandt sind. Wundt kennt diesen Zusammenhang der beiden Sprachgebiete aus Fr. Müllers Grundriß, aber er macht wenig Gebrauch von dieser Kenntnis. Bezüglich des semitischen Intensivums hätte Wundt schon aus Müller[1]) den Zusammenhang mit den bloßen Repetitionsformen der hamitischen Sprachen kennen lernen können. In der Tat stehen ja Formen wie Bilin *šäräräf* »brechen« von *šäräf* in nächster Beziehung zu einem eventuellen semitischen *šärräf,* während *šäräräf* seinerseits auf *šäräf-räf* zurückgeht (vgl. Bilin *wuliq-liq* »sich heftig bewegen« von *wuliq* »sich bewegen«), dessen Ursprung aus *šäräf-šäräf* ja doch deutlich ist. Es ist also nicht richtig, was Wundt meint (I, 590), daß diese semitischen Bildungen wohl in eine psychologische, aber nicht »in irgendeine genetische Beziehung zu den eigentlichen Verdoppelungserscheinungen gebracht werden können«.

Ähnlich liegt die Sache bei dem dunklen *u*-Vokal des semitischen Passivs, der ebenfalls eine rein äußere Entstehung hat. Ich bin für einen diesbezüglichen Hinweis dem

[1]) Grundriß. III, 2, S. 269, Anmerkung.

besten Kenner der hamitischen Sprachen, Herrn Hofrat Prof. Dr. Reinisch, zu großem Dank verpflichtet. Er machte mich darauf aufmerksam, daß im Ägyptischen das Passiv durch Suffigierung von *tu* oder *ut* gebildet wird, dessen *u* aber vielfach in den Verbalkörper selbst eindringt[1]) und den Stammvokal verdrängt. Im Tamaschek wird dieses *tu* präfigiert, so daß also auch die Möglichkeit gegeben ist, daß dieses *u* bei zweisilbigen Stämmen auch in die erste Silbe gelange. Nun hat *tu* aber mit einem Stimmungsgefühl des Leidens gar nichts zu tun, sondern steht, wie die Vergleichung mit den übrigen hamitischen Sprachen ergibt, mit einer Form *ta* in Zusammenhang und ist ursprünglich Reflexivzeichen, das auch bei den semitischen Sprachen, z. B. in dem arabischen *takattala* erscheint.

In ähnlicher Weise wäre noch zu erledigen, wenn Wundt (II, 39, Anmerkung) die Dual- und Pluralsuffixe der semitischen Sprachen an onomatopoetische Erscheinungen erinnern läßt, wie sie im Mexikanischen vorkämen. Aber ich glaube, mit den bisherigen Ausführungen zur Genüge dargetan zu haben, daß das Kapitel »Lautmetaphern« bei Wundt wohl einer erheblichen Reduktion bedürftig ist.

Weiteste Zustimmung dagegen verdienen, wie ich meine, fast durchgängig die beiden nun folgenden Kapitel: »Der Lautwandel« und »Die Wortbildung«. Die psychologische Durchdringung des Stoffes ist eine ganz vorzügliche und fördert eine Menge wertvoller Resultate zutage. Die Allgemeingültigkeit derselben wird aber doch in etwas eingeschränkt dadurch, daß Wundt hier fast durchwegs nur die indogermanischen Sprachen berücksichtigt, für die ihm in seinem Kollegen Prof. Brugman wohl ein ausgezeichneter Helfer zu Gebote stand. Ich erlaube mir nur zu denjenigen Partien einige Bemerkungen, wo doch auch die Sprachen der Naturvölker herangezogen werden. Wo Wundt von den äußeren Ursachen handelt, welche den Lautwandel beeinflussen können, erwähnt er unter anderem die Tatsache, daß bei manchen nordamerikanischen Indianerstämmen das Fehlen der Labiale wohl durch die Tatsache begreiflich werde, daß sie bei offenem Munde artikulieren. Hier ließe sich auch einfügen, was Sir Richard C. Temple über die Sprechweise der Nikobaresen schreibt: »The Nicobarese speak in a deep monotonous tone and with open lips . . . . The pronounciation is guttural, nasal, drawled and indeterminate: i. e. the Nicobarese speak slowly from the throat with the flat of the tongue and open lips. Final consonants are habitually slurred, especially labials, palatals and gutturals. All this is the result of the habit of betel-chewing till the lips are parted, the teeth greatly encrusted and the gums distented, rendering the articulation of speech most imperfect.«[2]) Ganz im Gegensatz zu der hier mangelhaften Aussprache vorzüglich der Labialen und dem Hervortreten der Dentalen steht das Fehlen des *s* und der Dentalen bei manchen australischen und südafrikanischen Stämmen. Man wird wohl nicht fehlgehen, dasselbe auf den bei diesen Stämmen vielfach bestehenden Brauch des Ausziehens oder teilweisen Ausfeilens der Schneidezähne zurückzuführen. In analoger Weise kann auch die bei manchen, besonders afrikanischen und südamerikanischen Völkern bestehende Sitte der Lippenpflöcke, dann die vielfach sich findende Durchbohrung des Nasenseptums und Einführung eines Gegenstandes in dasselbe für die Aussprache nicht ohne Folgen sein.

So wie Wundt im Nachtrag (II, S. 618) die Wahrscheinlichkeit zugeben muß, daß auf indogermanischem Gebiete die Verdoppelungsform zur Bezeichnung einer Mehrheit *(mamma, cecek)* eine sekundäre Erscheinung sei, so wird er es auch bezüglich der von ihm als wahrscheinlich hingestellten Priorität der Verdoppelungsformen gegenüber den

[1]) Vgl. auch die koptischen Pluralformen *anauš* »Schwüre« von *anaš* »Schwur«, *čalaudž* »Füße« von *čalodž*. Fr. Müller, a. a. O. S. 238.

[2]) A Grammar of the Nicobarese Language. Port Blair 1902. For private circulation only.

einfachen innerhalb der polynesischen Sprachen tun müssen (I, S. 582). Das Maori hat durchaus nicht gegenüber dem Tonga »auch sonst in der Lautform den Charakter größerer Ursprünglichkeit«, wie schon aus der Tabelle bei Fr. Müller (Grundrisse der Sprachwissenschaft. Bd. II, 2, S. 7) ersehen werden kann.[1]) Wenn also Tonga die einfachen Formen aufweist, so ist das eine bedenkliche Instanz gegen Wundts Annahme. Speziell Tonga *vae* »Bein« gegenüber Maori *waewae* wird gestützt durch eine ganze Reihe melanesischer und indonesischer Sprachen: Südostküste von Neu-Guinea, Ambon, Bulu, Aru-, Kei-Inseln, Roti, Kisser, Astrolabebai *ai, ae, ei,* Mafoor *we(ei),* Mahaga *vai,* Kokosinsel *wây,* Flores *wai,* Dayak *pai,* Malagasai *fe,* wo also nirgends die Verdoppelung erscheint. Womöglich noch stringenter läßt sich der diesbezügliche Nachweis führen bei *toto* »Blut«, obwohl dieses Wort in allen polynesischen Dialekten als Repetitionsform sich findet. In Tahiti heißt nämlich *toto* auch Saft der Bäume, in der melanesischen Sprache von San Christoval bedeutet es geronnenes Blut, auf Mota (Banks Inseln) ist es die Bezeichnung des vergifteten Pfeiles, dieser aber erhält seinen Namen von dem Saft des Baumes, mit dem er bestrichen wird, dieser Baum ist *Excaevaria agallocha,* und sein einheimischer Name ist *to.* Damit ist das primäre Wort gefunden, von dem die Doppelform *toto* abgeleitet ist. Eine ähnliche eingehende Untersuchung würde wohl auch in den meisten anderen Fällen die einfache Stammform auffinden lassen. Wenn es mit dem Japanischen, worüber ich nicht urteilen kann, nicht besser steht als mit dem Polynesischen, so wird also die Annahme einer Existenz von ursprünglichen Doppelformen sehr unwahrscheinlich. Bezüglich der Kindersprache habe ich schon vorhin meinen Zweifel geäußert.

Ebenfalls einen Zweifel zu äußern habe ich bezüglich der Aufstellung Wundts, daß in den austronesischen (malayo-polynesischen) Sprachen »Vokalharmonie«, progressive vokalische Assimilation als durchgängige Erscheinung anzutreffen sei. Ob hier wirklich progressive oder nicht regressive Assimilation vorliege, läßt sich erst dann entscheiden, wenn festgestellt ist, welche Silbe in den diesbezüglichen Formen den Stamm und welche ein Affix darstelle, eine Frage, die sich erst dann definitiv beantworten läßt, wenn die Verbindung der austronesischen Sprachen mit den Mon-Khmer-Sprachen näher untersucht worden ist.

Wundt ist ein entschiedener Gegner der »Wurzel«-Theorie, sowohl in ihrer älteren als auch in ihrer neueren, etwas abgeschwächten Form. Von den Argumenten, mit welchen er dieselbe bekämpft, möchte ich eines hier besonders beanständen. Er findet es vom Standpunkt der Psychologie aus unbegreiflich, daß die bei weitem größere Zahl derjenigen Elemente, die man als »Wurzeln« bezeichne, Verbalbegriffe darstellen. Das Gegenteil, Denken in bloßen Nominalbegriffen, sei psychologisch eher zu erwarten, und das frühere Bestehen eines solchen Zustandes sei auch durch eine Anzahl Indizien wahrscheinlich gemacht. Delbrück hatte in seiner Schrift darauf erwidert (S. 116), daß man, um diesen Einwurf zu entkräften, nur anzunehmen brauche, daß unter den Wurzeln ebensogut Dingwörter wie Handlungswörter gewesen seien. Und in der Tat, sowohl in den indogermanischen wie semitischen Sprachen finden sich eine Anzahl Substantive, die allen Versuchen, sie auf Verbalstämme zurückzuführen, erfolgreich standhalten. Von diesen abgesehen, bleibt es aber doch auch Tatsache, daß eine ganze Reihe von ihrer Bedeutung nach als sehr ursprünglich einzuschätzenden Nomina ganz notwendig von Verbalwurzeln abgeleitet werden müssen. Wundt meint, daß man in der Wurzelfrage sich wohl auf die indogermanischen Sprachen beschränken müsse. Ich kenne aber eine Sprachengruppe, in der mit noch viel größerer Sicherheit als in den indogermanischen Sprachen jene einsilbigen Grundelemente einfachster Konstruktion (in diesem Falle: Konsonant + Vokal [+ Konsonant]) ermittelt werden können, die wir »Wurzeln« nennen; es sind das die

[1]) Tonga *hua* gegenüber Maori *koakoa* »Freude« ist recht zweifelhaft.

Mon-Khmer-Sprachen.[1]) Aber auch in diesen Sprachen erscheinen so primitiv notwendige Wörter wie »Zunge« und »Ohr« doch als Ableitungen von Verbalstämmen: ersteres = *lōpiet* (bei Bahnar und Stieng) durch Infigierung von *p* abgeleitet von einem Stamm, der bei Khmer in der Form *lāt* erscheint und »lecken« bedeutet, letzteres = *ktōw* (bei Mon), das durch Präfigierung von *k* von einem Stamm *tōw* abgeleitet wird, der in der durch bestimmte Lautgesetze mit *tōw* in Verbindung stehenden Form *tań*, *toń* = »hören« bei Bahnar und Stieng noch erhalten ist.

In seiner Erwiderung auf Delbrücks Schrift hatte aber Wundt seinen Einwand nicht fallen lassen, da in den Wurzelverzeichnissen die Anzahl der Wurzeln von verbaler Bedeutung doch ganz unverhältnismäßig überwiege. Aber auch in dieser Betonung läßt sich derselbe, wie ich denke, entkräften. Eine auch in sonstiger Hinsicht äußerst merkwürdige, aber erst wenig bekannte Tatsache liefert mir die Handhabe dazu. Über eine der noch so unbekannten Sprachen der Pygmäenstämme Ostafrikas, die der Watwa, macht der Missionär P. J. M. M. van der Burgt von den »weißen Vätern« im letzten Jahrgang (V.) der »Mitteilungen des Seminars für orientalische Sprachen an der königlichen Friedrich Wilhelm-Universität zu Berlin«, Berlin 1902, S. 79 ff., sehr interessante Mitteilungen. Er schreibt zusammenfassend: »Cette langue (Kitwa) autant que nous avons pu le savoir est identique au Kirundi[2]) quant à tous les éléments grammaticaux. Tout: classes, accord, pronoms, numéraux, conjugaison est le même .... Seulement, ce qui est curieux, nous n'avons pas trouvé d'adjectifs en Kitwa et les substantifs Kirundi sont absolument différents à de rares exceptions près. Puis: presque tous les substantifs Kitwa sont dérivés de verbes Kirundi. Enfin les Warundi n'emploient pas ces substantifs ainsi dérivés et les Watwa n'emploient pas ces verbes Kirundi d'où sont dérivés leurs substantifs!« und weiter S. 86: »Ce qui frappe, c'est que ces verbes Kitwa paraissent peu semblables à des verbes Bantu. On trouve guère d'analogues, dans aucune langue Bantu.«[3]) P. van der Burgt führt dann eine reiche Menge Beispiele an, aus denen ich zur Veranschaulichung des Mitgeteilten einige hierhersetze:

Kitwa-Verben	Kirundi-Verben	Kitwa-Substantive	Kirundi-Substantive
ku-didimba, schnell gehen	*ku-nyaruka*	*uwunyarutsi*, Intelligenz, das schnell Handelnde, oder *umunyarutsi*, Pfeil, das schnell Daherziehende	*umwampi*
ku-sukumira, zittern vor Frost	*ku-kanya*	*ikanyicyo*, kalt (was zittern macht)	*imbeho*
kw-ikwiza, sich kleiden	*kw-ambara*	*inyambara*, Gazelle (mit deren Fell man sich kleidet)	*insha*
		inyambarwa, Kleid	*impuzu*
ku-kucyama, sich knien	*ku-fukama*	*ifukamiro*, Knie	*ikivi*, *ivi*

[1]) Siehe darüber mein »Die Sprachen der Sakei und Semang auf Malakka und ihr Verhältnis zu den Mon-Khmer-Sprachen«, S. 168 ff.

[2]) Eine Bantu-Sprache, die von den bei den Watwa wohnenden Warundi-Negern gesprochen wird.

[3]) Ob diese letztere Behauptung wirklich bezüglich aller Bantu-Sprachen zutrifft, vermag ich nicht nachzuprüfen; es kommt aber auch hier nicht so sehr in Betracht.

Es ist klar, daß das Kitwa früher auch Substantiva eigenen Stammes gehabt hat. Wenn es jetzt aber dieselben eingebüßt und nur die Verba bewahrt hat, so geht daraus hervor, daß die Substantiva im Vergleich zu den Verben eine geringere Persistenzkraft besessen haben. Ist es nicht eine Tatsache, daß diese geringere Persistenz, eine größere Volubilität, überhaupt bei allen Sprachen dem Substantivum eigen ist? Die geringere Zahl der in dem jetzigen Stadium der meisten Sprachen noch vorhandenen Nominalwurzeln würde sich dann dadurch erklären, daß von ihnen eben wegen dieser Eigenschaft eine größere Anzahl verloren ging als von den Verbalwurzeln.

Ich habe nicht im Sinne, mit diesen Ausführungen die Wurzeltheorie in ihrem ganzen Umfange zu verteidigen. Es liegt mir mehr daran, dem Satz Wundts entgegenzutreten: »In der Tat finden sich sehr deutliche Spuren eines solchen Zustandes (daß der primitive Mensch bloß in gegenständlichen Vorstellungen gedacht habe und nicht bloß in Verbalbegriffen) nicht nur in der Sprechweise des Kindes, sondern auch in zahlreichen, wirklich existierenden Sprachen, die einen ursprünglichen Zustand begrifflicher Entwicklung bewahrt zu haben scheinen.« Was die »zahlreichen, wirklich existierenden Sprachen« anbetrifft, so sind die diesbezüglich angeführten Tatsachen nicht genügend gesichert, wie ich später noch zeigen werde. Was aber die Kindersprache angeht, so stammen die diesbezüglichen Beobachtungen ja ausschließlich von Kindern, die eine flektierende Sprache lernten. In diesen, besonders den modernen europäischen, aber hat das Substantiv bedeutend weniger Abwandlungsformen als das Verbum, die Substantive begegnen also dem Kinde viel öfter in gleicher oder nahezu gleicher Form, sie prägen sich also viel leichter und tiefer ein als die unter so vielen verschiedenen Formen auftretenden Verben. Das bewahrheitet sich auch darin, daß das Kind die am häufigsten vorkommende Verbalform, den Infinitiv, wie ja auch Wundt bemerkt, noch am leichtesten auffaßt. Auch der mehr äußere Umstand scheint mir bei der Kindersprache nicht ohne Einfluß zu sein, daß das Lehren der Sprache durch die Erwachsenen überall auf die gegenständlichen Begriffe viel früher und viel intensiver sich richten wird als auf die verbalen. Kurz zusammengefaßt, ist meine Meinung die, daß auch auf den Stufen primiver Sprachentwicklung die »Wurzeln«, welche konkrete, sinnlich wahrnehmbare Handlungen bezeichnen, wahrscheinlich gerade so zahlreich, in einzelnen Fällen vielleicht noch zahlreicher sein werden als die Nominalwurzeln.

Wo Wundt nun im zweiten Bande beginnt, die einzelnen Wortformen zu behandeln, zieht er die Natursprachen wieder mehr heran, und tut es sogar in sehr ausgedehnter Weise. Hier kann ich ihm zunächst nur großen Dank wissen, daß er die Bezeichnung »formlos«, welche Steinthal und noch mehr Fr. Müller in geringschätzig aburteilender Weise manchen Sprachen beilegten, wenn sie keine Flexionselemente vorwiesen, auf ihren wahren Wert zurückgeführt und die Bedeutung auch der bloßen Stellungsgesetze der Wörter gebührend hervorgehoben hat. Ein leichtes Zurückfallen in die hier getadelte Anschauungsweise ist es aber doch wohl, wenn Wundt später (II, 88 und sonst) von einer »Bevorzugung« gewisser Kasus durch Anfügung von Kasusaffixen redet.

Wenn Wundt bei Besprechung der Artunterscheidungen des Nomens meint, daß ein grammatisches Geschlecht im eigentlichen Sinne, so daß alle Substantive in die Geschlechtskategorien eingereiht werden, nur bei den indogermanischen, den semitischen und hamitischen Sprachen vorkomme, so will ich ihn ergänzend aufmerksam machen, daß ganz Gleiches auch bei zwei Papuasprachen von Deutsch-Neuguinea sich findet, in deren einer, dem Valman, zwei, ein männliches und weibliches, vielleicht auch ein sächliches Geschlecht auftreten, während die andere, die Monumbo-Sprache, deren gar

fünf aufweist, ein männliches, ein weibliches, ein kindliches, ein sächliches und ein fünftes, welches der Entdecker dieser beiden Sprachen, mein Konfrater P. Franz Vormann S. V. D., »imaginäres« nennt; alle nach diesen Geschlechtern klassifizierten Substantiva erfordern auch Konkordanz der zugehörigen Demonstrativa, Adjektiva und Verba.[1]) Auch das Khassi in Vorderindien teilt seine sämtlichen Substantiva in die Klassen des Maskulinums und des Femininums ein, und es wird auch Konkordanz beim Adjektiv, Demonstrativ und Verb beobachtet; dazu kommt für kleinere und verächtliche Dinge noch ein drittes »Geschlecht«; im Plural aber sind alle Substantiva gleich.

Den nun folgenden Abschnitt »Zahlwörter und Zahlsysteme« finde ich bei Wundt etwas knapp behandelt. Ich mag diesen Eindruck teilweise vielleicht deshalb so haben, weil ich schon seit längerer Zeit reiches Material über dieses Gebiet gesammelt habe, so daß, wie ich glaube, nicht leicht jemand mehr davon besitzt. So sehr es mich nun locken könnte, hier meinen Reichtum zur Schau auszubreiten, so halte ich mich doch zurück, da die Zahlwörter für die Gesamtentwicklung der Sprache doch nicht von solcher Bedeutung sind. Ich beschränke mich auf einige kurze Bemerkungen. Die Tasmanier hatten nicht, wie Müller angibt, selbständige Zahlwörter bis 4 und bildeten daraus merkwürdigerweise die $5 = 4 + 1$, sondern sie hatten selbständige Zahlwörter bis 3 und addierten von da an, aber in der Weise, daß sich nicht eigentliche Zahlwörter, sondern ein sogenanntes Reihenzählen ergab: 3 und noch eins (=4), und noch eins (=5). — Der »Tiefstand der Australier« in bezug auf diesen Gegenstand ist allerdings ein beträchtlicher; aber es muß doch unterschieden werden. Der tiefste Stand zeigt sich an der südlichen Hälfte und der Mitte der Ostküste, dagegen zieht sich in einiger Entfernung hinter der Ostküste ein breiter Gürtel von Sprachen hin, unter denen Kamilaroi und Dieyerie hervorragen, wo eine ganz respektable Höhe der Zahlwörterentwicklung erreicht ist, die durchaus nicht auf europäischen Einfluß zurückgeführt werden kann, da sie, aus dem reinen Paarsystem hervorgehend, zum Quinar-Vigesimalsystem sich fortbildet und an diesem in einzelnen Fällen selbst bis 100 zählt. Aber auch von den Bewohnern der Ostküste gibt gerade R. Semon, der im übrigen das ungünstigste Zeugnis über ihren Zahlsinn ablegt, das ich kenne, doch immer noch zu, das sei »nicht so sehr, weil ihnen die Fähigkeit, größere Zahlen zu erfassen, ganz radikal abginge, denn sie können ja durch eine schon früh beginnende Erziehung doch zu leidlichem Rechnen herangebildet werden. Es ist vielmehr die geistige Trägheit, die es vorzieht, recht bald einfach »viel« zu sagen, als sich länger mit dieser ungewohnten, schwierigen Operation abzugeben«.[2]) Man ist seit geraumer Zeit bemüht, an den Australiern möglichst viel »Primitives« zu finden. Welche Sonderbarkeiten das zutage fördern kann, kann man selbst bei einem so hervorragenden Gelehrten, wie Steinthal es ist, ersehen. In seinem Vortrage »Über die Sprache der Australier«[3]) imputiert er den Australiern, speziell den Anwohnern der Encounter-Bay, sogar, daß sie nicht einmal imstande gewesen seien, die Grundlage der Zählung, die Einheit, primär zu erfassen. Er schreibt: »Eins heißt dort *yamalaitye*. *Itye* ist ein Suffix.... Nun bedeutet *itye* soviel wie unser privatives Suffix »los« oder unser privatives Präfix »un«, *yam* heißt »ein anderer« und *yamala* wird [!?] bedeuten »einige«; *yamala-itye* bedeutet also [!?] »einen, der ohne andere«. Das ist freilich ein schlimmer Anfang; denn das ganze Zahlensystem ruht auf der abstrakten Auffassung der Einheit. Das ist hier nicht erreicht, sondern die Einheit bildet gar nicht einmal die Grundlage der Zahlen, sondern eher die Zweiheit.« So paradox, um nicht zu

[1]) Siehe mein »Die sprachlichen Verhältnisse von Deutsch-Neuguinea«, Sonderdruck aus der »Zeitschrift für afrikanische, ozeanische und ostasiatische Sprachen«, Jahrg. V (1902), S. 112 und 107.

[2]) »Im australischen Buch etc.« Leipzig 1896, S. 240 ff.

[3]) Zeitschrift für Ethnologie. 1879, S. 28.

sagen absurd, auch diese Aufstellung schon vom rein psychologischen Standpunkt erscheinen muß, so wird sie doch ihre Anhänger finden, und ich will deshalb auch sprachwissenschaftlich ihre Unhaltbarkeit dartun. Steinthal irrt in der Erklärung des Suffixes *itye*. Nicht *itye*, sondern *ityē* hat die Bedeutung unseres »los« und »un« (siehe Fr. Müller, Grundriß der Sprachwissenschaft. II, 1, S. 48), *itye* dagegen ist die Suffixform des Personalpronomens der 3. Person Singular, die an den Stamm des Zahlworts *yamala(i)* halb pleonastisch angehängt ist. Daß die Sache sich so verhält, ergibt sich zur Evidenz 1. aus der Betrachtung der Zahlformen für 2: *ningeik* und 3: *nepaldar* oder *maltaiar*, welche ihrerseits in den Endungen *eik* und *ar* auch eine Suffixform der 3. Person, aber diesmal, entsprechend ihrem Zahlenwert, nicht des Singular, sondern des Dual beziehungsweise Plural aufweisen (vgl. auch Fr. Müller, a. a. O. S. 49); 2. aus der Tatsache, daß in nahe verwandten Sprachen die Form für 1 auch ohne das ihr nach Steinthals Auffassung doch wesentlich zukommende *itye* vorkommt, als *yămuli* und *yămulai*. Wundts nüchterne Auffassung und psychologische Schulung hat ihn vor Exzessen der Art, wie hier einer dargelegt, bewahrt; er bekämpft vielmehr das Verfahren, aus der Entwicklung der Zahlwörter allein Schlüsse auf die Entwicklung des Zahlsinnes ziehen zu wollen, und hebt die Bedeutung auch der Geberdensprache gerade für dieses Gebiet gebührend hervor. — Es ist zum wenigsten ungenau, wenn Wundt (II, 29) sagt, daß bei einigen Negerstämmen die Fünf wirklich die einzige Grundlage des Zahlsystems zu sein scheine. In Wirklichkeit ist das Quinarsystem nirgendwo konsequent und rein durchgebildet worden; in einem solchen müßte der Endpunkt der ersten Reihe $5 \times 5 = 25$ sein, wie es beim Dezimalsystem $10 \times 10 = 100$, beim Vigesimalsystem $20 \times 20 = 400$ ist; eine derartige Ausbildung des Quinarsystems findet sich aber nirgends, überall ist es entweder in das Dezimal- oder das Vigesimalsystem übergegangen. — Ganz besonderen Widerspruch möchte ich erheben gegen die Ansicht, die auch schon von anderen Autoren ausgesprochen wurde, daß bei einigen südamerikanischen und den meisten australischen Ureinwohnern ein allerdings nur begrifflicher, nicht lautlicher Zusammenhang der Zahlwörter mit den drei Personen des Personalpronomens bestehe. Ich finde für einen derartigen Zusammenhang nirgends einen Anhalt. Gerade bei den Australiern kommt das Zählen bis 2 und 4 wenigstens gerade so häufig vor als bis 3; der psychologische Vorgang ist dabei eine mehr oder minder weitgehende Hinausschiebung des Ausdrucks für »viel«, gewöhnlich durch den Typus *bular* bezeichnet, welcher als höchster Zahlausdruck gewissermaßen wie ein Pegel den jeweiligen Stand der Entwicklung markiert. Ebenso ist es irrig, wenn Wundt zur Bestätigung auch noch herbeizieht, daß die Mehrheitformen am Pronomen personale sich nur bis zum Trial erstreckten. Gerade bei den melanesischen Sprachen, die den Trial am kräftigsten entwickelt haben, finden sich doch auch Sprachen bloß mit Singular, Plural und Dual, wie aber auch solche mit Singular und Plural, Dual, Trial und Vierzahl. Auch muß ich ihm hier widersprechen, daß der Plural der Personalpronomina bei den melanesischen und polynesischen Sprachen erst aus dem Dual und Trial hervorgegangen sei. Es ist im Gegenteil gerade eines der Unterscheidungsmerkmale der melanesischen (und polynesischen) von den Papua-Sprachen, daß sie ihren Dual und Trial von dem schon vorher bestehenden Plural durch Hinzufügung der entsprechenden Zahlwörter ableiten. Aus diesem Grunde schon kann auch der Unterschied des Exklusivs und Inklusivs in der ersten Person Plural nicht vom Dual auf den Trial und Plural hinübergewandert sein, weil eben Dual und Trial in ihrer Gänze vom Plural abgeleitet sind, der als solcher schon die Exklusiv- und Inklusivform besitzt. Überhaupt konstruiert Wundt hier bei der Behandlung der Mehrheitformen des Personalpronomen und der Exklusiv- und Inklusivform eine ganze Anzahl von äußerst künstlichen und kontorten

Verbindungen. Zunächst soll die Exklusivform der polynesischen Sprachen, *ma*, eine besondere Beziehung zur ersten Person Singular, die Inklusivform *ta* eine solche zur zweiten Person Singular erkennen lassen. Unter erster und zweiter Person Singular sind aber hier nicht die diesbezüglichen tatsächlichen Pronominalformen des Polynesischen zu verstehen, sondern die nach der vorhin, bei Behandlung des Kapitels »Lautmetaphern« besprochenen Hypothese Wundts a priori geforderten imaginären Formen. Die reale Wirklichkeit zeigt aber, daß die Exklusivform *ma* der polynesischen Sprachen auf ursprüngliches *kamami*[1]), die Inklusivform *ta* auf *kita* zurückgeht, beides Formen, von denen, wie jedermann leicht sieht, weder die erstere etwas mit dem wirklichen Personalpronomen des 1. Singular, das auf ursprüngliches *aku* zurückgeht, etwas zu tun hat, noch die zweite etwas mit dem wirklichen Personalpronomen des 2. Singular, das auf *kau*, *kamu* zurückgeht. Noch sonderbarer aber ist der Zusammenhang, der zwischen dem Dual und dem Ex- und Inklusiv konstruiert wird: zuerst sei nach dem Singular wohl der Dual gebildet (was für die melanesischen und polynesischen Sprachen jedenfalls nicht zutrifft, siehe oben), dann, indem das »wir beide« des Dual bald die beiden sich Unterredenden, bald den Redenden allein und einen Dritten jedesmal in eine Kollektivvorstellung zusammenfasse, sei zuerst beim Dual die In- und Exklusivform entstanden. Und doch fehlt aber jedes positive Datum, das zu der Annahme berechtigen könnte, daß der Exklusiv der Bezeichnung des Ich und einer abwesenden Person innerlich oder äußerlich näher stünde als der Bezeichnung des Ich und mehrerer abwesenden Personen, und das gleiche gilt auch vom Inklusiv für die Bezeichnung des Ich und einer angeredeten Person oder des Ich und mehrerer angeredeten Personen. Durchaus nicht »augenscheinlich« endlich, sondern mir wenigstens ganz und gar unerfindlich ist es, wie und warum in der Bildung des Trials eine »Bevorzugung der dritten Person« hervortreten soll. Wundt meint zwar: »Zwischen Dual und Plural schiebt sich eine Übergangsvorstellung ein, in die neben dem Ich und Du nur eine einzelne dritte Person aufgenommen wird. So entsteht der Trial, in dem die sämtlichen drei Personen des Singular zusammengefaßt werden.« Aber auch hier wiederum ist nichts vorhanden, welches veranlassen könnte, die Bezeichnung eines Ich, eines Du und eines Er als näher und ursprünglicher mit Wesen und Entstehung des Trials verbunden zu betrachten als die Bezeichnung für ein Ich und zwei Du oder für zwei Ich und ein Du, oder für drei Ich oder für drei Du, oder überhaupt für irgend eine andere Zusammenstellung dreier Pronominalformen. In all diesen Theorien wirkt wohl die Annahme eines Zusammenhanges der Zahlbildung mit den drei Personen des Pronomens nach, der aber, wie vorhin dargetan, gar nicht besteht.

Ich wende mich jetzt zwei Fragen zu, deren Beantwortung für die Beurteilung der gesamten Sprachentwicklung von der größten, ja grundlegenden Bedeutung ist. Die erste betrifft das Verhältnis des Possessivausdrucks zum Personalpronomen. In den weitaus überwiegenden Fällen herrscht hier, wie auch Wundt zugibt, die Abhängigkeit des ersteren von dem letzteren, in der Weise, daß der erstere von dem letzteren abgeleitet ist. In einigen Fällen hält aber Wundt, im Anschluß an Fr. Müller, doch auch die umgekehrte Entwicklung, Entstehung des Personalpronomens aus dem Possessivum, für erwiesen. Auf dieser Grundlage werden dann sehr weitgehende Schlüsse aufgebaut, daß die betreffenden Sprachen ein mehr gegenständliches Denken offenbarten, daß besonders bei ihnen kein rechter Verbalausdruck entstanden sei, daß der Satz bei ihnen nicht auf dem

[1]) Siehe mein »Über das Verhältnis der melanesischen Sprachen zu den polynesischen und untereinander«. Sitzungsberichte der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien, philosophisch-historische Klasse. Bd. CXLI, S. 67 ff.

klar zwischen Subjekt und Prädikat scheidenden prädikativen Verhältnis aufgebaut sei, sondern Subjekt und Prädikat in der ungesonderten Einheit des attributiven possessiven Verhältnisses darstelle. Ich kann Wundt und Müller nicht darin beistimmen, daß die Grundlage für solche Folgerungen, eine Ableitung des Personalpronomens aus dem Possessivum in primärer Weise — spätere regressive derartige Entwicklungen sind ja nicht zu bestreiten — auch nur in einem Falle mit wissenschaftlicher Sicherheit nachgewiesen sei. Um die Fälle zu berühren, die Wundt speziell anführt, so ist direkt irrig, was Wundt hier von der »Sprache der Papuas« sagt. Er meint das Mafoor, das aber von Kern als zu den austronesischen Sprachen gehörend nachgewiesen ist und also nach deren Verhältnissen beurteilt werden muß. Da dort aber das Possessivum ganz klar aus dem Personalpronomen abgeleitet erscheint, und nicht umgekehrt, so kann auch das jetzige Personalpronomen des Mafoor nur als eine regressive Bildung bezeichnet werden. In diesem Fall läßt sich das Sekundäre dieser Bildung nachweisen, weil diese Sprache sich in eine größere Sprachgruppe eingliedern läßt, von der aus die Entwicklungsstufen zu der vorliegenden Bildung klar zutage treten. Nicht so günstig ist die Sachlage bei der Eskimo-Sprache, deren Personalpronomen Wundt und Müller ebenfalls als aus dem Possessivum hervorgegangen bezeichnen. Bei dieser sind noch keine so eindringenden Untersuchungen auf einen eventuellen Zusammenhang mit einer größeren Sprachengruppe gemacht worden. Bei solchen alleinstehenden Sprachen ist aber überhaupt in Beurteilung ihrer Formen die höchste Vorsicht geboten.[1]) So ist es auch hier bei dem Personalpronomen dieser Sprache noch immer möglich, und es liegt kein positives Hindernis dagegen vor, daß es ebenfalls eine regressive Bildung darstelle. Dann aber muß auch noch auf eine Unzulässigkeit in der deutschen Übertragung derartiger Formen hingewiesen werden. Das Personalpronomen der 1. Singulare in der Eskimo-Sprache *uwa-ŋa* führt Wundt nach Kleinschmidt und Müller in seinem ersten Teil *uwa(w)* auf einen Stamm *uw* »hier« zurück, während *ŋa* das eigentliche Pronominalelement darstelle, und das Ganze wird dann übersetzt »meine Hierheit«; in ähnlicher Weise wird in der Form der 2. Singulare *iwdli-t (= iliw-t) iliw* auf einen Stamm *ik* »dort« zurückgeführt und das Ganze übersetzt mit »deine Dortheit«. Eine unzulässige Vorausnahme liegt hier in der Übertragung der Possessivbezeichnung in die deutsche adjektivische Form »mein«, »dein«. Wie nun, wenn die beiden obigen Ausdrücke übertragen würden »hier ich«, »dort du«? Da die gleiche Unzulässigkeit auch bei der Beurteilung des sogenannten »possessiven Verbalausdruckes« wiederkehrt, so ziehe ich diese im engsten Zusammenhang mit dem Vorherberührten stehende Frage auch gleich hier mit heran. Es ist eine kleine Rache des Schicksals, wenn Wundt gerade infolge dieser unzulässigen Übertragung ein unangenehmer Lapsus unterläuft. Er schreibt: »So lauten im Hottentottischen die Ausdrücke für sein Auge, ihr Auge, plur. ihre Augen und für er sieht, sie sieht, sie sehen *(mũ-b, mũ-s, mũ-gu)* ursprünglich identisch« (II, S. 134). Aber *mũ-b, mũ-s, mũ-gu* haben im Hottentottischen niemals geheißen »sein Auge«, »ihr Auge«, »ihre Augen«; die Suffixe

[1]) Wie unsicher die diesbezüglichen Verhältnisse gerade auch hier noch sind, ergibt sich daraus, daß Müller die (II, 1 *a*, S. 173) gemachte Beurteilung des Eskimo-Verbums als eines »mit Possessivsuffixen versehenen Nominalausdruckes« nachher (S. 180) einzuschränken sich genötigt sieht, indem er dann dem intransitiven Verbum einen echten Verbalcharakter zugesteht; weshalb? weil es andere Suffixe für die Personenbezeichnung verwendet als der Possessivausdruck. Nun will es aber das Unglück, daß diese Personenbezeichnungen eines »echten Verbums« ganz die gleichen sind — mit Ausnahme etwa des 2. Singular, wo die Sache nicht klar ist — wie die am Personalpronomen erscheinenden (siehe a. a. O. S. 169), das aber doch ein »echtes Possessivum« sein soll! Was soll nun bestehen bleiben, die Bezeichnung des Intransitivum als eines »echten Verbalausdruckes« oder die des Personalpronomen als eines »echten Possessivausdruckes«?

-b, -s, -gu sind zwar vom Personalpronomen abgeleitet, aber doch nicht Possessivsuffixe. sondern die beiden ersteren Genus-, das letztere Numerusexponent.[1]) Wenn diese Aufstellung Wundts nun auch nur ein Irrtum ist, so läßt sich an die Aufdeckung desselben die Belehrung für die beiden vorhin genannten Fragen in ganz vorzüglicher Weise anknüpfen. Es ist allerdings richtig, daß *mũ-b, mũ-s, mu-gu* auch bedeuten »er sieht«, »sie sieht«, »sie sehen«. Es ist aber nicht zulässig, diese Formen auch zu übertragen in »sein Sehen«, »ihr Sehen«, und dadurch sie schon vorweg possessiv zu deuten[2]), sondern eine nicht präjudizierliche Übertragung müßte lauten: sehen(d) (ist) er, sehen(d) (ist) sie, sehen(d) (sind) sie. In dieser Auffassung kann man dann auch Fr. Müller einigermaßen beistimmen, der, obgleich er sonst die gleichen diesbezüglichen Neigungen hat wie Wundt, doch hier nur schreibt: »Nomen und Verbum sind in ihrer ursprünglichen Anlage im Hottentottischen vollkommen identisch. *mũ-b, mũ-s* bedeutet sowohl »das Auge« als auch »er sieht, sie sieht«, *mũ-gu* sowohl »die Augen« als auch »sie sehen«.[3]) Er fügt also dem Wort »Auge« nicht die Possessivbezeichnung »sein«, »ihr« hinzu. Genau übertragen müßten *mũ-b, mũ-s, mũ-gu* gegeben werden: »ein Sehendes-er«, »ein Sehendes-sie« (vgl. Englisch: *he-man, she-man*), »Sehende-sie«. Die allerdings völlige äußere Gleichheit dieser hottentottischen Formen zueinander in ihrer nominalen und verbalen Bedeutung hat also mit dem Possessivausdruck gar nichts zu tun, sie ist die Gleichheit eines Appositions- oder Attributivausdruckes mit einem Prädikativausdruck, sie entsteht einerseits aus der partizipialen Bedeutung des Wortstammes, andererseits aus dem Fehlen des Verbum substantivum »sein« (esse) für das prädikative Verhältnis.[4]) Nach diesen Darlegungen ist, wie ich hoffe, mein Einspruch gegen die präjudizierliche Übertragung der zu einem Verbalstamm hinzutretenden Pronominalelemente in unsere deutsche adjektivische Form wohl noch etwas mehr verständlich. In vielleicht nicht einmal 5% der Sprachen der Erde ist die Possessivbezeichnung ein Adjektiv, überall sonst beruht sie auf dem Genitivverhältnis.[5]) Formen, wie das melanesische *mata-ku* »mein Auge« sind genauer zu übertragen »Auge meiner« oder noch genauer »Auge (von) ich«. Es ist aber nicht a priori selbstverständlich, daß, wenn ein Pronominalelement wie *ku* zu einem Stamm wie *mata* hinzutritt, es dann im Genitivverhältnis zu ihm stehe; das obenerwähnte hottentottische *mũ-b* weist ja ein appositionelles, ein Nominativverhältnis des Pronominalelementes auf. Ob nun ein Nominativ- oder ein Genitivverhältnis vorliege, würde man am sichersten entscheiden können, wenn man das innere Sprachgefühl der Redenden

---

[1]) Siehe Fr. Müller, a. a. O. I, 2, S. 13.

[2]) Im Hottentottischen ist das auch positiv dadurch ausgeschlossen, daß die Possessivbezeichnung dem Wort, wozu sie gehört, vorangeht (siehe Müller, a. a. O. S. 11). Dadurch wird auch im ablehnenden Sinne die Ansicht Müllers erledigt, »daß das hottentottische Verbum öfters nichts weiter denn ein mit Possessivsuffixen bekleideter Nominalausdruck« sei, da die Personenbezeichnung beim hottentottischen Verbum nicht vor, sondern nach dem Verbalstamm steht.

[3]) A. a. O. S. 12.

[4]) Gerade dieser letztere Mangel erklärt auch allein schon vollkommen, wenn im Grönländischen *eχ̇neχ̇a* »sein Sohn« auch eine Art Verbalbedeutung haben kann; in diesem letzteren Fall ist aber dann nicht, wie Müller und Wundt tun, zu übertragen »er hat ihn zum Sohn«, sondern genauer »(er ist) sein Sohn«. Darnach kann *N. N. eχ̇neχ̇a* heißen: »N. N., sein Sohn« und »N. N. ist sein Sohn«. Es ist also wiederum nicht eine Gleichheit zwischen possessiver und verbaler Ausdrucksweise, sondern zwischen appositioneller und prädikativer.

[5]) Das ist auch bei den melanesischen Sprachen der Fall. Wundt irrt, wenn er eine Art der Possessivbezeichnung des Melanesischen als Adjektive ansieht (II, 54, Anmerkung 2). Das geht schon daraus hervor, daß die Adjektive im Melanesischen dem Substantiv nachstehen, die Possessivausdrücke aber ihm vorangehen.

kennte. Wo das nicht der Fall ist, muß man sich mit äußeren Kennzeichen begnügen. Sobald es sich nun um die Verbindung eines Pronominalelementes mit einem Nominalstamm handelt, besteht von vornherein allerdings die Vermutung für ein Genitivverhältnis, da Nominativverbindungen der Art, wie sie in der hottentottischen Bildung vorliegen, doch selten sind; daß man aber auch da nicht a priori urteilen darf, beweist eben der Irrtum, dem Wundt hier verfallen ist. Geht das Pronominalelement eine Verbindung mit einem Verbalstamm ein, so wird auch Wundt zugeben, daß in erster Linie an ein Nominativverhältnis zu denken ist; man sieht das auch für positiv bewiesen an, wenn die Personalbezeichnung am Verbalstamm eine andere Stellung einnimmt als die Possessivbezeichnung am Nominalstamm. Ich kann aber anderseits doch das Genitivverhältnis des Pronominalelementes und in Konsequenz davon den Possessivcharakter der ganzen Verbalform nicht als bewiesen erachten, wenn die Stellung der Personalbezeichnung am Verbalstamm die gleiche ist wie die der Possessivbezeichnung am Nominalstamm. Wenn z. B. in den meisten nordamerikanischen Indianer-Sprachen sowohl das Possessivum beim Nomen als die Personbezeichnung beim Verbum durch Präfigierung ausgedrückt wird, so kann beides ja doch selbständige Wirkung ganz unabhängig von einander erfolgter Entwicklungen sein: die Präfigierung beim Verbum als zunächst zu erwartende Stellung des Subjektpronomens, die Präfigierung des Possessivums beim Nomen in Abhängigkeit[1]) von der Genitivstellung, die in eben diesen meisten Indianer-Sprachen eine Voranstellung ist. Daß die tiefer forschende Sprachgeschichte in der Tat eine solche Sachlage nachzuweisen vermag, davon ein Beispiel. In den melanesischen Sprachen wird die Possessivbezeichnung durch Suffigierung bewerkstelligt, die Personenbezeichnung am Verbum aber präfigiert; man wird also diesen Sprachen einen eigentlichen, nichtpossessiven Verbalausdruck nicht aberkennen. In derjenigen Gruppe der melanesischen Sprachen aber, die auf Neu-Guinea und den angrenzenden Inseln gesprochen werden, ist unter dem Einfluß der benachbarten Papua-Sprachen eine Veränderung der Genitivstellung vor sich gegangen, die aus der Nachsetzung der melanesischen Sprachen in die Voranstellung der Papua-Sprachen übergegangen ist. Das muß seinen Einfluß auch auf die Possessivbezeichnung äußern, die hier ein Genitivausdruck ist; aber gerade sie halten in den meisten Fällen noch an der Nachstellung fest. Dagegen ist nun doch beim Mafoor in Holländisch-Neuguinea und beim Ali in Deutsch-Neuguinea vollständig (mit Ausnahme der Verwandtschafts- und Körperteilbezeichnungen) auch bei der Possessivbezeichnung die Präfigierung durchgedrungen, so daß also in diesen Sprachen jetzt sowohl am Verbum als am Nomen das Pronominalelement präfigiert wird. Die Sprachgeschichte aber verbietet es gleichwohl, dieses Verbum als einen Possessivausdruck zu bezeichnen. Und das ist nun auch die Forderung, die ich am Schlusse dieses Abschnittes dringendst erhebe: Ehe zu solchen weitreichenden und bedeutsamen Folgerungen übergegangen wird, wie Wundt das tut, müssen durch sprachgeschichtliche Forschungen die diesbezüglichen Verhältnisse bedeutend mehr geklärt sein, als es jetzt der Fall ist. Die Grundsätze, welche Fr. Müller hier aufgestellt hat, sind für eine zuverlässige Beurteilung durchaus ungenügend. So lange die Grundlagen für die Wundtschen Folgerungen nicht besser gesichert sind, stehe ich ihnen zwar nicht definitiv ablehnend gegenüber, wohl aber mit großer Skepsis, die freilich speziell bezüglich einer Entstehung des Personalpronomens aus dem Possessivum einer völligen Ablehnung nahezu gleichkommt. Aber auch bei völliger Ablehnung würde ich Wundt bei diesem Gegenstande am allerwenigsten einen Vorwurf machen; besonders durch Fr. Müller, der teilweise auch das Sprachmaterial schon entsprechend herrichtete, sind die Anschauungen, auf die Wundt sich

[1]) Siehe darüber im folgenden Abschnitt.

hier stützt, auch unter den Sprachgelehrten so allgemein geworden, daß es für einen Außenstehenden doppelt schwer werden muß, sich ihrer Einwirkung zu entziehen.

Eine andere zunächst für den äußeren Aufbau, in ihren Folgerungen aber auch für die innere Entwicklung der Sprache äußerst bedeutsame Frage ist die nach der Natur und der Entstehung der sogenannten Formelemente insbesondere der Numerus-, Genus- und Kasusaffixe beim Nomen. Wundts Anschauungen darüber sind folgende: »So weit wir in der Entwicklung der verschiedenen Sprachen zurückgehen mögen, mit wenigen Ausnahmen begegnet uns als ursprüngliche Ausdrucksform für die Kasus der äußeren Begriffsbeziehung die Suffixbildung. Selbst in solchen Sprachgebieten, in denen sonst im Aufbau der Wortformen die Präfixe vorherrschen, wie in den Bantu-Sprachen, sind diese nur in verhältnismäßig beschränktem Umfang .... in die Kasusbildung eingedrungen .... Wo in einer und derselben Sprache Suffixbildungen und Präpositionen als Ausdrucksmittel der Kasus vorkommen, da ist aber im allgemeinen das Suffix die ältere, die Präposition die jüngere Form.«[1]) Um die psychologische Erklärung alles dessen zu geben, greift Wundt besonders auf die Geberdensprache der Taubstummen zurück: wenn ein Taubstummer z. B. ausdrücken wolle, daß eine Person zusammen mit einer anderen etwas getan, so bezeichne er zuerst die beiden Personen und drücke danach erst das »Zusammen« durch das Ineinanderlegen der Hände aus, er bilde also diese Art »Socialis« gewissermaßen durch ein Gebärden-Suffix.

Ich muß hier wiederum Wundt entgegentreten, nicht erst bei der psychologischen Erklärung, sondern schon bei der Darlegung der Tatsachen, die meiner Meinung nach unzutreffend ist. Statt im einzelnen gegen Wundt zu polemisieren, möchte ich lieber meine Anschauung positiv entwickeln. Ob die Kasusbezeichnungen, und bis zu einem gewissen Grade auch die Numerus- und Genusbezeichnungen, durch Prä- oder Suffixe, durch Prä- oder Postpositionen gegeben werden, ist meiner Auffassung nach abhängig von der Stellung des affixlosen Genitivs, und ich formuliere diese Abhängigkeit in folgender Regel: Steht der affixlose Genitiv vor dem Substantiv, welches er näher bestimmt, so ist die Sprache eine Suffixsprache eventuell mit Postpositionen, steht der Genitiv nach, so ist sie eine Präfixsprache eventuell mit Präpositionen; wenn Abweichungen von dieser Regel erscheinen, etwa: Vorkommen von Postpositionen mit Nachstellung des Genitivs, oder umgekehrt: Vorkommen von Präpositionen mit Voranstellung des Genitivs, so liegt ein Übergangsstadium entweder im ersteren Falle von der Präfigierung in die Suffigierung oder im zweiten Falle die umgekehrte Entwicklung vor. Für die Beurteilung der Richtung, welche die Entwicklung der betreffenden Sprache in einem solchen Übergangsstadium verfolgt, ob sie sich von der Präfigierung zur Suffigierung oder von der Suffigierung zur Präfigierung wendet, dafür kommen besonders die Possessivaffixe in Betracht, da sie gewöhnlich am längsten in ihrer Stellung die alten Gesetze beobachten. Das ist z. B. der Fall bei der vorhin schon besprochenen Gruppe der melanesischen Sprachen. Während die Stellung des Genitivs beim Substantivum aus der Nachsetzung in die Voranstellung völlig übergegangen ist, statt der früheren Präpositionen Postpositionen eingetreten sind und die formalen Elemente überhaupt mehr und mehr sich suffigieren, ist dagegen bei der Possessivbezeichnung, insbesondere an den Bezeichnungen der Verwandtschaftsnamen und Körperteile, die alte Nachsetzung des Genitivs bewahrt geblieben. Dadurch wird es klar, daß die Bewegung in dieser Gruppe von der Prä- zur Suffigierung geht und nicht umgekehrt, und daß sie im Vergleich zu den übrigen melanesischen Sprachen jüngere Zustände repräsentieren. Eine ähnlich wichtige Rolle

[1]) II, S. 124 ff.

spielen die Possessiva bei der Beurteilung des Verhältnisses der Oberguinea-Neger-Sprachen mit den Bantu-Sprachen. Krause hat den genetischen Zusammenhang beider Gruppen in genialer Weise überzeugend dargetan. Wenn er aber dann weiter die Oberguinea-Sprachen als die Anfangsstufen hinstellt, aus denen als letzte Entwicklung die Bantu-Sprachen hervorgegangen seien, so daß also die Genitivnachstellung und der Präfixcharakter dieser letzteren aus der Genitivvoranstellung, die zugleich mit dem Suffixcharakter die Mehrzahl der Oberguinea-Sprachen kennzeichnet, hervorgegangen sei, so sind es einige Possessivformen, welche diese ganze Auffassung unhaltbar machen. Unter diesen Oberguinea-Sprachen befindet sich auch das Ewhe, das in der Voranstellung des Genitivs beim Nomen, dem damit zusammenhängenden Gebrauch der Postpositionen und der Suffigierung der Formalelemente den übrigen Sprachen dieses Bezirks durchaus gleich ist. Auch beim Possessivum ist die Voranstellung des Genitivs in den meisten Formen schon durchgedrungen, aber in den Formen des 1. und 2. Singularis *ńe* und *wo* ist doch die Nachstellung sowohl im Aŋlo- als im Anecho-Dialekt [1]) noch erhalten geblieben, sie werden dem Nomen suffigiert, während die Formen der übrigen Personen präfigiert werden. Diese Nachstellung in dem 1. und 2. Singularis kann nicht als Anfang einer neuen Entwicklung bezeichnet werden, denn eine solche beginnt nicht bei den kurzen Possessivformen, sondern beim Genitiv des Substantivum; sie muß also als Überbleibsel betrachtet werden und beweist damit, daß auch das Ewhe früher die Nachsetzung des Genitivs geübt hat und also auch eine Präfix-Sprache war. Da aber das Ewhe in seinem sonstigen Habitus den übrigen Oberguinea-Sprachen ganz gleich ist, wird die gleiche Folgerung auch auf diese ausgedehnt und ihre jetzige Voranstellung des Genitivs und ihr Suffixcharakter gegenüber der Nachsetzung des Genitivs und dem Präfixcharakter der Bantu-Sprachen als das Jüngere bezeichnet werden müssen. Weiter ergibt sich die Folgerung, daß diejenigen Sprachen, welche, wie Adele und Avatime, Voranstellung des Genitivs mit (teilweisem) Präfixcharakter vereinigen, als Zwischenstufen in der Entwicklung von der Prä- zur Suffigierung und nicht umgekehrt zu betrachten sind.

Die (primäre) Stellung des Genitivs, ob sie nun Voranstellung oder Nachsetzung sei, muß für jede Sprache beziehungsweise jede Sprachfamilie zunächst als etwas Gegebenes einfach hingenommen werden; es lassen sich sowohl für die Voranstellung als die Nachsetzung psychologische Gründe anführen. Ich finde nicht, daß das Überwiegen der Voranstellung des Genitivs, wie Wundt meint, evident sei. Wundt rechnet irrigerweise die polynesischen Sprachen zu denjenigen, welche den Genitiv voranstellen; sie gehören wie die beiden übrigen austronesischen Gruppen, die melanesischen und indonesischen Sprachen, zu den nachstellenden, ebenso wie ihre wahrscheinlichen Verwandten, die Mon-Khmer-Sprachen. Auch die zahlreiche Familie der Bantu-Sprachen übt Nachstellung des Genitivs, und da, wie vorhin dargelegt, die nicht minder zahlreiche, mit den Bantu-Sprachen in genetischem Zusammenhang stehende Gruppe der Oberguinea-Sprachen ursprünglich ebenfalls diese Stellung besaß, so wären die gesamten Sprachen der Negerrasse zu den nachstellenden zu rechnen.

Es muß noch bemerkt werden, daß, wenn im weiteren Verlauf der sprachlichen Entwicklung auch der Genitiv ein eigenes Affix erhält, seine Stellung im Satze allerdings dann eine freiere wird, ohne aber doch im Prinzip gegen das vorhin aufgestellte große

[1]) Im Dahome-Dialekt ist die Sache bei dem 1. Singularis nicht gleich auf den ersten Blick klar. Die Possessivformen werden hier durch Anfügung von *tõ* »Eigentum« an die eigentlichen Possessivaffixe gebildet. Es wird aber bald klar, daß das Possessivum des 1. Singularis *će* nicht aus *ye(ńe)-tõ*, also Präfigierung des Pronominalaffixes, sondern nur aus *t(õ)-ye(ńe)* gebildet sein kann, wo also das Pronominalaffix nachsteht. In dem 2. Singularis *to-we* ist die Sache klar.

Gesetz zu verstoßen. So ist es durchaus nichts so Merkwürdiges, sondern das ganz Regelrechte, wenn in der Sprache der Mäba in Zentralafrika — auf die von Wundt an der gleichen Stelle (I, 91, Anmerkung) erwähnte Tedā-Sprache komme ich noch zurück — der vorangestellte Genitiv kein Determinativ, der nachgesetzte aber ein Suffix hat; die bloße Voranstellung ist hier das (relativ) Ursprüngliche, mit welcher der Suffixcharakter der übrigen Kasus und später auch des Genitivs selbst, ganz dem Gesetz entsprechend, in innerem Zusammenhang steht; nach dem Antritt des Suffixes auch an den Genitiv ist derselbe dann, wie Müller zu dieser Stelle ganz richtig hervorhebt[1]), hinreichend gekennzeichnet, so daß er etwaigen, auf seine ursprünglichen Stellungsgesetze ausgeübten Einflüssen anderer Art nachgeben kann.

Daß Wundt diesen inneren Zusammenhang der Prä- oder Suffigierung mit der Stellung des Genitivs nicht gewahrte, liegt in der geringen Beachtung begründet, die er, wie es mir scheint, überhaupt der Genitivstellung zuteil werden läßt, die sich u. a. auch darin äußert, daß er dieselbe bei Behandlung der Gebärdensprache gar nicht einmal erwähnt. Diese Zurückstellung tritt um so deutlicher hervor, je sorgfältiger er überall die Stellung des Objektkasus, des Akkusativs, zum Verbum beachtet. Und doch hat ganz gewiß die Stellung des Akkusativs für den Gesamthabitus einer Sprache längst nicht die Bedeutung, welche dem Genitiv zukommt. Bei dem Objektverhältnis sind doch Objekt und Verbum, jenes als Gegenstand, dieses als Tätigkeit — mag man auch noch so sehr von »gegenständlicher« Auffassung des Verbums reden — als innerlich der Art nach verschieden empfunden, so daß auch eine Verwechslung ihrer Stellung im allgemeinen die innere Empfindung des gegenseitigen Verhältnisses nicht wesentlich beeinträchtigt. Beim Genitivverhältnis dagegen stehen zwei Wörter nebeneinander, die beide Nomina sind, wo also der Unterschied von Bestimmtem und Bestimmendem nur durch die Stellung markiert sein kann und auch bleiben muß, so lange nicht andere Mittel, wie eigene Genitivaffixe, hinzukommen; so könnte z. B. in der Genitivverbindung »Vater-Haus« nicht der Genitiv »Vater« nach Belieben dem Wort »Haus« nachgestellt werden, »Haus-Vater« würde für unser Sprachgefühl gleich eine ganz andere Bedeutung haben. All dem entspricht es nun, daß, wenn auch in vielen Sprachen die Stellung des Akkusativs entweder vor oder nach dem Verbum fixiert ist, doch eine ganze Reihe von anderen Sprachen ihn sowohl vor- als nachstellen kann, während ich dagegen keine einzige Sprache kenne, in welcher die Stellung des (affixlosen possessiven) Genitivs eine derartige Freiheit hätte.[2]) Diese größere Festigkeit der Genitivverbindung sichert ihr auch eine gewisse assoziative Übermacht selbst über die Akkusativstellung: die Voranstellung des Akkusativs kenne ich nur in Sprachen, die auch den Genitiv voranstellen. Auch auf die Numerus- und eventuellen Genusbezeichnungen und selbst auf die Verbalverhältnisse erstreckt sich die assoziative Einwirkung des Genitivs, überall gelangt dort mehr oder minder die Suffigierung zur Herrschaft, wo der Genitiv voran-, die Präfigierung, wo er nachsteht.

---

[1]) A. a. O. I, 2, S. 182.

[2]) Wenn im Tedā neben der Voranstellung des Genitivs auch Nachstellung vorkommt, so hat schon Fr. Müller das »merkwürdig« gefunden (a. a. O. II, 1, S. 189). Mir kommen diese Formen aber verdächtig und zweifelhaft vor. Was Müller über die Tedā-Sprache mitteilt, beruht auf dem von H. Barth gesammelten Materiale. So verdienstvoll nun auch die sprachlichen Aufnahmen des berühmten Afrikareisenden sind, so ist es klar, daß sein immerhin doch nur kurzer Aufenthalt im Lande nicht genügen konnte, eine ganz unbekannte Sprache sogleich richtig zu erfassen und darzustellen. Wer sich davon überzeugen will, wie lückenhaft und schwankend die Angaben Barths gerade auch bezüglich der Tedā-Sprache sind, kann das bei Fr. Müller (a a. O. I, 2, S. 187 und 189 ff.) ersehen, der seine liebe Not hat, aus den Angaben Barths ein sicheres Bild der Pronominal- und Verbalverhältnisse zu gewinnen.

Es ist deshalb eine unrichtige Einschätzung, wenn Wundt meint, es herrsche im allgemeinen die Suffigierung, und sie sei das Ältere. Die Genitivstellung ist das Bestimmende, und es gibt fast gerade so viel Sprachen mit Voran-, wie solche mit Nachstellung desselben. Was aber das Ursprünglichere sei, Voran- oder Nachstellung, das läßt sich zwar bei einzelnen Sprachgebieten auf Grund sorgfältiger sprachgeschichtlicher Untersuchungen wohl feststellen, aber nicht für die Sprachentwicklung überhaupt. Bezüglich dieser muß es, wie ich schon sagte, zunächst wenigstens, als eine gegebene Tatsache einfach hingenommen werden, daß einzelne Sprachen und Sprachfamilien den Genitiv voran-, andere ihn nachstellen. Möglich, daß auch dieser Rest vor einer späteren eindringenden Forschung noch schwindet, für jetzt aber muß er als noch unlösbar bezeichnet werden. Jedenfalls aber scheint mir in der Genitivstellung einer der bedeutendsten Faktoren für die gesamte Sprachentwicklung gelegen zu sein, deren Unterschiede wohl auch Offenbarungen psychischer Verschiedenheiten sein mögen.

Aber es ist wohl zu bemerken, auch dieses bedeutsame Kennzeichen ist nicht etwas unveränderlich Feststehendes. Auch die Genitivstellung kann wechseln, sei es infolge äußerer Einflüsse, sei es infolge innerer Entwicklungsströmungen, besonders im letzteren Falle natürlich nur in kleinsten Schritten und längsten Zeiträumen. Zwei Beispiele des Überganges von Nachsetzung des Genitivs zur Voranstellung habe ich schon vorhin in einer Gruppe der melanesischen Sprachen und in den Oberguinea-Sprachen angeführt. Ein Beispiel der umgekehrten Entwicklung stellen die modernen indogermanischen, insbesondere die romanischen Sprachen dar, wo gegenüber der früheren Voranstellung des (affixlosen) Genitivs, z. B. in dem französischen *timbre-poste,* eines der ersten Produkte eines gänzlich veränderten Zustandes erscheint. Hand in Hand mit dem Übergang der Nachstellung des Genitivs in die Voranstellung geht dann auch die Umwandlung der Prä- in Suffigierung durch die Zwischenstufe der neu entstehenden Postpositionen hindurch, wie umgekehrt durch die Bildung von Präpositionen die Umwandlung der Suffigierung in die Präfigierung vorbereitet wird; beiden Entwicklungen geht voraus eine analytische, isolierende Periode der Sprache. Diese großen Züge der Umwandlungsprozesse liegen klar da, in den Einzelheiten freilich ist, besonders bei den Natursprachen, noch nahezu alles zu tun.

Nun waren bisheran Sprachforscher, wie v. d. Gabelentz, der Ansicht gewesen, daß dieser Prozeß stetig sich wieder erneuere, und sie hatten eine Theorie des »Spirallaufes der Sprachgeschichte« aufgestellt. Ich hatte mir immer die ganz gleiche Ansicht unter einem anderen Bilde vorgestellt, dem der Wellenbewegung: die Sprachentwicklung gehe in Hebungen und Senkungen vor sich, die unaufhörlich einander folgen, und es gebe kein Kennzeichen, um mit Bestimmtheit zu unterscheiden, ob ein Tiefstand das Ende einer früheren Hebung oder der Anfang zu einer kommenden Hebung sei, ob er als das Resultat einer Analysis einer früheren Synthese oder als die Vorstufe zu einer kommenden Synthese betrachtet werden müsse, und noch viel weniger sei es möglich, zu bestimmen, die wievielte Hebung oder Senkung es sei, die man gegebenenfalls vor sich habe. Demgegenüber scheint nun doch Wundt ein Orientierungsmittel gefunden zu haben, wenn er schreibt: »Zu Verschmelzungsvorgängen solcher Art, wie sie der ursprünglichen Entstehung der Wortformen zugrunde lagen, gehört eine Stabilität der Gedankenbildung und eine Gleichförmigkeit der Begriffsverbindungen, wie sie einer fortgeschrittenen Kultur nicht mehr eigen sind« (II, S. 173). Darnach wäre denn die unter dem Einfluß der gesteigerten geistigen Entwicklung eingetretene reichere Ausbildung der Beziehungswörter und die schärfere Ausprägung ihrer Bedeutung ein Kennzeichen einer nach früherer Synthese eingetretenen Analyse, also eines späteren Zustandes. Man könnte vielleicht

noch die Einwendung machen, daß Wundt hier, wie das auch sonst wohl bei Gelehrten geschieht, die nur mit den höheren Klassen der Gesellschaft in Berührung treten, den Einfluß unserer modernen Kultur auf die geistige Entwicklung und also auch die Sprache insbesondere der breiten Schichten der niederen Volksklassen überschätze; vorzüglich der in unseren modernen Staaten zu immer größerer Bedeutung gelangende Industrialismus mit seinem Streben nach möglichster Spezialisierung der Fabrikationszweige und die damit in Zusammenhang stehende, oft trostloseste Monotonie in der Beschäftigung von Hunderttausenden von Individuen ist doch wohl nicht dazu angetan, die »Stabilität der Gedankenbildung und die Gleichförmigkeit der Begriffsverbindungen« hintanzuhalten. Wollte man aber auch in solcher Weise die Wundtschen Anschauungen innerlich etwas abschwächen, so glaube ich doch, daß sie noch genug Geltungskraft behalten.[1]) Nur wäre hervorzuheben, daß sie ihrer ganzen Natur nach von selbst ausgeschlossen sein würden bei jenen Fällen, wo das Ende einer Sprachentwicklung nicht zusammenfällt mit der Entwicklung einer fortgeschrittenen Kultur, sondern wo in kultureller Hinsicht entweder Stagnation oder gar Rückgang eintrat. In solchen Fällen — und ich glaube nicht, daß sie gar so selten sind — wird also stets die Möglichkeit des Eintrittes immer neuer Entwicklungsperioden bestehen bleiben, wie auch die Unmöglichkeit, zu unterscheiden, ob eine frühere oder spätere Entwicklung vorliegt.

Mit diesem letzten Thema bin ich nun schon zum Teil in diejenigen Abschnitte des Wundtschen Buches hineingelangt, welche die Satzbildung behandeln. Ich habe aber nicht die Absicht, meine Besprechung auch auf diese Teile noch auszudehnen, sondern möchte dieselbe hier abschließen. Wenn meine Besprechung vielfach zur Kritik mit teilweiser Ablehnung der Wundtschen Aufstellungen geworden ist, so glaube ich dadurch der gemeinsam mit Wundt vertretenen Sache einen besseren Dienst erwiesen zu haben als durch bloßes zustimmendes Referieren. Daß aber eine solche Gemeinsamkeit der Interessen bestehe, hoffe ich durch keines meiner Worte irgendwie in Zweifel gestellt zu haben, jedenfalls will ich dieselbe jetzt am Schluß meiner Besprechung noch einmal nachdrücklich und mit besonderer Genugtuung hervorheben. Zu dieser Gemeinsamkeit trägt Wundt seinerseits bei mit seiner Forderung, daß auch die sogenannten Natursprachen mehr als bisher für die psychologischen Forschungen herangezogen werden möchten; sein Werk ist die erste allseitig umfassende Durchführung dieses Gedankens, eine Durchführung, der ich trotz der Mängel, die ihr bei dem gegenwärtigen Stand der allgemeinen Sprachwissenschaft fast anhaften müssen, meine aufrichtige Bewunderung nicht versage. Die Heranziehung der Natursprachen zu psychologischen Aufgaben setzt die vorhergehende intensive sprachwissenschaftliche Durcharbeitung dieser Sprachen voraus, und die Forderung, daß dieses mit größerem Nachdruck als bisher geschehen möge, das ist es, worin meine Interessen mit denjenigen Wundts zusammentreffen. Ich habe dieser Forderung in einem auf dem Ersten deutschen Kolonialkongresse am 10. Oktober 1902 gehaltenen Vortrage: »Die Lage der Sprachforschung in den Kolonien«, Ausdruck gegeben; die dort zunächst bezüglich der Sprachen der deutschen Kolonien erhobenen Forderungen gelten prinzipiell in geringerem oder höherem Grade für die Natursprachen überhaupt. Ich brauche wohl nicht erst zu versichern, wie sehr ich erfreut bin, meine geringe Auktorität durch die eines so hochangesehenen Gelehrten, wie W. Wundt, unterstützt zu sehen. Mein Dank und meine Anerkennung für die Einsicht und den Mut, mit welchen Wundt die Verwendung der

[1]) In einem bestimmten Falle, nämlich bezüglich des Verhältnisses der polynesischen zu den melanesischen Sprachen, habe ich selbst schon eine ähnliche Ansicht ausgesprochen; siehe meine Abhandlung »Über das Verhältnis der melanesischen zu den polynesischen Sprachen etc.« Sitzungsberichte der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien, philosophisch-historische Klasse. Wien 1899, Bd. CXLI, S. 33.

Natursprachen in seinem Werke unternahm, sind um so lebhafter, je weniger diese Einsicht zu finden ist bei Vertretern anderer Wissenschaften, welche ihrer Natur nach der vergleichenden Sprachwissenschaft viel näher ständen. Ich habe diese letztere. wenig erfreuliche Tatsache in meinem vorhin erwähnten Vortrage schon hervorgehoben; ich komme hier nur darauf zurück, in welcher Weise gerade auch wieder das Erscheinen von Wundts »Völkerpsychologie« Anlaß zur Konstatierung dieser Tatsache gegeben hat. B. Delbrück, einer unserer ersten Indogermanisten, gibt in seiner eingangs meines Vortrages erwähnten Besprechung des Wundtschen Werkes auch über dessen Heranziehung der Natursprachen sein Urteil ab. Das geschieht aber in einer Weise. die man wirklich zu unseren Zeiten nicht mehr für möglich hätte halten sollen. Er meint da: »Zunächst kommen wir selten in die Lage, eine derartige Sprache genau kennen oder, was das eigentlich Richtige wäre, sprechen zu lernen.« [1]) Das sollte wirklich ausgeschlossen sein bei zahlreichen Bantu-Sprachen, hamitischen Sprachen, Sprachen der Sunda-Inseln, zahlreichen Sprachen Nord-, Zentral- und Südamerikas — um von anderen zu schweigen — zu denen Hunderte und Tausende von Europäern Zutritt haben? »Mehr als sonst sind wir in diesem Falle unseren Gewährsmännern auf Gnade und Ungnade ergeben. Und zwar nicht bloß in bezug auf den Stoff, sondern auch bis zu einem gewissen Grade in bezug auf die Auffassung.« [2]) Gerade aus diesen Worten sieht man, wie wenig bekannt Delbrück mit den hier in Rede stehenden Verhältnissen ist. Er scheint nichts zu wissen von den zahlreichen Forschern der Vergangenheit und Gegenwart, deren Zuverlässigkeit und Eignung für ihre Aufgaben anzuzweifeln nicht erlaubt ist, und denen man sich ganz getrost gerade so gut »auf Gnade und Ungnade ergeben« kann wie irgendwelchen Gewährsmännern der Indogermanistik. Und ist denn die bei den toten Sprachen an Stelle der Gewährsmänner tretende handschriftliche Bezeugung immer eine so überaus vorzügliche? Aber selbst auch zugegeben, daß in manchen Fällen die Gewährsmänner zu wünschen übrig lassen, hauptsächlich wegen Mangel an hinreichender Vorbildung für ihre Aufgaben, so ist doch nicht zu folgern, daß man die ganze Angelegenheit fahren lasse, sondern daß man für besser geschulte Männer sorge, die ihrer Aufgabe eher gewachsen sind. Was dann die »Auffassung« der Gewährsmänner angeht, so ist es wirklich eine recht geringschätzige Anschauung von dem Betrieb der allgemeinen Sprachwissenschaft, daß sie die »gewissen Theorien, z. B. über die Bildung des Kasus, der Verbalformen und ähnlichem«, welche manche dieser Gewährsmänner allerdings bringen, ohne Skepsis und Kritik einfach auf Treu und Glauben annehme, und nicht erst durch eindringende Durcharbeitung des erhaltenen Stoffes, durch umfassende Vergleichung mit den Formen der verwandten Sprachen u. a. m. das Richtige festzustellen sich bemühe. Nachdrücklicher Widerspruch muß hier erhoben werden gegen die Ansicht, »daß wir nicht hoffen dürfen, durch Vergleichung sämtlicher Sprachen zu ähnlich gesicherten Ergebnissen zu kommen, wie sie auf dem indogermanischen Gebiete erreicht sind«. Die Unklarheit, die in den Worten »sämtlicher Sprachen« sich ausspricht, erreicht ihren Höhepunkt in den Worten, mit denen Delbrück dann fortfährt: »Wenn wir indogermanische, z. B. romanische Sprachen miteinander vergleichen, von denen wir wissen, daß sie aus einer Ursprache entstanden sind, so suchen wir zunächst festzustellen, wie eine Form in dieser Ursprache gelautet hat, und suchen von da aus die Formen der Einzelsprachen zu verstehen; auf indogermanischem Gebiete heißt also vergleichen so viel wie in der Vielheit die ursprüngliche Einheit erkennen. Anders liegt es, wenn wir Indogermanisch, Semitisch, Chi-

[1]) A. a. O. S. 44.

[2]) Ebenda.

nesisch. Hottentottisch usw. vergleichen.«[1]) Von welcher antediluvianischen Periode der Sprachwissenschaft redet Delbrück denn da? Wer, um des Himmelswillen, vergleicht denn heutzutage noch Indogermanisch, Semitisch, Chinesisch, Hottentottisch usw. miteinander in der Weise, wie Delbrück es hier voraussetzt? Er möge sich doch, um nur einiges zu nennen, die Arbeiten seines niederländischen Kollegen H. Kern über die austronesischen (malaio-polynesischen) Sprachen ansehen, der glücklicherweise diesen Dingen mehr Schätzung entgegenbringt, er möge in B. Meinhofs »Grundriß einer Lautlehre der Bantu-Sprachen«, auf den ihn schon Wundt verwiesen, insbesondere das S. 151 beginnende Verzeichnis der Wortstämme durchgehen, und er wird doch wohl inne werden, daß man auch bei den Sprachen der sogenannten Naturvölker sehr schön »in der Vielheit die ursprüngliche Einheit erkennen« kann.

Man wäre in der Tat versucht, über solche rückständige Ansichten eines großen Gelehrten sich gründlich zu ärgern, wenn nicht Delbrück am Schluß in liebenswürdiger Bescheidenheit die versöhnlichen Worte hinzufügte: »Es ist nicht unmöglich, daß die hier vorgetragene skeptische Stimmung nicht völlig gerechtfertigt ist, und daß sie vielleicht zum Teil auf meine Unkenntnis der Sprachen der Naturvölker zurückzuführen ist.« Trotz dieser Worte aber glaubte ich es, eingedenk der Worte: »Wenn das am grünen Holze geschieht«, doch nicht unterlassen zu sollen, die Ausführungen Delbrücks im einzelnen zu besprechen und zurückzuweisen. In seiner Entgegnung auf diesen Teil des Delbrückschen Buches weist Wundt u. a. mit feiner Ironie darauf hin, daß die vornehm abweisende Haltung, welche die Indogermanistik vielfach dem Studium der Natursprachen entgegenbringe, sich etwas eigentümlich ausnehme angesichts der Tatsache, daß die Zeit noch nicht allzulange hinter uns liege, wo sie selbst von seiten der klassischen Philologie ganz die gleiche Behandlung zu ertragen hatte. Gewiß, und wie die Geschichte der Wissenschaften diese damalige Haltung der klassischen Philologen nur mit einem mitleidigen Lächeln notiert, so wird sie in späteren Zeiten kaum ein anderes Urteil haben über die Haltung mancher moderner Vertreter der Indogermanistik und Semitistik gegenüber der allgemeinen Sprachwissenschaft. Denn das unterliegt gar keinem Zweifel, sobald dieser letzteren nur diejenigen materiellen und persönlichen Kräfte gewährt werden, deren sie jetzt noch vielfach in hohem Grade entbehrt, wird sie in kurzer Zeit sowohl die gleiche formale Vollendung als auch dieselbe innere Bedeutsamkeit erlangen, wie die Indogermanistik und Semitistik sich deren auf ihrem Gebiete rühmen.

Die innere Bedeutsamkeit aber, genauer die Sicherheit und Zuverlässigkeit derselben, ist wesentlich abhängig von der eigenen formalen Vollendung, und daß für manche Teile der ersteren die letztere bei der allgemeinen Sprachwissenschaft doch jetzt noch nicht in hinreichendem Maße vorhanden ist, das ist es, was Wundt vielfach nicht beachtete, freilich als Laie in der Sprachwissenschaft auch nicht so gut abschätzen konnte. Ich habe in dieser Besprechung mit bewußter Absicht meine diesbezüglichen Dissense stärker hervorgehoben, so daß sie gegenüber den Zustimmungen, die ich ihm in anderen Partien seines Werkes entgegenbringe, quantitativ vielleicht größer erscheinen, als das in Wirklichkeit der Fall ist. Aber es lag mir in der Tat daran, bezüglich des jetzigen Standes der allgemeinen Sprachwissenschaft nicht das schädliche Gefühl des »wie wir's so herrlich weit gebracht« aufkommen zu lassen. Gewiß sind ja gegenüber früheren Zeiten ganz bedeutende Fortschritte zu verzeichnen. Insbesondere bedeutet auch die vor allem durch Fr. Müllers vorzüglichen »Grundriß der Sprachwissenschaft« inaugurierte Periode der größeren Beachtung des inneren Baues, der grammatischen Struktur der Sprachen gegenüber der

[1]) A. a. O. S. 46. Der letzte Satz ist von mir hervorgehoben.

früheren regel- und gesetzlosen Vergleichung einzelner Wörter einen gewaltigen Schritt nach vorwärts. Aber doch ist dabei ein Irrtum mit unterlaufen. Auch diese grammatische Struktur, wenn sie freilich schon etwas Festeres und Beständigeres darstellt als der Bestand einzelner Wörter, ist doch nichts unabänderlich Feststehendes; je mehr man die einzelnen Sprachen zusammenfassen lernte zu Gruppen und Familien, um so mehr zeigte sich, daß auch diese Struktur, wenn auch in bedeutenderen Zeiträumen, doch dem Wandel unterworfen ist. Dann aber machte sich — und das ist der eigentliche Mangel des Müllerschen Grundrisses — auch bei der Beurteilung der Einzelheiten des grammatischen Aufbaues in unangenehmer Weise die Unsicherheit geltend, die bestehen muß, so lange nicht die materiellen Grundlagen einer Sprache, ihre Lautverhältnisse auf die ihnen zugrunde liegenden Gesetze hin untersucht und durch die Aufstellung derselben geklärt sind. Müller hatte nur bei wenigen Sprachfamilien eine derartige Arbeit unternommen und durch seine nahezu prinzipielle Abweisung der Wortvergleichung zur Vernachlässigung dieser Seite der sprachwissenschaftlichen Tätigkeit wohl etwas beigetragen. Hier hat, das muß zugestanden werden, die allgemeine Sprachwissenschaft noch manches von der Indogermanistik zu lernen, nicht zwar in schablonenhafter äußerlicher Übertragung des dort Geltenden, aber wohl in der Aneignung des angelegentlichen Strebens nach der Aufdeckung der den Spracherscheinungen zugrunde liegenden Gesetzmäßigkeit und die strenge konsequente Beachtung derselben in allen Einzelheiten. H. Kern, dessen Arbeiten sich durch diese Eigenschaften auszeichnen, hat diese strengere Methode wohl direkt von der Indogermanistik mitgebracht. Hoffnungsvolle Anfänge in dieser Art zu arbeiten sind schon vielfach vorhanden. Aber noch mehr als bisher muß die Überzeugung durchdringen, daß neben der intensiveren Beschaffung neuen Sprachmaterials, besonders von Sprachen, die in Gefahr stehen bald auszusterben, das dringendste Bedürfnis der allgemeinen Sprachwissenschaft dort, wo hinreichendes Material vorhanden ist, die streng wissenschaftliche Erforschung und Darstellung der Lautverhältnisse bildet. Erst wenn diese materielle Grundlage der Sprachentwicklung hinreichend sicher und klar erkannt ist, wird es möglich sein, die Untersuchung und Beurteilung auch des grammatischen Aufbaues in zuverlässiger Weise anzustellen. Wenn dann die Sprachwissenschaft auf ihrem eigenen Gebiete ihre Aufgaben einigermaßen zu Ende geführt hat, dann wird sie gewiß auch imstande sein, wertvolles Material in reichstem Maße zu liefern, aus denen die Völkerpsychologie mit Zuversicht weitreichende, bedeutsame Folgerungen für die Entwicklung des menschlichen Geisteslebens ziehen kann.

So kann denn wohl W. Wundts »Völkerpsychologie« in ihrem ersten, die Sprache behandelnden Teil nicht als ein abschließendes Standard-work bezeichnet werden, aber für eine geraume Zeit wird sie wohl das bedeutendste Werk bleiben, das diesen Gegenstand behandelt, bedeutend nicht nur in dem, was es enthält, sondern auch in dem, wodurch und wozu es anregt. Und als die wertvollsten und tiefgreifendsten von diesen Anregungen erscheinen mir besonders die hohen Ziele, welche kaum anderswo so allseitig, so bestimmt und frei von aller nebelhaften Unklarheit der Sprachwissenschaft aufgewiesen erscheinen, als in diesem Werke Wundts. Hoheit und Klarheit der Ziele, das ist es ja, wessen eine Wissenschaft zu ihrer gedeihlichen Entwicklung bedarf: Hoheit, daß sie die innere Triebkraft zum Aufschwunge verleihe, Klarheit, daß sie die sichere Richtung weise. Und so wird gewiß die allgemeine Sprachwissenschaft den Namen Wundts immer mit dankbarer Anerkennung zu nennen haben. Was aber die endgültige Erreichung ihrer Ziele anbetrifft, so meint Wundt ja selbst am Schluß seiner Entgegnung auf Delbrücks Schrift: »Der sicherste Weg, die noch vorhandenen Mängel zu tilgen, besteht darin, daß die Sprachwissenschaft selbst sich der Sprachpsychologie als eines ihr von Rechts wegen zu-

kommenden Gebietes annimmt. Denn je mehr es geschieht, daß die Eigenschaften des Sprachhistorikers und des Sprachpsychologen in einer Person sich vereinigen, um so näher werden wir auch dem Ziele kommen, wo die Sprachpsychologie als eine ebenbürtige und unentbehrliche Genossin der Sprachgeschichte anerkannt sein wird.« Auch ich bin der Meinung, daß die Vereinigung der Eigenschaften des Sprachhistorikers und des Sprachpsychologen in einer Person die beste Befähigung zur Behandlung der Sprachpsychologie abgeben würde, und als Ideal schwebt mir vor, wenn diese beiden Eigenschaften in so glänzender Weise sich zusammenfinden möchten, wie die des Physiologen und Psychologen bei Wundt sich vereint finden.

Über alte Bronzetrommeln aus Südostasien.

Von **W. Foy**, Köln a. Rh.

In Südostasien und dem Indischen Archipel begegnen wir gewissen großen, unten offenen, ganz aus einer Art Bronze hergestellten und in Zonen ornamentierten Trommeln, die deshalb eine besondere Beachtung verdienen, weil sie berufen sind, bei der alten Völkergeschichte jener Gegend eine gewichtige Rolle zu spielen. Zusammenhängend und ausführlich sind sie zuerst von mir in der mit A. B. Meyer herausgegebenen Dresdener Publikation »Bronzepauken aus Südostasien« 1897 behandelt worden[1]), und neuerdings hat ihnen auch Franz Heger ein zweibändiges Werk (einen Text- und einen Tafelband) gewidmet, betitelt »Alte Metalltrommeln aus Südostasien« (Leipzig 1902).[2]) In diesem letzteren Werke, das von einer unendlichen Ausdauer und Genauigkeit Zeugnis ablegt, ist eine Masse neuen und wichtigsten Materiales zusammengetragen, aufs minutiöseste beschrieben und zum Teil in ausgezeichneten Abbildungen weiteren Kreisen zugänglich gemacht worden. Während uns nur 45 Trommeln in Originalen, Photographien oder Abbildungen und zwei (die Pauken von Kur) in einigermaßen deutlichen Beschreibungen zugänglich waren[3]) und ich nachträglich noch eine Trommel nach einer Beschreibung (Trommel von Desa Měrsi), eine nach einem Original im Dresdener Museum und den Abklatsch einer Platte verwerten konnte[4]), sind Heger außerdem 96 Stück näher bekannt geworden, denen sich im Nachtrag 12 weitere zugesellen, so daß demnach beim Abschlusse des Hegerschen Werkes im ganzen 158 Stück mehr oder weniger festgelegt waren.[5]) Hegers Hauptverdienst ist es dabei, die beiden typologisch ältesten Trommeln **72** (Moulié) aus

[1]) Diese Publikation wird häufig nur mit dem Autornamen Meyer zitiert, z. B. in den Notulen van het Bataviaasch Genootschap XXXVII, pag. 126, und XXXVIII, pag. CXIII, oder bei Rouffaer, BTLV. (6) VII, 284. Auch Heger erwähnt in seinem oben gleich anzuführenden Werke meinen Namen dabei nur auf S. 3, 8 und im Literaturverzeichnis S. 241, spricht im übrigen aber immer nur von Meyer. Zur Klarstellung der ganzen Sachlage bemerke ich, daß der ganze Text bis in alle Einzelheiten von mir verfaßt ist; daß die Typeneinteilung, die Herkunftsbestimmung, die Ornamentbehandlung, kurz alle neuen Ideen von mir herrühren; daß die Zeichnungen und Aufnahmen zu den Tafeln nur unter meiner Leitung geschehen sind; daß Herr Meyer dagegen die Photographien der fremden Pauken, einige Briefe und eine größere Reihe von bibliographischen Notizen beigesteuert, die Unterlagen für die zoologischen Notizen und für die Bemerkung über Bronzeschilde von Corneto (siehe bei uns S. 21 *b*, Anm. 3) gegeben und einige geringfügige redaktionelle Änderungen an meinem fertigen Manuskripte vorgenommen hat.

[2]) Ich schließe mich jetzt Heger, a. a. O., S. 9, in der Bezeichnung unserer Objekte als »Trommeln« an, um so mehr, als die eigentliche Pauke ja auch eine ganz andere Form hat, und zwar diejenige eines halbkugeligen Kessels (daher englisch *kettle-drum*, holländisch *ketel-trom*). Dagegen bleibe ich bei der Bezeichnung »Bronzetrommeln« statt der von Heger S. 143 vorgeschlagenen »Metalltrommeln«, weil es sich ja doch um eine Art Bronze handelt und die Bezeichnung als »Metall« der Phantasie zu großen Spielraum läßt.

[3]) Alle Trommeln, außer Nr. **16**, **20**, **21**, **28** und soweit die Originale nicht dem Königlichen Ethnographischen Museum in Dresden gehören, sind von uns nur auf Grund von Photographien behandelt worden. Ich bemerke dies im Hinblick auf Hegers Forderung S. 9 *b*, Anm.

[4]) Siehe Foy, Zu den Bronzepauken aus Südostasien. Abhandlungen und Berichte des Königlichen Zoologischen und Anthropologisch-Ethnographischen Museums zu Dresden 1900/1, Bd. IX, Nr. 6, S. 148 ff.

[5]) Ich zähle unter den schon mir bekannten Trommeln diejenigen von Luang und Leti, die eine abgebildete von Bangkok und die bei O' Riley schlecht reproduzierte mit (Nr. **3**, **5**, **48**, **47**), trotz der von

Tonkin und 82 (Gillet) aus Yün-nan (oder Tonkin?), mit wichtigen szenischen Darstellungen, entdeckt zu haben. In neuester Zeit sind wiederum eine ganze Reihe Trommeln (28) durch die Berliner Firma Rex & Co. herübergekommen, hauptsächlich solche von der gewöhnlichen Form des Typus IV, aber auch einige recht interessante Stücke.[1]) Ein oder das andere Exemplar, das in letzter Zeit nach Europa oder Amerika gelangte, mag mir übrigens auch noch entgangen sein.[2]) Wir überschauen daher jetzt schon eine ganz beträchtliche Zahl dieser interessanten Objekte, auf Grund deren sich gewisse Resultate bereits mit Sicherheit gewinnen lassen: namentlich in bezug auf die Unterscheidung einzelner Typen, auf die Herkunft und Geschichte der Trommeln und auf die Ornamentik. Naturgemäß ist manche Aufstellung, die ich früher auf Grund eines viel kleineren Materiales gemacht habe, jetzt nicht mehr haltbar. Im allgemeinen habe ich aber meinen früheren Standpunkt nicht wesentlich zu ändern.

Hegers Resultate, die in seinem oben genannten Werke niedergelegt sind, decken sich im einzelnen zum Teile mit den meinigen (ohne daß dies gerade immer ausdrücklich

---

Heger dagegen erhobenen Einsprüche (S. 11 *b* seines neuen Werkes). Für die Verbreitung der einzelnen Typen sind namentlich die ersten beiden doch sehr wichtig, wie wir sehen werden, trotzdem sie nur in mäßiger Wiedergabe vorliegen. Dagegen habe ich in der Hegerschen Liste Nr. 87 (Trommel von Bali) vorläufig gestrichen, da mir deren Zugehörigkeit zu unseren Trommeln zweifelhaft geworden ist, obwohl ich sie früher auch dazugestellt hatte. Sollten wir es nicht mit einer jener sanduhrförmigen Trommeln zu tun haben, die neuerdings von Alor bekannt geworden sind, aber auch auf den umliegenden Inseln als Tauschmittel gegolten haben und noch gelten? Vgl. über die Alor-Trommeln: Schmeltz, Rijks Ethnogr. Museum te Leiden, Verslag 1. Okt. 1900—30. Sept. 1901, pag. 20 f. mit Tafel III und IV; Derselbe, IAE. XIV (1901), 193 f.; Notulen van het Bataviaasch Genootschap XXXVIII (1900), pag. CXII; Schmeltz, IAE. XV (1902), 32 ff., 53, 208. Der Grund, weshalb ich gerade an diese Trommeln als Vergleich denke, ist der, daß von der Bali-Trommel berichtet wird, sie trüge am Mantel erhabene Menschenköpfe (vgl. Rouffaer, BTLV. (6) VII, 285 ff.); letzteres ist aber an den Alor-Trommeln der Fall. Die Maße der Bali-Trommel würden allerdings auf ein sehr großes Exemplar weisen, aber wir erfahren ja, daß es solche »Alor«-Trommeln von der verschiedensten Größe gibt. Im übrigen widersprechen sich leider die Maßangaben für die Bali-Trommel, so daß sich nicht mit Bestimmtheit sagen läßt, ob die Höhe größer ist als der Plattendurchmesser: letzteres ist gerade ein Charakteristikum für die »Alor«-Trommeln, während die Bronzetrommeln unseres ersten Typus immer größere Plattendurchmesser als Mantelhöhen haben. Nach Rumphius hat die Platte der Bali-Trommel 115 *cm* Diameter und die Höhe ist größer; nach Liefrinck hat die Platte »$1^1/_2$ el« Diameter (wo »el« wohl als »meter« gebraucht ist, wie es nach freundlicher Mitteilung des Herrn Direktor Dr. Schmeltz vielfach geschieht und wie es hier wohl gerade wegen des folgenden »diameter« geschehen ist), und für die Höhe gibt er ungefähr 1 *m* an. Den Vergleich der Bali-Trommel mit den »Alor«-Trommeln möchte ich daher nur als eine Vermutung aufgefaßt wissen, die zur genaueren Nachprüfung anregen soll. — Ich bemerke noch, daß sich die Trommeln Nr. 150 und 162 jetzt im städtischen Rautenstrauch-Joest-Museum für Völkerkunde zu Köln befinden (Inv.-Nr. 5283 und 10036). Das genannte, unter meiner Leitung stehende Museum besitzt jetzt sechs derartige Trommeln: außer den beiden schon angeführten und Nr. 123 (Inv.-Nr. 2279), Nr. 124 (Inv.-Nr. 2280) hat es letzthin zwei neue Trommeln von der Berliner Firma Rex & Co. erworben (Inv.-Nr. 10042 und 10043), sämtliche als Geschenke der Familie Rautenstrauch.

[1]) Darunter findet sich z. B. eine Trommel unseres neuen Typus II (Rex & Co. Nr. 88 = Rautenstrauch-Joest-Museum Nr. 10042) mit plastischen Vogelfiguren außer den vier Fröschen, und zwar an den gegenüberliegenden Stellen zwischen den Fröschen zweimal mit einem Paar Vögel, zweimal mit einem einzelnen Vogel; eine Riesentrommel unseres neuen Typus III (Rex & Co. Nr. 58); eine Trommel vom Typus IV (Rex & Co. Nr. 87) mit einer chinesischen Inschrift und mit vier plastischen, weit eingerückten Figuren und zwar mit zwei Fröschen und zwei Pferden auf der Platte, die aber sekundär aufgelötet sind; eine Trommel (Rex & Co. Nr. 59 = Rautenstrauch-Joest-Museum Nr. 10043) in Ornamentik wie Nr. 28 vom Typus IV, mit vier großen, sekundär aufgelöteten plumpen Fröschen aus Bronze und Messing auf der Platte (vgl. Nr. 18) und mit einem Wulst statt der Mittelkante am Mantel (vgl. Nr. 119); eine Trommel (Rex & Co. Nr. 81) ähnlich wie Nr 17 (mein früherer Typus III); eine Trommel des Typus IV (Rex & Co. Nr. 61) mit einer nur ganz schwach bemerkbaren Mittelkante am Mantel.

[2]) Hierher gehören wohl die vier Trommeln des IV. Typus, die sich z. B. in Berlin in der von einer G. m. b. H. veranstalteten Alt-China-Kunst-Ausstellung (Leipzigerstraße 12) befinden. [Korr.-Note.]

erwähnt wäre), zum großen Teile wollen sie mir aber nicht zutreffend erscheinen, wie ich im folgenden des näheren darlegen werde.

Vor allem ist es die Typeneinteilung Hegers (S. 12 ff.), die mir dem vorhandenen Materiale in vielfacher Hinsicht nicht gerecht zu werden scheint und für die Geschichte der Trommeln direkt irreleitend geworden ist. Ganz richtig ist es, wenn er einmal hervorhebt (S. 124 *a*, Anm.), »wie wenig Wert ein einziges Merkmal für die Bildung von Typen hat und daß immer mehrere derselben übereinstimmen müssen, um die Aufstellung eines besonderen Typus zu rechtfertigen«. Mit Recht auch brauchen wir uns jetzt, bei dem schon ganz beträchtlichen Material, nicht mehr allein von dem Charakter der Mantelform leiten lassen, sondern müssen auch der Ornamentik maßgebenden Einfluß einräumen (Heger, S. 134 *a*). Aber Heger läßt die Aufstellung eines neuen Typus erst gelten, wenn sie durch eine fast ganz neue Ornamentik motiviert wird, wie es bei seinen Typen II, III und IV gegenüber I der Fall ist; alle dazwischenliegenden Stufen in der Entwicklung ignoriert er — abgesehen von den mehr hybriden Bildungen — vollkommen. Das dünkt mich nicht der richtige Standpunkt zu sein. Heger meint zwar S. 13 *a*, Anm. 2: »Nach dem heute vorhandenen Material wird jedoch ein jeder, der dasselbe vorurteilslos vergleicht, die Berechtigung meiner Aufstellung anerkennen müssen«; und wenn er sich S. 134 *a* auch nicht so bestimmt äußert, so erklärt er doch eine Polemik über die Typeneinteilung für ziemlich zwecklos und überflüssig. Das ist sie aber nicht, wie wir bei einer vorurteilslosen, rein sachlichen Betrachtung des Materials sehen werden.

Die Geschichte der älteren Pauken gewinnt ein ganz anderes Aussehen, wenn wir Hegers ersten Typus richtig zu beurteilen verstehen. Zunächst sind daraus mit Sicherheit die Trommeln Nr. **1, 2, 4, 8, 9, 72, 82, 86**[1]) als eine ganz besondere Gruppe **(Typus I)** herauszuheben, denen sich Nr. **3, 5, 6** und **7** anschließen werden.[2]) Gegenüber allen übrigen Trommeln von Hegers erstem Typus ist die genannte Gruppe durch die weniger stilisierten oder degenerierten fliegenden Vögel (vgl. Heger, Taf. XXXVII), ferner durch besondere fortlaufende, aus der Vogelreihe entwickelte und nur hier sich findende Muster (Heger, Taf. XXXVI, Fig. 1—6, 49—51; Taf. XXXVIII, Fig. 25—28), durch besondere Strichformen des Zwischenzackenmusters (vgl. Heger, Taf. XXXI), durch das Spitzzackenmuster (vgl Heger, S. 221 f.) u. dgl. charakterisiert. Es fehlt ihr dagegen das Zackenmuster am unteren Mantelabschnitt vollkommen, ferner das Doppelvogelschwanzmuster (Heger, Taf. XXXVI, Fig. 7—16, 18), das von Heger so genannte Fischgrätenmuster, das Wellen- und Zickzackmuster — alles Ornamente, die sich unter den übrigen Vertretern des ersten Typus finden. Letztere weisen außerdem das breite Plattenornamentband der Saleierpauke (1) in viel vereinfachter Form auf (vgl. Heger, Taf. XXXII), und zwar erscheint es hier regelmäßig (deshalb und seines Ursprunges wegen von Heger als Hauptband bezeichnet), während dasselbe bei der oben herausgehobenen Gruppe nur noch auf der Rotti-Pauke in weit komplizierterer Weise angetroffen wird, sonst aber verschiedentlich mit Sicherheit fehlt. Ferner erscheint das Hauptornament des mittleren Mantelabschnittes und das Schiffornament nur auf einem Teile jener anderen Trommeln in besonders weitgehender Stilisierung. Und nur sie haben außer plastischen Fröschen

---

[1]) Ich bezeichne die einzelnen Trommeln mit den fortlaufenden Nummern, die ihnen von mir und daran anschließend von Heger gegeben worden sind. Es sind also hier und im folgenden nicht die in der Beschreibung Hegers voranstehenden Nummern des einzelnen Typus gemeint.

[2]) Nr. 3 und 5 gehören schon wegen des am unteren Mantelabschnitt fehlenden Zackenmusters zu den übrigen; bei 5 ist auch das Rautenmuster zu beachten, das sich ähnlich am Mantel der Saleierpauke (1) findet. Was 6 und 7 betrifft, so könnte es sich bei dem von van Hoëvell angeblich beobachteten Figurenband um szenische Darstellungen wie bei Trommel 72 und 82 handeln.

(die hier Regel sind, dort nur in der Hälfte aller Fälle erscheinen) auch noch andere Figuren, namentlich Pferde und Reiter, auf der Platte aufzuweisen, ferner neben den gewöhnlichen bandförmigen Henkeln auch noch zwei ringförmige und im Innern der Trommeln kleine Ösen. Dazu kommt schließlich noch, daß allein von der durch uns zunächst hervorgehobenen Gruppe des Typus I Exemplare im Indischen Archipel gefunden werden, aber nachweisbar kein einziges Exemplar der gegenüberstehenden Gruppe. Das sind so zahlreiche gewaltige Unterschiede, daß an der Notwendigkeit einer scharfen Scheidung der beiden Gruppen gezweifelt werden kann. Es ist wohl nur ein Zufall, daß Heger nicht selbst zu dieser Scheidung gekommen ist, da er sie verschiedentlich geahnt oder empfunden hat (vgl. z. B. S. 43 *b*, 139 *b*, 164 *a* oben, 164 *b*, 207 *b* f.) und da sie schon in meinen oben genannten Arbeiten immer betont worden ist. Wir haben also Hegers ersten Typus in zwei zu zerlegen, die sich nicht sowohl durch die Form, als durch die Ornamentik u. dgl. sowie durch ihre Verbreitung unterscheiden.

Der so neu gewonnene **II. Typus**, der sich keineswegs mit Hegers und meinem früheren zweiten Typus deckt, gliedert sich wieder in mehrere Unterabteilungen, die von Heger hätten mehr hervorgehoben werden sollen. Die eine (**a**), zu der die Nummern **11, 12, 13, 40, 64, 73, 76, 102, 103, 122, 128** und Rex & Co. Nr. 88 gehören und die auch von Heger, S. 185 *b*, erkannt worden ist, hat auf der Platte außer vier plastischen Fröschen auch noch weitere Figuren, meist zwei Pferde oder Reiter mit Fohlen, aufzuweisen, ferner außer den gewöhnlichen bandförmigen Henkelpaaren noch zwei ringförmige Henkel, und in bezug auf Reliefornamente ist sie durch die besonderen Hauptmuster des mittleren Mantelabschnittes sowie durch die stilisierten Schiffsmuster charakterisiert. Eine zweite Unterabteilung (**b**), die von den Nummern **53, 55, 62, 89, 99, 108, 120** (?) gebildet wird[1]), hat dagegen nur vier Frösche als plastische Figuren auf der Platte, keine ringförmigen Henkel, keine Schiffsmuster, am mittleren Mantelabschnitt in der Hauptzone nur einzelne Vertikalbänder, in der Plattenzone mit den fliegenden Vögeln als Besonderheit gewisse Muster von im allgemeinen rhombischer Form (siehe Heger, Taf. XXXVIII, Fig. 6—12) eingestreut. Diese beiden Unterabteilungen verhalten sich im Mantel etwa zueinander wie die reich ornamentierten des Typus **I** (Nr. **1, 2, 3, 5, 72, 82**) zu den am mittleren Mantelabschnitt nur mit einzelnen Vertikalbändern verzierten (Nr. **4, 86**). Eine Trommel eigener Art ist Nr. **131**: insofern sie zwar, wie Abteilung **a**, am mittleren Mantelabschnitt noch das ganze Hauptmuster aufzuweisen hat und auch das Schiffsmuster in besonderer Stilisierung kennt, dagegen, wie Abteilung **b**, nur vier Frösche, keine ringförmigen Henkel und zwischen den stilisierten fliegenden Vögeln auf der Platte das besondere Rautenmuster hat, bildet sie einen Übergang zwischen diesen beiden Unterabteilungen; in der Verzierung des mittleren Mantelabschnittes[2]), im Fehlen jeder Verzierung am unteren Mantelabschnitt und im Zwischenzackenmuster stimmt sie zu Typus **I**, besonders zur Trommel von Rotti (Nr. **2**); in dem Auftreten des Wellenflechtbandes, in den Verzierungen am Plattenrande und in den verschiedenartigen Spiralbildungen zeigt sich endlich ein Übergang zu dem chinesischen Typus **IV**. — An die Unterabteilung **b** schließen sich verschiedene Gruppen oder einzelne Trommeln an, die Heger zum Teil als Übergangsformen behandelt hat und die auch in Wirklichkeit viele

[1]) Wahrscheinlich ist hierzu auch Nr. 123 zu stellen, der nur wegen der Schmalheit des mittleren Mantelabschnittes die Vertikalbänder zu fehlen scheinen. Die Oberfläche ist jedoch zu sehr verwittert, um ein sicheres Urteil fällen zu können.

[2]) Was Heger S. 186 *a* über das Hauptmuster des mittleren Mantelabschnittes ausführt, verstehe ich nicht recht. Es bedarf gar keiner Drehung um 90°; die Ornamentform hat doch eine unzweifelhafte Parallele an der Rotti-Trommel (Nr. 2; beachte namentlich auch das Hauptmuster der Platte von Rotti).

jüngere Züge bei zahlreichen Übereinstimmungen verraten. In Form und Ornamentik stimmt Nr. **100** noch ziemlich mit den Vertretern der genannten Unterabteilung überein, hat jedoch keine Frösche mehr auf der Platte; Nr. **116** scheint ähnlich zu sein, die Plattenzone mit den fliegenden Vögeln fehlt nur wegen der Kleinheit der Trommel. Die gewöhnliche Form von Typus **II** und die Vertikalverzierung am mittleren Mantelabschnitt mit Froschfüßen als ornamentale Vertretung der sonstigen vier Frösche und mit der für Typus **IV** charakteristischen Ornamentik im übrigen verbindet Nr. **97**. Bei **79** und **125** erscheinen zwar noch vier Frösche, aber nicht mehr die Vertikalbänder am Mantel, ferner sind die fliegenden Vögel anders stilisiert, Ösen innen fehlen, das Hauptmuster der Platte ist derart wie häufig bei Typus **IV** und auch sonst finden sich Anklänge an diesen Typus; bei Nr. **90**, die sonst hierher gehört, fehlen auch noch die fliegenden Vögel. Eine weitere Gruppe wird durch Nr. **63, 91, 105, 106** gebildet: die Frösche und die Zone mit den fliegenden Vögeln fehlen; die Vertikalbänder am Mantel sind jedoch noch vorhanden; das Zwischenzackenmuster und das Hauptmuster der Platte sind eigenartig; einige Anklänge an Typus **IV** machen sich bemerkbar. Wegen der fast ganz fehlenden Ornamentik eigenartig, aber der Form und vier Frösche wegen hierherzustellen ist Nr. **83**.[1]) Wie weit diese besonderen Ornamentformen bei Kenntnis größeren Materiales zu eigenen Unterabteilungen des Typus **II** oder zu eigenen Typen auszugestalten sind, muß der Zukunft vorbehalten bleiben. Zu einer ganz besonderen Gruppe sind noch die Nummern **14—16** zusammenzufassen, aus der ich meinen II. Typus gebildet hatte, weil sie zum ersten Male eine andere Mantelform als die bisherige aufweisen, die zum **IV.** Typus hinüberleitet. In der Ornamentik stimmen sie aber zumeist noch mit unserem neuen Typus **II b** überein, namentlich Nr. **16**, und zwar derartig, daß ihre Angliederung an denselben seitens Hegers völlig motiviert erscheint. Sie haben als Besonderheiten Froschfüße an Stelle der plastischen Frösche, besondere Formen von Vögeln (und zwar laufende Pfauen) und besondere, schon in einem festen Rahmen (wie bei Typus **IV**) eingeschlossene Hauptmuster der Platte[2]), aber nicht an allen Exemplaren. Da sich auch bei Nr. **97**, einer Trommel von der gewöhnlichen äußeren Form des Typus **II**, mit anderer Ornamentik, Froschfüße finden, so dürfen wir mit Sicherheit auch Trommeln der Unterabteilung **II b** mit Froschfüßen statt der Frösche voraussetzen, die dann die direkten Vorläufer der zuletzt behandelten Gruppe bildeten und mit ihr zu einer besonderen Unterabteilung des Typus **II** zusammenzufassen wären. An diese Unterabteilung schließt sich Nr. **152** formell an, während die Ornamentik, bis auf das leere Band zur Vertretung des Hauptmusters am mittleren Mantelabschnitt, völlig zu Typus **IV** stimmt.

Hegers zweiter Typus ist nun als **III. Typus** zu zählen und es ist ihm Hegers Übergangsform I^{II} einzuverleiben, da sie mit einer bestimmten Gruppe von Hegers II. Typus nähere Verwandtschaft allen anderen Vertretern dieses Typus gegenüber zeigt. Diese Unterabteilung (**b**) wird von den Trommeln Nr. **54**[3]), **68, 81. 95, 121, 132, 134, 165** und der Riesentrommel von Nanningfu (vgl. Heger, S. 132 *b*, jetzt im Besitze der Firma Rex & Co., Berlin, mit der Nr. 58) gebildet. Sie ist durch das fast regelmäßige Fehlen des Absatzes zwischen dem oberen und mittleren Mantelabschnitt (mit

[1]) Besonderer Art scheint auch Nr. **153** in bezug auf die Ornamentik zu sein (vgl. Heger, S. 65, 243).

[2]) Siehe Heger, Taf. XXXII, Fig. 13 und 14. Die »gebogenen Bänder« in der rechten unteren Ecke sind übrigens nicht unverständlich (Heger, S. 164 *a*), sondern von mir, »Bronzepauken« S. 22 zu Taf. XII, Fig. 32, 33, erklärt.

[3]) Nr. **54** scheint die von Herrn Gillet in einem Schreiben an Heger erwähnte Trommel zu sein (vgl. Heger, S. 132 *a*).

Ausnahme der Riesentrommel von Nanningfu), ferner durch sechs Frösche von der Art des Typus **II**, jedoch zum Teil mit einem zweiten Frosch darüber, durch breite bandförmige Haupthenkel wie Typus **II** und durch viele schmale Zonen nicht nur am Mantel, sondern auch auf der Platte, charakterisiert. Die eine Gruppe (Heger I^{II}), Nr. **68, 132, 134, 165** umfassend, hat außerdem allein noch das Hauptmuster der Platte (das nur bei Nr. **68** fehlt) und die fliegenden Vögel, wenn auch letztere in ganz eigener Form, aufzuweisen, dabei jedoch nicht nur auf der Platte, sondern auch am Mantel, wie es ja gerade für den Typus **III** charakteristisch ist, daß dieselben Ornamente sich auf der Platte und am Mantel des öfteren wiederholen. Ferner ist diese Gruppe durch das Zackenmuster unten am Mantel und durch das Fehlen jedes Schiffsmusters charakterisiert. Der zweiten Gruppe (Nr. **54, 81, 95, 121, 130** und Riesentrommel von Nanningfu) gegenüber hat sie noch die Besonderheit, daß die einzelnen Zonen nur durch zwei Leisten von einander getrennt sind, während dies sonst beim **III.** Typus fast immer durch drei Leisten geschieht; auch sind die Ornamente und Zonenbreiten noch variabler, während sie bei der zweiten Gruppe zum Teil schon recht einförmig geworden sind. Die andere Unterabteilung (a) des **III.** Typus, zu der die Nummern **52, 69, 74, 93, 104, 129, 133** gehören, zeigt dem gegenüber meist drei deutlich abgesetzte Mantelabschnitte (mit Ausnahme von Nr. **129**), vier oder sechs unornamentierte, eckige Frösche (ohne darübergesetzte), vier, zum Teil auch sechs ringförmige Henkel (mit Ausnahme von Nr. **74**, wo sie bandförmig sind), wenige breite Zonen auf der Platte, ganz einförmige geometrische Ornamentik und im Zentrum immer einen achtstrahligen Stern. Die beiden Unterabteilungen, von denen die eine noch das Hauptmuster der Platte kennt, die andere nicht, verhalten sich darin ebenso zueinander wie die beiden im Karentypus und im chinesischen Typus **IV** bemerkbaren Gruppen dieser Art; deshalb ist auch keinesfalls eine Übergangsform (Hegers I^{II} = unser **III b 1**) abzutrennen. — Der ganze Typus **III** ist sichtbarlich von Typus **II a** abgeleitet, wegen der sechs plastischen Figuren auf der Platte, wegen der verschiedentlich am Mantel und Innern angebrachten plastischen Pferde, Vögel und Reiterfiguren und wegen des (wenn auch stark stilisierten) Schiffsmusters — Verzierungen, die sich innerhalb des zweiten Typus nur bei der Unterabteilung **a** finden. Besonders deutlich wird diese Ableitung noch bei **III a** mit seinen ringförmigen Henkeln[1]), denen wir nur bei **II a**, nicht bei **II b** begegnen. Wir sehen daraus, wie wichtig für die ganze Entwicklungsgeschichte der Trommeln die schärfere Einteilung des Materiales ist, sowohl beim **I.** als auch beim **II.** Typus Hegers. Beim letzteren wird es auch noch für die Beurteilung des Karentypus von Bedeutung.

In nächster Beziehung zu dem eben behandelten **III.** Typus steht nämlich Hegers dritter, mein früherer sechster Typus (der sogenannte Karentypus), den wir jetzt als **V. Typus** bezeichnen wollen, unter Beibehaltung von **IV** für den ausgesprochen chinesischen Typus. Diese Verwandtschaft habe ich von allem Anfange an erkannt, obwohl mir zunächst nur ein Exemplar, dann noch die Deckfläche eines anderen vom Typus **III** zur Verfügung stand, und sie hat sich mir bei dem jetzt vorliegenden, weit größeren und mannigfaltigeren Materiale nur bewahrheitet. Der Karentypus hat mit Typus **III** nicht nur die Sechszahl der Frösche und das Übereinandersetzen mehrerer Frösche, die große Zahl schmaler Zonen auf der Platte und die Zonenabtrennung durch je drei Leisten, den häufig achtstrahligen Stern, die plastischen Figuren am Mantel[2]) und die wenig abwechslungsreiche Ornamentik gemein, auch sein Plattenhauptmuster ist, so-

[1]) Übrigens finden sich ringförmige Nebenhenkel auch bei **III b**, und zwar an der Riesentrommel von Nanningfu unten am Mantel.

[2]) Bei **III** an Nr. **69, 121, 132.**

weit es überhaupt auftritt, nur aus dem gleichen Muster des Typus **III** direkt ableitbar (vgl. Heger, Taf. XXXII, Fig. 23—25 mit Fig. 17, 18 und 54—57), und die Vögelzonen beider Typen gleichen sich in den besonderen Stellungen der Vögel; ferner findet sich ein sehr charakteristisch gestaltetes Muster von Typus **III** (Heger, Taf. XXXV, Fig. 57 und 58) nur bei den Karentrommeln wieder (ebenda, Fig. 38—46, 49, 50, 56), was auch schon Heger, S. 183 *b*, gesehen hat[1]); und die Mantelform des Karentypus läßt sich nur aus derjenigen des Typus **III** ableiten. Bei diesen zahlreichen Übereinstimmungen darf, man sich m. E. nicht gegen eine nähere Verwandtschaft der beiden Typen aussprechen wie es Heger tut, S. 148 *a*, 239 *b*. Andrerseits ist darauf hinzuweisen, daß der Karentypus nicht unmittelbar aus den bis jetzt nachgewiesenen Formen des Typus **III** abgeleitet werden soll, was ich auch nie gesagt habe; denn es ist zu beachten, daß der erstere das Strichmuster und das Wellenflechtband (Heger, Taf. XXXVIII, Fig. 42) — samt dem daraus wahrscheinlich entwickelten, von Heger so genannten »Reisährenmuster« (Heger, Taf. XLI, Fig. 65—74) — mit Nr. **131** vom Typus **II** gemein hat. Es scheinen also noch andere Vorlagen für den Karentypus vorauszusetzen zu sein, die wir noch nicht kennen, oder auch es sind in seinem Typus mehrere Vorlagen verarbeitet worden. An der Verwandtschaft mit Typus **III** ändert das aber nichts, und es ist zu beachten, daß der Karentypus besonders mit **III b** verwandt ist. Denn nur hier finden sich die übereinandergestellten Frösche, die Vögel und die Hauptmuster der Platte, nur hier findet sich die große Anzahl der Plattenzonen und das charakteristische Ornament Taf. XXXV, Fig. 57 und 58 (bei Heger).[2]) Soll das alles nur Zufall sein? Soll das alles nur »einen möglichen, allerdings noch sehr weiten und unbestimmten geistigen Zusammenhang vermuten lassen« (Heger, S. 148 *a*)? Und soll eine nähere Verwandtschaft »schon rein äußerlich ausgeschlossen« sein (Heger, S. 239 *b*)? Ich möchte doch glauben, daß ich die Stellung des Typus **III** nicht so mißverstanden habe, wie Heger meint.

Wir haben nun noch kurz des **IV. Typus**, des »chinesischen« Typus, zu gedenken, dem jetzt Heger mit Recht meinen früheren dritten und fünften Typus einverleibt hat; denn das heute viel reicher vorliegende Material läßt die Mantelform nebensächlicher erscheinen, während sie damals für mich von größerer Wichtigkeit war. Im **IV.** Typus muß alles das zusammengefaßt werden, was Mäanderornamente, chinesische Spiralornamente u. dgl. bei geringerer Größe aufweist. Gleichwohl ergibt sich, daß ich in der Hervorhebung der Trommel Nr. **17** nicht so unrecht hatte; denn es haben sich nzwischen noch drei Stücke gefunden, die damit eine Gruppe bilden: es sind Nr. **137**, **150** und ein Exemplar im augenblicklichen Besitze der Berliner Firma Rex & Co. (dort mit Nr. 81 bezeichnet). Charakteristisch für diese Gruppe ist das Wellenflechtband und das Vogelband mit rankenförmigen Gebilden dazwischen (die Vögel fehlen nur auf der Trommel von Rex & Co.), in Verbindung mit der hohen Mantelform und mit zum Teil tiefsitzender Mittelkante; die Trommeln **17** und Rex & Co. 81 stimmen außerdem noch in dem Hauptmuster der Platte und in dem von Heger so genannten Fischgrätenmuster überein, die beiden anderen Trommeln so ziemlich in den stilisierten Vögeln.[3]) Unzweifel-

[1]) Auf die Übereinstimmung in Rosetten, die ich in den Abhandlungen und Berichten des Königlichen Zoologischen und Anthropologisch-Ethnographischen Museums zu Dresden 1900/1, Bd. IX, Nr. 6, S. 150, erwähnt habe, will ich hier verzichten, da ich den Abklatsch nicht nochmals einsehen konnte.

[2]) Andrerseits läßt sich die Mantelform des Karentypus am besten aus solchen wie bei Nr. **52** (Heger, Taf. XV, Fig. 1 und Taf. XVI) ableiten, ein Stück, das zu **III a** gehört.

[3]) Das Hauptmuster von **150** ist so gut wie gleich **136**, **138**. Es findet sich auch noch auf einer Trommel von Rex & Co. Nr. 60, die auch in der Höhe, in der tiefer sitzenden Mittelkante, in einer Weiterentwicklung des Wellenflechtbandes (ähnlich Heger, Taf. XLI, Fig. 65) usw. mit der oben behandelten Gruppe nahe verwandt ist, der jedoch die Zone mit den Vögeln und rhombischen Gebilden fehlt.

haft ist diese Gruppe des chinesischen Typus des Vogel- und Rhombenbandes wegen von Typus **II b** abgeleitet, und zwar (der Form wegen) wahrscheinlich von der besonderen Gruppe Nr. **14—16**, während wegen des Wellenflechtbandes die im übrigen eigenartige Trommel **131** zu vergleichen ist. Heger hätte folglich nach seinem sonstigen Verfahren auch aus der eben geschilderten Gruppe eine Übergangsform bilden müssen. Überhaupt scheint übrigens der ganze chinesische Typus **IV** auf **II b** zurückzugehen, wie gerade die oben besprochenen Übergangsformen, vor allem Nr. **97**, beweisen.[1]) Was meinen früheren fünften Typus (Trommel Nr. **29**) betrifft, den ich wegen der nur einfach konkav geschweiften Mantelform in Verbindung mit stark chinesischen Ornamenten aufgestellt hatte, so lassen sich jetzt in jeder Beziehung Übergangsformen nachweisen, die die genannte Trommel aufs engste an die übrigen Exemplare des Typus **IV** anschließen. In der Mantelform liegen solche Übergänge in Heger Nr. **30** und **119**, Rex & Co. Nr. 59 und 61 vor. Die kleinen Menschen und Kranichfiguren in der Hauptzone der Platte finden sich genau so bei zwei gewöhnlichen Trommeln des **IV.** Typus (Nr. **162** und **163**). Und ebenso treffen wir die zwischen den Figuren sich findenden eigenartigen Umbildungen des alten Hauptmusters der Platte (die so schon von mir früher gedeutet worden sind, nicht erst von Heger S. 245 *a*) ganz ähnlich auf gewöhnlichen Formen des **IV.** Typus (bei Nr. **65** und als ganzes Band bei Nr. **162**, Rex & Co. Nr. 61).

Erwähnt sei noch die Trommel Nr. **96**, in der Heger, S. 67, 226 vielleicht mit Recht eine Übergangsform zwischen dem **III.** und **IV.** Typus sieht, und damit können wir unsere typologischen Betrachtungen abschließen.

Wie gestaltet sich nun die Geschichte dieser Trommeln in kurzen Zügen? Die unzweifelhaft älteste Form unserer Trommeln wird durch Typus **I** gebildet, wie sich sowohl aus den nur hier sich findenden naturalistischen Szenen figürlicher Art bei Nr. **1**, **72**, **82**, als auch durch die geringere Stilisierung oder Verflachung zahlreicher Muster allen anderen Typen gegenüber ergibt (ich erinnere nur an die fliegenden Vögel und an das breite Hauptmuster der Platte). Zwei Spielformen, eine reich ornamentierte (zum Teil mit szenischen Darstellungen) und eine einfacher ornamentierte, lassen sich erkennen. Aus beiden Spielformen sind die beiden Unterabteilungen des Typus **II** hervorgegangen, **a** und **b**, an die sich eine Reihe in Ornamentik und Form späterer Gruppen anschließt, die schon nach Typus **IV** hinüberweisen. Letzterer hat sich allem Anscheine nach ganz aus **II b** entwickelt. Typus **III** dagegen ist aus **II a** hervorgegangen. Der Karentypus **V** ist Typus **III** nahe verwandt, scheint aber noch besondere Vorlagen gehabt zu haben.

Die Heimat aller Typen außer dem ersten ist ziemlich klar. Die Typen **II**, **III** und **IV** sind im südlichen China bei den dortigen Urbewohnern, den Miau-tze, Lolo u. dgl. entstanden. Für **II** kommt namentlich Kwangtung in Frage; von hier werden Trommeln schon um 41 n. Chr. in den chinesischen Überlieferungen erwähnt.[2]) Aber auch später,

---

[1]) Dagegen könnte nur Rex & Co. Nr. 87 sprechen, eine Trommel des Typus **IV**, die jedoch auf der Platte zwei plastische Frösche und zwei plastische Pferde hat, der also Trommeln des Typus **II a** mit Pferden zugrunde gelegen zu haben scheinen. Bei genauerem Zusehen ergibt sich jedoch, daß die plastischen Figuren hier sekundär aufgelötet sind, daß sie also mit dem Original nichts zu tun haben und als spätere Zutat der chinesischen Antiquitätenhändler gelten können, denen alle südchinesischen Typen (auch **II a**) bekannt waren. Ebenso sind die vier Frösche von Rex & Co. Nr. 59 sekundär aufgelötet, und dasselbe wird bei Trommel Nr. 18 der Fall sein. Wir können also mit einiger Sicherheit keine einzige Trommel des Typus **IV** mit originalen plastischen Figuren namhaft machen; er wird also von solchen Formen des Typus **II b** abgeleitet sein, die nur noch die Froschfüße oder selbst diese nicht mehr aufzuweisen hatten.

[2]) Vgl. Foy, Abhandlungen und Berichte des Königlichen Zoologischen und Anthropologisch-Ethnographischen Museums zu Dresden 1900/1, Bd. IX, Nr. 6, S. 146. Zu denselben Resultaten kommt Heger, S. 237 *b*.

im IV. Jahrhundert, blühte hier noch die Fabrikation. Seit dem IX. Jahrhundert scheinen sie schon nicht mehr gegossen worden zu sein, und im XII. Jahrhundert spielen sie jedenfalls schon die Rolle von Antiquitäten.[1]) Der sogenannte Karentypus, der V. Typus, wird heute noch fabriziert, und zwar von den unter den roten Karen lebenden Schan in Ngwe-daung (vgl. darüber schon Meyer und Foy, Bronzepauken S. 16, besonders nach Fea, und neuerdings — ohne diese Ausführungen zu kennen — A. Fischer. Z. f. E. 35, 1903, S. 668f.).[2]) Soweit habe ich alles schon früher festgestellt. Es handelt sich nun aber noch um die Heimat des ältesten Typus I, der ältesten Trommeln, und um diese für die alte Geschichte Südostasiens (mit Einschluß des Indischen Archipels) so wichtige Frage dreht sich der Streit.

Heger hat sich schon früher (MAGW. XXI, 1891, S. [53]*a*; XXII, 1892, S. [7]*a*) dahin ausgesprochen, daß der Ursprung unseres ganzen Trommeltypus bei den Urbewohnern des heutigen südlichen China (d. h. bei den heute noch in kleinen Enklaven zum Teil unabhängig lebenden Miau-tze und Lolo sowie bei einigen denselben wahrscheinlich verwandten Bergstämmen von Tonkin, der Schanländer und von Birma) zu suchen sei. Auch heute hält er daran fest und glaubt eine Stütze in einem Aufsatze de Groots, betitelt »De antieke keteltrommen in den Oost-Indischen archipel en op het vasteland van Zuidoost-Asië« (Versl. en Meded. Ak. Wet. Afd. Letterk. (4) II. 1898, S. 330—392; deutsche Bearbeitung in Mitteilungen des Seminars für Orientalische Sprachen in Berlin IV, 1901, Abteilung I, S. 76—113), gefunden zu haben. Er überschätzt aber die Arbeit de Groots für die Herkunft der ältesten Pauken vollkommen (S. 3, 8*b*, 161*b* f., 234 f.), ohne meine gegenteiligen Bemerkungen in den Abhandlungen und Berichten des Königlichen Zoologischen und Anthropologisch-Ethnographischen Museums zu Dresden 1900/1, Bd. IX, Nr. 6, S. 145 f., zu berücksichtigen, denen sich Schmeltz, IAE. XIV, 1901, S. 193, angeschlossen hat.[3]) Wieso de Groot mit Recht Meyers (d. h. Meyer und Foys) Nachsüdendrängen des wahrscheinlichen Ursprungsortes der ältesten Trommeln widerlegt hat, darüber spricht sich Heger nicht aus. Die genauere Heimat der ältesten Trommeln verlegt er in die Gebirgsgegenden des oberen Tonkin — gegen Kwang-hsi und Yün-nan zu (S. 235*b*). Eine einigermaßen plausible Stütze für diese Ansicht findet er höchstens in der Tatsache, daß die beiden ihrer ganzen Art und namentlich ihrer Ornamentik nach ältesten Trommeln in jener Gegend gefunden worden sind. Dagegen halte ich es für nicht richtig, sich auf die chinesischen Berichte über die südlichen Urbewohner Chinas zu berufen und darin Anhaltspunkte für die Erklärung der szenischen Darstellungen auf den ältesten Trommeln Nr. **72** und **82** zu suchen, weil dort gleichzeitig von Bronzetrommeln die Rede ist (Heger, S. 161*b* f., 236 f.). Heger liest ebenso, wie de Groot, viel zu viel aus diesen Berichten heraus. Warum sollen denn alle die hier erwähnten Gongs und Trommeln »unzweifelhaft« unsere eigenartigen Bronzetrommeln sein? Warum nicht wirkliche Gongs und solche Bronzetrommeln, wie ein Exemplar in einem illustrierten Manuskript des Berliner Museums für Völkerkunde in Gebrauch abgebildet erscheint

---

[1]) Vgl. Foy, a. a. O. Es können natürlich später noch einzelne unter chinesischem Einfluß nachgemacht worden sein.

[2]) Dieselbe Herkunftsbestimmung ergeben übrigens auch die Originalangaben und Etiketten zu dem einen Exemplar in Rom (vgl. Heger, S. 68). — Meyer, Globus 84, S. 376*a*, scheint die mit mir zusammen herausgegebene Publikation nicht zu kennen (!).

[3]) de Groots Arbeit hat die Ausführungen in Meyer und Foys Bronzepaukenwerk — abgesehen von der Interpretation eines chinesischen Berichtes — nicht im geringsten verbessert, höchstens nach einigen Richtungen hin ergänzt, dafür aber in anderen Punkten nur oberflächlich verwertet, was ich Heger, S. 239*a*, gegenüber bemerke.

(vgl. Heger, Tafel XLV)? [1]) Es handelt sich ja auch nur um viel jüngere Zeiten, wo unsere Trommeln schon gar nicht mehr gemacht wurden, jedenfalls nicht die älteren. Da kann man doch diese Verhältnisse nicht ohne weiteres auf die Zeiten der Entstehung der ältesten Trommeln übertragen, die geraume Zeit vor Beginn unserer Zeitrechnung anzusetzen ist. Aber auch das Nichtvorkommen unserer ältesten Trommeln im Südosten Hinterindiens darf nicht so ausgelegt werden, wie es Heger S. 237*b* tut. Er sagt, sie kämen dort einfach deshalb nicht vor, weil sie dort nie heimisch gewesen wären. Darf man einen solchen Schluß ziehen, wenn von dem ältesten Typus **I**, über dessen Lokalisation es sich allein handelt, bisher überhaupt nur zwei Trommeln auf dem Festlande gefunden worden sind und davon nur eine (Nr. **72**) mit Sicherheit aus Tonkin, die andere (Nr. **82**) aus dem südlichen Yün-nan stammt? [2]) Aber Heger hat eben den **I.** und **II.** Typus unterschiedslos zusammengeworfen; dadurch erscheint natürlich dieser Typus im südlichen China und den angrenzenden Gebieten sehr stark vertreten. Aus alledem ergibt sich jedenfalls so viel schon jetzt, daß die Frage über die Heimat der ältesten Trommeln noch nicht als erledigt zu betrachten ist, wie Heger S. 237*b* meint.

Betrachten wir nun die spezielleren Momente, die für die Entscheidung jener Frage herangezogen worden sind. Da sind es zunächst die Verzierungen der ältesten Pauken, die Anhaltspunkte bieten, und zwar vor allem die szenischen Darstellungen, wie sie sich bisher nur auf drei Trommeln finden (**1, 72, 82**). Ich hatte — ohne Nr. **72** und **82** zu kennen — aus der Darstellung von Elefanten und Pfauen und eines stilisierten Pfauenornaments in den sogenannten Hauptbändern an der Saleierpauke (**1**) zunächst geschlossen, daß als Heimat der Trommeln nur Hinterindien und Südchina in Betracht kommen könnte. [3]) Wenn sich nun auch durch die Ornamentik der wichtigen Trommeln **72** und **82** ergeben hat, daß es sich nicht um stilisierte Pfauen, sondern um die oberen Teile von menschlichen Figuren handelt, die scheinbar einen großen Pfauenschmuck im Haar beziehungsweise auf dem Kopf tragen (Heger, S. 21, 161*b*), so bleibt doch jene Umgrenzung der Herkunftsmöglichkeit zu Recht bestehen, und darin stimmen wir, Heger und ich, völlig überein. Aus der scheinbaren Verfrachtung von Pfauen in Schiffen (vgl. den oberen Mantelabschnitt der Saleierpauke) glaubte ich weiter entnehmen zu sollen, daß die Heimat der ältesten Trommeln ein Küstenland gewesen sei, da nur aus einem solchen die Ausfuhr von Pfauen oder Pfauenfedern zu Schiffe zu erwarten stände. Dieses Moment ist hinfällig geworden, denn wir haben es in den Schiffen eben nicht mit Pfauen oder Pfauenfedern, sondern mit sitzenden Menschenfiguren zu tun (Heger, S. 23*b*, 171 f.), die scheinbar im Haar beziehungsweise auf dem Kopf einen großen Pfauenschmuck tragen. Die Schiffe

[1]) Heger, S. 232*a*, ist zwar im Zweifel, ob diese Trommel nicht doch zu unserem Typus gehört. Aber warum soll der chinesische Zeichner in diesem Falle das Stück falsch nach der Erinnerung wiedergegeben haben, während Heger doch sonst den chinesischen Berichten und Abbildungen so viel Vertrauen schenkt?

[2]) Warum Nr. 82 nicht aus dem südlichen Yün-nan stammen soll, sondern auch aus Tonkin (Heger, S. 25), ist mir unklar. Wenn der Typus auch wirklich in Tonkin seine Heimat hatte, so müßten doch immerhin Exemplare desselben in das südliche China gelangt sein, um dort die jüngeren Trommeltypen haben ins Leben rufen zu können. Bei Trommel Nr. 83, die mit Nr. 82 zusammen erworben wurde und auch aus Yün-nan stammen soll, liegt absolut kein Grund vor, sie dem südlichen China abzusprechen.

[3]) Heger wiederholt S. 234*b* und 235*b* die bereits von Rouffaer aufgestellte Behauptung, daß erst de Groot das Vorkommen von Pfauen und Elefanten in Südchina nachgewiesen habe. Siehe dagegen schon Foy, Abhandlungen und Berichte des Königlichen Zoologischen und Anthropologisch-Ethnographischen Museums zu Dresden 1900/1, Bd. IX, Nr. 6, S. 145. Auch nimmt Heger S. 8*b* ganz mit Unrecht an, daß ich in dem Dresdener Bronzepaukenwerk namentlich auf Grund der Darstellungen von Elefanten und Pfauen zu dem Schlusse gekommen sei, daß die Küstenländer des alten Kambuja-deśa als die Heimat der ältesten unserer Bronzetrommeln zu betrachten seien. Dafür waren ganz andere Gründe bestimmend.

brauchen auch keine Seefahrer zu sein, sondern können sehr wohl Flußfahrzeuge darstellen. Heger vergleicht S. 172*a*, 237*a* die Fahrzeuge im heutigen Bangkok und ein Flachrelief am großen Tempel von Angkor-Wat. Ist also auch aus den Schiffen kein Schluß auf eine Küstenlage des Fabrikationslandes der Trommeln zu ziehen, so ist doch der von Heger beigebrachte Vergleich von Interesse: er weist nach dem alten Kambujadeśa als Heimat der ältesten Trommeln hin. In den szenischen Darstellungen von Nr. **72** und **82** will nun andrerseits Heger verschiedene Situationen gefunden haben, die zu den chinesischen Berichten über festliche Begebenheiten bei den Miau-tze stimmen: es kommen dabei namentlich der Haarschmuck aus Pfauenfedern (Heger, S. 236) und die Geräte in den Händen der schreitenden Figuren in Frage; letztere sollen die silbernen oder goldenen Haarspangen sein, mit denen die zur Einweihung einer neuen Trommel eingeladenen Söhne und Töchter der Wohlhabenden auf die Trommel schlagen, um sie dann dem Gastgeber zu überlassen (Heger, S. 161*b* f., 232). Das sind aber so unsichere Anhaltspunkte, daß ich von ihrer Verwertung (vorläufig wenigstens) absehen möchte. In den Händen einer Figur von Nr. **82** will Heger (S. 27*a*, 185*a*) eine jener langen, aus mehreren Rohrstäben bestehenden Flöten erkennen, die bei den Bergstämmen Südchinas gebräuchlich sind und die die Chinesen *scheng* nennen; solche Flöten kommen aber auch weiter südlich in Siam vor und sind folglich für die Herkunftsbestimmung nicht zu verwerten. Vorläufig ergeben sich also aus den szenischen Darstellungen der drei Trommeln **1, 72, 82** keine Anhaltspunkte für deren genauere Herkunftsbestimmung, außer etwa die Form der Schiffe; es ist aber zu hoffen, daß bei weiterer Forschung und bei weiterem Material mit derartigen szenischen Ornamentbändern manches in ihnen zutage tritt, was geeignet ist, jene Frage lösen zu helfen.[1])

Einen weiteren Anhaltspunkt zur Herkunftsbestimmung der ältesten Trommeln habe ich in ihrer Form gesehen. Ich ging dabei davon aus, daß unsere Bronzetrommeln Nachbildungen älterer Thon- oder Holztrommeln sein müßten.[2]) Dagegen erhebt Heger, S. 237, Einspruch; aber was sind sie denn? Sie können doch nicht gleich als Bronzetrommeln in die Erscheinung getreten sein? Das widerspräche doch allen sonstigen Erfahrungen der Kulturgeschichte. Auch die Metallgongs sind Nachahmungen älterer sibirischer Formen aus einem Holzreifen mit Fellbezug. Außerdem glaube ich ein zweites Beispiel einer solchen Nachahmung in den neuerdings erst bekannt gewordenen »Alor«-Trommeln (vgl. darüber oben S. 391 Anm.) sehen zu dürfen: Sie entsprechen in ihrer Form ziemlich

[1]) Das Ornamentband mit den Elefanten und Bäumen an der Saleierpauke (1) beweist ja schon, daß wir noch mancherlei andere szenische Darstellungen erwarten dürfen. Ich sehe keinen Grund, warum man mit Heger (S. 185, 211*a*, 233*b*) dieses Ornamentband für nicht zu dem Stile der übrigen Verzierungen passend, für eine spätere Zutat halten sollte. Warum müssen denn an den ältesten Trommeln nur die Ornamente von Nr. 72 und 82 erscheinen? Um dies behaupten zu können, müßten wir m. E. erst noch mehr Pauken des ältesten Typus kennen lernen. Übrigens werden wir demnächst im I. A. E. durch den von van Hoëvell und Schmeltz angezeigten Aufsatz näheres und gewisseres über die Saleiertrommel erfahren. Ein Band mit anderen szenischen Darstellungen könnten z. B. schon die Trommeln von Kur (Nr. 6 und 7) enthalten; meine Bemerkung in dem Dresdener Bronzepaukenwerk, S. 2 f., daß der Berichterstatter über die Trommeln (van Hoëvell) doch wohl etwas viel Phantasie entwickelt habe, ist nach dem Bekanntwerden der beiden Trommeln 72 und 82 nicht ohne weiteres mehr aufrecht zu erhalten.

[2]) Ob die ornamentalen Punktreihen unserer Bronzetrommeln auf die Befestigungsknöpfe des Felles bei den Holz- und Thontrommeln zurückführen, will ich gern dahingestellt sein lassen. Ich sehe jedoch nicht ein, warum ihre ornamentale Verwendung dagegen sprechen sollte (so nach Heger, S. 212, der in ihnen eine Reduktion von Augenornamenten sehen möchte). Beim Typus IV wenigstens macht es durchaus den Eindruck, als ob sie am Mantel bewußtermaßen die Befestigungsknöpfe des Felles der Holztrommeln nachahmen sollten (besonders deutlich ist dies bei Rex & Co. Nr. 60), und es wäre ja sehr wohl denkbar, daß sie hier zuerst in diesem Sinne angewandt worden wären, unter Einfluß gewisser mit Fell bespannter Holztrommeln.

genau den bekannten hölzernen Sanduhrtrommeln Ostasiens (vgl. z. B. M. E. Brown and Wm. A. Brown, Musical Instruments, 1888, sub »China«, Nr. 13, sub »Japan«, Nr. 9, sub »Korea«, Nr. 8, oder Krause und Schoetensack, Z. f. E. XXV, Tafel XIII, Fig. 13 von Siam), nur daß die letzteren an beiden Enden mit Fell bezogen und nicht zum Aufhängen an Henkeln eingerichtet sind; es will mir daher nicht unwahrscheinlich dünken, daß jene »Alor«-Trommeln in Grissee auf Java (wo sie heutzutage fabriziert werden) oder sonstwo nach dem Muster dieser Sanduhrtrommeln vor Jahrhunderten geschaffen wurden, jedoch unter Beeinflussung unserer im Archipel hochgeschätzten Bronzetrommeln, deshalb aus Bronze, an einem Ende offen und mit Henkel versehen. An der Herstellung unserer Bronzetrommeln nach älteren Thon- oder Holztrommeln ist also jedenfalls nicht zu zweifeln. Nun glaubte ich ganz ähnliche, wenn auch meist kleinere und schmälere Trommeln aus Holz und Thon wohl für das untere Siam und Kambodscha, aber nicht für Annam, Tonkin und das übrige Hinterindien nachweisen zu können; daraus schloß ich, daß die Heimat unseres ältesten Bronzetypus im unteren Siam und Kambodscha, d. h. in dem alten Kambuja-deśa, zu suchen sei. An der Beweiskraft dieses Arguments bin ich heute jedoch einigermaßen zweifelnd geworden; denn die in Frage stehende Trommelform ist so ziemlich international (sie findet sich nach Krause und Schoetensack, a. a. O., sowohl in den alten Kulturen Mexikos und Mittelamerikas wie auf Timor, in Bengalen und im prähistorischen Deutschland, nach Brown, a. a. O. S. 197, bei den Arabern und in ihrem ganzen Kulturkreise), so daß aus diesem Grunde fast jedes Volk der Schöpfer unserer Bronzetrommeln in solchen fernen Zeiten, wie sie hier anzunehmen sind, sein könnte. Unzutreffend ist jedoch, was Heger gegen meinen Schluß einwendet, nämlich, daß die mit Fell überzogene Holztrommel Chinas möglicherweise türkischen Ursprunges sei; denn von einer Nachbildung nach chinesischem Muster ist bei mir ja gar nicht die Rede.

Einen dritten Anhaltspunkt zur Herkunftsbestimmung unserer ältesten Trommeln könnte die chemische Zusammensetzung des Metalls abgeben. Nun hat Heger, S. 142 f., nachgewiesen, daß die älteren chinesischen Münzen in ihrer Zusammensetzung den Trommeln von Typus I ganz ähnlich sind; unter seinem Typus I ist aber wiederum unser erster und zweiter Typus als eine Einheit zu verstehen, in Wirklichkeit sind von ihm nur Trommeln unseres zweiten Typus untersucht worden. Für diese, die sicher im südöstlichen China entstanden sind, mag also die chemische Analyse weitere Anhaltspunkte für das Alter usw. ergeben; für den ältesten Typus I unserer Bronzetrommeln aber ist dadurch gar nichts gewonnen.

Eine letzte Möglichkeit, die nähere Heimat unserer ältesten Trommeln vermutungsweise zu bestimmen, bietet die Verbreitung derselben. Typus I ist einmal belegt aus dem Indischen Archipel, wo schon verhältnismäßig viele Exemplare desselben nachgewiesen sind, dann aber auch in zwei Exemplaren vom Festlande, von denen eines aus Tonkin, eines aus Yün-nan stammt.[1]) Die Trommeln des Archipels sind allem Anscheine nach vom südostasiatischen Festlande bezogen, dafür spricht die Saleierpauke (1) mit ihren Pfauen und Elefanten, falls wirklich *Pavo muticus* und keine andere Pfauenart vorliegt; denn beide Tiere finden sich im Archipel nirgends wild zusammen, wohl aber in Südost-

[1]) In dem Dresdener Bronzepaukenwerk ist nicht behauptet worden, daß »die ältesten Pauken nur im malayischen Archipel vorkommen« und nirgendwo anders (so nach Heger, S. 234 *a*), eine Ansicht, die allerdings durch die beiden neuen Trommeln Nr. 72 und 82 hinfällig gemacht worden wäre, sondern wir haben gesagt, daß nur die ältesten Trommelformen in den malayischen Archipel gelangt sind, also nur Vertreter unseres jetzigen Typus I, aber keine von Typus II usw. Diese äußerst wichtige Tatsache ist es gerade, die von Heger übersehen worden ist; sonst würde er jedenfalls selbst zu anderen Resultaten über die älteste Geschichte der Trommeln gekommen sein.

asien. Den Elefanten trifft man zwar in der nördlichen Hälfte Sumatras, aber dort nicht *Pavo muticus,* letzteren wohl in Java, aber dort nicht den Elefanten. — Auf dem Festlande kommt nur allein Hinterindien als Heimat der ältesten Trommeln in Betracht, denn wenn Südchina als solche anzusetzen wäre, sollten wir unter den weit über 100 bisher von dort bekannt gewordenen Trommeln mehr Exemplare des ältesten Typus erwarten als nur Nr. **82**, das demnach als Importstück und Vorlage für die jüngeren südchinesischen Bronzetrommeln zu betrachten ist. — Von Hinterindien scheidet wiederum Tonkin und engere Nachbarschaft meiner Ansicht nach deshalb aus, weil wir sonst in den alten chinesischen Berichten (namentlich in dem Sammelwerk *Hsi tsch'ing ku tschien,* das über alte chinesische Bronzen handelt) auch unseren ältesten Trommeltypus **I** erwähnt finden sollten; denn die Chinesen herrschten in alter Zeit, in den Jahrhunderten vor und nach Christi Geburt, mit Unterbrechung auch über Tonkin und Nachbarschaft. In dem genannten Werke des Hsi finden sich alle anderen Typen abgebildet außer unserem ältesten und dem Karentypus: das weist doch darauf hin, daß ebenso, wie die Heimat des letzteren, auch diejenige des Typus **I** immer weit außer dem Machtbereich der Chinesen gelegen hat. Nun stammen zwar die beiden interessantesten und in ihrer Ornamentik ältesten Trommeln, die wir bisher kennen und die uns dankenswerterweise Heger vermittelt hat, Nr. **72** und Nr. **82**, aus Tonkin und dem benachbarten Yün-nan; aber wir kennen von dem ältesten Typus auf dem Festlande ja überhaupt nur diese beiden Stücke, so daß ihr Vorkommen auch in anderen Gegenden Hinterindiens nicht ausgeschlossen ist, und wir müssen ja auch in der Heimat der jüngeren Trommeltypen Exemplare des ältesten Typus voraussetzen, selbst wenn er dort nicht heimisch ist, weil ja erst auf Grund solcher eventuell importierten Stücke die jüngeren Formen geschaffen worden sein können. Daher kann die Tonkin-Trommel Nr. **72** ebenso, wie die Yün-nan-Trommel Nr. **82**, die ja sicher aus einer Quelle stammen, an einem ganz anderen Orte hergestellt sein, als wo sie entdeckt wurde. Warum wir noch so wenig Trommeln aus Hinterindien kennen, hat wohl darin seinen Grund, daß hier noch wenig Ausgrabungen stattgefunden haben und die Bergvölker noch viel unbekannter sind als in Südchina, wo sich die Chinesen selbst mit ihnen beschäftigen. — Das Vorkommen unserer Trommeln im Archipel schien mir nun weiter auf ein Küstenland als Herstellungsgebiet zu deuten, weil es mir unwahrscheinlich dünkte, daß große und gewiß auch seltene und wertvolle Bronzetrommeln in größerer Zahl aus einem Binnenland — sei es nun Hinterindien oder Südchina — in den Archipel ausgeführt worden wären. Diese Ansicht ist besser dahin zu modifizieren, daß der Herstellungsort der Trommeln mit ihrem Ausfuhrland (das ein Küstenland gewesen sein muß) politisch oder wirtschaftlich zusammengehört haben muß. Unmöglich scheint mir die Annahme, daß die Ausfuhr in den Archipel aus einem Hinterlande Hinterindiens oder Südchinas direkt auf den Flüssen stattgefunden hat, wie es sich Heger, S. 235, zu denken scheint. Jenes Ausfuhrland muß ferner ein solches gewesen sein, das in jener frühen Zeit schon einen überseeischen Handelsverkehr mit dem Indischen Archipel besaß oder dessen Bewohner selbst, kolonisierend, die Bronzetrommeln dorthin mitbrachten, so daß sie ganz ebenso wie die hinduischen Kulturerzeugnisse über den Archipel verbreitet werden konnten. Darauf weisen die meisten Fundumstände der Archipeltrommeln hin; sie werden wie die hinduischen Altertümer aus der Erde ausgegraben. Als ein solches Land kommt aber am ehesten das alte Kambuja-deśa (das heutige untere Siam, Kambodscha und Nieder-Cochinchina umfassend) in Betracht, das rege Beziehungen zu Java hatte, und von Java aus hat dann die weitere Ausbreitung der Bronzetrommeln über den südlichen Archipel stattgefunden, ebenso wie die Hindukultur dort ihr Zentrum gehabt hat. Ein strikter Beweis ist das natürlich nicht, aber eine sehr wahrscheinliche Vermutung, der sich auch

Schmeltz, IAE. XIV, S. 193, angeschlossen hat. Was Heger, S. 185, dagegen anführt, ist für mich nicht ausschlaggebend. Er meint, es müßte sich dann auch auf unseren Trommeln, ähnlich wie bei dem Karentypus (?), der Einfluß der alten Khmerkultur geltend machen, die in Kambuja-deśa schon seit dem V. Jahrhundert v. Chr. geherrscht habe: er hat dabei wohl hauptsächlich die Rosette und die Pfauenornamente im Auge (vgl. S. 205 f.). Aber warum denn? Die sogenannte Kultur und Kunst der Khmer ist zwar von Vorderindien ausgegangen. Aber die erhaltenen Bauwerke sind ihrer Zeit nach noch nicht genau bestimmt, wir können also nicht mit Sicherheit angeben, daß alle ihre Ornamente schon in der ersten Zeit der Khmerkultur gebräuchlich waren. Ferner kann sich eine mehr einheimische Kunst erhalten haben, sei es nun bei den Khmer selbst oder bei den von ihnen unterworfenen Tscham, die vor Ankunft der Khmer außer dem späteren Campā-deśa im Osten Hinterindiens auch das ganze Kambuja-deśa innehatten[1]), und ein Ausfluß dieser mehr einheimischen Kunst könnte die Bronzetrommelfabrikation sein. Deshalb brauchen auch die Trommeln gar nicht im Stile der gewöhnlichen Khmerkunst gehalten zu sein. Es ist ja auch gar nicht gesagt, ob nicht die Fabrikation unserer Trommeln älter ist als der Beginn der Khmerkultur. Ich sehe demnach keinen Grund, der gegen die Annahme von Kambuja-deśa als Heimat unserer ältesten Trommeln sprechen könnte. — Unwahrscheinlich dagegen ist es, daß die Chinesen die Verbreiter der Trommeln im Archipel gewesen sind. Wenn sie hier auch frühzeitig handeltreibend auftreten, so sind sie doch nach allem, was wir aus ihren alten Berichten ersehen (vgl. namentlich das Sammelwerk *Hsi tsch'ing ku tschien),* nie mit unserem ältesten Typus in häufige Berührung gekommen, weil er weder in Südchina noch in Tonkin und Nachbarschaft zu Hause gewesen ist (abgesehen von einigen importierten Stücken wie Nr. **72** und **82**); nur wenn er in Südchina oder Tonkin fabriziert worden wäre, hätten die Chinesen Gelegenheit gehabt, derartige Stücke in größerer Zahl in den Archipel auszuführen. Außerdem wäre es auch wunderbar, wenn die so sehr konservativen Chinesen, falls die ältesten Trommelformen durch sie wirklich in den Archipel ausgeführt worden wären, dann nicht auch die jüngeren Typen ebenso vertrieben hätten. — Ganz unannehmbar erscheint mir endlich die von Heger, wenn auch nur mit aller Reserve, geäußerte Meinung (S. 235), daß die maleio-polynesische Rasse bei ihrer Ausbreitung über den Archipel gleichzeitig die Bronzetrommeln dort verbreitet hätte. Warum finden wir solche Dinge dann nicht auch in Mikro- und Polynesien? Und ist überhaupt anzunehmen, daß die Maleio-Polynesier damals schon auf einer so hohen Stufe der Bronzekunst standen, als sie sich über den Archipel auszubreiten begannen, was doch sehr geraume Zeit vor Christus stattgefunden haben muß? Völker, die Bronzetrommeln zu gießen verstanden, hatten gewiß auch andere Geräte aus Bronze: sollte diese ganze Kunst im Archipel spurlos — bis auf die Trommeln — verloren gegangen sein? Nein, es kann sich bei der Verbreitung der Bronzetrommeln im Archipel nur um eine fremde Einfuhr handeln, als die maleio-polynesische Rasse dort schon längst Fuß gefaßt hatte, wohl aber vor der jüngeren maleischen Wanderung, vor der Wanderung der Maleien von Menangkabau auf Sumatra.

Fassen wir die Resultate unserer Betrachtungen über die Heimat der ältesten Bronzetrommeln (Typus I) zusammen, so werden wir — im Gegensatze zu Hegers Ausführungen — noch immer auf das alte Kambuja-deśa als das wahrscheinlichste Herkunftsland hingewiesen. Einige frühere Gründe habe ich als nicht entscheidend fallen lassen müssen, um so wichtiger war für uns die Verbreitung des ältesten Typus. Heger selbst ist ja auch zum Teil gar nicht abgeneigt, eine mehr südliche Herkunft für Trommeln unseres ältesten Typus an-

[1]) Siehe dazu Moura, Royaume du Cambodge, I, 393 ff., 464 f.

zunehmen: so spricht er sich für die Saleiertrommel dahin aus (S. 185, 211 *a*), so auch für diejenigen Archipeltrommeln, bei denen auf der Platte die sogenannte Hauptzone fehlt (S. 164 *b*).[1]) Vielleicht wird er daher jetzt schon — unter Berücksichtigung der genauen Scheidung von Typus I und II — für sämtliche Trommeln des ältesten Typus die von uns erschlossene südliche Heimat anerkennen.

Wir haben bisher unsere Trommelfrage nur vom Standpunkte ihres Wertes für die südostasiatische Kultur- und Völkergeschichte aus behandelt. Heger geht aber weiter, sieht in der Ornamentik der Trommeln ihre merkwürdigste Eigenschaft (S. 149 *a*) und meint, der Nachweis, daß die wichtigsten dieser Ornamente von gewissen szenischen Darstellungen abstammen, »sei für die Frage der gesamten Ornamentik von so bedeutendem Interesse, daß ich den Versuch wagen mußte, die gesamten mir zugänglichen Ornamente einer genauen vergleichenden Betrachtung zu unterziehen« (S. 3f). Ihr sind denn auch zirka 80 Seiten Text und 16 Doppeltafeln gewidmet.[2]) Er hofft dabei, daß »gerade diese Untersuchung von einigem Nutzen für die heute so gerne gepflegte und doch noch in den Anfängen ihrer Entwicklung liegende Ornamentkunde sein wird« (S. 3), er hofft, »der so schwierigen Ornamentkunde an einer größeren Zahl gleichartiger Objekte eine festere wissenschaftliche Basis zu geben« und »einiges Licht auf das heute vielfach noch dunkle Gebiet der fortschreitenden Stilisierung der Ornamente zu werfen« (S. 153 *a*) und sieht in dem theoretischen Teil, in den allgemeinen Leitsätzen über Ornamententwicklung usw. den Hauptgewinn des ganzen Abschnittes über die Ornamentik; dieser theoretische Teil sei »bestimmt, der allgemeinen Ornamentkunde eingereiht und dieser zu Nutzen zu werden« (S. 227 *a*). Meiner Ansicht nach können aber gerade diese theoretischen Ausführungen Hegers nicht als einwandsfrei gelten.

Der eine Teil von Leitsätzen, den Heger S. 150 aufstellt, ist nicht neu, sondern schon — bewußt oder unbewußt — Gemeingut aller ernsten Forscher geworden. Wir alle wissen, daß, je mehr Material wir bei der Ornamentvergleichung überschauen, je geschlossener die Serien des in seiner Entwicklung zu verfolgenden Ornamentes sind, desto gesicherter auch die Resultate sind, die wir gewinnen. Aber trotzdem geht es m. E. nicht an, interessante Beobachtungen an der Hand eines kleinen Materiales etwa als »wissenschaftliche Spielereien«, als »Ballast« der Wissenschaft zu betrachten und von vornherein abzulehnen: wenn man allein die Anregungen bedenkt, die solche Beobachtungen anderen Gelehrten bieten können, die über mehr Material verfügen, so sollte man schon deshalb von

[1]) Die dafür angegebenen Gründe sind allerdings nicht stichhaltig. Daß gerade auf den Archipeltrommeln das Hauptmuster der Platte fehlt, ist nicht weiter auffallend. Es bildet eben noch keinen regelmäßigen Bestandteil des ältesten Typus, und letzterer ist, abgesehen von Nr. 72 und 82, nur durch Archipeltrommeln vertreten.

[2]) Die dabei befolgte Anordnung des Stoffes kann ich nicht als eine glückliche und praktische bezeichnen (wie übrigens auch in dem Kapitel »Herkunft und Bedeutung der Trommeln«). Zusammengehöriges ist auseinandergerissen worden — nicht nur in der Besprechung, sondern auch in den Abbildungen (z. B. die rein chinesischen Ornamente) — und Nichtzusammengehöriges vielfach nur der äußerlichen Ähnlichkeit wegen aneinandergeschlossen worden (z. B. S. 198 *a*, 205 *b*, 218 *b*). Das kommt aber zumeist daher, daß Heger die Ornamentik ganz genau danach durchspricht, ob sie sich auf der Platte oder am oberen, mittleren und unteren Mantelabschnitt findet (siehe z. B. S. 188), was an und für sich, abgesehen von der entwicklungsgeschichtlichen Erklärung in einigen Fällen, ganz gleichgültig ist. Das Moment der Zonenentsprechung auf den verschiedenen Trommelarten hätte ja ruhig immer im Auge behalten werden können, wenn auch Diskussionen über die Mantelabschnitte derart, wie sie sich S. 169 f. finden, recht überflüssig sind; aber Wiederholungen und die oben erwähnten Mißstände wären vermieden worden, wenn die Besprechung einfach von den Hauptornamenten, überhaupt von den Ornamenten der ältesten Pauken, ausgegangen wäre, das innerlich Zusammengehörige auch dementsprechend gruppiert und erst zuletzt die neu hinzugekommenen Elemente im Zusammenhange erörtert hätte.

einer übertriebenen Forderung absehen. Wir alle wissen ferner, daß die entwicklungsgeschichtliche Untersuchung der einzelnen Ornamente auf einen Volksstamm oder noch kleinere Völkergruppen zu beschränken ist, soweit es sich nicht um die Ornamentik zusammengehöriger, aber über weitere Gebiete verbreiteter Objekte handelt, wie bei unseren Bronzetrommeln; wir wissen, daß es — nur mit wenigen Ausnahmen — überhaupt ein Unsinn ist, an eine vergleichende Betrachtung der Ornamente verschiedener Völker zu gehen, denn fast überall ist die geometrische, ist die Linienornamentik aus figürlichen Darstellungen selbständig entwickelt worden, und sogar auf benachbarten kleinen Inselgruppen sind die Wege oft recht verschiedene. Wir alle wissen auch, daß es eine Hauptaufgabe der Ornamentkunde, und zwar ihre schwierigste ist, den Sinn der ursprünglichen, d. h. der Grundornamente, die Gedanken, die ihre Autoren damit verknüpft haben, zu enträtseln. Heutzutage ist aber dies zum großen Teile noch gar nicht möglich, weil wir über das Leben der Völker und ihre geistigen Anschauungen im Detail noch viel zu wenig wissen; vielfach ist es heutzutage auch schon unmöglich geworden, weil die Völker oder ihre echt einheimische Kultur aufgehört haben zu leben. Also ist die Ornamentkunde in vielen Fällen nur auf das Gebiet der Ornamententwicklung angewiesen, und da muß ich es für unrichtig halten, mit Heger zu sagen, daß mit bloßen Ornamentdeutungen nicht viel gewonnen sei. Dann wäre ja z. B. auch die von Heger mit Recht gerühmte Arbeit Stolpes über die Ornamentik der Guyana-Keulen im Grunde genommen irrelevant. Und selbst Hegers Abschnitt über die Ornamentik unserer Bronzetrommeln wäre ziemlich bedeutungslos; denn von einer wirklichen Erklärung des Sinnes ihrer Grundornamente kann doch auch bei Heger nicht die Rede sein, wenn wir sehen, daß er sogar über die szenischen Darstellungen (die doch viel leichter deutbar sind als einzelne Figuren) nur recht zweifelhafte Vermutungen zu äußern imstande ist und verschiedentlich (z. B. S. 189*a*) sogar auf das Aufdecken der naturalistischen Grundornamente verzichtet. Aber es ergeben sich durch solche Ornamentbetrachtungen eben allerlei Ausblicke auch nach anderen Seiten hin. Einmal springen dabei immer wieder neue Gesichtspunkte für die allgemeine Ornamentkunde, für die allgemeine Entwicklungsgeschichte der Ornamentik heraus. Sodann ermöglichen derartige Ornamentstudien oft erst eine richtige Einschätzung des Kunstsinnes, des ganzen Kunststiles oder einzelner künstlerischer Motive eines Volkes: dahin gehört z. B., was sich bei Foy und Richter, Zur Timor-Ornamentik (Abhandlungen und Berichte des Königlichen Zoologischen und Anthropologisch-Ethnographischen Museums zu Dresden, Festschrift 1899, Nr. 3, S. 11 f.), über Stilharmonie findet[1]); anderswo habe ich nachgewiesen (»Tanzobjekte vom Bismarck-Archipel, Nissan und Buka«, Publikationen des Königlichen Ethnographischen Museums zu Dresden XIII,

[1]) Siehe auch J. A. Loebèr, Timoreesch Snijwerk en Ornament (1903), pag. 29 ff, der die Konstruktion der geometrischen Ornamente auf Bambusbüchsen für Kalk von Timor erläutert und nachweist, daß dazu schematische Hilfslinien gebraucht werden — wenn er auch hierin teilweise theoretisierend über die Tatsachen hinausgeht. Im übrigen steht seine Studie bezüglich der Ornamentik auf einem ganz falschen Standpunkte: er betrachtet — wenn ich ihn recht verstanden habe — als Ausgangspunkt für die geometrischen Ornamente und ihre Variationen ausschließlich die Ornamentbildung, die schematische Konstruktion (pag. 35, 72 ff.), in die erst in zweiter Linie naturalistische Motive eingefügt würden, und so gruppiert er auch die Ornamentik der Bambusbüchsen etc. rein nach äußerlichen Gesichtspunkten, ohne Rücksicht auf die Ornamententwicklung, die sich aus seinen Zusammenstellungen absolut nicht erkennen läßt. Eine Folge davon ist, daß er ganz sekundär entwickelten Ornamentmotiven, »Dreiblatt« und »Spinngewebe« (richtiger »Stern«), bestimmte naturalistische Grundlagen und symbolische Bedeutungen zuweist (pag. 37 ff.). Auch anderen Ornamentbändern (Käntchen) läßt er eine ganz phantastische Deutung angedeihen (pag. 45 ff.), indem er indianische Bilderschriften und Symbole heranzieht. Der Wert seiner Studie liegt also — abgesehen von der oben als teilweise zu Recht bestehend anerkannten Beobachtung — in dem reichen Illustrationsmaterial, das unsere früheren entwicklungsgeschichtlichen Ausführungen im großen und ganzen bestätigt, auch die Herkunft der Haupt-

S. 32), wie in der Schnitzkunst von Nord-Neu-Mecklenburg das stilistische Motiv, auf irgendwelche Spitze noch eine Pfeilspitze oder ein Dreieck beliebig aufzusetzen, nur aus einer Betrachtung der ornamentalen Entwicklung des Plataxfisches zu verstehen ist; ferner habe ich in demselben Werke klargelegt (S. 35 f.), daß die in der Kunst von Nord-Neu-Mecklenburg verhältnismäßig häufig auftretenden und für die Kulturstufen der Bewohner sehr bemerkenswerten Pflanzenmotive (traubenartige Gebilde, Fruchtketten und Rosetten) sekundären Ursprunges sind und nicht zu den ursprünglichen Darstellungen gehört haben. Und schließlich, wo es sich um weiter verbreitete gleichartige Gegenstände handelt, wie bei unseren Trommeln, bildet die Entwicklungsgeschichte der Ornamente einen wichtigen Anhaltspunkt für die Feststellung der Zusammengehörigkeit, für die Verbreitungsgeschichte und für die Bestimmung der Herkunft jener Gegenstände.

Manchen allgemeinen Anschauungen, die Heger im Laufe der Arbeit entwickelt, kann ich gleichfalls nicht beistimmen. So z. B. nicht dem, was er S. 197*b* über das Wandern der Ornamente sagt. Er meint, daß erst dann, wenn die Muster nur noch als Verzierungsmotive aufgefaßt würden und ihre Grundbedeutung verloren gegangen sei, ihre Stellung eine so unsichere würde, daß sie an beliebiger Stelle angebracht werden könnten. Aber für die Bedeutung des Ornaments ist es doch ganz gleichgültig, an welcher Stelle eines Gegenstandes es sich findet. Nicht die Bedeutung ist es, die ein bestimmtes Ornament allerdings vielfach immer nur an einem und demselben Orte (bei unseren Trommeln in derselben Zone, vgl. Heger, S. 152*b*) erscheinen läßt, sondern die Gewohnheit, die Tradition, die Mode [1]), und natürlich wird diese leichter durchbrochen, wenn derselbe Gegenstand an einem anderen Orte nachgemacht wird, wie es in dem Falle unserer Bronzetrommeln geschehen ist. — An einer anderen Stelle (S. 225*a*) sagt Heger bei Gelegenheit der Besprechung des Glückscash und seiner Weiterentwicklung am Typus III, »daß neue Formen von Ornamenten aus alten in der Regel nur durch Entlehnung der letzteren entstehen können. So lange ein Volk den Begriff eines ursprünglichen Ornaments noch kennt, stilisiert es zwar dasselbe, ändert jedoch dessen Grundform nicht willkürlich ab«. Diese Ansicht scheint mir nicht den Tatsachen zu entsprechen. Wo wir hinschauen, sehen wir überall in der Form ganz veränderte Ornamente neben den ursprünglichen bestehen, sogar auf demselben Gegenstand, ohne daß eine Entlehnung stattgefunden hätte: wenn eine Serie des Glückscash-Ornamentes in derartige Formen wie Tafel XLIV, Figur 12—21 bei Heger umgewandelt wird, so ist dies nichts anderes, als wenn sich z. B. in der Hervey-Ornamentik die Arme und Beine tanzender Menschen in Zickzackbänder auflösen oder wenn in Britisch-Neu-Guinea aus einer Reihe von Vogelköpfen eine Art »laufender Hund« entsteht: und derartige Fälle gibt es zu Tausenden, auf Schritt und Tritt, und so erscheinen sogar schon auf unseren ältesten Trommeln Rautenmäander und Tangentenkreise, die mit ihrer Grundform — den fliegenden Vögeln — absolut nichts gemein haben, sondern ganz neue Ornamentformen darstellen. Von einer willkürlichen Abänderung ist allerdings hier ebensowenig wie beim Glückscash die Rede; überall handelt es sich um eine langsame Verschiebung der ursprünglichen Form, bis das Endresultat ein ganz anderes ist, als der Ausgangspunkt war. — Mit diesen unseren letzten Ausführungen erledigen sich eigentlich schon die Bedenken, die Heger verschiedentlich darüber äußert, zwei verschiedene Stilisierungen oder Formen desselben Grundornamentes auf einem und demselben Gegenstande anzunehmen

bänder aus einer Reihe Krokodil- und ähnlicher Figuren deutlicher erkennen läßt (vgl. namentlich Taf. XVI, Fig. 109) und jedenfalls auch für die allgemeine Ornamentkunde (Stilharmonie usw.) bei genauerer Durchsicht manche Bestätigung und Ergänzung bringen würde.

[1]) Siehe über Ähnliches und bestimmte Stile: Loebèr, Timoreesch Snijwerk en Ornament, pag. 52.

(wie das Spitzzacken- und Strichmuster, S. 222*a*; das doppelte Vogelschwanz- und das Fischgrätenmuster. S. 222*b* usw.). Denn überall kommt dies tatsächlich vor, in tausend und abertausend Fällen. Das Charakteristische für die Ornamentik ist es ja gerade, daß die alten und neuen Formen nebeneinander fortbestehen und auf demselben Objekte nebeneinander erscheinen, ganz im Gegensatz zur Sprache, wo die alten Laute und Formen beim Auftreten neuer Laute und Formen in gesetzmäßiger Weise absorbiert werden. Unter diesen Umständen ist es auch nicht zu verwundern, daß selbst in szenischen Darstellungen (wie z. B. in der Zone mit den Schiffen auf der Saleiertrommel, worüber Heger S. 172*b* sein Erstaunen ausdrückt) Stilisierungen mit naturalistischen Figuren vereinigt werden. Gleichartiges findet sich in der Schnitzkunst, z. B. in derjenigen Nord-Neu-Mecklenburgs und Neu-Seelands. Aus alledem ergibt sich, daß die weitergehende Stilisierung durchaus kein Zeichen dafür ist, daß ihre Erzeuger nicht mehr in unmittelbarer Fühlung zu den Erzeugern der naturalistischen Ornamente gestanden haben, wie es Heger S. 185*a* bei Besprechung der Saleiertrommel anzunehmen scheint. Als Erzeuger muß man allerdings das ganze Volk betrachten; denn es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß der erste Autor einer naturalistischen Darstellung nicht gleichzeitig der Autor ihrer Stilisierungen gewesen ist, letztere haben sich vielmehr erst mit der Zeit eingestellt. Aber daneben haben die naturalistischen Darstellungen in der Regel fortbestanden, und so haben wir in der Ornamentik unserer ältesten Trommeln keinen Anhaltspunkt für das relative Alter des einzelnen Exemplares; wenn wir hier von »älter« und »jünger« reden, so ist das immer entwicklungsgeschichtlich, nicht chronologisch zu verstehen.

Hegers Ornamentvergleichung bis ins einzelne einer Prüfung zu unterziehen muß ich mir natürlich hier schon aus Raummangel versagen. Sie hat selbstverständlich »manchen Lichtstrahl in das hier noch herrschende Dunkel geworfen, manche Beziehungen zwischen den einzelnen Formen und Typen aufgedeckt«, aber auch manches — wie es bei der Fülle des Stoffs gar nicht anders zu erwarten ist — nicht richtig erkannt. Das wichtigste, was sich aus ihr ergeben hat, ist die Ableitung des Pfauenmusters der Saleiertrommel aus szenischen Darstellungen menschlicher Figuren mit großen Kopfaufsätzen; dagegen möchte ich glauben, daß die Erklärung und Weiterverfolgung dieses Hauptmusters in seinen späteren Formen schon von meiner Seite in dem Dresdener Bronzepaukenwerk zur Genüge geschehen ist (trotz Hegers Bemerkung, S. 166*a*). Auch das doppelte Vogelschwanzmuster ist schon von mir als solches erkannt worden, was Heger S. 196*b* übersehen hat. — Neu ist bei Heger S. 173*b* die Erklärung des Schiffsornaments, das ich früher nicht richtig gedeutet hatte. Andrerseits kann ich seiner Auffassung der Volutenmuster vom Typus **IV** als Substitute für Schiffe unter chinesischem Einflusse (S. 177 ff.) nicht beitreten; dagegen spricht schon die wahrscheinliche Entwicklung des Typus **IV** aus Typus **II b**, nicht aus Typus **II a**, worüber oben zu vergleichen ist. Ganz unhaltbar erscheint mir auch, was Heger S. 212 ff. über das Augenornament ausführt. Schon die allgemeine Motivierung seiner Auffassung kann ich nicht gelten lassen. Sie lautet: »In der Tat hat sich für dieses Ornament die Vorstellung, daß es eine Darstellung des menschlichen oder tierischen Auges sei, so fest eingebürgert, daß wir keinen Grund haben, in diese Annahme Zweifel zu setzen«. Auf unsere Auffassung bei der Betrachtung eines Ornamentes kommt es gar nicht an, und daß wir es in unserem Falle mit einem Augenornament der Herkunft nach zu tun haben, bedarf doch erst noch des Beweises. Dazu kommt, daß neben dem reinen Augenornament auch der sogenannte Tangentenkreis erscheint, und zwar liegen die Verhältnisse in bezug auf die einzelnen Typen folgendermaßen: Der Tangentenkreis wird fast nur auf den ältesten Trommeln (**I**) und nur in einem Falle bei Typus **II** angetroffen, während das Augenornament allen Typen, besonders aber dem

Typus **II** angehört, am ersten Typus aber ziemlich selten ist. Sogenannte falsche Tangentenkreise finden sich erst vom Typus **II** an und ergeben sich damit als Ableitung aus dem echten Tangentenkreis, bilden also nicht eine Zwischenstufe zwischen reinem Augenornament und Tangentenkreis. Ebenso wie der falsche Tangentenkreis erscheint auch die Tangentenspirale erst beim Typus **II** als Substitut für den Tangentenkreis, und zwar nur auf Trommeln, die auch sonst zu dem chinesischen Typus **IV** hinüberleiten (Nr. **79, 131**), wie man in gleicher Weise der geschlossenen Spirale an Stelle des reinen Augenornamentes — abgesehen vom **IV.** und **V.** Typus — nur auf derartigen Trommeln des Typus **II** begegnet (Nr. **79, 97, 125**). Es ergibt sich also, daß in der Ornamentik der ältesten Trommeln nur der Tangentenkreis und das reine Augenornament nebeneinander vorliegen und daß ersteres häufiger ist als letzteres. Darf man da noch sagen: »Wir haben keinen Grund, unsere Auffassung, daß das Augenornament das primäre Muster ist, aus dem der Tangentenkreis als das sekundäre erst abgeleitet wurde, fallen zu lassen«? Meiner Ansicht nach ist der Tangentenkreis das Primäre, dafür sprechen alle Umstände, und ich glaube, daß er aus dem Bande mit den fliegenden Vögeln entwickelt ist und mit den anderen Bändern gleicher Herkunft (Heger, Tafel XXXVI, Fig. 1—5, 49—51; Tafel XXXVIII, Fig. 25—28, 36—44), die mir Heger allerdings auch zumeist nicht richtig erkannt und gruppiert zu haben scheint, in eine Entwicklungsreihe gehört, zu deren genauer Aufstellung allerdings noch viele Zwischenglieder fehlen. Vergleichen läßt sich etwa die ähnliche Ausgestaltung von Vogelköpfen zu einer Reihe in Britisch-Neu-Guinea (vgl. Haddon, Decorative art of British New Guinea, pag. 185). — Nicht beistimmen kann ich, wenn Heger S. 181 gewisse Ornamente vom Typus **V** für Wellen mit einer Art Augenornament und einfachen Pflanzengebilden erklärt; ebenso nicht dem, was er S. 188*b* über gewisse Ornamente vom Typus **IV** ausführt. Auch die Deutung des Zwischenzackenmusters S. 159*b* ist recht zweifelhaft. Ferner scheint mir Hegers Standpunkt einigen komplizierteren Ornamenten der chinesischen Trommeln gegenüber nicht richtig zu sein. Er sagt darüber S. 190*a*: »Unter Festhaltung des geschilderten Grundmotives lassen sich alle, auch die verwickeltsten Muster in einfachster Weise auflösen. Alle anderen zu diesem Grundmotiv hinzutretenden Linien, welche manche dieser Muster oft so verworren erscheinen lassen, sind daher nur als Beigaben zu betrachten«. Was heißt aber »Beigaben«? Auch diese »Beigaben« bedürfen der Erklärung. — Schließlich sei hier noch die Erörterung der plastischen Frösche bei Heger gestreift. Er sagt S. 151*a* nichts Neues, wenn er meint, die Froschfiguren hätten mit dem chinesischen Gedankenkreise nichts zu tun. Ich habe ja auch nur indische Anschauungen zur Erklärung ihrer Bedeutung herangezogen, und zwar deshalb, weil ich die Meinung vertrat (und noch vertrete), daß die Trommeln ein Erzeugnis des alten Kambuja-deśa sind, und weil dieses wiederum die engsten Beziehungen zu Vorderindien und seiner Kultur aufzuweisen hat. Deshalb ist Heger S. 146*b* und 178*b*, Anm. 1, meinen früheren Ausführungen nicht gerecht geworden. — Eine oder die andere abweichende Ansicht über ornamentale Fragen ist von mir auch schon früher im Laufe dieser Untersuchung zur Sprache gebracht worden.[1])

Überschauen wir nochmals unsere vorangehenden Ausführungen, so kommen wir zu dem Resultate, daß wir der Entwicklungsgeschichte, Herkunftsbestimmung und Ornament-

[1]) Erwähnt sei noch, daß bei Hegers Zusammenstellung der Sternvariationen, S. 157, der elfstrahlige Fall (Trommel Nr. **90, 102**) vergessen worden ist. — S. 127*b* redet Heger wohl nur versehentlich von »einer sogenannten Sauvastika«: diese Kreuzfigur hat den indischen Namen *svastika*, und derselbe ist Maskulinum; es ist also ebenso falsch, von einer Svastika zu reden wie von einer Veda, was man so oft liest, statt von einem Veda; mit der lateinischen Femininendung *-ā* hat der Ausgang dieser Worte nichts zu tun.

vergleichung, wie sie Heger von unseren Bronzetrommeln in seinem neuesten zweibändigen Werke gegeben hat, zwar verschiedentlich nicht beistimmen können, daß wir ihm aber für das von ihm zusammengetragene reichhaltige neue Material großen Dank schulden. Auf Grund dieses Materiales glauben wir schon jetzt hier zu einer schärferen Fixierung der einzelnen Typen, namentlich der ältesten gelangt zu sein. Für die Heimat der ältesten Trommeln ließen sich aber noch immer bloß einige allgemeine Anhaltspunkte gewinnen, und so müssen wir auf weitere Funde zur Lösung dieser für die alte Kultur- und Völkergeschichte Südostasiens so wichtigen Frage warten. [1])

[1]) Während der Drucklegung dieses Artikels erhalte ich von Herrn Direktor Dr. Schmeltz in Leiden freundlichst die interessante Nachricht übermittelt, daß dem dortigen Rijks Ethnographisch Museum die bisher im Rijks Museum van Oudheden aufbewahrten ethnographischen Altertümer überwiesen worden sind und daß sich darunter die Deckfläche einer Metalltrommel aus Java befindet, die zwar einen achtstrahligen Stern mit verwandtem Zwischenzackenmuster im Zentrum hat, im übrigen aber ganz und gar abweichend von unseren Trommeln ornamentiert ist. Die richtige Beurteilung dieser Deckfläche wird, da die Mantelfläche fehlt, sehr erschwert. Möglicherweise handelt es sich auch hier, wie bei den sogenannten »Alor«-Trommeln (siehe darüber oben S. 391 Anm. und S. 400 f.), um eine rein altjavanische Schöpfung auf Grund unserer Metalltrommeln. Eine Veröffentlichung steht darüber bevor.

LITERATURBERICHTE.

31.

Anthropologie und Vorgeschichte. Aus der Bibliographie der schweizerischen Landeskunde. Physische Anthropologie der schweizerischen Bevölkerung, zusammengestellt von Dr. Rudolf Martin. Urgeschichte der Schweiz, zusammengestellt von Jakob Heierli. Bern, K. J. Wyß, 1901.

Bekanntlich wird durch eine besonders dafür eingesetzte Zentralkommission eine allgemeine Bibliographie der schweizerischen Landeskunde herausgegeben, die alle Zweige menschlichen Wissens und menschlicher Tätigkeit und ihrer Einrichtungen, soweit sie zum Lande in Beziehung stehen, umfaßt. Sie erstreckt sich zunächst auf die bisherigen bibliographischen Arbeiten im allgemeinen, auf die Landesaufnahme, die Landes- und Reisebeschreibungen, die Landesnatur und die Bewohner. Unternehmungen von gleichem Umfange und gleicher Vollständigkeit dürfte kaum ein anderes Land aufzuweisen haben.

An der Herstellung des anthropologisch-prähistorischen Teiles waren R. Martin und J. Heierli tätig, und es bedarf nicht erst der Beifügung, daß er in die richtigen Hände gelegt war, die damit für jeden, der Detailstudien in der einen oder der anderen Richtung machen will, ein unentbehrliches Hilfsbuch geschaffen haben.

Was insbesondere den prähistorischen Teil betrifft, so war es für den, der Heierlis Tätigkeit in dieser Richtung kennt, im vorhinein klar, daß kein anderer zu einer derartigen Arbeit so berufen war wie Heierli. Wer so glücklich gewesen, in dessen eigene Sammlung alles, in die schweizerische Landeskunde einschlägigen Materiales Einsicht nehmen zu dürfen, der wird erstaunt gewesen sein über den riesigen und mannigfaltigen Inhalt, den sie bereits erreicht hat, aber auch erfreut über die wissenschaftlich geordnete Anlage und die musterhafte Sorgfalt in der Durchführung; er wird sich aber auch des Wunsches nicht entschlagen können, ähnliches wie die Bibliographie der schweizerischen Landeskunde und wie Heierlis Sammlung auch in der Heimat zu besitzen. M. Much.

32.

Daffner, Dr. Franz: Das Wachstum des Menschen. W. Engelmann, Leipzig 1902. Zweite Auflage.

Das mit Ameisenfleiß zusammengetragene und verfaßte Buch zerfällt in 19 Abschnitte und betrachtet den Menschen vom ersten Monate des befruchteten Eies bis in das Alter von 20 Jahren, wobei alle Gebiete der medizinischen Wissenschaften meist sehr ausführlich berührt werden, insoferne dieselben das Wachstum des Individuums beeinflussen können; dabei kommen selbst auch pathologische Verhältnisse und Abnormitäte zur Sprache.

Als Durchschnittsmaße des 25jährigen Mannes (im ganzen Buche wird nirgends angegeben, welchem deutschen Stamme die Untersuchten angehörten, ob dem bayrischen, schwäbischen oder fränkischen) führt der Verfasser an: Kopfumfang 568 *mm*, Kopflänge 187 *mm*, Kopfbreite 155 *mm* mit Index 826 — jene des 25jährigen Weibes 534 *mm*, 175 *mm*, 148 *mm* und Index 844.

Dies stimmt mit Rankes Messungen an 1000 Schädeln aus Altbayern nicht überein (Index 852).

Daffner findet den Längenbreitenindex am Kopfe und Schädel nach Messungen an 20 weiblichen und 16 männlichen Leichen je nahezu gleich (833 und 830 bei Weibern, 850 und 849 bei Männern), was jedenfalls darin seinen Grund hat, daß, wie er selbst erwähnt, die Leichen meistens mit chronischen Krankheiten behaftet gewesen sein dürften; denn Referent fand nach seinen Messungen an 87 gut genährten (mit akuten Krankheiten behafteten) Leichen deutscher Männer aus Österreich den Längenbreitenindex ihres Kopfes mit 834, den ihrer frischen Schädel mit 823.

Er unterscheidet nur Lang- (Index von 79 an abwärts) und Kurzköpfe (Index von 80 an aufwärts), unter den letzteren als Rundköpfe, Hyperbrachykephali, jene mit Index von 90 an. Wenn er meint, die Langköpfe seien durchschnittlich schmal und hoch, die Kurzköpfe breit und niedrig, mag das vielleicht für bayrische Schädel gelten, aber keineswegs für die verschiedenen Menschenrassen; denn z. B. die Schädel der Kroaten und Serben sind ausgesprochen brachykephal und hoch, jene verschiedener Negervölker dolichokephal und niedrig.

Noch weniger giltig ist die Behauptung, es fände sich jede Varietät der Schädelformen fremder Rassen unter den einheimischen Schädeln.

Offenbleiben der Stirnnaht bedingt, wie allgemein bekannt, eine Breitenzunahme der Stirne und Höhenabnahme des Schädels; die auffällig stärkere sagittale Wölbung des Stirnbeines aber wird nicht erwähnt. Ein Hinneigen der Stirnnahtschädel zur Brachykephalie ist nicht notwendig damit verbunden, da Referent Gelegenheit hatte, viele Langschädel mit offener Stirnnaht, besonders bei afrikanischen Völkern, zu sehen.

Rücksichtlich des Wachstums der Körpergröße und des Kopfumfanges gibt Daffner nach Messungen an 875 Knaben und 760 Mädchen in der Zeit vom Neugeborenen bis einschließlich zum elften Lebensjahre nachstehende Zahlen an:

Knaben				Mädchen			822 Kadetten		
Alter in Jahren	Anzahl	Körperlänge in Millimetern	Kopfumfang in Millimetern	Anzahl	Körperlänge in Millimetern	Kopfumfang in Millimetern	Alter in Jahren	Anzahl	Körperlänge in Millimetern
Neugeborene	65	511	345	65	502	342	12	12	1433
1	11	741	467	10	772	464	13	80	1474
2	30	853	480	30	834	472	14	146	1525
3	53	918	492	49	899	477	15	162	1585
4	112	966	495	81	960	483	16	162	1638
5	244	1032	502	208	1006	487	17	150	1677
6	234	1064	507	179	1049	498	18	82	1704
7	30	1144	516	25	1173	503	19	22	1715
8	28	1221	519	24	1215	507	20	6	1715
9	27	1284	523	30	1267	511	—	—	—
10	21	1291	522	28	1300	510	—	—	—
11	20	1358	525	31	1350	514	—	—	—

Obgleich nicht alle Lebensjahre durch eine gleichwertige Anzahl von Beobachtungen vertreten sind, was ganz besonders vom ersten Lebensjahre gilt, in welchem bekanntlich das stärkste Wachstum vorkommt, so wird doch die allmähliche Abnahme der Stärke des Wachstums ersichtlich. Nach den prozentischen Verhältnissen, welche Daffner gar nicht in Erwägung zieht, wächst natürlich die Körperlänge viel mehr (bei Knaben bis zum elften Jahre um 266%, bei Mädchen um 269%), als der Kopfumfang (152% Knaben, 150% Mädchen), ohne daß aber ein merkbarer Geschlechtsunterschied hervortritt.

Auch eine weitere Schlußfolgerung — abgesehen von einer Vergleichung mit ähnlichen Messungen in anderen Ländern — vergaß der Verfasser aus diesen Messungen zu ziehen, nämlich die, daß der Kopfumfang im Verhältnis zur Körperlänge von der Geburt bis zum elften Lebensjahre stetig abnimmt; denn nach des Referenten Berechnung beträgt derselbe beim neugeborenen Knaben 67% (Mädchen 68%), beim fünfjährigen Knaben und Mädchen 48% und endlich beim elfjährigen beiderlei Geschlechtes nur 38% der Körperlänge.

Aus seinen Kadettenmessungen schließt der Verfasser, daß das Wachstum mit vollendetem 19. Jahre nahezu endet, daß das größte Wachstum im Alter von 14 auf 15 Jahren vor sich geht und außerdem bei jedem Alter im Sommerhalbjahre ein stärkeres Wachstum stattfindet als im Winterhalbjahre.

Riesenwuchs rechnet Daffner von 190 *cm* Körperlänge an, Zwergwuchs von 140 *cm* abwärts.

Die Körpergröße schwankt nach seinen Beobachtungen täglich beim Stehen und Liegen zwischen 5 und 20 *mm* beim männlichen Geschlecht und ist diese Schwankung vor dem beendeten Wachstum größer als nachher.

Die Armspannweite — nach des Referenten Ansicht ein ganz unberechtigtes Maß, dessen Größe von seinen so verschiedenen Einzelbestandteilen abhängt — ist in der Regel um 1—14 *cm* der Körperlänge überlegen.

Die Armlänge (von der Achselhöhle bis zur Spitze des Mittelfingers) gibt er durchschnittlich bei 22jährigen, 167 *cm* großen Soldaten mit 750 *mm*, die Spalthöhe (freie Beinlänge, Innenseite der Beine von der Fußsohle bis zum Damme) mit 783 *mm* an, ohne deren Verhältnis zur Körperlänge und zueinander zu betrachten; denn die Differenzen zwischen einzelnen Maßen allein taugen nicht zur Vergleichung. Warum übrigens abweichend vom bisherigen Vorgange die Gliedmaßen messen?

Angeschlossen sind dann Bemerkungen über Haltung, Schritt und die Wirkung der Kriege auf die mittlere Körpergröße (vermindernd).

Nun bespricht Verfasser das Wachsen der Maße des Gesichtes, welches natürlich auf der Ausbildung der Kiefer beruht und daher vorzüglich die Gesichtshöhe betrifft. Beim erwachsenen Manne beziffert er die Gesichtshöhe mit 126 *mm* (neugeborenen Knaben 52 *mm*), die Gesichtsbreite (Jochbreite) mit 142 *mm* (neugeborenen Knaben 76 *mm*), der Gesichtsindex beträgt daher 88 (Neugeborener 68); beim erwachsenen Weibe in gleicher Reihenfolge 115 *mm* (neugeborenes Mädchen 51 *mm*), 130 *mm* (neugeboren 74 *mm*) und Index 89 (neugeboren 68).

Auch die Ohrmuschel besitzt beim Neugeborenen beider Geschlechter den gleichen Index (Höhe zur Breite 73), wird aber beim erwachsenen Mann (Index 62) verhältnismäßig etwas breiter als beim Weibe (59). Mit Recht hebt Daffner hervor, daß die Gestalt der Ohrmuschel weder als ethnisches noch als degeneratives Zeichen verwertet werden kann.

Der Nabel liegt beim Neugeborenen zirka 23 *mm* unterhalb der Mitte der Körperlänge, rückt am Ende des ersten Lebensjahres in die Mitte derselben und von da an immer mehr über die Mitte der Körpergröße hinaus bis zum vollendeten Wachstum, bedingt durch das größere Längenwachstum der Beine.

Nach seinen Rekrutenmessungen wächst die Körpergröße bis zum 21. Jahre (1680 *mm*, länger als bei den Kadetten), gleichzeitig auch der Umfang des Kopfes (553 *mm*) und der Brust (861 und 914 *mm* Ex- und Inspiration), sowie das Körpergewicht (126·1 Pfund, wahrscheinlich 63 *kg*).

Daran schließt sich die Besprechung des Reitens, Schwimmens, Turnens und Radfahrens bezüglich ihres Einflusses auf den Körper und auch — der Hydrokephalie, welche als pathologischer Zustand füglich hätte wegbleiben können.

Die Breite und Tiefe des Brustkastens (Daffner nennt letztere den Dickendurchmesser) gibt er beim neugeborenen Knaben mit 80 und 78 *mm*, beim neugeborenen Mädchen mit 80 und 77 *mm*, beim erwachsenen (30jährigen) Manne mit 275 und 198 *mm*, beim erwachsenen (26jährigen) Weibe mit 249 und 177 *mm* an (keine Angabe der Messungspunkte) und schließt aus den gegenseitigen Größenunterschieden, daß beim Wachstum die Breite des Brustkastens mehr als dessen Tiefe zunimmt. Wären die Indices berechnet (Neugeborene 97 ♂, 96 ♀, Erwachsene 72 ♂, 71 ♀), so würde das viel deutlicher vortreten, ohne jedoch einen Geschlechtsunterschied bemerken zu lassen. Den Brust- und Halsumfang behandelt er in ähnlicher Weise, ohne Rücksicht auf ihr Verhältnis zur Körperlänge und fügt schließlich Bemerkungen über weibliche Schönheit bei.

Von durchschnittlichen Handmaßen seien bloß hervorgehoben die Handlänge 189 *mm*, Handbreite 86 *mm* und deren Index 45 beim erwachsenen Manne gegen 172 *mm*, 77 *mm* und Index 44 beim erwachsenen Weibe, dessen im ganzen kleinere Hand ein Geringes schmäler erscheint. Derselbe geringe Unterschied zeigt sich beim Neugeborenen (63 *mm*, 34 *mm*, Index 54 beim Knaben und 60 *mm*, 32 *mm*, Index 53 beim Mädchen); die Hand wird also mit dem Wachstum länger und schmäler.

Ganz gleich ist es mit dem Wachstum des Fußes, dessen Länge beim neugeborenen Knaben 78 *mm*, die Breite 35 *mm*, der Index 45 beträgt, beim neugeborenen Mädchen 78 *mm*, 32 *mm*, Index 41, beim erwachsenen Manne in gleicher Reihenfolge 260 *mm*, 99 *mm*, Index 38, beim erwachsenen Weibe 244 *mm*, 93 *mm*, Index 38. Der wohl kleinere Fuß des erwachsenen Weibes ist daher verhältnismäßig ebenso breit wie jener des Mannes.

Im kurzen Anhange über Farbe der Haare, Augen und Haut führt Daffner seine Beobachtungen an 333 Schulkindern (Knaben und Mädchen) in einem oberbayrischen Gebirgsdorfe an. Er unterscheidet Mischformen, bei welchen die Farbe der Haare mit jener der Augen nicht im Einklange steht (bei den Knaben 40·8%, Mädchen 49·7%), Blonde (solche Haare mit blauen, graublauen und meergrünen [lichten] Augen, Knaben 25·6%, Mädchen 26%), Braune (mit dunklen Augen, den verschiedenen Abstufungen von Braun, Knaben 31·7%, Mädchen 21·9%), Rote (mit allen Augenfarben, Knaben 1·2%, Mädchen 1·7%) und Schwarze (Knaben 0·6%, Mädchen 0·7%).

Diese Typeneinteilung ist recht einfach und bequem, scheint dem Referenten aber doch nicht eingehend genug zu sein, besonders rücksichtlich der Mischtypen, deren Trennung in mehrere je nach den Farben gewiß vollkommen berechtigt ist. Dr. Weisbach.

33.

Vram, Dr. Hugo: Crani della Carniola. (Atti della Società Romana di antropologia. Vol. IX.)

Verfasser gibt in einer Tabelle Maße von 68 Schädeln des Laibacher Museums, aus den verschiedensten Zeitaltern stammend, von zirka 1000 Jahre ante Chr. (Pfahlbauten von Ig) durch die Römerzeit bis ins XVI. Jahrhundert post Chr., sämtliche aus Krain. Er folgt Sergis zu weit ins Kleinliche gehenden Einteilung, nach welcher darunter 22 Schädel von ellipsoider, 18 von ovoider, 2 von pentagonaler, 6 von platykephaler, 10 von sphenoider und 4 von sphäroider Form in 28 Varietäten (!) sich vorfinden. — Nach dem Längenbreitenindex gibt es darunter 12 Dolicho-, 25 Meso- und 34 Brachykephali.

In den ältesten Epochen bis zur römischen des zweiten und dritten Säkulums nach Christum finden sich nur ellipsoide, ovoide und pentagonale (langköpfige) Formen. Die drei Pfahlbauschädel von Ig ähneln sehr Negerschädeln. Vom zweiten und dritten Säkulum post Chr. sind die Formen gemischt, zu den vordem genannten finden sich noch sphenoidale und platykephale (brachykephale), welch letztere vielleicht auch früher schon vorhanden waren, aber erst jetzt durch Leichenbestattung erhalten blieben, während in den früheren Zeitaltern wahrscheinlich Leichenbrand herrschte.

In allen späteren Zeiträumen überwiegen die Brachykephali.

Ihr Obergesicht ist meist lepto- (34), selten meso- (14) und chamäprosop (5), mit 19 Lepto-, 21 Meso- und 17 Platyrhinen.

Der Rauminhalt von 55 Schädeln schwankt von 1008 cm^3 (ellipsoider Weiberschädel) bis 1738 cm^3 (sphenoider Männerschädel).

Dr. Weisbach.

34.

Mayet, Dr. Lucien: Etudes sur les dégénérés. Les stigmates anatomiques et physiologiques de la dégénérescence et les pseudo-stigmates anatomiques et physiologiques de la criminalité. 164 S. mit 29 Abbildungen, darunter 4 Photographien außerhalb des Textes. A. Storck & Comp., Lyon 1902.

Nachdem der Verfasser uns die Ursachen und die Definition der Degeneration auseinandergesetzt hat, wendet er sich seiner Hauptaufgabe zu, der Beschreibung der anatomischen und physiologischen Stigmen der Degeneration.

Gleich die erste Illustration, die Abbildung des Körpers eines Epileptikers, fesselt unsere Aufmerksamkeit; in anschaulicher Weise sind alle Maße angegeben, so daß man auf den ersten Blick über sämtliche Verhältnisse orientiert ist. Eine weitere Reihe trefflicher, teils schematischer Illustrationen veranschaulicht uns das Kapitel der Asymmetrie des Schädels, das mit der größten Gründlichkeit behandelt ist. Nicht mindere Sorgfalt wendet der Verfasser den anderen Teilen des menschlichen Körpers zu. Greifen wir das Kapitel über die Hand heraus, so müssen wir wirklich staunen, mit welcher Gründlichkeit Dr. Mayet in dem kleinen Rahmen dieses Büchleins zuwerke gegangen ist, da er jeden einzelnen, noch so gering erscheinenden Abschnitt mit solcher Sorgfalt behandeln konnte. Auch die physiologischen Stigmen der Degeneration finden ihre Illustration in zahlreichen, recht anschaulichen Schriftproben. Über das letzte Kapitel, die anatomischen und physiologischen Pseudostigmen des Verbrechertums, läßt sich nicht viel bemerken, da ja der Verfasser selbst sagt, er wolle nur eine einfache Aufzählung der wichtigsten Pseudostigmen des Verbrechertums nach den einzigen Arbeiten Lombrosos und anderer italienischer Autoren.

Über den Wert dieses Buches wird jeder orientiert sein, der die Schlußfolgerungen liest, zu denen Mayet kommt:

I. Die Degeneration ist ein vererbter Zustand minderer physischer und moralischer Vollkommenheit, mit dem Endzwecke der Unfruchtbarkeit und der raschen Vernichtung des degenerierten Individuums und seiner Nachkommen.

II. Die geistige oder moralische Degeneration ist nur ein Teil der allgemeinen Degeneration.

III. Die Degeneration ist gekennzeichnet durch anatomische, physiologische, psychologische und soziologische Stigmen.

IV. Es gibt unter den anatomischen und physiologischen Stigmen der Degeneration und den Pseudostigmen des Verbrechertums identische Stigmen.

Ein äußerst gründliches Literaturverzeichnis erhöht den Wert des Büchleins.

R. Botstiber.

35.

Hoernes, Dr. Moriz: Der diluviale Mensch in Europa. Die Kulturstufen der älteren Steinzeit. Mit zahlreichen, in den Text eingedruckten Abbildungen. Gr. 8°, 227 S. Braunschweig, Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn, 1903.

Es ist kaum ein anderes Gebiet der prähistorischen Archäologie so eindringend durchforscht worden wie das der älteren Steinzeit. Dies gilt allerdings hauptsächlich von Frankreich, wo man nicht nur die ersten, sondern auch die zahlreichsten Spuren des paläolithischen Menschen gefunden hat, und ihnen auch mit einer stets hochgespannten Tätigkeit nachgegangen ist. Doch fehlen diese Spuren auch anderwärts nicht, ebensowenig wie das Interesse, das sich für die Erforschung der Gesamterscheinung des Menschen auf jener anfänglichen Stufe seiner Kultur und sein Emporsteigen auf höhere Stufen überall kundgibt.

Und doch vermissen wir, fehlen bis jetzt die Zusammenfassung aller einschlägigen Tatsachen und die Schlußfolgerung aus ihnen, d. i. die möglichst genaue Zeichnung des Bildes des paläolithischen Menschen und seiner stetigen Entwicklung. Der Reiz, immer neue Tatsachen herbeizuschaffen, sich mit jeder neu gewonnenen eingehend zu beschäftigen, und die namentlich in Frankreich reichlich vorhandene Gelegenheit hierzu waren zu groß, als daß man sich hätte entschließen können, nun auch alle anderwärts erzielten Forschungsergebnisse mit gleicher Liebe zu würdigen. Zwar haben einzelne französische Gelehrte, wie Gabr. und Adr. de Mortillet, Chantre und Cartailhac ihre Betrachtungen über weitere Gebiete ausgedehnt, allein doch nur in einem bezüglich der Vorkommnisse außerhalb Frankreichs recht beschränkten und eigentlich ungenügenden Maße.

Mit um so größerer Befriedigung müssen wir daher das vorliegende Werk begrüßen, das alle wichtigen Tatsachen, mögen sie wo immer an den Tag getreten sein, mit bewundernswerter Umsicht sammelt und ordnet und aus ihnen ein Gesamtbild des diluvialen Menschen in Europa herstellt.

Begreiflicher-, weil unvermeidlicherweise geht der Verfasser dabei doch von den kulturellen und anthropologischen Erscheinungen in Frankreich aus, denn dieses bleibt immer noch das in dieser Richtung reichste und best durchforschte Land, und bringt sie in Zusammenhang mit den jeweiligen Zuständen des Klimas und der von ihm abhängigen Fauna. Mit gleicher Sorgfalt werden aber auch die gleichzeitigen Erscheinungen in England, Belgien, Spanien, Italien, in der Schweiz, in Deutschland, Rußland und in Österreich erhoben und gewürdigt, wobei der Verfasser insbesondere die Wichtigkeit der Forschungsergebnisse in unserer Heimat für die Gesamtforschung eingehend darlegt und hervorhebt.

Am Schlusse werden noch besondere Exkurse in angrenzende Themata unternommen, deren Inhaltsangabe nachstehend folgt: Aufnahme des Mortilletschen Systems in Deutschland. Beziehungen der paläolithischen Altertümer Ägyptens zu denen Europas. Mischung warmer und kalter Faunen. Mousterien oder Mesvinien in Villefranche sur Saône. Neandertal-Spy-Menschenrasse und verwandte Fragen. Historische Bedeutung der prähistorischen Kunst in Westeuropa. Das Magdalenien und die Folgezeiten. Steinzeitliche Stationen in der Niederprovence. Das Campinien und die neolithische Einwanderung. Neue Funde am Hundssteig in Krems. Das Alter des Skelettfundes in Brünn. Die unteren Schichten der Gudenushöhle. Neue Literatur über das Diluvium in Mähren. Zur Elfenbeingravierung in Kijew.

Aus diesem kurzen Überblicke allein wird der Leser eine Vorstellung von dem außerordentlich reichen Inhalte des Buches und von der Fülle der berichteten und behandelten Tatsachen gewinnen; es muß aber jedem im vorhinein klar sein, daß es dem Verfasser der »Urgeschichte der bildenden Kunst« nicht um eine bloße Berichterstattung zu tun sein konnte, daß wir vielmehr eine kritische Betrachtung und Beurteilung aller Erscheinungen und die Feststellung ihres inneren Zusammenhanges zu gewärtigen hatten.

Hoernes sucht nachzuweisen, daß sich die paläolithische Entwicklung des Menschen auf drei Stufen vollzogen habe, von denen jede einzelne ein einheitliches Ganzes ist, die aber unter sich in keinem Zusammenhange stehen, sondern durch eine Kluft, den Hiatus, getrennt werden. Im Gegensatze zu Gabr. de Mortillet vereinigt der Verfasser dessen drei erste Perioden, die Chelléen-, Acheuléen- und Mousterienperiode in eine einzige, die er die Chelléo-Mousterienperiode nennt. Er stützt sich hierbei auf die Tatsache, daß während dieser Zeit keine wesentlichen Veränderungen in den äußeren Verhältnissen vor sich gegangen seien und daß sich deutlich zeigen lasse, wie das für Mortillets Chelléen typische Gerät, der rohe, mandelförmige Keil, sich während aller drei Perioden Mortillets dauernd erhalte und nur eine fortschreitende Entwicklung zu feineren Formen erfahre. Selbstverständlich handelt es sich bei dieser Periodenaufstellung überhaupt nicht um ein inhaltsloses Schema, sondern um die Darstellung eines tatsächlichen Kulturstandes.

Auf der zweiten Stufe, dem Solutréen, zeigt sich eine weitere Vervollkommnung und insbesondere eine weitergehende Differenzierung der Steingeräte und gleichzeitig betätigt sich eine auf solch tiefer Stufe überraschende Neigung und Befähigung zur Rundbildnerei. Auch die äußeren Verhältnisse haben sich gründlich geändert, indem anstatt der mehr südlichen Tierformen, welche die erste Periode charakterisieren, nunmehr wesentlich nördliche Formen, und zwar vorwiegend Mammut und Pferd in Beziehung zum Menschen kommen.

sowie nun auch an die Stelle des schon durch seine äußere Erscheinung als tieferstehend erkennbaren Menschen der Neandertaler-Rasse eine neue, vollkommenere Rasse auf den Schauplatz tritt. Wurden in der früheren Periode von der Natur geschützte Örtlichkeiten, in Österreich die Höhlen bei Stramberg in Mähren und bei Krapina in Kroatien aufgesucht, so siedelt man jetzt im Freien hinter Windschirmen oder unter Laubdächern. Der ganze Verlauf dieser Periode fällt in die Zeit der Lößbildung, so daß ihre Reste hauptsächlich im Löß eingebettet, wie z. B. bei uns in Předmost, Brünn, Joslowitz, Stillfried, Krems, Zeiselberg, Willendorf, Aggsbach, bei Rakonitz und bei Prag gefunden werden.

Die letzte paläolithische Stufe, das Magdalenien, ist durch eine weitere Entwicklung, insbesondere der aus Knochen verfertigten Werkzeuge, durch die Abwendung von der Rundbildnerei und Zuwendung zur Umrißzeichnung auf Kleingerät und im großen Maßstabe auf den Höhlenwänden, sowie durch eine abermalige Umgestaltung der äußeren Verhältnisse gekennzeichnet, indem nun wesentlich das Renntier den Hauptbestandteil der menschlichen Nahrung liefert. Diese letztere Tatsache soll im Zusammenhange mit dem Eintritt eines kälteren Klimas stehen, was durch den weiteren Umstand bestätigt wird, daß sich nun die Menschen in Höhlen zurückziehen, wie denn auch in Österreich nunmehr ihre Überreste nur in Höhlen gefunden werden, so in der Gudenushöhle in Niederösterreich und in zahlreichen Höhlen in Mähren.

Dem Chelléo-Mousterien sind eine oder zwei Eiszeiten vorangegangen, vom Solutréen ist es, so wie dieses vom Magdalenien, abermals durch eine Eiszeit getrennt, aber während die beiden ersten Perioden in volle Zwischeneiszeiten fallen, fällt nach Hoernes das durch Renntier und Höhlenwohnungen gekennzeichnete Magdalenien nicht in die volle Nacheiszeit, sondern in eines der Rückfallstadien, welches nach Penck die letzte große Vergletscherung auf ihrem Rückzuge durchzumachen hatte.

Einige Forscher nahmen an, daß während der Eiszeiten eine vollständige Vernichtung der jeweiligen Faunen und Floren der Zwischeneiszeiten in Europa eingetreten sei, und andere sind demzufolge der Ansicht, daß nach jeder Eiszeit eine neue Menschenrasse in Europa eingezogen sei, was sich auch durch die charakteristischen Merkmale ihrer körperlichen Überreste kundgebe. Hoernes geht zwar nicht in allem so weit, indem er eine Fortdauer der Lebewelt im südlichen und westlichen Frankreich nicht ausschließt, aber er nimmt doch an, daß die Eiszeiten wenigstens in Deutschland, Österreich und den anderen nördlichen Ländern mit voller Wirksamkeit eingesetzt und in bezug auf die menschliche Besiedlung einen Hiatus geschaffen haben. Was im besonderen die Zeit zwischen dem letzten Abschnitte der paläolithischen Periode und der neolithischen betreffe, so müsse gesagt werden, daß, wenn schon beide Perioden kein zeitlicher Hiatus scheide, die paläolithische Kultur auch dann, wenn zugegeben werde, daß in ihren jüngeren Abschnitten, dem Azylien und Arisien, mit ihren Spuren von Getreidebau und Viehzucht eine hohe Stufe erreicht wurde, in ihrem Wesen doch nicht so beschaffen sei, daß sich aus ihr die unvergleichlich höhere neolithische Kultur entwickelt haben könne. Wenn endlich auf der Campinienstufe Frankreichs und Italiens eine zeitliche Berührung der paläolithischen und neolithischen Kultur nicht im vorhinein für ausgeschlossen erklärt werde, so fehlen doch alle Belege dafür, daß hier ein schrittweiser Übergang von der älteren zur jüngeren stattgefunden habe, und man könne nur annehmen, daß die paläolithischen Menschen von der über Italien oder über die Balkanhalbinsel hereingekommenen neolithischen Kultur überflutet worden und in ihr aufgegangen sind.

Es ist begreiflich, daß auf einem noch nicht lange bebauten wissenschaftlichen Felde, auf dem außer der prähistorischen Archäologie noch Anthropologie, Paläontologie, Geologie, Klimatologie mitzusprechen haben, die Lehrmeinungen auseinandergehen, und so werden Hoernes' Aufstellungen anderorts, namentlich in Frankreich, wahrscheinlich nicht ohne Widerspruch bleiben. Dieser Widerspruch wird sich einesteils gegen die Umgestaltung des Systems Mortillets, anderenteils gegen die Ablehnung des entwicklungsgemäßen Zusammenhanges des Magdalenien mittels des Azylien, Arisien und Campinien mit der neolithischen Kultur richten.

Wenn ich meine Anschauung beifügen darf, so muß ich dem Verfasser in der Hauptsache, nämlich in der strengeren Gliederung des Systems Mortillets, unbedingt beipflichten. Die von Hoernes beigebrachten Gründe sind überzeugend, und es ergibt sich in der Tat nichts, was uns zur Annahme zwingen könnte, daß zwischen dem Chelléen und Acheuléen oder zwischen diesem und dem Mousterien neue Menschen hereingekommen oder die Existenzbedingungen auf eine neue Grundlage gestellt worden sind, so wie es sich zwischen dem Mousterien und dem Solutréen nachweisen läßt.

Nicht zu überzeugen vermochte mich dagegen der Verfasser bei seiner Ablehnung des entwicklungsgemäßen Überganges der paläolithischen Kultur in die neolithische auf dem Boden des südlichen Europas selbst, beziehungsweise in Frankreich, Spanien und Italien. Ich möchte diesfalls hervorheben, daß schon im Solutréen ein ganz bedeutender Fortschritt in der Herstellung und in der Mannigfaltigkeit der Feuersteingeräte unverkennbar ist, was auf die geistige Hebung zurückschließen läßt. Einzelne Lorbeerblatt- und Lanzenspitzen und die sogenannten pointes à cran (wie z. B. in Gabr. und A. Mortillets Musée préhist., Tafel XVI, Abb. 92; Tafel XVII, Abb. 97, 98, 101, 102, 105; Tafel XVIII, Abb. 106, 109, 112, 116, 117; Tafel XXIX, Abb. 216, 217; Hoernes im vorliegenden Werke, Abb. 11/ò) lassen sich wenigstens annähernd auch vollkommeneren

neolithischen Feuersteinartefakten des Nordens vergleichen, und ich zweifle, daß unter den neolithischen Feuersteinartefakten Frankreichs mit Ausnahme der Pfeilspitzen und Beile wesentlich bessere Leistungen nachgewiesen werden können. Im Magdalenien ist insbesondere eine lebhafte Entwicklung in der Verarbeitung von Knochen und Gehörn zu verzeichnen, und ich weiß nicht, ob der große Fortschritt, der sich beispielsweise in der über das ganze europäische Gebiet des Magdalenien ausgebreiteten Erscheinung eines recht unscheinbaren Gerätes, nämlich der vollkommenen Nähnadel mit oft recht feinem Öhr ausspricht, auch als ein Zeichen sich erhebender Kultur je in vollem Maße gewürdigt worden ist.

Eine ganz besondere Bedeutung haben die Zeichnungen, welche die Menschen dieser Zeit auf Kleingerät und auf den Wänden ihrer Höhlenwohnungen hinterlassen haben. Ich erwähne sie hier nicht als Zeugnis des künstlerischen Empfindens und Könnens und als ein Zeichen des geistigen Fortschrittes, sondern weil sie nach der Meinung namhafter Gelehrter den Schluß gestatten, daß man damals schon mit der Zähmung der Haustiere begonnen und insbesondere das Pferd, wenn auch nur im halbzahmen Zustande, in großen Herden gehalten habe. In den jüngeren Abschnitten des Magdalenien stoßen wir endlich auf die Bekanntschaft mit Weizen und Gerste. Daß derlei Reste bis jetzt nur sehr spärlich nachgewiesen sind, hindert bei der leichten Vergänglichkeit der Pflanzenreste nicht den Schluß auf allgemein geübten Getreidebau. Es würde sehr sauer werden, wenn man in jedem der mehr als hundert abgekommenen Dörfer Niederösterreichs den Ackerbau durch Überreste aus dem Boden nachweisen müßte.

Gegenüber solchen Tatsachen kommt die Lücke, die vielleicht jetzt noch zwischen dem Steingerät des Campinien und der jüngeren Steinzeit besteht, nicht mehr in Betracht; jeder nächste Tag kann sie schließen. Übrigens darf jetzt schon einerseits auf die geschliffenen Tranchets in Frankreich, anderseits auf die eigenartige Töpferei in den Affaldsdyngern Dänemarks, in denen noch das ungeschliffene Tranchet typisches Werkzeug ist, aufmerksam gemacht werden, und ich weiß nicht, ob sich unser Urteil nicht sofort den Ansichten der französischen Forscher anschließen würde, wenn wir alle schon aufgebrachten Belege dafür in unmittelbarer Anschauung vor uns liegen hätten, und Hoernes gibt selbst zu, »daß es nicht ganz leicht ist, das Campinien und die Epoque de la pierre polie überall auseinanderzuhalten und die Typen des ersteren als die älteren zu erkennen«.

Man wird vielleicht auf die Eiszeit verweisen, die sich zwischen das Magdalenien und selbst noch das Campinien einerseits und die neolithische Zeit anderseits eingeschoben habe und beide auseinanderhalte. Allein ich glaube, daß man den Einfluß der großen Vergletscherungen im allgemeinen viel zu hoch anschlägt. Eine Art Eiszeit besteht ja bekanntermaßen auf der Südhälfte der Erde, der Tasman-Gletscher auf der in der subtropischen Zone gelegenen Insel Neuseeland ist 16 englische Meilen lang und am Ende $1^3/_4$ Meilen breit und dicht am Ausgang des Franz Josephs-Gletschers gedeihen, 700′ über dem Meere, Baumfarren, Pinusarten und die gegen Kälte so empfindlichen Fuchsien in furchtloser Nähe, während die großen Gletscher der Südspitze Amerikas zwischen üppigen, immergrünen Wäldern endigen. Das von Gletschern am dichtesten besetzte Gebiet Tirols um die Ötztaler Ferner zeitigt in seinen heißen Tälern das edelste Obst und feurigen Wein. Ich gebe zu, daß diese Vergleiche nicht ganz zulässig sind, allein, muß es nicht doch Bedenken erregen, wenn wir sehen, daß gerade die dem Magdalenien angehörige Ansiedlung von Schussenried sich auf einer Moräne befindet und die gleichzeitigen Höhlenwohnstätten im Keßlerloch und in der Freudentaler Höhle sowie jene am Schweizersbild überhaupt im Gebiete eiszeitlicher Gletscher liegen? War es den Menschen des Magdalenien möglich, sich am Fuße der Alpen, in so beängstigender Nähe des Gebirges anzusiedeln, von wo aus die großen Gletscher nach allen Seiten ausströmten, so muß, wenn diese Periode überhaupt in eine Eiszeit oder auch nur in eines ihrer Rückfallstadien fällt, der Einfluß hier im nahen Vorlande der Alpen nicht so bedeutend gewesen sein, um so weniger wird er in West- oder Südfrankreich eine merkbare Störung auf den Entwicklungsgang ausgeübt haben.

Dort, im Süden Frankreichs, in Spanien, in Italien, war die Natur überhaupt reicher ausgestattet, und wenn nicht von dort, so kamen Nährpflanzen und Haustiere doch vom benachbarten Afrika, und gerade der Getreidebau und die Aufnahme von Haustieren in den eigenen Haushalt, wovon wir ja die Spuren in den letzten Abschnitten des Magdalenien finden, konnten und mußten zur weiteren Entwicklung und gewiß auch zur Vervollkommnung der Werkzeuge führen.

Hoernes hat die im Vorworte seines Buches als Beweisthese vorangeschickte Aufstellung dreier Stufen des paläolithischen Zeitalters als richtig erwiesen, daß ich gegen eine andere Aufstellung, gegen die eines Hiatus zwischen diesem und dem neolithischen Zeitalter oder, deutlicher gesagt, gegen die Annahme eines innerlichen Gegensatzes zwischen beiden Kulturen meine Bedenken ausgesprochen habe, darf den hohen Wert seines Buches nicht beeinträchtigen; mit haltlosen, alsbald von selbst zerfallenden Meinungen beschäftigt man sich ja nicht lange. Und so hat mir das Buch selbst die dankenswerte Anregung zu diesen wenigen Bemerkungen gegeben, der ich um so lieber gefolgt bin, als es sich um eine der wichtigsten Fragen in der gesamten prähistorischen Archäologie, um den Zusammenhang der paläolithischen und neolithischen Kultur handelt.

Die Leser dieser Zeilen mögen nicht fürchten, daß das Hoernessche Buch nichts als polemische Erörterungen enthalte; das ist nun keineswegs der Fall, vielmehr werden diejenigen, welche sich über das paläolithische Zeitalter eingehend unterrichten wollen, in dem Buche nicht bloß eine sorgfältige, doch maßvolle Kritik, sondern wirklich auch einen wohlgeordneten Bericht über eine Fülle positiver Tatsachen finden, vorgetragen in gewandter, formschöner Sprache und veranschaulicht durch zahlreiche und klare Abbildungen. Dieses Buch, bis jetzt einzig in seiner Art, sei hiermit bestens empfohlen. M. Much.

36.

Forrer, Dr. R.: Bauernfarmen der Steinzeit von Achenheim und Stützheim im Elsaß. Ihre Anlage, ihr Bau und ihre Funde. Straßburg, Verlag von Karl J. Trübner, 1903.

Daß man im neolithischen Zeitalter nicht mehr wie früher in Höhlen oder unter Laubdächern gewohnt, sondern dauernde und einen besseren Schutz gewährende Bauwerke zu diesem Zwecke aufgeführt hat, ist eine längst bekannte Sache. Über ihre Beschaffenheit haben uns insbesondere die Pfahlbauforschungen Aufklärungen gebracht und aus den gleichartigen Überbleibseln anderwärts, namentlich aus dem hartgebrannten Wandbewurf mit dem Abdruck von Flechtwerk, von unbehauenen und behauenen Stämmen haben wir auf ähnliche Verhältnisse in den Ansiedlungen auf dem festen Lande geschlossen. Es hat aber noch lange gedauert, bis man erkannt hat, daß die unzähligen und vielgestaltigen Gruben, die als Abfall-, Getreide-, Vorrats-, Trichtergruben und selbst als Gräber gegolten haben, in vielen, ja vielleicht in den meisten Fällen einen wesentlichen Bestandteil des prähistorischen Hauses gebildet haben.

Die von M. Wosinsky durchgeführten Ausgrabungen in Lengyel, ganz insbesondere die durch Schliz und Köhl angestellten Untersuchungen haben uns vielfache Einblicke in dieser Richtung eröffnet. Neuestens hat R. Forrer zu Achenheim und Stützheim im Elsaß einschlägige Forschungen gemacht, die ebenfalls zu dankenswerten Ergebnissen führten. Auch er konnte wie Schliz eine Art Herrenhaus feststellen, dessen Untergeschoß im Boden vertieft und mit deutlicher Eingangsrampe, mit ausgesparten Bänken, Herd- und Vorratsgruben versehen war, über dem sich aber sehr wahrscheinlich noch ein durch Balken getragenes Obergeschoß erhoben hat. In der Nähe befinden sich kleinere Gebäude, die als Wohn- und Arbeitsräume und wohl auch als Ställe gedient haben, denn es fehlt auch der Misthaufen nicht. Forrer schließt auf den Bestand eigener Frauenhäuser, wo sie webten, spannen und schliefen, und auf eine getrennte Unterbringung der Geschlechter.

Auffallend findet Forrer die große Übereinstimmung der von ihm untersuchten Wohnstätten mit dem griechischen Hause Homers. Wir finden da wie dort ein besonderes Herrenhaus, ein Frauen- und Arbeiterhaus, da wie dort gestampften Estrich, den Herd mit der Feuerbewahrgrube, den Misthaufen und die um das Ganze gelegte Umzäunung. Auch in den alten Berichten über die Häuser der Phrygier, Skythen, Germanen, Belgen findet Forrer viele verwandte Züge.

Die von dem Verfasser untersuchte Ansiedlung hat wahrscheinlich die neolithische Zeit überdauert und ist dann allmählich verfallen.

Bemerkenswert ist, daß in derartigen Wohnhäusern das Untergeschoß oft als Grabstelle benützt worden ist; ob das in längst verlassenen oder zur Zeit des Todesfalles noch benützten und dann preisgegebenen Wohnstätten geschehen ist, wird erst durch spätere Funde nachzuweisen sein.

Zahlreiche Abbildungen, denen allerdings ein etwas größerer Maßstab zu wünschen wäre, erläutern den Text.

Die Forschungsergebnisse des sehr fleißigen Verfassers zeigen aufs neue, wie wichtig es ist, die alten Abfallgruben, Trichtergruben und wie sie sonst heißen mögen, »nicht bloß auf ihren Inhalt, sondern auch auf ihre Lage, ihre Profile, ihre Grundrisse und auf andere Terrainerscheinungen zu prüfen, und wie wertvolle Aufschlüsse noch die Bodenforschung zu bieten bestimmt ist«. M. Much.

37.

Die Altertümer unserer heidnischen Vorzeit. Nach den in öffentlichen und Privatsammlungen befindlichen Originalen zusammengestellt und herausgegeben von der Direktion des Römisch-Germanischen Museums in Mainz. Bd. V, 1. Heft. Mainz 1902, Verlag von Viktor von Zabern.

Es ist überflüssig, noch ein Wort über den Wert dieses ausgezeichneten Sammelwerkes zu sagen; jeder von uns hat ihn bei seinen eigenen Arbeiten empfunden und lernt ihn immer aufs neue schätzen, wenn er sieht, wie oft andere aus dem Werke schöpfen und sich darauf berufen. Wie sehr es auch anderwärts gewürdigt wird, bezeugt die Tatsache, daß eine große Zahl ihm entnommener Tafeln im Stiegenhause des

Museums zu St. Germain en Laye zur Ansicht ausgestellt ist, und das will viel sagen. Es erübrigt daher nur noch, auf die im neuen Bande eingetretenen Änderungen aufmerksam zu machen.

Zu allererst fällt auf, daß von den darzustellenden Gegenständen nun nicht mehr Handzeichnungen gemacht und diese vervielfältigt werden; man hat, wie es schon im IV. Bande eingeleitet wurde, auch hier die Photographie zu Hilfe gerufen. Konnte man, ehe man Proben gesehen, der Neuerung etwas mißtrauisch gegenüberstehen, so zeigen die mittels Heliogravüre hergestellten Abbildungen, daß das Beste geleistet ist, was geleistet werden kann, und gleich ein Blick auf die erste Tafel überzeugt von dem damit gemachten Fortschritt. Die hier dargestellten Gefäße bieten sich mit solcher Naturtreue dar, als ob sie in Wirklichkeit vor uns stünden. Welchen Wert eine so klare Wiedergabe für die Beurteilung nicht nur der Form, sondern ganz insbesondere der Dekoration, ja zuweilen des Gefüges der Gegenstände hat, braucht nicht näher ausgeführt zu werden.

Auch der im vorliegenden Hefte von K. Schumacher und L. Lindenschmit bearbeitete Text zeigt eine durchgreifende Änderung, nämlich eine ansehnliche Erweiterung, die wir im Gegensatze zu der früheren oft allzu strengen Knappheit mit Freuden begrüßen. Es ist kein Zweifel, daß selbst die getreueste Zeichnung nicht immer alles bieten kann, was zu wissen notwendig oder wünschenswert ist, weshalb eine kurze Angabe der Fundumstände, des Fundinventars und insbesondere ein Verweis auf gleichartige oder erklärende Funde stets dankbar entgegengenommen werden wird.

Einen längst gehegten Wunsch erfüllt die von P. Reinecke bearbeitete Beilage zum I. bis IV. Band, die dazu bestimmt ist, Berichtigungen ungenauer Fundangaben und Nachträge zum Text dieser Bände zu bringen. Wir dürfen erwarten, daß dadurch allmählich nachgeholt werden wird, was anfangs versäumt wurde.

Ich glaube, daß damit alles, was notwendig war, geschehen ist, um das uns so wertvolle Unternehmen bei dem mehr und mehr sich geltend machenden Wettbewerb auf der Stufe ersten Ranges zu erhalten.

M. Much.

38.

Social Origins by Andrew Lang, Primal Law by J. J. Atkinson. London 1903.

In dem vorliegenden Bande bringt der geistvolle Ethnologe Andrew Lang eine Studie seines verstorbenen Vetters J. J. Atkinson an die Öffentlichkeit, betitelt »Primal Law« — was wir etwa durch »das Urgesetz« wiedergeben können. Lang hat diese Arbeit seines Vetters nicht nur mit einer Anzahl von Bemerkungen begleitet, sondern auch — angeregt durch dieselbe — ihr eine größere Studie über die Anfänge der gesellschaftlichen Ordnung — Social Origins — vorangeschickt, die auf den doppelten Umfang der Atkinsonschen Untersuchung angewachsen ist. Das Ganze hat er dann noch durch eine Introduction und einen Index vervollständigt.

Atkinson war nicht eigentlich ein Gelehrter, wohl aber ein beobachtender und selbständig denkender Mann, der sich über manches seine eigenen Theorien zurechtlegte. Er lebte etwa ein Vierteljahrhundert in praktischer Tätigkeit auf seinen Besitzungen in Neu-Kaledonien und lernte durch langjährige Anschauung Leben und Sitten der dortigen Eingebornen wie auch das Tierleben kennen. Die Gesetze strenger sexueller Vermeidung (avoidance), die ihn bei den primitiven Völkern frappierten und die sich namentlich in frühzeitiger Absonderung der Brüder und Schwestern äußerten, mit dem Gesetze der Exogamie kombiniert, führten ihn zu seiner Theorie vom »Urgesetz«.

Er beobachtete im Leben gewisser halbwilder Tiergruppen — Rinder, Pferde u. dgl. — die Ausschließung der jüngeren männlichen Mitglieder, infolge der Eifersucht des die Herde beherrschenden Bullen oder Hengstes. Etwas Entsprechendes nimmt er für die Menschen, ehe sie Menschen wurden — für den Homo Alalus, den ich Untermenschen nennen möchte — ebenfalls an und sucht den Keim aller menschlichen Gesittung in einem Urgesetz, durch welches dieser Zustand abgelöst und in einen höheren und besseren verwandelt wurde.

Das Verbleiben der Knaben und Jünglinge in der Gemeinschaft, das vor allem die mütterliche Liebe forderte, wurde nun dadurch möglich gemacht, daß ihnen die strengste sexuelle Vermeidung von Schwester und Mutter auferlegt ward, gegenüber denen der Vater sein Gattenrecht behauptete. Damit geschah der Eifersucht dieses letzteren Genüge und die Gemeinschaft wurde durch die Anwesenheit der jungen männlichen Genossen in ihrer Leistungs- und Verteidigungsfähigkeit wesentlich gekräftigt. Es resultierte daraus weiter die Exogamie, denn nur aus anderen Gemeinschaften konnten sich nun die Jünglinge Frauen schaffen, respektive rauben. In diesem Waffenstillstand zwischen Vater und Söhnen, der notgedrungenen Unterscheidung zwischen Weib und Weib sieht Atkinson das Urgesetz, den ersten Anfang aller sozialen Ordnung, die er in einigen Punkten dann weiter zu entwickeln sucht.

Lang steht nicht, wie sein Vetter, auf dem Standpunkte der Deszendenztheorie, berührt sich aber vielfach mit dessen Ansichten von den Urzuständen der Menschheit. Namentlich legt auch er auf den Faktor

der väterlichen Eifersucht ein bedeutendes Gewicht. In seinen interessanten Ausführungen tritt die Behandlung des Totemismus bedeutsam hervor. Er teilt die modern gewordene Überschätzung desselben nicht, kritisiert mit Schärfe die früheren Ansichten, so auch diejenigen von Sir John Lubbock, und bringt interessante Parallelen zu den Totemnamen aus dem Gebiete einiger Kulturvölker bei. Ob freilich alle Totemnamen auswärtigen Ursprunges, d. h. den betreffenden menschlichen Gemeinschaften ursprünglich durch andere, Fremde beigelegt sein dürften, möchte ich doch noch dahingestellt sein lassen. Auf keinen Fall aber darf noch ferner mit Sir John Lubbock Totemismus und Naturverehrung einfach zusammengeworfen werden. L. S.

39.

Stassoff, W.: Miniatiury niekatorych rukopisiej (Die Miniaturen einiger byzantinischen, bulgarischen, russischen, dschagataischen und persischen Handschriften). Petersburg 1902.

Daß die Miniaturen und Illuminationen der mittelalterlichen Handschriften oft einen reellen, ethnographischen Wert besitzen, ist seit langem festgestellt. Herr Stassoff hat demnach sehr recht gehabt, einige wenig beachtete slavische und orientalische Manuskriptminiaturen in dieser Richtung hin untersucht zu haben.

Unter den byzantinischen Handschriften ist es das »Menologion Basil des Zweiten«, welches ihn angezogen hat. Es enthält einige recht interessante Beiträge zur Kostümkunde der Bulgaren im X. Jahrhundert.

Nicht weniger interessant in dieser Beziehung ist die »Manassische Handschrift«. Es ist dies eine versifizierte Weltgeschichte, von Konstantin Manassia im XII. Jahrhundert verfaßt. Das Original ist griechisch, im XIV. Jahrhundert aber wurde es ins Bulgarische übersetzt und mit zahlreichen Miniaturen ausgeschmückt.

Stassoff prüft darin hauptsächlich jene Zeichnungen, welche sich auf Russen und Bulgaren beziehen. Sie sind für den Geschichtsschreiber der Kostümkunde wie überhaupt der Archäologie dieser zwei Völkerschaften von Bedeutung.

Dankenswert sind auch die Stassoffschen Beiträge zur Kenntnis der orientalischen Miniaturen. Der Verfasser hebt das ethnographische Interesse der dschagataischen (turkestanischen) Handschrift aus dem XVI. Jahrhundert, »Tewarik Guzide« betitelt, hervor. Sie enthält fünfzehn Zeichnungen, welche insbesondere das mongolische Hofleben recht gewissenhaft und künstlerisch veranschaulichen.

Das Buch schließt mit einem kurzen Überblick der Miniaturen der persischen, in der Pariser Bibliothèque Nationale aufbewahrten Handschrift: »Die Geschichte der persischen Mongolen.« Sie kommt aus dem XIV. Jahrhundert, ihr Verfasser war Raschid-Eddin.

Der Stassoffsche Text wurde außerdem mit 96 Illustrationen sowie sieben vortrefflichen Tafeln ausgestattet. Die drei ersten Tafeln, der Manassischen Handschrift entlehnt, wurden vom polnischen Maler Wilhelm Kotarbiński ausgeführt. Ich gestehe, nicht zu begreifen, warum Stassoff ihn wie den Verfasser der besten Arbeit über die Manassische Handschrift, den polnischen Domherrn Bobrowski (welcher seine Arbeit polnisch geschrieben hat), zu den Russen zählt? Dieser russifizierende Eifer paßt zum wissenschaftlichen Werke nicht, und aus diesem Grunde erheben wir dagegen Einspruch.

Paris. Dr. W. Bugiel.

40.

Annandale, Nelson and Robinson, Herbert C.: Fasciculi Malayenses. Anthropological and zoological results of an expedition to Perak and the Siamese Malay States, 1901/02. Anthropology Part. I. 180 S. 4°, 18 Tafeln. London, Longmans, Green & Co.. 1903. Preis: 15 sh net.

Der vorliegende erste Band dieser schönen Publikation enthält vorerst Beiträge zur Kenntnis der Sĕmang- und Sakai-Stämme, der Küstenbevölkerung von Trang und der Perak-Malaien, in denen sich, von ausgezeichneten Illustrationen begleitet, wichtige Daten zur Somatologie und Ergologie kleinerer Beobachtungsgruppen finden, mit präziser Angabe des Beobachtungsortes, was bei den komplizierten ethnographischen Verhältnissen der Halbinsel von besonderer Wichtigkeit ist. Dann wird ausführlich über Glauben, Magie und verschiedene Bräuche der Patani-Leute gehandelt, in einer Weise, die in der Literatur über diese Stämme noch nicht zu verzeichnen war — die Beobachtungen Stevens' beziehen sich meist auf andere Dinge.

Genaue Maßtabellen über 137 Einzelmessungen und Beschreibung des Skelettmaterials der Expedition ergänzen die im ersten Teil gegebenen allgemeinen somatologischen Angaben.

Wir sehen mit Vergnügen den folgenden Bänden dieser wertvollen Veröffentlichung entgegen. [1])

L. B.

41.

Mead, Charles W.: The Musical Instruments of the Incas. Published by the American Museum of Natural History as Supplement to the American Museum Journal. July 1903, vol. III, No. 4.

Man wird die musikalische Ethnologie und Archäologie bald eine ausschließlich amerikanisch-englische Wissenschaft nennen können. Alljährlich erscheinen in Amerika eine Anzahl größerer und kleinerer Abhandlungnn über Musik und musikalische Instrumente der eingeborenen Stämme, und jedesmal wird dabei ein neues, interessantes Streiflicht auf ihre alte Kultur geworfen. In Europa hingegen gibt es noch immer »Gelehrte«, die, ohne Gefahr zu laufen sich lächerlich zu machen, erklären können, daß von ethnologischen Forschungen kein wesentlicher Vorteil für die Musik erwachse. Auf ähnliche Art hat bekanntlich der Fuchs in der Fabel von den Trauben, die zu erreichen er zu schwach war, erklärt, sie seien zu sauer. Wie so viele Arbeiten der Amerikaner gibt auch die Meads den Beweis, daß auf dem Gebiete prähistorischer Archäologie auch für die Musik noch immer etwas zu holen ist. Wie die ursprünglichen Melodien der Incas geklungen haben, davon wissen wir allerdings so gut wie nichts. Sie besitzen zwar einige Gesänge, von denen sie behaupten, sie seien seit undenklichen Zeiten unverändert erhalten worden, aber diese Behauptung ist ebenso zweifelhaft, als die Quelle der alten Lieder unbestimmt ist. Sehr früh wurden Neger in die spanischen Kolonien eingeführt, und zur Zeit, als Garcilasso Peru verließ (1560), gab es dort schon Indianer, die Musik von Noten spielen konnten.

Interessantere Aufschlüsse erhalten wir über die Musikinstrumente. Pfeifen, Trommeln, Glocken, Ratteln, Panpfeifen, Flöten, Pfeifen mit größerem Resonanzkörper von tierischer oder menschlicher Form (ähnlich der Okarina), Trompeten kommen in zahlreichen, abgebildeten Exemplaren vor. Bekannte Typen kehren wieder, so namentlich bei den Knochenpfeifen mit dem charakteristischen Einschnitt, der das Anblasen ermöglicht. Am interessantesten sind die als Pfeifen dienenden Wasserflaschen. Zwei solche Flaschen, durch eine kommunizierende Röhre verbunden, werden halb mit Wasser gefüllt. Schwingt man die Flaschen so, daß die eine höher, die andere tiefer zu stehen kommt, so ändert sich der Wasserstand in ihnen und treibt die Luft aus einer der Flaschen durch ein Loch heraus. Dabei entsteht ein pfeifender Ton.

Mead bestreitet meine Ansicht, daß die Knochenpfeife, nicht die Trommel, das erste Instrument gewesen ist, es kämen auf den Töpferwaren der Inkas zahlreiche Abbildungen von Trommeln vor. Das ist wohl richtig, beweist aber keineswegs, daß die Trommel früher dagewesen sei als die Knochenpfeife.

Die Untersuchung über die Skala erklärt Mead für noch nicht abgeschlossen. Es sind meist fünfstufige Skalen, aber auch zahlreiche Ausnahmen vorhanden. Es wundert mich, daß er der Ansicht Raum gibt, die fünfstufige Skala bezeichne ein bestimmtes Stadium in der Entwicklung der Skala, und daß er Krehbiel (in der New York Tribune) als den Autor dieser Theorie angibt. Tatsächlich ist sie lange vor Krehbiel von Karl Engel vertreten worden, aber in dieser Form seither schon längst widerlegt, namentlich von Captain Day (On Indian Music).

Saiteninstrumente kommen bei den Inkas nicht vor, und Mead stimmt mit Morse, Mason und Balfour überein, wenn er ihr Vorhandensein in der Zeit vor Kolumbus auf dem ganzen amerikanischen Kontinent für nicht erwiesen erklärt. Um so interessanter wäre es gewesen, wenn sich Mead mit den Gründen beschäftigt hätte, die ein Anhänger der gegenteiligen Ansicht anführte, daß auch vor Kolumbus Saiteninstrumente zu finden seien. Ein solcher war unter andern M. H. Saville im American Anthropologist, September 1898. In seiner Abhandlung finden wir Anhänger und Gegner der Theorie vom Auftreten der Saiteninstrumente in Amerika vor Kolumbus, während Mead nur die Gegner erwähnt.

Im übrigen aber kann nicht verschwiegen werden, daß Mead hochinteressante Details über Musikinstrumente der Inkas bekannt gemacht hat. Seine Abhandlung gewinnt durch die prächtigen Illustrationen (eine bekannte Meisterleistung der Amerikaner) an Wert.

Richard Wallaschek.

42.

Semon, Richard: Im australischen Busch und an den Küsten des Korallenmeeres. Reiseerlebnisse und Beobachtungen eines Naturforschers in Australien, Neu-Guinea und

[1]) Eine ausführliche Inhaltsangabe ist in den Mitteilungen der k. k. geographischen Gesellschaft, 1903, Heft 11 und 12, zu finden.

den Molukken. Zweite, verbesserte Auflage. Mit 86 Abbildungen und 4 Karten. Leipzig, Wilh. Engelmann, 1903. XVI, 565 S. 8°. Preis: 15 Mk.

Bereits die erste Auflage dieses schönen Werkes ist in diesen »Mitteilungen« gewürdigt worden. Wir können daher auf diese Besprechung (im XXVI. Bande) hinweisen, da die Anlage des Buches sich nicht verändert hat. Die Fortschritte in der naturwissenschaftlichen Kenntnis der bereisten Länder seit Erscheinen der ersten Auflage sind berücksichtigt, dagegen die zoogeographischen Exkurse wesentlich gekürzt. Das den Ureinwohnern Australiens gewidmete Kapitel ist unverändert gelassen. Es soll nach des Autors eigenen Worten »bloß dem Leser ein anschauliches Bild einer der niedersten Menschenrassen vorführen, erhebt aber nicht den Anspruch, den Gegenstand in erschöpfender Weise nach Art einer Monographie zu behandeln«. Und dieser Zweck ist jedenfalls in ausgezeichneter Weise erfüllt; zum großen Teile beruht es ja auf eigener Anschauung; zur Erkenntnis von Details, insbesondere des geistigen Kulturlebens, kann aber ein Aufenthalt von nicht ganz dreiviertel Jahren nicht genügen, und da der Verfasser ein abgerundetes Bild geben wollte, mußte er auch andere Quellen heranziehen. Allerdings hätte eine Nennung derselben und auffällige Trennung des Selbstgesehenen von Fremdem nicht geschadet. Bei der Revision des Kapitels über Neu-Guinea stand dem Verfasser Dr. Otto Finsch, der erste deutsche Erforscher und hervorragende Kenner des Landes, zur Seite. Das in diesem Kapitel Gebotene ist daher absolut zuverlässig; nur mit der Ansicht des Verfassers, daß die Polynesier vielleicht als ein Produkt der papuanischen, malaischen und anderer Rassen betrachtet werden könnten, einer schon von Wallace geäußerten Vermutung, vermag sich Referent, und mit ihm wohl sehr viele, nicht einverstanden erklären. Der Verfasser rechnet zu den Papuas auch die Bewohner der melanesischen Inseln: von diesen kann man nun gerade das Gegenteil behaupten; sie sind eine Mischung von Papuas und Polynesiern; aber die Polynesier sind wohl als ein von papuanischer Beimischung freies Element zu betrachten (abgesehen vielleicht von den Bewohnern der Niedrigen Inseln). Dies vermag jedoch dem wirklich fesselnd geschriebenen, lehrreichen Werke keinerlei Eintrag zu tun; es sei jedem aufs wärmste als genußreiche Lektüre empfohlen. L. Bouchal.

43.

Hagen, Hofrat Dr. B.: Die Gajo-Länder auf Sumatra. Sonderabdruck aus »Jahresbericht des Frankfurter Vereines für Geographie und Statistik 1901—1903«. Frankfurt a. M. 1903. 57 S. 8°. 2 Tafeln, 4 Karten.

In verschiedenen holländischen Journalen veröffentlichte Berichte von Teilnehmern an den Streifzügen holländischer Truppenkolonnen, die in den Jahren 1901 und 1902 das Ende des 30jährigen Atjehkrieges auf Sumatra herbeiführten, veranlaßten den Verfasser des vorliegenden Artikels, der selbst eine Reihe von Jahren auf Sumatra zugebracht hat, diese zerstreuten, geographisch und ethnographisch interessanten Daten zu sammeln — denn die Gajo-Länder sind noch eine völlige terra incognita — und mit den eigenen, in Sumatra über diese Länder und ihre Bewohner eingezogenen Erkundigungen zu vereinen.

Einer detaillierten geographischen Beschreibung des Landes, die durch die vier Kartenskizzen unterstützt ist, und aus welcher insbesondere die Neuentdeckung eines 17×4 *km* großen Hochsees, des Tawar-Sees, hervorgehoben sei, folgt eine 20 Seiten umfassende ethnographische Schilderung der Gajos. Sie sind nach dem Autor wie ihre Nachbarn, die Alas (gegen die Batak zu, und mit diesen), als prämalaische Urbevölkerung Sumatras zu betrachten, prämalaisch im Sinne des Autors, indem man darunter alle zeitlich vor den Küstenmalaien dagewesenen Elemente begreift — mag man nun diesen Küstenmalaien welche Herkunft immer beilegen, Verfasser betrachtet sie bekanntlich als Mischprodukt von Prämalaien, Vorderindiern, Chinesen und Arabern. Aber auch die Gajos (Alas, Batak) sind bereits mit Malaien gemischt, was sich im Vorkommen zweier verschiedener Gesichtstypen äußert. Eine Mittelform zwischen beiden stellt das beigegebene Brustbild eines Gajomannes dar. Die Gajos sind offene, biedere Ackerbauer und Viehzüchter (Pferde, Rinder und Schafe); sie wohnen in Geschlechterhäusern; hoch entwickelt ist die Töpferei, Mattenflechterei, Weberei, Holzschnitzerei und Schmiedekunst. Wir können nur bedauern, daß Abbildungen der vom Verfasser mitgebrachten Gajo-Ethnographika im vorliegenden Büchlein unterbleiben mußten; hoffentlich folgen sie recht bald nach. Die politische Organisation ist eine Stammes- oder Geschlechterorganisation, keine territoriale; zwischen zusammengehörigen Stämmen herrscht Heiratsverbot. In einem Stamm können indes mehrere Häuptlinge über Teile desselben selbständig herrschen. Neben dem reinen Patriarchat mit Frauenkauf gibt es auch eine matriarchale Eheform ohne Brautschatz.

Den Schluß der überaus inhaltsreichen Darstellung bildet ein gutes Wörterverzeichnis der Gajosprache, wie es Verfasser von drei Gajomännern, die in seinem Dienste gestanden, aufgenommen hat. Man sieht daraus (vgl. z. B. die Numeralia 7, 8, 9) die engere Zusammengehörigkeit der Sprache mit dem Batakischen und den diesem nahestehenden indonesischen Sprachen. L. Bouchal.

44.

Giuffrida-Ruggeri: Animali Totem e Animali Medicinali. Roma 1903. (Estratto dagli »Atti della Società Romana di Antropologia«, vol. IX, fasc. I—II.)

Eine hauptsächlich auf Beispiele aus dem alten und modernen Italien sich stützende Darlegung der Bedeutung der Tiere in der Volksmedizin. Reinachs Theorie über den Ursprung des Totemismus wird mit Recht abgelehnt; in der Tat läßt sich für die Richtigkeit der Lehre, wonach die Zähmung der Haustiere und der Anbau der Cerealien auf Totemismus zurückgehen, kaum ein einwandfreier Beweis führen. Dagegen ist nicht zu leugnen, daß der Totemismus noch kräftig in der heutigen Volksmedizin fortlebt. Dies erklärt sich ganz ungezwungen damit, daß die Totemtiere, nachdem sie im Laufe der Entwicklung der religiösen Vorstellungen aufgehört hatten Schutzgottheiten der Menschen zu sein, einfach zu Heilmitteln herabsanken, wobei jedoch stets die mit vielen absonderlichen Zeremonien verbundene und in eigentümlichen Formen sich vollziehende Anwendung des dem Körper des ehemaligen Totemtieres entstammenden Heil- oder Sympathiemittels den Konnex mit der ursprünglichen Funktion des betreffenden Tieres oft noch deutlich verrät.

Von den ehemaligen Totemtieren, welche heute in der italienischen Volksmedizin eine hervorragende Rolle spielen, sind der Wolf, das Huhn, die Gans, die Schlange und der Hund besonders zu erwähnen. Im übrigen weicht der italienische Volksglaube hierin nicht wesentlich vom deutschen und slavischen ab und ließe sich auch von dort eine reiche Sammlung von Parallelstellen zusammenbringen.

Horn (Niederösterreich). Dr. Rich. Lasch.

45.

Newell, William Wells: The legend of the Holy Grail and the Perceval of Chrestien de Troyes. [Papers reprinted from the Journal of American Folk-Lore. 1897, 1898 1899, 1902.] Cambridge, Mass., Charles W. Sever & Co. Leipzig, O. Harrassowitz, 1902. Gr. 8°, 94 S.

Wenige Sagen haben eine ähnliche literarische Bedeutung erlangt wie die Graalsage, welche durch ihr mystisches Gepräge nicht nur die Dichter alter und neuer Zeit anzog, sondern auch zu einem wahren Tummelplatz gelehrter Mutmaßungen wurde. Die heutzutage weit verbreitete Gestalt der Sage zeigt eine Verbindung von zwei verschiedenen Elementen, der Geschichte von dem heiligen Graal und jener von dem wallisischen Helden Perceval. Man spricht daher wohl besser von der »Sage von Parcival und dem heiligen Graal«. Der Graal (vom lateinischen gradale, Schüssel in Abstufungen) ist ursprünglich ein Wunschgefäß, welches seinen Besitzer durch wunderbare Speisung am Leben erhält. Er wurde frühzeitig mit jener Schüssel identifiziert, in welcher Josef von Arimathia das Blut des gekreuzigten Heilandes auffing. Auch die Abendmahlsschüssel und andere in der Bibel erwähnte Gefäße wollte man in ihm erkennen, bevor man ihn — im späteren Mittelalter — als einen vom Himmel herabgefallenen Stein bezeichnete. Bei einem so unbestimmten Gegenstand fehlte es bald nicht an den abenteuerlichsten symbolischen Deutungen. Parcival, der Graalsucher, der in törichter Schüchternheit eine wichtige und naheliegende Frage unterläßt, gehört dem in Sage und Literatur häufigen Typus des zum Bauern erzogenen Rittersohnes an, in welchem sich eines Tages das Heldenblut so ungestüm regt, daß er den Bauernkittel mit dem Panzer, den Spaten mit dem Schwert vertauscht und auf Abenteuer auszieht. In der Folge machte man aus ihm einen Helden von König Artus' Tafelrunde. Es ist charakteristisch, daß Parzival in der Sage stets als Walliser erscheint, da dieser Volksstamm in dem Rufe großer Albernheit stand. In seinem Namen (»Spring durchs Tal«) soll die Tatenlust des jungen Helden zum Ausdruck kommen. Eduard Wechssler hat in seinem Buche über die Graalsage (Halle 1898) gezeigt, wie die Abenteuer der Graalsuche auf den Walliser übertragen wurden, der diesen ursprünglich ganz fernestand.

Das älteste, uns erhaltene poetische Werk, welches diese Kombination aufweist, ist Chrestien de Troyes', im letzten Viertel des XII. Jahrhunderts verfaßte Dichtung »Perceval« (Le conte del graal), in welchem indes das Parzival-Element das andere noch bei weitem überwiegt. Immerhin bildet Chrestien die mittelbare Quelle von Wolfram von Eschenbachs »Parzival«, welchen Friedrich Schlegel die größte Dichtung des Mittelalters nannte, und auf welche Richard Wagner sein Bühnenweihfestspiel »Parsifal« gründete. Mit Recht stellt daher auch der jüngste Graalforscher, William Wells Newell, Chrestiens Gedicht in den Mittelpunkt seiner Darstellung, welche sich durch Klarheit und bisweilen auch durch Neuheit der Gesichtspunkte auszeichnet. Im Anschluß an Chrestien führt er den Leser in die Einzelheiten der späteren französischen Graalromane ein, und weist jedem seinen Platz in der Entwicklungsgeschichte der Graalsage

an. Seine Ausführungen bieten daher nicht bloß literarhistorisches, sondern auch folkloristisches Interesse. Abgesehen von dem seine Natur stets verändernden Graal bieten viele Details der Sage Gelegenheit zu vergleichenden Studien. Wir erwähnen z. B. die Ähnlichkeit der Parcival-Sage mit der (buddhistischen) Legende von Barlaam und Josaphat. Auch der christliche Erlösungsmythus hat zu der Entwicklung der Sage beigetragen (von Newell leider nicht berücksichtigt); ferner die schon erwähnte Albernheit der Walliser; die Bedeutung, welche Reden und Schweigen, das Stellen und Unterlassen der Frage in dieser Sage (wie auch in jener von Lohengrin) spielen, und manches andere, was zeigt, wie die Volksseele alten Gedanken stets neue Formen zu geben weiß.

Dr. Wolfg. v. Wurzbach.

SITZUNGSBERICHTE

DER

ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFT

IN WIEN.

REDIGIERT VON

Dr. L. BOUCHAL.

JAHRGANG 1903.

WIEN.
IM SELBSTVERLAGE DER ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFT.
1903.

Vorstand und Mitglieder

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien

nach dem Stande vom 1. Jänner 1903.

Protektor:

Seine kaiserliche und königliche Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich-Este.

A. Vereinsleitung und Ausschuß.

Ehren-Präsident:

Dr. Ferdinand Freiherr v. **Andrian-Werburg** (1895).

Präsident:

(Unbesetzt.)

Vize-Präsidenten:

Dr. Karl Ritter **Brunner v. Wattenwyl** (seit 1888).
Dr. Karl Theodor v. **Inama-Sternegg** (seit 1894).
Dr. Karl **Toldt** (seit 1898). [Geschäftsführender Vize-Präsident.]

Erster Sekretär:

Dr. Wilhelm **Hein** (seit 1900).

Zweiter Sekretär:

Dr. Leo **Bouchal** (seit 1902).

Rechnungsführer:

Dr. Otto **Müller** (seit 1891).

Kassier:

Karl Freiherr v. **Schlosser** (seit 1891).

Ausschußräte:

Dr. Karl **Gussenbauer** (seit 1902).
Franz **Heger** (seit 1899).
Dr. Vatroslav **Jagić** (seit 1900).
Dr. Josef **Karabacek** (seit 1872).
Felix **Karrer** (1876—1884, neuerdings seit 1887).
Dr. David Heinrich **Müller** (seit 1887).
Karl **Penka** (seit 1890).
Dr. Leo **Reinisch** (seit 1902).
Dr. Leopold v. **Schroeder** (seit 1900).
Dr. Sigmund **Wahrmann** (seit 1883).
Hans Graf **Wilczek** (seit 1870).
Dr. Emil **Zuckerkandl** (1878—1883, neuerdings seit 1889).

Rechnungs-Zensoren:

Dr. Moritz **Bruck**.
Alois Raimund **Hein**.

B. Mitglieder.

I. Ehrenmitglieder.

1. Seine k. u. k. Hoheit Herr Erzherzog **Josef**. Alcsúth, Ungarn (1895).
2. **Bastian**, Dr. Adolf, Geheimer Regierungsrat, Professor, Direktor des Museums für Völkerkunde. Berlin, SW. Königgrätzerstr. 120 (1884).
3. **Bertrand**, Alexander. Paris (1901).
4. **Cartailhac**, Dr. Emile. Toulouse (1901). [Zugleich korrespondierendes Mitglied.]
5. **Chantre**, Ernest. Lyon (1901). [Zugleich korrespondierendes Mitglied.]
6. **Fritsch**, Dr. Gustav, Professor, Geheimer Medizinalrat. Groß-Lichterfelde bei Berlin (1895).
7. **Guimet**, Emile. Paris (1901).
8. **Haeckel**, Ernst. Jena (1872).
9. **Hamy**, Dr. Ernest. Paris (1901). [Zugleich korrespondierendes Mitglied.]
10. **Hildebrand**, Dr. Hans, Reichsantiquar am Statens historiska Museum in Stockholm (1895).
11. **Kállay de Nagy-Kálló**, Benjamin, k. u. k. Geheimer Rat, Reichs-Finanzminister. Wien, I., Johannesgasse 5 (1895).
12. **Kanitz**, Felix, königl.-ungar. Rat, Wien, I., Ebendorferstraße 6. [Zugleich wirkliches Mitglied.]

Anmerkung. Die Zahlen in der Klammer bedeuten das Jahr der Ernennung, beziehungsweise des Eintrittes. Korrekturen und Ergänzungen dieser Angaben erbittet sich die Redaktion der Mitteilungen unter der Adresse: Wien, I., Burgring 7.

13. **Kollmann,** Dr. Julius, Universitätsprofessor. Basel (1895).
14. **Lubbock,** John, Lord Avebury. High Elms, Farnborough, Kent, England (1895).
15. **Montelius,** Dr. Oskar, Professor und Konservator am kgl. histor. Museum in Stockholm (1898).
16. **Much,** Dr. Matthäus, k. k. Regierungsrat. Wien (1902). [Zugleich wirkliches Mitglied.]
17. **Müller,** Dr. Sophus, Direktor des Nationalmuseums in Kopenhagen, Prindsens Palais (1895).
18. **Ranke,** Dr. Johannes, Professor. München, Briennerstraße 25 (1895).
19. **Reiss,** Dr. Wilhelm, Geheimer Regierungsrat. Schloß Könitz [Thüringen] (1889).
20. **Stolpe,** Dr. Hjalmar, Direktor der ethnographischen Abteilung des naturhistorischen Reichsmuseums in Stockholm (1898).
21. **Therese Prinzessin von Bayern.** München (1901).
22. **Tylor,** Edward B., Esq., Professor der Anthropologie. Oxford (1895).
23. **Uwarow,** Praskovja Sergejewna Gräfin, Präsident der kais. russ. Archäologischen Gesellschaft in Moskau, Leontjewsky Perenlok, Dom Uwarow (1890).
24. **Waldeyer,** Dr. Wilhelm, Professor, Geheimer Medizinalrat. Berlin, W. Lutherstr. 35 (1895).

II. Korrespondierende Mitglieder.

1. **Andree,** Dr. Richard. Braunschweig, Fallerslebertorpromenade 13 (1877).
2. **Anutschin,** Dmitrij Nikolajewitsch, Akademiker, Universitäts-Professor. Moskau (1890).
3. **Bartels,** Dr. Max, Geheimer Sanitätsrat. Berlin, NW. Roonstr. 71 (1889).
4. **Baye,** Josef Baron de. Paris, Avenue de la Grand Armée 58 (1893).
5. **Boas,** Franz. New-York, 123 West, 82nd Street, N.-York City, U. S. A. (1890).
6. **Brizio,** Edoardo, direttore del Museo civico. Bologna (1895).
7. **Cartailhac,** Dr. Émile, Universitäts-Professor. Toulouse, Rue de la chaîne 5 (1879). [Zugleich Ehrenmitglied.]
8. **Chantre,** Ernest, Sous-Directeur des Muséum d'histoire naturelle. Lyon (1879). [Zugleich Ehrenmitglied.]
9. **Dörpfeld,** Dr. Wilhelm, Professor, Erster Sekretär des kais. Deutschen Archäol. Instituts in Athen (1895).
10. **Eitel,** Ernst J. North Adelaide, Australien (1870).
11. **Finsch,** Dr. Otto, Konservator am zoolog. Rijks Museum in Leiden, Holland (1884).
12. **Gatschet,** Alb. S. Washington, D. C. (1884).
13. **Gerland,** Dr. Georg, Universitäts-Professor. Straßburg im Elsaß (1895).
14. **Ghirardini,** Gherardo. Pisa (1895).
15. **Giglioli,** Enrico. Florenz (1895).
16. **Girard de Rialle,** Dr. J. Paris, Place Perèire 1 (1879).
17. **Grempler,** Dr. Wilhelm, Geheimer Sanitätsrat. Breslau, Gartenstraße 46 (1889).
18. **Groß,** Dr. Viktor. Neuenstadt, Schweiz (1883).
19. **Gurlitt,** Dr. Wilhelm, k. k. Universitäts-Professor. Graz, Elisabethstraße 37 (1883).
20. **Hampel,** Dr. Josef, Professor, Kustos am ungar. Nationalmuseum. Budapest (1892).
21. **Hamy,** Dr. Ernest, Membre de l'Institut, Prof. am Mus. d'histoire naturelle in Paris, Rue Geoffroy St. Hilaire 36 (1884). [Zugleich Ehrenmitglied.]
22. **Heierli,** Dr. Jakob, Privatdozent. Zürich (1891).
23. **Helbig,** Dr. Wolfgang, Professor. Rom (1883).
24. **Heldreich,** Dr. Theodor v., Direktor des botan. Gartens in Athen (1876).
25. **Herbst,** C., Justizrat. Kopenhagen, Schloß Rosenberg (1876).
26. **Herrmann,** Dr. Anton, Professor. Budapest, I. Szt. György-útcza 2 (1890).
27. **Hoernes,** Dr. Rudolf, Universitäts-Professor. Graz (1895). [Zugleich wirkliches Mitglied.]
28. **Jarnik,** Urban, Universitäts-Professor in Prag (1884).
29. **Lissauer,** Dr. A., Sanitätsrat. Berlin, W. Lützowufer 20 (1892).
30. **Manouvrier,** Dr. Léonce, Professeur à l'école d'anthropologie, 15 Rue de l'École de Médécine Paris VI. (1902).
31. **Mantegazza,** Dr. Paolo, Direktor des Nationalmuseums für Anthropologie in Florenz (1878).
32. **Martin,** Dr. Rudolf, Universitäts-Professor. Zürich, IV. Neue Beckenhofstr. 16 (1900).
33. **Mehlis,** Dr. Christian. Neustadt a. d. Haardt, Rheinpfalz (1879).
34. **Meitzen,** Dr. August, Geheimer Regierungsrat, Berlin, Kleiststr. 23 (1895).
35. **Mestorf,** Johanna, Museums-Direktor. Kiel (1877).
36. **Meyer,** Dr. A. B., Geheimer Hofrat. Dresden (1884).
37. **Morselli,** Dr. Enrico, Direktor der psychiatrischen Klinik der kgl. Universität in Genua, Via Assarotti 46 (1875).
38. **Munro,** Robert. Edinburgh, Soc. of Antiquaries (1895).
39. **Naue,** Dr. Julius. München, Promenadeplatz 6 (1887).
40. **Nehring,** Dr. Alfred, Professor. Berlin, N. Invalidenstraße 42 (1893).
41. **Nüesch,** Dr Jakob. Schaffhausen (1900).
42. **Obst,** Dr. Hermann, Museums-Direktor. Leipzig (1895). [Zugleich wirkliches Mitglied.]
43. **Olshausen,** Dr. Otto. Berlin, SW. Anhaltstr. 5 (1895).
44. **Orsi,** Dr. Paul, Reale Ispettore degli Scavi. Siracus (1887).

45. **Pigorini**, Dr. Luigi, Direktor der Musei preistorico e Kircheriano in Rom, Via del Collegio Romano 26 (1872).
46. **Radde**, Dr. Gustav, wirklicher Geheimer Rat, Direktor des kaukas. Museums in Tiflis (1884).
47. **Radloff**, Dr. W., wirklicher Staatsrat, Akademiker. St. Petersburg (1892).
48. **Ratzel**, Dr. Friedrich, Universitäts - Professor. Leipzig (1886).
49. **Reinach**, Salomon. St. Germain en Laye, Frankreich (1895).
50. **Retzius**, Dr. Gustav, Professor. Stockholm (1880).
51. **Riedel**, Johann Gerard Friedrich, Niederl. Resident. Haag, Obrechtstraat 140, Holland (1873).
52. **Schmeltz**, Dr. J. D. E., Direktor des ethnographischen Reichsmuseums in Leiden, Rapenburg 69 (1884).
53. **Schmidt**, Dr. Emil, Universitäts-Professor. Jena (1895). [Zugleich wirkliches Mitglied.]
54. **Schulenburg**, Willibald v. Charlottenburg bei Berlin (1887).
55. **Schweinfurth**, Dr. Georg, Professor. Berlin W., Potsdamerstr. 75a (1884).
56. **Stefanović-Vilovsky**, Theodor Ritter v., General-Post- und Telegraphen-Direktor. Belgrad (1887).
57. **Steinen**, Dr. Karl von den, Professor. Charlottenburg bei Berlin (1895). [Zugleich wirkliches Mitglied.]
58. **Stieda**, Dr. Ludwig, Geheimer Medizinalrat, Professor. Königsberg, Preußen (1880).
59. **Stoll**, Dr. Otto, Universitäts-Professor. Zürich, V. Klosbachstraße 75 (1900).
60. **Török**, Dr. Aurel v., Universitäts-Professor. Budapest (1891).
61. **Topinard**, Paul. Paris, Rue des Rennes 105 (1879).
62. **Troutowski**, W. Moskau, Bersenjewka (1890).
63. **Uhle**, Dr. Max. Philadelphia, Penns. University Museum (1898).
64. **Ujfalvy de Mezö-Kövesd**, E., Professor. Florenz, Via S. Spirito (1879).
65. **Vinson**, Julien. Paris (1879).
66. **Voss**, Dr. Albert, Geheimer Regierungsrat, Direktor am kgl. Museum für Völkerkunde. Berlin, SW. Königgrätzerstraße 120 (1887).

III. Stifter.[1])

1. **Haas v. Hasenfels**, Georg, Fabriks- und Gutsbesitzer. Schloß Mostau an der Eger, Böhmen (1900).
2. **Liechtenstein**, Johann, reg. Fürst von und zu Wien, I., Bankgasse 9 (1895).
3. **Sokolowski**, Julian. Berlin, Lessingstr. 24 (1890).

IV. Unterstützende Mitglieder.

1. **Abensperg und Traun**, Hugo Graf v., k. u. k., Geheimer Rat, Oberstkämmerer. Wien, I., Wallfischgasse 13 (1887).
2. **Angerer & Göschl**, C., k. u. k. Hofphotographen, Kunstanstalt. Wien, XVI./1, Ottakringerstraße 49 (1898).
3. **Apponyi**, Alexander Graf, k. u. k. Kämmerer. Lengyel, Ungarn (1889).
4. **Auer v. Welsbach**, Dr. Karl Ritter, Chemiker. Wien, IV./1, Wiedner Hauptstraße 69 (1898).
5. **Auspitz v. Artenegg**, Theodor, Prokurist der pr. Firma S. Auspitz. Wien, I., Schwarzenbergstraße 3 (1891).
6. **Bonaparte**, Prinz Roland. Paris, Avenue d'Jéna 10 (1895).
7. **Dreher**, Anton, Brauerei- und Großgrundbesitzer. Klein-Schwechat bei Wien (1898).
8. **Dungel**, Dr. Adalbert, kaiserlicher Rat, General-Abt, Prälat des Stiftes Göttweig, Niederösterreich (1881).
9. **Erwein**, Dr. Josef, Landeshauptmann von Kärnten, Mitglied des Herrenhauses. Klagenfurt, Bahnhofstraße 3 (1887).
10. **Grillmayer**, Johann. Schwanenstadt 193, Oberösterreich (1898).
11. **Gundrum**, Dr. Franz S., Stadtphysikus in Kr euz Kroatien (1900).
12. **Gussenbauer**, Dr. Karl, k. k. Hofrat, Universitäts-Professor. Wien, IX./3, Ferstelgasse 5 (1870).
13. **Gutmann**, Max Ritter v., k. k. Bergrat. Wien, XIX./1, Colloredogasse 24 (1892).
14. **Hamburger**, Fritz, Papierfabrikant. Wien, III./3, Marokkanergasse 21 (1899).
15. **Harrach zu Rohrau**, Johann Franz Graf, k. u. k. Geheimer Rat. Wien, I., Freyung 3 (1887).
16. **Jasper**, Friedrich, Buchdruckereibesitzer in Wien, III./1, Tongasse 12 (1901).
17. **Kinsky**, Ferdinand Fürst, k. u. k. Geheimer Rat. Wien, I., Freyung 4 (1887).

[1]) Die P. T. Mitglieder werden dringend ersucht, Adressenänderungen sofort dem Sekretariate der Anthropologischen Gesellschaft, Wien, I., Burgring 7, anzeigen zu wollen, da nur für diesen Fall die regelmäßige Zusendung der Gesellschaftsschriften, Einladungen u. s. w. garantiert werden kann. Den Mitgliedsbeitrag wolle man an den Kassier der Gesellschaft, Herrn Karl Freiherr v. Schlosser, Wien, IV./1, Taubstummengasse 8, zu Beginn eines jeden Vereinsjahres einsenden.

18. **Lanckoroński-Brzezie,** Karl Graf, k. u. k. Geheimer Rat. Wien, III./3, Jacquingasse 18 (1884).
19. **Lieben,** Leopold v., Vize-Gouverneur-Stellvertreter der österr.-ung. Bank. Wien, I., Oppolzergasse 6 (1891).
20. **Liechtenstein,** Heinrich Karl August Fürst von und zu, Oberleutnant i. d. Res., Profeßritter des Malteser-Ritterordens. Wien, II./2, Schüttelstraße 11 (1900).
21. **Lobmeyr,** Ludwig, Mitglied des Herrenhauses. Wien, I., Schwangasse 1 (1887).
22. **Miller zu Aichholz,** Dr. Viktor Ritter v. Wien, III./3, Am Heumarkt 13 (1887).
23. **Niederösterreichisches Landes-Real- und Obergymnasium** in Horn (1893).
24. **Ofenheim,** Wilhelm, Ritter v. **Ponteuxin,** Wien, I., Schwarzenbergplatz 4 (1901).
25. **Osborne,** Wilhelm, Rittergutsbesitzer. Radebeul bei Dresden, Wasastraße 1 (1880).
26. **Reich,** S. & Co., k. k. landesbefugte Glaswarenfabrikanten. Wien, II./2, Czerningasse 3—7 (1892).
27. **Ringhoffer,** Franz Freiherr v., Mitglied des Herrenhauses, Fabriksbesitzer. Smichow bei Prag (1898).
28. **Rothschild,** Nathaniel Anselm Freiherr v., Gutsbesitzer. Wien, IV./2, Theresianumgasse 14 (1890).
29. **Scherzer,** Karl Ritter v., k. u. k. a. o. Gesandter und bevollmächtigter Minister i. R. Görz, Corso 18 (1895).
30. **Schoeller,** Dr. Max. Berlin, Zelten 21a (1898).
31. **Schoeller,** Paul Ritter v., Gutsbesitzer, königl. großbrit. General-Konsul. Wien, I., Johannesgasse 7 (1899).
32. **Schoeller,** Philipp Wilhelm Ritter v., Generalrat der österr.-ungar. Bank, Mitglied des Herrenhauses. Wien, XVII./2, Promenadegasse 43 (1887).
33. **Schwarzenberg,** Adolf Josef Fürst zu, k. u. k. Geheimer Rat, Mitglied des Herrenhauses. Wien, III./3, Rennweg 2 (1881).
34. **Scudier,** Adrienne Freiin v. Mauer bei Wien, Hauptstraße 53 (1901.)
35. **Steindachner,** Dr. Franz, k. u. k. Hofrat, Intendant des k. k. naturhistorischen Hofmuseums. Wien, I., Burgring 7 (1896).
36. **Sztranyak,** Josef, Chemigraph in Wien, VIII./2, Tigergasse 13 (1901, wirkliches Mitglied von 1899—1900).
37. **Wahrmann,** Dr. Sigmund, prakt. Arzt. Wien, I., Krugerstraße 16 (1899, wirkl. Mitglied von 1870 bis 1898).
38. **Waldstein,** Ernst Graf, k. u. k. wirklicher Geheimer Rat und Kämmerer, Major a. D. Prag, Kleinseite (1898).
39. **Waldstein,** Ernst Karl Graf, k. u. k. Kämmerer, Rittmeister i. R. Prag, Waldsteinhaus (1895). [Lebenslängliches Mitglied.]
40. **Wilczek,** Hans Graf, k. u. k. Geheimer Rat und Kämmerer, Mitglied des Herrenhauses. Wien, I., Herrengasse 5 (1870).
41. **Windisch-Graetz,** Ernst Fürst zu, k. u. k Kämmerer, Oberst a. D. Wien, III./3, Strohgasse 21 A (1879).
42. **Zichy,** Eugen. Graf, k. u. k. Geheimer Rat. Budapest, Rózsa-útcza 61 (1900).
43. **Zichy zu Zich und von Vásonykeö,** Theodor Graf, k. u. k. Geheimer Rat, k. u. k. a. o. Gesandter und bevollmächtigter Minister am königlich bayerischen Hofe. München (1898).

V. Wirkliche Mitglieder.

1. **Altertumsverein** in Worms (1886).
2. **Andrian-Werburg,** Dr. Ferdinand Freih. v. Alt-Aussee (1870). [Lebenslängliches Mitglied.]
3. **Andrian-Werburg,** Dr. Leopold Freih. v., k. u. k. Legations-Sekretär. Athen (1896).
4. **Angerer,** Franz, stud. med. Wien, III./1, Leonhardgasse 1 (1900).
5. **Antze,** Dr. Gustav, Wien, III./2, Obere Weißgärberstraße 10 (1902).
6. **Arneth,** Dr. Franz Hektor Ritter v., k. k. Hofrat. Wien, I., Kolowratring 14 (1870).
7. **Arthaber,** Dr. Gustav Edler v., Privatdozent und Adjunkt an der Universität. Wien, IV./1, Heugasse 10 (1899).
8. **Auchenthaler,** Dr. Franz, k. u. k. Hofrat, Leibarzt. Wien, I, Schottenring 4.
9. **Bachofen v. Echt,** K. Adolf. Wien, XIX./2, Hackhofergasse 18 (1885). [Lebenslängliches Mitglied.]
10. **Baernreither,** Dr. Josef Maria, k. u. k. Geheimer Rat. Wien, VIII./1, Landesgerichtsstraße 11.
11. **Balfour,** Henry, Vorstand des Anthropological Department am Museum in Oxford, 11, Norham Gardens (1895).
12. **Barski,** Ludwig, Präfekt an der Theresianischen Akademie in Wien, XVIII./1, Schopenhauerstraße 16 (1902).
13. **Bartsch,** Franz, k. k. Hofrat i. P. Wien, III./2, Salmgasse 14 (1887).
14. **Bassanowicz,** Dr. J., Kreisphysikus. Varna, Bulgarien (1889).
15. **Behlen,** königl. Oberförster, Haiger, Reg.-Bez. Wiesbaden (1902).
16. **Bellak,** Isidor, Antiquar. Wien, III./2, Radetzkystraße 17 (1887).

17. **Benndorf,** Dr. Otto, k. k. Hofrat, Direktor des k. k. Archäologischen Institutes. Wien, IX./2, Pelikangasse 18 (1883).
18. **Bibliothek der Stadt Wien.** Wien, I., Felderstraße, Rathaus (1896).
19. **Bibliothek des Benediktinerstiftes, Melk,** Niederösterreich (1902).
20. **Bielka v. Karltreu,** Dr. August Ritter, k. u. k. Leibarzt. Wien, I., Reitschulgasse 2 (1887).
21. **Birnbaum,** Dr. Nathan, Bureauvorstand des »Arbeitsnachweis«, II./1, Taborstraße 59 (1902).
22. **Blasius,** Dr. Wilhelm, Geheimrat, Direktor des herzogl. naturhistorischen Museums und Professor an der herzogl. techn. Hochschule. Braunschweig, Gausstraße 17 (1892).
23. **Blümml,** Emil Karl. Wien, XVIII./1, Gentzgasse 134 (1900).
24. **Böhmerle,** Karl, Adjunkt der k. k. forstlichen Versuchsanstalt. Mariabrunn 1, Niederöst. (1887).
25. **Bogišić,** Dr. Valtazar, Staatsrat, Membre correspondent de l'Institut. Paris, Rue des Saints-Pères 71 (1883). [Lebenslängliches Mitglied.]
26. **Bormann,** Dr. Eugen, k. k. Universitäts-Professor. Klosterneuburg (1895).
27. **Botstiber,** Dr. Rudolf, Gemeindearzt in Floridsdorf, Elisabethstraße (1901).
28. **Bouchal,** Dr. Leo, Konzeptspraktikant im k. u. k. gemeinsamen obersten Rechnungshof. Wien, IX./4, Spittelauergasse 2 (1901).
29. **Bouchal,** Leonard. Wien, IX./4, Spittelauergasse 2 (1895).
30. **Braun,** Dr. Eduard, Direktor des Kaiser Franz Josefs-Museums in Troppau (1901).
31. **Breitenstein,** Dr. Heinrich, Badearzt. Karlsbad, Haus »Rubin«, Böhmen (1898).
32. **Breitner,** Anton, Schriftsteller. Mattsee, Salzburg (1900).
33. **Brenner-Felsach,** Joachim Freih. v., k. u. k. Kämmerer. Gainfarn, Niederösterreich (1889).
34. **Breycha,** Dr. Arthur, k. k. Ministerialrat. Wien, I., Kärntnerring 9 (1895).
35. **Brigham,** William J., Direktor des Bernice Pauahi Bishop Museum. Honolulu, Hawaii-Inseln (1895).
36. **Bruck,** Dr. Moritz, k. u. k. Oberstabsarzt i. P. Wien, II./2, Czerninplatz 1 (1888).
37. **Brun,** Ferdinand, Ingenieur, k. k. Gewerbeinspektor. Mödling, Karl Ludwigsplatz 14, Niederösterreich (1884).
38. **Brunner v. Wattenwyl,** Dr. Karl Ritter, k. k. Ministerialrat i. P. Wien, VIII./1, Lerchenfelderstraße 28 (1870).
39. **Brunšmid,** Dr. Josip, Universitäts-Professor, Museal-Direktor. Agram (1891).
40. **Bünker,** Johann Reinhard, Lehrer. Ödenburg, St. Georgengasse 11 (1901).
41. **Bugiel,** Dr., Włodzimierz Mieczysław, Paris, Rue de la Collégiale 10 (1891).
42. **Bulić,** Franz, Monsignore, k. k. Konservator und Museums-Direktor. Spalato, Dalmatien (1896).
43. **Buschman,** Dr. Ferdinand Freiherr v., Großgrundbesitzer. Wien, I., Seilerstätte 16 (1889).
44. **Calliano,** Gustav, Präsident des Museumsvereines in Baden, Niederösterreich, Wienerstraße 3 (1896).
45. **Calliano,** Karl, Sekretär der Bezirkskrankenkassa. Baden, Niederösterreich, Braunstraße 19 (1900).
46. **Campi,** Luigi Nobile de, Reichsrats-Abgeordneter. Cles, Tirol (1886).
47. **Červinka,** J. Ladislaus, Kult.-Ingenieur, Redakteur des »Pravėk«, Ungarisch-Hradisch 34, Mähren (1897).
48. **Chlingensperg auf Berg,** Dr. Max, München, Türkenstraße Nr. 106 (1901).
49. **Chamberlain,** Frau Anna, Wien, VI./1, Blümelgasse 1 (1901).
50. **Chrobak,** Dr. Rudolf, k. k. Hofrat, Obersanitätsrat, Universitäts-Professor. Wien, IX./3, Frankgasse 6 (1874).
51. **Cohn Salo,** Privatier. Wien, I., Schottenring 32 (1901). [Lebenslängliches Mitglied.]
52. **Czerny,** Alois, Bürgerschullehrer. Mährisch-Trübau (1887).
53. **Dachler,** Anton, Ober-Ingenieur. Wien, XIII./2, Ameisgasse 15 (1895).
54. **Dalla Rosa,** Dr. Alois, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX./1, Porzellangasse 2 (1887).
55. **Dasch,** Albert, Juwelier. Teplitz, Langegasse 66 (1897).
56. **Demetrykiewicz,** Dr. Wladimir, Sekretär der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Krakau, Studentengasse 259 (1896).
57. **De Vaux,** Karl Freiherr, k. u. k. Geheimer Rat und Kämmerer, Feldmarschalleutnant i. P. Wien, III./3, Lagergasse 6 (1887).
58. **Dillinger,** Andreas, Schriftsteller. Wien, I., Opernring 23 (1883).
59. **Dołkowski,** Leo, Ingenieur. Marburg, Steiermark, Bergstraße 4 (1894).
60. **Duška,** Josef. Josefstadt, Böhmen (1881).
61. **Dworschak,** Dr. Joh., Advokat. Deutsch-Landsberg, Steiermark (1884).
62. **Dzieduszycki,** Thaddäus Graf, Gutsbesitzer. Zakopane, Galizien (1883).
63. **Eberhard,** Konrad, Pfarrer. Siegharting, Oberösterreich (1899).
64. **Ebner v. Rofenstein,** Dr. Viktor Ritter, k. k. Hofrat, Universitäts-Professor. Wien, I., Rathausgasse 13 (1901).
65. **Eger,** Dr. Leopold, Wien, IX./3, Maximilianplatz 13 (1902).
66. **Ehrenfreund,** Sigmund, Kaufmann. Wien, IX./1, Rögergasse 1 B (1895).
67. **Eisenbahnbeamten-Verein, Österreichischer.** Wien, I., Schulerstraße 18 (1899).

68. **Eisenstein**, Richard Freiherr von und zu, k. u. k. Feldmarschalleutnant i. P. Wien, II./3, Lilienbrunngasse 3 (1900).
69. **Eysn**, Marie. Salzburg, Imbergstraße 10 (1900).
70. **Familien-Fideikommiß-Bibliothek**, k. u. k. Wien, I., Hofburg (1877).
71. **Fehringer**, Dr. Otto, k. k. Gymnasial-Professor, Konservator in Seitenstetten, Niederösterreich (1901).
72. **Figdor**, Gustav, k. k. priv. Großhändler. Wien, II./2, Kaiser Josefstraße 38 (1880).
73. **Finck**, Johann, königl. Rat, Bürgermeister i. P. Ödenburg, Heiliggeistgasse 3 (1890).
74. **Fischer**, Ludwig Hans, akad. Maler. Wien, XVII./2. Neuwaldeggerstraße 24 (1886).
75. **Foy**. Dr. Willy, Direktor des Rautenstrauch-Joest-Museums, Köln a. Rh., Quatermarktschule (1902).
76. **Frauer**, Emil, Privatier. Triest, Via della Zonta 5 (1900).
77. **Frischauf**, Dr. Eugen, Notariats-Substitut. Eggenburg, Niederösterreich (1888).
78. **Fuchs**, Karl, Realschul-Professor. Preßburg (Ungarn), Conventgasse 7 (1899).
79. **Fulcomer**, Daniel, Professor an der State Normal School. Milwaukee, Wisconsin, U. S. A. (1895).
80. **Gans**, Dr. Edgar, Badearzt in Karlsbad, Böhmen (1901).
81. **Geographisches Institut** der k. k. Universität. Wien, I., Franzensring 3 (1894).
82. **Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz.** Görlitz (Schlesien), Neißstraße 30 (1889).
83. **Gesellschaft für Physiokratie**, Anthropologische Sektion der, in Böhmen. Prag 779-II (1887).
84. **Gesellschaft für Salzburger Landeskunde.** Salzburg (1887).
85. **Glassner**, Edmund. Heiligeneich, Post Atzenbrugg, Niederösterreich (1898).
86. **Glück**, Dr. Leopold, Primararzt. Sarajevo, Kossovo 11 (1893).
87. **Gomperz**, Dr. Theodor, k. k. Hofrat, Universitäts-Professor. Wien, III./3, Reisnerstraße 13 (1870).
88. **Gorjanović-Kramberger**, Dr. Karl, Professor, Direktor des geologisch-paläontologischen Nationalmuseums in Agram (1900).
89. **Größer**, Matthäus, Dom-Kapitular des Stiftes Gurk, Klagenfurt (1902).
90. **Grohmann**, Anna, Präsidentin des Damen-Comités der I. Prager und Kleinseitener Volksküche, Hausbesitzerin. Prag, Graben 3 (1884).
91. **Groß**, Dr. Konrad, Wien, XI./1, Pachmayergasse 4 (1893).
92. **Gschirhakl**, Dr. Johann, k. u. k. Ober-Stabsarzt. Zara (1888).
93. **Gutherz**, Gérard. Wien, XIX., Döblinger Hauptstraße 71 (1897).
94. **Hagen**, Dr. Karl, Vorstand des Museums für Völkerkunde in Hamburg (1895).
95. **Hahna**, Dr. Heinrich, k. k. Notar. Wien, XVII. 1, Hernalser Hauptstraße 39 (1897).
96. **Hamburger**, Dr. Ludwig, Hof- und Gerichts-Advokat in Wien, I., Reichsratstraße 13 (1902).
97. **Hartung v. Hartungen**, Dr. Christoph. Riva am Gardasee, Villa Christoforo (1887).
98. **Hauser**, Otto, Schriftsteller. Wien, IV./2, Starhemberggasse 43 (1900).
99. **Hedinger**, Dr. August, Medizinalrat. Stuttgart, Friedrichstraße 4 (1895).
100. **Heger**, Franz, k. u. k. Regierungsrat, Kustos und Leiter der anthrop.-ethnographischen Abteilung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums. Wien, III./2, Rasumofskygasse 1 (1878).
101. **Hein**, Alois Raimund, k. k. Realschul-Professor, akademischer Maler. Wien, V./1, Bacherplatz 13 (1890).
102. **Hein**, Dr. Wilhelm, Privatdozent a. d. Universität, k. u. k. Kustos-Adjunkt am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Floridsdorf, Donaufelderstraße 2, Niederösterreich (1889—1895, 1899).
103. **Herrnfeld**, Heinrich, Schriftsteller. Wien, II./1, Schmelzgasse 10 (1870).
104. **Herzog**, Jakob, Schriftsteller. Wien, III./3, Veithgasse 9 (1883).
105. **Hoelder**, Dr. H. v., k. württ. Ober-Medizinalrat. Stuttgart, Tübingerstraße 3.
106. **Hörmann**, Konstantin, Hofrat, Direktor des bosnisch-herzegowinischen Landesmuseums. Sarajevo (1894).
107. **Hoernes**, Dr. Rudolf, k. k. Universitäts-Professor. Graz, Sparbersbachstraße 29 (1879). [Zugleich korrespondierendes Mitglied.]
108. **Hoffmann**, Johann, Direktor der fürstl. Auerspergschen Zuckerfabriken. Žleb in Böhmen (1899).
109. **Hofmann**, Ignaz, k. u. k. Militär-Oberlehrer in Hirtenberg, Ger.-Bez. Pottenstein, Niederösterreich (1900).
110. **Holl**, Dr. Moritz, k. k. Universitäts-Professor. Graz, Harrachgasse 21 (1892).
111. **Holländer**, Dr. Alexander, Privatdozent an der k. k. Universität. Wien, I., Rathausstraße 20 (1888).
112. **Hopfgartner**, Franz Ritter v., k. k. Hafen- und See-Sanitäts-Kapitän i. P., Wien, VI./1, Gumpendorferstraße 30 (1897).
113. **Horváth**, Dr. Achatius, Arzt, Vereskö-Gömör (1902).
114. **Houdek**, Viktor, k. k. Ministerialrat. Wien, III./2, Stammgasse 15 (1901).
115. **Houška**, Dr. Alois, städt. Polizei-Kommissär. Pilsen, Mansfeldgasse 7 (1887).

116. **Hovorka** Edler v. **Zderas**, Dr. Oskar, Chefarzt für Orthopädie im Zanderinstitute, Wien, VIII./2, Florianigasse 58 (1893).
117. **Hueber**, Dr. Richard, Hof- und Gerichtsadvokat. Wien, XVII./1, Bergsteiggasse 32 (1887).
118. **Hutter**, Bartholomäus, k. k. Oberbergrat i. P. Salzburg, Reichenhallerstraße 12 (1901).
119. **Inama-Sternegg**, Dr. Karl Theodor v., k. u. k. Geheimer Rat, k. k. Sektionschef, Mitglied des Herrenhauses, Präsident der k. k. statistischen Zentral-Kommission. Wien, I., Freyung 6 (1884).
120. **Jagić**, Dr. Vatroslav, Mitglied des Herrenhauses, k. k. Hofrat, Universitäts-Professor. Wien, VIII. 1, Kochgasse 15 (1892).
121. **Jelínek**, Břetislav, k. k. Konservator, Direktor des städt. Museums in Prag. Smichow, Hieronymusgasse 13 (1883).
122. **Jenny**, Frau Marie. Hard bei Bregenz (1889).
123. »**Joanneum**«, **Landesmuseum** [Antiken- und Münzen-Kabinett] in Graz (1891).
124. **Jurié** Edler v. **Lavandal**, Dr. Gustav, Privatdozent an der Universität. Wien, I., Freyung 6 (1870).
125. **Kahle**, Dr. Bernhard, Universitäts-Professor. Heidelberg in Baden, Brückerstraße 16 (1895).
126. **Kaindl**, Dr. Raimund Friedrich, Universitäts-Professor. Czernowitz, Villa Milla (1891).
127. **Kaiser**, Franz, k. k. Regierungsrat i. P. Wien, IV./2, Johann Straußgasse 21 (1870).
128. **Kaltenegger**, Ferdinand, k k. Hofrat. Brixen (1884).
129. **Kammel** Edler v. **Hardegger**, Dr. Dominik, Guts- und Fabriksbesitzer. Stronsdorf, Niederösterreich (1884).
130. **Kanitz**, Felix, k. ungar. Rat, Wien, I., Ebendorferstraße 6 (1870).
131. **Karabacek**, Dr. Josef, k. u. k. Hofrat, Direktor der k. k. Hofbibliothek. k. k. Universitäts-Professor. Wien, III./2, Salmgasse 15 (1870).
132. **Karner**, P. Lambert, Pfarrer in St. Veit a. d. Gölsen, Niederösterreich (1880).
133. **Karrer**, Felix, k. ungar. Rat, General-Sekretär des Wissenschaftlichen Klub. Wien, XIX./1, Döblinger Hauptstraße 80 (1870).
134. **Katholický**, Dr. Karl, k. k. Sanitätsrat, Primararzt der Krankenanstalt Brünn (1888).
135. **Kerschbaumer**, Dr. Anton, Propst und Pfarrer. Krems a. d. Donau, Niederösterreich (1900).
136. **Klimesch**, Dr. Karl, k. k. Ministerial-Konzipist. Wien, X./1, Kundratstraße 3 (1900).
137. **Klvaňa**, Josef, Gymnasial-Direktor in Gaya, Mähren (1901).
138. **Knett**, Josef, Ingenieur und Stadtgeologe. Karlsbad, Iris (1898).
139. **Koblitz** v. **Willmburg**, Hans Freiherr, k. u. k. Artillerie-Hauptmann. Krakau, ulica Basztowa 4 (1888).
140. **Koch**, Franz, Altbürgermeister. Ischl (1897).
141. **Kohn**, Emerich, stud. philos. in Wien, II./1, Novaragasse 16 (1901).
142. **Kolbenheyer**, Erich, k. k. Baurat, Professor an der k. k. Staatsgewerbeschule in Czernowitz (1894).
143. **Koller**, August Freiherr v., k. u. k. Rittmeister im 14. Dragoner-Regiment. Prag, Hradek 4 (1891).
144. **Komínek**, Alois, Güter-Inspektor. Graz, Lessinggasse 13 (1890).
145. **Kosanović**, Sava, Erzbischof von Sarajevo, Metropolit von Dabro in Bosnien und Exarch von Dalmatien. Dulcigno, Montenegro (1884). [Lebenslängliches Mitglied.]
146. **Koudelka**, Florian, k. k. Bezirks-Obertierarzt. Wischau, Mähren (1886).
147. **Krahuletz**, Johann, Museumskustos. Eggenburg, Niederösterreich (1900).
148. **Kraitschek**, Dr. Gustav, k. k Gymnasial-Professor in Landskron, Böhmen (1901).
149. **Kretschmer**, Dr. Paul, k. k. Universitäts-Professor. Wien, VIII./1, Florianigasse 23 (1899).
150. **Kříž**, Dr. Martin, k. k. Notar. Steinitz, Mähren (1880).
151. **Kubinyi**, Nikolaus v., Oberfiskal der Herrschaft Arva. Arva Váralya. Ungarn (1883).
152. **Kübeck** zu **Kübau**, Max Freiherr v., k. u. k. Legationsrat a. D. Wien, IV./1, Wienstraße 27 (1870).
153. **Kuhn**, Dr. Konrad, k. u. k. Hofarzt. Wien, I., Maysedergasse 6 (1893).
154. **Kulka**, Dr. Richard, Hof- und Gerichts-Advokat. Wien, VII./1, Neubaugasse 23 (1889).
155. **Kunzelmann**, Dr. Friedrich, prakt. Arzt, Graz, Hauptplatz 4 (1902).
156. **Kutschera**, Hugo Freiherr v., k. u. k. Geheimer Rat, Zivil-Adlatus für Bosnien und die Herzegowina. Sarajevo (1884).
157. **Landau**, Dr. Wilhelm Freiherr v. Berlin, W. Lützowufer 5a (1895).
158. **Landes-Oberrealschule**, Niederösterreichische, und Gewerbeschule in Wr.-Neustadt (1887).
159. **Landwirtschaftliche Landes-Lehranstalt** in Tabor (1898).
160. **Landwirtschaftliche Akademie**, Königl. böhm., Tetschen-Liebwerd (1899).
161. **Lanz-Liebenfels**, Dr. A. Jörg. Rodaun, Perchtolsdorferstraße 21 (1900).
162. **Lasch**, Dr. Richard, Bezirksarzt. Horn, Niederösterreich (1899).
163. **Leger**, F., Privatier, Realitätenbesitzer. Kolin, 95/II, Böhmen (1888).

164. **Lehmann-Nitsche,** Med. et Phil. Dr. Robert, Sektionschef für Anthropologie am Museum in La Plata, Argentinien (1896).
165. **Leimdörfer,** Emil, Redakteur des »Wissen für Alle«. Wien, IX./1, Rögergasse 18 (1901).
166. **Lenz,** Dr. Oskar, k. k. Universitäts-Professor. Prag, Königliche Weinberge, Sladkovskystraße 8 (1893).
167. **Levec,** Dr. Wladimir, ordentliches Mitglied des Institutes für österr. Geschichtsforschung. Wien, III./3, Strohgasse 3, T. 6 (1897).
168. **Linardić,** Dr. Dominik, k. u. k. Ober-Stabsarzt. Mostar (1888).
169. **Linden,** Dr. Marie Gräfin von d., Assistent am anatomisch-zoologischen Institut der Universität. Bonn, Königstraße 38 (1888).
170. **Lipperheide,** Franz Freiherr von, Matzen bei Brixlegg in Tirol (1901)).
171. **Lippert-Granberg,** Stephan v., k. u. k. Konsul, Köln a. Rh., Volksgartenstraße 36 (1902).
172. **Lippmann,** Dr. Eduard, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IV./1, Karlsgasse 9 (1893).
173. **Lodron-Laterano,** Carlo Graf zu, Fideikommißbesitzer der Güter Gmünd und Sommeregg. Schloß Gmünd, Kärnten (1900).
174. **Löwy,** Dr. Moses, Hof- und Gerichts-Advokat, Wien, II./1, Rueppgasse 9 (1901).
175. **Ludwigstorff,** Anton Freiherr v., k. u. k. Geheimer Rat, Deutsch-Altenburg an der Donau, Niederösterreich (1887).
176. **Luschan,** Dr. Felix Ritter v., Professor, Directorial-Assistent am Museum für Völkerkunde. Friedenau bei Berlin, Menzelstraße 1 (1872).
177. **Majewski,** Erasmus, Direktor des chemisch-technischen Laboratoriums. Warschau, Złota 61 (1893).
178. **Makowsky,** Alexander, Professor an der k. k. technischen Hochschule. Brünn, Talgasse 25 (1889).
179. **Mály** István, k. ungar. Finanzkonzipist, Deés (1902).
180. **Marchesetti,** Dr. Carlo de, Direktor des Museo civico di Storia naturale. Triest (1889).
181. **Marinitsch,** Josef, Privatier. Triest, Via del Lazzeretto vecchio 4 (1891).
182. **Massari,** Julius, k. k. Beamter im Ministerium für Landesverteidigung. Wien, I., Babenbergerstraße 15, Gendarmerie-Abteilung (1901).
183. **Maška,** Karl Jaroslav, Oberrealschul-Direktor. Teltsch, Mähren (1881).
184. **Masner,** Dr. Karl, Erster Direktor des schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau, Greußenstraße (1892).
185. **Matiegka,** Dr. Heinrich, Dozent an der Universität. Prag, Karlsplatz 30 (1890).
186. **Mattoni,** Heinrich Edler v., kais. Rat, Gutsbesitzer. Wien, I., Tuchlauben 14 und 16 (1887).
187. **Mattula,** Josef, Baumeister. Znaim (1892).
188. **Mattula,** Ludwig, Lehrer. Unter-Retzbach, Niederösterreich (1892).
189. **Mayer,** Dr. Sigmund, k. k. Universitäts-Professor. Prag, Stephansgasse 28 (1892).
190. **Mayet,** Dr. Lucien. Lyon, 17 Place Morand, Frankreich (1900).
191. **Mayr,** Josef, Pfarrer. Hagenberg, Mühlkreis, Oberösterreich (1897).
192. **Mazegger,** Dr. Bernhard, Sanitätsrat, k. k. Konservator. Obermais bei Meran, Tirol (1900).
193. **Meringer,** Dr. Rudolf, k. k. Universitäts-Professor. Graz, Universitätsstraße 27 (1899).
194. **Minkus,** Dr. Fritz, zugeteilt dem k. k. österr. Museum für Kunst und Industrie. Wien, I., Bellariastraße 10 (1900).
195. **Miske,** Kálmán, Freiherr v., Gutsbesitzer. Güns, Ungarn (1896).
196. **Mittler,** Dr. Paul. Wien, I., Elisabethstraße 16 (1870).
197. **Montecuccoli-Polinago,** Rudolf Graf, k. u. k. Kontre-Admiral, Kämmerer. Pola (1884).
198. **Moser,** Dr. Ludwig Karl, k. k. Gymnasial-Professor. Triest, Via del Lavatojo 1 (1900).
199. **Moses,** Heinrich, Lehrer. Neunkirchen, Niederösterreich, Kreuzgasse 10 (1900).
200. **Much,** Dr. Matthäus, k. k. Regierungsrat. Wien, XIII./2, Penzingerstraße 84 (1870).
201. **Much,** Dr. Rudolf, k. k. Universitäts-Professor. Wien, XIII./2, Penzingerstraße 82 (1880).
202. **Müller,** Dr. David Heinrich, k. k. Hofrat, Universitäts-Professor. Wien, VIII./2, Feldgasse 10 (1884).
203. **Müller,** Hugo M., Gutsbesitzer. Wien, I., Grünangergasse 1 (1880).
204. **Müller,** Dr. Otto, Eisenbahn-General-Sekretär a. D. Wien, IX./1, Berggasse 5 (1889).
205. **Murko,** Dr. Matthias, Professor an der Universität in Graz (1896).
206. **Museal verein** der Stadt Cilli (1895).
207. **Museal verein** in Hallstatt, Oberösterreich (1891).
208. **Musejní spolek.** Brünn (1889).
209. **Museum** der Stadt Klattau in Böhmen (1890).
210. **Museum** der Stadt Werschetz in Ungarn (1898).
211. **Museum** der königl. Freistadt Esseg, Ungarn (1898).
212. **Museum für Völkerkunde** in Leipzig (1888).
213. **Museum, Historisch-archäologisches,** Francisco-Josefinum der Stadt Pilsen (1888).
214. **Museumsverein** in Budweis (1895).
215. **Nadenius,** Dr. Johann, k. k. Regierungsrat i. P. Wien, IV./2, Weyringergasse 15 (1887).

216. **Neugebauer,** Dr. Josef. Wien, IX./1, Kolingasse 11 (1893).
217. **Neumann,** Dr. Isidor, k. k. Hofrat, Universitäts-Professor. Wien, I., Kolowratring 14, (1897).
218. **Neumann,** Dr. Wilhelm Anton, k. k. Universitäts-Professor, Wien, IX./3, Garnisonsgasse 18 (1901).
219. **Neumayer,** Dr. Josef, Hof- und Gerichts-Advokat, Vizebürgermeister der Stadt Wien, Wien, I., Kleeblattgasse 13 (1901).
220. **Neustadtl,** Dr. Josef. Wien, I., Wallnerstraße 3 (1895).
221. **Nicoladoni,** Dr. Alexander, Hof- und Gerichts-Advokat in Linz (1901).
222. **Niederle,** Dr. Lubor, Universitäts-Professor Prag-Žižkov, Husinecká 11 (1901).
223. **Niederleithinger,** Dr. Adolf Gustav. Wilfersdorf bei Mistelbach, Niederösterreich (1900).
224. **Niedźwiedzki,** Julian, Professor an der k. k. technischen Hochschule in Lemberg, Polytechnicum (1887).
225. **Obermaier,** P. Hugo, Archäologe. Wien, III./3, Rennweg 31 (1901).
226. **Ober-Realschule** in Linz (1901).
227. **Obersteiner,** Dr. Heinrich, k. k. Universitäts-Professor, Direktor der Privat-Irrenheilanstalt in Wien, XIX./1, Billrothstraße 69 (1870).
228. **Obst,** Dr. Hermann, Direktor des Museums für Völkerkunde in Leipzig (1896). [Zugleich korrespondierendes Mitglied.]
229. **Oser,** Dr. Leopold, k. k. Hofrat und Sanitätsrat, Universitäts-Professor. Wien, I., Neutorgasse 20 (1870).
230. **Pachinger,** Anton Max. Linz, Oberösterreich, Bethlehemstraße 31 (1894).
231. **Palliardi,** Jaroslaw, k. k. Notar. Mährisch-Budwitz (1889).
232. **Pauli,** Hugo, Buchhändler. Wien, I., Rotenturmstraße 15 (1892).
233. **Pausinger,** Dr. Felix v., Assistent an der Universität in Czernowitz (1902).
234. **Peez,** Dr. Alexander v., Fabriks- und Realitäten-Besitzer. Wien, IV./1, Heugasse 2 (1880).
235. **Peisker,** Dr. Johann, Skriptor an der Universitäts-Bibliothek. Groisbach bei Graz (1896).
236. **Penka,** Karl, k. k. Gymnasial-Professor. Wien, XVIII./2, Schindlergasse 48 (1882).
237. **Pfeiffer von Inberg,** Rudolf, k. k. Berghauptmann. Wien, XVIII./1, Währingergürtel 41 (1870).
238. **Pick,** Dr. Alois, k. u. k. Stabsarzt, Privatdozent an der k. k. Universität. Wien, I., Rudolfsplatz 12 (1895).
239. **Pick,** Dr. Arnold, k. k. Universitäts-Professor. Prag, Wassergasse 15 (1892).
240. **Pick,** Dr. Arthur. Karlsbad, Böhmen, Alte Wiese, goldene Krone (1901).
241. **Pingitzer,** Dr. Emerich Ritter v., k. k. Gerichtssekretär. Wien, IV./2, Favoritenstraße 18 (1900).
242. **Polaschek,** Dr. Anton, k. k. Gymnasial-Direktor. Floridsdorf, Hauptstraße 46 (1901).
243. **Poschacher,** Anton, Ingenieur, Besitzer von Granitwerken. Wien, IV./1, Margaretenstraße 30 (1901).
244. **Preen,** Hugo v., akademischer Maler und Gutsbesitzer. Osternberg bei Braunau am Inn, Oberösterreich (1885).
245. **Preindlsberger-Mrazović,** Milena, Schriftstellerin, Sarajevo, Landesspital (1889).
246. **Premerstein,** Dr. Anton Ritter v., Privatdozent und Beamter der k. k. Hofbibliothek, Wien (1902).
247. **Prochaska,** Karl sen., k. u. k. Hofbuchhändler und Hofbuchdruckerei - Besitzer. Teschen (1899).
248. **Pudil,** Ján, em. fürstl. Lobkowitzscher Baudirektor. Prag, Königliche Weinberge, Brandlgasse 16 (1883).
249. **Püchler,** Wenzel, k. k. Oberbergrat i. P. Graz, Maiffredygasse 5, II. (1884).
250. **Rabl,** Dr. Karl, k. k. Hofrat und Universitäts-Professor. Prag (1882).
251. **Radić,** Fran., Redakteur der »Starohrvatska Prosvjeta«. Curzola, Dalmatien (1884).
252. **Reichle,** Wolfgang, k. u. k. Rechnungsrats-Adjunkt beim gemeinsamen obersten Rechnungshof. Wien, I., Annagasse 5 (1901).
253. **Reinisch,** Dr. Leo, k. k. Hofrat, Universitäts-Professor in Wien, VIII./2, Feldgasse 5 (1902).
254. **Reisch,** Dr. Emil, k. k. Universitäts-Professor. Wien, VIII./1, Laudongasse 11 (1894).
255. **Reviczky de Revizsnye,** Bartholomäus, Vize-Archidiakon und Pfarrer. Csejte, Ungarn (1900).
256. **Richlý,** Heinrich. Neuhaus bei Weseli, Böhmen (1886).
257. **Riegl,** Dr. Alois, k. k. Universitäts-Professor. Wien, I., Schottengasse 3 (1892).
258. **Rigler,** Dr. Franz Edler v. Wien, XIX./1, Colloredogasse 5 (1874).
259. **Römisch-Germanisches Zentralmuseum** in Mainz (1899).
260. **Rohrmann,** Moritz, Gutsbesitzer. Bludowitz, Österr.-Schlesien (1887).
261. **Rokitansky,** Hans Freiherr v., k. u. k. Kammersänger. Wien, IV./1, Wiedner Hauptstraße 51 (1874).
262. **Rollett,** Dr. Emil, k. k. Regierungsrat, Direktor und Primararzt des Erzh. Sophien-Spitals. Baden, Niederösterreich, Berggasse 37 (1870).
263. **Romstorfer,** Karl Adam, Regierungsrat, Architekt, k. k. Konservator, Direktor der k. k. Staatsgewerbeschule. Czernowitz, Neueweltgasse 4 (1893).

264. **Rosthorn,** Dr. Arthur v., k. u. k. Legationsrat. Peking (1894).
265. **Rowland,** William R. jun. Seremban, Malakka, via Singapore (1895).
266. **Rücker,** Anton, k. k. Oberbergrat. Wien, I., Canovagasse 7 (1882).
267. **Salm-Reifferscheidt,** Hugo Leopold Fürst und Altgraf zu, k. u. k. Kämmerer, Mitglied des Herrenhauses. Wien, III./2, Rasumofskygasse 8 a (1901). [Lebenslängliches Mitglied.]
268. **Salzer,** Josef, Fabriksbesitzer. Wien, III./2, Marxergasse 1 (1888).
269. **Schacherl,** P. Gustav, Kustos der Sammlungen im Stifte Zwettl, Niederösterreich (1889).
270. **Schandlbauer,** Dr. Hans. Wien, I., Graben 12 (1893).
271. **Scheff,** Dr. Julius, jun., k. k. Regierungsrat und Universitäts-Professor. Wien, I., Hoher Markt 4 (1887).
272. **Schernthanner,** Anton, k. k. Oberbergrat. Aussee, Steiermark (1900).
273. **Schiff,** Dr. Eduard, Privatdozent an der Universität. Wien, I., Wallfischgasse 6 (1888).
274. **Schlesinger,** Sigmund Egon. Wien, I., Gonzagagasse 15 (1894).
275. **Schliz,** Dr. Alfred, Hofrat, Stadtrat. Heilbronn, Württemberg (1901).
276. **Schlosser,** Karl Freiherr v. Wien, IV./1, Taubstummengasse 8 (1888).
277. **Schmarda,** Dr. Ludwig Karl, k. k. Hofrat. Wien, II./2, Kaiser Josefstraße 33 (1870).
278. **Schmidel,** Edmund, k. k. Landesgerichtsrat in Steyr (1901).
279. **Schmidl,** Karl. Wien, IV./1, Wiedener Hauptstraße 47, II. Stock, 11 (1872).
280. **Schmidt,** Dr. Emil, Universitäts-Professor. Jena, Kaiser Wilhelmstraße 3 (1893). [Zugleich korrespondierendes Mitglied.]
281. **Schmidt** S. V. D, P. Wilhelm, Maria-Enzersdorf, Niederösterreich, Missionshaus St. Gabriel (1899).
282. **Schnapper,** August, sen. Wien, VI./1, Getreidemarkt 17 (1888).
283. **Schneider,** Dr. Robert Ritter v., k. k. Universitäts-Professor, k. u. k. Direktor der Antikensammlung des Allerh. Kaiserhauses. Wien, IX./1, Porzellangasse 13 (1887).
284. **Schönborn-Wiesentheid,** Erwein Erbgraf von. Wiesentheid, Unterfranken, Bayern (1900).
285. **Schoetensack,** Dr. Otto. Heidelberg (1894).
286. **Schollmayer,** E. Heinrich, Forstmeister. Schneeberg, Altenmarkt bei Rakek, Krain (1899).
287. **Schott,** Eugen. Wien, VII./2, Burggasse 20 (1887).
288. **Schroeder,** Dr. Leopold v., k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX./3, Maximilianplatz 13 (1894).
289. **Schrötter v. Kristelli,** Dr. Leopold Ritter, k. k. Hofrat, Universitäts-Professor. Wien, IX. 2, Mariannengasse 3 (1887).
290. **Schuchardt,** Dr. Hugo, k. k. Hofrat, Universitäts-Professor i. P. Graz, Elisabethstraße 6 (1885).
291. **Schulz,** Dr. Paul, k. k. Hofrat. Wien, I., Babenbergerstraße 1 (1902).
292. **Sedlaczek,** Hubert, Förster. Thomigsdorf bei Triebitz, Böhmen (1900).
293. **Seeauer,** Karl, Hotelbesitzer in Ischl, Hotel Elisabeth (1901).
294. **Seler,** Dr. Eduard, Universitäts-Professor in Berlin. Steglitz bei Berlin, Kaiser Wilhelmstraße 3 (1900).
295. **Seminar,** erzbischöfliches und Obergymnasium in Travnik, Bosnien (1888).
296. **Sieger,** Dr. Robert, Professor an der k. k. Export-Akademie, Privatdozent an der Universität. Wien, I., Wollzeile 12 (1891).
297. **Sitte,** Camillo, k. k. Regierungsrat, Architekt, Direktor der k. k. Staatsgewerbeschule. Wien, I., Schellinggasse 13 (1893).
298. **Skribany,** Franz, Schriftleiter der Mödlinger Zeitung. Mödling, Niederösterreich, Franz Josefsplatz 6 (1900).
299. **Sonne,** Dr. Eduard, Gemeindearzt in Ober-Laa bei Wien (1901).
300. **Sonnleithner,** Ferdinand, Sektionschef. Sarajevo (1888).
301. **Spitzer,** Gustav, k. u. k. Hof-Mode- und Weißwarenhändler. Wien, I., Giselastraße 11 (1884)
302. **Spitzer,** Mór, Direktions-Ausschußmitglied des ungarischen Landesvereines für Archäologie und Anthropologie in Breitenbrunn bei Preßburg, Ungarn (1901).
303. **Staatsgewerbeschule,** k. k. Wien, I., Schellinggasse 13 (1893).
304. **Staatsgymnasium,** k. k. Oberhollabrunn, Niederösterreich (1893).
305. **Stache,** Dr. Guido, k. k. Hofrat, Direktor der k. k. geologischen Reichsanstalt. Wien, III./3, Ötzeltgasse 10, III (1870).
306. **Steinen,** Dr. Karl von den, Professor. Charlottenburg bei Berlin 2, Hardenbergstraße 24 (1892). [Zugleich korrespondierendes Mitglied.]
307. **Steiner,** Franz. Schaab bei Podersam, Böhmen (1891).
308 **Steiner v. Pfungen,** Dr. Robert Freiherr, Primararzt im Krankenhause Wieden, Privatdozent an der Universität. Wien, I., Schottengasse 3 (1880).
309. **Stockhammer,** Gustav, Oberinspektor der Nordwestbahn. Floridsdorf, Koloniestraße 194 (1900).
310. **Storno,** Franz, jun., akademischer Maler, Ödenburg (1893).

311. **Straberger**, Josef, k. k. Konservator, Vizepräsident des Museums Francisco-Karolinum. Linz (1901).
312. **Strebel**, Hermann, Hamburg, Papenstraße 79.
313. **Strohmayer**, Dr. Phil. August, Schriftsteller. Rom, poste restante, Italien (1881).
314. **Stubenvoll**, Hugo, Ingenieur. Vukovar, Slavonien (1892).
315. **Svetlin**, Dr. Wilhelm, k. k. Regierungsrat, Direktor einer Privat-Heilanstalt für Gemütskranke. Wien, I., Kärntnerring 17 (1880).
316. **Swara**, Otto, Photograph in Wien, IV./1, Große Neugasse 8 (1901).
317. **Szombathy**, Josef, k. u. k. Kustos am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, VII./2, Sigmundsgasse 8 (1879).
318. **Tagleicht**, Karl, k. u. k. Hof-Schlosser. Wien, XX./5, Mathildenplatz 7 (1887).
319. **Teutsch**, Julius, Liqueurfabrikant. Kronstadt, Siebenbürgen, Roßmarkt 4 (1899).
320. **Tietze**, Dr. Emil, k. k. Oberbergrat, Chef-Geologe der k. k. geologischen Reichsanstalt. Wien, III./1, Landstraße Hauptstraße 90 (1887).
321. **Toldt**, Dr. Karl, k. k. Hofrat, Universitäts-Professor. Wien, IX./1, Wasagasse 8 (1885).
322. **Toldt**, Dr. Karl jun., Wien, IX./1, Wasagasse 8 (1902).
323. **Traeger**, Dr. P., Zehlendorf bei Berlin, Wilhelmstraße 1 (1902).
324. **Trapp**, Josef, Fabriksbesitzer. Pilsen, Salzgasse 14 (1889).
325. **Treutler**, Dr. Ferdinand, k. u, k. General-Stabsarzt. Wien, IV./1, Schäffergasse 17 (1892).
326. **Trojanović**, Dr. Sima, Professor, Kustos des Ethnogr. Museums in Belgrad, Protamatijastraße 13 (1894).
327. **Tschudi**, Dr. Arthur, k. u k. Oberstabs- und Garnisonsarzt. Nagy-Szeben (Hermannstadt) Seilergasse 5 (1888).
328. **Vielhaber**, Gottfried, Bibliothekar des Prämonstratenserstiftes Schlägl, Post Aigen, Oberösterreich (1900).
329. **Urbantschitsch**, Dr. Viktor, k. k. Universitäts-Professor in Wien, XIX./1, Colloredogasse 8 (1901)
330. **Vuletić-Vukasović**, Vid, Professor. Ragusa, Dalmatien (1883).
331. **Vyvlečka**, Dr. Josef, k. k. Konservator, Domvikar. Olmütz (1896).
332. **Wallaschek**, Dr. Richard, Privatdozent an der Universität. Wien, IX./3, Schwarzspanierstraße 18 (1897).
333. **Waněk**, Johann, fürstl. Liechtensteinscher Gutsdirektor. Radim, Post Petschek, Böhmen (1896).
334. **Wasserburger**, Moritz, k. k. Postsekretär. Wien, IV./1, Wiedner Hauptstraße 77 (1899).
335. **Weinberger**, Isidor, k. k. Kommerzialrat, Präsident der böhmischen Montangesellschaft. Wien. IV./1, Schwindgasse 20 (1883).
336. **Weinzierl**, Robert Ritter v., k. k. Konservator, Museums-Kustos. Teplitz, Schulgasse 8 (1894).
337. **Weinzierl**, Dr. Theodor Ritter v., k. k. Hofrat, Direktor der staatlichen Samen-Kontrolstation. Wien, I., Ebendorferstraße 7 (1892).
338. **Weisbach**, Dr. Augustin, k. u. k. General-Stabsarzt d. R. Graz, Sparbersbachstraße 41 (1887).
339. **Weißenberg**, Dr. S. in Elisabethgrad, Südrußland.
340. **Weiß v. Tessbach**, Dr. Adolf Ritter, Advokaturskandidat. Wien, I, Nibelungengasse 1 (1900).
341. **Weyr**, Rudolf, Professor an der k. k. technischen Hochschule, Bildhauer. Wien, III./1, Hauptstraße 74 (1887).
342. **Wickenburg**, Eduard Graf. Rohrbach bei St. Peter in der Au, Westbahn, Post Weistrach, Niederösterreich (1898).
343. **Wieninger**, Georg, Gutsbesitzer. Schärding, Oberösterreich (1900).
344. **Wielemans**, Edler von **Monteforte**, Alexander, k. k. Baurat und Architekt. Wien, XVII./2, Zwerngasse 16 (1897).
345. **Wieser v. Wiesenhort**, Dr. Franz Ritter, k. k. Hofrat, Universitäts-Professor, Präsident des Ferdinandeums. Innsbruck, Meinhartstr. 4 (1883).
346. **Wilser**, Dr. Ludwig. Heidelberg, Leopoldstraße 41 (1897).
347. **Winkler**, Karl, Sparkassen-Direktor in Mauthausen an der Donau (1901).
348. **Winternitz**, Dr. Moritz, Professor für indoarische Philologie und allgemeine Völkerkunde an der k. k. deutschen Karl Ferdinands-Universität in Prag, Königliche Weinberge, Manesgasse 4 (1886).
349. **Winternitz**, Dr. Wilhelm, k. k. Regierungsrat, Universitäts-Professor. Wien, I. Wipplingerstraße 28 (1872).
350. **Wisnar**, Julius, k. k. Gymnasial-Direktor. Znaim (1898).
351. **Wittmann**, Dr. Emil Hugo, Schriftsteller. Wien, VI./1, Magdalenenstraße 10A, 4. St. (1884).
352. **Wohlgemuth**, Karl, Volksschullehrer. Bozen, Laubengasse (1900).
353. **Woldřich**, Dr. Joh. Nep., k. k. Universitäts-Professor. Prag, Königliche Weinberge, Hálekgasse 76 (1870).
354. **Wolfram**, Alfred. Wien, XVIII./1, Canongasse 19 (1889).
355. **Zangerle**, Dr. Josef, Advokaturs-Konzipient in Baden, Niederösterreich, Hauptplatz 12 (1901).
356. **Zawiliński**, Roman, Direktor des k. k. Staats-Obergymnasiums, Sekretär der ethnologischen Abteilung der Akademie der Wissenschaften. Tarnow (1893).

357. **Zdekauer**, Dr. Alfred. Trautenau (1899).

358. **Želízko**, Johann V., Beamter der k. k. geologischen Reichsanstalt. Wien, III./2, Löwengasse 37 II/11 A (1900).

359. **Zora**, Serbisch-akademischer Studentenverein. Wien, IX./2, Lazarethgasse 10, 25 (1884).

360. **Zsigmondy**, Dr. Otto, Zahnarzt. Wien, I., Schmerlingplatz 2 (1892).

361. **Zuckerkandl**, Dr. Emil, k. k. Hofrat, Universitäts-Professor Wien, IX./4, Alsbachstraße 20 (1878).

362. **Zumbusch**, Kaspar Ritter v., k. k. Professor an der Akademie der bildenden Künste. Wien, III./3, Jacquingasse 11 (1889).

363. **Zwirner**, Hubert, Fachlehrer und zoolog. Präparator in Retz, Niederösterreich.

C. Korrespondenten.

1. **Bella**, Ludwig, Professor. Ödenburg.

Verzeichnis

der

Institute, Vereine und **Redaktionen,** mit welchen die Anthropologische Gesellschaft in Wien im **Schriftentausch** steht.

(S. bedeutet nur Tausch gegen die Sitzungsberichte, B. = botanische Abteilung, E. = ethnographische Sammlung, H. = Hofbibliothek, P. = prähistorische Sammlung.[1])

1. **Agram:** Südslavische Akademie der Wissenschaften. — 1. Rad. philos.-hist. Cl., 2. mathemat. Cl., 3. Ljetopis, 4. Zbornik. (H.)
2. — Kroatische archäologische Gesellschaft. — Viestnik hrvatskoga arkeologičkoga družtva. (P.)
3. **Athen:** Kaiserlich deutsches archäologisches Institut. — Mitteilungen. (P.)
4. **Basel:** Basler Missions-Comité. — Evangelisches Missions-Magazin. (E.)
5. **Batavia:** Genootschap van Kunsten en Wetenschappen. — Tijdschrift voor Indische taal-. land- en volkenkunde. (E.)
6. **Berlin:** Königliche Akademie der Wissenschaften — Sitzungsberichte. (H.)
7. — Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. — Zeitschrift für Ethnologie. (P.)
8. — Verein für Volkskunde (Prof. Dr. Roediger.) — Zeitschrift. (E.)
9. **Bombay:** Anthropological Society. — The Journal. (E)
10. **Bonn:** Verein von Altertumsfreunden der Rheinlande. — Jahrbücher. (P.)
11. **Boston** und **New-York:** The American Folk-Lore Society. (Editor Dr. A. F. Chamberlain.) (E.)
12. **Braunschweig:** Redaktion der Zeitschrift »Globus«. — Globus. (E.)
13. **Breslau:** Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur. — Jahresberichte. (Z.)
14. — Museum für schlesische Altertümer. — Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. (P.)
15. **Brünn:** Naturforscher-Verein. — 1. Verhandlungen, 2. Museum Francisceum, Annales.
16. **Brüssel:** Académie Royale des Sciences. — 1. Annuaire, 2. Bulletins. (H.)
17. — Société d'anthropologie. — Bulletin. (P.)
18. — Société d'Archéologie de Bruxelles. — 1. Annales, 2. Annuaire. (P.)
19. **Budapest:** Ungarisches National-Museum. — Archaeologiai Értesitö. (P.)
20. **Budapest:** Ungarische ethnographische Gesellschaft. — Ethnographia. (E.)
21. **Calcutta:** Asiatic Society of Bengal. — 1. Journals, 2. Proceedings. (E.)
22. **Christiania:** Foreningen til Norske Fortidsmindes merkers bevaring. — Aarsberetning. (P.)
23. **Czernowitz:** Bukowiner Landesmuseum. — 1. Rechenschaftsberichte, 2. Jahrbuch.
24. **Časlau:** Redaktion des »Věstník československanskchý musei a spolku archaeologických«. — Věstník. (P.) S.
25. **Demerara:** Royal Agricultural and Commercial Society of British Guiana. — Timehri. (E.)
26. **Dorpat:** Gelehrte Esthnische Gesellschaft. — 1. Sitzungsberichte, 2. Verhandlungen. (H.)
27. **Dürkheim am Haardt:** Naturwissenschaftlicher Verein »Pollichia«. — Mitteilungen. (B.) S.
28. **Edinburg:** Scottish Geographical Society. — The Scottish Geographical Magazine. (E.)
29. — Society of Antiquaries of Scotland. — Proceedings. (P.)
30. **Florenz:** Società italiana di Antropologia etc. — Archivio per l'Antropologia e la Etnologia. (E.)
31. **Frankfurt a. d. O.:** Redaktion der »Societatum litterae«. — Societatum litterae. (E.) S.
32. **Genf:** Société de Geographie de Genève. — Le Globe. (E.)
33. **Görlitz:** Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz. — Jahreshefte. (P.) S.
34. **Graz:** Naturwissenschaftlicher Verein für Steiermark. — Mitteilungen. (Z.)
35. — Verein der Ärzte in Steiermark. — Mitteilungen.
36. **Grenoble:** Société Dauphinoise d'ethnologie et d'anthropologie. — Bulletins. (P.)
37. **Haag:** Koninklijk Institut voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië. — Bijdragen. (H.)

[1]) Da die Gesellschaft keine Bibliothek besitzt, gibt sie alle Einläufe gegen Ersatz der als Tausch verwendeten Exemplare der »Mitteilungen« an die Bibliotheken der genannten Abteilungen des k. k. naturhistorischen Hofmuseums und an die k. k. Hofbibliothek ab. Für Tauschexemplare, welche an mit * bezeichnete Vereine und Institute abgegeben werden, wird kein Ersatz geleistet.

38. **Halle a. d. S.:** Kais. Leopoldinisch-Karolinische deutsche Akademie der Naturforscher. — Leopoldina. (H.)
39. **Helsingfors:** Finska Vetenskaps Societeten. — 1. Öfversigt af förhandlingar, 2. Bidrag till kännedom af Finlands Natur och Folk, 3. Acta societatis scientiarium Fennicae. (H)
40. — Finnisch-ugrische Gesellschaft. — 1. Journal, 2. Memoires, 3. Suomen und Finskt Museum. (P.)
41. **Innsbruck:** Museum Ferdinandeum. — Zeitschrift (P.)
42. **Kasan:** Gesellschaft für Archäologie, Geschichte und Ethnologie. — Iswjästija. (E.)
43. **Kiel:** Anthropologischer Verein in Schleswig-Holstein — Mitteilungen. (P.) S.
44. **Klagenfurt:** Naturhistorisches Landesmuseum. — Jahrbuch.
45. — Geschichtsverein für Kärnten. — 1. Carinthia. 2. Jahresbericht.
46. **Königsberg:** Altertumsgesellschaft »Prussia«. — Sitzungsberichte. (P.)
47. — Physikalisch-ökonomische Gesellschaft. — Schriften. (P.)
48. **Kopenhagen:** Kongel. Nordiske Oldskrift Selskab. — 1. Aarbøger, 2. Memoires. (P.)
49. **Krakau:** Akademie der Wissenschaften. — Anzeiger. (P.)
50. **Laibach:** Musealverein für Krain. — 1. Izvestja, 2. Mitteilungen.
51. **La Plata:** Museo de La Plata. — Revista. (H.)
52. **Leiden:** Redaktion des Internationalen Archivs für Ethnographie. — Intern. Arch. f. Ethn. (E.)
53. **Lemberg:** Verein für Volkskunde. — Lud.
54. **Linz:** Museum Francisco-Carolinum. — Berichte. (P.)
55. **London:** Anthropological Institute of Great-Britain and Ireland. — Man. (E.)
56 — Folk-Lore Society. — Folk-Lore. (E.)
57. **Lüttich:** Institut archéologique Liégois. — Bulletin. (P.)
58. **Lyon:** Société d'Anthropologie. (P.)
59. — Muséum d'Histoire Naturelle de Lyon. — Archives. (P.)
60. **Madras:** Madras Government Museum. — Bulletin. (E.) S.
61. **Mailand:** Società italiana di scienze naturali. — 1. Atti 2. Memorie. (Z.)
62. **Moskau:** Kaiserliche Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaften, Anthropologie und Ethnographie. — 1. Iswjästija, 2. Trudü antropologitscheskago otdjäla. (P.)
63. — Kaiserliche Archäologische Gesellschaft. — 1. Drewnosti wostotschnija, 2. Materialij po archeologij wostotschnich gub. Rossij. (P.)
64. **München:** Redaktion der Prähistorischen Blätter. (P.) S.
65. **New-York:** Anthropological Society. — The American Anthropologist. (E.)
66. **Norwood:** Archaeological Institute of America. — American Journal of Archaeology. (H.)
67. **Nürnberg:** Germanisches National-Museum. — Anzeiger und Mitteilungen. (P.)
68. **Orenburg:** Gelehrte Altertums-Gesellschaft. 1. Journal, 2. Sapiski, 3. Iswjästija. (P.)
69. **Ottawa:** Geological Survey of Canada. — Report annual, Maps, The Canadian Record of Science.
70. **Parenzo:** Società istriana di Archeologia e Storia patria. — Atti e memorie. (P.)
71. **Paris:** Société d'anthropologie. — 1. Bulletins 2. Mémoires. (E.)
72. — Redaktion des Journals »L'Anthropologie«. — L'Anthropologie. (P.)
73. — Société nationale des Antiquaires de France. — Bulletin und Memoires. (P.)
74. — Redaktion der Zeitschrift »Mélusine«. — Mélusine. (E.)
75. — Redaktion der Zeitschrift »Revue des traditions populaires« (M. Paul Sébillot, 80 boulevard Saint Marcel). (E.)
76. — Redaktion der »Revue mensuelle de l'École d'anthropologie«. — Revue mensuelle. (P.)
77. — Redaktion der Zeitschrift »Le Tour du Monde« — Le Tour du Monde. (E.)
78. — »Musée Guimet.« — 1. Annales, 2. Revue de l'histoire des religions, 3. Bibliotheque d'Etudes. (E.)
79. **Porto:** Redaktion der Portugalia. Materias para o estudo de povo portuguez. — Portugalia. (P.) Rua de Cedofeita 548.
80. **Posen:** Historische Gesellschaft für die Provinz Posen. — 1. Zeitschrift, 2. Historische Monatsblätter für die Provinz Posen. (P.)
81. **Prag:** Königliche böhmische Gesellschaft der Wissenschaften. — 1. Sitzungsberichte, 2. Jahresberichte, 3. Abhandlungen.
82. — Čechoslavisches ethnographisches Museum. (E.)
83. — Naturwissenschaftlicher Verein »Lotos«. — Jahrbuch für Naturwissenschaft. (P.)
84. — Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen. — Mitteilungen.
85. —* Lese- und Redehalle der deutschen Studenten. — Bericht. (P.)
86. — Redaktion der Zeitschrift »Český lid«. — Český lid. (E.)
87. **Rom:** Reale Accademia dei Lincei. — 1. Atti, 2. Notizie degli scavi di antichità, 3. Rendiconti. (P.)
88. — Redaction des »Bollettino di Paletnologia italiana«. — Bollettino. (P.)
89. — Società geografica italiana. — Bollettino. (E.)
90. — Società Romana di Antropologia. — Atti. (P.)
91. — Redaktion der Zeitschrift »Cosmos«. — Cosmos. (E.)
92. — Redaktion der Zeitschrift »Rivista Italiana di Sociologia«. (E.)
93. **Rotterdam:** Nederlandsche Zendelingsgenootschap. — Mededeelingen. (E.)

94. **Saigon**: L'École Française d'Extrême-Orient. (An directeur.) — Bulletin. (E.)
95. **Salzburg**: Gesellschaft für Landeskunde. — Mitteilungen. (P.)
96. **St. Petersburg**: Kaiserliche Archäologische Kommission. — 1. Compte-Rendu, 2. Otschet, 3. Materiali. (P.)
97. — Académie Imperiale de sciences. — 1. Bulletin, 2. Mémoires, 3. Publications du Musée d'anthropologie et d'ethnographie. (H.)
98. — Kaiserlich russische geographische Gesellschaft. — 1. Iswjästija, 2. Otschet. (E.)
99. — Russische Anthropologische Gesellschaft an der kaiserlichen militär-medizinischen Akademie. — Sitzungsprotokolle. (P.)
100. **Sarajevo**: Bosnisch-hercegovinisches Landesmuseum. — 1. Glasnik zemaljskog Muzeja u Bosni i Hercegovini, 2. Wissenschaftliche Mitteilungen aus Bosnien und der Hercegovina. (P.)
101. **Seoul**: Korea branch of the Royal Asiatic Society. — Transactions. (E.)
102. **Schwerin**: Verein für mecklenburgische Geschichte. — Jahrbücher und Jahresberichte. (P.)
103. **Shanghai**: China branch of the Royal Asiatic Society. — Journal. (E.)
104. **Singapore**: Straits branch of the Royal Asiatic Society. — Journal. (E.)
105. **Spalato**: Museo Archeologico. — Bullettino di Archeologia e Storia Dalmata.
106. **Stockholm**: Konigl. Vitterhets Historie och Antiquitets Akademia. — 1. Antiqvarisk Tidskrift för Sverige, 2. Månadsblad. (P.)
107. — Svenska sällskapet för Antropologi och Geografi. — »Ymer«. (H.)
108. **Stockholm**: Nordisches Museum. — 1. Samfundet, 2. Minnen från Nordisk Museet. (E.)
109. **Stuttgart**: Württembergischer Anthropologischer Verein. — Fundberichte aus Schwaben. (P.) S.
110. — Königliche öffentliche Bibliothek. — Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. (H.)
111. **Sydney**: Royal Society of New South Wales. — 1. Journal and Proceedings, 2. Abstracts of Proceedings. (E.)
112. — Australian Museum. — 1. Report, 2. Record, 3. Memoir. (E.) S.
113. — Royal Anthropological Society. — Science of man and Journal. (E.)
114. **Tiflis**: Kaukasische Abteilung der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft. — 1. Sapiski, 2. Iswjästija. (E.)
115. **Tokio**: Anthropological Society. — Journal. (E.)
116. — Asiatic Society of Japan. — Transactions. (E.)
117. **Toronto**: Canadian Institute. — 1. Transactions, 2. Proceedings, 3. Annual report. (H.)
118. **Trient**: Biblioteca e Museo comunali di Trento. — Archivio Trentino. (P.)
119. **Trier**: Gesellschaft für nützliche Forschungen. — Jahresberichte. (P.) S.
120. **Upsala**: Redaktion der Zeitschrift »Nyare bidrag till kännedom om de Svenska landsmålen ok Svenskt folklif«. (E.)
121. **Warschau**: Redaktion der »Wisła«. (E.)
122. — Redaktion des »Swiatowit«. (P.)
123. **Washington**: Smithsonian Institution. — 1. Annual Report of the board of regents, 2. Report of the U. S. National-Museum, 3. Bulletin of the U. S. National-Museum, 4. Proceedings of the U. S. National-Museum, 5. Annual report of the Bureau of Ethnology. (E.)
124. — United States Geological Survey. — 1. Annual Report, 2. Monographs, 3. Mineral Ressources, 4. Bulletin.
125. **Wellington**: Polynesian Society. — The Journal. (E.)
126. **Wien**: K. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale. — Mitteilungen. (P.)
127. — Verein für Landeskunde von Niederösterreich. — 1. Blätter, 2. Topographie von Niederösterreich, 3. Urkundenbuch von Niederösterreich. (P.)
128. — * Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse. — Schriften. (P.)
129. — * Wissenschaftlicher Klub. — Monatsblätter. (P)
130. — * K. k. Gesellschaft der Ärzte.
131. — K. k. naturhistorisches Hofmuseum.[1])
132. — * Bibliothek des n.-ö. Landhauses.
133. **Wiesbaden**: Verein für nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung. — 1. Annalen, 2. Mitteilungen. (P.)
134. **Woking**: Redaktion von »The Imperial and Asiatic Quarterly Review and Oriental and Colonial Record«. (E.)
135. **Zürich**: Antiquarische Gesellschaft. Stadtbibliothek. — Mitteilungen. (P.)
136. — Schweizerisches Landesmuseum. — Anzeiger für schweizerische Altertumskunde. (P.)

[1]) Erhält zwei Exemplare der »Mitteilungen« für die Bibliothek der anthropologisch-ethnographischen Abteilung, E. und P.

Ausschuß-Sitzung am 20. Jänner 1903.

Anwesend: Vorsitzender Dr. K. Toldt, Dr. L. Bouchal, Dr. K. Gussenbauer, Doctor W. Hein, Dr. V. Jagić, Dr. D. H. Müller, K. Freiherr v. Schlosser, Dr. S. Wahrmann.

A. Das Protokoll der nicht beschlußfähig gewesenen Sitzung vom 12. Dezember 1902 wird verlesen.

1. Als neues wirkliches Mitglied wird aufgenommen:
Dr. Gustav Antze in Wien.

2. Mit einer Reihe von Instituten fand bisher der Schriftenaustausch auf Kosten von Abteilungen des k. k. naturhistorischen Hofmuseums statt; da dieselben auf die Tauschschriften nicht weiter reflektieren, so wird beschlossen, den Schriftentausch dennoch auf Kosten der Gesellschaft selbst vorläufig weiterzuführen, insbesondere mit den österreichischen Instituten, jedoch unter den Mitgliedern solche zu suchen, welche gegen Ersatz der Selbstkosten der »Mitteilungen« die betreffenden Tauschschriften für sich beziehen würden.

Die in Rede stehenden Institute sind die folgenden:

Der Naturforscher-Verein in Brünn,
The Field Columbian Museum in Chicago,
das Bukowinaer Landesmuseum in Czernowitz,
die naturforschende Gesellschaft in Danzig,
die naturwissenschaftliche Gesellschaft »Isis« in Dresden,
der naturwissenschaftliche Verein für Schleswig-Holstein in Kiel,
das naturhistorische Landesmuseum in Klagenfurt,
der Verein für Volkskunde in Lemberg,
Reale Istituto Lombardo di science e lettere in Mailand,
Società dei naturalisti in Modena,
The Canadian record of science in Montreal,
die königliche Akademie der Wissenschaften in München,
die königliche böhmische Gesellschaft der Wissenschaften in Prag,
der Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen in Prag,
der Deutsche wissenschaftliche Verein in Santiago,
The Academy of arts and sciences in St. Louis,
Museo Archeologico in Spalato,
die k. k. Geographische Gesellschaft in Wien,
die k. k. Geologische Reichsanstalt in Wien.

Mit dem »Vereine der Ärzte in Steiermark« in Graz wird der Schriftentausch beschlossen.

Es wird ferner beschlossen, dem k. k. Hofmuseum und der k. k. Hofbibliothek zum Ersatze für im Schriftenaustausch abgegebene »Mitteilungen« auch die Kosten der Versendung für diese Exemplare aufzurechnen, da diese Versendungskosten offenbar in den »Selbstkosten« der Gesellschaft inbegriffen sind. Die Gesellschaft könnte die Versendungskosten nur dann weiter bestreiten, wenn die einlangenden Tauschschriften der Gesellschaft belassen und erst jeweils nach Abschluss eines Bandes dem Museum abgeliefert werden würden. Eventuell wäre die Versendung der bezüglichen Tauschexemplare dem Hofmuseum selbst zu überlassen.

3. Der Kassier verliest eine Zusammenstellung der Gebarung des ablaufenden Jahres und einen Voranschlag für 1903.

Herr Hofrat Dr. Gussenbauer wünscht, daß der Fond für praktische Arbeiten nicht zu Druckkosten herangezogen werde. Geheimrat v. Inama-Sternegg bemerkt hiezu, dass die Subventionsgesuche auf praktische Arbeiten und deren Publikation gerichtet sind und die Subventionen daher auch soweit zu den Druckkosten herangezogen werden können, als dieselben die Publikation praktischer Arbeiten betreffen.

Herr Dr. S. Wahrmann erklärt, der Gesellschaft 400 *K* zur Verfügung zu stellen. Der Vorsitzende dankt für diese hochherzige Spende.

4. Seitens des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich liegt ein Schreiben vor, in dem der Ausschuß der Anthropologischen Gesellschaft aufgefordert wird, in der anläßlich der geplanten Gründung eines niederösterreichischen Landesmuseums zum konstituierenden Musealausschuß ein Mitglied zu entsenden. Über Antrag des Herrn Dr. Hein wird Herr Hofrath Toldt um Übernahme dieser Aufgabe ersucht; derselbe erklärt sich hiezu bereit.

5. Der Vorsitzende teilt mit, daß die Gesellschaft bei der Feier des 100jährigen Bestandes des ungarischen Nationalmuseums in Budapest durch den Ehrenpräsidenten Freiherrn v. Andrian-Werburg vertreten war (siehe Sitzungsberichte 1902, S. 68).

6. Seitens des Österreichischen Ingenieur- und Architektenvereins und des Herrn Ingenieurs A. Dachler liegen zustimmende Schreiben ad Punkt 4 der vorigen Ausschußsitzung vor.

7. Der Vorsitzende übergibt folgenden Aufruf:

Euer Hochwohlgeboren!

Das große Komitee, welches die Feier zum 80. Geburtstage Rudolf Virchows veranstaltet hat, ist neuerdings zusammengetreten, um die Errichtung eines Denkmals für denselben auf einem öffentlichen Platze Berlins einzuleiten und durchzuführen.

Dieses Komitee wendet sich an uns mit dem Ersuchen, die geeigneten Schritte zu tun, um den Schülern, Kollegen, Verehrern und Freunden Virchows in Österreich, welche das gedachte Vorhaben zu unterstützen geneigt sind, dieses zu ermöglichen.

In Würdigung der außergewöhnlichen Bedeutung Virchows für den Fortschritt der Wissenschaft in allen Ländern, sowie der vielfachen freundschaftlichen Beziehungen desselben zu österreichischen Forschern und Gelehrten haben sich die Unterzeichneten, der ergangenen Aufforderung Folge gebend, vereinigt, um in Österreich einen entsprechenden Beitrag zu den Kosten des geplanten Virchow-Denkmals aufzubringen und stellen an Euer Hochwohlgeboren das freundliche Ersuchen, falls Sie unsere Absicht billigen, in den Ihnen zugänglichen Kreisen für das Unternehmen zu wirken und Beiträge für dasselbe einzuheben.

Wir bemerken ausdrücklich, daß es nicht in unserer Absicht liegt, die ärztlichen oder andere Körperschaften als solche in Anspruch zu nehmen; unser Wunsch richtet sich vielmehr dahin, möglichst zahlreiche, wenn auch kleinere Beiträge von einzelnen Personen zu erhalten.

Etwaige Anfragen oder Mitteilungen bitten wir an Prof. C. Toldt, Wien, IX/$_3$, Anatomisches Institut, zu richten, hingegen Geldsendungen mit den Spenderlisten an Prof. E. Ludwig, Dekan der medizinischen Fakultät in Wien, I., Universität, gelangen zu lassen.

Wien, im Dezember 1902.

Baron Andrian-Werburg, Ehrenpräsident der anthropologischen Gesellschaft; Sektionschef E. Kusý Ritter v. Dubrav, Präsident der österreichischen Gesellschaft für öffentliche Gesundheitspflege; Hofrat R. Chrobak, Präsident der k. k. Gesellschaft der Ärzte in Wien; Hofrat E. Ludwig, Dekan der Wiener medizinischen Fakultät; Hofrat C. Gussenbauer, Rektor der Wiener Universität; Dr. R. Paltauf, Professor der allgemeinen und experimentellen Pathologie; Primararzt J. Heim, Präsident der Wiener Ärztekammer; Hofrat A. Reder Ritter v. Schellmann, Präsident des Wiener medizinischen Doktoren-Kollegiums; Sektionschef Exzellenz Th. v. Inama-Sternegg, Vizepräsident der Wiener anthropologischen Gesellschaft; Regierungsrat Dr. W. Svetlin, Vizepräsident der Ärztekammer; Prof. A. Kolisko, Prodekan der Wiener medizinischen Fakultät; Hofrat C. Toldt, Vizepräsident der Wiener anthropologischen Gesellschaft; Hofrat A. Weichselbaum, Professor der pathologischen Anatomie.

Das verlesene Protokoll wird genehmigt, und die in demselben enthaltenen Beschlüsse werden einstimmig ratifiziert.

B. 1. Mitgliederbewegung: Gestorben ist das unterstützende Mitglied:

Wilhelm Fürst von Hanau in Horowitz.

Ausgetreten sind: das unterstützende Mitglied:

Frau Franziska Schlesinger in Wien und die wirklichen Mitglieder:
Franz X. Größl in Wien,
Dr. Moritz Hoernes in Wien,
Dr. Břetislav Kalandra in Frankstadt a. R.,
Dr. Ignaz Kemény in Güns,
Hermann Graf Keyserling,

Dr. J. L. Píč in Prag,
Julius Thirring in Wien und
Martin Žunković in Kremsier.

Gestrichen wurden auf Grund des § 11 der Statuten die wirklichen Mitglieder:

Hans Diettler in Gaya,
Franz X. Franc in Pilsen,
Ernst Hofmeier in Pischely,
Dr. Josef Krayatsch in Gugging,
Fedor Nicolics Freiherr de Rudna in Rudna,
Dionys Rudnicki in Bedrykowce und
Josef Schöffel in Mödling.

Als wirkliches Mitglied wird aufgenommen:

Max Freiherr von Baillou, k. und k. Rittmeister, Lehrer an der Theresianischen Militärakademie in Wiener-Neustadt.

2. Der Vorsitzende legt das nachfolgende, mit dem k. k. naturhistorischen Hofmuseum geschlossene Übereinkommen zur Genehmigung vor:

Grundsätze, betreffend Rechtsverhältnisse zwischen der anthropologischen Gesellschaft und dem k. k. naturhistorischen Hofmuseum in Wien.

1. Der Verkehr der anthropologischen Gesellschaft mit dem k. k. naturhistorischen Hofmuseum erfolgt nur durch die Intendanz des letzteren; insbesondere wird die Verrechnung direkt mit dieser gepflogen.

2. Die anthropologische Gesellschaft überläßt dem k. k. naturhistorischen Hofmuseum die durch ihren Schriftentausch erworbenen Druckwerke, soweit sich das k. k. Hofmuseum zur Übernahme derselben bereit erklärt hat. (In der Beilage sind die gegenwärtig in dieser Weise an die Abteilungen des bezeichneten Museums gelangenden Druckwerke verzeichnet.) Die Gesellschaft überläßt ferner dem naturhistorischen Hofmuseum die Fundgegenstände, welche ihr aus den von ihr veranstalteten Ausgrabungen zufallen, vorbehaltlich des Rechtes der anthropologischen Gesellschaft, die Ausgrabungsobjekte zu bearbeiten.

3. Die Vergütung, welche das k. k. naturhistorische Hofmuseum an die anthropologische Gesellschaft für die zum Tausch gegen die in Punkt 2 erwähnten Druckwerke verwendeten Exemplare ihrer »Mitteilungen« leistet, wird mit Rücksicht auf den durchschnittlichen bisherigen Umfang der »Mitteilungen« der Gesellschaft bis auf weiteres mit 8 *K* 20 *h* für jedes Exemplar des Jahrganges festgesetzt. Die Vergütung für die zum Tausch verwendeten »Sitzungsberichte« wird mit 1 *K* 60 *h* für je ein Exemplar festgestellt.

4. Die Begleichung des Entgeltes für die in jedem Kalenderjahre faktisch aufgewendeten Tauschexemplare wird seitens des naturhistorischen Hofmuseums innerhalb der ersten zwei Monate des folgenden Kalenderjahres erfolgen.

5. Die wichtigeren im Tauschverkehre einlangenden Druckwerke werden seitens des naturhistorischen Hofmuseums jeweils für die Ausschuß- und Plenarsitzungen der anthropologischen Gesellschaft zur Verfügung gestellt werden. Das Recht der Mitglieder der anthropologischen Gesellschaft, die Bibliothek der anthropologisch-ethnographischen Abteilung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums jederzeit zu benützen, bleibt aufrecht.

Die aus den Grabungen der Gesellschaft an das Museum gelangenden Objekte sind nach Tunlichkeit den Mitgliedern der Gesellschaft vor der definitiven Einteilung in die Sammlungen des Museums vorzuzeigen.

6. An die anthropologische Gesellschaft einlaufende Geschenke (Bücher, Sammlungsgegenstände) werden kostenfrei an die Intendanz des k. k. naturhistorischen Hofmuseums abgegeben, soferne bei Rezensionsexemplaren die Gesellschaft sich nicht genötigt sieht, im einzelnen Falle das Exemplar dem Rezensenten zu überlassen.

Das vorstehende Übereinkommen wird einstimmig genehmigt und dem Vorsitzenden für seine Bemühung in dieser Angelegenheit der Dank ausgesprochen. Es wird weiters beschlossen, dieses Übereinkommen im Sinne des § 20 der Statuten der Plenarversammlung zur Kenntnisnahme mitzuteilen.

3. Die Intendanz des k. k. naturhistorischen Hofmuseums ersucht, den Schriftentausch auf Kosten desselben mit dem

Geschichtsverein für Kärnten in Klagenfurt und dem
Musealverein für Krain in Laibach

einzustellen. Im Sinne des Beschlusses unter *A* 2 wird der Schriftentausch mit diesen Instituten vorläufig auf Kosten der Gesellschaft aufrecht erhalten. Mit der Gesellschaft für nützliche Forschungen in Trier wird über Antrag der Intendanz der Schriftentausch nur gegen die Sitzungsberichte weitergeführt werden.

4. Ein Ansuchen des Herrn B. W. Segel in Charlottenburg um Unterstützung der Herausgabe eines Bandes jüdischer Sagen und Volksmärchen aus Galizien wird abgelehnt.

5. Herr Geheimrat A. Meitzen in Berlin dankt für die ihm anläßlich seines 80. Geburtstages zugekommenen Glückwünsche der Gesellschaft.

6. Herr Prof. Dr. L. K. Moser in Triest teilt mit, daß er infolge des negativen Ergebnisses der Grabung, für die ihm pro 1902 eine Subvention bewilligt worden war, an einer anderen Lokalität Ausgrabungen vorgenommen hat und ersucht um nachträgliche Genehmigung. Es wird über Antrag des Herrn Hofrates Gussenbauer beschlossen, vorerst den in Aussicht gestellten Bericht über die durchgeführte Grabung abzuwarten.

7. Herr Ingenieur A. Dachler teilt die Verhandlungen der Sitzung des Ausschusses für die Herausgabe des Werkes über das Bauernhaus in Österreich-Ungarn vom 17. Dezember 1902 mit. Wird zur Kenntnis genommen.

Herr Dr. Th. Koch (Berlin) übersendet das Manuskript seines in der außerordentlichen Versammlung am 22. November 1902 gehaltenen Vortrages:

Zur Ethnographie der Paraguay-Gebiete und Mato Grossos.

Während der zweiten Schingú-Expedition des Herrn Dr. Hermann Meyer, Leipzig, 1898 bis 1900, hatte ich treffliche Gelegenheit, eine ganze Anzahl von Indianerstämmen des zentralen Südamerikas kennen zu lernen, die zum Teil noch von europäischer Kultur wenig oder gar nicht beeinflußt waren.

Durch jahrelange Studien des über diese Gebiete vorhandenen wissenschaftlichen Materials konnte ich nach meiner Rückkehr meine eigenen Beobachtungen und Erfahrungen ergänzen und vertiefen, so daß ich hoffen darf, hier ein wenn auch kurzes, so doch anschauliches Bild der heutigen Gruppierung und des Kulturzustandes der Stämme der Paraguay-Gebiete und Mato Grossos zu entwerfen.

Im südlichsten Teile des Gran Chaco, jenes ungeheueren Jagdgrundes des freien Indianers, in dem zu Argentinien gehörenden Chaco Austral, hausen die Reste der Mokoví, Abipon, Tschunipi u. a., einst mächtiger, kriegerischer Stämme, die im 18. Jahrhundert von den Jesuiten, dank ihrer ausgezeichneten Methode, größtenteils in blühenden Kolonien vereinigt wurden. Nach der ungerechten und grausamen Vertreibung der Väter verfielen diese Pflanzstätten der Kultur, und die Zöglinge, sich selbst überlassen, verkamen oder kehrten zu ihrem wilden Leben zurück. Die Nachkommen dieser Missionsindianer führen heute in einigen von Franziskanern geleiteten Reduktionen, so San Pedro, San Javier u. a., ein kümmerliches Dasein oder machen als Banditen die Grenzdistrikte von Santa Fé unsicher.

Die Abipon und Mokoví werden mit den noch heute unbezwungenen Toba unter der Sprachgruppe der *Guaikurú* zusammengefaßt, der ich auch die später zu besprechenden, bei Asunción lebenden Payaguá und die im südlichen Mato Grosso hausenden Kadiuéo und die jetzt ausgestorbenen Guatschí zurechne.

Die Toba, deren eigentliches Gebiet der Chaco Central ist, die aber auch im Chaco Austral und in den südlichen Teilen des Chaco Boreal ihr Wesen treiben, haben bis jetzt, obwohl nur auf 4000 Seelen geschätzt, jedem fremden Eindringen den hartnäckigsten und erfolgreichsten Widerstand entgegengesetzt, und eine ganze Reihe hervorragender Forscher ist ihnen in den letzten Jahrzehnten zum Opfer gefallen.

Sie leben in kleinen, aus primitiven Hütten zusammengesetzten Dörfern, die unter der Oberhoheit eines Häuptlings stehen, der jedoch eigentlich nur im Kriege etwas zu sagen hat. Jagd und Fischfang, Krieg, Tanz und Spiel füllen das Leben des Toba aus.

Ihre Gelage, bei denen sie sich in einem aus Honig oder den Früchten des Algarrobo-Baumes bereiteten Met berauschen, enden häufig in blutigen Schlägereien.

Ihr Feldbau ist äußerst gering. Besonders die Stämme des Innern sind im Besitze von nicht unbedeutenden Rindvieh-, Pferde- und Schafheerden.

Als Waffen dienen Bogen, Pfeil, die kurze, schwere Keule, die Lanze und neuerdings bisweilen moderne Feuerwaffen, die sie auf ihren Raubzügen erbeuten und zum Teil geschickt zu handhaben wissen.

Kleidung und Schmuck beschränken sich auf große, selbstgewebte Wolldecken und Woll-gürtel, Felldecken und Felljacken, Ketten aus Früchten, Knochen und Muschelstückchen und Federzierat. Einige Stämme, besonders die Pilagá, tragen große Holzpflöcke in den durchbohrten Ohrläppchen.

Abb. 1. Matako.

Ihre ganze Religion besteht in den bei allen primitiven Völkern mehr oder weniger gleichen animistischen Vorstellungen.

Der mittlere und obere Lauf des Rio Bermejo sowie das nördliche Ufer des oberen Pilcomayo wird von dem durchaus friedfertigen und in zahlreiche Unterabteilungen (Guisnai, Nokten, Vejos, Tschulupi, Tschoroti) zersplitterten Volke der *Matako* (Mataguayos) bewohnt, das eine besondere Sprachgruppe bildet. Die Matako werden von den Franziskanermissionaren noch heute auf 20.000 Seelen geschätzt.

Weit seßhafter als andere Chacostämme, besonders ihre Nachbarn, die Toba, mit denen sie in einem schon Jahrhunderte dauernden Krieg liegen, wenn sie auch den gleichen Kulturgrad einnehmen, haben die Matako eingesehen, daß sie durch die Hilfe der mächtigen, weißen Eindringlinge nur gewinnen können. Schon jetzt werden viele von ihnen in den Holzfällereien und Zuckerfabriken des oberen Rio Bermejo als Arbeiter beschäftigt (Abb. 1).

Vom nördlichen Ufer des Pilcomayo bis weit in das Innere erstrecken sich die Wohnsitze der sogenannten »Lengua«, die ich mit ihren stammverwandten Nachbarn Toósle, Sauhin, Angaité, Sanapaná, Sapukí und Guaná in der Sprachgruppe der *Maskoi* vereinigt habe. Den Spott- oder Unterscheidungsnamen »Lenguas« = »Zungen« haben sie ursprünglich von den Spaniern erhalten wegen ihrer Sitte, in der durchbohrten Unterlippe einen Holzpflock zu tragen, der eine zweite Zunge vortäuschte; eine Sitte, die bei diesem Volke jetzt verschwunden ist, aber von Azara, am Ende des 18. Jahrhunderts, noch für die Machicuy, die Vorfahren der heutigen Maskoi-Stämme, ausdrücklich bezeugt wird. Als charakteristischer Schmuck dagegen dienen noch heutigen Tages den Lengua und ihren nördlich wohnenden Stammverwandten außer den Guaná die Ohrpflöcke, bis zu 6 *cm* im Durchmesser haltende, häufig mit Metall- und Spiegelstückchen verzierte Scheiben aus leichtem, korkartigem Holz, die die Ohrläppchen bisweilen bis auf die Schultern herabziehen.

Da diese Stämme, wie ihre Nachbarn und Todfeinde, die Toba, vorwiegend Nomaden sind, so sind auch ihre niedrigen, leichten Hütten in primitivster Weise aus einigen in den Boden

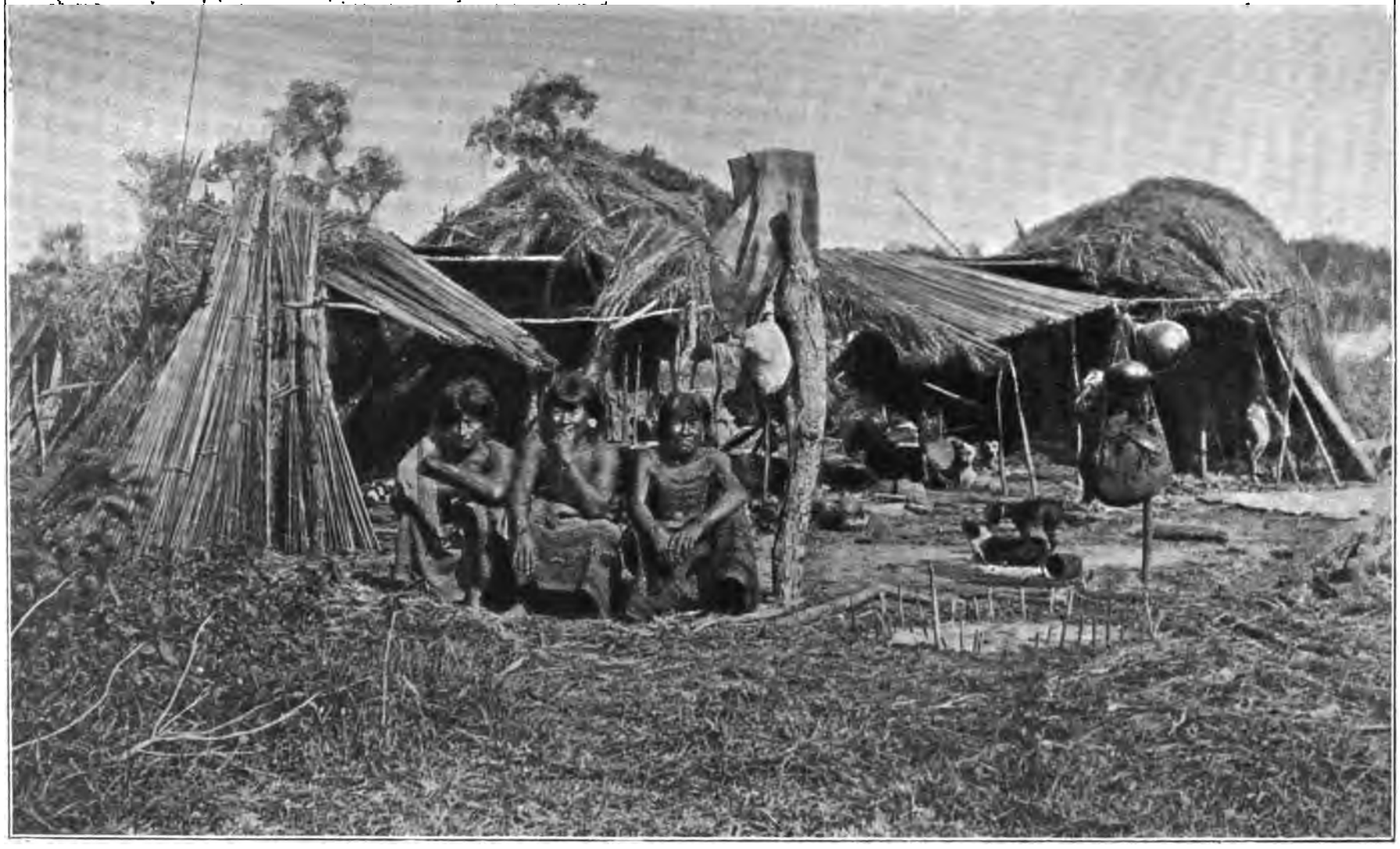


Abb. 2. Lengua vor ihren Hütten.

gesteckten Ästen errichtet, die mit Laub, Stroh, breiten Matten aus Aroideen- und Papirusstielen oder europäischen Lumpen bedeckt sind. In diesen erbärmlichen Unterschlupfen, die besonders bei den von einer zweifelhaften Kultur berührten Bewohnern des Paraguay-Ufers von einer

Abb. 2. Schießender Lengua mit der Decke (apaná) bekleidet.

unglaublichen Unsauberkeit starren und von Ungeziefer wimmeln, haust der Lengua zufrieden mit seiner gewöhnlich kleinen Familie und seinen zahlreichen Hunden (Abb. 2).

Trotz ihrer nomadischen Lebensweise sind diese Indianer doch in manchen Kunstfertigkeiten geschickt, und ein gesuchter Handelsartikel, auch in Paraguay, sind ihre in geschmackvollen Streifenmustern aus Wolle oder Baumwolle gewebten, großen Decken (Abb. 3).

Seit Jahren wirken unter den Lengua westlich von Villa Concepción englische Missionare unter der trefflichen Leitung ihres Administrators Grubb und üben einen guten Einfluß auf die Eingebornen aus. Nur mit ihrer Hülfe wäre eine systematische Erforschung des nördlichen Chaco möglich.

Auf entschieden höherer Stufe als die Lengua und die vielfach mit ihnen vermischt wohnenden Angaité, die in ihrer primitiven Entwicklung den benachbarten Toba sehr nahe kommen, stehen die ihnen sprachverwandten Sanapaná, Sapukí und Guaná, was sich besonders in der reichen, an altperuanische Muster erinnernden Ornamentik ihrer Gefäße und Webarbeiten, großen Decken und Ponchos, kundgibt, welch letztere im Gegensatz zu denen der Lengua und Angaité vorzugsweise aus Baumwolle gewebt sind. Der Grund dafür ist wohl in der veränderten Bodenbeschaffenheit zu suchen, die das Halten von größeren Wollviehherden erschwert.

Die Sanapaná sind durchschnittlich kräftige, wohlgebaute Gestalten, die als Arbeiter in den dortigen Holzfällereien (Obrajes) sehr geschätzt werden.

Abb. 4 Tschamakoko-Mädchen.

Die Seelenzahl der Maskoi-Stämme auch nur annähernd anzugeben, würde bei der Unbekanntheit des nördlichen Chaco schwer fallen. Doch gelten die Stämme des Innern als sehr volkreich, so daß eine Gesamtzahl von 20—30.000 Individuen nicht zu hoch gerechnet sein dürfte.

Der nördlichste Chaco-Stamm nach der brasilianisch-bolivianischen Grenze hin sind die Tschamakoko, die Nachkommen der Samuku oder Zamucos der alten Chiquitos-Missionare der Jesuiten des 18. Jahrhunderts (Abb. 4). Sie unterscheiden sich in ihrer Lebensweise nicht unwesentlich von den übrigen bisher beschriebenen Chaco-Stämmen, indem sie den Gebrauch des Pferdes nicht kennen, sondern ihre weiten, nomadischen Wanderungen zu Fuß machen, wobei sie sich zum Schutz gegen das dornige Unterholz starker Ledersandalen bedienen. Sie sind Meister in der Federtechnik, ähneln aber sonst in ihrem Kulturzustande den übrigen Chaco-Stämmen. Ihre Sprache bildet mit dem alten *Samuku* und einigen anderen weiter im Westen gesprochenen Idiomen eine besondere Gruppe.

Die Tschamakoko liegen in beständigem Krieg mit dem südwestlich wohnenden, ihnen sprachverwandten Stamme der Tumaná (Tumanahá) oder, wie sie auch zum Unterschied von jenen genannt werden, »Chamacocos bravos«.

Ihre Kriegsgefangenen verhandeln die Tschamakoko an die Kadiuéo, einen reinen Reiterstamm, der bis vor nicht allzu langer Zeit unter den Namen Mbayá oder Guaikurú mächtig

und weithin gefürchtet war. Ursprünglich streiften sie im nördlichen Chaco, wanderten aber allmählich auf das linke Ufer des Paraguay aus, wo ihre Reste von wenigen hundert Seelen — stark vermischt mit anderen Stämmen, besonders Tschamakoko — noch heute von Jagd, Fischfang, einem geringen Ackerbau und Viehzucht südlich des Rio Miranda leben. Berühmt wegen der geschmackvollen Muster sind ihre keramischen Erzeugnisse. Ich selbst lernte sie (1899) in dem brasilianischen Grenzplatze Porto Murtinho kennen, wo es mir auch gelang, ein Vokabular ihrer zur Guaikurú-Gruppe gehörenden Sprache aufzunehmen.

Am Hafen von Asunción hausen die kümmerlichen Reste der einst zahlreichen und als Flußpiraten weit und breit gefürchteten Payaguá, die von den ersten Zeiten der Entdeckung bis in das 18. Jahrhundert hinein in ihren 10 bis 20 Fuß langen Kanus, die bis 40 Mann gefaßt haben sollen, das gesamte Gebiet des Rio Paraguay und seiner Nebenflüsse beherrschten. Seit ihrer im 18. Jahrhundert erfolgten Ansiedlung sind sie an Zahl stark zurückgegangen — auf etwa 50 Individuen — und beschäftigen sich heute friedlich mit der Anfertigung zierlicher Federarbeiten, hübsch ornamentierter Kürbisgefäße, Straußenfederwedel und Indianerwaffen: Landeskuriositäten, die sie an die Fremden verhandeln. Die Männer verdingen sich auch als Arbeiter in die Matedistrikte und Holzfällereien. Sprachlich rechne ich sie, freilich als sehr unreines Glied, zur Guaikurú-Gruppe, unter der ich ihr Idiom auch behandelt habe.

Um die Chaco-Stämme zum Abschlusse zu bringen, möchte ich noch die bei Miranda und Albuquerque im südlichen Mato Grosso wohnenden Guaná,[1]) Tereno und Kinikinao erwähnen, die südlichsten Ausläufer der ausgebreiteten *Nu-Aruak*-Gruppe. Sie lebten früher ebenfalls im nördlichen Chaco, wo sie zu den Mbayá-Kadiuéo in einem eigentümlichen, freiwilligen Untertanenverhältnis standen, worauf noch die nahe Verwandtschaft in der Ornamentik dieser Stämme hinzuweisen scheint. Heute haben sie vieles von ihrer Eigenart eingebüßt und unterscheiden sich zum großen Teil kaum noch von den ärmeren brasilianischen Ansiedlern.

Dem trefflichen Guido Boggiani, den uns ein tragisches Geschick allzufrüh entriß, gebührt das Verdienst, durch seine eingehenden Studien über die Stämme des nördlichen Chaco den Schleier einigermaßen gelüftet zu haben, der über diesem bis dahin gänzlich dunklen Gebiete schwebte.

Den Grundstock der Bevölkerung Paraguays bildeten und bilden noch heute die Guaraní, ein Zweig der großen *Tupi*-Familie, wenn auch das ursprüngliche Bild seit dem furchtbaren Kriege der Triple-Allianz, Brasiliens, Argentiniens und Uruguays, gegen das kleine Land, 1865 bis 1870, ein wesentlich anderes geworden ist, und, wenigstens in den Städten, das Mischlingselement vorherrscht.

Von Natur gutmütig und leicht lenkbar, machten die Guaraní es den Jesuiten nicht schwer, sie durch strenge, aber liebevolle Erziehung kulturell auf staunenswerte Höhe zu bringen und mit ihnen einen wohlorganisierten Staat zu schaffen, der nach der Vertreibung der Väter leider bald in ein Nichts zerfiel.

Die Guaraní zeichnen sich durchschnittlich durch ebenmäßige Gestalten und regelmäßig geschnittene, anmutige Züge aus. Besonders unter den jungen Weibern trifft man häufig wirkliche Schönheiten. Die malerische Tracht, das landesübliche Baumwollhemd, das, an der Brust tief ausgeschnitten, den üppigen Nacken und die weichen Schultern in unverhüllter Schönheit zeigt, kontrastiert lebhaft in seiner blendenden Weiße mit der braunen, samtartigen Haut des Körpers. Die Hautfarbe variiert, je nach der Vermischung mit weißem Blute, die besonders nach dem mörderischen Kriege eintrat, der das unglückliche Land fast seiner gesamten männlichen Bevölkerung beraubte, von hellem Gelb bis zu dunklem Braun (Abb. 5).

Reine Guaraní haben sich noch in den ursprünglichen Stämmen der Kainguá oder Kayuá erhalten, die in großer Zahl — von einigen auf 10.000, von anderen auf 20.000 Seelen geschätzt — an der Ostgrenze Paraguays und in Brasilien, auf beiden Ufern des Paraná von Villa Encarnación bis nach Mato Grosso hinein wohnen. Sie zerfallen in zwei große Unterabteilungen: die Apuiteré (Baticolas oder Baaberá) und die Tschiripá, die, wenn sie auch eines Stammes sind, sich doch durch gewisse ethnographische Merkmale, besonders in Tracht und Schmuck, von einander unterscheiden. Die Kainguá leben in kleinen Gruppen in wohlangelegten Dörfern inmitten der Wälder unter der Gewalt eines Häuptlings und treiben, neben der Jagd, einen ausgedehnten Ackerbau oder beschäftigen sich mit der Ausbeutung der Matewälder (Ilex paraguayensis St. Hil.). Als Stammesabzeichen und alleiniger Schmuck der Männer dient die Tembetá, ein zylindrischer Zierat, der durch ein Loch in der Unterlippe gesteckt wird und oben in einen

[1]) Wohl zu unterscheiden von den vorher behandelten, zur Maskoi-Gruppe gehörenden Guaná des Chaco.

Knopf oder Querbalken ausläuft, der ihm den Halt gibt. Diese Tembetá besteht aus Holz oder Rohr, gewöhnlich aber aus sorgfältig geglättetem, durchsichtigem Harz und mißt bei einem Durchmesser von 1 *cm* an ihrem dicksten Teil bis 20 *cm* in der Länge (Abb. 6).

Zwischen den Kainguá und von ihnen und der umwohnenden Mischlingsbevölkerung gehaßt und wie wilde Tiere verfolgt, haust der merkwürdige Stamm der Guayakí. Trotz der

Abb. 5. Guaraní-Frauen.

nahen Kultur hat er seine primitive Eigenart — er kennt noch keine Metalle — bis auf den heutigen Tag zu bewahren gewußt und sich einer eingehenderen Erforschung stets entzogen. Es ist das große Verdienst des Herrn P. Vogt S. V. D. von St. Gabriel in Mödling, zur Zeit Geistlichen im argentinischen Städtchen Posadas am Paraná, die Fabelgeschichten, die über die Guayakí im Umlaufe waren, zerstreut und durch die Aufnahme eines umfangreichen Vokabulars ihrer Sprache ihre Zugehörigkeit zur großen Sprachfamilie der *Tupi-Guaraní* nachgewiesen zu

haben, und zwar, wie ich aus verschiedenen Gründen annehmen möchte, mit größerer Hinneigung zur ersteren, der östlichen Tupi-Gruppe.

Zur Vervollständigung des Völkerbildes Paraguays erwähne ich noch die hauptsächlich auf dem linken Paraná-Ufer wohnenden Kaingang, die zur *Gēs*-Gruppe gehören und in der Nähe der Guairá-Fälle unter dem falschen Namen Tupi bekannt sind, und endlich die Guayaná bei Villa Azara, über deren sprachlicher Zugehörigkeit noch manches Dunkel schwebt.

Ich gehe über zu den Guató, jenem eigenartigen Fischervolke, das heute nur noch in der geringen Anzahl von etwa 100 Individuen am oberen Paraguay, am unteren Saõ Lourenço und in dem Seengebiet von Gaiba und Uberába nördlich der Stadt Corumbá sitzt. Die sprachlichen, anthropologischen und ethnographischen Eigentümlichkeiten dieses interessanten Stammes, der seinem baldigen Untergange durch Assimilierung oder Epidemien entgegensieht, sind vor kurzem noch in elfter Stunde von meinem Freunde und Kollegen Dr. Max Schmidt-Altona erforscht und festgelegt worden.

Abb. 6. Kainguá.

Die Guató unterscheiden sich sehr wesentlich von den umwohnenden Stämmen. Eine Stammeseigentümlichkeit ist vor allem ihr starker Bartwuchs.

Entsprechend ihrer unstäten Lebensweise beschränkt sich die Wohnung der familienweise zerstreut lebenden Guató auf ein einfaches Blätterdach mit zwei offenen Giebelseiten, das meist malerisch unter einem riesigen Laubbaum gelegen ist. Von irgend nennenswertem Feldbau, von Haustieren, außer einigen Hunden, keine Spur. Es fehlt fast jedes Ornament an ihren Geräten. Alles ist schlicht und eintönig. »Ohne jeden Sinn dafür, seine Umgebung dem Auge gefällig zu gestalten,« sagt Schmidt, »lebt der Guató von dem, was der Wald, und noch mehr, was das Wasser ihm bietet. So ist es denn verständlich, daß das Leben der Guató-Familie sich zum größten Teil auf dem Wasser im Kanu, einem gut gearbeiteten Einbaum, abspielt.« Die — bei ihrer sonstigen schönen Körperbildung — so auffällige, schon von Castelnau beobachtete schwache Entwicklung der unteren Extremitäten sowie das häufige Vorkommen von X-Beinen schreibt Schmidt wohl mit Recht ihrem beständigen Aufenthalte im Boote und der dadurch bedingten einseitigen Ausübung der Körperkräfte zu. [1])

Das Quellgebiet des Rio Sãõ Lourenço ist von dem starken Stamme der Bororó bewohnt. (Abb. 7.) Die Bororó zerfallen in zwei große, heute räumlich voneinander getrennte Gruppen, eine westliche, schon in den Zwanziger- und Vierzigerjahren des vorigen Jahrhunderts angesiedelte im Quellgebiete des Paraguay und eine östliche im Quellgebiete des Sãõ Lourenço. Letztere galten noch vor zwanzig Jahren als die erbittertsten Feinde der brasilianischen Ansiedler in dem ganzen Gebiete zwischen dem Rio Cuyabá und Rio Sãõ Lourenço bis zur Grenze nach Goyaz hinüber, wurden aber 1887 von dem Leutnant Antonio José Duarte pazifiziert und zum Teile in zwei Militärkolonien angesiedelt.

[1]) Max Schmidt, Reiseskizzen aus Zentralbrasilien; in: Globus, Bd. LXXXII, S. 97, 98.

Die humoristischen Bilder, die Karl von den Steinen in seinem ausgezeichneten Werke »Unter den Naturvölkern Zentral-Brasiliens« von dem tollen Treiben in diesen Militärkolonien entwirft, sind genugsam bekannt. Die Cuyabaner Lieferanten, die Offiziere, selbst die Indianer, jeder in seiner Art, suchten sich möglichst auf Kosten der Regierung und der armen Soldaten zu bereichern. »Wenn Nichtstun und Zeitvertreib von Beamten und Indianern der Zweck der Kolonie war, sagt Karl von den Steinen, so konnte sie als ein leuchtendes Vorbild gelten für alle anderen. [1]) Und das Endresultat? Zu unserer Zeit war die eine Kolonie, Izabel, gänzlich eingegangen, in der anderen, dem von Steinen besuchten Thereza Christina, hausten die Bororó allein — unter »Selbstverwaltung« (!). Die Salesianer haben seit einigen Jahren Missionsversuche unter diesem Stamm gemacht.

Abb. 7. Bororó.

Abb. 8. Bororó.

Die Bororó sind ein reiner Jägerstamm. Tage-, ja wochenlang ziehen die Männer auf die Jagd aus, zuweilen von einigen Weibern begleitet. Der Feldbau ist demgemäß verschwindend gering und wird von den Anwohnern des unteren Flusses überhaupt nicht geübt. Als Beispiel für die grobe Verständnislosigkeit, die die Bororó dem Feldbau in der Kolonie entgegenbrachten, erzählt Steinen, daß sie die von den Soldaten mühsam angelegte Zuckerrohrpflanzung vor der Zeit heimlich plünderten und das Mandiokafeld der noch ganz dünnen Wurzelstengel beraubten. Die Jagdwaffen dagegen, Bogen und Pfeile, zeigen die höchste technische Vollendung und sind sauber und sorgfältig, mit Liebe, gearbeitet. Kanus kennen sie nicht. Der Federschmuck spielt bei den Bororó eine ganz außerordentliche Rolle, sowohl an den Waffen und Geräten, wie am eigenen Körper bei ihren häufigen Tänzen und endlich zur Verzierung des wieder ausgegrabenen und gereinigten Totenschädels.

Die Bororó-Männer sind von auffallend hohem Wuchse, von 167·0 bis 191·2, im Mittel 173·6 Körpergröße; ein wesentlicher Unterschied von der Größe der Indianer des Schingú (Mittel etwa: 162·6) und auch Paraguays und des Chaco (Abb. 8).

[1]) Karl von den Steinen, Unter den Naturvölkern Zentral-Brasiliens. Berlin 1894, S. 468.

Die Sprache der Bororó nimmt, ebenso wie die der Guató, bis jetzt eine **gänzlich** isolierte Stellung ein.

In Cuyabá lernten wir einige Vertreter dieses Stammes kennen, die mit ihrem Pazificadór und früheren Kommandanten, Oberst Duarte, eine Expedition in das Quellgebiet des Tapajós gemacht hatten, angeblich um Gummi zu explorieren, in der Tat aber wohl um die »Martyrios« zu suchen, jene sagenhaften Goldfelder, die den Sehnsuchtstraum des Cuyabaners bilden, und deren glänzendes Phantom gerade in den letzten Jahren so viel Geld und Menschenleben verschlungen hat. Sämtliche Weiße und die Mehrzahl der Indianer waren bei dieser Unglücksexpedition den in jenen Gegenden wütenden Sumpffiebern zum Opfer gefallen. Die wenigen Überlebenden machten durch ihr verhungertes, krankes Aussehen einen mitleiderregenden Eindruck. (Abb. 9.) Außer photographischen (Abb. 7, 8, 9) konnten wir auch anthropologische und linguistische Aufnahmen von ihnen machen; ja es gelang Dr. Meyer, einige ihrer Gesänge mit dem Phonographen festzuhalten.

Abb. 9. Bororó-Frau mit Kind.

Ich komme nun zu meinen besonderen Freunden, den von europäischen Einflüssen noch fast unberührten Indianern des Schingú-Quellgebietes.

Wir haben am oberen Schingú ein für den Ethnologen und insbesondere den Sprachforscher hochinteressantes Gebiet, ein Gebiet der Zersplitterung, indem hier die Hauptsprachgruppen Südamerikas zusammengestoßen sind und Vertreter hinterlassen haben. Besonders am Kulisehu, den wir auf unserer Rückreise hinauffuhren, tritt dieses kaleidoskopische Völkerbild deutlich hervor.

Stromabwärts kommen zunächst zwei am Flusse liegende Dörfer der Bakairí. Das dritte, zur Zeit der zweiten Steinenschen Expedition (1887) volkreichste Dorf ist jetzt eingegangen; ein viertes, von Europäern noch nicht besuchtes Dorf liegt weit landeinwärts auf der linken Flußseite. Diese Bakairí gehören sprachlich zur großen Gruppe der *Karaiben,* deren Hauptmasse nördlich vom Amazonas und besonders in den Guayanas sitzt. Karl von den Steinen hat in seinen Schingú-Werken, vor allem auf sprachliche Basis gestützt, überzeugend nachgewiesen, daß die Urheimat dieser weitverzweigten Sprachfamilie auf dem Hochlande von Mato Grosso zu suchen ist, und daß die Bakairísprache einer karaibischen Grundsprache wohl am nächsten kommt.

Die Bakairí zerfallen — wie die Bororó — in eine West- und eine Ostgruppe. Erstere, die durch zwei Dörfer am Paranatinga, einem Zuflusse des Tapajos, und im Quellgebiete des Arinos vertreten ist, wurde schon zu Beginn des vorigen Jahrhunderts »zivilisiert« — wie man es nennt —, letztere ist erst durch die Steinenschen Expeditionen bekannt geworden und mit europäischer Kultur in Berührung gekommen.

Unterhalb des dritten Bakairí-Dorfes am rechten Ufer des Kulisehu finden wir ein Dorf der Nabuquá (Nahuquá), deren Hauptzentrum das Gebiet des weiter östlich fließenden Kuluēne

ist. Sie sind ihrer Sprache nach ebenfalls zu den Karaiben zu rechnen, unterscheiden sich aber somatisch nicht unwesentlich von den Bakairí, von denen sie trotz der Ähnlichkeit der Sprachen merkwürdigerweise auch nicht für Verwandte gehalten werden.

Es folgen dann zwei oder drei Dörfer der Mehinakú, die zur Nu-Aruak-Gruppe gehören und wegen ihres ausgedehnten Feldbaues und ihrer höher entwickelten Kunstfertigkeit, besonders Keramik, als der mächtigste und angesehenste Stamm des Schingú-Quellgebietes gelten.

Der kleine Stamm der Trumaí saß zur Zeit Steinens (1884 und 1887) am unteren Kuluëne. Wir trafen sie (1899), von ihren Todfeinden, den Suyá, vertrieben, zwei bis drei Tagereisen Kulisehu aufwärts. Zur Zeit der Expedition des Herrn Dr. Max Schmidt (1901) suchten sie vor ihren Verfolgern Schutz und Hilfe bei den Mehinakú. Ihre Sprache, die sehr viele Zischlaute enthält, läßt sich bis jetzt noch keiner größeren Gruppe einordnen.

In dem Lagunengebiet westlich des unteren Kulisehu sitzen die Auetö, ein sprachlich unreines Glied der *Tupi*-Gruppe, die zu den *Nu-Aruak* gehörenden Yaulapití und die in vier stattlichen Dörfern an einer herrlichen Lagune wohnenden Kamayurá, ein reiner *Tupi*-Stamm, bei denen ich mich aufhielt und Sammlungen anlegte.

Am eigentlichen Schingú, etwa zwei Tagereisen unterhalb der Vereinigung der Quellflüsse, wohnen die Suyá, die von uns nicht besucht wurden, ein besonders kriegerischer Stamm, der zur *Gēs*-Gruppe gehört und somit den Botokuden verwandt ist, mit denen er auch die riesigen Lippenpflöcke und Ohrrollen gemein hat.

Es würde mich zu weit führen, wollte ich mich hier über alle diese Stämme eingehender verbreiten. Einige allgemeine Bemerkungen über ihren Kulturzustand mögen genügen.

Die Bevölkerung des Schingú-Quellgebietes kann auf 3000—4000 Seelen geschätzt werden, die in Dörfern von zwei bis an zwanzig Familienhäusern wohnen. Diese Dörfer, die meistens der Sicherheit wegen eine ziemliche Strecke vom Flußufer entfernt liegen, haben im Verhältnis zu ihrer Größe eine Bewohnerzahl, die zwischen 30 und 200 schwankt. Eine Schätzung ist sehr schwer, da bei der Ankunft von Fremden das schönere Geschlecht sich gewöhnlich im Walde versteckt oder aus leicht begreiflichem Argwohn von den Herrn und Gebietern den begehrlichen Augen der Gastfreunde entzogen wird. Häufig täuscht auch fremder Besuch aus den Nachbardörfern über die Zahl der Bewohner, wie denn das Dorf der Auetö als die Zentrale des Verkehres gilt und gewöhnlich eine Menge Gäste, Vertreter fast sämtlicher Stämme des Quellgebietes, beherbergt. Die geräumigen, festgebauten Häuser in Form eines riesigen Bienenkorbes mit ovalem bis kreisrundem Grundriß ordnen sich um den sauber gehaltenen Dorfplatz, in dessen Mitte sich in der Regel der Vogelkäfig erhebt, ein aus Baumstämmen in konischer Form errichtetes Behältnis, das einem Adler, Geier oder sonstigen großen Vogel, nach dem das Dorf bisweilen den Namen führt, als Behausung dient. Nicht weit von den Wohnungen erstrecken sich, besonders bei den reichen Mehinakú, sorgfältig angelegte Pflanzungen von Mais, Mandioka, Bohnen, Cará, Bataten, Tabak u. a.

Jedes Dorf hat nur einen Häuptling, der für die Dauer einer Reise einen Stellvertreter ernennt. Er hat keine besonderen Vorrechte vor seinen Stammesbrüdern; doch hat er für Ordnung im Dorfe zu sorgen, die Bebauung der Felder zu leiten und bei fremden Besuch zu repräsentieren, die Gäste zu empfangen und zu bewirten. Er kann Streitigkeiten schlichten, aber nicht strafen. Blutrache bleibt den Verwandten überlassen. Stirbt der Häuptling, so folgt ihm sein Bruder, ist keiner da, der älteste Sohn im Amte nach. Hinterläßt er nur eine Tochter, so übernimmt der Bruder der Witwe für das Mädchen die Regentschaft, bis dieses sich verheiratet und damit der junge Ehemann Dorfoberhaupt wird.

Heiraten unter den einzelnen Stämmen sind häufig. Besonders die Mehinakú-Frauen sind wegen ihrer Fertigkeit in der Töpferei begehrt. Die Kinder werden zum Stamm der Mutter gerechnet.

Nur die Hausgeräte gelten als Privateigentum, die Pflanzungen gehören dem ganzen Dorf. Jeder Stamm hat ein genau bestimmtes Gebiet in natürlichen Grenzen, die von den Nachbarn respektiert werden; doch steht der Hauptstrom für die Fahrt und den Fischfang mit Bogen und Pfeil zu jedermanns freier Verfügung. Der Verkehr unter den einzelnen Stämmen ist ein sehr reger, teils zum Zweck verwandtschaftlicher und freundnachbarlicher Besuche, teils aus Handelsinteressen, trotz der großen Sprachverschiedenheit, die die einzelnen Gemeinschaften trennt.

Der Handel ist genau geregelt und beruht auf dem Prinzip des Güteraustausches. Jeder Stamm hat sein besonderes Monopol, und die Preise sind fest. So gelten die Mehinakú und die abseits wohnenden, noch nicht besuchten Waurá als die besten Töpfer und Verfertiger

geschmackvoller Tontöpfchen in stilisierten Tiergestalten: Fledermaus, Kröte, Schildkröte u. a.: die Nabuquá und Bakairí sind Künstler in der Bearbeitung der prächtigen Halsketten aus rosa und weißen Muscheln, die im Handel einem großen, oft über einen Meter Durchmesser haltenden Kochtopf an Wert gleichkommen; die Bakairí sind berühmt wegen ihren kunstvollen Flechtarbeiten. Monatelange Handelsreisen sind an der Tagesordnung, und es gibt unter ihnen erfahrene und »vielgewandte« Kaufleute, die schon weit herumgekommen sind und sich in den Sprachen der entferntesten Stämme verständigen können. Kleine Kinder werden, wie uns die Bakairí erzählten, schon frühzeitig zu anderen Stämmen »in Pension gegeben«, damit sie die fremde Sprache lernen, um später bei den lebhaften Handelsbeziehungen als Dolmetscher zu dienen.

Das wertvollste Handelsobjekt bildet das Steinbeil, mit dem die schwierigsten, aber auch künstlerische Arbeiten: Waldroden, Häuserbauen, Kanubauen, Verfertigen der hölzernen Schemel, Masken u. a. ausgeführt werden. Es besteht in einer 11 bis 21 *cm* langen Klinge, die ohne jede Umschnürung oder Verklebung in einem durchschnittlich 0·5 *m* langen Holzgriff sitzt. Alle Stämme des Quellgebietes erhielten ihre Steinbeile auf dem Weg des Tauschhandels von den Trumaí, denen die einzige Fundstätte des dazu verwendeten Materials, Diabas, gehörte. Inwieweit sich jetzt diese Verhältnisse durch die Vertreibung der Trumaí stromaufwärts geändert haben, ist mir nicht bekannt. Bei den Kamayurá tauschten wir eine erstaunliche Menge Steinbeile, darunter solche von bedeutender Länge, ein, die sie offenbar von den am Hauptfluß wohnenden Suyá, ihren damaligen Freunden und Verbündeten, bekommen hatten, deren Gebiet diese Gesteinsart enthält. Die wenigen Eisenwaren, die durch die Schingú-Expeditionen und die Handelsbeziehungen der zahmen Bakairí des Paranatinga zu ihren wilden Stammesbrüdern am Schingú eingeführt worden sind, haben hier nur geringen Wechsel geschaffen und höchstens bei den obersten Stämmen, besonders den Bakairí, die ursprünglichen Werkzeuge verdrängt. Ihre übrigen Geräte und Waffen stellen diese metallosen Menschen aus Holz, Knochen, Muscheln und Fischzähnen her und sind im Lauf der Entwicklung zu einer eigenartigen Kultur gelangt, deren mit ihren primitiven Instrumenten hergestellten Erzeugnissen, die ihr Kunstsinn fast durchgängig mit geschmackvollen Mustern verziert, wir unsere gerechte Anerkennung nicht versagen können.

Spiel und Tanz nehmen nicht die letzte Stelle im Leben der Schingú-Bewohner ein. In jedem Dorf gilt ein großes Haus als Festraum. Hier werden die fremden Gäste untergebracht und bewirtet, hier hängen die bei den Tänzen gebrauchten, großen Masken und der andere Festapparat: Federschmuck, Kürbisklappern, große Flöten u. a. Die Tanzfeste, zu denen sich häufig verschiedene Stämme vereinigen, sind pantomimische Darstellungen von Kampfszenen, Jagdabenteuern, meistens aber nur von Tieren, deren Stimme und Bewegungen vom Tänzer nachgeahmt werden. Jeder Stamm, ja jedes Dorf hat seine eigenen Maskentänze. Der Tänzer vermummt sich mit einem aus Stroh hergestellten Kostüm und versteckt sein Gesicht hinter einer Maske aus Baumwollgeflecht oder aus einer viereckigen Holzplatte mit menschlichen Zügen, die häufig noch die Zeichnung des Tieres, das dargestellt wird, oder einzelner seiner Körperteile trägt. Natürlicher Fell- oder Federschmuck vervollständigen das Kostüm. Der Tanz besteht in stundenlangem, taktmäßig stampfendem Kreislauf, wobei die Teilnehmer einen eintönigen Gesang von ausgeprägtem Rythmus hören lassen. Die dumpfen Töne der großen Flöten und das rasselnde Geräusch der Kürbisklappern liefern die Begleitung.

Die Frauen dürfen die Tanzhäuser nicht betreten, auch sind sie von größeren Festen ausgeschlossen. Schon die niederen Eingänge sollen zum Schutz gegen die weibliche Neugier dienen. Irgend welche religiösen Motive oder Mysterien aber liegen diesen Tanzfesten keineswegs zugrunde. Es sind eben Jägerfeste, Feste der Männer, bei denen Frauen nichts zu tun haben. Man feiert sie nach einem guten Fisch- oder Jagdzug, zur Erntezeit, weil man da etwas zu feiern, d. h. zu essen hat, und lädt sich gute Freunde dazu ein. Die Hauptsache bei diesen Vergnügungen ist eine möglichst ausgedehnte Vertilgung von Speise und Trank, einer alkoholfreien Brühe aus in Wasser aufgelöstem Mandiokakleister.

Die Maskentänze bilden gewissermaßen nur die Dekoration, ein Mittel zur Zerstreuung, zur Aufheiterung, zur Berauschung.

Aus ihren Jägerfesten, aus ihren Märchen, die Menschen und Tiere auf eine Stufe stellen, aus ihrer ganzen Lebensweise erkennen wir, daß die Schingú-Indianer nicht nur »geistig noch im vollen, echten Jägerstadium leben«, sondern auch in Wirklichkeit, trotz ihres ausgedehnten Feldbaues, der Jagd und vor allem, als Anwohner eines sehr fischreichen Flusses, dem Fischfang eine erste Stelle unter ihren Lebensbeschäftigungen einräumen. Und mit vollem Recht, denn, abgesehen von dem Reiz, der in dem Jägerleben liegt, abgesehen von der willkommenen

Bereicherung der leiblichen Genüsse, die damit verbunden sind, gewähren Jagd und Fischfang diesen metallosen Naturmenschen erst das unentbehrlichste Material und die notwendigsten Werkzeuge zur Herstellung von Waffen und Geräten.

So finden wir am Schingú Stämme, die noch in ursprünglichen Verhältnissen, fast unberührt vom europäischen Kulturkreise leben, wir haben dort Vertreter der wichtigsten Sprachfamilien auf verhältnismäßig engem Raume zusammengedrängt wie kaum in einem anderen Gebiete Südamerikas; eine intensive ethnologische Durchforschung dieser Gegenden, die durchaus noch nicht abgeschlossen ist, gehört deshalb zu den zwar schwierigsten, aber auch lohnendsten Aufgaben.

Herr Kálmán Freiherr v. Miske berichtet über

Funde aus Velem-St. Veit.

Die Funde der Velem-St. Veiter Ansiedelung bieten nicht nur dem Prähistoriker, sondern auch dem Anthropologen ein Material, das von Interesse ist. Neben dem noch derzeitlich ungesichteten und unbearbeiteten, aus sogenannten teilweisen Bestattungen herstammenden Material dürften das Interesse der Anthropologen jedoch in erster Linie die in situ gefundenen macrocephalen Schädel und das Skelett eines solchen Macrocephalus beanspruchen.

Durch die dem wichtigen Fundorte zwar keinesfalls angemessene, jedoch im Vergleiche zu seiner bescheidenen Dotation unzweifelhaft splendiden Subvention der »Országos Muzeumi és Könyvtári főfelügzelőség« sind wir seit einer Reihe von Jahren in die günstige Lage gelangt, am Orte kleinere systematische Ausgrabungen machen zu können. Als Ergebnis der systematischen Ausgrabung des vergangenen Jahres ist unter anderen Funden auch das Vorkommen von macrocephalem Materiale zu verzeichnen.

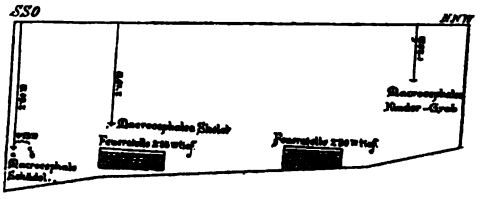


Abb. 10. Längsdurchschnitt durch die Grabungsstelle in Velem-St. Veit.

Da ich mir vergangenes Jahr die Mitwirkung Prof. Ludwig Bellas sichern konnte, wurden an verschiedenen Stellen der Ansiedelung größere Probegrabungen gemacht, wobei wir uns zur Aufgabe setzten, möglichst viel über die Ausdehnung und über die Zeit, in welcher der Berg dem Menschen zum Aufenthalte diente, in Erfahrung zu bringen.

So gelangte auch unter anderem der seinerzeit zu der den Berg krönenden mittelalterlichen Burg hinanführende Weg, der jetzt unter dem Berggipfel an der Nordostost- und Südostseite die oberstgelegene Terrasse bildet, unter den Spaten.

Da der Situs des hier aufgefundenen macrocephalen Materiales von Wichtigkeit ist, so dürfte es angemessen sein, das gesamte Ergebnis dieser Probegrabung mitzuteilen.

Auf jener obersten Terrasse, von einem sich in deren letztem südöstlich gelegenen Drittel befindenden, von Westen nach Osten ziehenden Quermauerreste nördlich gelegen, wurde ein fast genau in der Richtung von Norden nach Süden laufender, 9 *m* langer und 250 *cm* breiter Graben gezogen, der nach Osten und auch nach Süden einen geringen Fall hatte.

Unter der zirka 75 *cm* betragenden mittelalterlichen Schuttschichte, die übrigens keine Gebäudefundamente aufwies, trat eine Schichte zutage, die zahlreiche Bruchstücke von Ziegeln der Römerzeit enthielt. Dieser Schichte folgte bald eine, die im ganzen Graben ein Kunterbunt von Latène- und Hallstattzeitscherben zeigte. In größerer Tiefe (110 *cm*) nahmen die Scherben der Latènezeit fast in der ganzen Ausdehnung des Grabens ab und wurden durch solche der Hallstattzeit ersetzt.

In jenem Teile des Grabens, der eine gemischte prähistorische Schichte mit noch etlichen Römerziegelstücken gemengt aufwies, fand sich bei 200 *cm* von der zu West gelegenen Grabenecke und in der Tiefe von 120 *cm* ein Kinderskelett mit auffallend großem zerdrückten Schädel vor. Das Skelett lag ausgestreckt, mit dem Gesichte nach Osten. An Beigaben wurden um den Hals sechs Stück Astragalusknochen und in der Höhe der linken Schläfe eine schlechte Perle aus Glas gefunden. Weil der Schädel zerdrückt gewesen, wurde er erst nachträglich als macrocephal erkannt und so leider nur die Beigaben und das Stirnbein geborgen.

Aus der gleichen Mischschichte kamen noch folgende bessere Funde zu Tage: Von dem Nordende des Grabens 180 *cm* und von der nordöstlich ge egenen Grabenwand 150 *cm* gelegen,

145 *cm* tief, eine 48 *mm* lange Mittellatènefibel (Abb. 11 *a*). Am gleichen Grabenende und von der letzteren 50 *cm*, von der nordöstlich gelegenen Grabenwand 180 *cm* entfernt, fand sich 150 *cm* tief ein 44 *mm* langer Pfriemen aus Bronze vor (Abb. 11 *b*). 100 *cm* von diesem und von der nordöstlichen Grabenwand 200 *cm* entfernt, in der Tiefe von 210 *cm*, ein Miniaturgefäß (Abb. 11 *c*).

Im südlichen, sonach unteren Teile des Grabens, an dessen nach Südwesten gelegener Wand wurde eine Hallstattschicht aufgedeckt, die dort an dieser Wand entlang ein zirka 60 *cm* breites Band bildete. Aus dieser Schichte kamen viele Bruchstücke von Gefäßen, insbesondere jene der charakteristischen Schüsseln und auch etliche Bronzen vor. Unter den letzteren ist ein Bruchstück einer Armbrust-Certosafibel zu erwähnen (Abb. 12 *a*), das sich von der südlichen Grabenecke 170 *cm* entfernt unmittelbar am Südwestgrabenrande an der Wand 160 *cm* tief vorfand. Dieser untere Teil des Grabens, und zwar insbesondere zwischen 180 und 350 *cm* seiner Länge, wies mit Ausnahme der 60 *cm* breiten Hallstattschichte vermischte Funde auf, ab und zu nebst prähistorischen Scherben auch noch Ziegelstücke der Römerzeit. Der weitere Lauf des Grabens zeigte zwischen 350—700 *cm* zwar keine weiteren Ziegelstücke, jedoch ein Kunterbunt von Latène- und Hall-

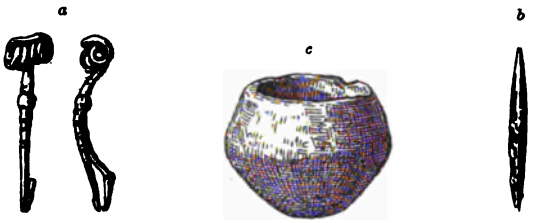


Abb. 11. Fibel, Bronzepfriemen und Tongefäß aus Velem-St. Veit ($^1/_2$ n. Gr.).

Abb. 12. Fibelbruchstück und Bronzering aus Velem-St. Veit ($^1/_2$ bezw. $^2/_3$ n. Gr.)

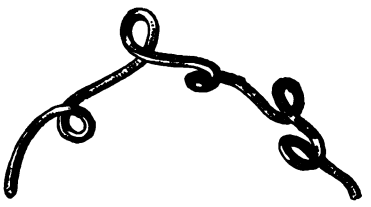


Abb. 13. Bronzedraht aus Velem-St. Veit ($^2/_3$ n. Gr.).

Abb. 14. Männliches Skelett aus Velem-St. Veit.

stattscherben noch über die Tiefe von 180 *cm*. Aus dieser jetzt erwähnten Schichte stammt ein mehrmals in *ə-e*-Form gewundener Bronzedraht von viereckigem Durchschnitt, gefunden in der Grabenmitte bei 400 *cm* und in der Tiefe von 200 *cm* (Abb. 13). Im oberen Laufe des Grabens, am Grabenende, befand sich unter der Tiefe von 180 *cm* eine reine Hallstattschichte, aus welcher von der im Norden gelegenen Ecke 40 *cm* entfernt, 210 *cm* tief gelegen, ein Ring aus Bronze gehoben wurde (Abb. 12 *b*).

In jenem unteren Teile des Grabens, der nebst den prähistorischen Scherben auch noch Ziegelstücke aufwies, wurde von der südlich gelegenen Ecke 26 *cm* entfernt und von der nordöstlich gelegenen Grabenwand in der Entfernung von 50 *cm* gelegen, 210 *cm* tief, ein Skelett gefunden. Dieses Skelett, genau von Westen nach Osten mit dem Blick nach Osten gerichtet, lag ausgestreckt in bloßer Erde ohne jedwede Beigabe und wurde im ganzen gehoben (Abb. 14). Es ist dies das Skelett eines Mannes, dessen Schädel eine künstliche macrocephale Deformation besitzt.

Unter dem Skelette befand sich nur noch eine geringe, Römerziegelstücke führende Schichte, die alsbald nur noch bloß Bronzezeit- und Hallstattzeitscherben führte. Aus dieser zuletzt genannten Schichte wurde, unmittelbar an der gegen Nordosten gelegenen Grabenwand liegend, von der östlich gelegenen Ecke 180 *cm* entfernt, 240 *cm* tief, ein schön geformter Gefäßhenkel gefunden. Im weiteren Laufe des Grabens zwischen 4 und 7 *m* blieb die Latène-Hallstattschichte unverändert.

Im unteren Teile des Grabens, zwischen 180 und 350 *cm* seiner Länge, stießen wir bei 255 *cm* Tiefe auf eine Feuerstelle von 160 × 200 *cm* Durchmesser. Diese Feuerstelle zeigte in

gelben Lehm gebettet einen 50—60 *cm* hohen Aufbau, bestehend aus kleineren Steinplatten und Bronzezeitgefäßscherben. Um diese Feuerstelle herum lagen zumeist Bruchstücke von Hallstattzeit- nebst solchen von Bronzezeitgefäßen. Im oberen Laufe des Grabens, zwischen 550 und 675 *cm* seiner Länge, wurde eine zweite Feuerstelle mit gleichem Aufbau aufgedeckt, der jedoch nebst den Steinplatten aus Gefäßscherben der Hallstattzeit bestand. Diese Feuerstelle lag 250 *cm* tief. Um sie lagen Scherben der Latène- und Hallstattzeit. In der gleichen Tiefe wie die Feuerstelle lag in der nordöstlich gelegenen Grabenwand gebettet bei 610 *cm* das Bruchstück eines schön ornamentierten Halsringes aus Bronze (Abb. 15).

In der Nähe der im unteren Teile des Grabens gefundenen und aufgedeckten Feuerstelle bei 175 *cm* und von der gegen Nordosten gelegenen Grabenwand 75 *cm* entfernt, 225 *cm* tief, lag ein Stück Kupferstein. In der Südostwand, also in der Fußwand des Grabens, fand sich bei 210 *cm* seiner Breite, von der im Osten gelegenen Ecke gemessen, und 300 *cm* tief ein zweifach durchbohrtes Knochengerät, und endlich in der südwestlich gelegenen Wand, 250 *cm* von der im Süden gelegenen Ecke, 315 *cm* tief, ein Hammer aus Hirschhorn (Abb. 16).

In unmittelbarer Nähe der gegen Osten gelegenen Grabenecke und am unteren Teile der gegen Nordosten gelegenen Grabenwand setzte sich die römische Ziegelstücke führende Schicht fort, in welcher ein römisches Schmucknadelbruchstück mit Bronzekopf 50 *cm* von der Ecke in der Tiefe von 290 *cm* gefunden wurde. Zum Schlusse fanden wir, von der gegen Osten gelegenen Ecke 20 *cm* entfernt, in der nach Nordorsten gelegenen Grabenwand bei α gebettet, 260 *cm* tief, einen macrocephalen Schädel und bei β in dessen Nähe, 25 *cm* weiter und in gleicher Tiefe, die Reste eines gleichfalls deformierten Kinderschädels.

Abb. 15. Bruchstück eines Bronzehalsringes aus Velem-St. Veit (⅔ n. Gr.).

Abb. 16. Knochengerät und Hammer aus Velem-St. Veit (⅔ n. Gr.).

Der Versuchsgraben hatte unten eine Kulturschichte von 340 *cm*, oben eine von 250 *cm* Tiefe.

Auf Grund des allgemeinen Situsbildes können wir den Schluß ziehen, daß jene macrocephale Menschenrasse einer Ansiedelungsperiode angehört, die nachrömisch ist. Auch ist die Annahme, daß wir hier ein Gräberfeld mit macrocephalem Material vor uns haben, durchaus berechtigt.

Auf mein Ersuchen hatte Prof. Dr. Aurel v. Török, Direktor des Anthropologischen Museums in Budapest, die Güte, dies interessante Material wissenschaftlich zu bearbeiten. Es ist mir daher eine liebe und angenehme Pflicht, auch hier demselben meinen herzlichsten und innigsten Dank auszusprechen.

Prof. v. Török gibt folgenden

Bericht über die macrocephalen Schädel aus Velem.

Bei Sichtung der übersendeten Skelettreste ergab sich, daß dieselben drei Individuen angehörten, deren Schädel durch künstliche Eingriffe macrocephal deformiert sind. Es ist vorhanden ein männlicher, ein weiblicher ganzer Schädel und das Stirnbein sowie die Hinterhauptschuppe, ein Teil des rechten Scheitelbeines, das rechte Schläfenbein, zwei Bruchstücke des Unterkiefers von einem Kinderschädel. Zu den kindlichen Schädelknochen gehören noch sechs nicht verwachsene Wirbelkörper. Vom weiblichen Individuum ist nur der Schädel vorhanden, hingegen vom männlichen außer dem Schädel beinahe noch das ganze Skelett.

Von diesem Skelett sind vorhanden:

1. Die ganze Wirbelsäule mit Ausnahme des Steißbeines, und zwar: Alle sieben Halswirbel, die zwölf Rückenwirbel, außer den gewöhnlichen fünf Lendenwirbeln noch ein sechster

und das aus fünf Wirbeln bestehende Kreuzbein. Der sechste Lendenwirbel ist ein sogenannter Assimilationswirbel, welcher rechterseits an der Stelle des Querfortsatzes eine Massa lateralis trägt, welche im Leben mit der rechtsseitigen Massa lateralis des Kreuzbeines knorpelig verbunden war. Linkerseits ist der gewöhnliche freistehende Querfortsatz vorhanden. Zu bemerken ist, daß das Kreuzbein wie gewöhnlich aus fünf Wirbeln zusammengesetzt ist, sowie, daß wie gewöhnlich nur zwölf Rippenwirbeln vorhanden sind.

2. Der Schultergürtel: Die zwei stark verletzten Schulterblätterknochen, die beiden Schlüsselbeine, das Brustbein in vier noch unverwachsenen Stücken sowie beiderseits je zwölf Rippen (welche aus den eingesendeten Bruchstücken restauriert wurden).

3. Die oberen Extremitäten: Die beiden Oberarme, vier Unterarmknochen, rechterseits alle acht, linkerseits fünf Handwurzelknochen, beiderseits alle fünf Mittelhandknochen, rechterseits alle fünf, linkerseits vier erste Phalangen, beiderseits zwei zweite Phalangen, rechterseits die Nagelphalanx (also dritte Phalanx) des Daumens und die dritte Phalanx des Mittelfingers.

4. Der Beckengürtel: Außer dem erwähnten Kreuzbein beide Darmbeine, die Sitzbeine stärker, die Schambeine weniger beschädigt.

5. Die unteren Extremitäten: Die zwei Oberschenkelknochen, die zwei Kniescheiben, die vier Unterschenkelknochen. Rechterseits alle sieben, linkerseits sechs Fußwurzelknochen, beiderseits alle fünf Mittelfußknochen, rechts vier, links drei erste Phalangen, beiderseits zwei zweite Phalangen. Die große Zehe beiderseits vollkommen erhalten.

Von dem Skelette des männlichen macrocephalen Schädels, dessen Hinterhauptgelenksfortsätze in die Gelenksgruben des Atlas vollkommen passen, sind als gesonderte Stücke vorhanden:

1. Der Schädel	1	15. Mittelhandknochen	10
2. Unterkiefer	1	16. Erste Phalangen	9
3. Halswirbeln	7	17. Zweite Phalangen	4
4. Rückenwirbeln	12	18. Dritte Phalangen	2
5. Lendenwirbeln	6	19. Darmbeine	2
6. Kreuzbein	1	20. Oberschenkelbeine	2
7. Schulterblätter	2	21. Kniescheiben	2
8. Schlüsselbeine	2	22. Schienbeine	2
9. Brustbeinstücke	4	23. Wadenbeine	2
10. Rippen	24	24. Fußwurzeln	13
11. Oberarmbeine	2	25. Mittelfußknochen	10
12. Ellen	2	26. Erste Phalangen	7
13. Speichen	2	27. Zweite Phalangen	2
14. Handwurzeln	13	28. Dritte Phalangen	2
		Summe	148

I.

Beschreibung des männlichen macrocephalen Schädels.

Das Alter und Geschlecht. Am Schädel ist die Synchondrosis sphenobasilaris bereits vollkommen verknöchert, in beiden Zahnreihen beiderseits auch schon der dritte Molaris (Weisheitszahn) vorhanden. Der Schmelz der Weisheitszähne noch vollkommen intakt, an den zwei vorderen Molaren sowie an den beiden Prämolaren und beiden Eckzähnen nur spurenweise abgenützt, hingegen an den vier Schneidezähnen das Dentin als ein schmales Band sichtbar — sowohl in der oberen wie in der unteren Zahnreihe. An den Zähnen keine Spur einer Karies. — Die Schädelnähte sowohl auf der äußeren (exocranialen) wie inneren (endocranialen) Fläche noch sämtlich offen, was unbedingt für ein noch jugendliches Lebensalter (zwischen 20 bis 30 Jahren) spricht, welches an den Skelettknochen ebenfalls entschieden ausgedrückt ist. An den Skelettknochen sind nämlich ganz deutliche Merkmale des noch nicht beendigten Wachstums zu sehen.

An den Wirbelkörpern sind die Epiphysisplatten ringsum am Rande durch Fugen getrennt, und zwar bei den Halswirbeln (vom vierten angefangen) nur die unteren Epiphysisplatten, bei den Rückenwirbeln auch die oberen durch solche Fugen getrennt. Bei den Lendenwirbeln sind nur mehr Spuren von diesen Fugen vorhanden. Am Kreuzbein ist nur der dritte Wirbel mit dem vierten auch vorne verwachsen, hingegen sind zwischen dem ersten und zweiten, zweiten und

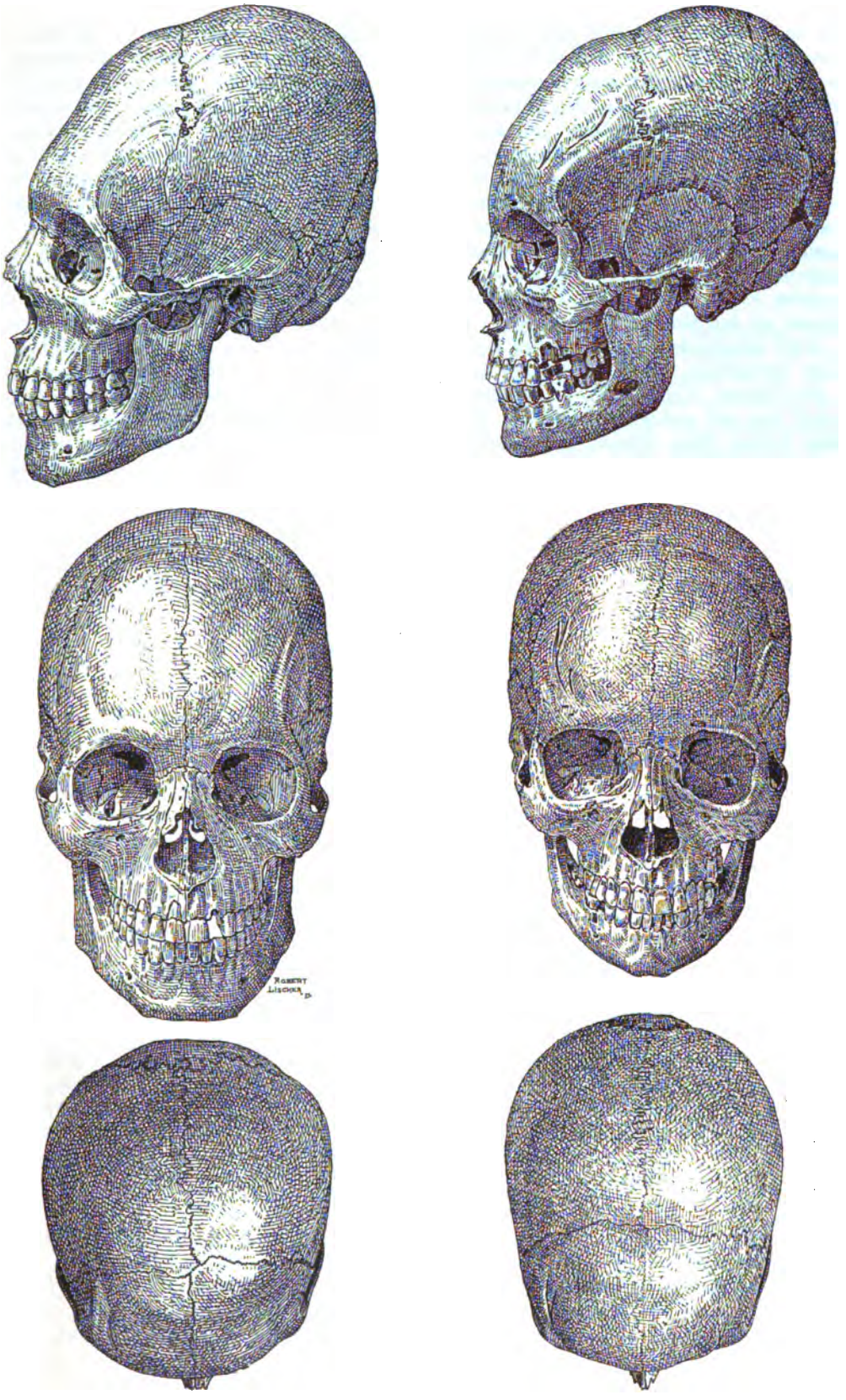


Abb. 17, 18. Männlicher und weiblicher macrocephaler Schädel aus Velem-St. Veit ($^1/_3$ n. Gr.).

dritten sowie vierten und fünften Wirbel vorne noch breite Fugen vorhanden. — An den beiden Schulterblättern der Proc. acromialis und coracoideus bereits vollkommen verwachsen, die Ränder des Schulterblattes stark beschädigt, übrigens keine Spuren von noch nicht verwachsenen Epiphysen zu sehen. — An den Schlüsselbeinen fehlt die im Leben noch nicht verwachsene Epiphysis sternalis, die unebene grubige Vertiefung am Brustbeinende der Schlüsselbeine weist den Eindruck der noch nicht verknöcherten Epiphysis auf. Die Schulterenden der Schlüsselbeine vollkommen verwachsen. Das Brustbein, wie bereits erwähnt, noch aus vier getrennten Stücken bestehend. — An den Rippen sind sowohl die Köpfchen (Capitula costarum) wie auch die Höcker (Tubercula costarum) mehr minder durch Fugen getrennt. — An den Darmbeinen ist die sogenannte Leiste (Crista ilii) vom vorderen oberen Stachel (Spina ilii anterior superior) bis zum hinteren oberen Stachel (Spina ilii posterior superior) auf der äußeren Fläche kontinuierlich, auf der inneren Fläche im hinteren Teile durch eine ziemlich breite und tiefe Fuge getrennt. Ob die Epiphysen an den Sitzbeinen (Ossa ischii) noch fugig getrennt waren, kann infolge der Verletzung nicht mehr entschieden werden. — An den Oberarmbeinen ist die untere (distale) Epiphysis vollkommen verwachsen, die obere (proximale) Epiphysis am unteren Rande und unmittelbar unterhalb des Kopfes (Caput humeri) querüber der beiden Knorren (Tuberculum majus et minus) ist durch eine am rechten Oberarmbein 24 *mm*, am linken 30 *mm* lange deutliche Fuge getrennt. An den beiden Ellen (Ulnae) und Speichen (Radii) ist die obere Epiphysis schon vollkommen verwachsen, hingegen die untere Epiphysis teilweise noch deutlich durch eine Fuge getrennt. — An den beiden Oberschenkelknochen ist die untere Epiphysis bereits vollends verschmolzen, an der oberen Epiphysis am unteren Rande des Kopfes (Caput femuris) ist noch ein Rest einer Fuge zu sehen. An den Schienbeinen ist die untere Epiphysis vollends verwachsen, am unteren Rande der lateralen Gelenksknorren (Condyli tibiae laterales) sind noch Reste einer Fuge sichtbar. An den Wadenbeinen, deren Enden zum Teile stärker abgeschürft sind, keine Trennungen der beiden Epiphysen zu sehen.

* * *

Aus diesen Merkmalen geht hervor, daß das Wachstum bei diesem Individuum noch nicht ganz beendigt war. Ich halte dafür, daß das Alter dieses macrocephalen Individuums etwa zwischen das 20. bis 30. Lebensjahr fällt.

Was das Geschlecht anbelangt, so kann hierüber kein Zweifel obwalten. Das männliche Geschlecht beweist einfach das Becken, hierzu kommen die entschiedenen Merkmale der langen kräftigen Extremitätenknochen; auch der Schädel ist groß (Kapazität = 1400 cm^3), die Muskelansätze am Schädel sind kräftig ausgeprägt, das Gebiß massiv. Unterkiefer ebenfalls kräftig. — Diese Merkmale am Schädel stechen speziell denjenigen des anderen macrocephalen Schädels gegenüber so deutlich hervor.

Einige Gewichtsmessungen an dem männlichen Skelette:

1.	Gewicht des Schädels (ohne Unterkiefer)	494·70 *g*
2.	» » Unterkiefers	115·00 *g*
3.	» » rechtsseitigen Oberschenkels	373·60 *g*
4.	» » linksseitigen »	464·00 *g*
5.	» » rechtsseitigen Schienbeines	227·00 *g*
6.	» » linksseitigen »	278·00 *g*
7.	» » rechtsseitigen Oberarmbeines	163·80 *g*
8.	» » linksseitigen »	180·00 *g*

Nach der Länge des rechten Oberschenkelbeines, = 484 *mm* zwischen Caput und Condylus medialis sowie 466 *mm* zwischen Trochanter major und Condylus medialis, ferner nach der Länge des rechten Schienbeines, = 396 *mm* zwischen der Medianlinie, nach der Länge des rechten Wadenbeines, = 394 *mm*, und nach der Länge des rechten Oberarmbeines, = 346 *mm*, überschritt dieser macrocephale Mann die untere Grenze (170 *cm*) einer hohen Statur.

* * *

Cranioskopische Charakteristik.

Der Schädel weist in der Norma frontalis ein breiteres Gesicht und eine auffallend hohe Stirn, in der N. verticalis ein schiefes Oval, in der N. occipitalis ein auffallend hohes, schiefes Viereck mit einer am Scheitel emporstehenden Kuppe, in der N. temporalis einen schiefen vorderen Umriß mit einer sattelförmigen Einsenkung hinter dem Stirnbeine und hierauf folgenden rundlichen Erhebung auf, welche nach hinten anfangs in eine schief, dann steil verlaufende Umrißlinie übergeht. In der Norma basilaris fällt die starke Knickung zwischen dem Sphenobasilare und der Lamina perpendicularis des Vomer sowie die bedeutende Einengung des Hirnschädels in der Infratemporalgrube auf. Der Schädel weist mehrere kleine und größere Verletzungen und Brüche auf, speziell ist der untere Teil der Squama occipitalis sowie beiderseits das Tränenbein in den Augenhöhlen ausgebrochen.

Die Form dieses Schädels stellt eine sehr gelungene sogenannte Déformation artificielle dressée vor. Daß man es hier mit einer künstlichen Verunstaltung des Schädels zu tun hat, ergibt sich aus den Eindrücken der einstigen Bandage, vorne in der mittleren Partie der Stirne ist eine querverlaufende Mulde, die bis zur Schläfengegend reicht, dann sieht man eine Abflachung an der oberen Hälfte der Hinterhauptsschuppe und endlich eine sattelförmige Einbuchtung unmittelbar hinter dem oberen Rande der beiden (noch nicht verwachsenen) Stirnbeine sowie am vorderen oberen Ende der beiden Scheitelbeine. Man kann mit Bestimmtheit annehmen, daß die Bandage einerseits von vorne nach hinten rings um die Stirn, Schläfen- und Hinterhauptsschuppe sowie anderseits von oben vom vorderen Teile des Scheitels nach beiden Seiten beinahe senkrecht herab verlief. Diese letztere Bandage verursachte eine künstliche Clinocephalie (Sattelkopf). Die Spuren dieser kreuzförmigen Bandage sind am Schädel ganz deutlich zu verfolgen. Mit dieser künstlichen Deformation steht im ursächlichen Zusammenhange die Verschiefung des Hirnschädels, namentlich im Bereiche der von der einstigen Bandage beeinflußten Partien des Hirnschädels. Während am Gesichtsschädel gar keine abnorme Asymmetrie zu beobachten ist und nicht einmal die Nasenöffnung die sonst sehr häufige Pteleorrhinie aufweist, fällt die Schiefheit des Umrisses am Hirnschädel schon beim ersten Blick auf. Der Hirnschädel ist entschieden plagiocephal. Die in der Medianebene verlaufenden Nähte am harten Gaumen, zwischen den Alveolarfortsätzen der Oberkiefer, zwischen den Nasenbeinen fallen in eine und dieselbe mediane Ebene. Hingegen findet man, daß schon die Sutura metopica (die mittlere Stirnnaht), welche hier außergewöhnlicherweise noch vollkommen offen geblieben ist, nicht mehr die gerade Fortsetzung der Gesichtsmedianebene bildet; da sie namentlich im mittleren Drittel der Stirnhöhe — wo die von der einstigen Bandage verursachte Mulde zu sehen ist — sich nach rechts krümmt, um dann im oberen Drittel, wo das obere Ende der beiden Stirnbeine stark hervorgebaucht ist, wiederum sich nach links zu wenden. Infolge dieser Verschiebung kann die mittlere Stirnnaht (Sut. metopica) mit der Pfeilnaht (Sut. sagittalis) nicht mehr in einem Punkte zusammenstoßen. Es schiebt sich hier zwischen diesen beiden Nähten ein 10 *mm* langes Stück der Kranznaht (Sut. coronalis) in schiefer Richtung ein; weil der obere Rand des rechten Stirnbeines nicht so hoch reicht wie derjenige des linken Stirnbeines, so kann auch die Kranznaht der Quere nach nicht in gerader Richtung verlaufen. Infolge dieser Momente entsteht hier statt eines ┼förmigen Zusammenstoßes der drei Nähte — wie dies bei den sonst normalen »Kreuzschädeln« der Fall ist — ein schiefer H-förmiger Zusammenstoß. Die Pfeilnaht weicht sowohl im vorderen wie auch im hinteren Drittel ihres Verlaufes von der Medianlinie ab und nur im mittleren Drittel entspricht ihr Verlauf der Medianlinie. Die Lambdanaht (Sut. lambdoidea) weist auch das Merkmal der Asymmetrie auf, insoferne die rechte Hälfte einen einheitlichen konvexen Bogen darstellt, hingegen die linke im oberen Teile wegen der hier auftretenden Schaltknochen unregelmäßig geschlängelt ist, im unteren Teile einen stark gestreckten Verlauf zeigt. Die Asymmetrie ist an der Hinterhauptbeinschuppe selbst noch auffallender dadurch gekennzeichnet, daß die beiden noch offen gebliebenen Anfangsstücke der fötalen Sut. mendosa s. occipitalis transversa links und rechts nicht in derselben Niveaulinie liegen; rechterseits entspringt diese Naht um 5 *mm* tiefer als links, ebenso sind die beiden Zitzenfortsätze nicht gleich lang (hoch). Am auffallendsten ist die Schiefheit des Schädels in der Norma verticalis zu sehen, denn während vorne der Umriß des linken Stirnbeines stärker hervorsteht, wölbt sich der Umriß des rechten Scheitelbeines in der hinteren Hälfte sowohl seitlich wie auch nach hinten stärker hervor als das linke Scheitelbein. Auch in der Norma occipitalis ist die Schiefheit des Schädels zu sehen, indem die Krümmung der Umrißlinie rechter- und linkerseits eine verschiedene ist.

Da, wie bereits erwähnt, die abnorme Asymmetrie nur am Hirnschädel auftritt, wo also die Formbildung unter dem Einflusse eines künstlichen Eingriffes stand, sind wir berechtigt, die clinocephale, plagiocephale und macrocephale Form auf die erwähnte Bandage zurückzuführen.

Von den vielen morphologischen Einzelheiten seien hier nur einige wichtigere hervorgehoben.

Die Schädelnähte sind im allgemeinen schwach gezahnt oder gezackt. Unter den Schaltknochen seien hier die zwei Ossa epipterica erwähnt, von welchen das linke noch selbständig, das rechte hingegen nach vorne mit dem Alisphenoid zipfelig verschmolzen ist. Von den zwei halbkreisförmigen Schläfenlinien (Lineae semicirculares) sind beiderseits die oberen in dem vorderen (präcoronalen) Abschnitte scharf leistenförmig und viel stärker entwickelt als die unteren, hingegen im hinteren (postcoronalen) Abschnitte sind die unteren halbkreisförmigen Linien stärker ausgeprägt als die oberen. Infolge der macrocephalen Deformation mußte auch das Planum temporale beiderseits sehr stark in die Höhe rücken. Das Inion (Protuberantia occipitalis) stark verflacht, an Stelle der Linea nuchae superior ist ein Torus ausgeprägt. Der Schädel ist in Bezug auf die Ausbildung der Zitzenfortsätze katacondylial-typisch, da derselbe bei Aufstellung auf einer Tischplatte auf beiden Zitzenfortsatzspitzen aufruht. Am Unterkiefer fällt das sogenannte Doppelkinn auf, indem der Basisrand des Unterkieferkörpers unterhalb des Kinnes zwei höckerige Vorsprünge zeigt; ferner ist zu bemerken, daß die sogenannten Gonia (Winkel zwischen Körper und Ast) stark nach auswärts gekrempt sind. Am Gesichte sind die breiten und tiefen Fossae caninae auffallend. Am Schädeldache sind zwei kleine Foramina parietalia vorhanden, am rechten Scheitelbein ist medialwärts und vor dem Tuber parietale in einer Entfernung von 22 *mm* eine 10 *mm* breite und 18 *mm* lange, mit etwas gewulsteten Rändern versehene grubige Vertiefung mit etwas porösem Grunde zu sehen, welche höchstwahrscheinlich von einer oberflächlichen Verletzung der Schädelwand während des Lebens herrührt. (Außer dieser kommt noch eine scharf begrenzte Verletzung am rechten Stirnbein vor, welche aber erst bei der Ausgrabung erfolgte.) Die Tubera frontalia verflacht, die Tubera parietalia noch deutlich ausgeprägt.

Sehr wichtig ist die auffallende Einengung des Hirnschädels in der postorbitalen Region, speziell in der Schläfengrube. Wir haben es hier mit einer sich dem tierischen Typus anschließenden Krotaphostenosis zu tun. Behufs einer exakteren Bestimmung der Krotaphostenosis benütze ich den von mir sogenannten Index crotaphyticus =

$$\frac{\text{Kleinste Breite zwischen der beiderseitigen Crista infratemporalis} \times 100}{\text{Größte Breite zwischen den beiden Jochbogen}}.$$

Bei Tieren fällt der Zahlwert dieses Index unter 50, d. h., die Jochbogenbreite ist mehr als doppelt so groß wie die Infratemporalbreite, beim normalen Menschenschädel ist der Indexwert stets größer — und oft bedeutend größer — als 50. Bei diesem macrocephalen Schädel ist dieser Index: $\frac{68 \times 100}{135{\cdot}5} = 50{\cdot}18$, also ein solcher, welcher den tierischen Typus bedeutend annähert. Mit dieser starken Krotaphostenose und dem kräftigen Gebisse steht im Zusammenhang die beiderseits breite Fossa pterygoidea sowie die breiten schaufelförmigen Laminae laterales der Proc. pterygoidei.

Bei der Verletzung des Schädels am unteren Teile des Hinterhauptbeines kann man auch einen großen Teil des Schädelinneren sehen. Am wichtigsten ist hier, daß, wie bereits erwähnt wurde, die Schädelnähte auch auf der endocranialen Fläche zu sehen sind, was unbedingt für ein noch jugendliches (das 30. Lebensjahr noch nicht überschreitende) Alter von diesem Individuum zeugt.

Craniometrische Charakteristik.

a) Die drei Dimensionsmaße des ganzen Schädels oder Kopfes.

1. Die Höhendimension zwischen dem Medianpunkte am Basisrande des Unterkiefers und dem Scheitelpunkte am Schädeldache (in orthogonaler Projektion auf die deutsche Horizontale) = 214·9 *mm*.

2. Die Längendimension zwischen der vordersten Spitze des Nasenrückens und dem hintersten medianen Punkte des Hinterhauptbeines (orthogonale Projektion) = 189·2 *mm*.

3. Die Breitendimension zwischen den lateralsten Punkten der Schädeloberfläche = 137 *mm*.

Die Indices der drei Dimensionen:

a) Längen-Breitenindex $= \frac{137 \times 100}{189{\cdot}2} = 72{\cdot}41$, mittellanger Kopf,

b) Höhen-Längenindex $= \frac{189{\cdot}2 \times 100}{214{\cdot}9} = 88{\cdot}04$, extrem hoher Kopf,

c) Höhen-Breitenindex $= \frac{137 \times 100}{214{\cdot}9} = 63{\cdot}75$, schmaler Kopf.

b) Die drei Dimensionsmaße des Hirnschädels.

1. Die Höhendimension zwischen dem restaurierten Opisthionpunkte (Medianpunkt am hinteren Rande des Foramen magnum) und dem Scheitelpunkte am Schädeldache $= 152{\cdot}9$ *mm*.

2. Die Längendimension zwischen dem vorstehendsten Medianpunkte an der Glabella und dem hintersten Medianpunkte des Hinterhauptes $= 172{\cdot}6$ *mm*.

3. Die Breitendimension wie beim Kopf $= 137$ *mm*.

Die Indices der drei Dimensionsmaße:

a) Längen-Breitenindex $= \frac{137 \times 100}{172{\cdot}6} = 79{\cdot}37$, mesocran (sogenannt mesocephal),

b) Längen-Höhenindex $= \frac{152{\cdot}9 \times 100}{172{\cdot}6} = 88{\cdot}59$, hypsicran (sogenannt hypsicephal),

c) Breiten-Höhenindex $= \frac{152{\cdot}9 \times 100}{137} = 111{\cdot}60$, schmaler stenocraner Hirnschädel.

c) Die drei Dimensionsmaße des Gesichtsschädels.

α) Ganzer Gesichtsschädel.

1. Die Höhendimension zwischen dem Medianpunkte am Basisrande des Unterkiefers und dem Medianpunkte der Nasenwurzel $= 119{\cdot}8$ *mm*.

2. Die Längendimension (welche bisher noch niemals gemessen wurde) zwischen der vordersten Spitze des Nasenrückens und dem Ansatzpunkte des Pflugscharbeines $= 76$ *mm*.

3. Zwischen den beiden Jochbogen $= 135{\cdot}5$ *mm* und zwischen den unteren Endpunkten der beiderseitigen Sutura zygomaxillaris $= 101$ *mm*.

Die Indices der drei Dimensionen:

a) Jochbreiten-Gesichtslängenindex $= \frac{76 \times 100}{135{\cdot}5} = 56{\cdot}08$

a') Zygomaxillarbreiten-Gesichtslängenindex $= \frac{76 \times 100}{101} = 75{\cdot}24$ } kurzes Gesicht,

b) Höhen-Längenindex $= \frac{76 \times 100}{119{\cdot}8} = 63{\cdot}43$, hohes Gesicht,

c) Jochbreiten-Gesichtshöhenindex $= \frac{119{\cdot}8 \times 100}{135{\cdot}5} = 88{\cdot}41$

c') Gesichtshöhen-Zygomaxillarbreitenindex $= \frac{101 \times 100}{119{\cdot}8} = 84{\cdot}30$ } mittelbreites Gesicht.

β) Obergesichtsschädel.

1. Die Höhendimension zwischen dem Medianpunkte des Oberkieferalveolarrandes und dem Medianpunkte der Nasenwurzel $= 66{\cdot}8$ *mm*.

2. Die Längendimension wie beim ganzen Gesichte $= 76$ *mm*.

3. Die Jochbogenbreite = 135·5 *mm*.
3'. Die Zygomaxillarbreite = 101 *mm*.

Die Indices der drei Dimensionen:

a) Jochbreiten-Obergesichtslängenindex $= \frac{76 \times 100}{135{\cdot}5} = 56{\cdot}08$
a') Zygomaxillarbreiten-Obergesichtslängenindex $= \frac{76 \times 100}{101} = 75{\cdot}24$ } kurzes Obergesicht,

b) Längen-Höhenindex $= \frac{66{\cdot}8 \times 100}{76} = 87{\cdot}89$, hohes Obergesicht,

c) Jochbreiten-Obergesichtshöhenindex $= \frac{66{\cdot}8 \times 100}{135{\cdot}5} = 49{\cdot}30$
c') Zygomaxillarbreiten-Obergesichtshöhenindex $= \frac{66{\cdot}8 \times 100}{101} = 66{\cdot}14$ } mittelbreites Obergesicht.

d) Die drei Dimensionen der Augenhöhlen.

1. Die Höhendimension zwischen dem unteren und oberen Rande der Öffnung rechts = 34 *mm*, links = 33·9 *mm*.

2. Die Längendimension-Tiefenachse vom Foramen opticum bis zum Mittelpunkte der Öffnungsebene rechts = 47·17 *mm*, links = 45 *mm*.

3. Die Breitendimension zwischen dem inneren und äußeren Rande der Öffnung rechts = 40 *mm*, links = 38 *mm*.

Die Indices der drei Dimensionen:

a) Längen-Breitenindex, rechte Orbita $= \frac{40 \times 100}{47{\cdot}17} = 84{\cdot}80$
linke Orbita $= \frac{38 \times 100}{45} = 84{\cdot}44$ } tiefe Orbita,

b) Längen-Höhenindex, rechte Orbita $= \frac{34 \times 100}{47{\cdot}17} = 72{\cdot}08$
linke Orbita $= \frac{33{\cdot}9 \times 100}{45} = 75{\cdot}33$ } mittelhohe Orbita,

c) Breiten-Höhenindex, rechte Orbita $= \frac{34 \times 100}{40} = 85{\cdot}00$
linke Orbita $= \frac{33{\cdot}9 \times 100}{38} = 89{\cdot}21$ } mittelbreite Orbita.

e) Die drei Dimensionen der Nasenhöhle.

1. Die Höhendimension (der ganzen Nase) zwischen dem vorderen Nasenstachel und der Nasenwurzel = 51·6 *mm*.

2. Die Längendimension zwischen der vordersten Spitze des Nasenrückens und dem Ansatzpunkte des Pflugscharbeines = 76 *mm*.

3. Die vordere Breitendimension, Breite der Apertura piriformis = 26·5 *mm*.
3'. Die hintere Breitendimension, Choanenbreite = 31 *mm*.

Die Indices der drei Dimensionen:

a) Längen-(vordere)Breitenindex $= \frac{26{\cdot}5 \times 100}{76} = 34{\cdot}87$
a') Längen-(hintere)Breitenindex $= \frac{31 \times 100}{76} = 40{\cdot}79$ } lange, d. h. vorstehende Nasenform,

b) Längen-Höhenindex $= \frac{51{\cdot}6 \times 100}{76} = 67{\cdot}89$, niedrige Nasenform,

c) Höhen-(vordere)Breitenindex $= \frac{26{\cdot}5 \times 100}{51{\cdot}6} = 51{\cdot}36$

c') Höhen-(hintere)Breitenindex $= \frac{31 \times 100}{51{\cdot}6} = 60{\cdot}08$

} mittelbreite Nasenhöhlenöffnung.

f) Die drei Dimensionen des Gaumens.

1. Die Höhen-Tiefendimension = 14 *mm*.
2. Die Längendimension = 60 *mm*.
3. Die Breitendimension = 46 *mm*.

Die Indices der drei Dimensionen:

a) Längen-Breitenindex $= \frac{46 \times 100}{60} = 76{\cdot}67$, leptostaphyliner Gaumen,

b) Längen-Höhenindex $= \frac{14 \times 100}{60} = 23{\cdot}33$, mitteltiefer Gaumen,

c) Breiten-Höhenindex $= \frac{14 \times 100}{46} = 30{\cdot}45$, mittelbreiter Gaumen.

g) Charakteristische craniometrische Merkmale.

1. Der Profilwinkel = 77°, prognath.
2. Index crotaphyticus = 50·18, theroid.
3. Schwalbescher Calottenindex $= \frac{\text{Calottenhöhe} \times 100}{\text{Glabella-Inionlänge}} = \frac{119{\cdot}4 \times 100}{164{\cdot}2} = 72{\cdot}72$, sehr hoher Schädel.
4. Neigung der Stirn zur Glabella-Inionebene = 64°.
5. Neigung der Glabella-Inionebene zur deutschen Horizontale = 14·8°.
6. Lissauerscher Chasmawinkel am Schädelgrunde (Cavum nasopharyngeum) = 100·2°.
7. Symphysiswinkel des Unterkiefers = 78°, Gonialwinkel rechts = 122°, links = 123°.
8. Sagittal-(Median-)Umfang des Hirnschädels:

a) Nasenwurzel-Bregma (Stirnteil) = 125 *mm*,
b) Bregma-Lambda (Scheitelteil) = 135 *mm*,
c) Lambda-Inion (oberer Hinterhauptschuppenteil) = 76 *mm*, der untere Teil ausgebrochen.

9. Querumfang. Vorderer supraauricularer Querumfang = 320 *mm*, hinterer supramastoidealer Querumfang = 404 *mm*.
10. Horizontaler Umfang, sogenannte größte Circumferenz = 487 *mm*.

* * *

II.

Beschreibung des weiblichen macrocephalen Schädels.

Alter und Geschlecht. Die Synchondrosis sphenobasilaris ist bereits verknöchert, das Gebiß ist stark abgeschürft und von Karies beschädigt, der obere rechtsseitige Weisheitszahn ist schon während des Lebens herausgefallen. Im Unterkiefer fehlt der linksseitige Weisheitszahn, sein Alveolus vergrößert, mit ausgefressenen Rändern; dieser Alveolus kommuniziert mit einem Kanal, welcher auf der äußeren Fläche (am unteren Teile des Astes) mit einer 9 *mm* großen Öffnung mündet. Wir haben es hier mit einer Zahnfistel des Weisheitszahnalveolus zu tun. Die im allgemeinen einfach gezahnten Nähte auf der äußeren Schädelfläche beinahe noch ganz offen, aber an der inneren (endocranialen) Fläche verwachsen. Die Beschaffenheit der Schädelknochen weist noch nicht auf ein vorgeschrittenes Alter hin, ich schätze dasselbe etwa auf 30—40 Jahre.

Das weibliche Geschlecht ergibt sich aus dem zarteren Knochenbau, aus der geringeren Größe und geringerem Gewichte (= 441·8 *g*, Unterkiefer = 65·70 *g*) sowie aus der geringeren Kapazität (= 1200 cm^3), endlich aus dem schwächeren Gebiß und aus der schwächeren Ausprägung der Muskelansätze, Fortsätze, Knorren etc. Auch die noch gut ausgeprägten Tubera frontalia und parietalia stimmen für das weibliche Geschlecht.

Cranioskopische Charakteristik.

Daß auch dieser Schädel ein künstlich deformierter Schädel ist, erkennt man schon bei dem ersten Anblick. Ebenso wie beim männlichen sieht man auch hier eine im oberen Drittel der Stirn auftretende Einbuchtung der Oberfläche, welche beiderseits bis zur Schläfengegend zieht; dieser entspricht die Abflachung an der Hinterhauptschuppe. Die eine Bandage verlief also in dieser von vorne nach hinten abwärts geneigten Richtung. Den Eindruck der zweiten (querverlaufenden) Bandage deutet die hier noch auffallendere muldenförmige Vertiefung (in der Scheitelgegend hinter dem Bregma) an. Also auch hier haben wir es mit einer künstlich hervorgebrachten Clinocephalie zu tun, und zwar ist diese Deformation hier noch bedeutender ausgeprägt als beim männlichen Schädel. In Bezug auf die allgemeine Form ist zwischen beiden macrocephalen Schädeln der Unterschied wahrnehmbar, daß, während der männliche mehr aufgerichtet (Déformation dressée), der weibliche Schädel in der hinteren Region schon etwas nach abwärts gedrückt ist (Déformation couchée). Auch dieser weibliche Schädel ist schief (plagiocephal). In der Norma verticalis weist die Umrißlinie ein vorne und hinten abgestutztes Oval auf, dessen linke Hälfte etwas stärker hervorgebaucht ist als die rechte Hälfte. In der Norma occipitalis haben wir auch eine Ovalform vor uns, deren linke Hälfte seitlich etwas stärker hervorragt und zugleich auch etwas höher gewölbt ist als die rechte Hälfte. Die Schiefheit des Schädels gibt sich auch an der Sutura metopica (die auch hier offengeblieben ist) und der Sutura sagittalis kund. Denn auch hier stößt das hintere Ende der Sut. metopica mit dem vorderen Ende der Sut. sagittalis nicht in einem Punkte zusammen, indem zwischen diesen zwei Punkten sich ein 3·8 *mm* langes Stück der Kranznaht (Sut. coronalis) einschiebt. Die Spitze des rechten Stirnbeines ist demzufolge nach links verschoben, aber diese Asymmetrie ist hier bei weitem nicht so auffallend wie beim männlichen Schädel. Auch hier erachte ich die Verschiefung des Hirnschädels als Folge der künstlichen Deformation.

Das Gemeinschaftliche der Form bei unseren zwei Schädeln besteht demnach darin, daß sie beide eine offene Stirnnaht aufweisen und daß sie beide durch die künstliche Deformation macro-, clino- und plagiocephal geworden sind. Der männliche ist stärker macro- und plagiocephal, der weibliche stärker clinocephal.

In Bezug auf die morphologischen Einzelheiten sei hier das Folgende hervorgehoben.

Die Schädelnähte sind auch hier im allgemeinen einfach, aber doch etwas weniger einfach als beim männlichen Schädel. Als außergewöhnliche Naht tritt hier neben der bereits erwähnten Sutura metopica beiderseits eine deutliche Sutura infraorbitalis auf. In der Gegend der Kreuzungspunkte zwischen den oberen halbkreisförmigen Schläfenlinien und der Kranznaht sieht man beiderseits einen Schaltknochen, von welchen der linksseitige zum großen Teile eine Verschmelzung eingegangen ist. Zum Unterschiede von dem männlichen Schädel fehlen hier die Ossa epipterica; aber dafür ist ein Schaltknochen in der Nasenwurzel, zwischen dieser und dem rechtsseitigen Nasenbein vorhanden — welcher beim männlichen Schädel fehlt. Interessant ist, daß, wiewohl bei diesem weiblichen Schädel die Muskelansätze, Fortsätze, das Gebiß viel weniger massiv ausgebildet sind, die halbkreisförmigen Schläfenlinien (Lineae semicirculares temporales) doch bedeutend stärker ausgeprägt sind wie beim männlichen Schädel. Ebenso muß hervorgehoben werden, daß die unteren Augenhöhlenränder stärker gewulstet sind als beim männlichen, die oberen Augenhöhlenränder sind aber bei beiden scharfkantig. Hier sind nicht nur die Tubera parietalia, sondern auch die Tubera frontalia deutlich ausgeprägt, welch letztere beim männlichen Schädel schon ganz abgeflacht sind. Auch hier fehlt eine stark ausgeprägte Protuberantia occipitalis externa (Inion). Das Kinn ist deutlich ausgeprägt (ohne ein sogenanntes Doppelkinn aufzuweisen, wie dies beim männlichen Schädel der Fall war); außerdem fehlt hier die Auswärtskrempung der Unterkieferwinkelteile. Auch hier ist die Krotaphostenosis — wenn auch nicht so bedeutend wie beim männlichen — ausgebildet. Der Index crotaphyticus ist demnach ein größerer (= 59·57) als beim männlichen (= 50·18). Auch dieser Schädel ist phänozyg. Oberhalb der beiden oberen Augenhöhlenränder sind beiderseits diploëtische Emissarien mit Furchen (Venenfurchen) zu sehen,

welche beim männlichen Schädel nur auf der rechten Stirnhälfte ausgebildet sind. Außerdem sind auch bei diesem Schädel nur Incisurae supraorbitales und keine Foramina supraorbitalia vorhanden. Was die innere (endocraniale) Fläche der Schädelwandung betrifft, ist hervorzuheben, daß hier die Schädelnähte, wie bereits erwähnt, nicht mehr zu sehen sind, d. h. bereits vollkommen verwachsen sind.

Craniometrische Charakteristik.

a) Die drei Dimensionsmaße des Kopfes.

1. Die Höhendimension (wie beim männlichen Schädel bestimmt) = 187 *mm*.
2. Die Längendimension = 194·2 *mm*.
3. Die Breitendimension = 127·7 *mm*.

Die Indices der drei Dimensionen:

a) Längen-Breitenindex $= \frac{127{\cdot}7 \times 100}{194{\cdot}2} = 65{\cdot}76$, länglicher Kopf,

b) Höhen-Längenindex $= \frac{194{\cdot}2 \times 100}{187} = 103{\cdot}85$, mittelhoher Kopf,

c) Höhen-Breitenindex $= \frac{127{\cdot}7 \times 100}{187} = 68{\cdot}29$, schmaler Kopf.

b) Die drei Dimensionsmaße des Hirnschädels.

1. Die Höhendimension = 146·5 *mm*.
2. Die Längendimension = 175·6 *mm*.
3. Die Breitendimension = 127·7 *mm*.

Die Indices der drei Dimensionen:

a) Längen-Breitenindex $= \frac{127{\cdot}7 \times 100}{175{\cdot}6} = 72{\cdot}72$, ein sogenannter dolichocephaler Schädel,

b) Längen-Höhenindex $= \frac{146{\cdot}5 \times 100}{175{\cdot}6} = 83{\cdot}43$, ein sogenannter hypsicephaler Schädel,

c) Breiten-Höhenindex $= \frac{146{\cdot}5 \times 100}{127{\cdot}7} = 114{\cdot}72$, ein schmaler Schädel.

c) Die drei Dimensionsmaße des Gesichtsschädels.

α) Ganzer Gesichtsschädel.

1. Die Höhendimension = 108·6 *mm*.
2. Die Längendimension = 71·4 *mm*.
3. Die Breitendimension zwischen den beiden Jochbogen = 117 *mm*, zwischen den unteren Endpunkten der Suturae zygomaxillares = 91·8 *mm*.

Die Indices der drei Dimensionen:

a) Jochbreiten-Gesichtslängenindex $= \frac{71{\cdot}4 \times 100}{117} = 61{\cdot}03$

a') Zygomaxillarbreiten-Gesichtslängenindex $= \frac{71{\cdot}4 \times 100}{91{\cdot}8} = 77{\cdot}78$ } kurzes Gesicht,

b) Höhen-Längenindex $= \frac{71{\cdot}4 \times 100}{108{\cdot}6} = 65{\cdot}75$, hohes Gesicht,

c) Jochbreiten-Gesichtshöhenindex $= \frac{108{\cdot}6 \times 100}{117} = 92{\cdot}82$

c') Gesichtshöhen-Zygomaxillarbreitenindex $= \frac{91{\cdot}8 \times 100}{108{\cdot}6} = 84{\cdot}53$ } mittelbreites Gesicht.

β) Obergesichtsschädel.

1. Die Höhendimension = 63·2 *mm*.
2. Die Längendimension = 71·4 *mm*.
3. Die Jochbogenbreite = 117 *mm*.
3'. Die Zygomaxillarbreite = 91·8 *mm*.

Die Indices der drei Dimensionen:

a) Jochbreiten-Obergesichtslängenindex $= \frac{71{\cdot}4 \times 100}{117} = 61{\cdot}03$

a') Zygomaxillarbreiten-Obergesichtslängenindex $= \frac{71{\cdot}4 \times 100}{91{\cdot}8} = 77{\cdot}78$ } kurzes Obergesicht,

b) Längen-Höhenindex $= \frac{63{\cdot}2 \times 100}{71{\cdot}4} = 88{\cdot}52$, hohes Obergesicht,

c) Jochbreiten-Obergesichtshöhenindex $= \frac{63{\cdot}2 \times 100}{117} = 54{\cdot}00$

c') Zygomaxillarbreiten-Obergesichtshöhenindex $= \frac{63{\cdot}2 \times 100}{91{\cdot}8} = 68\,85$ } mittelbreites Obergesicht.

d) Die drei Dimensionsmaße der Augenhöhlen.

1. Die Höhendimension rechts = 33·6 *mm*, links = 34·8 *mm*.
2. Die Längen-Tiefendimension rechts —, links = 47·33 *mm*,
3. Die Breitendimension rechts = 37 *mm*, links = 38 *mm*.

Die Indices der drei Dimensionen:

a) Längen-Breitenindex links $= \frac{38 \times 100}{47{\cdot}33} = 80{\cdot}29$, tiefe Orbita,

b) Längen-Höhenindex links $= \frac{34{\cdot}8 \times 100}{47{\cdot}33} = 73{\cdot}53$, mittelhohe Orbita,

c) Breiten-Höhenindex rechts $= \frac{33{\cdot}6 \times 100}{37} = 90{\cdot}81$

links $= \frac{34{\cdot}8 \times 100}{38} = 91{\cdot}58$ } mittelbreite Orbita.

e) Die drei Dimensionsmaße der Nasenhöhle.

1. Die Höhendimension = 52·4 *mm*.
2. Die Längendimension = 71·4 *mm*.
3. Die vordere, Apertura piriformis-Breite = 22·7 *mm*.
4. Die hintere, Choanenbreite = 30·9 *mm*.

Die Indices der drei Dimensionen:

a) Längen-(vordere)Breitenindex $= \frac{22{\cdot}7 \times 100}{71{\cdot}4} = 31{\cdot}97$

a') Längen-(hintere)Breitenindex $= \frac{30{\cdot}9 \times 100}{71{\cdot}4} = 43{\cdot}27$ } lange, d. h. vorstehende Nasenform,

b) Längen-Höhenindex $= \frac{52{\cdot}4 \times 100}{71{\cdot}4} = 73{\cdot}39$, mittelhohe Nasenform,

c) Höhen-(vordere)Breitenindex $= \frac{22{\cdot}7 \times 100}{52{\cdot}4} = 43{\cdot}32$

c') Höhen-(hintere)Breitenindex $= \frac{30{\cdot}9 \times 100}{52{\cdot}4} = 58{\cdot}69$ } mittelbreite Nasenhöhlenöffnung.

f) Die drei Dimensionen des Gaumens.

1. Die Höhen-Tiefendimension = 13 *mm*.
2. Die Längendimension = 53 *mm*.
3. Die Breitendimension = 40 *mm*.

Die Indices der drei Dimensionen:

a) Längen-Breitenindex $= \frac{40 \times 100}{53} = 75{\cdot}97$, langer, sogenannter leptostaphyliner Gaumen,

b) Längen-Höhenindex $= \frac{13 \times 100}{53} = 24{\cdot}53$, mitteltiefer Gaumen,

c) Breiten-Höhenindex $= \frac{13 \times 100}{40} = 32{\cdot}50$, mittelbreiter Gaumen.

g) Charakteristische craniometrische Merkmale.

1. Der Profilwinkel = 72·7°, stark prognath.
2. Index crotaphyticus = 59·97.
3. Schwalbescher Calottenindex = 67·04.
4. Neigung der Stirn zur Glabella-Inionebene = 58·4°.
5. Neigung der Glabella-Inionebene zur deutschen Horizontalebene = 21·2.
6. Lissauerscher Chasmawinkel = 108·3°.
7. Symphysiswinkel des Unterkiefers = 79°, Gonialwinkel rechts = 122°, links = 120°.
8. Sagittalumfang des Hirnschädels:

a) Stirnteil = 130 *mm*,
b) Scheitelteil = 127 *mm*,
c) Oberer Hinterhauptschuppenteil = 73 *mm*,
c') Unterer Hinterhauptschuppenteil = 51 *mm*.

9. Querumfang. Vorderer supraauricularer Querumfang = 305 *mm*, hinterer supramastoidealer Querumfang = 370 *mm*.
10. Horizontaler Umfang, sogenannte größte Circumferenz = 468 *mm*.

* * *

III.

Das Stirnbein des macrocephalen Kindesschädels.

Daß auch dieses Stirnbein behufs einer macrocephalen Deformation der künstlichen Einwirkung ausgesetzt war, beweist einfach die auffallende muldenförmige Vertiefung in der mittleren Partie der Stirnfläche, mit welcher Vertiefung eine Hervorwölbung der unteren und oberen Partie einhergeht, wie dies auch bei den zwei erwachsenen Schädeln zu beobachten ist. Außerdem ist noch die auffallende Depression der hintersten (oberen) Partie zu erwähnen, welche dafür spricht, daß auch hier wie bei den zwei anderen Schädeln außer der ringsumverlaufenden Bandage auch noch eine von oben nach unten verlaufende Bandage angewendet wurde, wie dies auch bei den zwei anderen macrocephalen Schädeln der Fall war. Interessant ist, daß bei diesem kindlichen Stirnbein die Sutura metopica schon vollends verwachsen ist. Der mediane Ausschnitt am hinteren (oberen) Rande des Stirnbeines ist nichts anderes als die vordere Hälfte des Fonticulus frontalis, welcher sich gewöhnlich schon vor dem dritten Lebensjahre schließt. Es kann aber sehr leicht möglich

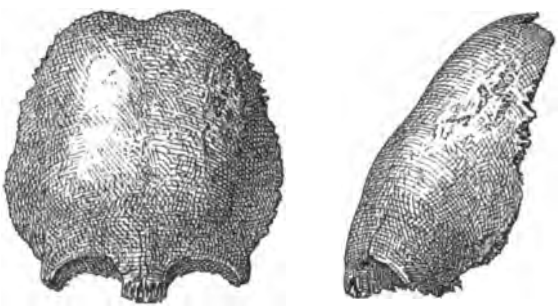


Abb. 19. Bruchstück eines Kinderschädels aus Velem-St. Veit (1/3 n. Gr.).

sein, daß dieser Verschluß eben durch die Anwendung der das Stirn- und die Scheitelbeine in sagittaler Richtung auseinanderhaltenden Bandage verzögert wurde. Ich halte deshalb das Alter dieses Kindes für zwei- bis dreijährig.

Die besondere Wichtigkeit dieses Fundes von Velem besteht darin, daß man es hier mit zwei vollkommen erhaltenen macrocephalen Schädeln zu tun hat, an welchen Schädeln gewisse familiäre Merkmale aufzufinden sind; wie speziell die offengebliebene Sutura metopica, die sonst seltener auftretenden diploëtischen Stirnvenenfurchen sowie, daß an den oberen Augenhöhlenrändern nur Incisurae supraorbitales auftreten. Außerdem sind auch die Maßverhältnisse der Schädelform bei beiden einander ähnlich. Der männliche Schädel ist demnach als derjenige des jüngeren Bruders des Weibes zu betrachten. Schade, daß das Skelett dieses Weibes bei der ersten Ausgrabung nicht aufgefunden wurde. Herr Baron Miske beabsichtigt, die Ausgrabung mit meiner Beihilfe im nächsten Sommer fortzusetzen, und so ist die Hoffnung nicht ausgeschlossen, daß es gelingen würde, auch das weibliche Skelett aufzufinden, dessen Untersuchung dann die Gelegenheit bieten würde, die familiären Merkmale noch weiterhin feststellen zu können.

Monatsversammlung am 20. Jänner 1903.

Vorsitzender: Herr Hofrat Dr. Toldt.

1. Der Vorsitzende legt die von Herrn Kálmán Freiherrn v. Miske behufs Publikation eingesandten Funde von Velem-St. Veit vor (s. den vorstehenden Bericht).

2. Herr Dr. Wilhelm Hein spricht

Zur Statistik von Gischin (Südarabien)

auf Grund seiner tabellarischen Aufnahmen, die er anläßlich seines Aufenthaltes an dem Hauptorte des Mahralandes machte. Er berichtet, wie es ihm möglich war, noch wenige Tage vor seiner Abreise die einzelnen Häuser und Zelte samt den Namen ihrer Besitzer und der Anzahl ihrer Bewohner aufzuzeichnen, eine Übersicht über den Besitz an Haustieren, Dattelpalmen und Feldern anzulegen und selbst eine ungefähre Vermögensschätzung der reichsten Leute von Gischin vorzunehmen. Bemerkenswert ist, daß durchwegs die Zahl der Männer jene der Frauen übersteigt und daß sich schon aus den Tabellen der Mangel an Polygamie ergibt. Unter den Namen gibt es einzelne, die an Stelle des Vaters den Mutternamen führen. Daraus glaubt der Vortragende einen Hinweis auf ein früher bestandenes Matriarchat ableiten zu können. Die Tabellen sollen an einem anderen Orte zum Abdrucke gelangen.

* * *

Herr I. Gg. Schoener übersendet eine Mitteilung über

Kvaddichtung, Gesang und Tanz auf den Färöern.[1])

Kulturhistorische Studie.

Auf der in völliger Abgeschiedenheit, hoch oben im nordatlantischen Ozean — halbwegs zwischen Island und Norwegen — gelegenen Inselgruppe[2]) der Färöer[3]) haben sich uralte Sitten und Gebräuche bis auf unsere Tage erhalten, und die dem Altnordischen verwandte färöische Sprache, die dem heutigen Isländischen am nächsten steht, wird — neben dem Dänischen als Schul-, Kirchen- und Rechtssprache — noch allerorten zu Hause fast ausschließlich angewendet.

Einer dieser überkommenen Gebräuche ist der von gesungenen uralten Volksweisen begleitete Kettentanz (Kaededans), der im Mittelalter in Europa stark verbreitet war und nun auf den Färöern seine einzige Zufluchtstätte gefunden hat. Die dabei gesungenen Gesangsmelodien

[1]) Nach der von Hjalmar Thuren herausgegebenen, 1901 bei Andr. Hoest & Sön erschienenen Schrift: »Dans og Kvad« digtning paa Färöerne (med et musikbilag).

[2]) Aus 18 kleinen Inseln mit einem Gesamtumfang von 24 Quadratmeilen und beiläufig 14.000 Bewohnern bestehend.

[3]) Dän. Faar = Schaf und öer = Inseln.

(Kvadmelodier) haben noch ihre ursprüngliche Gestalt ohne Ausschmückung oder Modernisierung bewahrt.

Obgleich hier oben seit langem das Schachspiel bekannt ist und mitunter von den jungen Leuten Ballspiele oder Ringkämpfe veranstaltet werden, ist der Tanz doch nahezu die einzige Belustigung der Färinger, und die anderen Vergnügungen spielen lange nicht die Rolle wie der Nationaltanz, an dem jung und alt teilnimmt.

An Sonn- und Feiertagen, bei Hochzeiten und anderen festlichen Gelegenheiten, besonders wenn der Winter mit seinen langen Abenden heranrückt und das Volk auf seine vier Pfähle angewiesen ist, wird dieser Lustbarkeit leidenschaftlich gefröhnt, denn der Färinger, der vom Sommer her gewöhnt ist, sich auf dem Meere, in der In- und Außenmark, auf den Vogelbergen zu regen und zu tummeln, hat es nach vollbrachter täglicher Winterarbeit, wie Sortieren der Wolle (neben dem Fisch- und Vogelfang die hauptsächlichste Quelle des Nationaleinkommens), Ausbessern der Fischgeräte und — bei dem vollständigen Mangel an Handwerkern — Anfertigung der für den Haushalt nötigen Gegenstände, unbedingt vonnöten, seine Glieder zu rühren. Und da ist es nun der Tanz, der ihm die so nötige Bewegung verschafft und dem er mit einer ganz besonderen Ausdauer huldigt, viele Stunden hindurch, ja mitunter tagelang.

Der färöische Nationaltanz wird in Form einer Kette getanzt, indem sich die Teilnehmer an den Händen fassen und einen Rundkreis bilden, Männer und Weiber, jung und alt in zufälliger Ordnung. Ist der Ring für die Stube zu groß, so wird er auf der einen oder anderen Seite einwärts gebogen, wodurch eine ganz unregelmäßige Form zu stande kommt. Die Tanzschritte bestehen darin, daß mit dem linken Fuß ein Schritt vorwärts gemacht und der rechte Fuß gegen den linken geführt wird; hierauf macht der linke wieder einen Schritt nach vorn und der rechte nähert sich dem linken, schließlich tritt der rechte Fuß einen Schritt zur Seite oder zurück und der linke folgt dem rechten, worauf die Schritte wieder von vorn beginnen. Diese sechs Schritte werden stets angewendet, abgesehen davon, daß besonders lebhafte Personen sich vereinigen und von dieser Ordnung abgehen, indem noch ein Schritt nach vorn und rückwärts. dazugelegt wird.

Instrumentalmusik wird dabei nicht verwendet, und ist nie als Begleitung benützt worden. Die Tanzenden singen nationale Lieder (Kvad) oder dänische Volksweisen in verschiedenem Tempo, nach welchem sich auch der Tanz richten muß. Auch die Stellung der Hände wechselt zuweilen; so werden sie bei ernsten Gesängen parallel mit den Hüften, bei lebhaften in die Höhe gehalten, auch hin und wieder die Arme mit energischem Ruck vor- und zurückbewegt. Durch diese Bewegungen und diese Mimik versucht der Färinger die in dem Kvad liegende Stimmung auszudrücken, wie es z. B. bei Regner Lodbrogs Todesgesang »Vi hugged med Kaarde« [1]) der Fall ist, wo mit den Füßen gestampft wird, die Hände ineinandergeschlungen werden und eifrig gestikuliert wird, während sich die Tanzenden beim Gesang einer Weise wie »Dronning Dagmars Död« ruhig und stille bewegen.

Während des Tanzes folgen alle Teilnehmer mit Interesse der Handlung, die in dem Kvad zum Ausdruck gelangt, und das früher von einem einzigen vorgetragen wurde, während von den übrigen der Refrain (Omkvaedet) angestimmt wurde. Bald dieser, bald jener übernahm das Amt des Vorsängers, um das immer viel geworben wurde. Hatte ein Färinger eine interessante neue Weise zum Vortrag gebracht, so suchte er sich das ausschließliche Recht hierfür dadurch zu sichern, daß er es äußerst selten vortrug, so daß niemand Gelegenheit hatte, den Text auswendig zu lernen, auch suchte man in älteren Zeiten möglichst große Abwechslung in die Tanzbelustigung zu bringen, indem es in einzelnen Orten Gebrauch war, irgend ein Kvad nur einmal im Jahre zu singen, was sehr leicht war, da die Zahl der Volksweisen Legion ist.

Zeitweise tanzen die Färinger während Absingung des Verses auf demselben Fleck, bewegen sich aber bei dem Refrain nach vorwärts, welche Tanzesform auch die ursprüngliche gewesen sein dürfte, da die Tänzer bei geringerer Bewegung mehr dem Inhalt der Weise lauschen und hingegen ihre Tanzlust bei Absingung des wohlbekannten, oft recht langen Refrains voll und ganz befriedigen konnten.

Des Färingers leidenschaftlicher Hang zum Tanz kommt in einem Refrain zum Ausdruck: »Urlaub erbitten wir ehrlichen Männer; dem Tanz wollen wir huldigen; noch ist der Tag nicht gekommen.« In »Brúsa Jökil« heißt es: »hier ist gut tanzen« mit der Begründung, »die Stube ist neu, die Pfosten sind von Stahl und das Dach von Blei«, eine Anspielung, daß ein solider Boden, der beim Tanze stark gestampft wird, eine Notwendigkeit ist. »Treten wir fest auf

[1]) »Wir hauten mit Degen.«

die Diele und sparen wir nicht unsere Schuh'« wird im »Oluva Kvad« gesagt und in »Edlindur bóndi« wird von »Donner und Tanz in der Halle« gesprochen.

Doch auch ruhige Tänze werden genannt, so im »Sigmundkvadet«, wo es heißt: »Nordens Männer, tanzet wohl und in Frieden, stellt euch alle auf, Nordens Männer«, welche Strophe zudem auf einen ausschließlich von Männern ausgeführten Tanz hindeutet; aber auch ein Weiberreigen scheint nicht unbekannt gewesen zu sein, da in den Refrains mitunter der Ausdruck »Jungfrauentanz« angewendet wird. Nicht selten wird auch hervorgehoben, daß der Tanz »getreten« wird, z. B. im »Ásmundur Aðalsson«: »Keiner trete den Tanz unter Staub«, in »Frúgvin Margreta«: »Tretet den Tanz nun so leicht«, und in Hr. Peters Weise: »Wie so herrlich und wohl sie traten.«

In jetzigen Zeiten wird sowohl Weise als Refrain von allen Tanzenden, die der Vorsänger anführt, gesungen.

Der älteste gedruckte Bericht über diesen Rundtanz findet sich in der von dem Priester Lucas Debes herausgegebenen und 1673 erschienenen Beschreibung der Färöer (»Faeroeae et Faeroa reserata«), der den Tanz einen unnützen Zeitvertreib und einfältigen Tanz nennt, jedoch betont, daß derselbe zu Ärgernissen keinen Anlaß gibt, welch letzteres auch auf die jetzige Gepflogenheit Anwendung finden kann. Während der Tanz im XVIII. Jahrhundert auf Island wegen manchen dabei vorgekommenen Ausschweifungen abgeschafft wurde, hat auf den Färöern stets eine unschuldige, kindliche Stimmung dabei geherrscht, so daß der einfache Rundtanz, an welchem jeder ohne Rücksicht auf Alter, Geschlecht oder Stand teilnehmen kann, niemals Veranlassung zu unpassenden Auftritten gegeben hat.

Die eigentliche Tanzzeit fällt zwischen Jul (Weihnachten) und Fastenzeit, die ehedem stets mit dem »Oluvakvadet« abschloß, dessen wehmütig klingender Refrain: »Gott weiß allein, wo wir trinken nächsten Jul« auf das Aufhören der frohen Zeit vorbereitete. Auch konnte die Schilderung von der unglücklichen Königin Oluva, Treue gegen ihren Gatten, eine passende Ermahnung an die während der Tanzzeit Verlobten abgeben, denn die meisten Verlobungen fallen in diese Zeit und das Freien wird während des Tanzes abgemacht.

Wenn ein junger Mann längere Zeit schon auf Freiersfüßen geht und eine bestimmte Antwort ersehnt, stellt er sich in der Kette wiederholt an die Seite der Auserkorenen und kann es dabei für ein Ja hinnehmen, wenn sie seine Hand nimmt, geht sie jedoch auf einen anderen Platz im Kreise, so hat er einen regelrechten Korb bekommen.

Auf Hochzeiten spielt der Tanz eine hervorragende Rolle, und nicht selten nimmt der Priester im Ornat daran teil, jedenfalls an den drei ersten Tänzen, die gemeiniglich sehr ernst sind und unter Gesängen religiösen Inhaltes ausgeführt werden.

In seiner vor ungefähr 100 Jahren herausgegebenen Beschreibung der Färöer gibt Pastor J. Landt eine charakteristische Schilderung einer färöischen Hochzeit, die in den Hauptzügen noch mit dem Verhalten unserer Zeit übereinstimmt. »Wenn die Trauung vorbei ist, folgt ein reichliches Mahl, dessen Speisezettel detailliert angegeben wird. Ist die Mahlzeit überstanden und ein Dankvers gesungen, so wird die Stube für den Tanz hergerichtet. Das Brautpaar und die Gäste bilden eine Kette und Hand in Hand tanzen sie regelmäßig zur linken Seite nach dem Takte einiger von der ganzen Versammlung gesungenen geistlichen Brautgesänge.«

Die drei seit alter Zeit zu jeder Hochzeit gehörigen Weisen sind: die Isaksweise (Ehrliches Brautvolk, gebet acht), Susannesweise (Hört zu, ihr Mädchen und ihr im Ehestand lebenden Weiber) und schließlich »König Hans Hochzeit« (König Hans, er sitzet zu Kopenhagen) oder die Weise von der Königin Dagmar und Junker Strange. Wenn spät Abends dem Tanze Genüge geleistet ist, folgt die ganze Gesellschaft dem Brautpaare in die Brautkammer, und während das Brautpaar zu Bette gebracht wird, werden einige Psalmen gesungen. Hierauf wird der Tanz — oft bis zum Morgen — fortgesetzt, wo das junge Paar die Gaben auf dem Bette entgegennimmt und der junge Gatte sich mit einem Glas Branntwein für jeden Gast revanchiert. Essen, Gesang und Tanz werden am ganzen folgenden Tag und nächste Nacht fortgesetzt und sowohl Debes als Landt loben die Färinger wegen ihrer Mäßigkeit, indem letzterer bemerkt: »Und bei aller Lustbarkeit ist es doch äußerst selten, daß jemand vom vielen Trinken überwältigt wird.«

Pastor Lyngbye schreibt unter anderem bezüglich des Tanzes (Kopenhagen 1819), daß der Küchenmeister das Brautpaar durch drei Schläge an dem Türpfosten ermahnt, zu Bette zu gehen, worauf die Braut und ihre Freundinnen noch einen Rundtanz vornehmen, nach einer Weise, deren Einleitungsstrophe lautet: »Ihr Frauen, das sei euch gesagt, sollt euren Männern

gehorchen.« Ist hierauf die Braut zu Bette gebracht, so tanzen die Männer mit dem Bräutigam, wobei sie singen: »Ihr Ehrenmänner, jeder für sich, der ein Eheweib besitzt, seht zu, daß ihr ein mildes Hausregiment führet.«

Obgleich, wie schon bemerkt, im Winter am meisten getanzt wird, huldigt der Färinger doch auch zu anderen Zeiten dieser Lustbarkeit, denn wo sich nur einige Färinger zusammenfinden, und sei es selbst unter freiem Himmel, so schließen sie die Tanzkette. Diesem Nationaltanze ist trotz der auch auf den fernen Inseln eindringenden modernen Kultur wohl noch eine lange Lebensdauer beschieden.

Am meisten nähert sich der färöische Kaededans dem zu den Zeiten der Troubadours in Frankreich heimischen »Carole«, der ebenfalls in einer Kette, unter Sologesang, Refrain und mit der Bewegung nach links getanzt wurde; aber auch die Rhythmik ist den wenigen uns aus dem Mittelalter überkommenen französischen und deutschen Tanzweisen ziemlich nahekommend.

Die Dichtungen, die der Färinger Tag für Tag als Begleitung zum Tanze vorträgt, behandeln zum großen Teile die in der Edda, Völsungasaga und im Nibelungenliede erzählten Begebenheiten, die uns hauptsächlich durch die Musikdramen Richard Wagners wieder nahegebracht wurden. Diese alten Begebenheiten leben noch im Volksmunde auf den abgelegenen Inseln, wo man von Sigurd (Siegfried), der den Drachen Fafner erschlug und auf seinem feurigen Rosse Grane durch das Feuer zu Brünhilde ritt, singt; dort singt man auch von dem ränkevollen Högni (Hagen), von Siegfrieds Tod und Gudruns Rache.

Andere alte Gesänge berichten von Karl Magnus (Karl dem Großen) und seinen Kampfgenossen, von nordischen Königen und sagenhaften Helden. Aber auch dänische Volksweisen haben neben dem in der alten färöischen Sprache gesungenen Kvad hier eine Heimstätte als Begleitung zum Nationaltanz gefunden.

Diese Kvad haben sich seit dem Mittelalter von Geschlecht zu Geschlecht mündlich fortgepflanzt, sie waren die einzige geistige Nahrung der Färinger und noch bis in die neuesten Zeiten hinein bestand die Unterweisung der Jugend ausschließlich in der Aneignung der alten, von den Vorvätern überkommenen Sagen und Gesänge. Es ist deshalb nicht wunder zu nehmen, wenn man im täglichen Gespräche Ausdrücke und Wendungen hört, die diesen alten Sagen entnommen sind; so kommt es vor, daß ein Weib ihrem dem Wirtshause sehr zugetanen Mann beim Abschied die Worte zuruft: »Reit' nicht zu nahe gegen Gjukagaard«, bekanntlich Ermahnung an Siegfried, da er Brünhilde verläßt und zu Gudrun gelockt wird. Im ganzen genommen, wird die Rede der Färinger von einem gewissen poetischen Schwung belebt und ein Lebewohl wird oft mit dem Gruße erwidert: »Gott schenke Dir sanften Wind und gute See.«

Dieser große Schatz der Vorzeit wurde eigentlich erst vor hundert Jahren aufgedeckt, da ein färöischer Student namens Jens Christian Svabo 1781/82 eine Rundreise auf den Inseln unternahm und dabei Gelegenheit fand, verschiedene Kvad zu sammeln, niederzuschreiben und sie der königlichen Bibliothek zu Kopenhagen abzuliefern. Im Jahre 1822 gab der Priester H. C. Lyngbye gelegentlich einer Färöerreise die dort aufgezeichneten Gesänge über Sigurd Fafnersbane und dessen Geschlecht heraus, die in der skandinavischen Welt Aufsehen erregten. Die ferneren Aufzeichnungen alter Gesänge von Pastor J. H. Schröter, Hans Hansen, Johannes Klementsen und Probst Hammershaimb vereinigten Sv. Grundtvig und Jörgen Bloch in einer in der königlichen Bibliothek zu Kopenhagen aufbewahrten Handschrift: »Föroyja Kvaeði — Corpus carminum faeroensium«, die 234 Kvad und Weisen mit ungefähr 70.000 Versen einschließt.

Von dieser beachtenswerten Volkspoesie finden sich Auszüge in folgenden Werken: H. C. Lyngbye, »Färöiske Quaeder om Sigurd Fafnersbane og hans Aet« (Randers 1822), V. U. Hammershaimb, »Färöske Kvaeder I/II« (Kopenhagen 1851/55), »Faerösk Anthologie« (Kopenhagen 1891) und im »Färöischen Jahrbuche« (Ársbók Förja bókafelags, Tórshavn 1900) finden sich Teile der Gesänge über Karl den Großen.

Zu den interessantesten und ältesten Dichtungen gehören die »Kvadene om Sigurd Fafnersbane«, welche Dichtung in fünf Abteilungen, sogenannte »Táttir«, zerfällt und in vierzeiligen Versen, alle mit demselben »Omkväd« (Refrain), abgefaßt sind.

Der erste »Taat«, »Regin der Schmied«, schildert Siegfrieds Jugend, seinen Besuch bei Regin, der ihm das zerbrochene Schwert des Vaters in stand setzt, wonach er Fafner auf der Gnitaheide erschlägt und, nachdem er Grane mit dem Golde des Drachen beladen, fortreitet. Der zweite »Taat«, »Ismal«, der mit dem vorhergehenden nur in losem Zusammenhange steht, berichtet von Ismals Hochzeit mit der Schwester Sigurds, bei welcher Gelegenheit Sigurd zum

ersten Male mit Brünhilde zusammentrifft. In »Brynhilds Taat« hört man von Sigurds Ritt durch das Feuer zu Brünhilde, seiner Ehe mit Gudrun, Brünhildens und Gudruns Rache und schließlich die Verleitung der Brüder Gudruns, Gunnar und Högni (Hagen), durch Brünhilde zum Meuchelmorde an Sigurd. Im vierten »Taat« nimmt Gudrun den König Atle zum Gemahl und rächt ihren ersten Gatten Sigurd dadurch, daß sie ihre Brüder zu sich locken und bei einem Gastmahle ermorden läßt. Das Ganze schließt mit einem »Taat«, in dem der Sohn Hagens, Aldrian, sich an Atle für seinen Vater rächt, indem er ihn in den Goldberg einschließen läßt.

Wenn auch etwas in die Breite gehend und in der Regel eine nähere Charakteristik der auftretenden Personen mangelt, so lohnt es sich doch, dieser großen epischen Dichtung mit ihren klangvollen Versen und ihrer mitunter großen dramatischen Kraft näher zu treten und Bekanntschaft mit ihr zu machen.

Obgleich in diesen Kvadene das rein Epische die Hauptrolle spielt, so tritt doch in einzelnen Versen — besonders im »Sigurdkvad« — eine fein gezeichnete Charakteristik des Helden oder der Heldin zu Tage; so werden in ein paar Versen die zwei Seelen, die in Brünhildens Wesen wohnen, fein gezeichnet. Ihre Ehre fordert Sigurds Tod, und sie selbst ersinnt den Mordplan, aber gleichzeitig weint sie darüber, daß der von ihr geliebte Mann sterben soll, und offenbart ihre innerliche Hingebung für den erschlagenen Gatten dadurch, daß sie sein Roß Grane pflegt.

Professor P. E. Müller vertritt die Auffassung, daß das Sigurdkvad ein Alter von beiläufig 1000 Jahren aufweise, jedoch dürfte dasselbe allem Anschein nach jünger sein, obgleich die Tradition der Sigurdsage zweifelsohne schon im XI. oder XII. Jahrhundert auf den Färöern festen Fuß gefaßt hatte.

Gegen die frühe Abfassung sprechen sowohl die dabei angewandte Sprache als auch der Stil, indem der Buchstabenreim bei weitem nicht in dem Maße vorherrscht wie in den aus der Vorzeit stammenden Dichtungen. Ferner wäre der Refrain (Omkväd) zu beachten, dessen Wortlaut folgender ist:

Gráni bár gullið af heiði,
brá hann sínum brandi af reiði,
Sjúrður vann af orminum,
Gráni bár gullið af heiði.

(Grane trägt Gold von der Heide; er (Siegfried) schwang sein Schwert im Zorn. Siegfried überwand den Drachen. Grane trägt Gold von der Heide.)

Offenbar ist dieser Refrain gleichzeitig mit der Hauptdichtung entstanden, welche gleich von allem Anfang an ein Tanzkvad, kein erzählendes Gedicht war, und aus diesen Gründen kann dieser Kvad erst nach Beginn des XIII. Jahrhunderts aufgekommen sein, weil erst in diesen Zeiten die epischen Gesänge zu Tanzweisen angewendet wurden.

Der Inhalt der Sigurd-Brünhild-Dichtung deutet auf Abhängigkeit einerseits von dem nordischen Sagenkreis, wie er in der Mitte des XIII. Jahrhunderts in Norwegen entstandenen Völsungasaga vorliegt, anderseits von dem deutschen Sagenkreis, der durch niederdeutsche Gesänge und Sagen im XIII.—XIV. Jahrhundert nach Norden wanderte und unter anderem in der Dietrichsage aufgenommen wurde. Diese verschiedenen Quellen sind in den beiden Dichtungen »Regin« und »Brünhilde« zusammen verarbeitet, doch so, daß jeder »Taat« eine Einheit darstellt.

Hagens »Taat« gründet sich größtenteils auf dem deutschen Sagenkreise und die Dichtungen über Aldrian und Ismal stützen sich scheinbar auf die Abenteuerschilderungen, die im XIV.—XV. Jahrhundert die nordischen Länder überschwemmten.

Eine bedeutende Rolle spielten bekanntlich im Mittelalter die Erzählungen von Kaiser Karl dem Großen und seinen zwölf Paladinen, der durch seine Kämpfe mit den heidnischen Sachsen in Verbindung mit den Nordländern kam.

In einer Reihe von Kvad werden die Sagen von »Karlamagnus« auf den Färöern behandelt, von denen »Geipa[1]) táttur« und »Runsivals stríð« die interessantesten sind. Der Refrain ist auch hier wie beim Sigurdkvad genau der Handlung angepaßt und lautet:

»Ryatai út ăv Frakklande,
vi dyrum drós y säjil,
blás y hådne Ólevant y Runseväl.«

(Und so ritten sie aus vom Frankenlande, mit prächtigem Gefolge im Sattel, und er (Roland) blies bei Ronceval in sein Horn Olifante.)

[1]) »Kaiser Karls Meerfahrt.«

In einer Abteilung, dem »Oluvu Kvaedi«, der »Karlamagnussaga« ist eine eigentümliche Sage von König Pipins Tochter, Oluva, behandelt. Dieselbe wird der Untreue gegen ihren Gatten beschuldigt und in den Schlangenhof geworfen, aber ihre Unschuld kommt an den Tag und der Verleumder, der teuflische Mylint, erhält seine gerechte Strafe, während Oluva ins Kloster geht.

Außer diesen mittelalterlichen Dichtungen besitzen die Färinger auch solche, deren Stoffe nordischen und isländischen Sagen sowie rein dänischen Weisen entnommen sind; von ersteren unter anderen »Hermundur illi« (H. der Böse) und das »Margretekvad«, das von der nordischen Königstochter Margreta handelt, die 1290 nach Schottland zog, um sich dort zu verehelichen, aber unterwegs auf den Orkneyinseln starb, von wo ihre Leiche nach Bergen zurückgebracht und im dortigen Dom beigesetzt wurde. Von isländischen Sagen wurde der Stoff der »Laxdaelasaga«, »Bárdarsaga«, »Njálssaga« und anderen entnommen. Die färöischen Dichtungen: »Ormar Tórolvsson« und »Brúsa Jökil« sind auf dem isländischen Gedicht »Þáttr Orms Stórolfssonar« aufgebaut. In diesen letztgenannten beiden Kvad tritt Olaf Trygvason auf, der den Färingern gleich Olaf dem Heiligen als eine halbmythische Gestalt erscheint. Von dänischen Volksweisen finden sich viele sowohl unverfälscht als auch in Varianten auf den Färöern.

Außer diesen ernsten Kvad besitzt der Färinger auch eine Reihe von Spottweisen, sogenannte »Taatter«, die sich nicht allein gegen einzelne Personen richten, sondern mit denen auch nicht selten gegen administrative Maßregeln opponiert wird, wie beispielsweise das satirische Gedicht »Fugle Kvadet« von Poul Nolsö (1807) eine große Rolle im Kampfe für Aufhebung des Monopolhandels der dänischen Regierung spielte, in dem der damalige Landvogt als Raubvogel geschildert wurde, während sich der Verfasser mit dem »Austernfischer« vergleicht, welcher Seevogel die angegriffenen kleinen Vögel durch seinen durchdringenden Schrei warnt. Seit dieser Zeit ist das Bild dieses Seevogels auf der färöischen Fahne eingenäht.

Während die übrigen skandinavischen Volksmelodien im Laufe des XVIII. Jahrhunderts gedruckte Verbreitung fanden, wurden die färöischen Melodien ausschließlich nur durch mündliche Überlieferung lebendig erhalten, einzelne Ausnahmen abgerechnet, von denen die zum »Sigurdkvad«, die sich in Lyngbyes »Färöiske Qvaeder« mit der Überschrift »Die alte Melodie zum Sjûra Qvêai« findet, die erste herausgegebene färöische Melodie (1818) bildet.

Ein Umstand, der in hohem Grade zur Bewahrung mancher alter Züge in den Melodien beigetragen hat, ist die völlige Unkenntnis der Färinger in Bezug auf Instrumentalmusik, und daß somit der Tanz stets nur den Gesang als Begleitung hatte. Erst im XIX. Jahrhundert wurde vereinzelt eine Geige gehört, kam vereinzelt ein Klavier nach Thorshavn, wurde hin und wieder eine Kirchenorgel gebaut. Die zum großen Teile dem XIV.—XV. Jahrhundert entstammenden Melodien haben ihre alte Prägung bewahrt und deren Verbindung mit Kirchentonarten lassen sich leicht nachweisen.

Auffallend ist die Gleichheit zwischen der uralten Melodie zum Sigurdkvad (Nr. 1) und dem französischen Volksliede »L'homme armé«, welch letzteres manche berühmte Meister seit Dufay als Thema zu ihren Messen benützt haben.

Monatsversammlung am 10. Februar 1903.

Vorsitzender: Herr Hofrat Dr. Toldt.

1. Der Vorsitzende legt einige von Herrn Dr. Lucien Mayet eingesandte Werke vor.
2. Herr Dr. Wilhelm Hein legt

Das Werk Hegers über alte Bronzetrommeln aus Südost-Asien

vor, das jüngst in reicher Ausstattung erschienen ist. Er gibt eine kurze Übersicht über das Vorkommen dieser noch vor kurzer Zeit mißdeuteten Trommeln und bespricht die vom Verfasser gegebene Erklärung der für die Entwicklungsgeschichte der Ornamente höchst bedeutsamen Verzierungen.

3. Herr Professor Dr. Rudolf Much hält einen Vortrag über

Die sprachliche Stellung der Ligurer und ihre vorgeschichtlichen Sitze.

Derselbe wird an späterer Stelle abgedruckt werden.

Außerordentliche Versammlung am 25. Februar 1903.

Vorsitzender: Herr Geheimer Rat Dr. v. Inama-Sternegg.

1. Der Vorsitzende widmet dem vor kurzem verstorbenen unterstützenden Mitglied Karl Ritter v. Scherzer einen längeren Nachruf.

2. Herr Dr. P. Traeger aus Berlin hält unter Vorführung zahlreicher Lichtbilder und Demonstrationen einen Vortrag über

Die Albanesen.

Derselbe wird an späterer Stelle abgedruckt werden.

Ausschuß-Sitzung am 3. März 1903.

Anwesend: Vorsitzender Dr. K. Toldt, Dr. Bouchal, Dr. Ritter Brunner v. Wattenwyl, Dr. Hein, Dr. v. Inama-Sternegg, Dr. Jagić, Dr. Karabacek, Dr. D. H. Müller, Dr. O. Müller, Freiherr v. Schlosser, Dr. Wahrmann.

1. Mitgliederbewegung:

Gestorben ist das unterstützende Mitglied:
Exzellenz K. Ritter v. Scherzer in Görz.

Ausgetreten ist das unterstützende Mitglied:
Adrienne Freiin v. Scudier in Mauer.

Als wirkliche Mitglieder werden aufgenommen:
Jaroslav Czech v. Czechenherz in Wien und
Karl Meindl, Verwalter in Floridsdorf.

2. Hofrat Dr. R. v. Brunner erstattet die Vorschläge des Präsidiums zu den in der Jahresversammlung vorzunehmenden Vorstandswahlen. (Siehe das Protokoll der Jahresversammlung.) Dieselben werden einstimmig angenommen. Dr. Hein beantragt, Herrn Ingenieur A. Dachler in den Ausschuß neu zu wählen; wird einstimmig angenommen.

3. Dr. O. Müller verliest den Rechenschaftsbericht für 1902. Derselbe wird genehmigt und dem Rechnungsführer für seine Mühewaltung der Dank ausgesprochen.

4. Hofrat Dr. Toldt beantragt, den Prof. Dr. G. Retzius zur Wahl zum Ehrenmitglied, den Prof. Dr. v. Luschan und Hofrat Dr. Wieser v. Wiesenhort zur Wahl zu korrespondierenden Mitgliedern vorzuschlagen; wird einstimmig angenommen.

5. Von Hofrat Dr. Jagić und Regierungsrat Dr. M. Much liegen Dankschreiben für die denselben anläßlich Auszeichnungen übersandten Glückwünsche vor.

Jahresversammlung am 10. März 1903.

Vorsitzender: Hofrat Dr. K. Toldt.

1. Der Vorsitzende erstattet den

Jahresbericht für 1902.

Der Jahresbericht für 1902 hat vor allem ein höchst bedauerliches Ereignis zu verzeichnen, den Rücktritt des langjährigen Präsidenten unserer Gesellschaft. Schon im Oktober 1901 hatte Freiherr v. Andrian-Werburg dem Ausschuß brieflich seine Absicht kundgegeben, auf die Stelle des Präsidenten zu verzichten; doch ließ er sich durch eine Vertrauenskundgebung des Ausschusses bewegen, noch weiterhin an der Spitze der Gesellschaft zu verbleiben. Aber schon ein Jahr darnach, im November 1902, ersuchte Freiherr v. Andrian den Ausschuß neuerdings um die Enthebung vom Präsidium unter Hinweis darauf, daß er genötigt sei, den größeren Teil des Jahres von Wien abwesend zu sein und ihm deshalb die Fortführung der

Geschäfte des Präsidenten unmöglich wäre. Da keine Aussicht vorhanden war, an seinem Entschlusse etwas zu ändern, so gab der Ausschuß mit lebhaftem Bedauern dem Ansuchen Folge und beauftragte die Vizepräsidenten, dem Freiherrn v. Andrian den Dank der Gesellschaft für seine höchst verdienstvolle Wirksamkeit persönlich und schriftlich zum Ausdruck zu bringen. Dies ist auch geschehen.

Freiherr v. Andrian muß neben Hofrat v. Hauer als Begründer der Wiener Anthropologischen Gesellschaft bezeichnet werden, insoferne, als es der Initiative und den Bemühungen dieser beiden Männer gelungen ist, dieselbe ins Leben zu rufen. Während der ersten sechs Jahre ihres Bestandes, von 1870—1876, und dann wieder von 1879—1882 wirkte Freiherr v. Andrian als Vizepräsident und von 1882—1902, also durch 20 Jahre, als Präsident unserer Gesellschaft.

So wie er im Schoße der Gesellschaft selbst einerseits durch eigene wissenschaftliche Arbeiten und durch Anregung anthropologischer Forschungen, anderseits in allen administrativen Angelegenheiten eine emsige und erfolgreiche Tätigkeit entwickelt hat, so war er auch ohne Unterlaß bestrebt, die Interessen und das Ansehen des Gesellschaft nach außen hin zu wahren und zu fördern. Mit Fug und Recht kann man sagen, daß die Schicksale und das Gedeihen unserer Gesellschaft seit ihrem nun zweiunddreißigjährigen Bestande auf das innigste mit dem Namen des Freiherrn v. Andrian verknüpft sind.

In Anerkennung dieses verdienstvollen Wirkens hat ihn die Gesellschaft im Jahre 1895 zu ihrem Ehrenpräsidenten ernannt, und es darf der Hoffnung Ausdruck gegeben werden, daß er auch in Zukunft sowohl als Mitglied unserer Gesellschaft als wie durch seine Beziehungen zur Deutschen Anthropologischen Gesellschaft, deren Präsidium er seit einer Reihe von Jahren angehört, an den Bestrebungen für den Ausbau und die Fortschritte der Anthropologie unentwegt regen Anteil nehmen wird.

Von den Mitgliedern unserer Gesellschaft sind uns im Laufe des Berichtsjahres 15 durch den Tod entrissen worden, und zwar 3 Ehrenmitglieder, 2 korrespondierende, 2 unterstützende und 8 wirkliche Mitglieder. Wir beklagen den Verlust des Altmeisters unserer Wissenschaft, Geheimrat Rud. Virchow, und der hervorragenden Anthropologen Fr. v. Tappeiner und John W. Powell, ferner anderer, um die Wissenschaft wohlverdienter Männer, wie Hofrat Ad. Beer, Konservator E. v. Fellenberg, Prof. Hans v. Hebra, Kustos A. Reischek, Freiherr Schwäger v. Hohenbruck und Prof. C. Schwicker; endlich solcher, welche unserer Tätigkeit reges Interesse entgegengebracht und dieselbe seit längerer Zeit materiell unterstützt haben, unter diesen der Prälat von Klosterneuburg Ubald Kostersitz, Ministerialrat Em. Herrmann und Dr. Herm. Grünbaum. Wir haben die Tätigkeit und die Verdienste dieser dahingeschiedenen Mitglieder bereits in unseren Monatsversammlungen gewürdigt und werden dieselben dauernd in treuem und ehrenvollem Andenken behalten.

Am Schlusse des Jahres 1902 verzeichnete die Wiener Anthropologische Gesellschaft den folgenden Mitgliederstand:

24 Ehrenmitglieder,
66 korrespondierende Mitglieder,
3 Stifter,
43 unterstützende und
363 wirkliche Mitglieder;

also im ganzen 499 gegen 511 im Vorjahre.

Es ist unser aufrichtiger Wunsch und unser unausgesetztes Bemühen, das Verhältnis unserer Gesellschaft zu dem k. k. naturhistorischen Hofmuseum, welches seit einer Reihe von Jahren sich als ein für beide Teile nutzbringendes erwiesen hat, dauernd zu erhalten und immer fester und ersprießlicher zu gestalten. Wir wissen sehr wohl und sind uns dessen stets eingedenk, daß eine wesentliche Voraussetzung zur Erreichung dieses Zieles in der Pflege guten persönlichen Einvernehmens zwischen den Funktionären der Gesellschaft und des Hofmuseums besteht. Gleichwohl hat es sich der Ausschuß, nach dem Grundsatze: »clara pacta, boni amici« auch angelegen sein lassen, die gegenseitigen Leistungen und Verbindlichkeiten, welche bislang zum Teile nur auf Tradition beruhten, genau zum Ausdrucke zu bringen und festzulegen. Dies ist durch ein unter Intervention des Oberstkämmereramtes getroffenes Übereinkommen geschehen, wovon ich im Auftrage des Ausschusses hiermit der geehrten Versammlung Mitteilung

erstatte.[1]) Sr. kaiserlichen Majestät Oberstkämmeramte sowie der Intendanz des k. k. naturhistorischen Hofmuseums schulden wir für das bei diesem Anlasse der Gesellschaft erwiesene Entgegenkommen verbindlichsten Dank.

Ich habe weiterhin der mehrfachen Unterstützungen zu gedenken, welche unserer Gesellschaft so wie in den Vorjahren zugeflossen sind und ihr eine ersprießliche Wirksamkeit ermöglicht haben. Vor allem gebührt unser untertänigster Dank Sr. Majestät dem Kaiser, welcher der Gesellschaft eine Subvention von 400 *K* und einen Beitrag von 2000 *K* für praktische Arbeiten und deren Veröffentlichung huldvollst gespendet hat. Ferner hat uns das k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht den erhöhten Betrag von 1200 *K*, das k. k. Ackerbauministerium 400 *K*, die Stadt Wien 400 *K*, der niederösterreichische Landesausschuß 100 *K* und Se. Durchlaucht der regierende Fürst von und zu Liechtenstein 100 *K* als Subvention zugewendet, wofür wir zu tiefstem Danke verpflichtet sind.

Über die Tätigkeit unserer Gesellschaft ist folgendes zu berichten. Im Laufe des Jahres 1902 wurden, abgesehen von der ausschließlich geschäftlichen Angelegenheiten gewidmeten Jahresversammlung, 6 Vollversammlungen veranstaltet, in welchen im ganzen 10 Vorträge gehalten wurden.

Vom 17. bis 19. Mai wurde unter Führung des Herrn Vizepräsidenten Hofrat Brunner v. Wattenwyl eine Exkursion nach Graz unternommen, über deren Verlauf das Nähere in

---

[1]) Grundsätze, betreffend Rechtsverhältnisse zwischen der Anthropologischen Gesellschaft und dem k. k. naturhistorischen Hofmuseum in Wien.

1. Der Verkehr der Anthropologischen Gesellschaft mit dem k. k. naturhistorischen Hofmuseum erfolgt nur durch die Intendanz des letzteren; insbesondere wird die Verrechnung direkt mit dieser gepflogen.

2. Die Anthropologische Gesellschaft überläßt dem k. k. naturhistorischen Hofmuseum die durch ihren Schriftentausch erworbenen Druckwerke, soweit sich das k. k. Hofmuseum zur Übernahme derselben bereit erklärt hat. (In der Beilage sind die gegenwärtig in dieser Weise an die Abteilungen des bezeichneten Museums gelangenden Druckwerke verzeichnet.) Die Anthropologische Gesellschaft wird dafür Sorge tragen, daß die im Tauschverkehre an das Museum gelangenden Druckschriften von den resp. Absendern direkt an die bezugsberechtigten Abteilungen des Museums adressiert werden, wo sie unmittelbar in Evidenz zu nehmen sind. Die Anthropologische Gesellschaft wird die zur Komplettierung der mangelhaft einlangenden Tauschschriften erforderlichen Schritte einleiten. Die Gesellschaft überläßt ferner dem k. k. naturhistorischen Hofmuseum die Fundgegenstände, welche ihr aus den von ihr veranstalteten Ausgrabungen zufallen, vorbehaltlich des Rechtes der Anthropologischen Gesellschaft, die Ausgrabungsobjekte zu bearbeiten.

3. Die Vergütung, welche das k. k. naturhistorische Hofmuseum an die Anthropologische Gesellschaft für die zum Tausch gegen die in Punkt 2 erwähnten Druckwerke verwendeten Exemplare ihrer »Mitteilungen« leistet, wird mit Rücksicht auf den durchschnittlichen bisherigen Umfang der »Mitteilungen« der Gesellschaft bis auf weiteres mit 8 *K* 20 *h* für jedes Exemplar des Jahrganges festgesetzt. Die Vergütung für die zum Tausch verwendeten »Sitzungsberichte« wird mit 1 *K* 60 *h* für je ein Exemplar festgestellt.

4. Die Begleichung des Entgeltes für die in jedem Kalenderjahr faktisch aufgewendeten Tauschexemplare wird seitens des k. k. naturhistorischen Hofmuseums innerhalb der ersten zwei Monate des folgenden Kalenderjahres erfolgen.

5. Die wichtigeren im Tauschverkehre einlangenden Druckwerke werden seitens des k. k. naturhistorischen Hofmuseums jeweils für die Ausschuß- und Plenarsitzungen der Anthropologischen Gesellschaft zur Verfügung gestellt werden. Das Recht der Mitglieder der Anthropologischen Gesellschaft, die Bibliothek der anthropologisch-ethnographischen Abteilung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums innerhalb der üblichen Amtsstunden und nach Maßgabe der geltenden Bibliotheksordnung zu benützen, bleibt aufrecht.

Die aus den Grabungen der Gesellschaft an das Museum gelangenden Objekte sind nach Tunlichkeit den Mitgliedern der Gesellschaft vor der definitiven Einteilung in die Sammlungen des Museums vorzuzeigen.

6. An die Anthropologische Gesellschaft einlaufende Geschenke (Bücher, Sammlungsgegenstände) werden kostenfrei im Wege der Intendanz des k. k. naturhistorischen Hofmuseums an die betreffenden Musealabteilungen abgegeben, soferne bei Rezensionsexemplaren die Gesellschaft sich nicht genötigt sieht, im einzelnen Falle das Exemplar dem Rezensenten zu überlassen.

(Hierdurch wird die auf S. [20] abgedruckte Fassung des Übereinkommens aufgehoben.)

unseren Sitzungsberichten enthalten ist. Den Herren Professoren Gurlitt, Holl und Meringer, dem Herrn Generalstabsarzt Dr. Weisbach, dem Herrn Direktor Lacher und Herrn Dr. Hilber gebührt unser wärmster Dank für die in Graz getroffenen umsichtigen Vorkehrungen, für die Leitung bei Besichtigung des Landesmuseums und für die gehaltenen Vorträge.

Der im Jahre 1902 herausgegebene XXXII. Band unserer »Mitteilungen« ist 416 Seiten stark und enthält 10 Originalabhandlungen aus den verschiedenen Gebieten der Anthropologie mit 5 Tafeln und 274 Textfiguren.

Für praktische Arbeiten brachte die Gesellschaft die Summe von 1583 *K* 83 *h* zur Verwendung, und zwar unternahmen über Veranlassung und mit Unterstützung der Gesellschaft die Herren J. R. Bünker Haus- und Flurforschungen im Gailtale, Prof. Dr. R. Kaindl Ausgrabungen in der Bukowina, Prof. Dr. L. K. Moser Ausgrabungen im Küstenlande und Dr. K. Toldt jun. (auf Grund von Anordnungen des k. k. naturhistorischen Hofmuseums) Ausgrabungen in Steiermark. Die Ergebnisse dieser Arbeiten werden teils in den Sitzungsberichten, teils in einem späteren Bande der »Mitteilungen« zur Veröffentlichung gelangen.

Die Arbeiten des Ingenieur- und Architektenvereines zur Herausgabe eines monumentalen Werkes über das deutsche Bauernhaus, bei welchen unsere Gesellschaft durch den Herrn Ingenieur A. Dachler vertreten ist, schreiten rüstig vorwärts; es konnte bereits ein Heft mit Probetafeln ausgegeben werden.

Bei der Feier des hundertjährigen Bestandes des ungarischen Nationalmuseums in Budapest war unsere Gesellschaft durch ihren Ehrenpräsidenten Freiherrn v. Andrian vertreten, welcher über den Verlauf dieses Festes näheres in den Sitzungsberichten mitgeteilt hat.

Unser erster Sekretär, Herr Dr. Wilh. Hein, ist im Mai 1902 von einer in Gemeinschaft mit seiner Gemahlin unternommenen Forschungsreise nach Südarabien glücklich zurückgekehrt und hat, wenngleich die Reise in erster Linie linguistische Forschungen bezweckte, doch auch eine ansehnliche Ausbeute an ethnographischen und physisch-anthropologischen Materialien, welche hauptsächlich in Gischin und Schaich Othman gesammelt wurden, mitgebracht; Dr Hein hat darüber in dem Anzeiger der philosophisch-historischen Klasse der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften einen kurzen vorläufigen Bericht erstattet und über einzelne seiner Forschungsergebnisse auch in zwei Versammlungen unserer Gesellschaft dankenswerte Mitteilungen gemacht.

Vieles und höchst Erfreuliches wäre über die Fortschritte zu berichten, welche die Anthropologie während des abgelaufenen Jahres in ihren verschiedenen Gebieten gemacht hat, und über den rühmlichen Anteil, welchen Mitglieder unserer Gesellschaft daran genommen haben. Zahlreich sind die urgeschichtlichen Dokumente, welche in allen Teilen der Welt aus bereits bekannten und neuentdeckten Fundstätten zu Tage gefördert wurden; alle Grundprobleme unserer Wissenschaft, namentlich aber die Bronzefrage, die Geschichte der Ornamente, die Rassenlehre, wurden lebhaft erörtert, wichtige Beiträge zur menschlichen Somatologie wurden geliefert und neue Anhaltspunkte zur Beurteilung der physischen Beschaffenheit des paläolithischen Menschen gewonnen durch fortgesetzte Bearbeitung der diesbezüglich bereits länger bekannten und der neuen, hochbedeutsamen Funde von Krapina. Was vor allem gewünscht und gefordert werden muß, die Gründlichkeit und Exaktheit der Forschung, tritt mehr und mehr in die Erscheinung. Die Untersuchung des Tatsächlichen wird eingehender, die Heranziehung desselben umfassender, die Schlußfolgerung wird vorsichtiger, die Kritik der Meinungen strenger und unbefangener, die zahllosen Fehlerquellen werden mehr und mehr erkannt und gewürdigt. Das alles ist natürlich nicht das Ergebnis eines Jahres und kann auch keineswegs allen neuen Literaturerzeugnissen in gleichem Maße nachgerühmt werden; allein der durchschnittliche Fortschritt in der Arbeits- und Forschungsmethode bringt unserer Wissenschaft Jahr für Jahr unverkennbar bleibenden Gewinn.

Nur einen kleinen Teil dessen, was in dem Berichtsjahre geschehen ist, kann ich hier berühren, und zwar nur das Allerwesentlichste und uns am nächsten Liegende.

Wenn ich absehe von den in unseren »Mitteilungen« enthaltenen Abhandlungen und den an unsere Gesellschaft gelangten, in den »Sitzungsberichten« abgedruckten Zuschriften, welche sich ja in Ihren Händen befinden, so glaube ich eine Reihe von Publikationen, insbesondere solche, welche wir unseren Mitgliedern verdanken, anführen zu sollen.

Eine besondere Regsamkeit hat sich, wie schon seit einer Reihe von Jahren, auf dem Gebiete der Ethnographie und Volkskunde entfaltet.

Unser wirkliches Mitglied Dr. Rich. Lasch in Horn veröffentlichte: Die Anfänge des Gewerbestandes (Zeitschrift für Sozialwissenschaft. IV); Die Verbleibsorte der Seelen der im

Wochenbette Verstorbenen (Globus. LXXX); Die Vermehrungstendenz bei den Naturvölkern und ihre Gegenwirkungen (Zeitschrift für Sozialwissenschaft. V); Die Ursache und Bedeutung der Erdbeben im Volksglauben (Zeitschrift für Religionswissenschaft. 1902).

Von unseren wirklichen Mitgliedern schrieben ferner: Dr. L. Wilser in Heidelberg: Rasse und Sprache (Naturwissenschaftliche Wochenschrift. XVII), Skythen und Perser (Zeitschrift Asien. 1902); Wanderungen der Schwaben (Staatsanzeiger für Württemberg. 1902); Professor R. F. Kaindl in Czernowitz: Die Juden in der Bukowina (Globus. LXXX) und Dr. Hovorka Edler v. Zderas: Volksmedizin auf der Insel Sabbioncello in Dalmatien (Wissenschaftliche Mitteilungen aus Bosnien und Herzegowina. VIII).

Zur Bauernhausforschung liegen vor die Abhandlungen von Prof. Meringer: Die Stellung des bosnischen Bauernhauses und Etymologien zum Hausrat (Sitzungsberichte der k. Akademie der Wissenschaften, philosophisch-historische Klasse. CXLIV), und von Ingenieur A. Dachler: Beziehungen zwischen den niederösterreichischen, bayerischen und fränkischen Mundarten und Bewohnern (Zeitschrift für österreichische Volkskunde. VIII).

Von selbständig erschienenen Veröffentlichungen unserer Mitglieder seien hervorgehoben: Das große, prachtvoll ausgestattete, zweibändige Werk des Prof. Ed. Seler in Berlin: Codex Vaticanus, Nr. 3773, eine altmexikanische Bilderschrift der vatikanischen Bibliothek, und das kurz vor Schluß des Jahres in Leipzig erschienene, mit Unterstützung der Gesellschaft für Kunst, Literatur und Wissenschaft der Deutschen in Böhmen herausgegebene Prachtwerk des Regierungsrates F. Heger: Alte Metalltrommeln aus Südost-Asien; ein Textband und ein Band Abbildungen auf 45 Tafeln.

Beiden diesen Werken wird von unterrichteter Seite ein hoher wissenschaftlicher Wert beigemessen, und das letztere ist namentlich für die Geschichte der Ornamentik von hervorragender Bedeutung.

Eine sehr interessante Monographie von A. Schück in Hamburg: Die Stabkarten der Marshall Insulaner, sei deshalb hier genannt, weil in ihr auch die im Wiener k. k. naturhistorischen Hofmuseum befindliche Stabkarte erörtert ist.

Besondere Erwähnung verdient noch die aus der Wiener Geographenschule Prof. Pencks hervorgegangene, höchst verdienstvolle Arbeit des Dr. Alfred Grund: Die Veränderungen der Topographie im Wiener Walde und im Wiener Becken (Geographische Mitteilungen. VIII). Ein Stück historischer Geographie im Verein mit Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, bringt diese Abhandlung eine eingehende Schilderung der Besiedelung des genannten Gebietes in ihrem Werden und Wechsel bis zur Gegenwart und erörtert die aus Bodenbeschaffenheit und Klima, ethnographischen und wirtschaftlichen Verhältnissen resultierenden Bedingungen derselben.

Nicht übergehen kann ich endlich die von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften herausgegebenen, hochbedeutsamen Publikationen der südarabischen Expedition. Schon im Jahre 1901 waren zwei von L. Reinisch bearbeitete Bände über die Somali-Sprache erschienen; es folgten dann 1902, von A. Jahn in Olmütz bearbeitet: Die Mehri-Sprache in Südarabien, und von D. H. Müller: Die Mehri- und Soqotri-Sprache. Beide Bände enthalten ein reiches Material für ethnographische Studien, und bietet namentlich der letztgenannte Gelehrte höchst wertvolle Untersuchungen zur vergleichenden Märchen- und Sagenforschung.

Vou Veröffentlichungen aus dem Gebiete der Urgeschichte ist vor allem das gediegene Werk unseres Ehrenmitgliedes, Regierungsrat Matthäus Much: Die Heimat der Indogermanen im Lichte der urgeschichtlichen Forschung, zu nennen. Der geschätzte Verfasser nimmt in demselben Stellung zu den Anschauungen über die Herkunft der Indogermanen, und zwar in dem Sinne, daß ihre Heimat, wie dies unter anderen schon Prof. Penka vertreten hat, im nördlichen Europa zu suchen sei. Much unterscheidet zwischen einer »ersten« oder engeren Heimat, dem Ursitze der Indogermanen, welcher sich an den Küsten und Inseln des westlichen Ostseebeckens befunden hat, und einer »weiteren« Heimat, welche sie, sich vermehrend und ausbreitend, nach und nach bevölkert haben. Diese seine Auffassung stützt Much durch eingehende kritische Erörterung der vorhandenen steinzeitlichen Materialien und der an diese sich knüpfenden Fragen, wozu ihn seine umfassende Erfahrung und Literaturkenntnis in hervorragender Weise befähigen.

Unser Mitglied Medizinalrat Aug. Hedinger in Stuttgart berichtet in dem Archiv für Anthropologie über »Neue keltische Ausgrabungen auf der schwäbischen Alb«, 1900 und 1901, bei welchen er sehr wertvolle Funde aus der Hallstatt- und älteren Bronzezeit zu Tage gefördert hat.

In der Zeitschrift des Ferdinandeums teilt unser Mitglied Hofrat F. v. Wieser die Auffindung eines der Völkerwanderungsperiode angehörenden Germanengrabes bei Tisens in Südtirol mit, welches nebst einem Skelett alle wesentlichen Teile einer germanischen Kriegerausrüstung enthielt.

In das Gebiet der physischen Anthropologie fällt eine im Archiv für Anthropologie veröffentlichte Abhandlung des Begründers und unermüdlichen Verfechters der Theorie von der Konstanz der Menschenrassen, unseres Ehrenmitgliedes Prof. Kollmann: Die Rassenanatomie der Hand und die Persistenz der Rassenmerkmale.

Dasselbe Heft des genannten Archives enthält auch eine Abhandlung von K. Toldt jun.: Die Japanerschädel des Münchener anthropologischen Institutes.

Als eine hervorragende Erscheinung auf diesem Gebiete muß endlich das von G. Retzius und C. M. Fürst herausgegebene monumentale Werk: Anthropologia suecica genannt werden. In demselben sind die somatischen Eigenschaften der Schweden nach den auf Veranstaltung der schwedischen Gesellschaft für Anthropologie und Geographie in den Jahren 1897 und 1898 ausgeführten Erhebungen zur Darstellung gebracht.

Zum Schlusse meines Berichtes sei darauf hingewiesen, daß über die Vorkommnisse bei der im August 1902 zu Dortmund abgehaltenen XXXIII. Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft die erwünschten Mitteilungen bereits durch Freiherrn v. Andrian in unseren Sitzungsberichten gemacht worden sind.

Im Anhang folgen die uns zugekommenen Mitteilungen über im Jahre 1902 in verschiedenen Gegenden Österreichs durchgeführte anthropologische Forschungen und die dabei erzielten Ergebnisse.

2. Wahlen.

Herr D. S. Wahrmann erstattet Bericht über die vom Ausschuß vorgeschlagenen Neu- und Wiederwahlen und empfiehlt den Vorschlag zur Annahme. Sohin werden über Antrag des Herrn M. Wasserburger die Nachfolgenden per acclamationem neu- beziehungsweise wiedergewählt:

Als Präsident: Herr Hofrat Dr. K. Toldt;
als Vizepräsidenten: Exzellenz Dr. K. Th. v. Inama-Sternegg,
Herr Hofrat Dr. V. Jagić,
Herr Regierungsrat Dr. M. Much;
als erster Sekretär: Herr Dr. W. Hein;
als Kassier: Freiherr K. v. Schlosser;
als Rechnungsführer: Herr Dr. O. Müller;
als Ausschußmitglieder: Freiherr F. v. Andrian-Werburg,
Herr Hofrat Dr. K. Ritter Brunner v. Wattenwyl,
Herr Ingenieur A. Dachler,
Herr Prof. Dr. L. v. Schroeder,
Herr Hofrat Dr. D. H. Müller;
als Rechnungszensoren: Herr Prof. A. R. Hein und
Herr Oberstabsarzt Dr. M. Bruck.

3. Der Rechnungsführer Herr Dr O. Müller verliest hierauf den Rechnungsabschluß für das Berichtsjahr (siehe nächste Seite). Derselbe wird über Antrag des Herrn Prof. A. R. Hein von der Versammlung angenommen.

4. Herr Regierungsrat Dr. M. Much hält einen Vortrag über

Die Heimat der Indogermanen.

Derselbe wird an späterer Stelle abgedruckt werden.

Bericht über die im Jahre 1902 in Österreich durchgeführten Arbeiten.

Niederösterreich.

1. Herr Ludwig Mattula, Lehrer in Unter-Retzbach, schreibt uns:

Am 18. April 1902 stieß die Familie Berger aus Ober-Retzbach beim Umgraben eines Feldes in der Ried »Auen«, unweit der Bezirksstraße Retz—Znaim, in unmittelbarer Nähe eines kleinen Wasserlaufes auf einen Depotfund von 36—38 Stück Bronzeringen.

Rechnungsabschluß der Anthropologischen Gesellschaft in Wien

für das Jahr 1902.

Soll

A. Kassa-Konto.	K	h	K	h
Kassarest vom Jahre 1901	45	75		
Subvention der Stadt Wien für das Jahr 1901	400	—		
Ersatz des k. k. naturhistorischen Hofmuseums für Tauschschriften pro 1901	1165	06	1610	81
1. Subvention Sr. Majestät des Kaisers	400	—		
2. Subvention des hohen k. k. Unterrichtsministeriums	1200	—		
3. Subvention des niederösterreichischen Landtages	100	—		
4. Subvention der Stadt Wien für das Jahr 1902	400	—		
5. Subvention Sr. Durchlaucht des Fürsten von und zu Liechtenstein	100	—	2200	—
6. Mitgliederbeiträge:				
a) Jahresbeiträge von 43 unterstützenden Mitgliedern à 20 *K*	860	—		
b) Jahresbeiträge von 353 wirklichen Mitgliedern à 10 *K*	3530	—		
c) Eingegangene Rückstände, Überzahlungen etc.	188	50	4578	50
7. Für Verkauf von Druckschriften	967	15		
8. Ersatz des k. k. naturhistorischen Hofmuseums und der k. k. Hofbibliothek für Tauschschriften pro 1902	1102	18	2069	33
9. Druckkostenbeitrag aus dem Fonds für praktische Arbeiten			700	—
10. Einkassierte Zinsen vom Anlagekapital			109	20
Zusammen			11267	84
B. Fonds für praktische Arbeiten.				
Kassarest vom Jahre 1901	169	25		
a) Spende Sr. Majestät des Kaisers	2000	—		
b) Subvention des hohen k. k. Ackerbauministeriums	400	—	2569	25
C. Wertpapier-Konto.				
Anlagekapital: Allgem. Staatsschuldverschreibungen fl. 1300. Silber zum Kurse per 31. Dezember 1902 = 101 per 100 *K*	2626	—		
Daran haftende halbjährige Zinsencoupons per 31. Dezember 1902	54	60	2680	60
Summe			16517	69

Haben

A. Kassa-Konto.	K	h	K	h
1. Kosten der gesellschaftlichen Publikationen:				
a) Druckkosten der Mitteilungen 5. und 6. Heft 1901	2517	52		
b) Honorare für Literaturberichte und Nekrolog im 6. Heft 1901	133	65	2651	17
c) Druckkosten der Mitteilungen 1. bis 4. Heft 1902	3880	70		
d) Teilzahlung auf Druckkosten 5. und 6. Heft 1902 (per *K* 1295.50)	795	50		
e) Für Zeichnungen, Clichés und Tafeln pro 1902	1468	84		
f) Honorare für Literaturberichte pro 1902	134	93	6279	97
2. Kanzlei-Auslagen:				
a) Gehalt des II. Sekretärs	800	—		
b) Lohn des Dieners	240	—		
c) Auslagen des Sekretariats	505	03		
d) Versendungskosten für Publikationen und Einladungen	623	21		
e) Auslagen des Kassiers	125	80		
f) Steuern	9	42	2303	46
Zusammen			11234	60
B. Fonds für praktische Arbeiten.				
a) Heinrich Steinherz für versuchte Ausgrabungen auf der Insel Csepel in Ungarn	301	—		
b) Prof. Dr. Karl Moser in Triest für Grabungen am Krainer Schneeberg	300	—		
c) Prof. Dr. R. F. Kaindl in Czernowitz für Ausgrabungen in der Bukowina	229	69		
d) Lehrer J. R. Bünker in Ödenburg für Haus- und Flurforschungen im Gailtal in Kärnten	400	—		
e) Dr. Karl Toldt jun. für Ausgrabungen bei Deutsch-Landsberg und Stainz in Steiermark	353	14		
f) Kosten für Vorträge und Exkursionen der Gesellschaft	215	—		
g) Druckkostenbeitrag für die Mitteilungen	700	—	2498	83
C. Vermögensstand.				
A. Kassarest vom Jahre 1902	33	24		
B. Überschuß des Fonds für praktische Arbeiten	70	42		
C. Wert des Anlagekapitales (wie neben)	2680	60	2784	26
Summe			16517	69

Wien, am 3. März 1903.

Karl Freiherr v. Schlosser m. p.,
d. Z. Kassier.

Dr. Otto Müller m. p.,
d. Z. Rechnungsführer.

Die Rechnungsausweise geprüft und richtig befunden:
Wien, am 10. März 1903.

A. R. Hein m. p.,
d. Z. Rechnungszensor.

Dr. Moriz Bruck m. p.,
d. Z. Rechnungszensor.

Die Ringe gleichen vollständig denen, die man schon so häufig gefunden hat und welche man gern als Ringgeld bezeichnet. Mit Ausnahme von einigen wenigen Stücken, die drei- bis vierkantig waren, sind alle rund, in der Mitte verdickt und ohne Verzierungen. Das Gewicht eines einzelnen Ringes beträgt 20 *dkg*.

Der ganze Fund lag ziemlich seicht unter der Erde, doch immerhin so tief, daß er nicht vom Pflugeisen beim Ackern, sondern erst vom Spaten beim Umgraben zu Tage gefördert wurde.

Der Fund gelangte in den Besitz des Retzer städtischen Museums.

Merkwürdig ist nur, daß in der Umgebung von Unter-Retzbach oft ziemlich bedeutende Depotfunde gemacht werden, während man nur äußerst selten von Einzelfunden hört.

Im Schatz, einer gegen Osten liegenden Ried, an Unter-Retzbach anschließend, wurden vor drei Jahren mehrere menschliche Skelette gefunden, deren Überreste im Friedhofe zu Pfaffendorf beigesetzt wurden. Die gefundenen Tongefäße gingen verloren.

In Angelegenheit der Erdstallerforschung trat auch kein neues Moment zu Tage.

In Ober-Retzbach wurden mir mehrere Häuser namhaft gemacht, welche solche unterirdische Höhlen besitzen, die ich jedoch im heurigen Winter nicht besuchen konnte.

In Unter-Retzbach wurde in dem Hause Nr. 56 des Herrn Dominik Stiebock beim Ausräumen des auf meinen Wunsch erhaltenen Erdstalles ein neuer Gang entdeckt.

Bei einer vorläufigen Besichtigung fand ich, daß der äußerst niedrige Gang nach einer Strecke von 6 *m* in einer kleinen Kammer endet, von der drei weitere Gänge abzweigen, von denen zwei verrollt sind. Eine genaue Erforschung und die Anlage eines Planes ist erst möglich, wenn der Eingang und die Kammer halbwegs ausgeräumt sind, was mir der Eigentümer bereitwilligst zusagte.

2. Bemerkenswert ist die Aufdeckung eines Gräberfeldes bei Langenschönbichl, einer Fraktion der Ortsgemeinde Langenrohr im politischen Bezirke Tulln. Man legte einen Teil derselben anläßlich der Erdarbeiten zur Herstellung einer Weinpflanzung bloß; dieses Gräberfeld scheint eine sehr beträchtliche Ausdehnung zu besitzen und aus dem IX. oder X. Jahrhundert unserer Zeitrechnung zu stammen.

3. In einer durch die Anlage eines neuen Hochwasserbettes des Perschlingbaches bei Rust im Tullnerfelde aufgeschlossenen neolithischen Kulturschichte wurde durch die Herren J. Szombathy und R. v. Filek auf Kosten des k. k. naturhistorischen Hofmuseums eine Aufsammlung von Steinwerkzeugen und Tongefäßresten vorgenommen.

Oberösterreich.

Herr k. k. Konservator Josef Straberger berichtet aus Linz:

Wie in früheren Jahren so wurden auch heuer (1902) wieder beim Abräumen des Löß zum Zwecke der Sandgewinnung nächst den Kellern im Westen der Stadt Linz zirka 1—2 *m* von dem denudierten Hangenden des Miocänsandes im Löß Mammutknochen, und zwar eine Anzahl von Extremitätenknochen und schwer bestimmbarer Fragmente von sonstigen Skeletteilen des Mammuts gefunden, die dank der Intervention des Weinhändlers J. Kagerer vom Grundeigentümer Mayrbäuerl dem Museum Francisco-Carolinum zugewendet wurden.

Mehrere der Röhrenknochen dürften von ein und demselben Individuum herrühren, und es ist nicht ausgeschlossen, daß beim weiteren Abgraben noch eine Anzahl zugehöriger Fragmente sich finden.

Durch das von der Erdoberfläche — einem stark gedüngten, langbebauten Acker — einsickernde kohlensäurereiche Wasser ist der Kalkgehalt der Knochen großenteils aufgelöst und in die Tiefe geführt worden, die Knochen sind daher sehr mürbe und oberflächlich mit härteren Knauern und Lößkindeln besetzt.

Der geologische Horizont ist derselbe, welcher in der Umgebung der Stadt Linz schon öfters Mammutknochen lieferte und dürfte auch mit den Funden über den Mauthausener Steinbrüchen gleichalterig sein.

Salzburg.

Herr Dr. Alexander Petter berichtet aus Salzburg ddo. 29. Jänner 1903:

Von prähistorischen Gräbern wurden im Jahre 1902 nur zwei der späteren Zeit angehörige bei Schleedorf bloßgelegt, das eine mit Feuerbestattung, das andere mit einem Steinkranz um-

geben. Die Funde beschränkten sich auf Tonscherben und nur zwei kleine, niedere, ziemlich erhaltene Tongefäße, dann zwei eiserne Lanzenspitzen und drei ebensolche Messerklingen. An Schmuckgegenständen fanden sich nur drei kleine Bronzenadeln mit Doppelspiralen.

Die Grabungen sollen 1903 fortgesetzt werden, und es wird erst später nach deren Abschluß möglich sein, ein näheres Resultat bekannt zu geben.

An Römerfunden brachte das Jahr: Eine kleine Silbermünze des Kaisers Mark Aurel, ausgegraben an der bekannten Römerstätte von Glas nächst Salzburg. Dann bei Kanalarbeiten nächst dem Franziskanerkloster in der Stadt eine größere Bronzemünze des Kaisers Nerva und mehrere Scherben aus terra sigillata, zu einer Schale gehörig, mit Ornamentik, menschlichen Figuren und Tieren, aber nur in Bruchstücken.

An der Kirche in Pfongau befindet sich außen rückwärts eingemauert eine männliche Figur, Teil eines römischen Grabsteines. Die nähere Beschreibung desselben, sowie sonstiger alter Überreste in Pfongau wird anderweitig mitgeteilt.

Über eine sehr interessante Bronzeplatte, ebenfalls römischer Herkunft, gefunden am Anfange der Schallmooser Hauptstraße in Salzburg, sind Berichte in Fachblättern bereits erschienen.

Auf beiden Seiten graviert, sind einerseits auf der Platte, von der leider nur ein Bruchstück gefunden wurde, Bilder der Sternkarte in hübscher Zeichnung zu sehen, auf der anderen Seite die Namen von Tierkreisbildern und darunter die entsprechenden Monatsnamen. Wahrscheinlich hatte die Platte den Zweck einer Art astronomischen Kalenders.

Aus der Zeit der bajuvarischen Ansiedelung stammt der Griff eines einseitigen Hornkammes. Derselbe ist aus den Augensprossen eines Hirsches angefertigt, die Kammplatte an das leicht gebogene Geweihstück eingelassen und mit Eisenstiften befestigt. Der Griff zeigt einfache, eingravierte Strichverzierung, die Zähne des Kammes sind ausgebrochen. Gefunden wurde das hübsche Stück neben menschlichen Knochen im Lehmboden einer Ziegelfabrik zu Berg nächst Salzburg.

An Gegenständen von kulturhistorischem Werte, welche teils als Geschenke, teils durch Kauf in den Besitz des Museums Carolino-Augusteum im Jahre 1902 kamen, wäre vielleicht noch zu erwähnen: Eine Handsäge mit Kerbschnitzerei, eine eiserne Zunftkasse, Kostümstücke, hölzerne, gut geschnittene alte Lebkuchenmodl, Waffeleisen, ein Spinnstuhl aus dem Pinzgau, ein verstellbares altes Schuhmaß, alte Kartenspiele und Teufelsmasken aus Ceylon in ein Tableau zusammengestellt, wovon die einzelnen Masken höchst ähnlich den in Salzburg bei Perchtentänzen gebräuchlichen sind.

Tirol.

1. Herr Dr. Karl Ausserer, einer der besten Kenner des Nonsberges, hat schon in seinem sehr bemerkenswerten Buche »Der Adel des Nonsberges«, Wien 1900, auf eine Anzahl von Wallburgen, im Volksmund »Castellieri« oder »Castellacci« genannt, hingewiesen, welche sich auf den Höhenzügen des Nonsberges befinden und als vorrömische Siedelstätten anzusehen sind. Unter diesen sind wegen der gemachten Funde besonders hervorzuheben: Tamazzollo und S. Ipolito mit den unter letzterem liegenden »campi neri«. Die letztgenannten führen die Bezeichnung »Valemporga«, unter welcher Dr. Ausserer gewiß mit Recht das deutsche Wallburg vermutet.

Über seine diesjährigen Nachforschungen verdanken wir Herrn Dr. Ausserer die folgende briefliche Mitteilung:

Auf dem Nonsberge konstatierte ich, daß auf dem Ozol in einer Höhe von durchschnittlich 1550 *m* der ganze Rücken (zwischen Pescara- und Novellafluß) mit kleinen primitiven Hütten spärlich bedeckt war, welche sich nur in der Nähe der Wallburgen etwas verdichten. Solcher Wallburgen sind auf dem Rücken des Ozol zwei, die eine auf der höchsten Spitze oberhalb Arsio (Arz) und genau westlich davon, während die zweite sich etwas südlicher, südwestlich von Cloz in derselben Höhe befindet. Ganz oberflächliche Grabungen förderten viel schwarze Erde, Küchenabfälle, Scherben und Knochenreste zu Tage, von welchen die letzteren zum Teil künstlich bearbeitet waren. Andere Wallburgen wurden entdeckt und besucht (von mir in Gemeinschaft mit Prof. Reich in Trient): eine in Pejo, da wo die Kirche S. Rocco steht (1600 *m*), und eine auf jenem Felsen, der sich westlich fast senkrecht 500 *m* über Fucine im Val di Sole erhebt. In der Gegend heißt eine kleine steile Lehne unterhalb der Wallburg heute noch »Castelér«, sonst heißt es daselbst »alla pozza« nach einem dort noch sichtbaren Brunnen. Eine weitere Wallburg wurde endlich auch in Vermiglio konstatiert. Übrigens bin ich sicher,

daß damit die Reihe noch lange nicht abgeschlossen ist, sondern vielmehr, daß wir erst am Anfang stehen; jedoch ist eine Vorarbeit für fachmännische Untersuchung geleistet.

Im letzten Sommer habe ich auch konstatiert, daß (abgesehen von dem bereits durch Hofrat v. Wieser in der Zeitschrift des Ferdinandeums erwähnten Gschlier, Caslir) in der Gemeinde Kastelruth das von Staffler unter dem Namen »Niemandsfreund« erwähnte verfallene Schloß Tagusens ebenfalls nur eine Wallburg von ziemlicher Ausdehnung war und nirgends Spuren von Mörtel oder bearbeiteten Steinen zeigt.

2. Herr Kustos J. Szombathy untersuchte im Auftrage der prähistorischen Kommission der k. Akademie der Wissenschaften zwölf der Bronzezeit angehörige Tumuli beim Dorfe Tirol.

Kärnten.

Herr Konservator Dr. Odilo Frankl berichtet aus St. Paul a. d. Lavant ddo. 30. Jänner 1903:

I. Im Vordergrunde des Interesses standen auch heuer die Ausgrabungen am Zollfelde, welche, auf Kosten des kärntnerischen Geschichtsvereines unter der Leitung des Herrn Professors Dr. Nowotny durchgeführt, bisher so erfreuliche Ergebnisse gebracht haben, von denen in den Jahresberichten der Anthropologischen Gesellschaft schon wiederholt die Rede war. Da aber über die Resultate des Jahres 1902 eine Publikation von berufenster Seite jedenfalls zu erwarten steht, möchte Berichterstatter derselben hier nicht vorgreifen.

II. Der im Jahresberichte der Anthropologischen Gesellschaft pro 1901 (Kärnten, unter XI.) angeführte, seither vom Geschichtsvereine angekaufte Primus-Stein lenkte die Aufmerksamkeit auf die Örtlichkeit des Fundes, Unter-Goritschitzen bei Klagenfurt, wo vom 2. bis 4. Juli und vom 22. September bis 4. Oktober 1902 über Veranlassung des Geschichtsvereines Grabungen angestellt wurden. Der Ausgrabungsleiter, Herr Kaspar Kaiser, ließ zirka 120 m^2 Grundfläche bis zu einer Tiefe von 1·20 bis 1·40 m übergraben, und wurden nach dem Berichte desselben in der Carinthia I, 1903, Heft 1, S. 1—5 Mitteilungen veröffentlicht, welche in anschaulicher Schilderung des beobachteten Vorgehens unter 13 Punkten die beim Fortschreiten der Arbeiten gemachten Funde aufzählen. Aus diesen heben wir hervor: Reste eines Brandgrabes (I), eine gut erhaltene Lampe aus rotem Ton mit der Firma IEGIDI, eine verrostete römische Kaisermünze aus Bronze (vielleicht Hadrian), zwei zerdrückte Graburnen aus grauem Ton (II), der La Tène-Periode angehörend, sowie ein römisches, glänzend schwarzes Töpfchen aus Ton, weiters ein römisches Brandgrab (III), eine Dreifußschale, ein wahrscheinlich römischer Mühlstein, 4—5 zerdrückte Urnen (VI) aus dunkelgrauem Ton, von denen eine wieder zusammengesetzt werden konnte, ferner eine Urne (VIII) in einer Tiefe von 1·40 m, die, aus freier Hand geformt, jedenfalls älter ist als die früher angeführten, jedoch bei der Bloßlegung in kleine Stücke zerfiel, eine durch Feuer beschädigte römische Provinzialfibel mit zwei Knöpfen aus Bronze, ein Stückchen einer Scharnierfibel (XI) und endlich eine kleine, mit Knochenresten gefüllte Graburne aus grauem Ton (XII).

III. Am Galgenbichl nächst Wiesenau bei St. Leonhard im oberen Lavanttale, einem Fundorte, dessen schon in früheren Berichten der Anthropologischen Gesellschaft (so über 1899 und 1901) Erwähnung geschehen ist, wurden im April 1902 ein römischer Mühlstein und eine Lanzenspitze aus Bronze gefunden, welch letztere in das Museum nach Klagenfurt gelangte. Der eifrige Gaukorrespondent Herr J. Lackenbucher in Wolfsberg hörte auch von Wölbungen erzählen, die Arbeiter bemerkt haben sollten. Nachgrabungen jedoch, die er vornehmen ließ, sowie anderweitige Erhebungen brachten genannten Herrn, wie Referent einem Briefe desselben entnimmt, zur Überzeugung, daß es sich hier nicht, wie er vermutet, um Grabstätten, sondern um alte, verlassene Bergstollen handle.

IV. Zu St. Peter im Holz wurde ein römischer Inschriftstein — ein Bruchstück — neu gefunden und vom Herrn Landesarchivar A. v. Jaksch für den Geschichtsverein erworben. Der Stein ist 28 cm hoch, 45 cm breit und 16 cm dick. Weiters befindet sich

V. in der Pfarrkirche St. Stefan bei Dirnstein unweit Friesach in einer Wandnische der rechtsseitigen Gerätekammer neben dem Turme ein zweiter Inschriftstein, von dem an Herrn A. v. Jaksch schriftliche Meldung gemacht worden war. (Über IV und V berichtet Prof. Wilhelm Kubitschek in der Carinthia I, 1902, S. 175—177.)

VI. Aus Gurina im Gailtale sind zwei ungewöhnlich große Steinbeile, wie solche im Museum des Geschichtsvereines nicht vertreten sind, in jüngster Zeit nach Villach gebracht worden. (A. v. Jaksch in Carinthia I, 1902, S. 177.)

VII. In der Ortschaft Matschenbloch, Umgebung St. Paul im Lavanttale, wurde in einem Bauernhause hinter Ackergerätschaften ein Steinbeil aus Serpentin gefunden, welches von den

Landleuten gelegentlich als Wetzstein verwendet worden war und im Berichtsjahre in den Besitz des Geschichtsvereines überging.

VIII. Herr Gaukorrespondent Lackenbucher teilte mit, daß nordöstlich von Wolfsberg ein Stück eines jetzt unbenützten Straßendammes im Volksmunde als »Römerstraße« bezeichnet werde. Beachtenswert ist, daß die verlängert gedachte Fortsetzung dieses »Römerweges« ungefähr nach dem südlich von Wolfsberg gelegenen Vororte Gries führen würde, von wo ein allgemein als einstige Römerstraße bekannter Weg gegen das Dorf St. Johann zieht.

IX. Am 4. November 1902 ließ Berichterstatter auf dem Plateau östlich vom Josefsberge bei St. Paul a. d. Lavant eine alte Wegspur aufgraben. Unter einer 14 *cm* starken Humusschichte zeigte sich Beschotterung 16 *cm*, sodann Bruchsteinpflaster 20 *cm* hoch, worauf wieder, also in einer Tiefe von 50 *cm* unter der Oberfläche, die »Naturerde« erschien. Die Pflasterung ist 2·40 *m* breit, die deutlich erkennbaren »Geleise« haben einen Abstand von 1·12 *m*.

X. Zwar nicht der prähistorischen oder römischen Zeit angehörend, wären doch der Vollständigkeit wegen zu erwähnen die besonders zahlreichen Münzfunde dieses Jahres. In Fürnitz fand ein Taglöhner Mitte April beim Pflanzen junger Obstbäume $^1/_2$ *m* tief einen tönernen Topf mit 474 Silbermünzen, welche für die Sammlung des Geschichtsvereines zu erwerben gelang; in Weißbriach kamen im Frühjahre beim Abtragen eines Hauses in den Kellermauern desselben 8 Goldmünzen zum Vorschein, und im Gnoppnitz-Graben bei Greifenburg wurden am 5. August von einem Holzarbeiter, der sich vor einem Gewitter unter einem Fels zu bergen suchte, in einem daselbst versteckten Holzkästchen eine Menge kleiner, mit grüner Patina überzogener Silbermünzen gefunden, deren 793 Herrn A. v. Jaksch übermittelt wurden, so daß sie von ihm untersucht beziehungsweise bestimmt werden konnten. (Detaillierte Angaben hierüber bringt A. v. Jaksch, der in allen diesen Fällen persönlich intervenierte, in Carinthia I, 1902, S. 164—168.)

Steiermark.

1. Bericht über die von der Anthropologischen Gesellschaft im Oktober 1902 veranstalteten Ausgrabungen in Mittelsteiermark.

Von **Dr. Karl Toldt jun.**

Im Auftrage und auf Kosten der Anthropologischen Gesellschaft in Wien untersuchte ich in der Zeit vom 2. bis 21. Oktober 1902 mehrere Hügelgräber im Gebiete der Bezirkshauptmannschaft Deutsch-Landsberg in Mittelsteiermark. Die löbliche Intendanz des k. k. naturhistorischen Hofmuseums bewilligte mir hierzu in der zuvorkommendsten Weise den entsprechenden Urlaub. Herr Kustos J. Szombathy hatte bereits vorher das genannte Gebiet bereist und mir die Stellen, wo Grabungen wünschenswert erschienen, genau angegeben.

Im Bereiche der Bezirkshauptmannschaft Deutsch-Landsberg, welches die Flußgebiete der Laßnitz und Sulm zum großen Teil umfaßt, befinden sich zahlreiche Hügelgräber, bald einzeln zerstreut, bald in größeren oder kleineren Gruppen beisammen. Viele dieser Grabstätten sind bereits wissenschaftlich durchforscht, wie insbesondere zahlreiche in der Umgegend von Wies an der Weißen Sulm[1]); leider aber sind auch von unberufener Seite bereits um die Mitte des vorigen Jahrhunderts allenthalben Grabungen veranstaltet worden, was für die prähistorische Durchforschung dieses Gebietes einen großen Verlust bedeutet, zumal von den Funden, welche nach den Angaben der dortigen Bevölkerung mitunter nicht uninteressant gewesen sein mögen, nicht bekannt ist, was mit ihnen geschehen ist, und auch sonst keine näheren Angaben über dieselben vorliegen.

Für das Sulmtal haben die Forschungen von Radimský und Szombathy ergeben, daß die Gräber zu einem Teil der Hallstatt (»vorrömischen«), zum andern der römischen Periode angehören. Eine ausgesprochene La Tène-Zeit dagegen konnte nirgends konstatiert werden, was Szombathy zur Annahme führt, daß diese Kulturstufe hier nie zur vollen Geltung gekommen ist, während für die Hallstattperiode eine lokale Fortdauer bis in die römische Kaiserzeit hinein anzunehmen ist.

[1]) Siehe die Abhandlungen von Radimský W. und Szombathy J., betitelt: »Urgeschichtliche Forschungen in der Umgegend von Wies in Mittelsteiermark« in den Bänden XIII (1883), XV (1885), XVIII (1888), XX (1890) der Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, ferner E. Pratobevera: »Keltische Altertümer aus dem Saggautale« in den Mitteilungen des historischen Vereines für Steiermark, 17. Heft, Graz 1857.

Bezüglich der Gräber im Gebiete der Laßnitz, wo die zu besprechenden Grabungen vorgenommen wurden, konnte man bereits aus den Funden und Mitteilungen von J. Dworschak[1]) ersehen, daß hier ähnliche Verhältnisse wie im Sulmtale vorliegen; dem entsprechen auch unsere Funde, welche zwar ausschließlich der römischen Periode angehören, aber diesbezüglich große Übereinstimmung mit jenen aus der gleichen Zeit vom Sulmtale zeigen.

In Bezug auf die Art, die Zahl und den Erhaltungszustand der von mir erzielten Funde ist zu bemerken, daß die Ausbeute leider eine wenig ergiebige war; denn mit Ausnahme zweier mangelhaft erhaltener Bronzefibeln wurden nur Tongegenstände gefunden, und von diesen sehr wenige, welche halbwegs gut erhalten waren; immerhin aber genügten die vorgefundenen Gefäßbruchstücke, um jedesmal den Charakter des Grabes genau feststellen zu können. Die Ursache dieses geringen, mehr negativen Resultates liegt einerseits in der großen Armut der Gräber, anderseits wohl auch in der zur Konservierung ungeeigneten, zumeist lehmigen Bodenbeschaffenheit; endlich stieß man beinahe überall auf Spuren vorhergegangener Grabungen.

Gegraben wurde an 3 Orten, und zwar in der Nähe von Furth bei Gams ob Frauental, dann in der Umgebung von Stainz bei Schwaag und bei Eggholz.

I. In der Umgebung von Furth (Gams) befinden sich mehrere Gruppen künstlicher Hügel, von welchen die meisten bereits angegraben sind; doch schienen bei drei Gruppen einzelne oder mehrere Hügel intakt zu sein.

Am Rücken des Höhenzuges, welcher das Tal des Gamsbaches im Osten begrenzt, befindet sich nördlich von Furth zu beiden Seiten der alten Straße von Gams nach Stainz im Nadelwalde eine Gruppe von acht Hügeln, welche zum großen Teile bereits von Dr. J. Dworschak aus Deutsch-Landsberg eröffnet wurden. Etwa 400 Schritte südöstlich davon liegt ebenfalls im Walde eine Gruppe (Abb. 20) von 25—27 größeren und mittelgroßen Hügeln, welche zumeist noch unangegraben erscheinen; die meisten dieser Hügel befinden sich auf dem Grunde des Franz Jammernegg vulgo Köck in Furth; von diesem konnte ich trotz freundlicher Vermittlung von seiten Einheimischer die Erlaubnis zum Graben nicht erlangen. Dagegen ließ mich Josef Picker vulgo Hieselbauer in Furth, auf dessen Grund auch einige Hügel dieser Gruppe liegen, einen solchen (4) durchgraben; in demselben befand sich eine schwache Brandschichte mit Bruchstücken von Tongefäßen aus der Römerzeit (darunter ein Deckelfragment einer Dreifußschale sowie Scherben mit Punktornament); solche fanden sich auch an verschiedenen Stellen ganz oberflächlich.

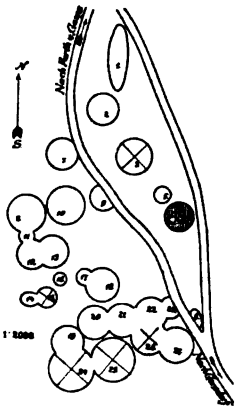


Abb. 20.[2]) (1 und 6 sind wohl natürliche Hügel.)

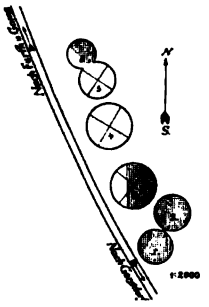


Abb. 21.

Etwa 180 Schritte weiter gegen Südosten im Walde links vom Wege befindet sich wieder eine Gruppe von sechs mittelgroßen Hügeln (Abb. 21), von welchen die drei größten bereits angegraben waren; der Grund gehört hier im nördlichen Teile dem Franz Sonnleitner vulgo Graf in Furth, im südlichen (vier Hügel, von welchen zwei [1 und 2] auf der im Süden sich anschließenden Waldblöße liegen) dem Anton Feibel vulgo Kraxner in Furth. Es wurden die drei noch unversehrten Hügel übergraben. In einem derselben (1) fand sich, dem südöstlichen Rande genähert, 60 *cm* unter der Oberfläche ein rechteckiger, von Norden nach Süden 1·2 *m* langer, 0·8 *m* breiter Steinsatz, dessen ungefähr 25 *cm* hohe Seitenwände aus senkrecht in einer Reihe aufgestellten, schieferigen Platten gebildet waren. Die untere Fläche wird von dem natürlich festen Lehmboden gebildet, während die obere in ihrem mittleren Teile von flachen Steinen bedeckt ist; erfüllt war dieser Steinsatz von lockerer Erde, welche keine deutlichen Brandspuren zeigte. Sonst fand sich bis auf einige verstreute Tonscherben (darunter das Bruchstück eines Schalendeckels) in diesem Tumulus nichts Bemerkenswertes. In einem anderen Hügel (2) befand sich an der Nordostseite im natürlichen Boden eine von Norden nach Süden 1·8 *m* lange, 0·9 *m*

[1]) Dworschak J., Gedächtnishügel des Laßnitztales. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft. Wien 1884, XIV, S. [24].

[2]) Die Schraffierung bedeutet von mir gegrabenes Gebiet; die mit × bezeichneten Hügel zeigen deutliche Spuren früherer Grabungen.

breite und 0·3 *m* tiefe Grube; in dem dieselbe ausfüllenden lockeren Erdreich fanden sich deutliche Brandspuren und einige Tonscherben (darunter das Bruchstück eines Löffels); sonst gab es in diesem Hügel nichts von Bedeutung, ebenso wie in einem weiteren (6), bloß an der östlichen Hälfte übergrabenen, wo nur eine ganz dünne Brandschichte und ein Bruchstück einer kleinen tönernen Urne gefunden wurde.

Bei einem weiteren Hügel (3) wurde die Art und Weise der früheren Grabung festgestellt; schon von außen sah man, wie bei den meisten bereits angegrabenen Hügeln, am Gipfel eine schwache Einsenkung des hier nur spärlich bewachsenen Bodens, welche sich nach einer Seite hin verbreitert fortsetzte; das entspricht der Richtung, in welcher der (radiäre) Graben gezogen wurde; derselbe war verhältnismäßig schmal (außen ungefähr 1 *m*, gegen die Hügelmitte zu etwa 60 *cm* breit) und wurde bis zum natürlichen Boden tief gezogen; da das eigentliche Grab in diesen Hügeln in der Regel zentral gelegen ist, dürfte man wohl stets auf dasselbe gestoßen sein; dabei wurde auf die Tongefäße keine große Sorgfalt verwendet, wenigstens wurde noch eine ziemliche Anzahl von Tonscherben vorgefunden (darunter solche von einem großen roten Gefäß und einem ebenfalls großen aus grauem, sehr porösem Ton).

Ungefähr 80 Schritte südlich von der eben besprochenen Hügelgruppe befinden sich in einem heranwachsenden Jungwalde auf dem Grunde der Marie Halbwirt vulgo Kogler in Furth weitere sechs Hügel (Abb. 22). Nach längerem Verhandeln mit der Grundeigentümerin konnte ich einen Hügel (1) zur Hälfte durchgraben; außer einer schwachen Brandschichte, einzelnen Tonscherben und einem kleinen Feuersteinspan wurde nichts von Bedeutung gefunden. Der Feuersteinspan wurde erst beim Zuziehen bemerkt, weshalb seine ursprüngliche Lagerung nicht festgestellt werden konnte.

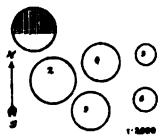


Abb. 22.

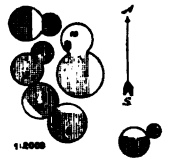


Abb. 23. (Die Hügel 2 und 10 erwiesen sich als natürlich.)

II. In der Umgegend von Schwaag, südlich von Stainz, wurden an zwei großen, einzeln stehenden Hügeln Grabversuche unternommen, dieselben jedoch eingestellt, nachdem es sich ergeben hatte, daß auch hier bereits früher gegraben wurde.

Der eine Hügel liegt 1 *km* östlich von Schwaag auf der Wiese neben dem Gehöft vulgo Schneidermichl, und zwar auf dem Grunde des Josef Oswald vulgo Peterbauer in Schwaag. Von diesem weithin sichtbaren, schön geformten Hügel von 15 *m* Durchmesser und beinahe 2 *m* Höhe wurde die westliche Hälfte durchgraben; dabei wurde gefunden: allenthalben zerstreut zahlreiche Tonscherben von mindestens acht Gefäßen (darunter auch solche von großen Urnen aus sehr porösem Ton), dann ein solcher einer ziegelroten Kachel, deren 30 *mm* breiter, mit erhabenen, gefurchten, dreiseitigen Flächen verzierter Rand grün glasiert ist, ferner ein sechsgliedriges Bruchstück einer noch gut erhaltenen Eisenkette; letzteres befand sich in dem bereits früher durchwühlten Erdreich. Brandspuren wurden nur wenige konstatiert.

Der zweite Hügel befindet sich auf dem Höhenzug südlich von Schwaag beim Gehöfte des vulgo Hutterer (Anton Kahr) und liegt zum Teil auf dem Grunde dieses Bauern, zum Teil auf dem des Andreas Klement vulgo Klinger in Rasendorf. Dieser Hügel ist ungefähr von derselben Größe wie der eben besprochene, aber mit Gestrüpp und großen Nadelbäumen bewachsen; er wurde von Osten her angegangen und bis gut über die Mitte hinaus durchgraben. Es fanden sich ganz regellos zerstreut, zum Teil oberflächlich, zahlreiche Tonscherben von mindestens zehn verschiedenen Gefäßen (darunter wieder solche von einem Topfe aus porösem Ton; dann vornehmlich Fragmente von schwarzen, dünnwandigen Töpfen mittlerer Größe). Gegen die Mitte zu fand sich 1·9 *m* tief eine Schichte rötlichen (schwach gebrannten) Lehms, jedoch keine Kohle.

III. Zwischen Eggholz und Ettendorf, östlich von Stainz, befindet sich am Waldesrand oberhalb des Anwesens »Graf Josl« auf dem Grunde des Anton Rath vulgo Nickl in Ettendorf eine Gruppe von zehn Hügeln (Abb. 23), von welchen einige noch intakt waren; in diesen Hügeln, welche alle übergraben wurden, fand sich stets gegen die Mitte zu, knapp ober dem gewachsenen Boden eine gut abgegrenzte Brandschichte mit Kohlen-, oft auch noch Knochenspuren; oberhalb und in derselben lagen immer zahlreiche, drei bis acht verschiedenen Gefäßen angehörige Tonscherben, aus welchen sich aber nur selten die Gefäße zusammensetzen ließen; diese gehören den gleichen Typen an wie jene der früher besprochenen Hügel (Bruchstücke von Flaschen, Dreifußschalen, Töpfchen mit reihigem Punktornament, Fragment einer großen schwarzen Urne mit schrägen, untereinander konvergierenden [Kamm-]Strichen [4] u. dgl.). In Hügel 4 wurden

Bruchstücke eines kleinen, schön geschliffenen Bechers aus dickem Glase sowie solche eines Kruges aus sehr dünnem, grünlichem Glase gefunden. In der Kohlenschichte des Hügels 6 fand sich auch ein flacher, 55 *mm* langer, 28 *mm* breiter, annähernd dreiseitiger Splitter aus gelbem Hornstein, welcher durch sein geringes Gewicht auffällt und an einem (abgerundeten) Ende Schlagspuren sowie auf der einen Seite eines Längsrandes Retouchen zeigt.

Aus dem Hügel 8 liegen zwei Bruchstücke von zwei bronzenen römischen Provinzialfibeln vor, und zwar ist von jeder der Kopfteil mit einem Stück Bügel erhalten. Beide Bruchstücke gehören annähernd gleich großen Fibeln von demselben Typus an. Im allgemeinen gleichen sie der von Radimský und Szombathy aus der Umgegend von Wies abgebildeten Fibel (XVIII, S. 79), jedoch ist bei den vorliegenden der schmälere und daher stärker abgesetzte Kopfschild der Quere nach rinnenförmig eingesenkt; am Halse befindet sich nur ein Knopf, welcher aber verhältnismäßig breit und etwas schräg von oben hinten nach unten vorne gerichtet ist; der Bügel ist nicht spulrund, sondern seitlich stark komprimiert, und seine oberen Ränder springen nach außen kantig vor. Eine Fibel zeigt auf dem Kopfschild geradlinige Verzierungen.

So gering auch die Ausbeute bei diesen Grabungen war, so genügt sie doch, um konstatieren zu können, daß alle Hügelgruppen, bei welchen Grabungen versucht wurden, aus der römischen Kaiserzeit stammen, und daß die Kultur derselben hier die gleichen lokalen Eigentümlichkeiten, welche Szombathy für die nämliche Periode aus den Gräbern der Umgegend von Wies angegeben hat, aufweist; das sind insbesondere die flaschenförmigen Gefäße, die Dreifußschalen mit Deckeln, das Kammstrichornament, große Gefäße aus auffallend porösem Ton u. a.[1]); Wülste unterhalb des Halses eines Topfes oder das Wellenornament wurden nicht beobachtet. Auch hier fehlt jede Spur von sonst spezifisch römischen Waren, wie solchen aus terra sigillata oder mit schwarzer, lackähnlicher Glasur.

Die erwähnten, vereinzelten Funde eines Feuersteinspanes, eines Hornsteinsplitters, des Bruchstückes von einer teilweise mit grüner Glasur überzogenen Kachel sowie das von einer eisernen Kette lassen wegen ihres vereinzelten und unbestimmten Vorkommens keinen Schluß zu.

Die Untersuchung weiterer, in diesen Gegenden noch zahlreich vorhandener Hügel, von welchen die schönsten in der Regel angegraben sind, würde wohl kein anderes Ergebnis liefern, und weil dabei auch für Museumszwecke wenig zu erwarten ist, scheint es vorläufig wohl nicht empfehlenswert, hier noch weitere Grabungen vorzunehmen.

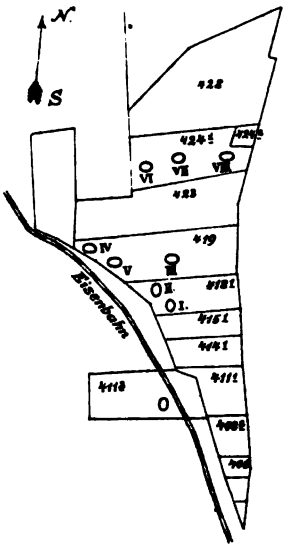


Abb. 24.

Bei diesen Grabungen stand mir Herr Dr. J. Dworschak aus Deutsch-Landsberg wiederholt mit Rat und Tat beiseite, wofür ihm hier nochmals der beste Dank ausgesprochen sei. Auch verschiedenen Honoratioren aus Gams und Stainz bin ich für die liebenswürdige und zuvorkommende Aufnahme sehr dankbar.

* * *

Als ich im Begriffe war, diese Mitteilung abzuliefern, erlangte ich von einem Grabungsbericht Kenntnis, welcher von dem eben genannten Herrn Dr. J. Dworschak im Jahre 1884 an Herrn Kustos J. Szombathy eingesendet worden ist und seither im Archiv der anthropologisch-prähistorischen Sammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums aufbewahrt wird; derselbe bezieht sich auf die Durchgrabung mehrerer Hügelgräber im Laßnitztale von seite des Berichterstatters Dr. Dworschak, und zwar wurden übergraben: Acht Tumuli bei Leibenfeld (siehe obenstehende Skizze des Herrn Dr. Dworschak nach der Katastralmappe von Leibenfeld, Abb. 24), dann der sogenannte »Lechkogel« in der Gemeinde Freidorf auf dem Grunde der vulgo Sieberin, weiters vier Hügel links von der Straße Deutsch-Landsberg—Gr.-St. Florian im Bereiche der Gemeinde Vochera hinter dem Hause des vulgo Wiesenweber auf den Grundstücken des vulgo

[1]) Siehe Tafel II der bereits citierten Arbeit von Radimský und Szombathy in den Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. XVIII, 1888.

Kohlenbrenner (Grundbesitzer Franz Edler in Vochera), endlich sieben Tumuli von einer der früher erwähnten Hügelgruppen bei Furth.

Nach diesem Bericht hat Dr. Dworschak hier überall ähnliche Verhältnisse vorgefunden wie ich in den vorher besprochenen Gebieten; die meisten Hügel waren bereits angegraben und in den wenigen ungestörten fanden sich nur sehr spärlich schlecht erhaltene Gegenstände, welche auf die gleiche römische Kultur mit den besprochenen Eigentümlichkeiten hinweisen.

Besonders erwähnen möchte ich, daß auch in dem großen Lechkogel — er hatte nach Dworschak an einer Stelle einen Durchmesser von 30 *m* und war allerdings auch bereits teilweise angegraben — bis auf eine mächtige und mehrere höher gelagerte kleinere Brandschichten und eine über der starken Brandschichte gelegene, gemauerte Unterlage (?) nichts von Bedeutung vorgefunden wurde, und daß sich in einem Hügel bei Leibenfeld und einem bei Vochera eine Art Steinsatz befand.

* * *

2. Herr Bergrat E. Riedl in Cilli untersuchte mehrere Flachgräber der Hallstattperiode am Reicheneck nächst St. Georgen bei Cilli in Untersteiermark

Krain.

Im Auftrage der Prähistorischen Kommission der Akademie der Wissenschaften unternahmen die Herren Kustos Szombathy und Dr. Toldt jun. eine größere Rekognoszierungstour nach Unterkrain, auf welcher sie die prähistorischen Wohn- und Gräberstätten von Jantschberg, Besnitza, Javor, Heiligenkreuz, Moräntsch, Roje und Sagoriza bei Tschatesch besuchten, in Moräntsch und Roje Versuchsgrabungen veranstalteten und bei Sagoriza einen mittelgroßen Tumulus ausgruben. In Moräntsch wurde ein Plattengrab aus der römischen Kaiserzeit, in Roje wurden 26 frühmittelalterliche Skelettgräber und im Tumulus von Sagoriza Gräber der Hallstattperiode gefunden.

Auf Kosten der k. k. Zentral-Kommission für Kunst- und historische Denkmale wurden in Javor bei Laibach durch B. Pečnik 15 Flachgräber der Hallstattperiode ausgegraben.

Eine sehr ansehnliche Ausbeute an eisernen Waffen, verschiedenen Geschmeidestücken und Tongefäßen der La Tène-Periode lieferte die durch Herrn Ignatz Kušljan unter der Leitung des Herrn Kustos Szombathy besorgte Durchgrabung einer letzten Parzelle des großen Gräberfeldes von Mihovo bei Landstraß in Unterkrain.

Küstenland.

1. Herr Dr. C. de Marchesetti berichtet aus Triest ddo. 31. Jänner 1903:

Meine Hauptaufgabe war auch dieses Jahr die Erforschung und Aufnahme der Ringwälle (Castellieri) unserer Provinz der Julischen Alpen, deren Zahl durch die heuer neu entdeckten bereits sich auf 461 beläuft. Von diesen befinden sich 9 im politischen Bezirke der Stadt Triest, 75 im Görzischen, 357 in Istrien (mitbegriffen 46 auf den quarnerischen Inseln) und 20, die schon den Grenzgebieten Krains angehören. Die in einigen von ihnen vorgenommenen Grabungen haben recht ergiebige Resultate ergeben, die zur Fortsetzung der Untersuchungen ermutigen. In einigen Wochen werde ich darüber eine größere Arbeit mit den diesbezüglichen Plänen, Ansichten, Funden etc. publizieren.

Ferner wurde heuer die Ausbeutung des Grabfeldes von St. Lucia wieder aufgenommen und weitere 175 Gräber geöffnet, wodurch ich die ansehnliche Zahl von 3955 erreicht habe. Da in dem ausgegrabenen Felde Kindergräber nur spärlich (17%) vorhanden waren, so fand man verhältnismäßig weniger Gräber als sonst ohne Beigaben.

Dagegen waren an mit großen Urnen (Ossuarien) versehenen Gräber nur 8%. Der Hauptbestandteil der Funde besteht wie immer aus Schmucksachen, und unter diesen nehmen die Fibeln mit 250 Stück den ersten Platz ein. Die häufigsten Formen sind die Schlangenfibeln (68), Bogenfibeln (34), Bullen- und Knopffibeln (je 24), Certosafibeln (20), Blutegelfibeln (19), Nachen- und Laminarfibeln (je 16), während die anderen nur spärlich vertreten sind. Die Nekropole von S. Lucia ist überhaupt sehr reich an Fibeln: ich erhielt von ihr bisher 2979 Stück.

Weiters erbeutete ich eine hübsche Anzahl Haarnadeln, Finger-, Arm-, Fuß-, Ohr- und Halsringe, Knöpfe, Bernstein-, Glas- und Bronzeperlen, Anhängsel, mehrere eiserne Messer und Waffen etc. Töpfe sind ziemlich zahlreich vorhanden (45), darunter sehr schöne, schwarz und rot gereifte Kelche; dagegen nur zwei Bronzesitulen. Der merkwürdigste Fund ist ein eigentümliches Objekt, bestehend aus einer kleinen hohlen, an einem langen Schafte befestigten Bronzetrommel, in welcher mehrere Steinchen enthalten sind, so daß sie ähnlich den noch gegenwärtig bei Kindern gebrauchten Klappern aussieht. Ob sie zu diesem oder vielmehr zu einem rituellen Zwecke diente, lasse ich vorderhand unentschieden. Jedenfalls kenne ich bisher kein Analogon, weder in den Musealsammlungen noch in der Literatur.

2. Herr Dr. L. K. Moser berichtet aus Triest ddo. 23. Jänner 1903:

Im Juli des Jahres 1901 bereiste ich das in seinem oberen Teile mir noch unbekannte Rekkatal in Istrien, bei welcher Gelegenheit mir Lehrer Persoglia in Podgraje u. a. auch einige blaue und grüne Schlacken zeigte, die von einer in der Wand des Schneeberg-Massivs gelegenen Lokalität namens »Čerova staja« herrührten. Nach Besichtigung dieser beschwerlich zu erreichenden Lokalität, die eine Tagesexkursion vollauf in Anspruch nahm, fand ich dort einen eigentümlichen Ringwall, den ich an seiner inneren Basis einer oberflächlichen Untersuchung unterzog. Andere Schlackenfunde sowie verschlackte Sandsteine ließen in mir den Gedanken an eine alte Schmelze aufkommen. Durch eine mir von der verehrten Anthropologischen Gesellschaft dargebotene Subvention wurde ich in die Lage versetzt, diese Lokalität im heurigen Sommer einer eingehenden Untersuchung zu unterziehen.

Am 29. Juli d. J. untersuchte ich dieselbe durch einen Einschnitt, den ich mit sechs Arbeitern vornehmen ließ, wobei sich leider herausstellte, daß hier nur ein Kalkofen gestanden, welcher gelegentlich des Straßenbaues benützt wurde. Nicht nur die qualitative Untersuchung der Schlacken, sondern auch die Aussage eines Augenzeugen, der bei der Bedienung des Kalkofens vor 30 Jahren beschäftigt war, bestätigten meine bei der Durchgrabung dieses Ringwalles gemachten Erfahrungen. Die gleiche Form eines solch kleinen Ringwalles beobachtete ich gelegentlich einer Exkursion im August desselben Jahres, hart am Ursprunge der Rečina, nächst der kroatischen Grenze.

Ein dritter Ringwall von nahezu denselben Dimensionen und derselben Form liegt im Walde per Doleni, östlich von Nabresina, nächst der zu schildernden Höhle — auch er erwies sich als ein alter Kalkofen, da sich am Grunde der trichterförmigen Vertiefung ebenfalls verschlackte Steine und gebrannter Lehm vorfanden.

Die außergewöhnliche Hitze und Dürre vertrieb mich aus Istrien und ich wendete mich wieder der Umgebung Triests zu.

Mangels eines anderen Objektes setzte ich die Ausgrabungen in der Höhle »Jama (Pejca [1]) na dolech« nächst der Eisenbahnstation Nabresina fort, die ich im Jahre 1898 begonnen hatte. Die damals mittelst Subvention der k. k. Zentralkommission geförderten Fundobjekte aus dieser Höhle wurden über Auftrag derselben Kommission der anthropologisch-prähistorischen Abteilung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums einverleibt. Da der seinerzeit eingesandte Bericht nicht zum Abdruck gebracht wurde, so seien hier die wichtigsten Momente skizziert, die sich während der Ausgrabungen in den Jahren 1898 und 1902 ergaben.

Lage der Höhle »Jama (Pejca) na dolech« oder na robiah, d. h. Höhle in den Niederungen. Von der Station Nabresina aus in der Richtung gegen Prosecco beim zweiten Wächterhaus zweigt links ein Fußweg ab nach der Ortschaft Samatorca. In fünf Minuten erreicht man eine senkrecht auf diesen Weg zulaufende Steinmauer, längs welcher jetzt rechts der Weg bis zum nächsten Durchlaß führt. Inmitten auf einer Wiesenfläche erblickt man einen gewaltigen Felsblock, an welchem vorbei rechts der Weg zu den Felsniederungen »per Doleni« zu einer zweiten Scheidemauer führt, neben welcher über eine Stufe herab auch schon der Felszirkus mit dem Höhleneingang sichtbar wird. Vom Bahnhof 25 *m* entfernt.

Die beistehende Planskizze zeigt den Grundriß der kleinen Höhle, die sich nach innen zu domartig wölbt. Die Seitenwände sowie die Decke über dem Eingange zeigen die Spuren künstlicher Erweiterung. Der sich rechts ausbreitende Felszirkus und die mächtig vorgelagerten Trümmerhalden scheinen auf einen Deckeneinsturz hinzuweisen, so daß die Höhle einst viel größer gewesen sein muß. Eine reiche Baum- und Strauchvegetation in der nächsten Umgebung, ihr mit

[1]) Pejca, im Slovenischen Verkleinerungswort für pečina, womit diese Felshöhlen allgemein bezeichnet werden.

alten Efeustauden malerisch umrahmter Eingang machen diese Höhle noch heute zu einem unheimlichen und schwer auffindbaren Schlupfwinkel. Am Ende derselben führt rechts ein Schlupf in eine zweite kleinere Tropfsteingrotte, die vornehmlich Fledermäusen zum Aufenthalt dient (siehe die Photographie des Höhleneinganges, Abb. 26). Die mittelst Subvention der k. k. Zentralkommission ausgeführten Ausgrabungen fallen in die Monate Juli und Oktober des Jahres 1898 und in die ersten drei Monate des Jahres 1899.

Nachdem wir durch fünf Tage hindurch eine größere Zahl von Artefakten, der neolithischen Periode angehörig, nebst Resten von Säugetieren, Meermuscheln und Schnecken vorfanden, stießen wir am 24. Juli 1898 gegen Mittag auf einen Menschenschädel, dessen Stirn- und Scheitelbeine durch darauf lastende große Steine eingedrückt waren. Bei der Freilegung des Skelettes fanden wir in einer roten Erde, in der nächsten Umgebung des Skelettes, den Unterkiefer eines fischotterähnlichen Tieres (Lutra spelaea [?]), deren Gebiß sich durch die Formel $\frac{3.1.5}{3.1.4}$ ausdrücken läßt, wodurch sich ihr Gebiß von der jetzt lebenden Art Lutra vulgaris unterscheidet; denn im Unterkiefer sind 1 Eckzahn, 2 Lücken- und 2 Backenzähne, die großen Jochbogen und die kurzen Kiefer lassen auf ein kurzschnauziges Raubtier schließen. Daneben fanden sich auch die zerteilten Schildpanzer von einer Sumpfschildkröte

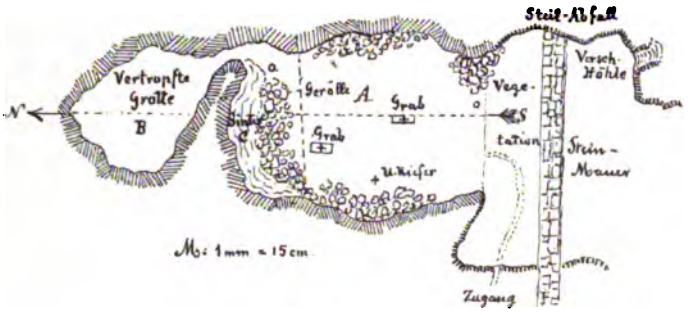


Abb. 25. Grundriß der Höhle »In den Niederungen« bei Nabresina. (1 *mm* = 15 *cm*.)

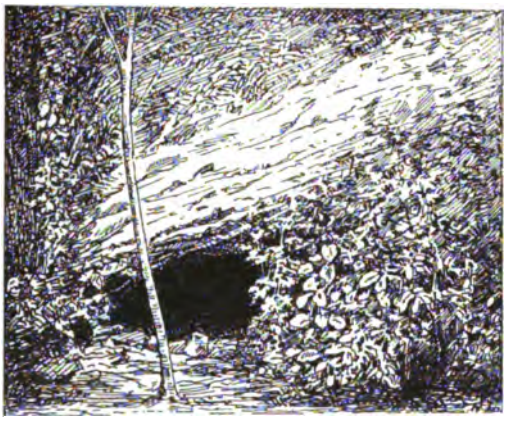


Abb. 26. Jama (Pejca) na dolech. (Nach einer Aufnahme von J. Furlani.)

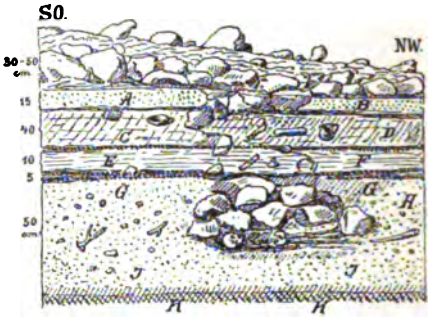


Abb. 27. Schichtenprofil am Tage der Aushebung des menschlichen Skelettes: *AB* Asche mit Kohle und Meermuscheln. *CD* Graue Erde mit Austern, Gefäßen und gespaltenen Knochen. *EF* Weiße Asche mit Ostrea, Flint und Obsidian. *GJ* Kohlige Asche, Mytilus, Monodonta und Patella; Helix und Unio; Emys, Lutra, Castor; Schotter mit Terra rossa, Flint, diluvialen Knochenresten und einheimischem Feuerstein. *H* Rote Erde. *K* Fester Kalkstein mit kristallinischer Kruste.

sowie die ebenfalls künstlich geteilten Schalen der Flußperlmuschel (Unio margaritifer). Nachdem wir die großen Blöcke, mit denen das Skelett bedeckt war, sorgfältig abgehoben hatten, lag es eingebettet in einem rotbraunen, griesigen Erdreich, das von kleinen Steinchen durchsetzt war. Die unmittelbare Umgebung zeigte sich geschwärzt, die weitere Umgebung schön rot und nach außen hin durch eine hellweiße Aschenschicht (Kalkschichte?) abgegrenzt. Das menschliche Skelett lag zirka 170 *cm* unter der Oberfläche und war im allgemeinen schlecht erhalten.[1]) Die zum Teil zerbrochenen Schädelknochen waren aus ihren Nähten gelöst, die Gesichtsknochen defekt, die Kiefer gebrochen, die Wirbelkörper sowie die übrigen Skeletteile sehr morsch. Dieser Umstand machte es rätlich, alle Teile an Ort und Stelle zu verpacken. Das Skelett lag in der Richtung von Osten nach Westen. Zwischen die Unterschenkel war

[1]) Seine wirkliche Länge konnte ich nicht konstatieren, da die rote Erde von den morschen Knochen sich nur schwer loslöste, wobei die Knochen beschädigt oder zerbrochen wurden.

ein großer länglicher Stein eingeklemmt. An Beigaben wurden folgende Objekte gehoben. Auf der Brust des Skelettes lag ein Steinkern von grünlichschwarzem Flint nebst einigen abgesplitterten Spänen, bei der linken Hand ein rinnig ausgehöhlter, verkohlter, an der Spitze abgesplitterter, schwarzer Knochendolch, bei der rechten ein weißer Knochendolch und bei den Füßen drei schöne, rinnig ausgehöhlte Knochendolche, von denen einer besonders sorgfältig und im ganzen Umfange bearbeitet ist. Unter dem Kopfe lag ein Geweihzinken, ein abgebrochenes Stück der Stange mit dem Rosenstock, zwei Knochenpfriemen, Flintsplitter, kurze Messerchen und Backenzähne von Bos primigenius, deren Schmelz einen eigenen metallischen Glanz zeigte. Unter dem Skelette fanden wir noch zwei kurze, an der Spitze bearbeitete Geweihzinken von Cervus, eine im ganzen Umfang fein geglättete, 20 *cm* lange Knochennadel, drei nur an der Spitze bearbeitete Knochenpfriemen und mehrere gespaltene und stark abgenutzte Knochen.

Aus dem Umstande, daß keine Gefäßreste im Grabe gefunden wurden, könnte man auf eine Begräbnisstätte aus der paläolithischen oder wenigstens aus der ersten Zeit der neolithischen Periode schließen. Im Oktober desselben Jahres stellten sich an der linksseitigen Höhlenwand wieder bessere Funde ein, wie feine Knochennadeln, ein gelochtes Cardium (Herzmuschel), ein Hammer und ein Griff aus Hirschgeweih und auch ein Bruchstück des Oberkiefers von Homo sapiens mit den vier Schneidezähnen und einem Stücke des Gaumenbeines, ferner ein flach zugeschnittenes Stück Hirschgeweih von rechteckiger Form, zwei Unterkiefer vom Marder und der Schädel einer kleinen Katzenart. Die Vermutung, daß hier ein ganzes Menschenskelett liegen werde, hat sich nicht bestätigt, so daß aus diesem Bruchstücke des Oberkiefers auf einstmaligen Kanibalismus mit einiger Wahrscheinlichkeit geschlossen werden konnte. In der unter der Schloßruine von S. Servolo gelegenen Höhle fand ich ein ähnliches Kieferbruchstück mit merkwürdiger Kiefermißbildung und in der Rothgartel-Höhle beim Südbahnviadukt in Nabresina neben einem Oberkieferbruchstück auch noch ein geschnittenes Cranium.

Der mittlere Teil unserer Höhle scheint der eigentliche Feuerherd gewesen zu sein, denn er war mit staubiger, trockener, fundleerer Asche unter der obersten, an Steinblöcken reichen Erdschichte erfüllt; stellenweise war die Asche zu steinharten Krusten zusammengebacken. Am 4. Dezember 1898 fanden wir rückwärts nahe der linksseitigen Höhlenwand das zweite Skelettgrab. Das Skelett lag unter ganz ähnlichen Verhältnissen, in derselben roten Erde gebettet wie das erste, nur in entgegengesetzter Lage und der Kopf mehr gegen Norden gewendet. Verlängert man die Axen beider Gräber, so schneiden sie sich ungefähr in einem Winkel von 30—35°. Unter den Mittelfußknochen und dem Wadenbeine des Skelettes lag eine geschnittene Schale von der Flußperlmuschel (Unio), zwei geschnittene Hirschgeweihstangen, ein Rehgeweih mit deutlichen Einschnürungen in der Nähe des Rosenstockes: Versuche gewaltsamer Abtrennung. In der Augengegend lagen einige Flintsplitter, zur Rechten ein an beiden Enden gestutztes Stangenstück vom Hirschgeweih, ein flacher Flintschaber, zwei gespaltene Röhrenknochen, wovon der eine wie ein Stift zugeschnitten, der zweite flach zugeschliffen ist. Besonders interessant ist der Fund eines Bruchstückes von einem Röhrenknochen, der im ganzen Umfange mit einem Schabwerkzeug geglättet und in gleichen Entfernungen mit schwarzen elliptischen Brandflecken geziert ist. Auch hier war das Skelett mit den erwähnten Beigaben in eine rote griesige Erde gehüllt und von einer dünnen weißen Aschenschichte gegen die obere, Topfscherben führende Erdschichte abgegrenzt.

Aus dem an der linksseitigen Wand angehäuften Schutte fiel zu unserem Erstaunen auch eine Bogenfibel aus Eisen herab, deren Bügelende umgebogen war und aus Bronze bestand. Dieser Fund ist wohl ein Zufallsfund und könnte nicht mit dem Skelettfunde in Zusammenhang gebracht werden. Es sei hier nur erwähnt, daß ich auch in zwei anderen Höhlen, Rothgartel und Kolbenhöhle nächst Nabresina, ähnliche vereinzelte Fibelfunde gemacht habe, die von Menschen der Metallzeit bei einem zufälligen Besuche hier zurückgelassen wurden. An der erwähnten Wand fanden wir dann noch mehrere Knochenartefakte: ein feiner, ringsum geglätteter Knochenstift von 6·2 *cm* Länge, eine gespaltene Rippe, 16·75 *cm* lang, nur an einem Ende bearbeitet, ein gespaltener Eberzahn von ansehnlicher Größe, dolchartig zugeschliffen, eine Kieferhälfte vom Fischotter mit deutlich ausgesprengtem Loche unter dem Kronfortsatz, so daß er wahrscheinlich als eine Art Anhängsel getragen wurde.

In der weißen Aschenschichte fand sich neben Artefakten aus Stein, Bein und Hirschgeweih ein kolossaler Stirnfortsatz einer Rinderart (Ovibos?) mit Spuren von Bearbeitung. Erwähnenswert ist auch der Fund einer Harpune aus Knochen mit sehr breitem Handgriff, jedoch abgebrochener Spitze.

Als ich im März 1899 die Arbeit einstellte, blieb noch der hinterste Teil, sowie der Zugang zur zweiten Höhle einer späteren Untersuchung vorbehalten. Den mir von der eingangs erwähnten Dotation erübrigten Betrag verwendete ich nun zur völligen Ausbeutung der Höhle. Die Arbeit wurde in dem meist übersinterten Teile, am Plane bei C fortgesetzt, konnte jedoch, teils aus Mangel an Arbeitsraum, teils aus Mangel an Arbeitern nur sehr langsam von statten gehen; zudem mußte aller Höhlenlehm ans Tageslicht vor die Höhle geschafft werden, während das so unliebsam häufig vorkommende Gesteinsmaterial zur Ausfüllung der vorhandenen Gruben längs der Höhlenwand verwendet wurde. Die bei meinen 24maligen Besuchen gemachten wichtigeren Beobachtungen sollen nun im folgenden dargestellt werden. Im allgemeinen nahm die Stärke der einzelnen Kulturschichten gegen den Eingang zur zweiten Höhle hin ab; dagegen gestaltete sich die unterste, diluviale Lehmschichte um so mächtiger. Der erste glückliche Fund war eine feine, vollständig erhaltene, ringsum bearbeitete Knochennadel aus der zweiten Aschenschichte in Begleitung von einem schmalen Flintmesser, zwei kleinen Schleifsteinen, einem Bruchstücke eines Hammers aus Hirschgeweih, eine am Mündungsrande abgeschliffene Schalenhälfte von Mitylus, die als Löffel gedient haben mochte, neben Gefäßresten der rohesten Art, mit unregelmäßigen Einkerbungen am oberen geraden Rande. Überraschend war der Fund eines Zierstückes aus dickem Perlmutter, von ovaler Form, konkav-konvex, mit starker Rückenfurche, die wahrscheinlich die Naht zwischen den Windungen einer großen Schnecke vorstellt, aus der das Zierstück geschnitten wurde. Ein großer Schleifstein mit tief rinnenförmiger Aushöhlung, aus dunkelrotem, sehr glimmerreichen Sandstein, im allgemeinen einer Gußform nicht unähnlich. Unter den Muschelfunden hebe ich eine am Rande abgeschliffene Mitylus-Schalenhälfte hervor von absonderlich scharf dreieckiger Form und stark in die Länge gezogen.

Unter den Flintartefakten ist ein ringsum gearbeitetes Stück von der bekannten Mandelform aus rötlichbraunem Chalcedon hervorzuheben. Eine schmale, am Rande gleichlaufende Pfeilspitze mit deutlicher unterer Einkerbung zur Befestigung und scharf ausgezackten Rändern.

An der Grenze der zweiten Aschenschichte wurde ein fein geglätteter, 10 *cm* langer Zeichenstift gehoben, zu ein Drittel flach angeschliffen und von einem sehr dichten Knochenmaterial gefertigt. Die daran haftende Sinterkruste konnte nur zum Teil entfernt werden. Gewaltsam abgebrochene Sprossen vom Hirschgeweih sind eine häufige Erscheinung. Stark poröse Rippenstücke von rundlichem Querschnitt könnten entweder einem Delphin oder Seehund angehören; diese sind jedoch selten.

An der rechten Höhlenwand in der untersten roten Erde überraschte uns der Fund eines großen Eckzahnes von Ursus, noch mehr aber der rechte Kieferast vom Biber (Castor fiber L.) mit dem Nagezahn, dessen rötlicher Schmelz vorn leider verletzt ist. Von den vier Backenzähnen sind nur die zwei ersten vorhanden, der Kronfortsatz sowie die untere Kieferkante sind beschädigt. Ich habe zum Vergleiche die größten und stärksten Unterkiefer des Bibers aus den Pfahlbauten von Brunndorf im Laibacher Museum »Rudolfinum« herangezogen und gefunden, daß unter den 19 Stücken gemessener Unterkiefer nur drei Stücke der Länge nach mit den Dimensionen 12, 12·2 (2) dem aus der Höhle vorliegenden entsprachen, während alle übrigen kleiner waren. Wenn auch beim Höhlenexemplar der Schneidezahn oben abgesplittert ist und eine genaue Messung nicht gestattete, so stimmt dafür die Entfernung von der Spitze des ersten Backenzahnes bis zum untersten, muschelförmig ausgehöhlten Teile des Unterkiefers genau auf 8 *cm*. Der bewußte Kiefer ist auf der Außenseite völlig inkrustiert. Der rote Schneidezahn übertrifft etwas an Breite die Schneidezähne des größten Stückes der Pfahlbauten von Brunndorf.

Die Merkwürdigkeit dieses Biberkieferfundes erhöhte in mir die Aufmerksamkeit auf weitere wichtige Fundobjekte, so daß es mir gelang, in kurzer Zeit darauf eine zweite, wieder rechte Unterkieferhälfte vom Biber gespalten und mit dem zum Teil an der Spitze verletzten Schneidezahn aus dem fest zusammenhaltenden, steinreichen Lehm zu gewinnen, dessen Erhaltungszustand noch schlechter ist als der des ersten und von ähnlichem schwärzlichen Aussehen wie die Kiefer des Laibacher Moores. Er dürfte einem jüngeren Individuum angehören. In seiner Gesellschaft fanden wir zu öfteren Malen die Knochenreste des Fischotters und des Dachses neben zahlreichen gespaltenen, übersinterten Knochen größerer Tiere, des Bären, des Wildschweines. Zum Fischotter und Biber passen dann die Panzer der Sumpfschildkröte, die mit dem Messer zerlegt wurden, sowie die geschnittenen Schalen unserer Flußperlmuschel (Unio margaritifer L.), welche letztere Art wir noch heute in den Wassergräben, an den Ufern des kleinen Karstflusses Lokavatz, dem Abflusse der Seen von Pierra rossa und von Doberdò antreffen. Auch Fischotter und Dachs sind noch heute jagdbare Tiere, dagegen müssen Biber, Bär und Wildschwein zu den bereits ausge-

storbenen, jetzt nicht mehr in unseren Gegenden vorkommenden Tieren gerechnet werden. Der prähistorische Höhlenbewohner von Nabresina hat auch noch auf letztere Jagd machen können. Er mußte sich damals ziemlich weit weg von seiner Höhle hinausgewagt haben, um Jagd auf diese Tiere machen zu können. Die Distanz zwischen der Höhle und den genannten kleinen Quellseen dürfte doch an 15 *km* Luftlinie betragen; oder es waren die Wasserverhältnisse auf dem Karste zur Zeit des vorgeschichtlichen Bewohners von Nabresina andere. Wir könnten uns in jene Zeit hineinversetzen, wo noch die Rekka, die bei S. Canzian verschwindet, einen oberirdischen Lauf hatte, wie sich noch Spuren dieses oberirdischen Laufes in der Gustinova Dolina, nächst der Bahnstrecke bei Prosecco vorfinden; dann waren die großen Dolinen auch mit Wasser erfüllt und der oberirdische Flußlauf der Rekka von vielen kleineren Seen begleitet, an denen eine solche Fauna wie Biber und Wildschwein leben konnte. Lassen wir dann noch die Bären, Hyänen, Löwen und flüchtigen Pferde erstehen, deren Knochenreste ich ebenfalls aus dem diluvialen Lehm der Höhlen des nahen Gabrovica und S. Croce gefördert, und dazu die passende üppige Vegetation, dann sehen wir den jetzigen Karst in einem ganz anderen Lichte. Und dieses uns vorschwebende Bild dürfte der vorgeschichtliche Bewohner unserer Höhlen in Wirklichkeit gesehen und miterlebt haben!

In der zweiten Aschenschichte fanden wir das Bruchstück eines feinpolierten Beiles aus dunkelgrünem Serpentin, aus der Lochgegend. Unsere Hoffnung, die fehlenden Bruchstücke zu finden, hat sich nicht bestätigt. Dafür fanden wir einen großen Schaber, gefertigt aus einem unbrauchbar gewordenen Flachbeilchen, aus hellgrünem, dichten Quarzkiesel, an dessen Umfange man noch mit freiem Auge die polierten Stellen an der früheren Schneide und an beiden Rändern erkennt; offenbar eine sehr weise Ausnutzung des nur spärlich zu Gebote stehenden härteren Steinzeugs.

Von anderen Steinwerkzeugen fand sich ein prismatisch geformter Quetschstein aus feinkörnigem Quarzkonglomerat mit spärlichen Glimmerflitterchen gemengt, ein Klopfstein von Kugelform, aber vierflächig zugeschliffen, eine dieser Flächen zeigt einen intensiv blutrot gefärbten Flecken; auch ein großer, rechteckiger Schleifstein aus dichtem, roten Sandstein, stark vertieft ausgeschliffen; ferner ein Bruchstück einer beiderseits geglätteten Sandsteintafel mit fein zugeschärften Kanten und ein Bruchstück einer Schüssel, ebenfalls aus Sandstein gefertigt. Aus Kalkstein bereitet fanden sich mehrere flache Glättsteine, u. a. ein ovales Stück, beiderseits flach geschliffen mit konvex zugeschliffener Kante mit den Dimensionen 6 : 4, schließlich noch ein Stück Rötel u. a. Von Artefakten aus verschiedenen Quarzvarietäten fanden sich vor, und zwar aus Feuerstein oder Flint 33 Stücke, darunter sind Flintmesser 25 Stücke, das größte mit 9 *cm*, das kleinste 4 *cm*, in gelblichen oder bräunlichen Varietäten. Zwei Pfeilspitzen von länglicher Form von $5^1/_2$ und $4^1/_2$ *cm* Länge mit deutlicher Einkerbung, die erwähnte mandelförmige Lanzenspitze aus Chalcedon, eine Lanzenspitze, 4 *cm* lang, aus rotem Jaspis, ein Messerbruchstück aus gelbrotem Chalcedon, Schaber (5), Messer aus weißlichgrauem Jaspis (2) und aus schwarzem Jaspis gefertigte kleine Messerchen oder lanzenspitzenähnliche Formen (5). Ein 3 *cm* langes Flintstück, oberseits stark konvex bearbeitet, unterseits konkav, von länglicher Form, und der erwähnte, aus dem Beile gefertigte Schaber aus hellgrünem Quarzkiesel, und ein dreikantiges, $3^1/_2$ *cm* langes, auf zwei Seiten bearbeitetes Stück Obsidian von bläulich samtschwarzer Farbe vervollständigen das Inventar der Steinartefakte; es ist das dritte Stück aus dieser Höhle. Sämtliche Steinartefakte stammen aus der ersten und zweiten Aschenschichte. Aus der roten Erde, in der die erwähnten Knochenfunde, geschnittene Schalen von Unio und Panzer von Emys vorkommen, erwähne ich das Vorkommen von sehr roh gearbeiteten Messern und Pfeilspitzen aus einheimischem, den Fischschiefern von Komen angehörigen, gebänderten, schwarzen Menilit, während die in den zwei oberen Aschenschichten vorkommenden Quarzvarietäten dem Kreidekalke unseres Karstgebietes nicht angehören; dieselben scheinen, wie der Obsidian, im Tauschwege von den Höhlenbewohnern erworben worden zu sein.

Von Gefäßen, die in Form und Material und Verzierung sehr mannigfaltig gewesen sein müssen, wurden im allgemeinen nur Bruchstücke gehoben. Obschon ich mir zur Aufgabe machte, nach fehlenden Bruchstücken sorgsam zu suchen, so war ich doch nicht im stande, aus den vorgefundenen Stücken etwas Ganzes zusammenzustellen. Die Gefäße sind alle aus freier Hand gearbeitet, manche aus sehr grobem, wenig gebrannten Ton mit den eingebackenen, groben Calcit-Spaltungsstücken, andere dagegen aus einem feinen, schwarzen oder braunen Ton gefertigt und dann mit dem Spatel geglättet, wobei entweder die Spatelstriche deutlich sichtbar sind, oder die Glättung ist gleichmäßig und in Form einer äußerst feinen, bei schwarzem Tone wie grafitiert

aussehenden Kruste versehen. Die Verzierungen sind auch ziemlich mannigfaltige, entweder einfache, unregelmäßige Einkerbungen am geraden Rande oder Punkteindrücke in Form einer Wellenlinie unter demselben, oder Fingernageleindrücke, oder etwas häufiger mit Winkelverzierung (Fig. 3 in Abb. 28), oder eingeritzte Parkettmuster (Fig. 2). Die Formen, denen diese Gefäßreste angehören, sind Becher, Näpfchen, Schälchen, Schalen, Schüsseln und Töpfe von besonderer Größe und Dicke. Erwähnt sei hier der Fund einer Öllampe aus feinem Ton (Fig. 4) mit flachem ausgezogenem Henkel, aber mit angebrochener Schale für die Ölfüllung; ferner ein becherartiges Gefäß mit einer Mäanderverzierung (Fig. 1), der Mäander wird aus in gleichen Entfernungen angebrachten, knopfartigen Warzen gebildet. Die Schalen und Schüsseln mit geradem oder einwärts gebogenem Rande haben häufig Löcher für die Schnur oder kleine Henkelchen zum Durchziehen derselben. Die größeren Gefäße zeigen nicht selten längliche Warzenansätze, seltener kurz cylinderartige. Der Henkel entspringt entweder direkt vom Rande aus (Schalen), oder er ist unter dem auswärts gebogenen Rande am Bauche angebracht. Bei einem rechteckig zugeschnittenen Randstücke sind drei kreisrunde Löcher, im Dreieck gestellt, künstlich ausgebohrt. An dieses schließt sich noch der Fund einer Tonspule an. Sämtliche Gefäßreste stammen nur aus den zwei oberen Aschenschichten.

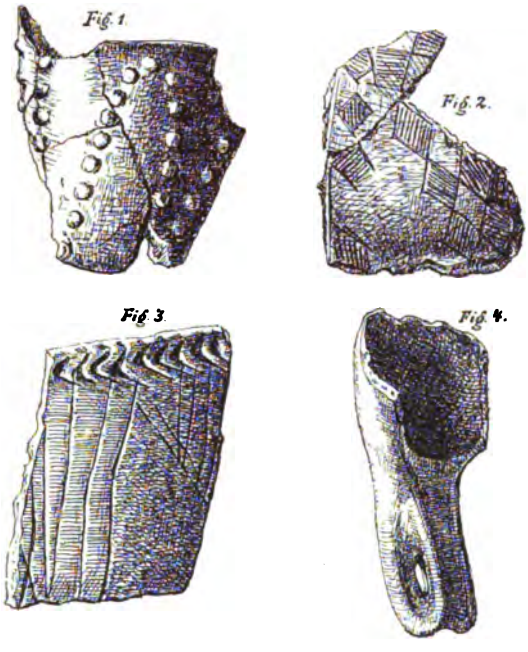


Abb. 28. Funde aus der Jama na dolech. (1/3 nat. Gr.)

Von Knochenartefakten wurden bei der letzten Grabung nur zehn Stück gefunden. Davon sind fünf im ganzen Umfange bearbeitet, hiervon wiederum zwei Stück mit flach zugeschliffenem Ende, das eine ein Zeichenstift 10 *cm*, aus weißlicher Knochensubstanz [1]) und eine Nadel, 8 *cm*, aus gelblicher Knochensubstanz. Zwei Stücke zeigen das bearbeitete Knochengelenk. Vier Stücke sind aus gespaltenen Röhrenknochen hergestellt und nur an einem Ende zu einer groben oder feinen Spitze zugeschliffen. Ein Bruchstück einer feinen Nadel erweist sich als aus Hirschgeweih gefertigt. Teilweise bearbeitete oder stark abgenützte Knochen sind nicht häufig: ein geschnittener Oberarmknochen, ein gespaltener Hauer von Sus erymanthicus mit geglätteter Innenfläche, Länge 14 *cm* (Sehne), ein Hauerbruchstück von demselben Tier mit geglätteter Innenseite, 4 *cm* breit, einem sehr alten Eber angehörig. Angelochte Eckzähne von Tieren wurden nicht vorgefunden.

Von Artefakten aus Hirschgeweih fand sich ein Bruchstück eines Hammers, ein cylinderartig zugeschnittenes Stangenstück, ausgehöhltes Geweihende, gewaltsam abgebrochene Augensprosse und Geweihenden, manche verkohlt; zwei gebrochene Stangen vom Reh mit starker, perlreicher Stange u. s. w.

Bearbeitete Schalen von Weichtieren fanden sich wenige. Die Schalen der Erdbeerschnecke fanden sich häufig geköpft oder nach der Spindel gespalten; gelochte Murex (Brandhorn), angefeilte Columbellen sind selten, geschnitten fand sich häufiger Mitylus und Ostrea, erstere am Rande abgeschliffen, letztere an der Außenseite und an der Mündung geglättet (Löffel) oder, was seltener der Fall ist, die Schale ist unter dem Umbo gelocht. Auch die schon erwähnten geschnittenen Schalen von Unio margaritifer sind im allgemeinen nicht häufig, zerfallen leicht in Stückchen, wenn sie nicht gleich geleimt werden.

Wie aus den angeführten Fundobjekten hervorgeht, war der Bewohner dieser Höhle sowie jener der umliegenden Höhlen von Nabresina Fischer und Jäger zugleich, der zur Befriedigung seiner Lebensbedürfnisse den Kampf mit den wilden Tieren aufnahm. Jedenfalls können wir die beiden Skelette den ersten und frühesten Bewohnern unserer Karstgegenden zuzählen. Werkzeuge aus Stein, Bein und Hirschgeweih dienten ihm als Waffe, mit diesen erlegte und zerlegte

[1]) Siehe auch die Funde der Rothgartel-Höhle in Moser: »Der Karst und seine Höhlen.«

er die wilden Tiere, Bär, Wolf, Ur und Eber, und befriedigte zunächst seine ersten Bedürfnisse aus den ihm nahe gelegenen süßen Gewässern, da der Reichtum an Schildkröte, und Flußperlmuschel-, sowie an Schalen der Weinbergschnecke neben gespaltenen Knochen von Säugetieren zuerst maßgebend ist. Die Abwesenheit von Meeresconchylien und von Gefäßresten in den tiefsten Schichten sind doch eine auffallende Erscheinung. Der erste Mensch scheint somit ein Kind im vollsten Sinne des Wortes gewesen zu sein, da er sich nicht einmal zu jener Zeit an die Meeresküste gewagt hat. Er hatte den Mut, wilde Tiere des Festlandes zu erlegen, traute sich jedoch anfänglich nicht auf das Meer, dessen reiche Schätze ihm so nahe gelegen, und die er erst später holte, nachdem er mit den Verhältnissen der Umgebung mehr vertraut geworden ist. Die spätere Verwendung von Gefäßen in seinem Haushalte scheint darauf hinzuweisen, daß er die besseren Vorteile für seinen Haushalt von den nördlicher oder westlicher wohnenden Völkern, den nachbarlichen Pfahlbauern der Umgebung von Laibach oder der Po-Ebene abgelernt hat. Mit der Verwendung des Kochgeschirres, der Gefäße wird sein Hausrat auf einmal reicher. — Er lernt das Meer kennen, die Schalen der Weichtiere, vorzugsweise der die Küste bewohnenden Formen, einige Fische, auch Vögel sowie besseres und reichlicheres Material für seine Steinwaffen. Seine Bedürfnisse wurden größer und somit auch die Mittel, dieselben zu decken. Wie sich dieser Höhlenmensch den besseren, leichter zu bearbeitenden Flint und andere schöne Steine, wie Serpentin und Obsidian verschaffen konnte, dürfte entweder auf Beziehungen zu Nachbarbewohnern schließen lassen, von denen er die Güte bei der praktischen Verwendung dieser Stoffe gelernt hat, oder es bot ihm die nahe Meeresküste selbst mannigfaltige Gesteinsgeschiebe, die er wegen seiner Härte, Pellucidität oder Farbe verwendete. Frühzeitig machte er sich das Schaf und die Ziege zu Haustieren, später das Rind, während der Hund sich schon als sein Genosse erweist. Der Fund eines sehr kleinen embryonalen Hufes vom Pferde sowie einige starke, gespaltene Mittelfußknochen deuten darauf hin, daß er auch schon das Pferd gekannt habe. Während gespaltene Kiefer vom Rind, Schwein und Hirsch sowie einzelne Backen- und Schneidezähne häufig sind, deuten nur obige Funde auf das Pferd. Nach der Zunahme der Fundobjekte von unten nach oben können wir auf einen Kulturfortschritt in der Lebensweise der Höhlenbewohner schließen, war er anfänglich nur Nomade, so scheint er später durch Erweiterung seines Hausrates seßhaft geworden zu sein.

Böhmen.

1. Herr Klemens Čermak, k. k. Konservator und Obmann des Museumvereins in Čáslau, berichtet über die

Archäologischen Forschungen in der Umgebung von Čáslau.

In der Stadt Čáslau wurde beim Baue des Hauses Nr. 145 im Löß ein Horn einer Antilopenart und ein mit einem steinernen Messer beschnittenes Hirschgeweih gefunden. Beides ist neolithischen Alters. In demselben Baugrund fand man über 30 Küchengefäße, Becher und Schüsseln an einer Stelle gehäuft. Von diesen verdient ein am Rande in vier Halbkreise geteilter, schlanker Becher und eine irdene, halbkugelige Sparkasse besonders genannt zu werden.

In der städtischen Umwallung fand man öfters Feuersteinmesser, steinerne Äxte und Meißel, ja auch eine steinerne Gußform für Ringe.

Der Berichterstatter hat namens des Museumsvereines »Včela Čáslavská« in einem großen Grundrisse der Stadt (1 : 1000) alle inventierten und im Museum befindlichen Funde an ihre Fundorte eingezeichnet, mit den Inventarszahlen und Andeutungen aus der Fachliteratur beschrieben. Es wäre im Interesse der künftigen Forschungen, solche Pläne der Fundstellen besonders in den alten Städten in gleicher Weise anzufertigen.

Auf der Burgstätte Chlum bei Leschtina wurde wiederholt mit der Staatssubvention nachgeforscht; man fand in der nördlichen Umwallung verschlackte Stellen und im Innern des Walles stieß man auf einen Töpferofen. Derselbe war bloß im Lehm ausgehöhlt und im Innern waren sehr viele Scherben und Kacheln aus dem XIV. und XV. Jahrhundert, die auf gewisse Beziehungen zu der Töpferschule von Čáslau hindeuten. Auch lagen da in den untersten Schichten zwei hübsch geschliffene Steinbeile, welche zeigen, daß die Burg von den Herren von Chlum im XIII. Jahrhundert auf einem urgeschichtlichen Wohnplatze erbaut wurde.

2. Herr k. k. Konservator Heinrich Richlý berichtet aus Wittingau ddo. 17. Jänner 1903 über:

Neuentdeckte Funde auf den prähistorischen Verkehrssteigen zwischen dem südlichen Böhmen und Niederösterreich.

In unmittelbarer Nähe der Bahnstation Pilař (südlich von Wittingau) fand ich ein frei im angeschwemmten Sande zu Tage liegendes kleines, vollkommen erhaltenes Feuersteinmesser; dasselbe ist 3·5 *cm* lang, 1·5 *cm* breit. Dieser Fund bildet ein neuerliches Zwischenglied auf dem Horner Steige, welcher von Eibenstein über Holický, Lomnitz, Veselí a. L. nach den Wohnstätten des Volkes der jüngeren Steinzeit in Böhmen führte.

* * *

Ein sehr interessanter und archäologisch wichtiger Fund wurde mir durch Herrn Fr. Tischer, gräfl. Czerninschen Archivdirektor in Neuhaus, signalisiert. Weitere Erhebungen ergaben, daß derselbe einer freundlichen Mitteilung des Herrn Schulleiters Karl Migl gemäß bereits im Jahre 1888 in der Nähe von Zinolten — nördlich von Neu-Bistritz — auf der sogenannten Leinbacher Flur, beiläufig 400 *m* südlich vom heutigen Bahnstationsgebäude, geschah und seinerzeit dem Klub »Heimat« in Neu-Bistritz übergeben wurde; später gelangte derselbe in den Besitz des Domkapitulars Monsignore Josef Binder in Prag; durch besondere Gefälligkeit auf bezügliches Ersuchen in die Hände meines hochgeehrten Freundes Hofrat Universitätsprofessor Dr. F. Studnička, welcher denselben zur eingehenden Würdigung Herrn Hofrat Universitätsprofessor Dr. Vrba in Prag vorlegte. Endlich war Fräulein Lud. Studnička so gütig, das Fundobjekt in natürlicher Größe mit seltenem Geschick im Bilde vorzuführen. Ich erfülle eine angenehme Pflicht, wenn ich an dieser Stelle für so viel Güte allen den gebührenden Dank wiederhole. Ohne diese tatkräftige Mithilfe wäre ich ja überhaupt nicht in die Lage gekommen, über den Fund wie folgt zu berichten.

Das Fundstück selbst ist ein schwerer Steinhammer, 185 *mm* lang, 60 *mm* breit, 30 *mm* dick, von 706 *g* absolutem und annähernd 2·53 *g* spezifischem Gewicht. Das Gestein ist an der Oberfläche stark eingewittert und wurde vom Herrn Prof. Dr. Vrba als Aptit (feinkörnige Varietät des Granit ohne Glimmer) bezeichnet.

Vom archäologischen Standpunkte und speziell für den ehemaligen Grenzwald — silva media — ist das Fundobjekt von hervorragender Bedeutung, da es den weiteren Verlauf des in Niederösterreich in frühgeschichtlicher Zeit erwiesenen, in prähistorischer Zeit zu gewärtigenden Saumweges und Handelssteiges im weiteren Verlaufe in Böhmen außer Zweifel stellt und den noch unverbürgten Funden von Karlstein und Münchenreut einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit verleiht.

Der Steinhammer von Zinolten ist Veranlassung, daß ich den Raabser Steig abermals in seinem voraussichtlichen Verlaufe in neuerliche, eingehende Würdigung ziehe. Außer frühgeschichtlichen Daten sind die so häufig vorkommenden Wachberge — stráže — für den prähistorischen Bestand von Bedeutung. Von Raabs kommend, leitete dieser Steig längs den Ufern der Thaya in Niederösterreich auf Karlstein (Goldblättchen in einem Tongefäß), Münchenreut (wahrscheinlich prähistorische Gräber), zwischen Hohenwarth und Hutbiegl (Wachberge), in der Nähe von Wartbügel (Wache), auf Schellings (= želená = slavisch: Ort der Trauer, wahrscheinlich Grabstelle), Dobersberg und Peigarten und längs des Taxenbaches und zunächst dem Hutbiegl (Wache) nach Mähren gegen Mayres (Wälle, Graphitscherben), am Wartberg vorbei über die »Steigbreite« in den Soswald (Wälle) auf Altstadt in Böhmen und über den Bach Furtl (Furt) in die Wälle bei Markel. Von hier führte ein Steig in westlicher Richtung auf Neu-Bistritz (römische Münzen) und im weiteren nördlichen Verlaufe über Burgstall auf Schamers, Deutsch-Moliken (Bronzekelt) und Neuhaus (Feuersteinsachen und römische Münzen). Ein zweiter Steig leitete in nördlicher Direktion auf Zinolten (Steinhammer), am Fuße des Berges Luwog (Auslug = Warte) gegen Königseck (Name Hradiště einer Feldflur), am Berg Chlum vorbei nach Olšany (Steinartefakte), nach Počátek (römische Münze) und in der Nähe des Berges Stráž (Warte) auf Obercerekwe (Depotfund der Bronzezeit) und Pilgram, an dem Berge Varta (Wache) vorüber, und im weiteren Verlaufe in schon in prähistorischer Zeit besiedeltes Land im Inneren Böhmens.

* * *

Die erste Nachricht über einen sehr beachtenswerten Depotfund der Bronzezeit danke ich der oft bewährten Freundlichkeit des Herrn Konservators Braniš in Budweis. Weitere Details zu erfahren, insbesondere auch den wichtigsten Teil der Fundstücke zum angemessenen Studium in die Hände zu bekommen, haben viel Mühe veranlaßt, doch ist es der besonderen Güte des fürstlich Schwarzenbergschen Archivdirektors in Wittingau, Herrn Fr. Mareš, auf mein Ansuchen gelungen, die hervorragendsten Fundstücke, welche indes nach Frauenberg gekommen waren, mir zugänglich zu machen und mich dadurch in den Stand zu setzen, sie der verdienten Würdigung zu unterziehen. Der Finder, Herr Sěbor in Jaroslavic, welcher auch auf meine ferneren Anfragen bereitwillig antwortete und den ihm zugesendeten Fragebogen entsprechend ausfüllte, wofür ich ihm sowie den genannten beiden Herren nochmals bestens danke, entnehme ich die folgenden Fundumstände:

Im Monat November 1901 wurde die inmitten des Feldes Parz. 397 gelegene, an 2000 m^2 umfassende Weidefläche, welche sich gleich dem Orte Jaroslavic am rechten Ufer der Moldau befindet und in der Katastralkarte »V Struhách« (»in den Gräben«), von den Ortseinheimischen jedoch »V Hrobcích na Kamenitém« genannt wird, zu Kulturzwecken tief umgegraben. Vor der Grabung war dieses ganze Terrain mit Hügeln bedeckt, welche an 50 *cm* auseinanderstanden, 250—300 *cm* Durchmesser und eine Höhe von annähernd 70 *cm* besaßen. Der Gestalt nach waren sie kreisrund, in der Mitte schüsselförmig vertieft, mit Steinen erfüllt und mit Erde gedeckt. Dies gilt jedoch nur von den in der Mitte der ganzen Weidefläche befindlichen, offenbar durch Menschenhand errichteten Hügeln; die anderen, umliegenden waren nur aus Erde aufgeschüttet.

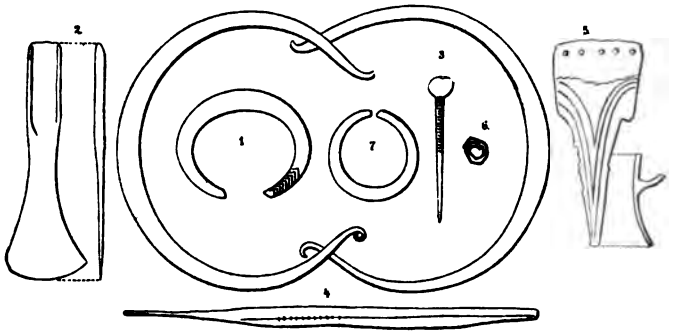


Abb. 29. Depotfund von Jaroslavic. (1/4 nat. Gr.)

Nur der in der Mitte situierte und die an ihn unmittelbar anschließenden Hügel enthielten Altertumsobjekte; in den übrigen war nur dunkle Erde und vereinzelte Tonscherben.

Es hat den Anschein, daß sämtliche Fundstücke ein und demselben Ganzen angehören und daß sie erst im Verlaufe der Zeit zerstreut, aber auch da nur auf einer verhältnismäßig kleinen Fläche verteilt wurden.

Nach diesen allgemeinen, zur angemessenen Wertschätzung des Fundes von Jaroslavic unerläßlichen Daten will ich die Fundstücke selbst in Erwägung ziehen.

Wie schon erwähnt, wurde die ganze Weidefläche tief, stellenweise — in der Mitte der Hügel — bis auf 70 *cm* umgegraben; dabei fanden die Arbeiter in dem in der Mitte gelegenen Hügel 25 massive, stielrunde Bronzeringe, welche mit den verdünnten flachen und umgebogenen oder auch eingerollten Enden absichtlich ordnungsmäßig übereinandergeschichtet waren. Außer diesen, einen Depotfund der Bronzezeit vorstellenden Ringen wurden, wie bereits angedeutet, in den umgebenden Hügeln, in einem Falle neben ihnen in einem Umkreise von nur 10—12 *m* noch mehrere Bronzesachen und ein Golddrahtring gefunden.

Ehe ich die Aufmerksamkeit dem bei weitem wichtigsten Teile der Fundstücke von Jaroslavic, nämlich den 25 Ringen zuwende, möchte ich der übrigen, in unmittelbarer Nähe von ihnen zu Tage geförderten Altertumsobjekte gedenken.

Es sind dies nachfolgende Gegenstände (Abb. 29):

(Fig. 1.) Ein massiver Gelenkring, stielrund, mit teilweise ersichtlichem Linienornament geziert. Durchmesser 7 und 5·5 *cm*, Metallstärke 10—5 *mm*.

(Fig. 2.) Bronzekelt, 12½ *cm* lang, an der halbmondförmigen, stark abgenützten Schneide 4 *cm*, am Basisende 1·5 *cm* breit, mit mäßig aufstrebenden Randleisten. Derselbe scheint durch langen Gebrauch sehr abgenützt und wäre als vielverwendetes Handwerkzeug zu bezeichnen.

(Fig. 3.) Bronzenadel seltener Form mit rundem, durchlochtem Kopf; 7·5 *cm* lang und am Halse ringförmig verziert.

(Fig. 4.) Bronzestab, dreieckig, 21 *cm* lang, an dem einen Ende spitz; die eine Längsseite flach, die beiden anderen, schmäleren in stumpfem Winkel zu einer gekerbten Kante zusammenlaufend. Ursprünglich Armring, der im Feuer geglüht, gerade gerichtet, durch Hämmern und

Drehen zugespitzt und als Stechwerkzeug verwendet werden sollte. Spuren abermaligen Ausschmelzens sind am kupferroten Beschlag und zahlreichen Blasenräumen ersichtlich.

(Fig. 5.) Beschlagstück (von einem Kessel, Wagen oder dgl.). An der Innenseite massiver Zapfen zur Befestigung an einer Holzunterlage. An der oberen Breitseite fünfmal durchlocht.

(Fig. 6.) Golddrahtgewinde in Gestalt eines zweimal gewundenen Fingerringes; an einem Ende zugerundet, am andern abgebrochen. Aufgerollt 10 *cm* lang.

(Fig. 7.) Massiver, stielrunder Bronzering, an den Enden geschlossen und fast kreisrund. 4·7 und 4·8 *cm* Durchmesser.

So viel nach den in einem Umkreise von wenigen Metern gefundenen Altertumsobjekten, welche insgesamt der Bronzezeit zuzuschlagen wären, insbesondere auch nach dem geradegerichteten und zu einem Stechwerkzeug umgeformten Bronzering, dem an der Fundstelle keinem erklärlichen Zweck dienenden Beschlagstück gefolgert werden kann, darf der Fund von Jaroslavic als Depot eines reisenden Schmiedes erachtet und alle angeführten Altertumsobjekte als zu einem Depotfund der Bronzezeit gehörig bezeichnet werden.

Indem wir uns nunmehr dem eigentlichen Grundstock des ganzen Fundes, den 25 aufeinander geschichteten Ringen (Fig. 8 und 9) nämlich, zuwenden, erscheinen uns dieselben bei oberflächlichem Überblick in den Dimensionen und der Metallstärke gleich; doch überzeugt uns ein genauerer Vergleich der einzelnen Stücke, daß in der Größe und allen Details mehr oder weniger bedeutende Unterschiede vorkommen, woraus auch hier, gleichwie bei vielen anderen Depotfunden, mit hoher Wahrscheinlichkeit geschlossen werden kann, daß jedes Stück einer anderen Gußform — aus Sand, Lehm etc. — seine Entstehung verdankt. An der Innenseite sämtlicher Ringe ist die Gußnaht in Gestalt einer zerklüfteten Rinne ersichtlich. Der Durchmesser beträgt annähernd 12—15 *cm*; doch kommen auch 13—15 *cm* vor; auch die Metallstärke der stielrunden, sich beiderseits verjüngenden, an den flachen Enden halbkreisförmig umgebogenen oder zusammengerollten Ringe variiert in der Mitte zwischen 1—1·5 *cm*.

Von den vorliegenden Stücken ist eines offenbar im Gusse verdorben und in der Mitte nur 6 *mm*, an den Enden aber 1 *cm* stark.

So viel an den mit lichtgrüner, rauher Patina ganz und gar bedeckten Artefakten wahrgenommen werden kann, sind dieselben der Gußform entnommen, ohne der folgenden Prozedur des Hämmerns, Glättens etc. unterzogen worden zu sein. Das Metall wird vom Messer schwer geritzt, ist von goldgelber Farbe und darf — entgegen vielen solchen technisch vollkommen analogen Ringen, welche aus anderen Depotfunden Böhmens stammen und auf Grundlage sorgfältiger chemischer Analyse als metallurgisch reines Kupfer anzusprechen sind — als Bronze bezeichnet werden.

Ringe der vorstehenden Gattung sind für Depotfunde der Bronzezeit in Böhmen und Mähren geradezu typisch und erscheinen in beiden Ländern sehr häufig, woraus zu schließen wäre, daß sie ein sehr beliebter, gesuchter und gangbarer Handelsartikel waren. So sehr diese Vermutung nun durch das häufige Vorkommen solcher Ringe in Depotfunden wohlbegründet erscheint, so sehr fehlen alle Belege dafür in den der Bronzezeit zugehörigen Gräbern, wo sie in Böhmen und Mähren überhaupt — so viel bekannt — noch nie beobachtet wurden.

Nach dem gänzlichen Fehlen solcher als Halsgeschmeide gedeuteten Ringe in Gräbern, wo erst ihre eigentliche Bestimmung erwiesen würde, hat die seinerzeit vorgebrachte Vermutung, daß sie als Materiale anzusehen seien, einen gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit, obzwar anderseits die typische Form und das nach dem Gusse oft mit Präzision durchgeführte Hämmern und Glätten solcher Ringe, das sorgfältige Einrollen ihrer flachgeschmiedeten Enden, wie wir zu beobachten Gelegenheit finden, wieder den Schluß nahe legen, daß dieselben als fertige, bestimmten Zwecken dienende Handelsware zu erachten seien.

Weiteres Interesse bietet auch der in Rede stehende Depotfund dadurch, daß die in so bedeutender Zahl gefundenen Bronzeringe systematisch — absichtlich — geordnet übereinander lagen; eine Erscheinung, die äußerst selten beobachtet und bei uns in Böhmen unter den vielen derartigen Funden (über 70) der Bronzezeit nur sehr selten, und auch in Mähren (unter 54 Depots) nur ausnahmsweise ausdrücklich erwähnt wird.

Was die Situierung der Fundstätte selbst anhelangt, so ist ihre nächste Nachbarschaft bereits aus früheren Zeiten durch Depotfunde der Bronzezeit wohlbekannt; es sind dies namentlich im Nordwesten die Depotfunde von Křtěnov, Nezdašov und Paseka; im Süden und in der nächsten Nähe von Budweis die Depots von Zahájí, Holšovic, na Hradci, Plavnice und Kosov und das schon in Niederösterreich befindliche Freystatt (Čáhlav). Alle diese, einen lebhaft be-

tretenen Handelssteig der Bronzezeit kennzeichnenden zahlreichen Depotfunde befinden sich am linken Ufer der gegen Norden fließenden Moldau und Maltsch und wird auch dieser Steig in seinem weiteren Verlaufe von Bělín nordwärts durch Depotfunde gekennzeichnet. Entgegen dieser Situierung von Depotfunden befindet sich der in Rede stehende Fund — gleich jenem von Březí — am rechten Ufer der bezeichneten Flüsse und scheint in Verbindung mit einigen anderen hierhergehörigen Funden (Einzelfunde und römische Münzen) darauf hinzudeuten, daß der reisende Händler, Gießer oder Schmied seinen Weg entweder schon ursprünglich am rechten Ufer genommen hatte, oder aber erst hier von dem Hauptsteige — vom linken Ufer der Moldau nämlich — abzweigte, dieselbe überschritten und die Richtung nach den aus der Bronzezeit bekannten Wohnstätten bei Kostelec und im weiteren, nördlichen Verlaufe, nach Überschreitung der Lužnic, zu den zahlreichen Siedlungen, welche auch in die Bronzezeit zurückreichen — also auch mit Artefakten dieser Periode versorgt werden mußten — nördlich von Bechyn am Flüßchen Smutná (Ort der Trauer) genommen habe.

Wird endlich die Richtung verfolgt, in welcher solche Ringe, wie wir ihnen in dem Depotfund von Jaroslavic begegnet sind, auf in der Bronzezeit betretenen Steigen importiert wurden, so ist keine besondere, von den übrigen, in solcher Weise gekennzeichneten Steigen abweichende Direktion bemerkbar; sowie denn solche Ringe überhaupt — obzwar sehr oft allein — doch auch häufig in Gesellschaft der verschiedenartigsten Artefakte der Bronzezeit in Böhmen und Mähren auftreten und dadurch beweisen, daß sie wohl eine sehr gangbare, aber keinesfalls absonderliche Handelsware vorstellen. Ihre eigentliche Verwendung, speziell aber in einem dem ungeheuerlichen Import (in Böhmen über 100, in Mähren über 1000 derartige Ringe) entsprechenden Verhältnisse ist bei uns in Böhmen und Mähren — deren Grenzen wir in der vorstehenden Abhandlung nicht überschreiten wollen — heute noch eine offene Frage, deren endgültige Lösung der Zukunft vorbehalten bleibt.

* * *

Hügelgräber bei Skalitz.

Im vorjährigen Frühjahre wurden dem Vernehmen nach und auch Zeitungsnachrichten zufolge in der Nähe des Ortes Skalitz (nordwestlich von Soběslau) prähistorische Gräber mit Bronzefunden entdeckt und zum Teile abgegraben.

Zur Beaugenscheinigung der Fundstätte und zur Erhebung verläßlicher Daten habe ich mich nach vorhergehender Information in Soběslau nach Skalitz begeben.

Der Ort selbst befindet sich in stark coupiertem, von der Lužnitz tiefdurchfurchtem Terrain in dominierender Höhenlage (437 *m*) am linken Ufer des träge dahinschleichenden Flusses.

Westlich vom Orte, in einer Entfernung von etwa einer halben Wegstunde, in einem dem Grundbesitzer Broukal aus Skalitz gehörigen Kieferwalde (453 *m*) erheben sich auf dem weitverbreiteten Hochplateau drei Hügelgräber, von denen eines in Form einer Ellipse aufgebaut erscheint und einen Durchmesser von 30 und 20 Schritten bei einer Höhe von etwa 1·5 *m* besitzt. An dieses, dem Orte Skalitz zunächst gelegene Grab schließen noch eine unbedeutende kreisrunde Aufschüttung und ein Tumulus von beiläufig zehn Schritten Durchmesser und 50 *cm* Höhe.

In dem großen Grabhügel wurde gelegentlich Steingewinnung etwa zehn Schritte vom westlichen Fußpunkte ein zerbrochenes Bronzegefäß und beiderseits von ihm zwei große Urnen aus Ton gefunden. Von dem Funde wurde das Museum zu Tábor verständigt, und dies war Veranlassung, daß das Hügelgrab durch die Museumsverwaltung angekauft und weitere systematische Grabungen vorgenommen wurden. Dieselben waren bei meiner Anwesenheit etwa zu ein Drittel des ganzen Hügelgrabes gediehen und ergaben nebst grobem, in der Nachbarschaft nicht vorkommenden Quarzgestein und Ton noch eine weitere, sehr große Urne, einen hohlen Bronzering von etwa 10 *cm* Durchmesser, einen ∞-förmigen Schläfenring und bei folgender Grabung, einem bezüglichen Berichte zufolge, Gefäßscherben, Bruchstücke von Eisen, Bronzeknöpfe sowie Schnallen (?) aus demselben Materiale.

Die Fundstücke selbst, welche für das städtische Museum — auf dessen Kosten die Grabung unter entsprechender Aufsicht erfolgte — in Tábor bestimmt sind, zu sehen, ist mir ungeachtet angewandter Mühe bisher nicht gelungen, da der die Grabung überwachende Lehrer die Priorität der Publikation beansprucht und sämtliche Fundobjekte in den Händen behält; doch ist es ge-

wiß, daß es sich hier um einen sehr alten Grabhügel (Hallstatt-La Tène?) handelt, wie ich aus zahlreichen, beim Schulleiter in Skalitz erliegenden — leider minimalen und nicht ornamentierten — graphitartig glänzenden Gefäßscherben schließe und wie dies aus dem ganzen Bau des Hügelgrabes und den anderen Fundstücken vorauszusehen wäre.

Die Hügelgräber von Skalitz erscheinen namentlich dadurch von besonderer Bedeutung, da sie bis zur Stunde in dieser Terrainlage als meist gegen den Süden, respektive die Donau exponierte Tumuli altprähistorischer Gattung bezeichnet werden dürfen.

Nördlich von ihnen begegnen wir dem bezeichnenden Namen Třebišť, nordwestlich jenem von Želeč, der bekannten Fundstätte von Tumuli; südlich endlich der Wallburg Svákov bei Soběslau.[1])

3. Herr Kustos J. Szombathy untersuchte im Auftrag der Prähistorischen Kommission eine prähistorische Ansiedelungsstelle bei Kalischt auf der kaiserlichen Domäne Kronporitschen bei Přestitz, sowie einige Gräber der römischen Kaiserzeit bei Ploschkowitz nächst Leitmeritz.

---

[1]) Hiemit wäre mein Bericht über prähistorische Funde erschöpft, und es erübrigt nur noch, über einen Münzfund (Schatz) nachfolgende Mitteilungen zu machen:

Zwei Stunden südlich von Kamenic a. L. liegt die Ortsgemeinde

Markvarec.

Unmittelbar bei der Scheune des Hauses Nr. 8 wurde eine ansehnliche Zahl von Silbermünzen am 8. November 1901 bei Aushebung eines Grabens ganz zufällig zu Tage gefördert.

Die näheren Fundumstände danke ich der besonderen Freundlichkeit des Herrn Prof. Franz Cichra, fürstlich Paarschen Hofmeister, und berichte darüber wie folgt:

Der ganze »Schatz« befand sich in einem Tongefäß, welches bis auf den abgebrochenen Rand ganz wohlerhalten vorliegt. Dasselbe ist aus feinem Ton auf der Drehscheibe hergestellt, sehr dünnwandig, von bläulichgrauer Farbe, etwa 8 *cm* hoch, an der Bauchseite 7 *cm*, am Boden 5·5 *cm* im Durchmesser und entspricht in allen Details derartigen, in verschiedener Größe oft vorkommenden Tongefäßen mittelalterlicher Provenienz, und ist anzunehmen, daß der fehlende Rand mäßig abstand und mit einem verdickten Wulst abschloß.

Die Münzen selbst sind ziemlich gut erhalten und bestehen aus 250 Stück böhmischer Groschen; davon sind 226 Stück von Kaiser Karl IV. (Carolus primus) und 24 Stück von König Wenczeslaus tertius. Der ganze Fund gelangte in den Besitz des genannten Herrn und durch ihn geschenkweise in verschiedene Hände; das Aufbewahrungsgefäß aber nebst einigen typischen Münzen in das Museum der Stadt Neuhaus.

Hiemit wäre mein Bericht über den Münzfund von Markvarec erschöpft, doch erscheint es notwendig, zur Richtigstellung der Zeitperiode, in welche die zugehörigen Groschen von Wenczeslaus tertius zu verlegen kommen, noch nachfolgendes zu bemerken:

Wenzel II. folgte bekanntlich sein Sohn Wenzel III. im Jahre 1305; derselbe war König von Ungarn und Polen, fiel jedoch, ehe er zum König von Böhmen gekrönt wurde, durch Mörderhand 1306 in Olmütz. Ihm folgte im selben Jahre Rudolf I. von Habsburg; als auch dieser 1307 starb, wurde Heinrich, Herzog von Kärnten, zum König ausgerufen, 1310 aber gezwungen, das Land zu verlassen.

Keiner dieser Könige wurde gekrönt und keiner von ihnen hat in Böhmen Münzen prägen lassen.

Früher wurde zwar allgemein angenommen, daß Prager Groschen mit der Umschrift Wenczeslaus tertius Wenzels II. Sohn Wenzel angehören. Doch wurde in neuerer Zeit zur Evidenz erwiesen (Josef Smolik: »Pražské groše a jejich díly«), daß dieselben Wenzel IV. (gekrönt zum König von Böhmen 1363, die Regierung angetreten 1378, gestorben 1419) zukommen. Außer einigen historischen Daten wird in dieser Richtung l. c. als beweiskräftig angeführt:

1. Daß Wenzels II. Sohn Wenzel, wie schon erwähnt, nie gekrönt wurde und daher auch nicht als Wenzel III. in der Reihe böhmischer Könige folgen konnte;

2. daß Prager Groschen mit der Umschrift Wenczeslaus tertius so häufig vorkommen, daß sie unmöglich in Jahresfrist geprägt werden konnten;

3. daß dementgegen (2.) Prager Groschen mit der Legende Wenczeslaus quartus ganz unbekannt sind, woraus folgen würde, daß Wenzel IV. in seiner mehr als 40jährigen Regierung überhaupt keine Groschen hätte prägen lassen;

4. daß in einheimischen und fremdländischen Funden, in welchen Prager Groschen mit der Umschrift »Wenczeslaus tertius« am zahlreichsten vertreten sind, neben Hussitenpfennigen (1419—1437) oft — und, wie ersichtlich, auch in dem Münzfund von Markvarec — Groschen von Karl I. (als Kaiser Karl IV.) erscheinen, jene von König Johann und Wenzel II. aber fehlen, was unerklärlich wäre, wenn solche Groschen (Wenzel III.) aus der Zeit des letzten Přemysliden stammen würden.

Die vorstehenden Bemerkungen zu dem Schatz von Markvarec und der in ihm vorkommenden Groschen von Wenzel III. erscheinen namentlich aus dem Grunde wichtig, weil sie eine sonst unbegreifliche Wahrnehmung (Wenzel III. 1305—1306 ——— Carolus primus 1346—1378) der Erklärung zuführen und dartun, daß die mit der Legende »Wenczeslaus tertius« gekennzeichneten Groschen nicht Wenzel, dem Sohne Wenzels II., sondern Wenzel, dem Sohne Karls I. 1346—1378), also »Wenczeslaus tertius« (IV.), 1378 bis 1419, zugehören.

Mähren.

1. Herr Ludwig Mattula, Lehrer in Unter-Retzbach, berichtet folgendes:

In Znaim wurden gelegentlich der im Frühjahre 1902 vorgenommenen Erweiterung der Brauhausanlagen der Firma Rudolf Maurals Erben am Burgberg, der so reich an prähistorischen Funden ist, in unmittelbarer Nähe des Maschinenhauses verschiedene Beinahlen, Spinnwirtel, Tonscherben und auch zwei ganze, gut erhaltene Gefäße, dem älteren Burgwalltypus angehörig, zu Tage gefördert.

Die Gefäße wurden dem Znaimer Stadtmuseum einverleibt.

Am Burgberge, der von der Markgrafenburg abgeschlossen wird und steil zur Thaya abfällt, steht auch der sogenannte Heidentempel, das älteste Baudenkmal Mährens. Von obgenannter Braufirma wurde gleichfalls im Frühjahre 1902 in nächster Nähe des Heidentempels ein neues Waschhaus gebaut, wobei jedoch keine beachtenswerten Funde gemacht wurden, da nur eine äußerst dünne Schichte lockeres Erdreich auf festem Gestein auflagerte.

Der vielfach vermutete Gang, der von den unterirdischen Räumlichkeiten dieses interessanten Bauwerkes in die Altstadt Znaim führen sollte, wurde nicht entdeckt.

2. Herr Prof. A. Rzehak übersendet aus Brünn den folgenden

Bericht über den Zuwachs der prähistorischen und volkskundlichen Sammlungen des mährischen Landesmuseums („Museum Francisceum").

I. Prähistorische Abteilung:

1. Grabfund aus Wedrowitz: Urnen (darunter eine fast 1 *m* hoch), Schüsseln, sehr wenig Bronze. Das Grab gehört der älteren Eisenzeit an.
2. Funde aus Brandgräbern bei Holasek: Urnen, Schüsseln und andere Gefäße, zumeist zerbrochen; eine Bronzegußform.
3. Diverse kleine Objekte, der jüngeren Steinzeit angehörig, aus der Umgebung von Znaim.
4. Ein unvollendetes Steinbeil von 26 *cm* Länge aus Braunsdorf in Schlesien.

II. Volkskundliche Abteilung:

1. Eine deutsche Bauernstube aus der Gegend von Kunewald in Mähren.
2. Diverse Stickereien, Trachtenteile und Gebrauchsgegenstände aus verschiedenen slavischen Gebieten Mährens.
3. Mehrere Hundert photographischer Aufnahmen (Volkstypen, Häuser etc.) aus allen Teilen Mährens.
4. Eine Sammlung von Sensen, wie sie für die verschiedenen Länder Europas in Kindberg und Judenburg erzeugt werden.

* * *

Der Gefertigte kann nicht umhin, an dieser Stelle auf die Hindernisse hinzuweisen, welche einer dem notorischen Reichtum des Landes an prähistorischen Fundobjekten entsprechenden Vermehrung der prähistorischen Sammlungen des Landesmuseums entgegenstehen.

Zunächst sind es die Lokalmuseen, die in vielen kleineren Städten des Landes teils schon seit Jahren bestehen, teils noch immer neu gegründet und zumeist auch aus Landesmitteln subventioniert werden, welche dem Landesmuseum einen namhaften Teil der alljährlich gehobenen prähistorischen Altertümer entziehen. Um nur zwei schlagende Beispiele hervorzuheben, bemerke ich, daß es nicht möglich war, den reichen Bronzefund von Přistavlk und die ebenfalls sehr reiche Ausbeute des in der Nähe von Olmütz entdeckten Urnenfeldes für das Landesmuseum zu erwerben, weil der erstere für das neu zu gründende fürsterzbischöfliche Museum in Kremsier, der Fund von Olmütz hingegen für ein ebenfalls erst neu zu gründendes Olmützer Stadtmuseum (bekanntlich besteht in Olmütz schon seit vielen Jahren ein dem dortigen czechischen Musealverein gehöriges, an prähistorischen Schätzen sehr reiches Museum) bestimmt sein sollen!

Was das Landesmuseum, speziell die archäologischen Sammlungen desselben, auch noch in höchst empfindlicher Weise schädigt, das ist die große Anzahl von Privatsammlern. So lange das Museum im Besitze der k. k. mährischen Ackerbaugesellschaft war, gelangten nur sehr wenige prähistorische Funde in die Museumssammlungen, ohne Zweifel nur deshalb, weil mehrere

czechische Journale ihre Leser vor Einsendungen an das angeblich in »deutschen Händen« (die Ackerbaugesellschaft war utraquistisch, wie es die jetzige Museumsgesellschaft ist) befindliche Institut geradezu gewarnt haben! Von der Übernahme des Museums in die Verwaltung des Landes hat man sich eine Besserung dieser Verhältnisse versprochen; bis jetzt ist eine solche jedoch ausgeblieben. Die mährische Museumsgesellschaft hat eine größere Anzahl von Vertrauensmännern (»Konservatoren«) ernannt, deren Aufgabe es ist, das Museumskuratorium von etwaigen Funden zu verständigen. In Wirklichkeit geschah dies nur höchst selten; dagegen ist mir ein Fall bekannt, daß ein solcher »Konservator« des Landesmuseums auf die Nachricht von einem größeren Funde sich sofort an Ort und Stelle begab und alles »konservierte«, allerdings nur — für sich selbst!

Bukowina.

1. Herr Universitätsprofessor Dr. R. F. Kaindl übersendet aus Czernowitz ddo. 13. Oktober 1902 den folgenden

Bericht über die Ausgrabungen der Hügelgräber von Unter-Horodnik und Prädit (Bukowina).

Der Unterzeichnete hat bereits im Jahre 1893 an der durch Kustos Szombathy veranlaßten Eröffnung von drei Tumuli auf dem Bergrücken Colnicu in Unter-Horodnik teilgenommen. Im folgenden Jahre hat Kustos Szombathy selbst fünf weitere Gräber durchforscht. Aus diesen Nachforschungen ergab sich, daß die Mehrzahl dieser Hügelgräber neolithische Brandgräber mit schlechtem schwarzen Tongeschirr waren. Die drei nachgewiesenen Skelettgräber dürften zwar auch steinzeitlich sein, sind aber jedenfalls jünger, da in einem der Grabhügel ein Skelett (liegender Hocker) als Nachbestattung über dem Brandgrab sich fand.

Meine Aufgabe bestand darin, die weiteren Tumuli auf dem Colnicu sowie jene auf dem gegen Nordwest benachbarten Rücken von Prädit zu durchforschen. Zu diesem Zwecke begab ich mich schon Mitte August nach Unter-Horodnik. Da durch den kalten Sommer die Ernte sich überaus verspätet hatte und daher Mangel an Arbeitern herrschte, so beschloß ich, an die Ausgrabungen erst im September zu gehen und widmete denselben die ersten drei Wochen dieses Monates. In dieser Zeit habe ich zusammen dreißig Tumuli durchforscht, und zwar 12 in Unter-Horodnik und 18 bei Prädit.

In Unter-Horodnik wurde von der aus fünf großen Grabhügeln bestehenden Gruppe, welche nördlich von der aus Radautz führenden Bezirksstraße und unfern der Haltestelle Unter-Horodnik der Lokalbahn liegen, einer ausgegraben. Vier Hügel wurden auf der Strecke zwischen den in den Jahren 1894 und 1893 untersuchten durchforscht. Zwei weitere Tumuli auf der höchsten Erhebung des Colnicu. Endlich fünf auf dessen westlicher Abdachung. Der Durchmesser dieser Gräber beträgt 6 bis 16 *m*, ihre Höhe etwa 0·8 bis 1·5 *m*. Soweit die Grabungen sichere Ergebnisse zu Tage förderten, sind diese Gräber Brandgräber (in sechs fanden sich die verbrannten Knochen) mit Resten von schlechtem schwarzen Tongeschirr (zumeist kleinen Gefäßen) und Feuersteinspänen. Der Leichenbrand fand sich nie in den Gefäßen, die übrigens zumeist viel zu klein waren, sondern in der bloßen Erde. Kohlenstückchen fanden sich fast überall. Eine Steinsetzung oder dergleichen war nirgends vorhanden. Überhaupt machen diese Tumuli den Eindruck großer Armut, eventuell hohen Alters. Insbesondere möge noch festgestellt werden, daß in keinem dieser Gräber sich ein geschliffenes Steinwerkzeug fand, sondern nur geschlagene Feuersteinspäne. Gefäße und Knochenreste sind zumeist ungefähr im Zentrum des Tumulus, etwa in der Höhe des gewachsenen Bodens gefunden worden.

Dasselbe gilt von den achtzehn Tumuli, welche an der Straße von Neu-Prädit über Mittel-Prädit nach Alt-Prädit ausgegraben wurden. Sechs von den untersuchten Tumuli liegen an der Straßenstrecke von Neu-Prädit nach Mittel-Prädit, zwölf auf jener vom letzgenannten Wirtschaftshofe nach Alt-Prädit. Die meisten dieser Tumuli — ihr Durchmesser betrug 4 bis 16 *m* — waren bereits sehr flach, weil sie seit Jahren überackert werden, zum Teil mit sehr tiefgehenden Dampfpflügen. Diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß viele von diesen Gräbern nur sehr spärliche Kulturreste ergaben. Aber auch hier ist durch die Funde sichergestellt, daß wir es mit steinzeitlichen Brandgräbern zu tun haben. Auch hier wurden verbrannte Knochen, schlechtes schwarzes Tongeschirr und Feuersteinspäne gefunden. In zwei Tumulis fanden sich deutliche große

Kohlenherde, ganz offenbar die Reste der Scheiterhaufen; in den anderen ergaben sich zumeist nur zerstreute Kohlenstücke; in einem Grabe stieß ich seitwärts auf ein etwa 50 *cm* tiefes Grübchen, gefüllt mit Asche und Kohlen. Auch in diesen Gräbern ist kein geschliffenes Steinwerkzeug gefunden worden. Im übrigen gilt von diesen Gräbern dasselbe, was von jenen in Unter-Horodnik gesagt wurde.

So sind denn die Funde in allen diesen Gräbern sehr spärlich. In dem größten derselben — es liegt am Gipfel des Colnicu — erfolgte eine Erdbewegung von etwa 50 m^2; das Fundergebnis war eine Hand voll verbrannter Knochen und fünf kleine Feuersteinspäne. Alle diese Gräber dürften ziemlich gleichzeitig sein und einer älteren Periode der jüngeren Steinzeit angehören.[1]) Ein in einem der Tumuli am Colnicu abseits vom Zentrum und den Knochenresten gefundenes goldenes, offenes Ringlein, das aus einem in der Mitte verdickten und mit kleinen Eindrücken versehenen Golddraht besteht, dürfte in einer späteren prähistorischen Periode in den Tumulus geraten sein. In welcher Höhenlage sich das Ringlein befand, kann nicht konstatiert werden. Die Abgrabung des Tumulus wurde vom Rande aus in Angriff genommen; der Ring wurde in der lockeren Erde gefunden, als bereits die gegen das Zentrum des Tumulus bei dieser Arbeit entstehende senkrechte Böschung 70 *cm* betrug. Aus welcher Höhenlage der Ring herabgefallen war, ließ sich nicht feststellen. Erst etwas weiter gegen den Mittelpunkt, in einer Tiefe von 80 *cm*, fanden sich die verbrannten Knochenreste.

Nunmehr sind in Unter-Horodnik und Prädit nur noch eine geringe Anzahl von Tumuli wissenschaftlich nicht untersucht worden. Es sind zumeist solche, welche bereits angegraben sind und deren Eröffnung daher kein bestimmtes Resultat mehr verspricht. Einige von ihnen würden es immerhin noch verdienen, aufgegraben zu werden. Darunter vor allem noch eine ziemlich umfangreiche »Mogila« im Garten des Juon Prelipcean, östlich von den im Jahre 1894 vom Kustos Szombathy durchforschten Hügeln. Da Prelipcean jedoch für die Bewilligung, diesen Tumulus abzugraben, 40 *K* forderte, ging ich darauf nicht ein. Dieses Hügelgrab haben Szombathy und ich übrigens in den Jahren 1893/94 nicht kennen gelernt; ein anderer Hügel weiter unten im Dorf, in der Nähe des Hauses des Peter Prelipcean, ist inzwischen zur Lehmgewinnung abgetragen worden. Diesem Schicksal fallen auch Tumuli auf dem Colnicu anheim, wo Schotter gegraben wird; während jene bei Prädit der Pflugschar zum Opfer fallen. Es war daher hohe Zeit, dieses umfassende Gräbergebiet zu durchforschen.

Außer auf die Durchführung dieser Grabungen hat der Berichterstatter auch auf die Auffindung prähistorischer Objekte an anderen Orten sein Augenmerk gerichtet. Während südlich von Unter-Horodnik bereits viele Tumuli bekannt sind, schien es bisher, als ob nördlich von diesem Orte keine vorhanden wären. Nun ist es mir gelungen, jenseits des Suczawaflusses auf dem Gebiete von Neu-Fratautz, Bilka und Korczestie sechzehn Tumuli aufzufinden; diese Zahl wird sich wahrscheinlich noch vermehren lassen. Nachdem ich sodann eine Woche im Auftrage des Landesmuseums in Schipenitz gegraben hatte, mußte ich leider für dieses Jahr meine Forschungen einstellen, teils weil die Zeit sehr vorgeschritten war und das Ende der Ferien nahte, vor allem aber, weil dauerndes schlechtes Wetter eingetreten ist und überdies Arbeitskräfte nicht aufzutreiben wären, da die Kartoffelernte begonnen hat und die Wintersaaten bestellt werden.

Die hohe Bukowiner Landesregierung hat durch Ausstellung eines offenen Schreibens meine Forschungen gefördert. In Unter-Horodnik hat der Ortsrichter Herr Andronik Prelipcean und Herr Lehrer B. Mihalescul meine Arbeiten unterstützt; die Grabungen auf den Gründen von Prädit hat die k. k. Radautzer Gestütsdirektion bewilligt und erfreute ich mich der Förderung des Herrn k. k. Wirtschaftsbereiters Josef Hantschel. Meine Arbeit gestaltete sich insofern gegen die Verhältnisse in früheren Jahren schwieriger, als ich sowohl in Unter-Horodnik als in Prädit alle Gruben zuschütten und ausgleichen mußte.

2. Herr Regierungsrat und k. k. Konservator K. A. Romstorfer übersendet von Czernowitz ddo. 21. Jänner 1903 einen Bericht über die Forschungsarbeiten im alten Fürstenschloß in

---

[1]) Nachträglich möchte ich noch folgende Bemerkung machen.
In den Tumuli von Unter-Horodnik ist nur in einem der 1893 aufgedeckten Gräber ein geschliffener Hammer und eine ebensolche Steinplatte gefnnden worden, in keinem der anderen Gräber war dies der Fall. Jener Tumulus war ein Doppelgrab, unten lag das ältere Brandgrab, wenig darüber der liegende Hocker. Im Jahre 1893 waren wir geneigt, die polierten Steine dem Brandgrab zuzuschreiben; da nun aber in keinem der mehr als 30 jetzt bekannten Brandgräber ein weiteres poliertes Steinwerkzeug gefunden wurde, könnte es doch sein, daß die zwei geschliffenen Steine dem Hocker beigelegt waren und nur nachträglich in der vielleicht aufgelockerten Erde tiefer sanken. Eine Axt ist in einem Steinkistengrab mit Skeletten auch in Granicestie (Bukowina) gefunden worden.

Suczawa im Jahre 1902, den derselbe auch der k. k. Zentralkommission für Kunst- und historische Denkmale vorgelegt hat, sowie einen Bericht über

Prähistorische Funde in der Bukowina im Jahre 1902.

Schulleiter Herr Johann Danilewicz in Biala hat gelegentlich der heurigen Hauptversammlung des Bukowinaer Landesmuseums für die Sammlungen desselben 51 Stück Feuersteinartefakte übergeben, welche sämtliche heuer in Bila aufgefunden wurden. Viele hiervon zeigen unzweifelhafte Spuren ihres Gebrauches; einzelne sind messer- oder schaberartig, andere pfeilspitzenähnlich. Sie deuten auf eine prähistorische Ansiedlung hin, wie eine solche in ganz besonderer Ausdehnung in dem nahen Schipenitz bestand. Über letztere schrieb ich bereits in den »Mitteilungen« 1893, S. 243; kürzlich berichtete Konservator Heinrich Klauser neueres hierüber. Herr Danilewicz wird weiteren prähistorischen Funden seine besondere Aufmerksamkeit widmen.

Oberlehrer Herr Nikolaus Sawicki in Malatynetz, der Kenntnis erlangte von dem daselbst im Jahre 1885 aufgefundenen, als Schläfenring gedeuteten Silberschmuck, welchen ich in den Mitteilungen der k. k. Zentralkommission 1889, S. 32 abbildete und beschrieb, ging nun in der Gegend weiteren Funden nach. Er erhielt dabei Kenntnis, daß auf dem 2 *km* westlich vom Orte liegenden Hügelfelde Gefäßscherben ähnlicher Art gefunden wurden, wie dies seit langem in Schipenitz der Fall ist. Proben hiervon sandte er kürzlich an das Landesmuseum. Die aus unterschiedlichem Material bestehenden gebrannten Tonscherben rühren von verschieden geformten, teilweise vielfach ornamentierten Gefäßen her, die nicht auf der Drehscheibe erzeugt wurden. Sawicki beabsichtigt, seine Forschungen fortzusetzen.

Ich bemerke, daß ich ähnliche Scherben im heurigen Frühjahre, wie bereits vor vielen Jahren, abermals auf der sogenannten Ruina, einer Kuppe im Osten des Städtchens Sereth [1]), auffand und hierzu noch Schlacken von gebranntem Lehm und Wandbewurf. Die meisten Scherben fand ich in der Nähe des bestehenden Kreuzes, das so ziemlich den höchsten Punkt der Ruine zunächst des steilen Abhanges gegen die Stadt beziehungsweise den Kakainabach zu bildet. An einer Stelle östlich von diesem Kreuze, und zwar in der Nähe des Gehölzes, fand ich ebenfalls Scherben, indes nicht in besonderer Häufigkeit.

Ich erwähne schließlich noch, daß sich die Orte Bila, Schipenitz, Hlinitza und Malatynetz westlich beziehungsweise nordwestlich von Czernowitz in einer Entfernung von 4, 16 beziehungsweise 34 *km* Luftlinie befinden.

3. Herr Basil Areyczuk, Lehrer in Schipenitz in der Bukowina, machte umfängliche Nachgrabungen in der dortigen neolithischen Kulturschichte, welche viele gute Proben bemalter neolithischer Tonware sowie Feuersteinartefakte ergaben.

Ausschuß-Sitzung am 28. April 1903.

Anwesend: Vorsitzender Dr. K. Toldt, Dr. L. Bouchal, Dr. K. Brunner v. Wattenwyl, A. Dachler, Dr. W. Hein, Dr. O. Müller, Dr. M. Much, K. Penka, K. Freiherr von Schlosser, Dr. S. Wahrmann, Dr. E. Zuckerkandl.

1. Mitgliederbewegung: Gestorben ist das wirkliche (lebenslängliche) Mitglied Sava Kosanović, Erzbischof von Sarajevo, in Dulcigno, die wirklichen Mitglieder: Ferd. Brun, Ingenieur in Mödling, und Felix Karrer, k. ung. Rat, Generalsekretär des Wissenschaftlichen Klubs in Wien, und das korrespondierende Mitglied Dr. Gustav Radde, Direktor des Kaukasischen Museums in Tiflis.

Als wirkliche Mitglieder werden aufgenommen:

Robert Bengler, k. k. Professor an der k. k. Fachschule für Keramik in Znaim, und Bernhard Peitl, infulierter Prälat des Stiftes Klosterneuburg.

2. Die Herren Prof. Dr. L. v. Schroeder und Reg.-Rat Dr. M. Much werden in das Redaktionscomité, der letztere sowie Herr Hofrat Dr. K. Brunner v. Wattenwyl in das Comité für praktische Arbeiten neu gewählt.

---

[1]) Vgl. meinen Bericht über »Sereth als Fundort archäologischer Gegenstände« in den »Mitteilungen« 1891, S. 80. Auch in Hlinitza fanden sich in der Wallburg prähistorische Tongefäße, die ich insbesondere in den »Mitteilungen« 1895 beschrieb.

3. Der I. Sekretär berichtet über die Vorbereitungen zu der für Pfingsten d. J. geplanten Versammlung in Troppau und Jägerndorf sowie über eine geplante Exkursion nach Melk und Willendorf. Beide Veranstaltungen werden zur Ausführung beschlossen. Der weiters in Aussicht genommene Ausflug nach Eisenstadt und Ödenburg wird über Antrag des Dr. O. Müller wegen voraussichtlich zu geringer Beteiligung infolge der beiden anderen derzeit abgelehnt.

4. Der II. Sekretär teilt mit, daß die k. k. Hofbibliothek die Kosten des Schriftentausches der Gesellschaft mit dem Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes in Berlin (gegen die Sitzungsberichte), der Societatea geografică Romînă in Bukarest und The American Geographical Society in New York zu übernehmen bereit wäre. Es wird sohin mit den genannten Instituten der Tausch beschlossen.

Der Tausch mit den Ethnologischen Mitteilungen aus Ungarn wird unter der Voraussetzung genehmigt, daß das k. k. Hofmuseum die Kosten desselben übernehme.

5. Dankschreiben liegen vor von Prof. Dr. G. Gerland, Prof. Dr. G. Retzius, Hofrat Prof. Dr. F. Wieser v. Wiesenhort, Prof. Dr. F. v. Luschan und Prof. Dr. H. Kern.

6. Von Herrn Ingenieur A. Dachler liegen folgende Berichte über Sitzungen des Ausschusses für die Herausgabe des Werkes über das Bauernhaus in Österreich-Ungarn vor:

Sitzung am 17. Dezember 1902:

1. Besprechung mehrerer eingelaufener Aufnahmen wegen Einverleibung in das Werk.

2. An dem von einer Schweizer Firma gelieferten Muster eines Titelblattes wurden einige Änderungen unwesentlicher Art beantragt.

3. Es wurde beschlossen, dasselbe nach der Vollendung Sr. Majestät dem Kaiser vorzulegen, und um dem Werke die möglichste Verbreitung zu geben, behufs Unterstützung und Abnahme an das Ministerium und die Landtage sich zu wenden.

Sitzung am 12. Februar 1903:

Die Sitzung war wenig besucht.

1. Besprechung von eingelaufenen Zeichnungen von Bauernhäusern aus der Hanna und aus Ödenburg.

2. Verhandlungen über das Titelblatt und den Umfang des Werkes.

Sitzung am 11. März 1903:

1. Prof. Fuchs in Preßburg, welcher eine Arbeit über Dobschau eingesandt hat, erklärt, die Weiterführung der dortigen Forschung nicht leisten zu können, und empfiehlt dafür den Bürgerschullehrer Salomon Klein.

2. Büncker in Ödenburg legt einen weitgehenden Plan für drei Forschungsreisen über deutsche Bauernhäuser in Ungarn im Laufe dieses Jahres vor, wofür 1600 *K* erforderlich wären. Der Ausschuß findet diesen Betrag zu hoch und beschließt, vorläufig nur 400 *K* für eine Reise zu Ostern zu genehmigen.

3. Das Format des Textbandes wird mit Quartgröße festgesetzt.

4. Das Verhältnis zum Ungarischen Ingenieurverein bezüglich der Herausgabe des ungarischen beziehungsweise magyarischen Bauernhaus-Werkes gibt infolge der eingelaufenen Schreiben desselben zu längerer Besprechung Anlaß.

5. Die Ausarbeitung des Textes wurde schon vor einiger Zeit an Dr. M. Haberlandt übertragen. Über dessen an mich gestellten Antrag erklärte ich mich bereit, die Arbeit mit ihm zu teilen. Der Ausschuß genehmigte dies und zugleich das zwischen Dr. Haberlandt und mir vereinbarte Programm.

Sitzung am 2. April 1903:

1. Der niederösterreichische Landesausschuß hat eine Subvention des Werkes abgelehnt, weil das Land nur mit drei Tafeln bedacht sei, und zwar aus der Gegend von Krems und von Rossatz, welche übrigens nicht typische Häuser, sondern zufällige Formen seien, die nur etwas architektonische Einzelheiten enthalten.

Dieser Schritt des Landesausschusses wird nicht nur wegen der geringen Geldmittel, über welche der Ausschuß verfügt, sondern auch wegen der moralischen Wirkung schwer empfunden.

2. Die kleine Spannung mit dem Ungarischen Ingenieur- und Architektenverein wird dadurch beseitigt, daß laut einem beschlossenen Schreiben den beiden Vereinen volle Freiheit in der Anlage der Werke vorgeschlagen wird. Nur bezüglich des Bezuges sollen gewisse Begünstigungen Platz greifen.

3. Außerdem werden über Vergebungen von Plänen Entscheidungen gefällt.

Monatsversammlung am 28. April 1903.

Vorsitzender: Herr Hofrat Dr. K. Toldt.

1. Der Vorsitzende hält die folgenden Nachrufe:

Hochverehrte Anwesende!

Gestatten Sie, daß ich, bevor wir in unsere heutige Tagesordnung eingehen, zweier Mitglieder gedenke, welche uns seit unserer letzten Versammlung durch den Tod entrissen worden sind.

Am 16. März starb zu Tiflis der Direktor des Kaukasischen naturhistorisch-ethnographischen und Altertumsmuseums, wirklicher Geheimer Rat Dr. Gustav Radde, welcher seit 1884 unserer Gesellschaft als korrespondierendes Mitglied angehört hat.

Im Jahre 1831 zu Danzig geboren, wendete er sich ursprünglich dem Studium der Pharmazie zu, begab sich aber schon in seinem 20. Lebensjahre auf Reisen, welche ihn zunächst in die Krim führten, später aber sich auf viele Gebiete des russischen Reiches ausgedehnt haben; unter anderem war er auch der Reisebegleiter des Zoologen v. Brandt und des berühmten vielseitigen Gelehrten Karl E. v. Baer. Am bekanntesten ist seine Teilnahme an der durch die Russische Geographische Gesellschaft veranstalteten Expedition in den südlichen Teil von Ostsibirien, welche von 1855—1860 währte, und bei welcher er insbesondere die Säugetiere und Vögel bearbeitete. Vom Jahre 1864 an beschäftigte er sich im Auftrage der russischen Regierung mit der biologischen und geographischen Durchforschung Kaukasiens und begründete bald darauf (1866) das Kaukasische Museum in Tiflis, in dessen Diensten er seither mit großem Erfolg tätig gewesen ist und als dessen Direktor er bis zu seinem Lebensende fungiert hat. Seine Schriften erstrecken sich auf die verschiedensten Wissensgebiete, namentlich auf Geographie, Ethnographie, Zoologie und Botanik. Seine Verdienste um Wissenschaft und Staat fanden allgemeine Anerkennung. Er starb in seinem 72. Lebensjahre.

Ein anderes Mitglied, welches uns allen persönlich nahegestanden war, ist heute vor acht Tagen in Wien zu Grabe getragen worden; es ist der königl. Rat Felix Karrer, der nimmermüde Generalsekretär des Wissenschaftlichen Klubs, welcher am 19. April in seinem 79. Lebensjahre einer länger dauernden Krankheit erlegen ist.

Sie Alle kennen seinen Lebenslauf, seine hohe Begeisterung für die Wissenschaft, seine aufopferungsvolle Wirksamkeit in den wissenschaftlichen Vereinen unserer Stadt und seine vielfachen Verdienste um das geistige Leben Wiens.

In seinen jungen Jahren für die juristische Laufbahn vorbereitet und auch durch mehrere Jahre als Staatsbeamter tätig gewesen, widmete er sich von dem Jahre 1866 an ausschließlich geologischen Studien, bei welchen ihm Prof. Ed. Sueß Lehrer und freundschaftlicher Berater war. Mit großem Eifer beteiligte er sich stets an den von Sueß veranstalteten geologischen Exkursionen und erwarb sich den besonderen Dank aller Teilnehmer an denselben dadurch, daß er als sorgsamer und gewandter Reisemarschall zu fungieren pflegte. Seine selbständigen wissenschaftlichen Arbeiten erstreckten sich auf geologische Aufnahmen und Untersuchungen für den Bau der Wiener Hochquellenleitung, auf die Durchforschung des Wiener Bodens zur Zeit der Stadterweiterung und auf die bei den Wiener Bauten zur Verwendung gekommenen Steinmaterialien. Von diesen letzteren hat er die einzig in ihrer Art dastehende Sammlung in dem k. k. Naturhistorischen Hofmuseum zusammengestellt, katalogisiert und sachgemäß beschrieben. Diesem Hofmuseum hat er überdies im Verlaufe von 30 Jahren als Volontär die ersprießlichsten Dienste geleistet.

Unserer Gesellschaft gehörte Felix Karrer seit ihrer Gründung als wirkliches Mitglied an; durch drei Jahre (1884—1887) hat er als Sekretärstellvertreter an der Führung der Ge-

schäfte regen Anteil genommen und durch eine lange Reihe von Jahren, bis an sein Lebensende, hat er der Gesellschaft als Ausschußrat seine reiche Erfahrung und seine werktätige Beihilfe jederzeit bereitwilligst zur Verfügung gestellt. Dafür gebührt ihm unser aufrichtiger Dank und unsere wärmste Anerkennung. In unseren Mitteilungen hat er zwei Abhandlungen veröffentlicht: »Archäologisches von der Wiener Wasserleitung« (Bd. I) und »Unio sinuatus und seine archäologische Rolle« (Bd. III).

Sein liebenswürdiges Entgegenkommen gegen jedermann, seine uneigennützige Opferwilligkeit im Interesse der Förderung und Verbreitung der Wissenschaft, sein gerader, ehrenhafter Charakter haben ihm die Sympathien aller, die ihn kannten, erworben und sichern ihm auch für alle Zukunft unser dankbares und ehrenvolles Gedenken.

2. Herr Hofrat Prof. Dr. E. Zuckerkandl hält einen Vortrag:

Zur vergleichenden Anatomie der Gehirnwindungen.

Zur Morphologie der Insel.

Der Vortragende erörtert im Anschluß an neuere Forschungen von Marchand, Holl und Retzius die Morphologie der Insel.

Die Insel der Menschen entspricht einem scharf umgrenzten Windungskomplex, der, am Boden der Fossa Sylvii gelegen, das Gebiet des Klaustrums deckt; dieses selbst ist nach Meynert als eine von der Inselrinde abgetrennte Schicht anzusehen. Durch eine Furche (Sulcus insulae) wird die Insel in eine vordere größere und eine hintere kleinere Abteilung zerlegt. Die erstere erfährt eine mächtige Entfaltung und trägt mehrere kurze Windungen, während die hintere Inselabteilung, wie Holl bemerkt, einen langen, schmalen und dabei glatten Wulst repräsentiert. Beide Schenkel der Insel gehen am hinteren Ende der genannten Furche ineinander über, so daß der Vergleich der Insel mit einem bogenförmigen Windungszug zulässig erscheint. G. Retzius ist anderer Meinung; er hält die bislang vorgebrachten Beweise für die Bogenwindungstheorie der Insel nicht für genügend.

Interessant ist, daß die Insel nicht vom Anfang her verborgen ist; im dritten Fötalmonate lagert sie noch ganz an der Oberfläche der Hemisphäre. Im fünften Fötalmonat wird die Begrenzung des insulären Rindengebietes deutlich, da die angrenzenden Hemisphärenabschnitte sich erheben. Im sechsten Fötalmonat ist die Insel bereits allseitig begrenzt und im hinteren Anteil sogar schon bedeckt, denn die Ränder der nachbarlichen Rindenteile sind hier über die freie Fläche der Insel hingewachsen und in Berührung geraten. Der Verschluß der Fossa Sylvii schreitet weiterhin in der Richtung von hinten nach vorne vor, und im neunten Fötalmonat ist die Sylvische Grube entweder schon vollständig geschlossen oder nur mehr am vorderen Ende noch ein wenig offen, demnach die Insel vollständig oder doch größtenteils bedeckt.

Innerhalb der einzelnen Ordnungen der Säugetiere läßt die Insel bei aller Verschiedenheit einen gemeinsamen Organisationsplan erkennen.

Bei den Karnivoren, z. B. beim Hund, ist die konvexe Hemisphärenfläche mit vier bogenförmigen Windungen versehen, von welchen die Lichtung der innersten (ersten) Bogenwindung als Fissura Sylvii bezeichnet wird. Beim Bären liegen nur drei Windungen an der Oberfläche, die innerste (erste) ist in die Tiefe gesunken, und Turner, der auf dieses Verhalten die Aufmerksamkeit lenkte, homologisiert dieselbe mit der Insel der Primaten und des Menschen. Holl wies an einem großen Material die Richtigkeit dieser Angabe nach; er fand unter anderem, daß beim Dachs und bei Lutra die erste Bogenwindung sich ähnlich wie beim Bären verhält, ferner, daß sowohl die in die Tiefe gerückte Windung als auch die oberflächlich lagernde erste Bogenwindung des Hundes in den Bereich der Vormauer fällt.

Die in die Tiefe sinkende erste Bogenwindung nimmt die Fissura Sylvii mit, die nun von der Hemisphärenoberfläche verschwindet; folglich liegt die Fissura ectosylvia (F. Sylvii falsa nach Holl) zentral, und man hat in Unkenntnis der wirklichen Verhältnisse diese Spalte mit der F. Sylvii homologisiert und sie auch als solche bezeichnet. Verglichen mit dem Gehirn des Menschen entspricht die Fissura Sylvii des Hundes dem Sulcus insulae; ob die Sylvische Spalte des Menschen der F. ectosylvia der Karnivoren gleichwertig sei, bleibt dahingestellt.

Die Inselrinde der Karnivoren greift aber über das Gebiet der ersten Bogenwindung hinaus, denn die Vormauer dehnt sich bis an die Fissura praesylvia aus. Es liegt demnach

beim Bären der hintere Teil der Inselrinde in der Tiefe, ein vorderer Teil an der Oberfläche der Hemisphäre.

Bei den Huftieren begegnet man ähnlichen Verhältnissen wie bei den Karnivoren; d. h. die erste Bogenwindung lagert entweder (wie bei den meisten) oberflächlich oder sie ist, wie z. B. beim Schwein, operkulisiert. Die Tieflage stellt eine spätere Erscheinung dar, denn ursprünglich besitzt auch beim Schwein die Insel eine oberflächliche Lagerung. Der vordere Schenkel der ersten Bogenwindung kann, wie z. B. beim Pferd, mit Nebenwülsten versehen sein, eine Anordnung, die nach Holl an die der menschlichen Insel erinnert. Auch bei den Ungulaten dehnt sich die Insel samt dem Klaustrum nasalwärts bis zur Fissura praesylvia aus; es liegt vor dem nasalen Ende der ersten Bogenwindung ein Inselabschnitt oberflächlich.

Bei den anthropoiden Affen gleicht die Insel einer bogenförmigen Windung, deren vorderer, mächtiger Schenkel im Gegensatz zum hinteren mit Nebenwülsten besetzt ist. Der vordere Abschnitt der Insel ist vollständiger begrenzt als bei den Quadrupeden, und zwar durch zwei Furchen (S. opercularis und S. frontoorbitalis). Das von denselben begrenzte Rindengebiet deckt einen Teil des Klaustrums und geht unmittelbar in die Rinde des Orbitallappens über. Marchand hat es zum Unterschied von der operkulisierten (hinteren) Insel als vordere Insel bezeichnet. Beide Abschnitte sind durch eine Furche voneinander getrennt.

Die Bogenform der Insel ist demnach deutlich bei den Karnivoren, den Ungulaten und, wie ich noch bemerken möchte, bei den Pinnipediern, weniger deutlich, aber immerhin noch erkennbar bei den Primaten, beim Menschen und, wie Hall angibt, auch bei den Halbaffen.

Die Untersuchung hat ergeben, daß nur beim Menschen die Insel ihrer ganzen Ausdehnung nach operkulisiert ist. Anläufe zu einer solchen Form sind aber bei Anthropoiden nicht selten. Dieselben geben sich auf die Weise kund, daß zunächst eine Kommunikation zwischen dem S. opercularis und dem S. frontoorbitalis eintritt, wodurch eine allseitig scharfe Abgrenzung der Insel etabliert wird. Ein weiteres Stadium in der progressiven Entwicklung der Insel ist dadurch charakterisiert, daß das vordere Ende der Insula anterior oder, wie an dem vorliegenden Gehirn eines Schimpansen, die vordere Insel ihrer ganzen Ausdehnung nach von der Oberfläche zurücktritt und in eine Ebene mit der hinteren Insel zu liegen kommt. Die Insel bietet nun, von der Faltung abgesehen, ein Verhalten dar, wie dies für ältere menschliche Embryonen charakteristisch ist, d. h. ihr vorderer Anteil liegt wohl in der Tiefe, ist aber von den umliegenden Lappen nicht bedeckt. Eine vollständige Operkulisation der Insel bei anthropoiden Affen ist bisher nicht beobachtet worden.

Seltener ist die pithekoide Form der Insel beim Menschen und betrifft sie, nach den vorliegenden Angaben zu urteilen, Gehirne mit Störungen in der Entwicklung und der weiteren Ausbildung. Es sind da zwei Formen zu unterscheiden: eine, bei welcher die Hemmung gering ist und die Operkula allein betrifft, welche den vorderen Teil einer sonst normal geformten Insel unbedeckt lassen, und eine zweite, bei welcher entweder nur die vordere Insel oder auch noch die hintere oberflächlich lagert.

Einen Fall mit oberflächlich liegender vorderer Insel, betreffend das Gehirn eines Mikrokephalen, beschreibt Marchand, einen anderen mit vollständig freiliegender Insel Zingerle; in beiden Fällen verhielt sich die vordere Begrenzung der Insel ähnlich wie bei den Anthropoiden.

Es wäre wichtig, zu wissen, ob Anklänge an die pithekoide Form der Insel bei niederen Rassen, es wäre da zunächst an die Australneger und die Weddas zu denken, etwa schon unter normalen Verhältnissen zuweilen vorkommen. Leider kann diese Frage nicht beantwortet werden, liegt ja die Anthropologie, soweit es sich nicht um Skeletteile handelt, noch im Argen.

Eine Zusammenfassung des Vorgetragenen ergibt, daß nach den Ergebnissen am Gehirn der Bären und einiger anderer Tiere die Bogenform den ursprünglichen Typus der Insel darstellen dürfte. Damit soll nicht gesagt sein, daß die Insel des Menschen und der Affen an jene der Karnivoren und anderen Quadrupeden anschließe, beziehungsweise von derselben abzuleiten sei, sondern nur, daß der Insel aller ein gemeinsamer Bauplan zugrunde liege.

Monatsversammlung am 12. Mai 1903.

Vorsitzender: Herr Hofrat Dr. K. Toldt.

Herr Prof. P. Wilhelm Schmidt S. V. D. hält einen Vortrag

Über Prof. Dr. Wundts „Völkerpsychologie, I. Band: Die Sprache".

Derselbe ist in Heft VI der Mitteilungen abgedruckt.

Ausschuß-Sitzung am 19. Mai 1903.

Anwesend: Vorsitzender Dr. K. Toldt, Dr. Bouchal, Heger, Dr. Hein, Dr. Jagić, Dr. v. Inama-Sternegg, Dr. Much, Dr. O. Müller, Freiherr v. Schlosser.

1. Als neues wirkliches Mitglied wird aufgenommen Fräulein J. Schlemm in Berlin.

2. Der Obmann des Komitees für praktische Arbeiten, Exzellenz Dr. v. Inama-Sternegg, berichtet über die vom Komitee in seiner Sitzung vom 5. Mai l. J. zur Vorlage an den Ausschuß beschlossenen Vorschläge für Vergebung von Subventionen für das Jahr 1903.

Es werden hierauf folgende Subventionierungen beschlossen:

a) Für Ausgrabungen auf dem Salzberge in Hallstatt, zur Aufdeckung neolithischer Besiedlung des Salzberges . . . . . *K* 600
b) Für Herrn J. R. Büncker zu Flur- und Hausforschungen im Ober-Inntal . . . » 600
c) Für Herrn Dr. K. L. Moser zu Versuchsgrabungen in Höhlen bei Nabresina . . » 200

Der Rest von *K* 1070·42 wird als Reserve für eventuelle spätere Ansuchen sowie zur teilweisen Deckung von Druckkosten subventionierter Arbeiten rückbehalten.

3. Für Auslagen gelegentlich der Exkursion nach Troppau und Jägerndorf werden *K* 60 bewilligt.

4. Der Vorsitzende berichtet über die tags vorher, am 18. Mai, stattgehabte Besichtigung der indischen Schaustellung von Hagenbeck in der Rotunde, an der sich auch Ihre königl. Hoheit Prinzessin Therese von Bayern beteiligt hatte, und zu der sich zahlreiche Mitglieder eingefunden hatten.

5. Der Vorsitzende teilt mit, daß am 24. Mai die Enthüllung des Denkmals für den ehemaligen Präsidenten der Gesellschaft, Hofrat v. Langer, in der Universität stattfinden werde.

6. Mit der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin wird auf Kosten der k. k. Hofbibliothek der Schriftentausch beschlossen.

7. Von der Familie des verstorbenen Ausschußmitgliedes, königl. Rat Felix Karrer, liegt ein Dankschreiben für die seitens der Gesellschaft bewiesene Teilnahme vor.

Bericht über die Wanderversammlung in Troppau und Jägerndorf.

Pfingstsonntag, den 31. Mai 1903, versammelten sich die Teilnehmer, darunter Landespräsident Graf Josef Thun-Hohenstein, Bürgermeister Dr. Rochowanski, Vize-Bürgermeister Dr. Krommer, Handelskammerpräsident Lemach, der Präsident der Gesellschaft, Hofrat Dr. Toldt, der Direktor des Kaiser Franz Joseph-Museums Dr. Braun, Prof. Dr. Thilenius und Dr. Seger aus Breslau, im Festsaale des Kaiser Franz Joseph-Museums. Handelskammerpräsident Lemach begrüßte die Erschienenen auf das herzlichste, indem er insbesondere den verschiedenen Privatsammlern den besten Dank dafür aussprach, daß sie durch ihre Unterstützung die im Museum veranstaltete Ausstellung prähistorischer und volkskundlicher Objekte ermöglicht hatten. Hierauf hielt der Landespräsident Graf Thun-Hohenstein eine Ansprache, in der er unter anderem hervorhob:

»So klein unser Land ist, so vielgestaltet, so mannigfach ausgebildet ist es in allen seinen Teilen. Ich hoffe, daß das hier Gebotene auf die Anwesenden anregend wirken und daß sich viel daraus finden lassen wird, was unsere Befriedigung zu erregen und die Aufmerksamkeit auf die vorzuführenden und zu erklärenden Gegenstände zu lenken imstande ist.

Sie können, meine hochverehrten Anwesenden, überzeugt sein, daß ich, soviel es in meinen Kräften steht, bestrebt sein werde, Ihren Intentionen zu folgen, daß ich bestrebt sein werde, wo ich von dem Ziel und Zweck Ihrer Bemühungen die besten Beweise habe, Ihnen in allen Stücken entgegenzukommen und daß ich Ihnen meine tatkräftigste Unterstützung immer angedeihen lassen will.«

Daran schloß sich die Begrüßung des Bürgermeisters Dr. Rochowanski, der auf die kulturhistorische Entwicklung des Landes einging. Auf die Begrüßungen erwiderte Hofrat Dr. Toldt folgendes:

»Ich muß vor allem anderen hervorheben, daß es mich aufrichtig freut, daß unserer Versammlung ein so reges Interesse entgegengebracht wird. Ein wesentlicher Rückhalt unserer Bemühungen ist es, daß wir seitens der hohen Regierung einer Unterstützung vergewissert sein können, so daß wir uns in der angenehmen Lage befinden, unser Werk auch von dieser Seite gefördert zu sehen. Ebenso habe ich aus der Begrüßungsansprache des Herrn Bürgermeisters der Stadtgemeinde Troppau entnommen, daß wir des Schutzes und der Unterstützung der Stadtgemeinde sicher sein können.«

Sodann gab Hofrat Dr. Toldt einen kurzen Überblick über die Einteilung und die Ziele und Aufgaben der Anthropologie und betonte die Wichtigkeit der Museen, deren Aufgabe es ist, der Forschung Material und den Besuchern Belehrung zu bieten. Besonders zu begrüßen sei es, daß das Museum für Kunst und Gewerbe in Troppau dieser Art der Volksbildung einen so großen Wert beilege und sich bereits in so erfreulicher Weise entwickelt habe.

Nach diesen Begrüßungen begaben sich die Teilnehmer zuerst in die prähistorische Ausstellung, in welcher Dr. Kulka an Hand der Funde nachfolgenden

Überblick über die Vorgeschichte Österr.-Schlesiens

gab:

Hochgeehrte Versammlung! Seitens der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, welche ihre diesjährige Wanderversammlung in Troppau abhält, wurde mir die ehrenvolle Aufgabe zuteil, Ihnen, sehr geehrte Damen und Herren, einen kleinen Überblick über die Vorgeschichte jenes Teiles von Schlesien geben zu dürfen, welcher unserer Monarchie angehört, und indem ich mir erlaube, Ihre freundliche Aufmerksamkeit für kurze Zeit in Anspruch zu nehmen, gestatten Sie mir gütigst, zunächst einige allgemeine Bemerkungen vorauszuschicken.

Die Beobachtung lehrt nämlich, daß der Mensch in seiner kulturellen Entwicklung auf die vielfachste Weise von den geologischen und klimatischen Verhältnissen, von einer gewissen Kulturstufe an auch von der geographischen Lage seiner Wohnsitze abhängig ist. Es steht dies damit im Zusammenhang, daß durch diese Verhältnisse zum großen Teil die Möglichkeit bedingt ist, seinen Existenzbedürfnissen gerecht zu werden, mögen sie nun in materiellen oder idealen Gütern bestehen. Um diese Beobachtung auf ihre Stichhältigkeit zu prüfen, bedarf es bloß einer näheren Betrachtung der Stellung, welche die Alpen als Faktor für die kulturelle Entwicklung Mitteleuropas einnehmen. Von welcher einflußreichen Wichtigkeit sind nicht die durch sie hervorgerufenen klimatischen Verhältnisse auf unsere Lebenshaltung, wie lange dauerte es nicht, bis die vorgeschrittenere südeuropäische Kultur den Weg nach dem Norden fand, und heute noch müssen wir trotz der hohen Entwicklung der modernen Technik die größte Mühseligkeit bei ihrer Anwendung aufbieten, um die Kulturverbindung zwischen Norden und Süden aufrecht zu erhalten. Die Behauptung dürfte daher nicht allzu gewagt sein, daß Mitteleuropa ohne die Alpen zurzeit ein noch höher stehendes Kulturbild bieten würde, und um dessen Kolorit nur einigermaßen anzudeuten, sei auf die Veränderungen hingewiesen, die im nördlichen Mitteleuropa in dem Momente eintraten, da es dem Menschen gelungen war, gebahnte Wege über die Alpen zu legen, und die römische Kultur wie der warme, belebende Hauch des Südwindes nach dem Norden vordrang.

Von dem eben skizzierten Gesichtspunkte läßt sich unschwer sagen, welche Faktoren für unser Ländchen ins Gewicht fallen, und wir denken da zunächst an den waldreichen Urgebirgsstock des Altvaters, welcher den westlichen Teil nach dem Süden absperrt, mit seinen nördlichen Ausläufern jedoch allmählich in die norddeutsche Tiefebene eingreift, im Osten an die Beskiden mit ihren etwas steileren Abhängen, welche einen Wall nach dem Osten, teilweise gleichfalls nach dem Süden bilden. Zwischen beiden Gebirgsgruppen liegt jene schmale Einsenkung, welche jetzt das Tal der Oder einnimmt. In der älteren Eiszeit stellten sich diese als Mauer dem großen nordischen Eisstrome entgegen, welcher knapp an sie stieß und mit seiner

Zunge in das Odertal hineinreichte. In der jüngeren Eiszeit nahmen ihre Hänge jene mächtigen Lößlager auf, in welche die aus den Seitentälern kommenden Nebenflüsse der Oder, Oppa und Olsa ihr Bett wühlten und welche wegen ihrer Fruchtbarkeit, ihrer geringen Höhe und der Nähe des Wassers alle Eignung für die Besiedlung boten. Der Altvaterstock und die Beskiden scheinen dagegen bislang vom menschlichen Fuße für den dauernden Verbleib gemieden worden zu sein und ein Hindernis für das Vordringen kultureller Einflüsse vom Süden her gebildet zu haben. Alles spricht daher dafür, daß die Vorgeschichte Österr.-Schlesiens in engerem Zusammenhang mit den Kulturkreisen steht, die wir in dem angrenzenden Preußisch-Schlesien bis in die Lausitz finden. Nur einzelne wenige Importe, freilich umgeben von dem dazugehörigen Inventar einer ganzen Ansiedlung, weisen auf den Süden und Südosten Europas hin, aus dem sie auf dem alten Wege längs der March und Oder zu uns gelangt sein dürften. Mit diesen Bemerkungen indes greife ich, wie ich sehe, schon vor, und ich möchte es daher vorziehen, mich an jene zeitliche Reihenfolge zu halten, welche in der Behandlung der Vorgeschichte gepflogenerweise beobachtet wird.

Die Frage, welche die geehrte Versammlung nun an mich richten wird, ist wohl die: Seit wann gibt es Menschen in unserem Lande und auf welcher Stufe befanden sich seine ältesten Bewohner? Da erlaube ich mir nun zu erwidern, daß die Beantwortung dieser Frage zum großen Teile von dem Glücke abhängt, mit welchem Funde zutage treten und der Konservierung zugeführt werden. So sind z. B. Funde, wie sie in dem benachbarten Mähren bereits zu Tausenden gemacht wurden und welche Zeugnis für die Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammut geben, in Österr.-Schlesien wenigstens bisher mit Gewißheit nicht bekannt geworden. Doch sind Mammutreste in der Gegend von Troppau (Ziegeleien in Kathrein) und Teschen konstatiert und mag der Nordrand Österr.-Schlesiens, insbesondere seines östlichen Teiles, in der jüngeren Eiszeit und wohl auch noch späterhin vielfach sumpfig gewesen sein, so wären wohl die höheren Flußufer immerhin für den menschlichen Aufenthalt geeignet gewesen. Anderseits mag das Mammut, wie aus der Seltenheit der Reste zu schließen ist, hier nur sporadisch vorgekommen sein, so daß es dem Menschen kaum verlohnte, ihm bis hierher nachzujagen. Ungeachtet dessen wäre es doch auch nicht vollständig ausgeschlossen, daß in der Begleitung solcher Reste eines Tages menschliche Artefakte oder andere Anzeichen für die Anwesenheit des Menschen sich finden. Für diese Möglichkeit käme ganz besonders die Gegend von Troppau, Jägerndorf, Hotzenplotz und Teschen in Betracht und es wäre in denselben erhöhte Aufmerksamkeit dem Vorkommen eiszeitlicher Tierreste zuzuwenden.

Auch Spuren jenes späteren Menschen, der sich als hervorragender Bärenjäger kennzeichnet, und jener Tierwelt, deren Existenz unter anderem in den Stramberger Höhlen, also gleichfalls in verhältnismäßig großer Nähe von der Stelle, an der wir uns soeben befinden, festgestellt wurde, konnten bisher mit Sicherheit nicht nachgewiesen werden. Ein Reißzahn vom Höhlenbär, der mir einmal von dem früheren Gasthausbesitzer Matzke auf dem Burgberg bei Jägerndorf gezeigt wurde und daselbst in der Nähe der Oppa gefunden worden sein soll, scheint in der Provenienz nicht ganz festzustehen.

In positiver Weise läßt sich die Anwesenheit des Menschen in Österr.-Schlesien erst in verhältnismäßig später Zeit, nahezu erst am Ausgange der neolithischen Kulturperiode behaupten. Die hervorragendste Stellung nimmt hier Kreuzendorf ein, dessen Gutshof aus den dort aufgedeckten Wohngruben Jahre hindurch eine Unmenge von Gefäßresten, Tierknochen, Knochen-, Feuerstein- und anderen Steingeräten lieferte.

Solcher Wohngruben, gewöhnlich in Sackform, wurden eine große Zahl gefunden. Sie waren leicht dadurch zu entdecken, daß sie sich durch ihren kohlengeschwärzten Inhalt, welcher häufig auch rotgebrannten Hüttenbewurf barg, von der sie umgebenden helleren Erde deutlich abhoben.

Ganze Gefäße wurden verhältnismäßig selten zutage gefördert. Doch ließen sich aus den Resten viele Formen rekonstruieren. Da sind zunächst die großen, kesselförmigen Gefäße mit ihren oft 1 *cm* und noch stärkeren Wänden. Sie charakterisieren sich dadurch, daß sie, wenig ausladend, sich nach oben erweitern und ohne Profilierung direkt in den Öffnungsrand enden, welcher entweder ein wenig verdickt oder an der Außenseite mit einer dünnen Leiste umzogen ist. Um die Öffnung läuft gewöhnlich eine Reihe runder oder viereckiger, mit einem Instrumente oder den Fingern erzeugter Eindrücke. Der Ton dieser großen, gleich den anderen am offenen Feuer gebrannten Gefäße, welche wohl vornehmlich zum Kochen sowie zur Aufbewahrung von Getreide und ähnlichen Gegenständen gedient haben mochten, ist stark mit Kies vermengt.

Eine höhere Formenentwicklung zeigen die kleineren Gefäße, deren Material auch größere Feinheit besitzt. Bei den größeren bemerken wir einen mehr oder minder ausgebauchten Unterteil, auf dem ein nach unten ein wenig konisch verlaufender Hals sitzt. An der größten Peripherie des Gefäßkörpers befinden sich zwei und auch mehrere Schnurhenkel mit quergestellten Löchern. Doch finden sie sich auch an der Übergangsstelle von Hals und Unterteil. Auch kommen an einem Gefäße Buckel und Henkel vor, offenbar um es aufhängen oder auch von einem Standorte zum anderen wegheben zu können. Einzelne tragen auch ein eingeritztes Ornament, dessen Grundmotiv das Dreiecksband ist. Hie und da läßt sich auch ein Pflanzenornament, ein Ästchen — nadelholzähnlich oder mit daransitzenden Blättern — beobachten.

Von kleineren Gefäßen sehen wir Töpfchen von ähnlicher Form wie die größeren Töpfe, halbkugelförmige Schalen mit einem seichten Eindruck am Boden, um ihnen Standfestigkeit zu geben, und namentlich schön geformte Näpfe mit mehr oder minder hoch aufsteigendem Henkel. Für ihre Größe sind letztere verhältnismäßig dickwandig und nur die selteneren, graphitgeschwärzten Schalen besitzen dünnere Wände. Während diese immer unverziert sind und nur auf den Henkeln eine oder mehrere Rinnen aufweisen, ist der Körper der ersteren durch Längsrinnen melonenartig eingeteilt.

Vereinzelt steht eine mittelgroße »Buckelurne«, wie sie besonders der Lausitz eigen ist. Sie läßt die Annahme zu, daß die Kreuzendorfer Ansiedlung bereits nahe an das Ende der neolithischen Zeit fällt.

Eine Besonderheit bilden auch zwei Tongeräte, deren Form sich am besten mit einem kurzen Sprachrohr mit sehr weiter Schallöffnung vergleichen läßt und die man auch von anderwärts, so aus Hannover, kennt. Doch ist ihr Zweck noch nicht aufgeklärt. Von einzelnen für Trommeln gehalten, werden sie wohl wegen der an ihnen befindlichen ösenartigen Schnurhenkelchen mehr in Verbindung mit anderen Gefäßen zu denken sein, denen sie, aufgehängt, als Untersätze dienten, oder auf die sie, etwa zu Dampfabzügen benutzt, angebunden wurden.

Nebst der Menge von Gefäßbruchstücken kam in den Wohngruben auch eine große Zahl von Spinnwirteln und von Netzsenkern aus Ton vor, in der Form einer vierkantigen Pyramide, einer Walze oder plattgedrückten Kugel. Der Hauptteil des Inhaltes der Wohngruben bestand aber außerdem aus einer Unzahl von Tierknochen, unter denen sich auch viele bearbeitete Stücke, als Pfriemen, Ahlen, Flachmeißel und sogar Hammerbeile befanden. Aus ihnen ließen sich elf zahme und sieben wilde Tierarten konstatieren. So war das Rind bereits in vier Rassen und sonst hauptsächlich noch das Pferd, das Schaf, das Huhn und die Ente sowie der allgemein verbreitete Torfhund vertreten. von wilden Tieren der Edelhirsch, mit besonders stark ausgebildeten Geweihen, das Reh, die Fischotter, der braune Bär, vereinzelt der Biber und eine Fischart. Genossen wurden die Tiere teils gekocht, teils gebraten.

Die Überreste von Pflanzen beschränken sich auf die vielen Gerstenhülsen, mit denen der Lehm zum Hüttenbewurf der größeren Haltbarkeit wegen vermengt wurde. Sie sowie Mahlsteine aus Granitfindlingen und Quetschsteine sprechen dafür, daß die Kreuzendorfer sich schon in neolithischer Zeit mit Ackerbau beschäftigten.

Das Steingerät endlich besteht aus Feuersteinmessern, Schabern und Sägen, selten Pfeilspitzen, Flachmeißeln aus Chloritschiefer und Grauwacke, vereinzelt auch aus Hornstein, ferner Hammerbeilen und Äxten, gleichfalls zumeist aus Chloritschiefer.

Ähnliche Werkzeuge aus Stein und Gefäßfragmente wie in Kreuzendorf fanden sich auch auf dem Burgberg bei Jägerndorf und, wie es heißt, soll es hier auch Wohngruben gegeben haben. Wir hätten es also daselbst mit einer gleichalterigen Ansiedlung zu tun. Dagegen dürfte der Schlackenwall, welcher bis zum Beginne der siebziger Jahre den Burgberg krönte, einer späteren Zeit zuzurechnen sein.

An die Kreuzendorfer Ansiedlungen schließen sich dem Alter nach die Wohnstätten auf dem Hügelrücken an, der sich hinter dem Dorfe Kathrein bei Troppau nach Osten bis gegen Hoschütz hinzieht. Durch das Vorkommen von Wohngruben und zahlreichen Steingeräten, ähnlich denen von Kreuzendorf, werden sie gleichfalls als der neolithischen Stufe angehörig gekennzeichnet. Zeitlich näher bestimmt werden sie jedoch durch das Auftreten von Bronze in Form einer Dolchklinge mit halbkreisförmigem Griffende, eines Flachbeiles mit dünnen Randleisten, ähnlich jenen, die das Breslauer Museum aus dem Piltscher Depotfund verwahrt, mehrerer Bruchstücke von dünndrähtigen Ringen und Spiralröhrchen und durch die eigenartige Keramik, aus welcher eine Reihe fragmentarischer flacher Schalen auf einem hohen, hohlen, nach unten sich erweiternden Fuße, deren alleinige Verzierung in gruppenweise oder fortlaufend gesetzten Wärzchen oder

Einkerbungen besteht, kugelförmige Töpfchen mit geradem, nur mäßig geschweiftem Hals, an dessen Rand ein einzelner, stielförmiger, ein wenig nach aufwärts gerichteter Henkel mit nach abwärts gebogenem Ende sitzt, und eine Unzahl von Gefäßbruchstücken mit regelmäßig noch aufsitzenden, wulstigen Henkeln und abgeschliffenen Rändern hervorzuheben sind, die wahrscheinlich zum Glätten der Gefäße benützt wurden. Abgesehen von dem tatsächlichen Vorkommen der Bronze, wird man durch die oben charakterisierten Gefäßformen veranlaßt, die Besiedlung Kathreins an das Ende der neolithischen und den Beginn der Bronzeepoche zu setzen. Örtlich weisen die Fußschalen auf Kulturzusammenhänge mit dem Südosten, einige andere Fragmente, wie eines Glockenbechers und eines Kragenfläschchens, mit dem Norden hin.

Auffällig ist die Seltenheit von Tierknochen, die wir in so großen Massen in Kreuzendorf antrafen. Es dürfte daher der Schluß gestattet sein, daß die ältesten Vorbewohner Kathreins vornehmlich sich mit Ackerbau beschäftigten.

Aus Kathrein (Nesnals Ziegelei), nahe der Piltscher Straße, besitzen wir auch einige Skelette, welche sich nach Mitteilung Ernst Walentas, k. k. Finanzwachassistenten, dem die Aufsammlung der meisten Objekte zu danken ist, in Hockerlage fanden.

In die gleiche Zeit dürften die Spuren einer Ansiedlung im Hraballaeinschnitt zwischen Kreuzendorf und Wawrowitz und aus einer Lokalität bei Schlakau zu datieren sein, von welcher in jüngster Zeit ebensolche Henkelfragmente wie aus Kathrein bekannt geworden und hier zur Schau gestellt sind.

Einem jüngeren Abschnitt der Bronzeperiode gehören die Funde von Gurschdorf bei Freiwaldau und Branka bei Troppau an, ersterer aus einem Flachbeil mit dünnen Randleisten, jedoch von anderer Form als das Kathreiner Stück, einer Sichel, einer Fingerspirale und zwei Hohlkelten, letzterer vornehmlich aus mehreren Armringen bestehend. Der Brankaer Fund, dessen Bestandteile wir heute zu besichtigen Gelegenheit haben, ist der reichste und besterhaltene seiner Art, der bisher in Österr.-Schlesien gemacht wurde.

Vereinzelte neolithische Funde besitzen wir noch aus der Gegend von Troppau, Skrochowitz, Groß-Kunzendorf und vom Wolfsgrundberg bei Jägerndorf.

Ältere Hallstattzeit bezeichnen die Flachgräber von Kreuzendorf, deren einige vor zirka zehn Jahren unmittelbar hinter der Eisenbahnhaltestelle aufgedeckt wurden. In einem mit einer Schüssel überdeckten Aschenbehälter (Schüssel oder Urne) enthielten sie fast regelmäßig kleine Bronzebeigaben, gewöhnlich Bruchstücke von glatten oder torquierten Armbändern, oder von Ringen aus Draht, aber auch zwei eiserne Nadeln mit kugeligem Kopf, die ältesten Eisenfunde Österr.-Schlesiens. Bemerkenswert ist ein Gefäßfragment, dessen Verzierung in einem tief eingeritzten, geradlinigen Mäander besteht, während das sonstige Ornament Dreiecksband oder eine einfache Zickzacklinie bilden. Diesen Gräberfunden ungefähr gleichzeitig dürften die drei Gefäße des hiesigen Museums sein, als deren Fundort Groß-Ellgoth bei Teschen bezeichnet erscheint.

Jüngere Hallstattzeit vertritt das Gräberfeld an der Ostseite der Schellenburg bei Jägerndorf und der dieselbe umgebende, noch heute in seinen Spuren deutlich erkennbare Wall, dessen Inneres die in Schichten von Asche und rotgeglühten Steinen gebetteten Reste einer aus Eichenbalken und Lehmlagen errichteten Palisadenmauer birgt. Der ganze Reichtum des einstmals sehr ausgedehnten Gräberfeldes beschränkt sich heute auf eine Reihe oft auf das geschmackvollste mit abwechselnden Dreiecks-, Punkt- und Strichreihen gezierter Gefäße vornehmlich vom Typus der Buckelurne, deren größere Zahl das Scherschnik-Museum in Teschen und das Franzens-Museum in Brünn verwahren, und einige Bronzen im hiesigen Franz Josephs-Museum, unter denen das Hauptstück ein im Mittelfelde reich mit eingravierten Kreisen, Punkt- und geradlinigen Strichreihen, am Rande mit gestrichelten Dreiecken verziertes Gürtelblech bildet. Das größte, welches bisher bekannt wurde, bietet es manche Analogien zu ähnlichen Zierstücken aus Oberitalien und von der Insel Euböa, nimmt aber anderseits auch eine gewisse Sonderstellung ein. Das Franz Josephs-Museum darf jedenfalls stolz sein, es zu besitzen.

Das Gräberfeld ist nur mehr an den zahlreichen, daselbst zerstreut vorfindlichen Gefäßfragmenten erkennbar. Nach Berichten aus den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts und Grabungen, die ich selbst vornahm, charakterisierten die Gräber sich als Erdhügelgräber mit Pflasterschüttung, auf welcher ein Aschengefäß mit einigen Beigefäßen stand, die entweder mit einer Stein- oder Tonplatte überdeckt waren. Eine mehrere Quadratmeter große Stelle, an welcher das Erdreich zirka 50 *cm* tief rot gebrannt aussah und ganz pulverig war, dürfte als Krematorium zu erklären sein.

Authentische Funde aus der La Tène- und römischen Zeit wurden bisher in Österr.-Schlesien nicht bekannt. Vor Jahren kam mir ein römischer Mosaikziegel in Form einer abgestutzten sechskantigen Pyramide zu Gesicht, welcher in der Nähe von Hotzenplotz aufgelesen worden sein soll. Erinnert man sich, daß römische Legionen vor dem Aufstande der Markomannen vom Norden her bis an die Grenze des hercynischen Gebirges vordrangen und in der Umgebung von Leobschütz und Ratibor tatsächlich zahlreiche römische Münzen sowie andere Antikaglien aufgesammelt wurden, so wird man auch in Österr.-Schlesien, namentlich am Unterlaufe der Oppa und längs der Oder, mit der Zeit das Bekanntwerden wenigstens vereinzelter römischer Funde erwarten dürfen.

Mag auch das prähistorische Material aus Österr.-Schlesien dem anderer Länder unserer Monarchie oder des nachbarlichen Preußisch-Schlesien an Menge nicht standhalten, so bietet es doch genug des Wertvollen, um es nicht unbeachtet zu lassen. In seiner Stellung zwischen dem nördlichen und den Ausläufern des südlichen Kulturkreises Europas und an der Eingangspforte der slavischen Einströmung nach Österreich gelegen, hat Österr.-Schlesien alle Prädestination für sich, uns noch manchen interessanten und wichtigen Aufschluß auf prähistorischem Gebiete zu liefern. Aufgabe aller maßgebenden Faktoren wird es daher sein, der systematischen Aufsammlung der Funde und ihrer dauernden Erhaltung für die Wissenschaft ihre ganze Aufmerksamkeit zu widmen. Auf heimatlichem Boden ist der Anfang bereits durch die hier zur Schau gebrachten Objekte gemacht. Der Anthropologischen Gesellschaft wird es hohe Genugtuung bereiten, wenn sie mit der Abhaltung der diesjährigen Wanderversammlung in Troppau nicht nur Belehrung für sich geschöpft, sondern auch eine nachhaltige Anregung zu weiterer Tätigkeit in der eben bezeichneten Richtung gegeben haben wird.

Daran knüpfte Dr. Seger folgende Bemerkungen:

Nicht jedes Stein- oder Knochengerät ist ein Erzeugnis der Steinzeit. Auch lange nach dem Aufkommen der Metalle blieben Steinwerkzeuge in Gebrauch. Immerhin wäre eine genauere Untersuchung der alten Steingeräte Schlesiens höchst verdienstlich. Der Vergleich der schlesischen Bronzefunde mit denen anderer Länder findet nur vereinzelt Anknüpfungen im Norden, häufiger schon in Ungarns Bronzeschätzen.

Aber Schlesien gehört augenscheinlich nicht zu jenen Gebieten, welche sehr lange an einer reinen Bronzekultur Genüge fanden und dem Eindringen des Eisens auffallend lange verschlossen blieben; vielmehr gesellt sich hier früh zu der Bronze das Eisen.

In diesem Punkte und auch in dem Formenschatz seiner meisten Bronzefunde fällt Schlesien unverkennbar in den Wirkungsbereich der sogenannten Hallstattkultur, deren Wurzeln man immer deutlicher nach Italien, zum Teil selbst bis Griechenland südwärts zu verfolgen vermag, so daß das Gräberfeld der alten Salzbergleute am Nordfuß des Dachsteins, auf der steilen Talstufe über dem Hallstätter See keineswegs einen selbständigen schöpferischen Brennpunkt jener Kultur bezeichnet, sondern eine starke Fußspur des vom Mittelmeer ins Herz des Erdteiles vordringenden Fortschrittes der Gesittung. Noch bleibt eine gewaltige Arbeit zu leisten in der genauen Vergleichung der Menge von bronzenen Äxten und Hämmern, von Armringen und Nadeln, von Messern und den seltenen Dolchen und Schwertern.

Aber in vielen Punkten sind die Fäden der Zusammenhänge schon nahezu an den Ursprung zurückverfolgt.

Wie schon die jüngere Steinzeit, die Fesseln der Örtlichkeit sprengend, aus der Ferne manches Hilfsmittel heranzog, so ist sicher der Fortschritt zum Gebrauch der Metalle für Schlesiens vorgeschichtliche Bewohner ganz ein Geschenk des Verkehres mit rascher entwickelten südlichen Ländern gewesen.

Aber nicht das Werk eines entscheidungsvollen Augenblickes, sondern langsamer, tropfenweise eindringender Einwirkungen war der Übergang zur Stufe der Metallkultur. Zuerst scheint das Kupfer dem Steingerät zur Seite getreten zu sein, doch ohne durchgreifenden Erfolg. Nur ganz wenige, anscheinend Steinwerkzeugen nachgebildete Kupfermeißel sind in Schlesien gefunden worden.

Der ganzen, das letzte Jahrtausend v. Chr. füllenden Epoche gehört die überwiegende Menge der Urnenfriedhöfe Schlesiens an. Mit der Einführung der Metalle trifft in Schlesien zusammen der Übergang zur Feuerbestattung. An zahlreichen Punkten der schlesischen Ebene und des Hügellandes, meist in trockener, vor Überflutung gesicherter Lage sind in geringer Tiefe unter der Oberfläche Urnen gefunden worden, oft zahlreich, aber nicht allzu eng vereint, meist in etwa 2 *m* Abstand, bald frei im Boden stehend, bald von einer schützenden Steinpackung umgeben. Nicht alle Urnen enthalten Überreste menschlicher Gebeine, vielmehr sind der wirklichen Grab-

urne in der Regel eine Menge kleinerer leerer Gefäße beigegeben, Krüge, Näpfe, Schalen, Flaschen, irdene Klappern in Form von Flaschen etc., in deren Innerem eingeschlossene Steinchen rasseln. Auch in der Anlage und Ausstattung dieser Urnenfelder weist manches nach Süden.

Der zusammenhängende Bereich ihrer dichteren Verbreitung beginnt in Steiermark und Ungarn, um durch Österreich, Mähren und Böhmen nach der norddeutschen Ebene sich hinzustrecken bis an die Ostsee. Aber in der Formgebung, welche ohne Anwendung der Drehscheibe schon zu kunstvoller Vollkommenheit fortschreitet, und in dem Farbenschmuck dieser Gefäße machen sich viel deutlicher provinzielle Eigentümlichkeiten geltend. Man unterscheidet gewisse Typen, die immer nur ein enger begrenztes Gebiet beherrschen. Besondere Aufmerksamkeit hat durch die Menge seiner Erzeugnisse wie durch den Reichtum seiner Formen und seiner zeichnerischen Ausschmückung der Lausitzer Typus erweckt. Seine Gefäßformen, z. B. die Buckelurnen, und seine Zeichnungsmuster gewinnen auch in Nieder- und Mittelschlesien links der Oder eine ansehnliche Verbreitung, während eine besondere Art gemalter Tongefäße den Schwerpunkt ihres Vorkommens in Mittelschlesien zu haben scheint, wogegen als eine von Mähren hereindringende, in der Lausitz viel seltener wahrnehmbare Behandlungsweise der Gefäße das Anreiben mit Graphit erscheint, wodurch eine nahezu metallisch glänzende, schwarze Oberfläche erzielt wurde.

Wie die Sonderung solcher in selbständiger landschaftlicher Entwicklung erwachsenen Urnentypen für die eigene künstlerische Leistungskraft der Bevölkerung, die sie schuf, Zeugnis ablegt, so wird auch für die Gewinnung und Verarbeitung des Eisens in Norddeutschland ziemlich frühe der Drang nach eigenem Schaffen sich geregt haben, wenn auch die Vorbilder noch lange der Fremde entlehnt wurden.

* * *

Nach der Besichtigung der prähistorischen Ausstellung wurde unter der Führung des Direktors Dr. Braun und mehrerer Troppauer Herren ein Rundgang durch das Museum unternommen.

In dem Saale, in welchem die tibetanische Sammlung des Herrn H. Leder aufgestellt war, machte derselbe nachstehende Mitteilungen.

Über den Buddhismus in Tibet.

Anschließend an die Vorträge meiner Herren Vorredner erlaube ich mir Ihnen über Buddhismus einige Erklärungen zu geben und will Sie in erster Linie in das Land Tibet einführen, welches ein ungeheures, mannigfach abgestuftes Hochland zwischen dem Himalaya und Karakorumgebirge ist. Trotzdem ein lebhafter Handelsverkehr mit Hochasien, Indien und China herrscht, ist doch dieses Nebenland Chinas Fremden verschlossen. Tibet ist der Kirchenstaat der buddhistischen Welt, eine Hierarchie, an deren Spitze der Dalai-Lama steht, und zwar — möchte ich sagen — als eine Art chinesischer Vasall.

Die tibetanische Sprache gehört zu den einsilbigen Sprachen Hinterasiens und wird mit einer altertümlichen Form der Devanagarischrift geschrieben. Die Literatur besteht fast nur aus Übersetzungen sanskritischer Originale, vorzugsweise buddhistischer Schriften. Die Hauptlehren des Buddhismus waren, daß es ein höheres Wesen gibt, welches unsichtbar, weise, gerecht, gütig, barmherzig und allmächtig die Welt regiert, und daß der Mensch durch Tugend zur Seligkeit und zur Vereinigung mit dem höchsten Wesen, welches Nirwâna heißt, gelangt, während die Seelen der bösen Menschen verschiedene Tierkörper durchwandern müssen.

Besonders beachtenwert ist die Entwicklung, welche Buddhas Lehre in Tibet fand. Neun Zehntel aller Buddhisten der Gegenwart dürften dem Buddhismus in der Gestalt anhängen, welche ihm in Tibet, und zwar vornehmlich durch den Mönch Tsonkhapa (XIV. Jahrhundert) und seine Nachfolger gegeben wurde. In den Geboten des Tsonkhapa sind der Glaube an Buddha und seine Wahrheiten sowie Gebete und Opfer an ihn als unumgänglich notwendig dargestellt als charakteristische Zeichen für einen Anhänger des Buddha. Es darf dies jedoch nicht in dem Sinne aufgefaßt werden, als ob der Glaube an einen einzigen Buddha verlangt werde. Man soll glauben, daß Erlöser erschienen sind und erscheinen werden, daß die Erlöserwürde jeder Mensch erreichen könne, daß der Buddha die höchste Intelligenz wie die größte, durch nichts erreichte Kraft besitze. Dem Gebete wird eine magische Kraft über die Gottheiten zugeschrieben, während es ursprünglich den Zweck hatte, Buddha zu preisen und im Betenden den Wunsch zu erregen, er möge selbst einst zu gleicher Vollkommenheit gelangen. Schon Gebete machen die Gottheiten dienstbar; gesichert wird der Erfolg durch Verrichten gewisser, sehr umständlicher Zeremonien,

bei denen jetzt der Priester mitwirken muß, dessen man ursprünglich so gut wie der gütigen Gottheit entraten konnte. Eine weitere, wesentliche Neuerung ist die Lehre von drei Graden der Belohnung und Glückseligkeit. Schon die Prasanga hatten neben dem Nirwâna als der vollkommenen Vernichtung aller Existenz und der Verbindungen hierzu eine Region »der Freude«, welche »Sukhawati« genannt wird, eingeführt, in welche man emporsteigt, wenn man zwar noch nicht vollkommen, nur durch fast übermenschliche Anstrengung zu erringende Einsicht und Weisheit erlangt, aber sich doch würdig gemacht hat, der Wiedergeburt überhoben zu werden. Die Tibetaner führen nun als unterste Stufe ein: Wiedergeburt unter den »guten Wegen«, d. h. als Gott oder Mensch, so daß die schlechten Wege als Tierungeheuer oder in der Hölle erlassen sind. Es sollen nach einer in Tibet im XV. Jahrhundert entstandenen Lehre einzelne Gottheiten zum Heile der Menschheit menschliche Form annehmen und in dieser für die Ausbreitung der Lehre und ihre Befolgung wirken. Am meisten Ansehen genießt unter diesen Verkörperungen Padmapani, der im Dalai-Lama einen menschlichen Körper bezieht. Der Buddhismus war bereits im III. Jahrhundert v. Chr. Staatsreligion in Indien und verbreitete sich von da nach Afghanistan und Baktrien sowie nach Ceylon und Java. Vom Brahmanismus aus Vorderindien nach und nach verdrängt, fand er in Hinterindien, von da in China, wo der Buddhismus Fo genannt wird, dann in Japan, Tibet und in der Mongolei Eingang. Während so der Buddhismus in China eine immer größere Ausdehnung gewinnt, fehlt es ihm anderseits auch nicht an Gegnerschaft, die hin und wieder mächtig genug ist, seine Existenz in Frage zu stellen.

Mit dem Buddhismus tritt uns zum erstenmal ein fremdes Element entgegen, dem es gelingt, in die nach außenhin streng abgeschlossene und allem Fremden abgeneigte chinesische Kulturwelt einzudringen, sich in ihr einzubürgern und bis zu einem gewissen Grade mit ihr zu verschmelzen. Um jedoch die erstaunliche Ausbreitung des Buddhismus in China zu verstehen, muß man einerseits wissen, in welcher Gestalt er dort eingeführt wurde und wie er sich zu den ihm bis dahin fremden Anschauungen, auf die er einwirken wollte, zu stellen wußte; anderseits ist es auch nötig, den Boden zu kennen, der bestimmt war, die neue Saat aufzunehmen.

Daß der Buddhismus nicht mit einem Schlage, sondern nur langsam und wohl kaum vor dem IV. Jahrhundert n. Chr. in China einigermaßen heimisch zu werden vermochte, ist begreiflich genug, laufen doch seine Lehren allem, was den Chinesen zum Chinesen macht, zuwider. Die sprichwörtliche Geschäftigkeit und der rastlose Gewerbefleiß des Chinesen und der beschauliche Quietismus der Jünger Buddhas sind Gegensätze, die einander von vornherein auszuschließen scheinen. Ebensowenig konnte das pessimistische Asketentum, welches in der schließlichen Erlösung von den Leiden der Wiedergeburten, in der Verneinung des Willens zum Dasein den höchsten, ja einzigen Zweck des Daseins sieht, auf ein entgegenkommendes Verständnis von seiten des nüchternen, praktischen Chinesen rechnen, der, weit entfernt, die Annehmlichkeiten des Erdenlebens gering anzuschlagen, vielmehr seine ganze Kraft und Tätigkeit daransetzt, sich und seinen Nachkommen das höchsterreichbare Maß materiellen Wohlstandes zu erringen. Vor allem andern mußte ihm das Gebot des Zölibats, dessen Beobachtung der Buddhismus wenigstens von denen, die sich dem geistlichen Stande weihen wollen, verlangt, vollends ein Greuel sein, da bekanntlich jeder Chinese Kinderlosigkeit für das größte Unglück hält — eine Anschauung, die in dem Ahnenkultus psychologisch begründet ist, da, wer ohne Nachkommenschaft zu hinterlassen, stirbt, nach seinem Tode weder eine dauernde Ruhestätte noch sonstige Fürsorge findet und als obdachloses Gespenst umherirren muß. Kindersegen, Reichtum und langes Leben sind die son-fuh, die drei Glücksgüter, auf deren Erlangung sein ganzes Streben gerichtet ist — Dinge, für die dem reinen, unverfälschten Buddhismus jedes Verständnis abgeht. Wenn es ihm trotz alledem gelang, diese anscheinend unversöhnlichen Gegensätze zu überbrücken, so ist das nur einer der vielen Beweise für die erstaunliche Anpassungsfähigkeit dieser so eminent propagandistischen Lehre, die, wo es gilt, Hindernisse, die ihrer Verbreitung im Wege standen, zu beseitigen versteht.

Zu der Zeit seiner Einführung in China hatte der Buddhismus die erste und folgenschwerste seiner Metamorphosen bereits hinter sich; der ursprünglich atheistischen Lehre Buddhas zum Trotz hatte er die brahmanischen Götter seinem System einverleibt und sich dadurch zu einem regelrechten Polytheismus umgestaltet. Nachdem dieser erste Schritt getan war, lag der fernere Weg klar vorgezeichnet da. Anstatt die fremden Religionen, mit denen er in Berührung kommt, mit Feuer und Schwert auszurotten, zieht er es vielmehr vor, sie sich auf friedlichem Wege zu unterwerfen, indem er ihren Göttern unter Anerkennung und Belassung ihrer Besitztitel gastliche Aufnahme in seinem Pantheon gewährt. Das hat er in Indien mit dem Brahmanismus, in Tibet

und der Mongolei mit dem Schamanismus, in Japan mit dem Schintoismus getan, und genau dasselbe Verfahren befolgte er auch in China. Hier aber fand er obendrein in der Beschaffenheit der herrschenden religiösen Anschauungen Verhältnisse vor, die seiner Propaganda nur Vorschub leisten konnten.

Schon in ihrer frühesten, uns zugänglichen Periode weist die Religion der alten Chinesen zwei gesonderte Elemente auf: auf der einen Seite eine Art Naturreligion, nach der das ganze Universum als von Geistern mit dem Shang-ti, als »dem höchsten Herrn«, an der Spitze bewohnt und beherrscht erscheint, und auf der anderen Seite die Ahnenverehrung. Der Kultus der Naturgeister liegt ausschließlich in den Händen des Reichsoberhauptes, der Lehensfürsten und der Beamtenhierarchie. Eine Priesterkaste gibt es nicht, vielmehr sind die priesterlichen Funktionen ein Privilegium der regierenden Klasse. Die Inhaber der Regierungsgewalt sind die einzigen Kultusberechtigten, und zwar stehen die priesterlichen Funktionen in einem festen und streng geregelten Verhältnis einerseits zum Range und amtlichen Wirkungskreis ihres Trägers, anderseits aber auch zu dem Range und der Stellung der Geister, auf die sich die Ausübung der priesterlichen Tätigkeit bezieht. So ist einzig und allein das Reichsoberhaupt als Vertreter des Himmels berechtigt, dem Himmel und der Erde, den über den Erdboden und die Saaten des Reiches herrschenden Schutzgeistern und den heiligen Bergen und Strömen des Reiches Opfer darzubringen, während die priesterlichen Funktionen der Lehensfürsten auf die entsprechenden Schutzgeister innerhalb des von ihnen beherrschten Gebietes und die der Großwürdenträger auf die fünf häuslichen Laren beschränkt sind. Für das eigentliche Volk sind sowohl der Shang-ti, wie auch das ganze Heer der übrigen Naturgeister unnahbar und unerreichbar, es ist von jeglichem unmittelbaren Verkehr mit ihnen, sei es durch Opfer, sei es durch Gebet, ausgeschlossen und nimmt überhaupt keinen Anteil am öffentlichen Kultus. Zwar steht auch das Volk wie jeder einzelne unter dem Schutz jener das Universum beherrschenden, übernatürlichen Mächte, aber es genießt deren Schutz nur durch die Vermittlung und auf die Fürbitte der Obrigkeit. Der gemeine Mann hat auf diese Weise keine andere religiöse Zuflucht als die Manen seiner verstorbenen Vorfahren, deren Wirkungskreis jedoch, zunächst wenigstens, auf das Wohl und Wehe des eigenen Hauses, der eigenen, noch am Leben befindlichen Nachkommen beschränkt bleibt. So war denn schon in jener Zeit die Verehrung der Naturgeister lediglich die Religion der regierenden Klassen, die Staatsreligion, während die Ahnenverehrung so recht eigentlich die Religion des Volkes war. Im Gegensatz zum offiziellen Kultus der Staatsreligion trug der Ahnenkult ein intimeres und innigeres Gepräge, er war im besten Sinne ein häuslicher Kult, der unmittelbar in das Leben der Familie und jedes einzelnen eingriff.

War einmal der Glaube an ein Fortleben der Toten und an einen Einfluß ihrerseits auf die Geschicke ihrer überlebenden Nachkommen gegeben, so lag es nahe, solchen Persönlichkeiten, die sich bei ihren Lebzeiten, sei es als Staatsmänner, sei es als Feldherren oder auf irgendeinem anderen Gebiete, nicht nur um das eigene Haus, sondern um weitere Kreise, um ganze Berufsklassen, vielleicht um das ganze Reich verdient gemacht hatten, auch nach ihrem Tode einen weiterreichenden Einfluß zuzuschreiben als denen gewöhnlicher Sterbender, und ihnen daher auch außerhalb des engeren Kreises ihrer Geschlechtsgenossen große Ehren zu erweisen.

Um in China Fuß fassen zu können, mußte der Buddhismus vor allen Dingen den schwachen Punkt in den bisherigen religiösen Anschauungen der Chinesen herausfinden, und das konnte ihm nicht schwer fallen. Was der altchinesischen Religion fehlte, war ein anschaulicher und greifbarer Glaubensinhalt. Die Geister der alten Naturreligion waren unsichtbare Mächte, wesenlose Schemen, deren Walten man wohl zu fühlen wähnte, von denen sich jedoch niemand eine anschauliche Vorstellung bilden konnte. Und auch um den Ahnenkult stand es in dieser Hinsicht kaum besser. Obwohl er ja naturgemäß den Glauben an ein Fortleben nach dem Tode zur Voraussetzung hatte, vermochte er doch über den Verbleib der abgeschiedenen Seelen und über die Art ihres Fortlebens keine Auskunft zu geben.

Dank seinem reichen mythologischen Apparate war es dem Buddhismus ein leichtes, die unsichtbar wirkenden übernatürlichen Kräfte der altchinesischen Naturreligion zu versinnlichen, sie in menschenähnliche, handelnde und leidende Gestalten umzuschaffen. Desgleichen wußte er auch die Frage nach den letzten Dingen durch seine Vergeltungstheorie in einer, das naive Bewußtsein befriedigenden Weise zu beantworten, und hier wiederum war es der Ahnenkult, der ihm für seine Lehre von der Seelenwanderung und für seinen Glauben an Himmel und Hölle den geeigneten Boden lieferte. In der Tat ist die moderne chinesische Volksreligion derart von buddhistischen Elementen durchsetzt, daß es oft nahezu unmöglich erscheint, Einheimisches vom

Fremden zu sondern. Indem so der Buddhismus die altchinesische Religion durch Zuführung fremder mythologischer Elemente umgestaltete und das religiöse Bedürfnis durch einen sinnlich vorstellbaren Glaubensinhalt befriedigte, verstand er es auch, durch die mehr oder weniger prunkvollen Äußerlichkeiten seines Kultus die Aufmerksamkeit und schließlich auch die Teilnahme der großen Menge auf sich zu lenken. Priestertum, Göttertempel und Bilderkunst gehen in China durchaus auf buddhistischen Einfluß zurück.

Aber der Einfluß des Buddhismus beschränkt sich keineswegs etwa auf das religiöse Gebiet allein; er erstreckt sich auch auf das der bildenden Kunst und der Literatur. Wenn man bedenkt, daß die menschliche Gestalt, die in der ältesten chinesischen Kunst, von den wenigen aus der Han-Zeit stammenden Steinskulpturen abgesehen, unberücksichtigt geblieben war, nun plötzlich in den Vordergrund tritt, wird man ermessen können, welch mächtige Anregung China auf dem Gebiete seiner bildenden Kunst dem Buddhismus zu verdanken hat.

Die Einführung des Buddhismus in China erfolgte im I. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Infolge eines Traumes, in welchem dem Kaiser Ming-ti ein goldenes Götterbild, über dem Palaste schwebend, erschienen war, das als Buddhastatue gedeutet wurde, schickte derselbe eine Gesandtschaft nach Indien mit dem Auftrage, buddhistische Lehrer und heilige Schriften nach China zu bringen. Sechs Jahre später kehrten die Gesandten heim und in ihrer Begleitung befanden sich indische Gelehrte, denen die ersten chinesischen Übersetzungen buddhistischer Texte zu verdanken sind.

Der Chinese ist durchschnittlich mindestens ebenso abergläubisch wie er skeptisch ist, und dieser Hang zum Wunderbaren, der ja als eine Folge mangelhafter Naturerkenntnis sehr erklärlich ist, hat nicht zum geringsten Teil dazu beigetragen, dem Buddhismus die Wege zu ebnen. Wenn der Chinese einen buddhistischen oder taoistischen Tempel aufsucht, so tut er es in der Regel nicht aus religiösem Herzensbedürfnis oder innerlicher Frömmigkeit, sondern meist nur, um die übernatürlichen Einflüsse der Götter durch Vermittlung ihrer Priester der Erfüllung seiner Wünsche dienstbar zu machen.

* * *

Mit diesen Vorträgen und dem Besuche des Museums, in welchem den Teilnehmern von der Museumsverwaltung in freundlichster Weise ein Imbiß geboten wurde, war das Tagesprogramm im wesentlichen erschöpft und nach dem gemeinsamen Mittagessen wurde mit der Eisenbahn ein Ausflug nach Kreuzendorf gemacht, um die neolithische Fundstelle im dortigen fürstl. Liechtensteinschen Gutshofe zu besuchen. In Abwesenheit des Gutsverwalters Seidl von dem ihm vertretenden Adjunkten auf das freundlichste empfangen, hatten die Teilnehmer Gelegenheit, Reste einiger der von Dr. Kulka geschilderten Wohngruben in Augenschein zu nehmen und durch einige Versuchsgrabungen sich von der Reichhaltigkeit der Fundstelle zu überzeugen. Ein Besuch der prähistorischen Sammlung des Schmiedemeisters Frömmel, welche manches interessante Stück enthält, beschloß diesen Teil der Exkursion.

Pfingstmontag morgens wurde von Troppau aus die Bahnfahrt nach Jägerndorf unternommen und von der Haltestelle Burgberg aus, an der sich der Bürgermeister Kienel sowie der fürstl. Liechtensteinsche Forstmeister zur Begrüßung eingefunden hatten, nach Besichtigung der am Wege liegenden, kürzlich errichteten Tuchfabrik der Gebrüder Kulka, der Aufstieg zur Schellenburg angetreten. Nach einer Viertelstunde Gehens, hinter den letzten Häusern, beginnt der an der Westseite des Burgberges sich hinziehende Weg allmählich zu steigen und bald treten die waldbedeckten Berge der Altvaterkette mit ihren abwechslungsreichen, harmonisch geschwungenen Linien in weitem Panorama hervor, dessen Mittelpunkt die in weitem Tale ausgebreitete Stadt Jägerndorf bildet. Noch wenige Minuten und wir erblicken auch bereits das Ziel der Wanderung, die Schellenburg, zu der Dr. Kulka die Führung übernommen hatte. Am Fuße des jetzt von Wald bekleideten Walles wurde während einer Probegrabung, welche zahlreiche prähistorische Scherben und Knochen zutage förderte, ein von den Schwestern Frl. Adele und Valerie Kulka in liebenswürdigster Weise dargebotenes reichliches Frühstück in fröhlichster Stimmung eingenommen. Sodann wurde der Wall selbst in seinem weiteren Verlaufe besichtigt und an mehreren offenen Stellen seine Beschaffenheit untersucht. Endlich konnten die Teilnehmer noch von der Schellenburg aus den schönen, von der Lyssahora bis in die preußisch-schlesische Ebene reichenden Rundblick genießen und kehrten über den Burgberg, auf welchem Teile des früheren Schlackenwalles aufgelesen wurden, und der prähistorischen Sammlung im Gasthaus Matzke ein Besuch abgestattet wurde, nach Jägerndorf zurück. Mit einem gemeinsamen Mittagmahle im Hotel Tiroler wurde die Exkursion, welche allen Teilnehmern in angenehmster Erinne-

rung bleiben wird, beendigt, und während die Mehrzahl mit dem Nachmittagszuge in die Heimat zurückkehrte, benutzten andere das gute Wetter noch zu einer Wanderung in die schlesischen Berge.

Exkursion nach Statzendorf.

Am 14. Juni 1903 unternahm die Anthropologische Gesellschaft einen Ausflug zu dem höchst interessanten Gräberfelde von Statzendorf bei Herzogenburg. Erfreulicherweise war die Beteiligung eine sehr zahlreiche; besonders hervorheben möchte ich die Anwesenheit des Herrn Baron Drechsel vom k. u. k. Oberstkämmereramte, des Hof- und Gerichtsadvokaten Herrn Dr Robert Deutschmann als Vertreter der Stadt Wien und des Herrn Bezirkshauptmannes von St. Pölten Ritter von Waniek.

Schon mit dem Frühzuge fuhr eine kleine Schar nach St. Pölten, wo sie unter Führung Dr. Heins die Zeit bis zum Eintreffen des Eilzuges einem kurzen Rundgange durch die Stadt widmete. Nach einem kleinen, unmittelbar beim Bahnhofe eingenommenen Frühschoppen begab sich die nun sehr stattliche Gesellschaft unter der Leitung ihres Vizepräsidenten Herrn Regierungsrat Dr. M. Much in das Rathaus zur Besichtigung des städtischen Museums. Hierselbst hatten sich zu ihrer Begrüßung auch Herr Bezirkshauptmann Ritter von Waniek und Herr Bürgermeister Dr. Völkl eingefunden. Obwohl das Museum nur einen kleinen Saal aufweist, so birgt es doch auch für den Fachgelehrten höchst wertvolle Gegenstände. Sehr bemerkenswert sind die Mammutknochen, dann die Funde aus den römischen Gräbern, endlich die Gürtelschnallen aus der Völkerwanderung-Merowinger-Zeit, wovon drei Stücke vorliegen. Sie sind vor beiläufig zwanzig Jahren in St. Pölten ausgegraben worden, leider kennt man weder den genauen Fundort noch den Finder. Eine dieser Schnallen ist von besonderer Schönheit und Seltenheit, und selbst Herr Regierungsrat Dr. Much kennt nur drei gleichartige, und zwar aus der Liebfrauenkirche von Worms, aus der Themse in London und aus einem Grabe in Maxglan bei Salzburg. Mit großer Verwunderung sahen die Besucher hier sogar Objekte aus Südafrika. Nach mehr als einstündigem Studium kehrte die ganze Gesellschaft, der sich auch St. Pöltener Herren und Damen anschlossen, zum Bahnhofe zurück und fuhr nach Herzogenburg. Daselbst wurde sie seitens der Gemeinde vom Bürgermeisterstellvertreter Herrn Josef Krappl, den Herren Ludwig Petschka, Notar Dr. Teltschik, Fabrikant Grundmann, seitens des Augustiner-Chorherrenstiftes von den Herren Stiftskämmerer Eugen Haas und Chorherr August Kain, weiters von Herrn Landesgerichtsrat Bayer samt Gemahlin und Sohn stud. phil. Josef Bayer, dem wir die Anregung zu diesem schönen Ausfluge verdanken, und noch vielen anderen empfangen. Nach einigen warmen Begrüßungsreden wanderten die Teilnehmer durch den prächtigen Stiftspark, bei dessen Eingang allen Herren und Damen eine Blumenspende überreicht wurde, in das Gasthaus der Frau Josefine Geggenhofer und im Übungssaale des Gesangvereines wurde das gemeinsame Mittagmahl eingenommen. Eine sehr sinnige Überraschung bot Herr Petschka allen Teilnehmern, indem er zu jedem Gedecke eine von ihm ausgeführte photographische Ansichtskarte vom Statzendorfer Gräberfelde legen ließ, die allseits sehr erfreute. Herr Regierungsrat Dr. Much sprach dann nach beendigter Tafel in einer längeren Ansprache den besten Dank für den überaus freundlichen Empfang aus. Hierauf machte er seine Aufwartung bei dem Herrn Landmarschall Prälat Frigdian Schmolk, indes die übrige Gesellschaft die im Rathause aufgelegten, reichen Funde von Statzendorf besah. In einer langen Wagenreihe wurde dann nach Statzendorf gefahren. Am Anfange des festlich beflaggten Ortes harrten der Pfarrer und der Bürgermeister, die Lehrer und viele Ortsansässige. Die Gesellschaft verließ die Wagen und zuerst begrüßte sie der Bürgermeister Herr Hubauer, darauf hielt Herr Pfarrer Bauer folgende Ansprache:

»Sehr verehrte Damen und Herren!

Als Ortspfarrer schließe ich mich den Begrüßungsworten unseres Bürgermeisters von Herzen an. Die ganze Pfarrgemeinde Statzendorf empfindet es als große Ehre und Auszeichnung, so illustre Vertreter der anthropologischen Wissenschaft in ihrer Mitte zu sehen. Nehmen Sie unsere, soweit die bescheidenen Mittel des Dorfes es gestatten, festliche Begrüßung als ein Zeichen entgegen, daß es auch auf dem Lande Männer gibt, welche die Bedeutung der Wissenschaft und ihrer Vertreter wohl zu würdigen wissen. Als durch Zufall, der in der Anthropologie schon oft eine Rolle gespielt hat, die ersten prähistorischen Funde ans Tageslicht gefördert wurden, da ging ein großes Staunen, eine mächtige Bewegung durch die Bevölkerung unserer Gemeinde und

der Umgebung. Bei uns traf wohl nicht zu, was Schiller von der Ausgrabung Pompejis sagt: »wir flehten um trinkbare Quellen, Erde, dich an,« — nein, wir machten bloß Gruben, um unsere Futterrüben zu überwintern. Aber siehe da, der Spaten des Arbeiters deckte Gräber auf aus uralter Zeit, deren Inhalt den Lebenden gar vieles zu sagen hatte.

Es ist dies das Verdienst eines jungen, intelligenten Mannes unserer Gemeinde aus bäuerlichem Stande, der zuerst gegraben hat, daß er sofort die Bedeutung der Funde erkannte. Drei Herren aus Herzogenburg: Notar Dr. Teltschik, Kaufmann Petschka, Studiosus Bayer und last not least der hochwürdige Abt des benachbarten Stiftes Göttweig, Adalbert Dungl, haben sich keine Mühe verdrießen lassen, kein Opfer an Zeit und Geld gespart, damit die Funde vor der Zerstörung bewahrt, gesammelt und ihrer Bestimmung der Aufstellung in einem Museum zugeführt werden. So ist denn zu wünschen und zu hoffen, daß durch die Statzendorfer Funde die anthropologische Erforschung unseres engeren Vaterlandes neue Bereicherung erfahren möge. Gewähr hiefür bietet ihre heutige Anwesenheit. Ich wünsche, verehrte Damen und Herren, daß die Erwartung, mit der Sie zu uns gekommen sind, zu Ihrer vollsten Zufriedenheit erfüllt werde; lassen Sie sich den Ausflug nach Statzendorf nicht gereuen und seien Sie nochmals herzlich willkommen.«

Sichtlich erfreut antwortete Herr Regierungsrat Dr. Much auf die so freundliche Rede. Nun ging es zu dem mit Fahnen ausgesteckten Gräberfelde, wo bereits der hochwürdigste Herr Prälat Generalabt Dr. Adalbert Dungl vom Stifte Göttweig wartete. Derselbe hatte in dankenswertester Fürsorge drei Gräber mit ungefähr 18 Urnen in höchst anschaulicher Weise bloßlegen lassen. Herr Kustos Szombathy entnahm dann einem Grabhügel sorgfältig eine Urne und untersuchte deren Inhalt. Zu aller Freude fand sich darin unter anderem auch eine ganz gut erhaltene Bronzefibel. Das Gräberfeld von Statzendorf gehört der Hallstattperiode an, und zwar einer älteren Stufe derselben, also etwa dem VII. oder VIII. Jahrhundert v. Chr. Es ist vorzüglich charakterisiert durch die ungarische Fibel, wenngleich die Funde nicht so alt sein mögen wie die Hadersdorfer und andere Funde Niederösterreichs. Auffällig abweichend sind die oft den größeren Teil der Oberfläche bedeckenden Warzen, wahrscheinlich nur eine lokale Erscheinung.

Ein herannahendes heftiges Gewitter trieb leider zu einem raschen Rückzuge, doch wurden auf Anregung des hochwürdigsten Herrn Prälaten Dungl noch die vom Hausbesitzer Karl Breinreich aufgestellten Gräberfunde besichtigt. Nach Abfahrt der Gäste sollen dann sehr interessante Gegenstände, wie eine Streitaxt, zwei Dolchmesser mit Griff, zwei Pferdegebisse, drei Ringe, alles aus Eisen, eine gebogene Nadel aus Bronze usw., vom Gräber Breinreich ausgegraben worden sein.

Im Stifte Herzogenburg wurden alle Teilnehmer vom Herrn Landmarschall Prälat Schmolk auf das liebenswürdigste empfangen. Nach der Vorstellung wurde ein Rundgang durch die Kirche, die Bibliothek und die Sammlungen unternommen. Schließlich versammelte sich die ganze Gesellschaft im herrlichen Speisesaale zu einer überaus gastfreundlichen Jause. Herr Prälat Schmolk ergriff zuerst das Wort: »Ich heiße die Mitglieder der Anthropologischen Gesellschaft willkommen! Es ist schon lange her, daß so illustre Gäste, Männer der Wissenschaft, unsere Mauern betreten haben. Ich sehe Männer hier versammelt, deren Namen weithin über die schwarzgelben Pfähle unseres Kaiserstaates bekannt ist, Männer, die unsere Zeit überschauen, huldigend dem Fortschritte der Neuzeit, und doch auch begeistert für das Altertum, weil sie an der Antike Herz und Geist gebildet haben. Es freut mich herzlich, daß sie nach Herzogenburg gekommen sind, um dem herrlichen Trias, bestehend aus dem Notar Dr. Teltschik, dem Gemeinderate Petschka und dem hoffnungsvollen Studiosus der Philosophie Josef Bayer neuen frischen Mut einzuflößen, weitere Ausgrabungen zu veranstalten. Mögen Sie, hochgeehrte Anwesende, die wenigen Stunden, die Sie in unserem altehrwürdigen Stifte zugebracht haben, in freundlicher Erinnerung behalten, das wünsche ich und meine Mitbrüder von ganzem Herzen, und darum ersuche ich Sie, meine Mitbrüder, das Glas zu erheben und mit mir zu rufen: der Stellvertreter des Herrn Präsidenten, Herr Regierungsrat Much, und die hier anwesenden Mitglieder der Anthropologischen Gesellschaft, sie leben hoch!«

Hierauf erwiderte Herr Regierungsrat Much:

»Hochwürdigster Herr Prälat! Hochgeehrte Anwesende!

Gestatten Sie mir, zunächst unseren tief empfundenen Dank für das uns von allen Seiten erwiesene freundliche Entgegenkommen, für den ehrenvollen Empfang in diesem Hause, endlich

für die gütigen Worte auszusprechen, mit denen der hochwürdige Herr Prälat unsere Bestrebungen hervorgehoben hat; ich würde jedoch gegen meine Überzeugung mich vergehen, wenn ich es nicht auch bekennen würde, daß das uns gespendete Lob, so dankbar wir dafür sind, weit über das verdiente Maß hinausgeht.

Ich fühle mich gedrängt, auch unsere Freude darüber zum Ausdruck zu bringen, Mitarbeiter gewonnen zu haben, die mit so viel wirklichem Geschick und mit so gutem Erfolg an unserer Aufgabe mitwirken. Wo so viele beobachten und tätig sind, da dürfen wir mit Zuversicht erwarten, daß die stetige Entwicklung der Kultur in unserer Heimat von der Zeit an, als die Hügel noch nicht bestanden, die unsere Weingärten tragen, als hier gleichzeitig mit dem Elefanten, dem Nashorn und dem Löwen auch schon Menschen lebten, bis ins volle Licht der Geschichte an dem hinterlassenen, im Boden unserer Heimat erhaltenen menschlichen Gerät lückenlos erkannt und zur Darstellung gebracht werden wird.

Allein unsere Vorfahren haben uns nicht nur ihr Gerät hinterlassen, sie haben dem Boden selbst das Merkmal ihrer Anwesenheit aufgeprägt. Wir finden nämlich, insbesondere im Teile jenseits der Donau, zahlreiche und eigentümliche Bauwerke aus Erde, die wir — abgesehen von den großen Fürstengräbern — je nach ihrer Beschaffenheit entweder als Kultstätten oder als Umwallungen von Wohnplätzen erklären müssen.

Die ersteren bestehen aus einem mehr oder weniger hohen, zuweilen von einer niederen Pyramide begleiteten Kegel, der von einem oder von mehreren, mitunter gewaltigen Wällen umschlossen ist. Diese merkwürdigen, nicht selten kolossalen Bauwerke sind weder Grabstätten noch Befestigungsanlagen, wir dürfen sie vielmehr mit Recht als heidnische Kultstätten betrachten; worin uns ein Brief des Papstes Gregor des Großen an den angelsächsischen Abt Mellitus bestärkt, durch welchen empfohlen wird, die heidnischen Tempel nicht zu zerstören, sondern zu geistlichen Kirchen zu weihen; die Gläubigen mögen dann auch ferner ringsherum sitzen, Tiere schlachten, aber nicht mehr den Teufel anbeten, sondern den allein wahren Gott.

Die andere Art der prähistorischen Bauwerke besteht aus mehr oder weniger mächtigen und ausgedehnten Wällen, welche vorgeschichtliche Ansiedlungen oder auch bloße Zufluchten zum Schutze gegen feindliche Angriffe umschließen.

Ich vermag es nicht, der Meinung beizupflichten, daß in den heidnischen Kultstätten der Teufel verehrt wurde. Wir haben vielmehr aus jener Zeit so viele untrügliche Zeugnisse von Eltern- und Kindesliebe, von Gatten- und Freundesliebe, von einer felsenfesten Zuversicht auf die Unsterblichkeit der Seele und ein jenseitiges Leben, daß wir ohne Bedenken annehmen dürfen, daß auch unsere heidnischen Vorfahren sich in ihrem Gemüte zu dem einen, allgütigen Wesen hingedrängt fühlten, wenn sie ihn auch noch nicht so klar zu erkennen vermochten.

Haben unsere Vorfahren auf dem heimatlichen Boden in ihrem Herzensdrange diese für ihre Zeit großartigen, wenngleich einfachen Kultstätten errichtet, um ihre Gebresten dort vorzubringen, haben sie anderseits jene gewaltigen Wälle aufgeworfen, um in ihrem Schutze Herd und Familie, Freiheit und Selbständigkeit zu verteidigen, so sollen diese Stätten, was sie einst waren, fortan auch uns noch sein: ein Heiligtum!

Und nun wende ich mich nicht mehr an den hochwürdigen Prälaten von Herzogenburg, sondern an den verehrten Landmarschall von Niederösterreich, an unseren Landmarschall.

So wie die Mutter Erde das ihrem Schoße anvertraute menschliche Gerät uns sorgsam bewahrt hat, so haben auch zwei Jahrtausende jene merkwürdigen Stätten unberührt gelassen, und, als ich sie vor dreißig Jahren zum ersten Male betreten, habe ich sie nicht ohne heiligen Schauer zum größten Teile noch wohl erhalten geschaut; doch was die Jahrtausende unversehrt gelassen haben, das sind nun die Menschen, der von ihrer Hand geleitete Pflug und Spaten zu zerstören im Begriffe. Jedes Fleckchen dieser zumeist im Gemeindebesitz befindlichen altehrwürdigen Bauwerke wird seit einigen Jahren um weniger Kartoffel willen bearbeitet, und, wenn es in dieser Weise fortgeht, sind diese geweihten Stätten in zehn oder zwanzig Jahren verschwunden!

Ich lege nun unserem verehrten Landmarschall die Erhaltung unserer prähistorischen Baudenkmale mit aller Wärme ans Herz; möge er bei jeder Gelegenheit zu ihrem Schutze eintreten, nicht allein um ihretwillen, sondern — ich sage das wohlbedacht und mit Nachdruck — auch zur Ehre unserer Heimat! Und unsere Heimat verdient es ja. Welches Land hat liebenswürdigere Bewohner; welches gleicht in seinen Landschaften mehr einem Garten als unseres? Welches Land ist reicher an lebendigen geschichtlichen Erinnerungen, welches ist reicher an wertvoller urgeschichtlicher Hinterlassenschaft? Ich bitte Sie, verehrte Anwesende, mit mir in den

Ruf einzustimmen: Unsere Heimat, hervorragend durch die Liebenswürdigkeit seiner Landeskinder, reizend durch seine landschaftliche Schönheit, reich an geschichtlichen Erinnerungen, an vorgeschichtlichen Denkmalen und Urkunden, unsere Heimat lebe hoch!

Dr. Deutschmann als Vertreter der Stadt Wien versicherte, daß ihrerseits die Bestrebungen der Gesellschaft stets nach Möglichkeit Unterstützung und Förderung finden werden. Zum Schlusse ergriff Dr. Hein das Wort. Er schilderte in schlichten Worten, wie er bei seinen vielen Ferialwanderungen als armer Student in den altehrwürdigen Stiften und Klöstern stets liebevolle Aufnahme und Unterstützung fand. Die Tage, die er in denselben verleben durfte, zähle er zu seinen schönsten Jugenderinnerungen. Schon seit seiner Gymnasialzeit seien ihm die Klöster im angenehmsten Gedächtnis. Bei seinen Wanderungen habe er oft an ihren Pforten gepocht und er wurde immer freundlich aufgenommen. Nicht selten durfte er sogar neben dem hochwürdigsten Prälaten sitzen und beim Abschied drückte man ihm in schonendster Weise einen Gulden in die Hand. Und da war er noch lange kein »Gelehrter«. Und viele Jahre später kam wieder eine Zeit, wo er in seinem Forscherdrange oft und oft an die Pforten der ehrwürdigen Klöster anklopfte, um über manchmal recht heikle Fragen Auskunft aus ihren reichen wissenschaftlichen Schätzen zu erbitten, und auch da fand er bei der hochwürdigen Stiftsgeistlichkeit in jeder Hinsicht bereitwilligst Antwort und Förderung. Heute sei er wieder dem Stifte Herzogenburg zu innigem Danke verpflichtet für das liebevoll-gütige Entgegenkommen, welches es diesem Ausfluge entgegenbrachte. Erbitte daher die ansehnliche Versammlung, das Glas zu erheben und ein Hoch auszubringen auf das altehrwürdige Stift, die hochwürdige Stiftsgeistlichkeit und ihren verehrten Prälaten Herrn Landmarschall Schmolk. — Nur allzubald schlug die Trennungsstunde. Begleitet von den neugewonnenen Freunden eilte man zum Bahnhofe. Noch einige herzliche Dankes- und Abschiedsworte und fortführte uns das Dampfroß von einer Stätte, die gewiß allen, die an dem genuß- und lehrreichen Ausfluge teilnahmen, in freundlicher Erinnerung bleiben wird.

M. Hein.

Ausschuß-Sitzung am 30. Juni 1903.

Anwesend: Vorsitzender Dr. K. Toldt, Dr. Bouchal, Dachler, Dr. Hein, Dr. v. Inama-Sternegg, Dr. Jagić, Freiherr v. Schlosser.

1. Der Vorsitzende widmet dem am 19. Juni verstorbenen Ausschußmitglied Hofrat Prof. Dr. Karl Gussenbauer einen warmen Nachruf.

2. Von Dr. K. L. Moser in Triest liegt ein Bericht über seine bisherigen diesjährigen Arbeiten vor, und ersucht derselbe um Erhöhung der aus dem Fonds für praktische Arbeiten gewährten Subvention. Mit Rücksicht auf die derzeitige Unmöglichkeit der Erhöhung wird dieses Ersuchen abgelehnt, jedoch die Berücksichtigung desselben einem späteren Zeitpunkt vorbehalten.

3. Nach längerer Debatte in der Angelegenheit einer gemeinsamen Versammlung mit der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft wird Triest als eventuell in Aussicht zu nehmender Versammlungsort fallen gelassen, dagegen die Geneigtheit ausgesprochen, Greifswald, das als Versammlungsort der deutschen Gesellschaft für 1904 bereits bestimmt ist, hierzu vorzuschlagen. Die Sekretäre werden beauftragt, auf der diesjährigen Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft die entsprechende Mitteilung zu machen.

4. Es wird die Geneigtheit ausgesprochen, im Hinblick auf ein von Prof. Dr. Gorjanović-Kramberger eingelangtes Schreiben zu Pfingsten 1904 eine Exkursion nach Agram zu veranstalten.

Herr Klemens Čermák in Čáslau übersendet folgende Mitteilung über

Neolithische Stationen in der Umgebung von Čáslau und ihr Alter.

In der fruchtbaren Gegend an dem Brslenkabache findet man sehr alte Ansiedlungen. Ob in der alten Horákschen Ziegelei auch eine diluviale Fundstätte war, ist noch zweifelhaft.

Nach den zahlreichen Funden kann man an der Brslenka wenigstens sechs neolithische Stationen unterscheiden.

Ich beschreibe sie übersichtlich in der Folge nach ihrem Alter.

Die ältesten zwei Ansiedlungen beobachtete man bei Drobovitz ($^1/_2$ Stunde südöstlich von Čáslau). Die eine (Plan 1) befindet sich bei dem Feldwege nach Potěh und die zweite

(2) in der Chadrabischen Ziegelei und im ehemaligen Umfange der Deutschenritterkommende, in dem »am Kloster« genannten Teile des Dorfes. In beiden Ansiedlungen sind schwarze Gruben im Lehm [1]), in denen man durch Brand geschwärzte Steine und viele Scherben aus geschwemmtem Lehm fand, welche mit der Volute, Halbkreisen und Grübchen ornamentiert sind, ferner große Beile mit Schaftloch, Äxte ohne Loch und charakteristische Thüringer Meißel; Feuersteinsplitter, Messer und Mühlsteine waren auch da. Von einer solchen Grube stammen auch zwei ganze Gefäße, von welchen das eine mit Baumharz zusammengeklebt ist. [2])

Nur einmal fand man in der unteren, zweiten Station auch eine Scherbe mit Bandornamenten.

Oberhalb der unteren Station, auf einem Felsen zwischen diesen beiden Stationen, war eine aschige Opferstätte (9), wo sehr viele Scherben, Knochen und Hirschgeweihe gefunden wurden, auch eine durchbohrte Hacke aus Hirschgeweih. In den anderen neolithischen Stationen waren meist Rindsknochen verwendet.

Zwei andere, nach meiner Meinung jüngere neolithische Stationen befinden sich unweit von der Stadt Čáslau bei dem Bächlein Hluboký, welches bei der dritten Station in den Brslenkabach mündet.

Beide Stationen (3 und 4) befinden sich auf den Anhöhen kaum 800 Schritte voneinander und bei beiden sind alte Brünnlein. In der dritten Station sind die Kulturschichten nur seicht, kaum 20—30 *cm* tief. [3]) Vielleicht war hier ein Sommerlager, während die Gruben bei der vierten Station auf Winterwohnungen deuten. Man fand auch wirklich Gruben mit Feuerherd. Alle diese Gruben zeigen, daß hier ein seßhaftes Geschlecht lange Zeit wohnte. Unzählige Scherben fand man, mit Bandornament und angeklebten Leisten ornamentiert [4]), auch einige Spinnwirtel, Knochenahlen, sehr viele Äxte, aber keine Thüringischen Meißel.

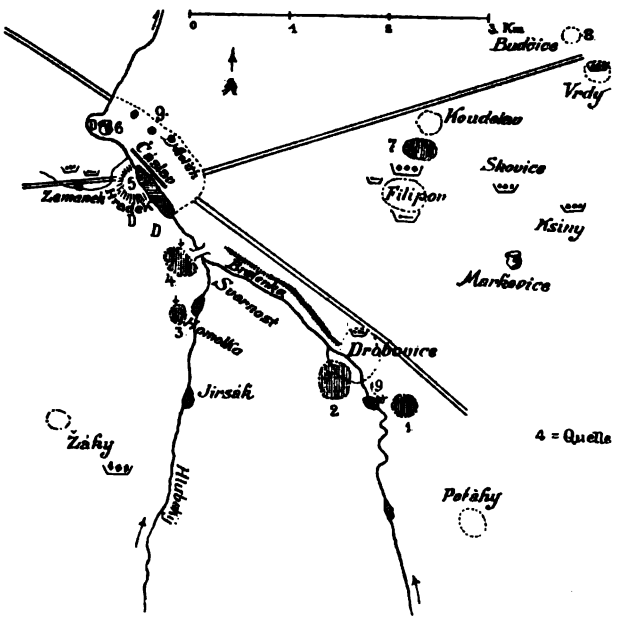


Abb. 80.

Nur in einem Falle stand ein Gefäß mit echtem Schnurornament bei dem Haupte eines kleinen, dolichokephalen Hockers, bei dem auch ein Feuersteinmesserchen und eine Amphibolaxt lag. [5]) Wurden nicht solche Gefäße mit Schnurornament nur in die Gräber gestellt, wie man auch in Grabhügeln Württembergs bemerkte?

Nur eine Grube in der vierten Ansiedlung war mit lockerer Asche gefüllt, und in dieser einzigen Grube fand ich eine gebrochene bronzene Ringnadel und die Scherben zeigten schon auch eine neuere, Hallstätter Periode. [6])

Wenn wir an dem Bache weitergehen, kommen wir bei dem Unterstädter Teiche an den Čáslauer Hrádek (5). Hier konstatierte ich in der untersten Schichte eine Terramarenkultur. [7]) Da lagen Gefäße mit Schnabelhenkeln, sehr viele Feuersteinmesser, Schaber und Pfeile, dazu noch aus Bronzedraht gewundene Ringe und Armringe.

---

[1]) Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 16. Mai 1896.

[2]) Památky archaeologické. 1901, XIX. Mit Abbildung eines Doppelhenkels, wie solche auch bei Essegg in Slavonien und bei Butmir vorkommen.

[3]) Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. 1901.

[4]) Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft. 1887, 1889 und 1890.

[5]) Nekropole na Čáslavsku. Věstník č. museí. 1898, III, S. 20. Památky archaeologické. XIV, 527—532 und XVI, 577—581.

[6]) Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vom 15. Oktober 1887 und 18. Mai 1889. — Mitteilungen der k. k. Zentralkommission in Wien. XV, 194.

[7]) Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vom 20. November 1886 und 16. Juli 1887, Fig. 16.

Auch unter dem Hrádek, wie auf einer Halbinsel, lag eine alte Station (6), wo man geschweifte Becher und eine durchbohrte Hirschgeweihkrücke fand.[1])

Die zweite Fundstelle solcher Becher ist eine Stunde westlich von Čáslau bei dem Hofe Markowitz.[2])

Unter der ehemaligen Befestigung der Stadt Čáslau (9) findet man Gruben mit steinernen Artefakten.

Ganz in der Nachbarschaft des Hrádek und dieser sechsten Ansiedlung befindet sich das Čáslauer Urnenfeld mit Urnen vom älteren Lausitzer Typus. Daneben lag ein alter Friedhof mit Reihengräbern aus dem XII.—XIV. Jahrhundert.[3]) Die nächsten Urnenfelder desselben Typus sind bei der Schule in Drobowitz, bei Třebešitz (1 Stunde westlich von Čáslau), Žak ($^1/_2$ Stunde südlich), bei Filipov ($^1/_2$ Stunde östlich) und die große Nekropole bei Vrdy (1 Stunde östlich) an der Doubrava.

Aber hier begegnen wir der Únětitzer Kultur in den Gräbern von Bučitz (8) und auf der Flur »100 Huben« (na stu záhonech) bei Koudelow (7)[4]), wo ich zylindrische, niedrige Gefäße mit kleinem Boden, eine durchlöcherte Bernsteinperle, viele angebrannte Hirschhorngeweihstücke, Feuersteinsplitter, eine steinerne Säge und Stücke von Menschenknochen fand.

Bei der Bučitzer Zuckerfabrik lagen auch Skelette und zwischen diesen fand man große, amphoraförmige Gefäße und einen Bronzedolch ohne Handhabe mit zwei Nieten, wie solche auch bei Únětitz und Lobositz und in den südböhmischen Grabhügeln vorkommen.

Die Umgebung von Filipov, Bučitz, Vrdy, Skowitz ist ein großer Urnenfriedhof aus der Hallstätter Zeit und die Urnen sind von älterem Lausitzer Typus. Die jüngste Form dieser Gräber fand sich bei Ksin, unweit von Žleb, wo wir schon Gefäßen von echtem Hallstätter Typus begegnen, wie solche auch in den Hügelgräbern am Marchfelde vorkommen.

Herr Prof. Karl Fuchs in Preßburg übersendet folgende Mitteilungen:

Rosengärtchen; das Kronstädter Junifest.

Bei vielen mittelalterlichen Burgen wird an der steilsten Stelle des Burgfelsens (die meist einen weiten Ausblick bietet) am Fuße der Burgmauer eine kleine Felsplatte gezeigt, die den Namen Rosengärtchen führt. Meist geht die Sage, auf diese Platte hätte man zum Tode Verurteilte ausgesetzt und dem Verderben überlassen. Die Burgen zeigen gewöhnlich auch die Spuren prähistorischer Menschen.

Die Stadt Modern, am Fuße der kleinen Karpathen, liegt an der Mündung eines hübschen, direkt in das Gebirge führenden Tales. Oben gabelt sich das Tal, und in der Gabel steht der »Schloßberg« mit einer prähistorischen Wallburg. Der auffallendste Punkt in der inneren Umwallung ist eine Felsenklippe mit senkrechten Abhängen und freiem Ausblick längs des Tales in die Ebene. Der Aussichtspunkt ist wieder eine große, rechteckige Felsplatte, und den senkrechten Abhang kann man nicht betrachten ohne zu denken, daß hier Menschenhände gearbeitet hätten, teils indem sie die Platte rechteckig machten (etwa 3 *m* lang), teils indem sie vorragende Klippen des Abhanges grob wegsprengten. Die Platte macht den Eindruck einer Bühne; dort konnte etwas anderes als ein riesiger Feuerbrand nicht gut geboten werden.

Im südöstlichen Siebenbürgen, in der oberen Csík, ist ein Ort Csicsó, zu dem ein isolierter Bergrücken gehört, der nicht gegen die Ebene, sondern gegen das Gebirge mit einer gewaltigen Klippe endet, auf der sich starke Befestigungen, auch festes Mauerwerk finden, und innerhalb der sehr kleinen Befestigung hat Herr Julius Teutsch prähistorische Scherben gefunden. Wieder findet sich an der senkrecht abfallenden Seite außerhalb der Mauer inmitten zahlreicher runder Felsplatten (das Gestein ist dort schieferig) eine große, bequem zugängliche, rechteckige Felsplatte, und wieder denkt man, Menschenhände müßten vorstehende Klippen des Abgrundes weggesprengt haben. Ein Wachtposten kann die Felsplatte nicht gewesen sein, da sie nicht gegen die Ebene, nicht gegen eine Straße, nicht gegen den natürlichen Zugang den Ausblick hat, sondern ins Gebirge. Es ist aber auffallend, daß man sich von einem riesigen Zirkus schöner Bergwiesen umgeben sieht, über den die Berge emporragen, gleich dem sofort zu besprechenden Kronstädter

[1]) Kl. Čermák, Die geschweiften Becher und ihre Verbreitung. M. C. C. Vesmír, 1895.

[2]) Die Ornamentik auf den alten Grabgefäßen. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. X, Nr. 8 und 9.

[3]) Věstník č. museí. 1900, IV, Nr. 3 und 4, S. 17—21. — XVI. Zpráva mus. sp. »Včela Čáslavská«.

[4]) Kl. Čermák, Eine neolithische Ansiedlung bei Koudelow. M. C. C. 1886.

Festplatz. Man ist wieder auf einer Bühne, auf die aber nichts paßt als ein riesiger Feuerbrand. Herr Hauptmann J. Martian hat uns an diesen Ort geführt.

Szászkabánya ist ein kleines Dorf im Komitate Krassó-Szörény. Auf dem Kapellenberge, einer großen, weithin blickenden Klippe mit senkrechtem Absturz von ähnlicher Lage wie in Modern und Csicsó, wird heute noch alljährlich am 18. August ein riesiger Holzstoß angezündet; ich habe ihn gesehen.

Kronstadt in Siebenbürgen liegt an der Mündung eines schönen, sich weit verzweigenden Tales, das etwa $1^1/_2$ Stunden weit direkt in den Stock des Schulergebirges hineinführt. Gegen das Ende werden die Felsen wild und schroff und zeigen allenthalben senkrechte Klippen (Nadeln, Türme); die zwei größten, imposantesten Felsentürme heißen die Salomonsfelsen.

Der Gipfel des linken Salomonsfelsens, der den besseren Ausblick gewährt, weicht von den übrigen Felsspitzen stark ab. Es scheint die oberste Kuppe entfernt und ringsum ein schmaler Weg gesprengt zu sein, so daß ein ungefähr rechteckiger altarartiger Block von etwa $2\,m$ Seitenlänge und $1{\cdot}7\,m$ Höhe ausgespart ist, wie gemacht zu einem Höhenfeuer. Einige Schritte davon befindet sich ein offenbar künstlich gemachtes »Rosengärtchen«, d. i. eine rechteckige Felsenstufe, ober einer Felswand, von welcher Stufe man ohne Leiter nicht mehr zurück kann.

Geht man durch die enge Schlucht zwischen den zwei Felsen, wo ein starker Gebirgsbach rauscht, dann gelangt man in einen Felsenkessel und hat vor sich eine dritte hohe Klippe; rechts und links sind die Abhänge mit Gras bewachsen. Nahe dem Gipfel dieser dritten Klippe befindet sich eine niedere Höhle, deren Eingang durch einige aneinandergefügte Steinplatten ergänzt ist, und vor der Herr Julius Teutsch einige Steinwerkzeuge gefunden hat. Herr Julius Teutsch hat im ganzen Kessel zahlreiche prähistorische Scherben und Brandstätten gefunden. In diesem Felsenkessel feiern die Rumänen der Vorstadt ein uraltes Osterfest, das Junifest (der erste Buchstabe wird wie im Französischen ausgesprochen), d. h. Jugendfest, und von hier aus geht der Juni-Festzug durch die lange Vorstadt, um sich bei der Teufelsbrücke, an einer wilden, düsteren Schlucht, wieder aufzulösen. Dieses Fest will ich beschreiben.

Dem Juni-Festzuge gehen schon an den vorhergehenden Tagen verschiedene Volksfeste voraus. An einem Tage zieht alt und jung auf zwei einander gegenüberliegende Höhen (die aber nicht in dem Salomonsfelsen liegen), wo auf dem Rasen gegessen und getrunken wird und wo aus allerlei altem Geräte fortwährend geschossen wird, und zwar im ganzen und großen auf beiden Seiten alternierend. An einem anderen Tage wird auf einer Wiese, neben der eine Kapelle steht, getanzt. Vielleicht war es nur Zufall, daß, als ich dort war, die Mädchen sich in der Vorhalle der Kapelle versammelten und der erste Bursche das erste, besonders reich geschmückte Mädchen aus dieser Vorhalle holte.

Der Juni-Festzug ist durchaus ein Reiterfest, bei dem niemand zu Fuße geht, und wo selbst die Zigeunermusikanten auf kleine fromme Pferdchen gesetzt werden. Am Ende des Zuges fahren Frauen und Kinder in einer langen Wagenreihe. Der Festzug steht wohl unter der Gutheißung der Geistlichkeit, ist aber, wenigstens in neuerer Zeit, vorwiegend ein Fest der rumänischen Fleischhauer, die einen eigenen Verband mit eigenen Statuten haben. Direkt beteiligt sich die Geistlichkeit nicht. In früheren Zeiten schossen auch die Teilnehmer; der Zug mag ziemlich kriegerisch ausgesehen haben, denn während des Junifestes waren die Stadttore von Kronstadt geschlossen.

Die Hauptgruppe des Festzuges ist die Reitergruppe von etwa 200 reichen Burschen auf reich geschmückten Pferden. Die Burschen tragen ein Prunkkleid (Hemd). Das Hemd reicht bis an die Knie, wird durch einen Gürtel zusammengehalten, dann etwas aufgezogen, so daß es leicht über den Gürtel fällt. Das Hemd ist weiß oder blau, oder gelb oder rot und überaus reich gestickt mit reichlicher Verwendung glitzernder Metallplättchen. Von Zeit zu Zeit hält der Zug, und die Reiter singen zu Pferde, mit abgenommenem Kalpag, alte Hymnen.

Schon vormittags versammeln sich die Teilnehmer und viel Volk im Felsenkessel, lagern sich zu beiden Seiten und treiben es wie an den vorhergehenden Tagen. Die Burschen sind schon in vollem Schmuck, und die Pferde weiden frei.

An jeder Talseite ist an einer ebenen Stelle oben ein etwa spannentiefer Graben, der ein Rechteck wie ein großes Grab umfaßt, und dieses Rasenrechteck ist mit eingesteckten Fichtenstämmchen umfaßt, doch wird das vom Publikum nicht besonders beachtet.

Gegen vier Uhr nachmittags ordnet sich der Zug am Felsenkessel und zieht aus. Den Zug eröffnet ein Reiter mit einem alten Blechblasinstrument, das einen scharfen, unangenehmen Ton gibt und Surla heißt. Es ist nach der Tradition ein altrömisches Instrument.

Für den Ethnographen am interessantesten sind die Dendrophoren. Ich habe immer zwei Gruppen derselben gesehen. Bursche zu Pferde tragen etwa 2 *m* hohe Fichtengipfel, die außerordentlich reich mit Zapfen behangen und die mit Bändern geschmückt sind. Da fällt auf, daß der älteste Name von Kronstadt, Brasov, im Slavischen Fichtenstadt, Nadelholzstadt bedeutet; die Sachsen übersetzen ihn mit »Krunen« = Wacholder.

Zum Junifest gehört auch das Busogánwerfen. Der Busogán (so nennen ihn die Rumänen) ist ein kleiner leichter Streitkolben von weniger als 1 *kg* Gewicht. Der hölzerne Stiel ist mit Leder überzogen, der Kopf ist gerippt. Mehrere Bursche des Festzuges tragen solche Busogáne. Die Mitglieder der Juni-Bruderschaft bilden einen Kreis oder eine Reihe, fassen sich an den Händen und führen rhythmische Bewegungen nach rechts und links aus; man nennt das Tanz. In die Mitte treten nacheinander Burschen, auch aus dem Publikum, und es gilt den Busogán in horizontaler Lage, um seine Längsachse wirbelnd, möglichst hoch zu werfen und mit einer Hand wieder aufzufangen.

Das ganze Fest ist voller Rudimente von Bräuchen, für die heute niemand mehr eine Erklärung geben kann.

Man gewinnt den Eindruck, daß das Junifest einst mit einem großen Reiterspiele, Kampfspiele verbunden war. Da fällt es auf, daß mitten im heutigen Kronstadt (ursprünglich lag Kronstadt nicht in der Talmündung, sondern weit abseits) ein Platz heute noch der Rosenanger heißt, und Rosengarten ist ja der alte Name für den Schauplatz der Kampfspiele. Der heutige Festspielplatz heißt Anger, magyarisch porond, was Turnierplatz, Kampfplatz, geebneten Sandboden bedeutet. Im Hinblick auf die oben erwähnten »Rosengärtchen« aber sei auf das von Lermontow beschriebene, auf einer Felsenplatte im Kaukasus ausgefochtene Duell hingewiesen.

Aufs bestimmteste versichern Kenner, daß weder in Rumänien noch in Siebenbürgen irgendein auch nur entfernt an das Junifest erinnerndes Frühlingsfest bestehe; es ist ein Spezifikum der Salomonsfelsen.

Es ergibt sich aus diesen Beispielen die Wahrscheinlichkeit, daß die besprochenen Felsplatten Orte für Höhenfeuer und Gottesurteile waren.

Über Rolande.

Es wird angenommen, daß die Stadtrolande die Symbole gewisser »Freiheiten« der betreffenden Städte waren. Insbesondere bemerkt man, daß die ältesten Rolande wohl ein Schwert, aber keine Scheide hatten, das Schwert also nicht als Waffe, sondern als Rechtssymbol aufzufassen sei. Diesbezüglich möchte ich einige Daten aus Ungarn anführen.

Vor zwanzig und dreißig Jahren sah ich öfters vor dem Torturm der Umfassungsmauer kleiner Städte neben der Straße auf einer hohen Stange einen hölzernen, horizontal ausgestreckten Arm, in der Hand ein hölzernes, vertikal nach oben gerichtetes Schwert haltend. Sowohl der Arm als auch das Schwert waren weniger als 1 *m* lang. Alte Leute gaben mir damals die Erklärung, das sei ein altes Warnungszeichen für Zigeuner und Vagabunden und bedeute, daß die Stadt das »jus gladii« habe. Das »jus gladii« war in Ungarn das vom König an einzelne Städte verliehene Recht, durch die Stadtrichter auch Todesurteile fällen und diese vollziehen lassen zu dürfen. Nach dieser Analogie kann der Roland vor dem Tore des Rathauses bedeuten, daß in diesem Hause das jus gladii geübt werde.

Vor anderen Städten sah ich an derselben Stelle auf der Stange ein hölzernes Rad von der Größe eines Pflugrades, mit der Nabe an die Stange gesteckt. Einmal sagte man mir wohl, das bedeute das Recht der Stadt, Verbrecher zu rädern, sonst aber sagte man, das bedeute ein Recht der Stadt gegen die Frachtwägen, konnte mir aber nicht genauer angeben, worin das Recht bestanden habe. Es mag das Mautrecht gewesen sein.

Ausschuß-Sitzung am 10. Oktober 1903.

Anwesend: Vorsitzender Dr. Toldt, Freiherr v. Andrian, Dr. Bouchal, Dr. Brunner v. Wattenwyl, Dachler, Heger, Dr. Much, Dr. O. Müller, Dr. v. Schroeder.

1. Die Beschlüsse der letzten zwei Ausschuß-Sitzungen werden ratifiziert.
2. Redaktionsangelegenheiten.
3. Als Ort der gemeinsam mit der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft abzuhaltenden Versammlung wird Salzburg beschlossen und der Zeitpunkt auf die erste Hälfte des September 1905 fixiert. Zur Durchführung der Vorarbeiten wird ein besonderes Komitee gewählt.

4. Das Ansuchen des Kon. Instituut im Haag um Abgabe von Bd. I der Mitteilungen wird mit Rücksicht auf die äußerst geringe Anzahl der noch vorhandenen Exemplare abgelehnt.

5. Da infolge eingetretener Hindernisse die geplante Ausgrabung in Hallstatt nicht vorgenommen werden konnte, wird beschlossen, die Durchführung derselben auf 1904 zu verschieben und das k. k. Finanzministerium um Aufrechthaltung der Bewilligung hierzu und der gewährten Unterstützung für diesen Zeitpunkt zu ersuchen.

6. Herrn Prof. Dr. L. K. Moser wird bedingungsweise ein Zuschuß von K 100 zu seiner diesjährigen Subvention bewilligt.

7. Das Ansuchen der Ševčenko-Gesellschaft in Lemberg um Einleitung des Schriftentausches wird abgelehnt, dagegen mit der Oficina Nacional de Inmigración, Estadística y Propaganda Geográfica in La Paz (Bolivia) und mit der Hessischen Vereinigung für Volkskunde in Gießen der Schriftentausch auf Kosten der k. k. Hofbibliothek beschlossen.

8. Seitens des Herrn Ing. Dachler liegt der nachfolgende Bericht über die am 20. Juli 1903 abgehaltene Sitzung des Ausschusses für das Bauernhaus-Werk vor:

Nebst mehreren unwichtigen Gegenständen wurde über die Fortführung des Werkes verhandelt und beschlossen, nachdem die Pläne ausgearbeitet sind, 15 Tafeln für das vierte Heft in Druck zu geben.

Es werden dann gesichert sein:

	Erschienen	Vergeben	Gesichert
Für Niederösterreich	3	—	3
» Oberösterreich	4	—	4
» Salzburg	4	2	6
» Steiermark	8	—	8
» Kärnten	6	2	8
» Krain	—	1	1
» Küstenland	—	1	1
» Tirol	8	—	8
» Vorarlberg	—	1	1
» Mähren	—	2	2
» Schlesien	1	—	1
» Böhmen	11	—	11
» Galizien	—	—	—
» Bukowina	—	3	3
» Ungarn	—	3	3
	45	15	60

Obwohl nur vier Hefte zu 15 Tafeln vorgesehen sind, wird es möglich sein, noch ein fünftes erscheinen zu lassen, wofür mit dem Verleger bereits ein Übereinkommen getroffen ist. Die Pläne sind zum großen Teil schon vorhanden.

9. Es wird beschlossen, daß sich die Gesellschaft an der von Prof. Dr. Schwalbe angeregten Untersuchung der physisch-anthropologischen Verhältnisse der Bewohner Deutschlands beteilige, und zu diesem Zweck eine besondere Kommission eingesetzt. (Siehe S. [109].)

10. Herr Regierungsrat Heger teilt mit, daß er im Laufe des Winters eine auf etwa ein Jahr berechnete Weltreise zu ethnographischen Zwecken antreten werde.

Herr k. u. k. Legationsrat Dr. A. v. Rosthorn in Peking übersendet durch Vermittlung des Herrn Regierungsrates F. Heger die folgende Mitteilung:

Über südchinesische Bronzepauken.

Ich habe kürzlich de Groots interessante Studie über die antiken Bronzepauken im Ostindischen Archipel und auf dem Festlande von Südostasien (Mitteilungen des Seminars für orientalische Sprachen in Berlin, 1901) gelesen; man wird seiner reichhaltigen Sammlung von Belegen aus der chinesischen Literatur kaum etwas Neues hinzufügen können und nach Prüfung derselben seine Ergebnisse im allgemeinen bestätigen. Insbesondere glaube ich, daß de Groot recht hat, wenn er das Festland, und zwar Südchina und den Norden Hinterindiens, als die

Heimat dieser eigentümlichen Instrumente ansieht. Die Funde solcher Pauken in Kuangsi und Yünnan sind schon numerisch so überwiegend, daß diese Annahme dadurch allein berechtigt erscheinen würde; außerdem deckt sich die geographische Verbreitung derselben ziemlich genau mit dem Gebiete, welches bis zur Han-Dynastie von China unabhängig und von den später unter den Kollektivnamen Liao und Man zusammengefaßten Völkerstämmen bewohnt war. Ist der nichtchinesische Ursprung der Pauken dadurch schon so gut wie bewiesen, so wird derselbe durch chinesische Archäologen vollends bestätigt. Der Zweck dieser Zeilen ist, einige Nachträge zu de Groots Broschüre aus einer chinesischen Abhandlung über den Gegenstand beizubringen.

Ein bekannter Gelehrter des vorigen Jahrhunderts, Hsie Ch'i-k'un, welcher eine Zeitlang Gouverneur von Kuangsi war, hat ein Werk über die Bronze- und Steindenkmäler jener Provinz unter dem Titel »Yüe-hsi chin-shih-lüe« geschrieben. Diesem Werke, welches 1801 datiert ist, ist eine Untersuchung über die Bronzepauken (T'ung-ku k'ao) angehängt, in welcher der Verfasser einige in der Provinz Kuangsi erhaltene Pauken beschreibt und sodann die Belegstellen aus der Literatur über die Geschichte derselben zusammenstellt. Diese Belege sind in de Groots Arbeit fast vollständig reproduziert, und es scheint mir überflüssig, dieselben hier nochmals wiederzugeben. Ich beschränke mich darauf, einige Punkte hervorzuheben, die von Interesse sein dürften.

Der Verfasser unterscheidet zwei nach ihrem Alter verschiedene Typen, und hält auf Grund ihrer äußeren Beschaffenheit die älteren Pauken für Erzeugnisse der Ch'in- und Han-Perioden, die jüngeren für solche der T'ang- und Sung-Perioden. Er sagt ferner, daß die größeren Pauken jetzt gewöhnlich als Fupo-ku, die kleineren als Chuko-ku bezeichnet werden. Fupo ist eine Designation des Generals Ma Yuan der Han-Dynastie, welcher im Jahre 43 n. Chr. eine Expedition in das Gebiet der Kiaochih (Tonkinesen, damals auch noch in Kuangsi ansässig) unternahm; mit Chuko ist natürlich der bekannte Feldherr Chuko Liang von Shu in der Zeit der drei Königreiche gemeint, welcher die Eingebornen von Yünnan bekriegte und vorübergehend unterwarf. Die Verknüpfung der Pauken mit den Namen der beiden Generale hat eine gewisse Berechtigung, insoferne die Chinesen durch diese zuerst mit den Völkerschaften des Südens und Südwestens, ihren Gebräuchen und Gerätschaften, unter welchen die Bronzepauken offenbar einen wichtigen Platz einnahmen, bekannt wurden. Ich glaube mich nicht zu täuschen, daß die Pauken, welche aus oder über Szechwan kommen, unter dem Namen Chuko-ku, jene aus Kuangsi unter dem Namen Fupo-ku zirkulieren; es liegt hier einfach eine Substituierung eines Nationalhelden für einen anderen vor; Chuko Liang spielte in Yünnan eine ähnliche Eroberrolle wie Ma Yuan in Kuangsi und beide werden in jenen Provinzen noch heute in Tempeln verehrt. Soweit ich selbst in der Lage war, die Objekte zu sehen, stammten die meisten der größeren und augenscheinlich älteren Pauken aus Tonking und Kuangsi, die kleineren und neueren aus Szechwan und Yünnan: die letzteren haben keine Frösche und die Zeichnungen sind mehr stilisiert und weniger fein ausgeführt. Man sieht solche Pauken nicht selten in Antiquitätensammlungen, doch kommen darunter auch manche Fälschungen vor und ist überhaupt auf die Angaben über ihre Herkunft nicht viel zu geben, weil viele der Pauken jedenfalls sehr viel herumgewandert sind.

Hsie Ch'i-k'un weist die Behauptung, daß Ma Yuan oder Chuko Liang die Pauken gegossen oder gar erfunden hätten, mit Recht als eine verhältnismäßig spät aufgetauchte und gänzlich haltlose Hypothese zurück. Dieselben wurden nach seiner Ansicht von den Liao und den Man lange vor Ma Yuans Feldzug gemacht. P'ei Yuan erzählt im »Kuangchou-chi«, wie Ma Yuan solche Pauken erbeutete und in Pferdegestalt umgoß. Hieraus entwickelte sich später die Tradition, daß Fupo selbst die Pauken erzeugt hätte, und diese Legende wurde schließlich auch auf Chuko Liang übertragen. »So baute sich«, sagt er, »ein Irrtum auf dem andern auf«, und setzt hinzu, daß im allgemeinen die einschlägigen Berichte bis zur Tang-Dynastie ziemlich verläßlich sind, aber später von der Sung-Periode an immer mehr entstellt und unrichtig werden.

Die Pauken dienten nach dem Verfasser dazu, bei Opfern und Gelagen angeschlagen zu werden; es wurden aber auch die Mannen eines Clans durch ihren Schlag einberufen. Sie waren deshalb bei den Man-Stämmen sehr geschätzt und Ouyang Wei konnte, wie das Nan Shih berichtet, die Erbeutung zahlreicher Pauken als einen großen Erfolg hinstellen (vgl. de Groot, S. 81). Aber erst seit Lu Yü die Behauptung aufstellte, daß die Pauken im Kampfe Verwendung fanden (de Groot, S. 87), entstand die Legende, daß Ma Yuan und Chuko Liang sich ihrer im Kriege gegen die Man bedient hätten.

Aus allen Berichten scheint hervorzugehen, daß nur die Vornehmsten und Häuptlinge im Besitze solcher Bronzepauken waren. Sie mögen in einzelnen Familien direkt als Erbstücke aufbewahrt worden sein, an welche sich die Stammesoberhoheit knüpfte. Hieraus würde sich

erklären, daß die Clans, wie berichtet wird, oft fabelhafte Preise zahlten, um die ihnen abgenommenen Pauken wieder zu erlangen. Einige Aufzeichnungen scheinen indessen anzudeuten, daß die Pauken den Häuptlingen nach ihrem Tode ins Grab mitgegeben wurden. Man wird sich der merkwürdigen Erzählung aus dem Ling-piao lu-i (de Groot, S. 83) erinnern, wie ein Hirtenknabe bei der Verfolgung eines Frosches das Grab eines Mantse-Häuptlings entdeckte und in demselben eine mit Fröschen gezierte Pauke fand. In einem Auszuge aus dem Ling-wai tai-ta des Chou C'hü-fei, welchen Hsie C'hi-k'un mitteilt, liest man folgendes: »In Kuangsi werden Bronzepauken von der Landbevölkerung beim Graben oft gefunden; die großen sind bis sieben Fuß weit, die kleinen drei Fuß; man trifft sie überall in Tempeln an und in den Städten werden sie dazu benutzt, die Stunden zu verkünden; die Kiaochih kaufen sie bisweilen auf und kehren damit heim, um sie in den Bergen wieder zu vergraben.« In der Tat sind die meisten Pauken in der Erde oder in Flüssen gefunden worden.

Was die Form und Zeichnung der Pauken anlangt, so lernen wir aus dem T'ung-ku k'ao nicht viel neues. Nur eine Stelle scheint mir bemerkenswert. Es wird eine Pauke beschrieben, welche in der Residenz des Gouverneurs von Kuangsi aufbewahrt wurde. Dieselbe hatte, mit dem heutigen Zimmermannsmaße gemessen, einen Durchmesser von 3·42 Fuß und eine Höhe von 1·8 Fuß. Auf der Trommelfläche saßen sechs Froschpaare; je ein größerer Frosch trug einen kleineren am Rücken. Der Verfasser meint, daß die Frösche eine symbolische Darstellung der zwölf Monate wären, indem die alternierenden größeren und kleineren Frösche die langen und kurzen Monate vorstellen. Die Zwölfzahl ist außerdem ausgedrückt durch zwölf konzentrische Kreise, deren Zwischenräume durch feine Zeichnungen der verschiedensten Art ausgefüllt sind Seitlich hatte die Pauke zwei ringförmige Öhre.

Die Erklärung der Frösche als Symbole für die Monate war, auch abgesehen von der Zwölfzahl, für den Chinesen eine sehr naheliegende Hypothese, da der Frosch in China überhaupt das Symbol des Mondes ist. Ob diese Symbolik auch den Eingebornen von Kuangsi und Yünnan eigen war und ob sie am Ende sogar von jenen entlehnt ist, läßt sich nicht entscheiden. In China ist sie meines Wissens nicht vor der späteren Han-Dynastie nachzuweisen. Jedenfalls ist eine solche Möglichkeit nicht ausgeschlossen, wie auch der Drachenmythus bei jenen Völkern schon vor ihrer Berührung mit China eine große Rolle spielte.

Die Pariser Pauke, welche de Groot erwähnt (S. 104), hat ebenfalls zwölf Frösche; diese sind jedoch nicht in sechs, sondern in vier Gruppen angeordnet, je drei aufeinandersitzend. Eine im Kuangchou-chi beschriebene Pauke hatte zwölf Frösche (nicht zwölf Froschpaare, wie de Groot übersetzt), welche, wie es scheint, einzeln im Kreise angebracht waren. Es kann sehr wohl sein, daß die Pauken, auf welchen die Zwölfzahl vorherrscht, den ursprünglichen Typus darstellen, von welchem mehr und mehr abgewichen wurde, als die Bedeutung der Symbole in Vergessenheit geriet, bis die Frösche endlich bei den kleineren Chuko-ku ganz verschwanden. Für diese Annahme spricht auch der Umstand, daß der Mittelstern bei der Mehrzahl der Pauken zwölfstrahlig ist, auch bei solchen Pauken, welche nur wenige oder keine Frösche haben. Meiner Ansicht nach war Dr. A. B. Meyer, dessen Werk über »Bronzepauken aus Südostasien« mir hier leider nicht zugänglich ist, zum mindesten auf einer richtigen Spur, als er die Zwölfzahl betonte.

Hingegen kann ich die von de Groot beigebrachten Belege, daß die Frösche als Sinnbilder des Regens und die Pauken als Regenpauken fungierten, nicht überzeugend finden. Am allerwenigsten ist auf die sogenannten »Donner- und Wolkenzeichen« (yün-lei wên) zu geben, welche nichts weiter als eine mäanderartige Verzierung sind, welche, wie die Chinesen sagen, an die alte viereckige Chuan-Schrift erinnert (vgl. de Groot, S. 86). Diese Art Verzierung ist bei den älteren Pauken viel weniger vorherrschend als bei den neueren, unter chinesischem Einflusse hergestellten, und ist auch bei diesen wohl nicht sinnbildlich, sondern eben nur Verzierung, ganz so wie die Schneckenzeichen (Spiralen, lo-wên), die münzenförmigen Zeichen (Kreis mit quadratischer Öffnung und vier Radiallinien, wu-chu-ch'ien wên) und die flechtwerkartigen Verzierungen (ch'ü-chu wên), welche sich auf einer im T'ung-ku k'ao beschriebenen Pauke finden.

Herr Regierungsrat F. Heger übersendet hierzu folgende Bemerkung:

Diese Notiz über die in den letzten Jahren so bekannt gewordenen Metalltrommeln ist darum von besonderem Interesse, weil hier von einem chinesischen Schriftsteller die schon aus anderen Gründen haltlose Annahme zahlreicher anderer chinesischer Autoren über die Zurückführung des Ursprungs dieser Stücke auf die beiden Feldherrn Ma Yuan und Chuko Liang widerlegt wird.

Die Zwölfzahl der Froschfiguren auf diesen Trommeln kommt nur dann vor, wenn sie in Gruppen zu drei übereinander angeordnet sind und zwar nur bei dem für einen Teil Hinterindiens (das Schangebiet) charakteristischen Typus (siehe darüber mein Werk: »Alte Metalltrommeln aus Südostasien«. Leipzig 1902, S. 144 ff.). Die angeführte Pariser Pauke (im Marinemuseum des Louvre) gehört eben diesem Typus an. Sonst kommen diese Frösche mitunter nur in der Sechszahl, am häufigsten jedoch in der Vierzahl vor, wobei allerdings mitunter (aber selten) noch ein kleiner Frosch auf dem Rücken einer größeren Figur sitzt. Die Zwölfzahl ist daher hier nicht gewöhnlich, wohl aber bei dem zentralen Stern der Platte (siehe ebenda S. 156 ff.), wo diese aber auch nur bei einzelnen Typen dominiert.

Herr Dr. Theodor Koch (Berlin) sendet ein vom 13. Mai 1903 datiertes Schreiben, dem folgendes entnommen ist:

Am 22. Mai hoffe ich in Pará, am 27. in Manãos einzutreffen. Von Manãos aus gehe ich zunächst Purús aufwärts zum Acre, interessant wegen der kriegerischen Verwicklungen in den letzten Monaten. Dort halte ich mich zwecks Indianerstudien bis etwa Oktober 1903 auf, um dann über die Quellgebiete des Purús, Juruá und die Sierra de Cuntamana, also durch bisher unerforschtes Gebiet, zum Ucayali zu gelangen. Im Frühjahr 1905 hoffe ich wieder in der Heimat zu sein und dann die Ehre zu haben, über meine Reise vor Ihrer hochgeschätzten Gesellschaft ebenso wie vor der Geographischen Gesellschaft in Wien zu sprechen.

Monatsversammlung am 10. November 1903.

Vorsitzender: Herr Hofrat Dr. K. Toldt.

1. Freiherr v. Andrian berichtet über

Die XXXIV. allgemeine Versammlung der deutschen Anthropologischen Gesellschaft zu Worms vom 10.—13. August.

Unsere Gesellschaft war daselbst durch Herrn Dr. Bouchal und den Vortragenden vertreten.

Die Versammlung wurde in Gegenwart Sr. kgl. Hoheit des Großherzogs von Hessen, der hessischen Staatsminister Rothe und Dr. Knauth und des Kommandierenden der 25. Division, General v. Gell, durch Herrn Geheimrat Prof. Dr. Waldeyer mit einem tiefempfundenen Rückblick auf des verstorbenen Altmeisters Rudolf Virchow unvergeßliches Wirken für die deutsche Gesellschaft eröffnet. Mit warmen Worten gedachte auch Waldeyer der heuer vollendeten 25jährigen Tätigkeit des treubewährten Freundes Prof. Dr. Johannes Ranke als Generalsekretär. Er fordert auf, dem großen Toten den Dank außer durch Worte durch die Tat zu beweisen und den von Virchow gesteckten Zielen eines ruhigen, aber stetigen Fortschrittes unverdrossen nachzugehen. Dazu gehört vor allem die Verbesserung und Vereinfachung des vergleichenden Meßverfahrens. Ferner das Zusammenwirken mit den übrigen Nationen, besonders aber der deutschen Vereine, zur Lösung der in Hülle und Fülle vorhandenen großen Aufgaben. In dritter Linie steht die Ausdehnung unserer Tätigkeit in die Breite. Von äußerster Wichtigkeit erscheint ihm die baldigste Gründung eines Anthropologischen Zentralinstituts für Forschungs und Lehrzwecke, wofür Berlin die günstigsten Bedingungen bietet. Die Berliner Gesellschaft ist nach Virchows Ableben in den Besitz seiner Sammlung von Schädeln und Skeletten gekommen. Rechnen wir dazu die Schätze des Völkermuseums und der anatomischen Anstalt, so finden wir hier den Unterrichtsbestand für eine Zentralstelle ersten Ranges gegeben.

Exzellenz Herr Staatsminister Rothe begrüßte die Versammlung im Namen der großherzoglichen Regierung, Herr Oberbürgermeister Böhler seitens der Stadt Worms, Oberst Freiherr v. Heyl namens des Altertumsvereins. Hierauf nahm Prof. Dr. Schwalbe (Straßburg) das Wort zur Begründung seiner »Vorschläge zu einer umfassenden Untersuchung der physisch-anthropologischen Beschaffenheit der jetzigen Bevölkerung des Deutschen Reiches«.

Er wies darauf hin, daß die erfolgreichen statistischen Erhebungen über die Farbe der Haut, der Augen und Haare der deutschen Schulkinder (durch Virchow 1886 abgeschlossen) durch keine weitere statistische Erhebung über Körpergröße, Schädelform usw. der Rekruten ergänzt werden konnte. Dagegen wurde Prof. Schaaffhausen beauftragt, Kataloge über die Schädelsammlungen Deutschlands herzustellen.

Von europäischen Ländern ist für die Untersuchung der anthropologischen Charaktere am meisten in Frankreich durch Collignon und Lapouge geschehen, in Italien durch Livi,

in Schweden durch Fürst und Retzius, in Norwegen durch Arbo, in Österreich durch Weisbachs Untersuchungen an Lebenden, durch die Schädelmessungen von Toldt, Holl, Zuckerkandl. In Rußland studiert man eifrig die Somatologie der zahlreichen ethnographischen Gruppen des Reiches. Selbst Spanien und Portugal könnten schon jetzt befriedigende somatologische Kartenbilder ihrer Gebiete liefern. Trotz zahlreicher Einzeluntersuchungen kann man nicht das gleiche von Großbritannien und Irland, Dänemark, den Niederlanden, Belgien und der Schweiz behaupten. Gewaltige Lücken sind in Nord- und Mitteldeutschland auszufüllen, deren Sammlungen, mit Ausnahme von Königsberg und Bonn, geradezu klägliches Material für die Kenntnis der deutschen Bevölkerung darbieten. Besser steht es in Süddeutschland dank den Arbeiten von Ammon, Hölder, Ranke usw. Für das Elsaß hat Schwalbe seit 15 Jahren einen anthropologischen Landesdienst am anatomischen Institut der Universität eingerichtet. Systematische Messung an jeder in die Anatomie gelangenden Leiche, Eintragung jeder Messung in eine besondere Zählkarte haben eine größere Zahl von Maßen geliefert, als jemals durch die Statistik zustande gekommen ist. Dieses einfache, kostenlose, wenig Zeit raubende Verfahren möge auch an den anderen anatomischen Instituten, bei den pathologischen Anatomen und den Chefärzten der Krankenhäuser großer Städte Eingang finden!

Außerdem wird von Schwalbe eine Untersuchung der Wehrpflichtigen vorgeschlagen. Man müßte trachten, mindestens eine Million zu messen. Zu diesem Zwecke wären für jedes Musterungsgebiet freiwillige Untersucher zu gewinnen. Unter der Voraussetzung, daß die militärärztliche Untersuchung Körpergewicht, Körpergröße und Brustumfang liefert, würde die Augen- und Haarfarbe, Bestimmung der Länge und Breite des Kopfes, der Gesichtshöhe und -Breite von den Kommissionen durchzuführen sein. Daran reihen sich Vorschläge für die Ausführung von Karten und der Antrag, eine Kommission zu ernennen, welche die vorbereitenden Schritte zu tun, die nötigen Gelder sowie Mitarbeiter zu beschaffen, auch eine Verbindung mit den Nachbarländern zu leiten hätte

Am 1.2. wurden in diese Kommission gewählt: Schwalbe, Waldeyer, Luschan, Martin (Zürich), Fischer (Freiburg).

Nach dem Vortrage des Herrn Museumdirektors Prof. Dr. Schuhmacher (Mainz) »über die bronzezeitlichen Depotfunde Südwestdeutschlands« sprach

Prof. Klaatsch über »das Problem der primitivsten Silexartefakte«. In Frankreich, Belgien, England beschäftigen sich die Prähistoriker mehr mit den Produkten der ältesten Steinzeit als in Deutschland. Man ist dort zur Überzeugung gelangt, daß die Werkzeuge des Chelléen keine Anfangsstufe, vielmehr das Endprodukt einer langen Entwicklung darstellen. Am meisten hat die Anerkennung der fundamentalen Bedeutung der Eolithen (Prestwich) der Konservator des Brüsseler naturwissenschaftlichen Museums, Herr Rutot, gefördert. Es ist ihm gelungen, den Prof. Capitan zum Anhänger zu gewinnen, welcher früher, wie die ganze Pariser Schule, an Mortillets einseitig-dogmatischer, auf einzelnen Silexformen aufgebauter Klassifikation der paläolithischen Epochen streng festgehalten hatte.

Es stellte sich heraus, daß die Eolithen sich im Chelléen, Acheuléen, Moustérien, ja selbst in neolithischen Feuersteinwerkstätten finden. Nachdem Klaatsch, dank der Belehrung Rutots, die weite Verbreitung dieser primitiven Instrumente in den Diluvialschichten bei Mons kennen gelernt und dieselben in den Kieslagern von Chelles wiedergefunden hatte, gelang ihm der Nachweis der Eolithen in den Kiesbrüchen von Bries, in dem fluvoglazialen Sande von Rüdersdorf und in der Umgegend von Magdeburg. Es ist somit der Nachweis erbracht, daß der Mensch während der Eiszeit nicht bloß in Taubach, sondern auch weithin in Norddeutschland lebte.

Das diluviale Vorkommen des Menschen in England, Frankreich und den südlichen Ländern, wie in Ägypten, von wo neuerdings Schweinfurth mit einer riesigen Ausbeute an paläolithischem Material heimgekehrt ist, genügt nach Klaatsch, um die Ausbreitung der Menschheit von ihrer Urheimat aus in viel frühere Perioden zurückzuverlegen, als man bisher hat zugestehen wollen. Der Tertiärmensch ist ihm ein paläontologisches Postulat, das auch durch die Funde als zu Recht bestehend erwiesen wird. Klaatsch zeigte eine Reihe von tertiären Silex, welche bereits der Berliner Gesellschaft für Anthropologie unterbreitet worden waren[1]), und zwar: Artefakte aus den obermiozänen, von pliozänen vulkanischen Tuffen überlagerten Sanden von Cantal bei Aurillac,

[1]) Herr Klaatsch hat das Thema unter Vorlage seines Sammelmaterials in der Sitzung der Berliner Gesellschaft vom 10. Jänner 1903 ausführlich erörtert. Im Anschlusse daran fanden am 21. und 22. März weitere Diskussionen statt, in welchen die entschiedene Anerkennung der Eolithen als »erste intentionell bearbeitete Geräte des Menschen« ausgesprochen wurde. Dagegen verhielt sich Dr. Lissauer reserviert bezüglich der spärlichen tertiären Stücke vom Puy-Courny, von St. Prest und Thenay. Er wollte die Beweis-

Feuersteinsplitter von den Höhen des Kreideplateaus von Sussex und Kent, Instrumente von der berühmten Fundstelle des Elephas meridionalis von St. Prest; die Stufe von St. Prest gilt als pliozän und präglazial. Außerdem altdiluviale Instrumente, desgleichen aus der interglazialen Station Taubach usw.

Nachmittags fanden in der Festhalle der Heylschen Fabriken Lichtbildervorträge statt, deren Wirkung einigermaßen durch die im Saale herrschende Hitze abgeschwächt wurde. Herr K. von der Steinen sprach über »genealogische Knotenschnüre in der Südsee«. Herr Prof. Dr. Seler führte die Ruinen von Yucatan vor. Er erläuterte die an ihnen angebrachten Verzierungen, welche in innigster Beziehung zur Verehrung der regenbringenden Götter stehen.

Darnach begab man sich zu einem neuaufgedeckten römisch fränkischen Gräberfelde am Bollwerk. Unter Führung des Dr. Koehl begann der Rundgang an dem freigelegten Teile der alten Römerstraße, welche von hier nach den Steinbrüchen des Irunsberges führte. Die zahlreichen Beigaben an Waffen, Hausgeräten, Gläsern (Gesichtskrug) waren in den Gräbern belassen. In einem Grabe fand sich neben zwei gestreckten Skeletten ein liegender Hocker!

In der zweiten Sitzung, am 11. August, teilte im Anschlusse an den Vortrag des Herrn Prof. Dr. Klaatsch Dr. Hagen (Hamburg) mit, daß auch in Dithmarschen in der Nähe von Burg Silexartefakte gefunden wurden, welche den von Klaatsch vorgewiesenen vollkommen entsprechen. Dr. Nuesch (Schaffhausen) erklärte, im Keßler Loch und Schweizersbild derartige, ganz oberflächlich bearbeitete Feuersteine in großen Massen — an der erstgenannten Lokalität allein 10.000 — gesammelt zu haben.

Prof. Dr. Johannes Ranke berichtete über die Untersuchungen von Dr. Retzius und Fürst »über die körperlichen Eigentümlichkeiten der schwedischen Bevölkerung«. Retzius hat festgestellt, daß dieselbe schon zur Steinzeit gemischt war. Gegenwärtig gibt es in Schweden nur 13% Kurzköpfe, 87% Meso- und Dolichokephale. Die Zahl der Vertreter des »reinen germanischen Typus« (blaue Augen, blondes Haar, helle Hautfarbe, Langköpfigkeit, hohe Statur) beträgt nicht mehr als 10% der Bevölkerung.

Dr. Birkner erörterte die Bedeutung der Gesichtsweichteile für die Rassenanatomie.

Daran schloß sich ein Ausflug ins Zellertal zur Besichtigung der neolithischen, von Dr. Koehl neuuntersuchten Wohnplätze am Hinkelstein bei Monsheim und Mölsheim.

In der dritten Sitzung, am 12. August, welche zugleich Geschäftssitzung war, sprachen: Prof. Dr. J. Ranke über die Bedeutung verbesserter Hirnuntersuchungen. Er empfahl die Festsetzung eines Schemas und verwies schließlich auf die ausgezeichneten Erfolge, welche man mit Ausgüssen prähistorischer und anderer Schädel erzielt hat. Privatdozent Dr. Fischer (Freiburg) machte einige Bemerkungen zur vergleichenden Osteologie der menschlichen Vorderarmknochen. Er wies nach, daß beim Neandertalmenschen die Krümmung der Ulna noch in die Grenze der bei rezenten Knochen festgestellten Schwankungen falle. Prof. Stieda (Königsberg) demonstrierte einige rot gefärbte Knochen aus Kurganen in Südrußland. Diese Färbung stammt nicht von der Erde, sie ist absichtlich. Aus Japan liegt eine Mitteilung des Dr. Adachi vor, wonach die Leichen der Vornehmen zur Konservierung mit einem roten Farbstoff gefärbt werden, der aus China stammt. Die Herren von der Steinen und Ehrenreich haben bei den südamerikanischen Indianern gesehen, daß die Knochen der Verstorbenen nach einiger Zeit ausgegraben, gereinigt und rot gefärbt wurden.

Herr Dr. Blind (Straßburg) sprach über die »Elsässische Steinzeitbevölkerung«. Der älteste bekannte paläolithische Schädel von Engisheim wird von Schwalbe zur Cro-Magnon-Rasse gestellt, d. h. zur jetzt noch lebenden dolichokephalen Varietät. Dieser Rasse entsprechen aber auch die übrigen Reste aus ältester Zeit. Selbst in neolithischer Zeit hat dieselbe noch entschiedenes Übergewicht. Mit dem Auftreten des Metalls stellen sich die Brachykephalen ein, welche im Mittelalter 84·5%, heute über 75% der Bevölkerung bilden.

Geheimrat Waldeyer legte einige Papuaschädel aus Tamara bei Berlinhafen vor, welche in der Ausbildung der Nackengegend eine höchst eigentümliche, vielleicht durch das Schlafen auf Nackenhölzern erklärbare Anomalie zeigen.

Von ethnographischen Vorträgen seien noch erwähnt:

Herr H. J. Nieboer (Zwolle) »über die Bevölkerungsfrage bei den Naturvölkern«. Er führte aus, daß die absichtliche Beschränkung der Kinderzahl, welche vielfach als Merkmal der

---

kraft der retouchierten Silex nicht von der Frage nach deren Menge trennen. Vgl. Zeitschr. f. Ethn. S. 92 ff., 487 ff., 537 ff. Bedenken gegen die Annahme, die Eolithen können nur durch Menschenhand entstanden sein, hat Hanke (Braunschweig) angemeldet. Ibid. 1903, S. 746.

Überkultur betrachtet wird, bei vielen Naturvölkern, insbesondere aber auf den Südseeinseln, mit alleiniger Ausnahme der Marquesasgruppe, geübt wird.

Herr S. R. Steinmetz (Haag): Über die Aufgaben der sozialen Ethnologie. Sie hat die Aufgabe, die der geistigen Entwicklung zugrunde liegenden somatischen Eigentümlichkeiten der verschiedenen ethnographischen Gruppen zu ermitteln. Dieser Gesichtspunkt erscheint ihm sehr aussichtsvoll für die Erklärung der komplizierten soziologischen Gebilde der Kulturvölker.

Großes Interesse erweckte der Vortrag des Dr. P. Ehrenreich »zur Beurteilung und Bewertung ethnographischer Analogien«. Gegenüber den Diskussionen zwischen den Vertretern der Lehre von der allgemein menschlichen Grundanlage und jenen, welche der »Entlehnung« einen überwiegenden Anteil für die Beurteilung dieser Analogien einräumen, bemerkt er, daß diese »Konvergenzerscheinungen« ebenso verschiedenen Grundgedanken entspringen können, wie umgekehrt ähnliche Grundgedanken zu verschiedenen Zielen geführt haben. Totemismus, Seelenwanderung, Kaste u. dgl. sind Begriffe, die bei verschiedenen Völkern ganz verschiedenen Inhalt haben können. Falsche Analogien sind die Augenornamente Nordwestamerikas und der Südseeinseln, das Kreuz und Hakenkreuz in Europa, Amerika, Asien, das Geisterboot der Malaien und der Nordamerikaner. Es handelt sich bei der Deutung dieser Analogien in der Regel um sehr komplizierte Probleme.

Marine-Oberstabsarzt Dr. Krämer (Kiel) sprach über »die Bedeutung der Matten- und Tatauier-Muster auf den Marschallinseln nach eigenen Forschungen«. Sie bewegen sich durchwegs in festen Schablonen. Ihre Motive entstammen dem Tier- und Pflanzenreich, dem täglichen Leben, Geräten usw. Die Tatauierung wird unter Gebeten und Speiseopfern vorgenommen.

Prof. Dr. G. Thilenius (Breslau): Die Ornamentik von Agomes. Diese Gruppe gehört zu den westlichen Inseln des Bismarck-Archipels; sie zählt heute noch etwa 40 Eingeborne. Es kommen zwei grundverschiedene Motive vor; das eine knüpft an die menschliche Figur an, das andere beruht auf dem Spiralornament. Nach Angabe der Eingebornen ist das letztere Motiv das Erzeugnis eines einzigen Mannes; nach seinem Tode hörte die Erzeugung solcher Stücke auf. Die menschliche Figur dagegen weist durch mancherlei Besonderheiten nach dem nahen Taui (Admiralitätsinseln) und Neuguinea. Da noch andere Verbindungen in gleicher Richtung bestehen, darf ein den drei Orten gemeinsames melanesisches Bevölkerungselement angenommen werden, welches in Agomes neben einem mikronesischen (Karolinen) erscheint.

Des Nachmittags wurden nach einem von der Weingroßhandlung P. J. Falkenberg gegebenen Frühstück im Liebfrauenkloster Hallstattgräber an der Westendschule aufgedeckt. Eines derselben erwies sich jedoch als bedeutend älter, der Bronzezeit angehörig.

Mit einem Ausflug nach der Bergstraße, dem Besuch der alten Klosterkirche in Lorsch, dem Aufstieg auf den Felsberg am 13. August war das Programm der Versammlung erschöpft.

Möge aus diesen flüchtigen Umrissen die hervorragende Bedeutung der Wormser Versammlung zu entnehmen sein. Dank den Bemühungen der Berliner Ethnographen, ist zum ersten Male die Ethnographie in ausgiebigerer Weise zu Worte gekommen. Allen anthropologischen Disziplinen wurden weittragende Anregungen zuteil.

Das verständnisvolle Interesse des erlauchten Landesfürsten, die großartige, uns Süddeutsche in ihrer Herzlichkeit besonders anheimelnde Gastfreundschaft der Wormser Bürgerschaft, in welcher die um die geistigen Interessen ihrer Vaterstadt hochverdiente Familie der Freiherren v. Heyl den Ehrenplatz einnimmt, die überaus glückliche Hand und aufopfernde Tätigkeit des Dr. Koehl haben zusammengewirkt, um die Erinnerung an die Wormser Tage und die rheinische Weise niemals verlöschen zu lassen.

2. Hofrat Prof. Dr. Emil Zuckerkandl hält einen Vortrag

Über Schädelformen in Ober-Steiermark.

Derselbe wird später in erweiterter Form in den Mitteilungen erscheinen.

Außerordentliche Versammlung am 1. Dezember 1903.

Vorsitzender: Hofrat Dr. K. Toldt.

1. Der Vorsitzende widmet dem am 19. November l. J. verschiedenen ersten Sekretär

Dr. Wilhelm Hein

einen warmen Nachruf. Die Versammlung gab ihrer Trauer über den schweren Verlust durch

Erheben von den Sitzen Ausdruck. — Die Verdienste des so früh der Wissenschaft und der Gesellschaft Entrissenen werden an späterer Stelle noch entsprechend gewürdigt werden.[1])

Ferner gedenkt der Vorsitzende des vor Kurzem verstorbenen langjährigen Mitgliedes, Generalstabsarzt Dr. Treutler.

2. Dr. H. Breitenstein hält unter Vorführung von zahlreichen Lichtbildern einen Vortrag:

Über die Malaien auf Sumatra.

Wenn ich heute eine Revue über die malaiischen Stämme der Insel Sumatra vor Ihnen halten will, muß ich mit dem beschämenden Geständnis anfangen, daß ich von den Urbewohnern dieser Insel nichts weiß und daher Ihnen auch nichts davon mitteilen kann, ja noch mehr; im Innern des Nordens wohnen die Gajus; am Fuße der Barisangebirge leben die Oran Kubu, Lubu, Rava usw., welche auf der untersten Stufe der menschlichen Zivilisation sich befinden und ich wage es weder zu behaupten, daß sie die Urbewohner dieser Inseln seien, noch Überbleibsel jener großen Völkerwanderung, welche im Laufe des IV. Jahrhunderts von Hinterindien sich über die Inseln des Indischen Archipels ergoß. Es ist Ihnen übrigens bekannt, daß selbst der Süden von China mit mehr oder weniger Recht die Heimat der Malaien genannt wird.

Nach dieser von Fr. Müller, ich möchte sagen, hinreichend motivierten Theorie — ich werde Ihnen ja aus dem Innern der Inseln Stämme anführen, welche mit ihren schief stehenden Augen geradezu die Abstammung von den Mongolen ad oculos demonstrieren — und auf sprachvergleichende Studien basierte Untersuchungen des Holländers Kern — teilte von der Gabelentz die gegenwärtige malaiisch-polynesische Rasse in vier Gruppen und zwar die polynesische, mikronesische, melanesische oder papuanische und in die malaiische oder indonesische Gruppe.

Die erste Gruppe bewohnt in der Stillen Südsee die Tonga-, Samoa- und die Gesellschaftsinseln (Tahiti), die Marquesas und die Sandwichinseln, die Paumotu, Rapanui und Neuseeland; die zweite bewohnt die Palauinseln, die Karolinen, Marianen, Marshal- und Gilbertinseln; die dritte (melanesische) Neu-Guinea, Neu-Britannien, die Salomoninseln, Neu-Hebriden, die Fidschiinseln, Neu-Kaledonien und die Inseln zwischen Neu-Guinea und Celebes; die vierte (malaiische oder indonesische) Gruppe umfaßt die Malaien auf Madagaskar (Hovas), Malakka, die Philippinen und die Sundainseln bis West-Flores und Savu.

Heute will und kann ich mich nur mit jenen Bewohnern der Insel Sumatra beschäftigen, welche zwar mit mehr oder weniger Unrecht jede Gemeinsamkeit mit den eigentlichen Malaien zurückweisen, aber auf Grund vergleichender ethnographischer und sprachlicher Studien mit Recht in diese Gruppe eingereiht werden. Es sind dies auf der Insel Sumatra die Atjeher, Pasumahs, Redjangs, Lamponger, Korintji, Menangkabauer und die Battak. Ich sprach soeben von den Malaien auf Sumatra und auf der Halbinsel Malakka; vielfach wurde die Frage ventiliert, ob von Sumatra nach Malakka oder umgekehrt von Malakka nach Sumatra in historischer Zeit die Einwanderung der Malaien erfolgt sei; ich schließe mich der Ansicht Angelbecks an, daß nach malaiischen Quellen im Jahre 1160 die Kolonisation von Sumatra aus erfolgt und Singapore gegründet worden sei.

Sri Tri Buwana, ein Nachkomme Alexander des Großen, soll, von Madajpahit vertrieben, aus der Heimat der Malaien, dem heutigen Palembang, mit einer großen Zahl Schicksalsgenossen sich nach Malakka geflüchtet und dort das gleichnamige malaiische Reich gegründet haben. Andere Ethnographen behaupten das Gegenteil.

Bevor ich mich mit einzelnen Stämmen der Malaien beschäftige, möchte ich Ihnen zunächst ein Bild der Malaien im allgemeinen entwerfen:

Das Äußere des Malaien, ob er nun Landbau betreibt, oder zur See als Seeräuber oder als Handelsmann von Insel zu Insel zieht, ist gewiß kein durch seinen Habitus Schrecken einflößendes, wildes. Seine Größe variiert im Durchschnitt von 140—165 *cm* (für Soldaten ist das Minimalmaß 1·55 *cm*), seine Hautfarbe ist meistens rotbraun, sein Kopf häufig mesokephal und

[1]) Das Leichenbegängnis fand am 21. November unter großer Beteiligung der Gelehrtenwelt in der Hütteldorfer Pfarrkirche statt; die Einsegnung vollzog in feierlicher Weise Hofprediger Dr. Klemens Kickh, O. S. B., am Grabe segnete Chorherr Felbinger von Klosterneuburg die Leiche abermals ein. Es hatten sich außer zahlreichen Beamten des naturhistorischen Hofmuseums, an deren Spitze Intendant Hofrat Dr. Steindachner, eingefunden: Hofrat v. Weckbecker vom Oberstkämmereramte, Exz. Dr. v. Inama-Sternegg, Freiherr v. Andrian-Werburg, die Universitätsprofessoren Hofräte Dr. Jagić, Gomperz, D. H. Müller, Wilhelm Neumann, Krall, Penck, Reinisch, Toldt; ferner die Universitätsprofessoren Dr. Hörnes, Oberhummer, v. Schröder, Sieger, Dr. S. Wahrmann u. v. A. Zahlreiche Kranzspenden waren von Korporationen, Anstalten und Einzelpersonen eingelaufen.

weniger häufig brachykephal; das Gesicht nur mit einem Schnurrbart bedeckt, hat hervorstehende Backenknochen und Oberkiefer, während die Lippen durch das Sirihkauen rotbraun und die Zähne schwarz gefärbt sind; die Brust ist häufiger schwach und selten stark gebaut, so daß bei tiefer Inspiration der Thorax fast um 4 *cm* weniger sich ausdehnt als bei den Europäern. Die Iris ist stets braun und die Augen stehen bei einigen Stämmen schief, sonst in einer Linie. Auf Sumatra kommen sehr viel Kröpfe vor. Die Muskulatur ist nicht stark entwickelt und tatsächlich ist es eine schwächere Rasse als die der Europäer. Die Standard-Arbeitsleistung beträgt bekanntermaßen nur $^1/_2$ Pikul gleich $31\,^1/_4$ *kg*. Ich muß noch bemerken, daß bei einigen malaiischen Stämmen und zwar bei jenen, die noch auf der untersten Stufe der Zivilisation stehen, die Ichthyosis, die Schuppenkrankheit endemisch ist, während sie in Europa nur bei einzelnen Individuen und einzelnen Familien vorkommt. Wir werden sehen, daß Abweichungen von diesem schematischen Bilde des Malaien bei den einzelnen Stämmen nicht zahlreich sind. Größere Unterschiede zeigen sich jedoch in ihrem Charakter und zwar nach dem Grade der Zivilisation, den sie erreicht haben und durch die Lebensbedingungen, unter denen sie stehen. Im allgemeinen ist der Malaie ruhig, gelassen; er steht, bis auf einzelne Ausnahmen, moralisch höher als der Europäer; sein Gemütsleben ist für den Fremden geradezu ein Rätsel und wird, ich möchte fast sagen, von allen Reisenden verkehrt beurteilt und verurteilt. Er hält es nämlich für unschicklich, seine Gefühle zu zeigen.

Im Jahre 1889 fiel z. B. der Sohn eines Häuptlings vom Baume herab und brach sich seinen Arm. In Gegenwart seiner Untertanen sprach der Vater mit mir darüber in einer Weise, als ob es ein fremdes Kind gegolten hätte. Als ich jedoch mit ihm zu dem kleinen Patienten ins Zimmer trat, stürmte die unterdrückte Sorge um das Schicksal seines Sohnes in ebenso lebhaften Worten auf mich ein, als ob eine europäische Dame den Tod ihres Lieblingskindes befürchten möchte.

Der Malaie hat ein starkentwickeltes dynastisches Gefühl, mit welchem besonders die holländische Regierung in ihrer Kolonialpolitik rechnet. Er ist stark zeremoniell und arm und reich respektieren in hohem Maße die Standesunterschiede. Auf Borneo erhielt ich eines Tages den Besuch des Sultans von Kutei und seines Sohnes. Während der Sultan neben mir beim Tische saß, stellte der Sohn seinen Sessel in die Ecke des Zimmers. Eines Abends saß ein Wedono, ein Bezirkshäuptling auf einem Sessel, als unerwartet der Regent erschien; mit einer ans Komische grenzenden Geschwindigkeit eilte er in die Ecke der Veranda und setzte sich auf den Boden und erst nach einigen Minuten, als wir beide nach ihm blickten, machte er mit den gefalteten Händen seinen ehrerbietigen Gruß und erbat sich von mir die Erlaubnis, nach Hause gehen zu können. Eines Tages besuchte mich ein Fürst mit seiner Frau, als meine Haushälterin nach Hause kam; mit halbgebogenem Oberleib mit herabhängendem linkem Arme ging diese malaiische Frau bei dem Fürstenpaare vorbei, ohne es zu wagen, die beiden nur anzusehen, obwohl sie sich als die »njai« eines europäischen Offiziers genug hoch hielt, um bei nächster Gelegenheit eine Fürstentochter zum Tee einzuladen.

Der Malaie ist gegen körperlichen Schmerz geradezu abgestumpft; ich habe hunderte und hunderte kleine chirurgische Operationen bei malaiischen Soldaten gemacht, ohne daß diese Schmerzempfindungen auch nur äußerten, während europäische Soldaten bei gleichen operativen Eingriffen oft unter Schreien und selbst mit Flüchen den Schmerz nicht unterdrücken konnten; der Malaie disputiert gerne, er ist ein leidenschaftlicher Spieler mit Karten und Wetten bei diversen Tiergefechten; er nimmt verdiente Strafen an, während er unbillig zugefügtes Unrecht kaum jemals vergißt.

Animismus und Islam sind in der Brust des mahomedanischen Malaien noch stets vereint und nur die Epigonen der alten Wahhabiten oder Padri, wie sie im Oberlande der Provinz Padang heißen, betätigen in ihrem täglichen Leben mehr die Lehren des Islam, als den Aberglauben der alten Heiden. Den Amoklauf habe ich nicht ohne Absicht bei dieser skizzenhaften Beschreibung des Malaiencharakters unerwähnt gelassen; es wird nämlich ganz unrichtigerweise seine Häufigkeit überschätzt. Der Mord des Fanatikers — dies ist ja die eigentliche Bedeutung des Wortes Amok — ist bei den Malaien ebenso häufig oder ebenso selten als bei anderen Völkern; wenigstens jener Fall, welcher am 16. November in Paris sich ereignete, daß nämlich ein junger ungarischer Graf in Paris in einem Anfall von Tobsucht drei Menschen tötete oder verwundete, ist der reine Amokanfall; wenn Friedmann in seiner »Ostindischen Inselwelt« ein Bild bringt, auf welcher ein Malaie mit fliegenden Haaren und hoch erhobenem Kris durch die Straßen eilt, so ist dieses Phantasiestück für einen gegebenen Fall vielleicht richtig; aber unrichtig ist es,

solche vereinzelte Fälle zu generalisieren und selbst zu einer Volkssitte zu erheben, wie es der englische Schreiber Cameron getan hat. Zur Zeit eines Guerillakrieges mögen solche fanatische Morde oder Überfälle häufig vorkommen; jetzt sind sie auch unter den Malaien vereinzelt; ich selbst habe auf Sumatra einen Fall untersuchen können; der Mörder hatte im Fieberdelirium sein rasendes Werk geübt; das Wort Amok wird geradezu mißbraucht; bei jeder Rauferei, selbst wenn eine Frau von ihrem eifersüchtigen Manne geprügelt wird, wird sie vielleicht Amok rufen, um dadurch schnelle Hilfe von ihren Nachbarn zu erhalten. Vielleicht ist dieses die Ursache, daß das Amoklaufen als Volkssitte der Malaien von einzelnen Ethnographen bezeichnet wurde.

Die malaiische Sprache, ein Zweig des Indonesischen Sprachstammes, hat ihren Hauptsitz auf der Halbinsel Malakka, auf der ganzen Ostküste Sumatras und auf den Küsten aller Inseln des indischen Archipels; nebstdem ist sie als Lingua franca die Verkehrssprache des ganzen malaiischen Archipels für die Handelsleute, Beamten, Missionäre, obwohl auf Java oder vielmehr dem mittleren Teile Javas, welcher auf dieser Insel stricte dictu diesen Namen führt (während im Westen die sundanesische und im Osten die maduresische Sprache vorherrschend ist), die Regierungserlässe auch in javanischer Sprache herausgegeben werden. Die weitere Einteilung der malaiischen Sprache muß ich heute unbesprochen lassen, weil es mein Thema zu stark weiten würde.

Die Kleidung des Malaien unterliegt zahlreichen Moden, wenn auch nicht temporären, sondern lokalen Ursprungs, und es hat darum selbst seine Schwierigkeiten, von einer malaiischen Kleidung im allgemeinen zu sprechen. Die Kopfbedeckung z. B. kann ein Kopftuch, eine *Kupiah* (z. B. bei den Atjeheren), ein Turban für die Priester oder ein *Tudang* sein, das ist ein Strohgeflecht, welches in Palembang oft die größte Futterschwinge an Umfang übertrifft. Die Brust — ich spreche jetzt nur von den Männern — ist entweder unbekleidet, oder besteht aus einem Röckchen aus sogenannter weißer Leinwand oder aus schwarzem Tuche; im Süden Sumatras sah ich solche kleine Röckchen aus Samt mit zahlreichen Goldblumen. Diese Röckchen können kurze oder lange oder gar keinen Ärmel haben, wie z. B. auf Nias. Um die Lenden ist oft nur ein Gürtel oder eine Schürze aus Palmenblättern (Mentaweiinseln) geschlungen. Die unteren Extremitäten werden entweder mit bis zum Knie reichenden Schwimmhosen bedeckt oder mit einem Sarong oder mit Hosen und darüber aus Schicklichkeitsursachen ein kurzer Sarong. Auf Atjeh gebrauchen Männer und Frauen Hosen, welche ebenfalls aus Sittlichkeitsrücksichten weite Lendenstücke besitzen und über dem Fußgelenke schmal zulaufen und eine gelbe oder goldene Verzierung in Dreieckform besitzen. Die Fußbekleidung variiert in allen denkbaren Formen zwischen Nichts und dem eleganten Lackschuh aus einer europäischen Fabrik. Ich sah Sandalen, z. B. im Padangschen Tieflande, Pantoffeln und selbst Badeschuhe aus Holz, die an der Spitze einen Knauf hatten, der zwischen der großen und der zweiten Zehe getragen wurde. Die Frauenkleidung der malaiischen Stämme ist ebenfalls zahlreichen Schwankungen unterworfen. Von der Schürze aus gespaltene Palmenblätter bis zu dem feinen Sarong aus Seide und Goldfäden, sind alle möglichen und denkbaren Bekleidungsmittel vertreten. Der ordinäre Sarong kann nicht mehr als eine kleine Schürze sein; er kann aber auch ober den Brüsten geschürzt bis zum Knie oder bis zum Knöchel reichen; er kann aber auch so schmal sein, daß man die linke Hüfte unbedeckt sieht. Nebstdem tragen einige Kabayen aus weißem Stoffe mit Spitzen oder aus buntem Stoffe mit einer Schärpe über der rechten Schulter. Diese Schärpe wird von einigen auch zur Kopfbedeckung benützt (Atjeh) oder als Unterlage für Lasten, welche auf dem Kopfe getragen werden. Die reichen Frauen tragen unter der Kabaya gerne einen *Kuttang*, d. i. ein Mieder, welches in seiner praktischen Konstruktion den europäischen Reformkleidern der Damen ein gutes Surrogat abgeben würde. Ich muß noch bemerken, daß Hosen auch von Frauen getragen werden z. B. in Indragiri und in Atjeh. Die Füße der meisten Frauen sind unbekleidet und nur einige Fürstentöchter gestatten sich den Luxus von Pantoffeln. Die Kopfbedeckung besteht nur aus dem üppigen Haar, nur bei einzelnen aus dem Slendang, wie ich schon bemerkte und bei festlicher Gelegenheit aus Goldschmuck. Die Kinderkleidung ist bei den Malaien primitiv, im Hause und im eigenen Kampong gehen sie bis zum sechsten Jahre nackt; ganz kleine Kinder haben den *Oto*, d. h. einen dreieckigen Lappen auf der Brust und die Mädchen haben einen Schamgürtel, welcher aus einem silbernen Feigenblatt besteht, der mit einer Schnur um die Hüfte gebunden ist.

Die Schmucksachen der Malaien bestehen aus Ohrringen, Fuß- und Armringen, Ohrscheiben, Haarnadeln, Nasenschmuck, bei den Battak in Schmuck im oberen Rand des Ohres, in Gürteln über dem Sarong oder wie bei den Atjehischen Frauen, auf dem nackten Leibe getragen und aus Gold, Silber, Kupfer, Samen von Früchten, aus Zähnen von Menschen und Tieren, aus gefärbten Rotang und Blumen bestehend. Interessant ist es, daß oft der Schmuck ein anderer für

verheiratete Frauen und ein anderer für ledige Frauen ist, so daß z. B., wie ich es auf Borneo sah, die Korallenschnur über dem Knöchel geradezu als eine Heiratsannonze aufgefaßt werden kann. Bei festlichen Gelegenheiten tragen die malaiischen Frauen sehr oft reichen Kopfschmuck.

Wenn auch nicht strenge genommen ad personam gehörend, glaube ich hier doch andeuten zu müssen die Schalen für das Sirihkauen mit den großen Spucknäpfen. Der arme Malaie gebraucht für erstere hölzerne oder eiserne Gefäße und bedient sich überhaupt keiner Spucknäpfe, während der reiche Häuptling auch im Gebrauch dieses Hausgerätes Luxus entwickelt. Wenigstens bestehen beide Gefäße aus Messing oder noch häufiger aus Kupfer; ich hatte jedoch im Jahre 1894 einen jungverheirateten Fürsten mit seiner jungen Frau zu Besuch, denen das Gefolge goldene Sirihschalen und Spucknapf mittrugen. Die Bestandteile des Sirihpfropfes sind bekanntlich: das Sirih, auch Betelblatt genannt, von dem Chavica oder Piperbaum, Kalk aus Muscheln gebrannt, Katechu, Betelnuß (Areca catechu) und Tabak und ich will noch mitteilen, daß nach dem malaiischen Kodex der Höflichkeit der »kleine Mann« während des Gespräches mit einem höher stehenden den Betel im Munde haben müsse, um diesen nicht mit dem stinkenden Atem seines Mundes oder Magens zu belästigen.

Die Waffen der Malaien sowie ihre Messer für den täglichen Hausgebrauch und für den Ackerbau entbehren keineswegs einer gewissen Originalität. Wenn auch z. B. die Battak ihre eigenen Gewehre haben und die Atjeher schon im Jahre 1888 europäische Magazingewehre im Kampfe gegen die Holländer gebrauchten, so ist doch die große Menge der Malaien noch im Besitze ihrer eigentümlichen Waffen, welche seit Jahrhunderten entsprechend dem jeweiligen Kulturstande der einzelnen Stämme nur langsam den Einflüssen der Zivilisation weichen. Die primitivsten Malaien besitzen noch heute ihren Bogen oder Blasrohr mit vergiftetem Pfeile und den hölzernen oder ledernen Schild. Höher stehende Malaien haben ihre Lanze, Schwerter und Dolche, Krisse, welche sehr oft eine schlangenförmige Klinge besitzen; ihre Lilas, d. h. Kanonen sind von europäischer Abkunft. Ihre Hausgeräte, wie Hacken, Sicheln usw. haben die verschiedensten originellen Formen, entsprechen in der Regel jedoch in jeder Hinsicht ihrer Bestimmung.

Die Wohnungen der Malaien bewegen sich in allen Abstufungen; wir sehen z. B. große lange Häuser zum Schutze gegen Wind und Wetter, welche von zahlreichen Familien bewohnt werden, also geradezu einen ganzen Kampong beherbergen, aus Holz oder Bambus gebaut; die meisten Malaien, welche auf einer höheren Stufe der Zivilisation stehen, leben in einem für je eine Familie bestimmten Haus oder Häuschen, welches aus Holz, Stein oder Bambus verfertigt ist; sehr häufig sind es reine Pfahlbauten, um sich vor den Überströmungen und dem Eindringen gewisser Tiere und selbst vor dem Überfall benachbarter feindlicher Stämme zu schützen; nebstdem ist damit dieser große Vorteil verbunden, daß vom alluvialen Boden aufsteigende Miasmen nicht ins Haus dringen, sondern vom Winde oder von der Zugluft ins Freie getragen werden. Bewußt oder unbewußt haben auf den Inseln des Indischen Archipels diesen malaiischen Baustil die Holländer akzeptiert und z. B. in Padang den Stil ihrer Wohnung, ich möchte sagen, den unterworfenen Malaien abgelauscht. In den letzten Jahren entstanden allerdings neue Häuser im schweizerischen Villenstil, der die Vorteile der einheimischen malaiischen Bauordnung geradezu entbehrt.

Die Häuser der Malaien haben in der Regel ein Dach aus getrockneten Palmenblättern und nur wenige gebrauchen Dachschindeln oder Dachziegel. Genug häufig sehen wir an den Außenwänden Verzierungen aus farbigen Zeichnungen oder mehr oder weniger pittoresken Holzschnitzereien. Ich muß mich mit diesen skizzenhaften Mitteilungen über die Waffen und Wohnungen der Malaien begnügen und über ihre Kunst- und industriellen Arbeiten nur die Worte anführen, welche ich in meinem Buche »21 Jahre in Indien« erwähnte, nämlich, daß abgesehen von der Malerei die Künste auf einer ihrer Zivilisation entsprechenden Stufe stehen und will jetzt sofort zum eigentlichen Thema meines Vortrages übergehen und mich mit den einzelnen Volksstämmen dieser Insel beschäftigen.

Historisch sind die Menangkabauer der bedeutendste Stamm der Insel Sumatra; sie nannten sich ja im Mittelalter die Herrscher Chinas und der Türkei und niemand anderer als Alexander der Große — Iskander Dzul Karnaem — war ihr Urahne. Ganz Mittel-Sumatra, von dem Palembang — bis zu dem Siakflusse, von dem Padangschen Oberlande im Westen bis zur Straße von Malakka und selbst die gleichnamige Halbinsel war der Sitz dieses im Mittelalter so mächtigen Reiches und seine Geschichte bis zur Unterwerfung unter die Holländer ist die eines Großstaates.

Der Menangkabauer der Gegenwart vertritt den reinen Typus der malaiischen Rasse nach verschiedener Richtung. Ihre Sprache ist das reinste und beste malaiisch. In seinem Äußeren und in seiner Kleidung zeigt er den rechten Typus des Malaien. Ihre Farbe ist rotbraun in vielfachen Nuancierungen; die Nase glatt, deren Öffnung groß, die Iris braun, die Augen sind in einer Ebene oder schiefstehend. Der Mund der Menangkabauer ist in der Regel groß, hat schwarze mit Gold belegte Zähne — weiße Zähne hat nur das unreine Tier, der Hund. — Das Ohrläppchen ist durchbohrt, oft bis zur Größe eines 20-Hellerstückes. Das Kopfhaar ist straff und rabenschwarz und wird von den Männern entweder kurz oder lang getragen, und zwar entweder lose herabhängend oder in einen Knoten gebunden, während die Frauen einen *kondé* haben, d. h. die Haare auf dem Hinterkopf in einen Knoten gewunden oder mit Bändern zusammengefaßt. Die Haare der übrigen Körperteile werden in der Regel epiliert; nur einzelne tragen einen Schnurrbart, nur sehr wenige einen Backenbart; alle epilieren jedoch die Haare aus der Achselhöhle und vom Mons veneris, wobei besonders die Frauen, abgesehen von dem Werte der Reinlichkeit, auch der Eitelkeit Rechnung tragen, sehr lange jugendliche Geschlechtsteile zu besitzen. Bei den Kindern wird das Kopfhaar entweder ganz entfernt oder es wird bis auf ein Büschel auf dem Scheitel abgenommen. Die Epilierzange wird mit allen Kofferschlüsseln, die sie etwa besitzen, in ein Sacktuch gebunden, das sie über der Schulter tragen. In dieses Sacktuch werden auch kleine Ingredienzien, z. B. fertige Sirihpaketchen usw. eingewickelt. Die Waffen des Menangkabauers sind ein europäisches Jagdgewehr, der Kris, die Lanze, der Dolch, dessen Griff mit Edelsteinen eingelegt oder mit schöner Ziselierarbeit versehen ist, und der *umbantali*, die Schleuder für die Jagd.

Was die Religion der Menangkabauer betrifft, gehören sie offiziell dem Islam an; aber der Animismus beherrscht ihre philosophischen wie religiösen Anschauungen nach so stark, daß selbst die Padri unter ihnen, das sind die Epigonen der Wahhabiten des XVIII. Jahrhunderts, nicht ganz frei von diesen pantheistischen Lehren geblieben sind. Diese befinden sich mehr im westlichen Teile der Insel; der Menangkabauer des Ostens ist allerdings nur in wenigen äußerlichen Formen Mohammedaner, besonders wenn es öffentliche Feste oder Prozessionen gilt, z. B. zu Ehren der beiden Enkeln Mohammeds namens Hasan und Husein, welche zirka 680 den Heldentod fanden, aber sein ganzes Denken und Fühlen gehört nur dem Animismus an. Die Seelen der Menschen erfüllen das Weltall und beleben den Berg wie den Wind, das Tal wie die Blume. Bald ist es die *njao*, bald ist es aber nur die *sumangé*, unsere Lebenskraft, welche diese Seelenwanderung übt und darum können auch Hexen *(palasi)* und Menschen aus Tieren geboren werden, wie auch in den Padangschen Oberländern Tiger, Hunde oder Katzen die Stammväter einzelner Stämme sind! Freilich kann wohl nationale Gehässigkeit die geschlechtliche Vereinigung von einer Fürstin und einem Hunde ersonnen haben.

Wie mir mitgeteilt wurde, ist nach ihrer Anschauung die Erde eine platte Scheibe, welche auf den spitzigen Hörnern eines Rindes ruht. Dieses Tier steht auf einem Ei, welches auf dem Rücken eines großen Fisches ruht. Dieser schwimmt auf der Oberfläche des Weltraumes oder vielmehr des Weltmeeres, in dessen Tiefe schwere Finsternis besteht.

Es würde auch zu weit führen, wenn ich mich in die philosophischen und religiösen Anschauungen dieser Völker vertiefen wollte; aber einer sozialen Einrichtung muß ich erwähnen, welche wie eine Säule aus uralten Zeiten in die moderne gesellschaftliche Ordnung hineinragt und zwar die des *kamanakan* oder der Matriarchates. Bei den Menangkabauern besteht das Matriarchat im Bunde mit der Ehe; trotz des Grundsatzes: Pater semper incertus; denn ihre geschlechtliche Moral ist sehr groß in jenen Teilen des Landes, in welchen die Epigonen der Padri leben. Auf die Definition des Matriarchates brauche ich übrigens nicht einzugehen; nur will ich bemerken, daß die Konsequenzen dieser Einrichtung bis auf das Äußerste gezogen werden, so daß der Mann respektive der Vater in dem Erbrechte gegenüber seinem Schwager, dem Bruder seiner Frau eine untergeordnete Rolle spielt, wenn es sich um die Beerbung seiner eigenen Kinder handelt.

Über die politische Organisation aller Malaien kann ich mich hier nicht äußern, aber von den Atjehern, von jenem Stamme der Malaien Sumatras, welcher in der Gegenwart in politischer Hinsicht der bedeutendste der ganzen Insel genannt werden muß, kann die politische Organisation nicht unbesprochen bleiben.

Dieser malaiische Volksstamm hat seine Rasse sehr wenig rein erhalten, wenigstens jene Atjeher, welche die Küste bewohnen. Die Bewohner des Innern jedoch, z. B. die Gajustämme usw., haben sich erst in den letzten zwei Jahren mehr den Holländern genähert und unschwer läßt

sich beim Anblick dieser Leute ihre malaiische Abkunft konstatieren. Daß die Küstenbewohner diesen Mangel an Rassenreinheit haben, ist ja die natürliche Folge ihres Lebens zur See, als Mekkapilger, Seeräuber, die sie früher waren, und Kaufleute. Dadurch kamen auch zu ihnen Araber, Perser, Türken, Ägypter, Klingalesen, Hindu, Syrier einerseits d. h. vom Westen, während anderseits Menangkabauer, Malaien, Bataker, Javanen und Buginesen aus dem Osten sich bei ihnen ansiedelten und mit den Eingeborenen vermischten. Aber noch andere Elemente gesellten sich zu ihnen, Sklavinnen aus dem Lande der Battak und besonders aus der Insel Nias (an der Westküste Sumatras), welche mit Recht durch seine schönen Frauen in dem ganzen indischen Archipel berühmt und bekannt ist.

Im allgemeinen ist der Typus der Atjeher der eines selbstbewußten energischen Mannes und so mancher von ihnen hat geradezu das Aussehen eines Wilden. Er ist auch größer als der Malaie; ich habe oft genug Männer von 170 *cm* gesehen. Im übrigen haben sie die Rasseneigentümlichkeiten der Malaien beibehalten; die dunklen Augen, die rabenschwarzen straffen Haare, die hervorstehenden Backenknochen usw.

Auch in ihrem Charakter weichen sie nicht viel von dem echten Malaien ab; sie sind jedoch als Mohammedaner ein zelotisches Volk und zwar durch den Einfluß der Geistlichkeit, welche das lebhafteste materielle Interesse hat, den Haß gegen die Kafirs nicht erkalten zu lassen. Sie waren früher Seeräuber und eifrige Seefahrer; jetzt hat der Landbau die Oberhand und sie exportieren Pfeffer, Zucker und etwas Reis.

Der Malaie hat im allgemeinen drei Leidenschaften, welche ihn geradezu beherrschen; das Spiel, die Liebe und das Opiumrauchen; der Atjeher macht hievon keine Ausnahme; Kartenspiel, zahlreiche Glücksspiele finden statt, wie Hazardspiele mit Würfeln oder geworfenen Münzen, Schachspiel, Wetten bei Tiergefechten zwischen Böcken, Hähnen, Tauben, Wachteln und Grillen; der Atjeher läßt aber auch gerne den Drachen fliegen, kennt Ballspiele und hält auch starke Redeübungen zum Zeitvertreib. Die Vorstellungen der Derwische, Prozessionen und Feuerwerke finden ebenfalls häufig statt. Daß die Liebe unter den Atjehern tief unter die tierische Leidenschaft, d. h. bis zur Päderastie gesunken ist, daß die Päderastie ein nationales Laster ist, läßt sich nicht leugnen; ihre Quellen sind wahrscheinlich die *mönassas*, jene Gebäude, von denen ich sofort sprechen werde.

In der Kunst, natürlich nur in der malaiischen Kunst, spielen die Atjeher eine große Rolle. Die Bearbeitung des Goldes zu Schmucksachen ist eine künstlerische; ich sah atjehische Frauen mit Haarnadeln geschmückt, um die sie jede europäische Dame beneiden würde; ihre Sarongs, aus Seide und Goldfäden gewebt, sind schön und solide. Die Griffe ihrer Dolche, *röntjong* genannt, würden selbst jedem europäischen Waffenschmied zur Ehre gereichen; ihre Häuser haben oft schöne Verzierungen; ihre Baukunst jedoch liegt sehr darnieder und ihre Bildhauerkunst beschränkt sich nur auf Grabsteine.

Die Dichtkunst steht bei den Atjehern ziemlich hoch, obzwar viele Dichtungen nur mündlich sich fortpflanzen und erst in der Gegenwart durch äußere Veranlassungen zu Papier gebracht werden; viele sind in malaiischer und vielleicht ebensoviele in arabischer und nur einige in der Sprache des Landes verfaßt; der holländische Gelehrte Dr. Snouck Hurgronje hat dieses Thema so ausgebreitet und so gelehrt behandelt, daß ich Ihnen die Lektüre seines Buches sehr empfehlen kann; ich selbst kann aus naheliegender Ursache in die Details nicht eingehen, weil ich auch noch die Regierungsform eines malaiischen Volksstammes besprechen will.

Die staatliche Organisation der Atjeher beruhte in alten Zeiten auf die Kawōns, deren es vier gab. Das sind vier Geschlechter, aus welchen die Atjeher abstammen sollen. Obwohl noch viele Einrichtungen bei den Atjehern an das Matriarchat erinnern, z. B. daß die Töchter nach ihrer Hochzeit im elterlichen Heim oder in der Nähe bleiben usw., und die einzelnen Staaten ihre territoriale Grenze haben, bildete diese genealogische Abstammung von väterlicher Seite die Grundlage einer patriarchalischen Verfassung aus und die zahlreichen Konsequenzen des Matriarchats entfielen nach und nach. Zunächst ist in der Gegenwart die territoriale Verfassung durchgeführt; sie beginnt mit dem *gampong*, oder wie es malaiisch heißt, mit dem Kampong, einer größeren Anzahl Familienhäuser mit der *mönassah*, in welcher die jungen Männer und Männer, deren Frauen in anderen Kampongs wohnen, sich aufhalten. Diese *mönassah* wird auch zu den eigentümlichen Orgien benützt, welche in Atjeh auf der Tagesordnung sind. Die Dorfverwaltung geschieht durch den *kötjhiq, töngku* und durch die Dorfältesten *(uraöng tuha)*, welche diesen beiden Häuptlingen der weltlichen und geistlichen Macht mit ihrer Erfahrung zur Seite stehen. Nach dem mohammedanischen Gesetze sind 40 freie Mukims erforderlich, um Freitag

einen Gottesdienst halten zu können in einer Moschee, die von einem *imöm* (arabisch *imām*) verwaltet wird. Nach dieser oder ich will sagen auf Grund dieser ursprünglichen religiösen Einrichtung hat sich also ein politischer Begriff, der der Mukims, entwickelt und wir sehen überall auf Atjeh nach der Zahl der vereinigten Mukims die Länder genannt, X, XII oder XXII Mukims usw., und eine Vereinigung einer gewissen Zahl Mukims steht unter einem *ulébalang*, dem eigentlichen Herrn des Landes, der von dem Hafenkönig oder Hafensultan zwar in seiner fürstlichen Stellung anerkannt, aber nicht ernannt wird. Eine gewisse Zahl der *ulébalang* vereinigt sich wiederum zu drei föderativen Staaten, welche *sagi* genannt werden und deren jede einen Häuptling, den *Panglima sagi*, hat. Diese Fürsten stehen jedoch in sehr losem Abhängigkeitsverhältnis zu dem Sultan oder Hafenkönig, deren es zahlreiche gibt und noch zahlreichere früher bestanden. Der bedeutendste, der von Kutaradja in den drei Mukims, hat bis nun in den letzten 30 Jahren durch seinen Widerstand gegen die holländische Regierung gewiß an Bedeutung gewonnen; aber Sultan von ganz Atjeh war er ebensowenig als die Sultane in früheren Jahrhunderten, wenn sie auch als solche nach außen auftraten. In ihrem eigenen Lande waren sie nie mehr als Schattenkönige gegenüber den *ulébalangs*, den eigentlichen Herren des Landes. Die Rechtspflege liegt in den Händen des *kali* (arabisch *qādhi*), welcher, vom Staate ernannt, das mohammedanische Recht zur Basis seines Urteils nehmen soll; aus verschiedenen Ursachen ist dies jedoch nicht mehr möglich; es entstand somit eine Rechtspflege, welche teils auf dem *hukōm*, dem religiösen Gesetz, und dem *hadat*, der Tradition oder Gewohnheitsrecht besteht; der Wirkungskreis dieser Richter ist sehr beschränkt; sie sind jedoch in bedeutenden kriminellen Sachen die Ratgeber der *ulébalang*, welche als Häuptlinge oder Fürsten des Landes auch Herren über Leben und Tod der Untertanen sind.

Im Süden von Groß-Atjeh befinden sich viele Stämme, welche bis jetzt als unabhängige Gaju, Alas usf. von jedem Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen sind. Selbst der größte Teil des großen Zentralgebirges, des Barisangebirges, wird von Volksstämmen bewohnt, die auf einer sehr niedrigen Stufe der Zivilisation stehen und von deren Sitten und Gebräuchen bis jetzt nur weniges bekannt wurde. So z. B. sollen die Orang Lubu im Westen der Battakländer überhaupt die Urbewohner Sumatras sein. Sie bewohnen den Urwald ohne irgendeine staatliche Organisation, also nur in einzelnen Familien. Sie sind ein Nomadenvolk, leben von den Früchten und Tieren des Waldes, kennen den Gebrauch des Feuers und nur das undurchdringliche Laub jahrhundertalter Baumriesen ist ihr schützendes Dach. Dasselbe gilt auch von den Orang Sakai, welche im Westen des Sultanats Siak wohnen und dasselbe primitive Leben führen; ich muß noch hinzufügen, daß bei beiden Tauschhandel besteht, und zwar mit Gold. Es kostet sehr viel Mühe, mit diesen primitiven Menschen in Berührung zu kommen, weil sie sehr scheu sind und selbst beim Tauschhandel sich nicht sehen lassen wollen.

Viel besser sind ihre östlichen Nachbarn, die Battak, bekannt, welche geradezu auf einer relativ hohen Stufe der Zivilisation stehen, obwohl der Kannibalismus bei einigen, allerdings nur wenigen Stämmen noch im Gebrauch ist. Wie mir der Resident Koreman im vorigen Jahr mitteilte, herrscht die Anthropophagie nur noch bei zwei Stämmen in der Nähe des Tobasees, bei den Orang Pak-Pak und bei den Orang Karo. Sie haben ein eigenes Alphabet und schreiben und lesen; man findet zahlreiche Denkmäler hinduschen Charakters bei ihnen; sie machen sich selbst Gewehre und Schießpulver; sie haben ein staatliches Leben; sie sind zwar zum größten Teile noch Heiden, aber der Einfluß der benachbarten Mohammedaner hat in allen Phasen des täglichen, des politischen und des geistigen Lebens sich geltend gemacht.

Ich will mich nicht weiter mit diesem Volksstamme beschäftigen, weil die deutsche Literatur reich an Mitteilungen über dieses Volk ist; schon unsere Landsmännin Ida Pfeifer erzählt vieles von ihren Aufenthalten unter den Battak, Friedmann schreibt vieles Interessante über ihre Sitten und Gebräuche; das Beste und Ausführlichste verdanken wir jedoch Freiherrn von Brenner, dessen Buch erst vor einigen Jahren erschienen ist.

Ich will mich daher dem Süden der Insel zuwenden, zu den Bewohnern der Lampongschen Distrikte.

In deren Mitte habe ich sechs Monate gelebt, und zwar auf dem Hauptplatze Telok Betong; nebstdem hatte ich Gelegenheit, eine Reise auf dem großen Mengalastrom zu machen, welcher den nördlichsten Distrikt dieser Provinz durchzieht.

Wenn wir von den echten Malaien und den Chinesen absehen, welche die Küste bewohnen, so müssen wir die Lamponger, d. h. die eigentlichen Bewohner des Innern dieser Provinz, als eigene Klasse in dieser Rasse aufstellen. Man will sie von den Sundanesen und andere wieder

von den Battak abstammen lassen. Trotz des Meeres, welches sie von den Sundanesen, den Bewohnern des westlichen Java trennt, ist bekanntermaßen ein steter Verkehr zwischen diesen beiden Provinzen gewesen zur Zeit, als der Fürst von Bantam auch über den Süden Sumatras herrschte, wie auch späterhin, als die Hollandsche Compagnie Herr des Landes geworden war. Ebenso ist bekannt, daß stets mehr Sundanesen nach Telok Betong auswanderten als umgekehrt.

Ich habe keine Messung damals vorgenommen; ich weiß aber, daß die Lamponger eine kleine Rasse sind; die Frauen sind schön — ich hatte ja 500 Fürstentöchter in ihrer reichen Toilette auf das Resultat der Impfung untersucht — und Wohlfahrt schien in der ganzen Provinz geherrscht zu haben; denn auch die Männer trugen reichverzierte Kleider. Sie hatten weiße Hosen und ein Lendentuch an; das Röckchen bestand aus Samt mit Goldblumen und ihr Kopfhaar war nach malaiischer Sitte in ein ebenso kostbares Kopftuch eingewickelt. Die Mulis, die Fürstentöchter, waren in ihrem Galakostüm wie indische Bajaderen reichlich geschmückt, und wie mir ein arabischer Priester mitteilte, betrug der Preis des Schmuckes oft 2000 fl. Der Rand des Sarongs der meisten war mit Reichstalern benäht (à fl. 2·50) und der Salindang von einzelnen hatte am vorderen Rande eine Reihe von Goldstücken im Werte von je 10 fl. Die Nägel ihrer Hand staken in langen, spitz zulaufenden Köchern aus Silber; über die Brüste schlang sich ein goldener Gürtel und auf dem Kopfe trugen sie eine mit Goldblech belegte Krone.

Die Lampongsche Sprache ist ein Dialekt, welcher mehr mit der sundanesischen als mit der eigentlichen malaiischen Sprache Zentral-Sumatras verwandt zu sein scheint; ich war dieses Dialektes nicht mächtig und sprach mit den Häuptlingen den sogenannten Kasernen-malaiischen Jargon, mit welchem man ja auf allen Inseln des indischen Archipels in der Regel auskommt.

Sie besitzen ein Alphabet (eine Abart des Sanskritalphabets), und der größte Teil der Bevölkerung kann lesen und schreiben. Zum Schreiben benutzten sie früher Lontarblätter, Bambus und Bast; gegenwärtig sind natürlich Papier und Stahlfeder allgemein in Gebrauch.

Ihre literarischen Produkte bestehen in Klageliedern (*hiwang*), in großen Erzählungen (*sarambai*), in Liebesliedern (*wajak*) und in Märchen, während einige Zwerghirscherzählungen nur mündlich sich fortpflanzen.

Ihre Häuser stehen auf Pfählen, sind mit pittoresken Figuren in Holz geschnitten oder gemalt versehen und bestehen bei dem »kleinen Mann« aus Bambusmatten und bei den Häuptlingen aus Brettern.

Zu den adeligen Insignien gehören die Papadun, die Sesako und die Lawang Kori. Die Papadun ist ein hölzerner, mit Gold und Silber beschlagener Divan, und die Sesako eine Rückenlehne aus demselben Material. Die Lawang Kori ist eine Ehrenpforte bei dem Hause, welche häufig, und zwar bei allen festlichen Gelegenheiten benützt wird, während die beiden anderen nur bei dem Festmahle gebraucht werden, welches zu Ehren der Erhebung in den Adelsstand gegeben wird. Originell ist die *titi kaki djalma.* Viele Frauen bemühen sich nämlich, das Recht zu erhalten, mit den Füßen auf den Rücken eines Mannes sich zu stützen, wenn sie auf einem Tragstuhl in die Sesat (= Gemeindehaus) getragen werden und dort aussteigen. Andere »Stiftsdamen« dürfen kupferne oder silberne Krüge, Schüsseln, welche auf einer Matte stehen, bei ihren festlichen Gängen auf dem Boden vor sich ziehen lassen. Natürlich sind die Farbe und der Schmuck des Pajung (Sonnenschirm), welcher über ihrem Haupte getragen wird, ebenso deutliche Zeichen ihres Adels als bei den Häuptlingen auf Java.

Die Orang Abung werden ebenfalls als die Urbewohner Sumatras bezeichnet; wir wissen jedoch nicht mehr und nicht weniger von diesen als von allen anderen sogenannten Urbewohnern der Insel Sumatra; daß diese von den zahlreichen Sundanesen in ihrer Rassenreinheit beeinflußt wurden, ist selbstverständlich.

Zahlreich sind die einzelnen Stämme, welche Sumatra bewohnen, und ebenso zahlreich sind die Dialekte, welche man bei seiner Reise zu hören bekommt; ich kann mich mit diesen allen heute aus verschiedenen Ursachen hier nicht beschäftigen; selbst zu einer Besprechung der Bewohner der Pasumahländer und der benachbarten Redjangs auf der südlichen Hälfte des Barisangebirges fehlt mir die Zeit; denn ich muß auch einige benachbarte Inseln erwähnen, welche anthropologisch ein mannigfaches Interesse bieten.

So z. B. liegen zwischen der Ostküste Sumatras und Borneo im Osten und der Halbinsel Malakka im Westen zahlreiche Inseln, bekannt unter dem Namen des Riouw-Archipels. Auf den Küsten aller Inseln dieses Archipels wohnen Malaien, welche von einigen Orang laut. Männer der See, genannt werden; im Innern dieser Insel wohnen jedoch primitive Menschen, welche Netscher etwas näher beschreibt; ich selbst war nicht in der Lage, diese Waldmenschen zu sehen, noch weniger sie untersuchen zu können; dieser Beamte beschreibt nur das Äußere dieser Orang Benua

oder Orang darat als das eines echten Chinesen; ihr Gesicht sei kugelrund, die Nase klein, platt und habe weit offenstehende Nasenflügel; sie hätten kleine, längliche und etwas schiefstehende Augen, ihre Ohren seien groß, der Unterkiefer stark hervorragend, die Stirn niedrig und flach; ihr Haar wäre lang und steif; der Körper rauh von der Ichthyosis. Ihre Sitten und Gebräuche, ihre Waffen, ihre Kleider und Verzierungen sind gerade dieselben wie die der erwähnten Orang Lubu.

Längs der Westküste Sumatras befindet sich eine große Reihe von Inseln, unter denen Nias die bestbekannte ist.

Schon im Jahre 1693 schloß die ostindische Kompagnie auf Nias mit einigen Fürsten Handelskontrakte und errichtete dortselbst Garnisonen. Seit dieser Zeit wurden wiederholt kleinere und größere Expeditionen nach dieser Insel unternommen. Aber nur die an der Küste ungefähr 2000 Seelen zählenden Malaien wurden von dem Strom der modernen Zivilisation erfaßt.

Die Niasser sind Heiden und stehen oder sagen wir standen vor 50 Jahren noch auf derselben Stufe der Zivilisation als die Dajak auf Borneo. Tatsächlich sollen sie in ihrer Hautfarbe, in ihrem Körperbau, in ihren Sitten und Gebräuchen, in ihren Wohnungen und in ihrem Gottesdienste so verwandt mit den Dajak auf Borneo sich zeigen, daß viele Ethnographen sie von Borneo abstammen lassen, während andere in ihnen Abkömmlinge der Battak sehen wollen. Gegen beide Theorien sind die Einwände so zahlreich, daß man wirklich am besten sie über Bord wirft und die genannten drei Volksstämme als Urbewohner ihres Landes betrachtet, welche durch die große Völkerwanderung im vierten Jahrhundert mehr oder weniger in ihren Sitten und Gebräuchen beeinflußt wurden. Durch diese Theorie läßt sich viel leichter die Ähnlichkeit der Niasser und Dajaker erklären, als daß Nias von Borneo oder umgekehrt Borneo von Nias bevölkert worden wäre.

Die Niasser sind im Durchschnitt 160 *cm* groß, haben eine gelbweiße bis lichtbraune Hautfarbe, schwarze Haare, keine breiten Nasenflügel (wie z. B. der Malaie), und zahlreich sollen unter ihnen die Albinos sein. Die tägliche Kleidung besteht aus einem Gürtel oder Schürze, Weste und einem Kopftuch bei den Männern; die Frauen tragen einen kurzen Sarong, blaue Korallenschnüre, Armringe und Ohrringe aus Kupfer, welche die Ohrläppchen, wie bei den Frauen auf Borneo, bis auf die Schultern ausdehnen; auch tätowieren sie sich. Die Galakleidung der Häuptlinge ist allerdings sehr reich und soll oft einen Wert von 3000—4000 fl. haben; die Krone mit einer hornförmigen, ungefähr 1 *m* langen Spitze, der Fächer, ein goldener Halskragen und ein Dolch mit goldenem Griffe sind die teueren Kleidungsstücke eines Häuptlings, welcher sich in seinem ganzen Schmucke den Fremden zeigen will.

Bewaffnet sind sie immer, und zwar mit Lanze, Schild und Kopfmesser. Die Religion ist im Prinzipe nichts anderes als ein Beschwören jener Geister, welche die Menschen mit Unheil und Krankheiten bedrohen. Der gute Geist »Lubu langi« wird ziemlich vernachlässigt, während den Adjus Opfer gebracht werden müssen, um sie für die Menschen günstig zu stimmen.

Im Süden der Nias-Insel liegen die Mentawei-Inseln, welche in jüngster Zeit ausführlich von Alfred Maaß beschrieben wurden; ihre Bewohner sind noch wenig von der Zivilisation berührt und werden von Rosenberg dem polynesischen Stamme, von Junghuhn den Battak, von anderen den Malaien zugerechnet, während Morris auf Grund körperlicher Eigenschaften ihnen den malaio-dajakischen Typus zuschreibt, welche Definition vielleicht die meiste Berechtigung hat. Sie sind etwas größer als die Malaien stricte dictu im allgemeinen, nach Maaß 150—170 *cm*: ihre Haut, die häufig tätowiert wird, ist gelblichbraun mit mehr oder weniger rötlichem Teint (in der Brocaschen Farbenskala vielleicht Nr. 36 oder 37). Das Kopfhaar ist straff und rabenschwarz, während die Haare im Gesicht, Achsel und auf dem Mons veneris epiliert werden, eine gewiss hygienische Maßregel bei Menschen, welche den Gebrauch der Seife nicht kennen.

Der Kopf ist ebenso häufig brachy- als mesokephal, wenn man auch den diesbezüglichen Messungen v. Luschans nicht zu viel Wert beilegen darf. Dieser Gelehrte erhielt nämlich die zwölf untersuchten Schädel von Herrn Alfred Maaß, der von der Provenienz dieser Schädel gewiß nichts Sicheres wußte; die Iris ist braun, die Augenecken sind nasalwärts nach unten gerichtet, die Nase ist glatt; Oberkiefer weniger als das Jochbein hervorragend; die Zähne sind weiß und werden dreieckig zugefeilt.

Ihre Kleidung besteht aus zerschlissenen Palmenblättern oder einem Lendengürtel; genug häufig besitzen die Frauen einen kurzen Sarong, der vom Unterbauch bis ober die Knie reicht. Zum Schmucke tragen Männer und Frauen Blüten in den Haaren, Hals- und Armringe und um die Taille Rotanggürtel. Über ihre Pfahlbauten, religiösen Anschauungen, über ihr tägliches Leben

und über ihre Sitten und Gebräuche finden sich in Alfred Maaß' »Unter liebenswürdigen Wilden«, welches Buch erst im Jahre 1902 erschien, hinreichende Mitteilungen.

Die Insel Engano sei die letzte, mit deren Bewohnern ich mich noch ein wenig beschäftigen will, obwohl sie im Jahre 1893 noch keine 1000 Seelen stark waren; sie selbst behaupten, von chinesischer Abstammung zu sein; ihre Augen stehen schief, ihre Stirne ist rund, der Mund groß, die Zähne weiß und die Lippen sind dünn; ihre Haare sind rotbraun und etwas wellenförmig und für keinen Fall so straff wie bei den eigentlichen und echten Malaien. Auch ihre Wohnungen sind Pfahlbauten, erinnern uns in ihrer Form an Bienenkörbe und haben eine Öffnung, durch welche sich mit knapper Not ein großer Mann hindurchzwängen kann.

In den engen Rahmen eines einstündigen Vortrages sollte ich das ethnographische Bild der Bewohner Sumatras und der benachbarten Inseln fassen; ich konnte unmöglich mein Thema erschöpfen, ich mußte also eine Wahl treffen und nur zu oft Skizzen bieten, wo ich gerne ausführlich gesprochen hätte. Mit dem Wunsche, daß ich in meiner Wahl glücklich gewesen sei, schließe ich meinen Vortrag.

Herr Dr. J. D. E. Schmeltz, Direktor des Ethnographischen Reichsmuseums in Leiden, übersendet den »Rapport der commissie van advies betreffende 's Rijks Ethnographisch Museum«. Derselbe gibt die Beantwortung einer Reihe von Fragen, welche der Kommission durch eine Instruktion zur Beratung aufgetragen worden waren, sowie abgesonderte Gutachten mehrerer Kommissionsmitglieder. Der Rapport enthält zahlreiche, auch über den konkreten Fall hinaus belangreiche Erörterungen. Es wäre zu bedauern, wenn der in einem der Gutachten ausgesprochene Gedanke einer Verlegung des Museums nach Amsterdam oder einer Teilung desselben in eine Art populären Museums und in ein wissenschaftliches verwirklicht würde. Jedenfalls aber wäre zu wünschen, daß der gegenwärtigen unwürdigen Unterbringung dieser ausgezeichneten Sammlung abgeholfen würde, und der Neubau eines Museums in Leiden wäre mit Freuden zu begrüßen.

Monatsversammlung am 9. Dezember 1903.

Vorsitzender: Herr Hofrat Dr. K. Toldt.

Herr Professor Adolf Fischer (Berlin) hält unter Vorführung ausgezeichneter Lichtbilder und Vorlage ethnographischer Gegenstände einen Vortrag

Über die Selungs im Mergui-Archipel in Südbirma, sowie über die südlichen Shanstaaten.

Derselbe wird auszugsweise in den Sitzungsberichten für Jänner 1904 abgedruckt werden.

Für die Bibliothek sind als Spenden eingelaufen:

Ambrosetti, Juan B., Arqueología Argentina. El sepulcro de »La Paya«. (Anales del Museo Nacional. Tomo VIII, pag. 119—148.) Buenos Aires 1902. 8°.

— Arqueología Argentina. Algunos vasos ceremoniales de la región Calchaquí. (Ebendaraus. Tomo VII, pag. 125—133.) Buenos Aires 1902. 8°.

— Arqueología Argentina. Las grandes hachas ceremoniales de Patagonia. (Ebendaraus. Tomo IX, pag. 41—51.) Buenos Aires 1903. 8°.

— Arqueología Argentina. Cuatro pictografías de la región Calchaquí. (Anales de la Sociedad Científica Argentina. Tomo LVI, pag. 116 sq.) Buenos Aires 1903. 8°, 13 S.

— Antiguedad del Nuevo Mundo. (Extracto de la Revista de Derecho, Historia y Letras.) Buenos Aires 1903. 8°, 16 S.

Aranzadi, Telesforo de, Antropometría. Con 21 grabados. Barcelona 1903. 8°, 184 S. [Manuales-Soler. XXXV.]

Ardu-Onnis, Dr. E., Per la Sardegna preistorica. (Estr. dagli Atti della Soc. Romana di Antropol. Vol. IX, Fasc. I–II.) Roma 1903. 8°.

Bericht, 54., der Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag über das Jahr 1902. Prag 1903. 8°, 59 S.

— über das Museum des Königreiches Böhmen für das Jahr 1902. Prag 1903. 8°, 108 S.

Bolk, Louis, et Mayet, Lucien, Les pierres de vessie en Hollande. (Extrait de la Nouvelle Iconographie de la Salpétrière. 1902, Nr. 3.) Paris. 8°.

Bugiel, Dr. V., Mickiewicz et la littérature populaire. Paris 1902. 8°, 16 S.

Campi, L. v., Eine prähistorische Ansiedlung (auf Monte Ozol in Val di Non). (Separatabdruck.)

Correspondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. XXXIII. Jahrg., 1902, Nr. 11 und 12; XXIV. Jahrg., 1903, Nr. 1—10.

Dachler, A., Entwicklung des Bauernhauses. (Sonderabdruck aus der Zeitschrift des Österreichischen Ingenieur- und Architekten-Vereins. 1903, Nr. 20.) Wien 1903. 8°, 24 S. 1 Taf.

Dixon, Roland B., and Kroeber, Alfred L., The native languages of California. (From the Amer. Anthropologist. N. S. Vol. V. Januar-March 1903.) Lancaster, Pa., 1903. 8°, 26 S.

Dorsey, Dr. George A., Indians of the Southwest. 1903. 223 S.

Double, Dr. A. F. le, Traité des variations des os du crâne de l'homme et de leur signification au point de vue de l'Anthropologie zoologique. Préface de M. le prof. Edmond Perrier. 118 Dessins dans le texte. Paris 1903. 8°, XV + 400 S.

Giuffrida-Ruggeri, Dott. V., Sul cosidetto infantilismo e sull' inferiorità somatica della donna. (Estr. dal Monitore Zoologico Italiano. Anno XIII, No. 12.) Firenze 1902. 8°.

— Nuovo materiale scheletrico della caverna di Isnello. (Estratto dagli Atti della Soc. Romana di Antropologia. Vol. IX, Fasc. I—II.) Roma 1903. 8°, 12 S.

— Superiorità intelletuale e funzione genesica. (Estr. dall' Archivio di Psichiatria, Scienze penali ed Antrop. crimin. Vol. XXIV, Fasc. IV.) 8°, 3 S.

— Considerationi antropologiche sull' infantilismo e conclusioni relative all' origine delle varietà umane. (Estr. dal Monitore Zoologico Italiano. Anno XIV, No. 4—5.) Firenze 1903. 8°, 21 S.

— Sulla plasticità delle varietà umane. (Ebendaraus. No. 7.) Firenze 1903. 8°, 10 S.

— Crani e mandibole di Sumatra. (Estr. dagli Atti della Soc. Romana di Antropol. Vol. IX, Fasc. III.) Roma 1903. 8°, 64 S.

— Animali Totem e animali medicinali. (Ebendaraus. Vol. IX, Fasc. I—II.)

Häcker, Dr. Rudolf, Katalog der anthropologischen Sammlung in der anatomischen Anstalt der Universität in Tübingen. Nebst einer Abhandlung. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. August Froriep. Braunschweig 1902. 4°, XVI + 52 S.

Hagen, Hofrat Dr. B., Die Gajo-Länder auf Sumatra. (Sonderabdruck aus dem Jahresbericht des Frankfurter Vereines für Geogr. und Statistik 1901—1903. Frankfurt a. M. 1903. 8°, 57 S., 2 Tafeln, 4 Karten.

Hamy, Dr. E.-T., Note pour servir à l'anthropologie de la Roumélie orientale. (Extr. du Bull. du Muséum d'histoire naturelle. 1903, No. 1, pag. 6—9.) 8°.

— Le Tumulus de la Bouchaille, à Savoisy, Côte-d'Or. (Ebendaraus. 1902, No. 8, pag. 585—586.) 8°.

Herman, Ottó, A kéz és a szám az ősfoglalkozások körében. (Különlenyomat a Természettudományi Közlöny. XXXV, 1903, Nr. 402, S. 97—115.) 8°.

— A magyar nép arcza és jelleme. Tizenegy táblával és negyvenöt szövegrajzzal. Budapest 1902. 8°, 212 S.

Hrdlička, Aleš., A Bilateral Division of the Parietal Bone in a Chimpanze; with a Special Reference to the Oblique Sutures in the Parietal. (Extr. from Bulletin of the Amer. Museum of Natural History. Vol. XIII.) New York 1900. 8°, 15 S.

— The Crania of Trenton, New Yersey, and their Bearing upon the Antiquity of Man in that Region. (Ebendaraus. Vol. XVI.) New York 1902. 8°, 40 S. Tables and Plates.

— Divisions of the Parietal Bone in Man and other Mammals. (Ebendaraus. Vol. XIX.) New York 1903. 8°, 156 S. Tables and Plates.

— Contribution to the Osteology of Ribs. (Repr. from Proc. of the Associat. of Amer. Anatomists. 14th ann. sess. 1900.) 8°, 8 S.

— Typical Forms of Shaft of Long Bones. (Ebendaraus.) 8°, 6 S.

— An Anomalous Ulna—Supra-Capital Foramen. A new Joint-Formation. (From the Amer. Anthropologist. N. S. Vol. I. April and July 1899.) New York 1899. 8°, 3 + 2 S. 2 Plates.

Jahresbericht des städtischen Museum Carolino-Augusteum in Salzburg. Salzburg 1902. 8°, 90 S. 3 Taf.

— Kaiser Franz Joseph-Museum für Kunst und Gewerbe in Troppau. Troppau 1902. 8°, 17 S.

Journal and Proceedings of the Hamilton Scientific Association. Session 1901—1902, Number XVIII. 1902. 8°, 125 S.

— of the American Oriental Society. Vol. XXIII, second half. New Haven, Conn., 1902. 8°.

Kaindl, Dr. R. F., Neue anthropologische und volkskundliche Arbeiten über Galizien, Russisch-Polen und die Ukraine. (Sonderabdruck aus Bd. LXXXII, Nr. 21 des »Globus«.) Braunschweig 1902. 4°, 10 S.

Kollmann, J., Die Gräber von Abydos. (Separatabdruck aus dem Korrespondenzblatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft. 1902, Nr. 11 und 12.) 4°.

— Die Pygmäen und ihre systematische Stellung innerhalb des Menschengeschlechtes. Mit 4 Fig. im Text. (Separatabdruck aus den Verhandlungen der Naturforscher-Gesellschaft in Basel. Bd. XVI, S. 85—117.) Basel 1902. 8°.

Kříž, Dr. Martin, Beiträge zur Kenntnis der Quartärzeit in Mähren. Mit 180 Illustrationen. Steinitz 1903. 8°, 559 S.

Landau, Dr. Wilh. Freih. v., Beiträge zur Altertumskunde des Orients. III. Die Stele von Amrith. — Die neuen phönizischen Inschriften. Leipzig 1903. 8°, 29 S., ill.

Lanz, Jörg, Das Necrologium Sancrucense modernum. Wien 1900. 8°, 110 S.

Lehmann-Nitsche, Dr. Robert, Pathologisches aus Alt-Peru. (Extrait de Janus, VIIe année, VIIIe livr.) 1902. 8°.

— Geskel der Araukaner. (Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 20. Oktober 1900.) 8°.

— Altpatagonische Schädel mit eigentümlichen Verletzungen, wahrscheinlich Nagespuren. (Ebendaraus. Sitzung vom 17. November 1900.) 8°.

— Noch einiges zu den verstümmelten peruanischen Tonfiguren und ein Amputationsstumpf an einem Gefäße aus Alt-Peru. (Ebendaraus. Sitzung vom 25. Oktober 1902.) 8°.

— Weitere Angaben über die altpatagonischen Schädel aus dem Museum zu La Plata. (Ebendaraus. Sitzung vom 25. Oktober 1902.) 8°.

Lippert, Julius, Hausbaustudien in einer Kleinstadt (Braunau in Böhmen). (Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde. Bd. V, Heft 1.) Mit 1 Phototypie, Abbildungen und Plänen. Prag 1903. 8°, 41 S.

Marchesetti, Dr. Carlo, I Castellieri preistorici di Trieste e della Regione Giulia. Trieste 1903. 8°, V + 206 S, 23 Tafeln und 1 Karte

Maška, Karel J., Čelist šipecká. S 8 vyobraz. (Zvl. otisk z XII. výroční zpr. zemské vyšší reálky v Telči. 1903.) Telč 1903. 4°, 37 S.

Matthews, R. H., The Thoorga Language. (Reprinted from the Proc and Transact. of the R. Geogr. Soc. of Australasia, Queensland. Vol. XVII, pag. 49—73) 8°.

— Ethnological Notes on the Aboriginal Tribes of the Northern Territory. (Ebendaraus. Vol. XVI, pag. 69 to 90.) 8°.

— The Aboriginal Rock Pictures of Australia. With 5 plates. (Ebendaraus. Vol. X.) 8°, 1 S.

— The Murawarri and Other Australian Languages. (Ebendaraus. Vol. XVIII, pag. 52—68.) 8°.

— Australian Class Systems. (From the American Anthropologist. Oct. 1897, pag. 345—347.) 8°.

— Initiation Ceremonies of the Wiradjuri Tribes. (Ebendaraus, N. S. Vol. III. 1901, pag. 337—341.) 8°.

— The Wombya Organization of the Australian Aborigines. (Ebendaraus, N. S. Vol. II. 1900, pag. 494 to 501.) 8°.

— The Gundungurra Language. (Repr. from Proc. Amer. Philos. Soc. Vol. XL, pag. 140—148.) 8°.

— Divisions of North Australian Tribes. (Ebendaraus. Vol. XXXVIII, pag. 75—79.) 8°.

— Native Tribes of Western Australia. (Ebendaraus. Vol. XXXIX, pag. 123—125.) 8°.

— Divisions of Queensland Aborigines. With Map. (Ebendaraus. Vol. XXXVII, pag. 327—336.) 8°.

— Initiation Ceremonies of Australian Tribes. With Map. (Ebendaraus. Vol. XXXVII, pag. 54—73.) 8°.

— Rock-Holes Used by the Aborigines for Warming Water. (Reprinted from Journal and Proceed. of the R. Soc. of N. S. Wales. Vol. XXXV, pag. 213—216.) 8°.

— Some Aboriginal Tribes of Western Australia. (Ebendaraus. Vol. XXXV, pag. 217—222.) 8°.

— The Aboriginal Languages of Victoria. (Ebendaraus. Vol. XXXVI, pag. 71—106.) 8°.

— Languages of some Native Tribes of Queensland, New South Wales and Victoria. (Ebendaraus. Vol. XXXVI, pag. 135—190.) 8°.

— Gravures et peintures sur rochers par les aborigènes d'Australie. (Extrait des Bull. de la Soc. d'Anthropol. de Paris. Tome IX, IVe série, pag. 425—432.) Paris 1898. 8°.

— Organisation sociale des tribus aborigènes de l'Australie. (Ebendaraus. 1901, pag. 415—419.) 8°.

Mayet, Lucien, Les différentes formes mentales de l'ivresse alcoolique. (Extrait des Annales d'hygiène publique et de médecine légale. Févr. 1902.) 8°.

— Table pour servir au Calcul rapide de l'Indice Céphalique. Lyon. 8°, 22 Taf.

— Les Stigmates Anatomiques et Physiologiques de la dégénérescence et les pseudo-stigmates anatomiques et physiologiques de la criminalité. 29 figures. Lyon-Paris 1902. 8°, 164 S.

— Notes sur les sciences anthropologiques et plus particulièrement l'anthropologie criminelle en Hollande et en Belgique. 2 parties avec cartes et figures. Lyon-Paris 1902—1903. 8°, 111 + 153 S.

Mead, Charles W., The Musical Instruments of the Incas. (Suppl. to Amer. Museum Journal. 1903, Vol. III, No. 4. Guide Leaflet No. 11.) 8°, 31 S., 5 Taf.

Meisner, Dr., Scherben mit Fingereindrücken. (Separatabdruck aus dem Korrespondenzblatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft. 1900, Nr. 10.) 4°.

Memoirs of the American Museum of Natural History. Vol. IV, Part IV and Vol. V, Part II. Publications of the Jesup North Pacific Expedition. New York 1902, 1903. 4°.

— of the Bernice Pauahi Bishop Museum. Vol. I, No. 5. Honolulu 1903. Gr. 8°.

Niederle, Dr. Lubor, Národopisná Mapa Uherských Slovákû na základě sčítání lidu z roku 1900. Praha 1903. (Národopisný sborník. Svazek IX.) 8°, 203 S., 11 Karten.

Patroni, Giovanni, La grotta preistorica del Zachito. **Regàlia, Ettore,** Sulla fauna delle grotte di Frola e Zachito (Caggiano, Salerno). (Estr. dall' Archivio per l'Antropol. e l'Etnolog. XXXIII, fasc. 2°.) Firenze 1903. 8°, 81 S.

Proceedings of the American Academy of Arts and Sciences. Vol. XXXVIII, No. 10—25. Boston 1902/3.

— of the Royal Irish Academy. Third Series. Vol. VI, No. 4. Dublin 1902. 8°.

— — — — — — Vol. XXIV, Section B, Part 1—3, Section C, Part 3. Dublin 1902. 8°.

Rijks Ethnographisch Museum te Leiden. Verslag van den directeur over het tijdvak van 1 Oct. 1901 tot 30 Sept. 1902. Met 9 platen. 's Gravenhage 1903. 8°, 71 S.

Sakhokia, Th., Les Proverbes Géorgiens. (Extrait de la Revue des Traditions Populaires.) Paris 1903. 8°, II + 34 S.

Schliz, A., La Tène-Flachgräber im württembergischen Unterland. (Separatabdruck aus Fundberichte aus Schwaben. 1902, X.) Stuttgart 1903. 8°.

— Zur bandkeramischen Frage. (Ebendaraus. 1902, X.) 8°.

— Südwestdeutsche Bandkeramik. Neue Funde vom Neckar und ihr Vergleich mit analogen Fundstellen. (Separatabdruck aus dem Korrespondenzblatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft. 1902, Nr. 6 ff.) 4°.

Schmidt, Emil, Physische Anthropologie. (Aus Schwalbes Jahresberichten der Anatomie und Entwicklungsgeschichte. N. F. Bd. V, VI, VII. Literatur 1899, 1900, 1901.) 8°, 89, 93, 121 S.

— Aus der amerikanischen Literatur. (Aus Archiv für Anthropologie. Bd. XXV, S. 510—537.) Braunschweig. 4°.

— Aus der englischen Literatur. (Ebendaraus. Bd. XXVI, S. 1092—1106.) Braunschweig. 4°.

— Aus der französischen Literatur. (Ebendaraus. Bd. XXVIII, S. 207—234.) Braunschweig. 4°.

Schneider, L., Zur Chronologie der Armschutzplatten. (Separatabdruck aus dem Korrespondenzblatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft. 1903, Nr. 4.)

— Das La Tène-Gräberfeld von Hořenice. (Separatabdruck aus den Mitteilungen der k. k. Zentralkommission. 1902.)

— Kupferbeile aus dem Bezirke Königgrätz. (Ebendaraus.)

— Tätigkeitsbericht. (Ebendaraus.)

Schoetensack, Dr. Otto, Über die Gleichzeitigkeit der menschlichen Niederlassung aus der Renntierzeit im Löß bei Munzingen unweit Freiburg i. B. und der paläolithischen Schicht von Thaingen und Schweizerbild bei Schaffhausen. (Aus Archiv für Anthropologie. N. F. Bd. I, Heft 2.) Braunschweig 1903. 4°, 9 S., 9 Abbildungen.

— Über einen neolithischen Knochenschmuck vom Rinnehügel am Burtnecksee (Livland) usw. (Aus der Zeitschrift für Ethnologie. 1903, Heft 2.) 8°, 5 S.

— Der durchlochte Zierstab (Fibula) aus Edelhirschgeweih von Klein-Machnow. (Globus. Bd. LXXXIV, Nr. 7.) Braunschweig 1903.

Seler, Eduard, Gesammelte Abhandlungen zur amerikanischen Sprach- und Altertumskunde. Bd. I. Mit zahlreichen Abbildungen im Text. Berlin 1902. 8°, XXVIII + 862 S.

Školski vjesnik. Stručni list zemaljske vlade za Bosnu i Hercegovinu. 1902, IX, Nr. 10—12, 1903, X, Nr. 1—10. Sarajevo 1902/3. 8°.

Stieda, Dr. L., Referate aus der russischen Literatur. Archäologie, Anthropologie und Ethnographie. (Sonderabdruck aus dem Archiv für Anthropologie. Bd. XXVIII, Heft 3 und 4.) Braunschweig 1903. 4°, 80 S.

Tätigkeitsbericht der Museums-Gesellschaft Teplitz in Verwaltungsjahre 1902. Teplitz 1903. 32 S., 4 Taf.

Teutsch, Julius, Der Boritzatanz der Csangómagyaren in den Siebendörfern bei Kronstadt. (Separatabdruck aus dem Jahrbuch des Siebenbürgischen Karpathenvereins. 1903, XXIII. Jahrg.) 8°, 12 S.

— Die spätneolithischen Ansiedlungen mit bemalter Keramik im oberen Laufe des Altflusses. Mit 1 Kartenskizze und 182 Abbildungen. (Aus den Mitteilungen der prähistorischen Kommission der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Bd. I, Nr. 6.) Wien 1903. 4°, 35 S.

Träger, Paul, Hausgewerbliche Erzeugnisse der Huzulen. (Aus der Zeitschrift für Ethnologie. 1903, Heft 4, S. 606—619.) Berlin 1903. 8°.

Transactions and Proceedings of the American Philological Association. 1902, Vol. XXXIII. Boston. 8°, 169 + CLVI S.

— of the Royal Irish Academy. Vol. XXXII. Section B, Part I and II. Section C, Part I. Dublin 1902, 1903. 4°.

Verzamelingen, aanwezig in 's Rijks Ethnographisch Museum, voorzien van toelichtende verklaringen der verzamelaars en z. v. Leiden 1902.

Vram, Dr. Ugo G., Crani della Carniola. (Estr. dagli Atti della Soc. Romana di antropologia. Vol. IX, fasc. I—II.) Roma 1903. 8°, 11 S. und 1 Tab.

Weber, F., Vorgeschichtliche Überreste aus Bayern in außerbayrischen Sammlungen. (Separatabdruck aus dem Korrespondenzblatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft. 1902, Nr. 7 und 8.)

Weinzierl, Dr. Th. R. v., XXII. Jahresbericht der k. k. Samen-Kontrollstation (k. k. landwirtschaftlich-botanischen Versuchsstation) in Wien. Wien 1903. 8°, 62 S.

Weißenberg, Dr. S., Kinderfreud und -Leid bei den südrussischen Juden. (Sonderabdruck aus Bd. LXXXIII, Nr. 20 des »Globus«.) Braunschweig 1903. 4°, 6 S.

— Die Karäer der Krim. (Ebendaraus. Bd. LXXXIV, Nr. 9.) Braunschweig 1903. 4°, 5 S.

Wilser, Dr. Ludwig, Hafva folkinvandringar ägt rum i Skandinavien? (Ur Ymer, Årg. 1902, H. 4.)

— Die Rasse des schwedischen Volkes. (Sonderabdruck aus dem XVI. Band der Verhandlungen des Naturwissenschaftlichen Vereins zu Karlsruhe.) Karlsruhe 1903. 8°, 35 S.

— Über das Verhältnis der Anthropologie zu Geschichte und Politik. (Sonderabdruck aus der Politisch-anthropologischen Revue. I. Jahrg., Heft 12.) 8°.

— Das Verbreitungszentrum der nordeuropäischen Rasse. (Sonderabdruck aus Bd. LXXXIV, Nr. 21 des »Globus«.) Braunschweig 1903. 4°, 3 S.

— Entstehung und Entwicklung des Menschengeschlechtes. (Naturwissenschaftliche Wochenschrift. N. F. Bd. II, Nr. 43.)

Den Spendern wird hiermit der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

INHALTS-VERZEICHNIS.

Seite

Mitglieder-Verzeichnis . . . . . [3]
Schriftentausch-Verzeichnis . . . . . [15]
Ausschußsitzung am 20. Jänner 1903 . . . . . [18]
Koch: Zur Ethnographie der Paraguay-Gebiete und Mato Grossos (mit 9 Textabbildungen) . . [21]
v. Miske: Funde aus Velem-St. Veit (mit 7 Textabbildungen) . . . . . [33]
v. Török: Bericht über die makrokephalen Schädel aus Velem (mit 3 Textabbildungen) . . . [35]
Monatsversammlung am 20. Jänner 1903 . . . . . [48]
Hein: Zur Statistik von Gischin (Südarabien) . . . . . [48]
Schoener: Kvaddichtung, Gesang und Tanz auf den Faröern . . . . . [48]
Monatsversammlung am 10. Februar 1903 . . . . . [53]
Hein: Das Werk Hegers über alte Bronzetrommeln aus Südost-Asien . . . . . [53]
Außerordentliche Versammlung am 25. Februar 1903 . . . . . [54]
Ausschußsitzung am 3. März 1903 . . . . . [54]
Jahresversammlung am 10. März 1903 . . . . . [54]
Toldt: Jahresbericht für 1902 . . . . . [54]
Wahlen, Rechnungsabschluß für 1902 . . . . . [59]
Bericht über die im Jahre 1902 in Österreich durchgeführten Arbeiten . . . . . [59]
Niederösterreich: Mattula . . . . . [59]
Oberösterreich: Straberger . . . . . [61]
Salzburg: Petter . . . . . [61]
Tirol: Ausserer . . . . . [62]
Kärnten: Frankl . . . . . [63]
Steiermark: Toldt jun.: Bericht über die von der Anthropologischen Gesellschaft im Oktober 1902 veranstalteten Ausgrabungen in Mittelsteiermark (mit 5 Textkärtchen) . . [64]
Krain . . . . . [68]
Küstenland: de Marchesetti . . . . . [68]
Moser (mit 4 Textabbildungen) . . . . . [69]
Böhmen: Čermák: Archäologische Forschungen in der Umgebung von Čáslau . . . . . [75]
Richlý: Neuentdeckte Funde auf den prähistorischen Verkehrssteigen zwischen dem südlichen Böhmen und Niederösterreich (mit 1 Textabbildung) . . . . . [76]
Richlý: Hügelgräber bei Skalitz . . . . . [79]
Richlý: Markvarec . . . . . [80]
Mähren: Mattula . . . . . [81]
Rzehak: Bericht über den Zuwachs der prähistorischen und volkskundlichen Sammlungen des mährischen Landesmuseums . . . . . [81]
Bukowina: Kaindl: Bericht über die Ausgrabungen der Hügelgräber von Unter-Horodnik und Prädit . . . . . [82]
Romstorfer: Prähistorische Funde in der Bukowina im Jahre 1902 . . . . . [84]
Ausschußsitzung am 28. April 1903 . . . . . [84]
Monatsversammlung am 28. April 1903 . . . . . [86]
Toldt: Nachruf auf Radde und Karrer . . . . . [86]
Zuckerkandl: Zur vergleichenden Anatomie der Gehirnwindungen (zur Morphologie der Insel) [87]
Monatsversammlung am 12. Mai 1903 . . . . . [89]
Ausschußsitzung am 19. Mai 1903 . . . . . [89]

Seite

Bericht über die Wanderversammlung in Troppau und Jägerndorf . . . . . [89]
Kulka: Überblick über die Vorgeschichte Schlesiens . . . . . [90]
Seger . . . . . [94]
Leder: Über den Buddhismus in Tibet . . . . . [95]
Exkursion nach Statzendorf . . . . . [99]
Bauer: Ansprache . . . . . [100]
Schmolk: Tischrede . . . . . [100]
Much: Tischrede . . . . . [100]
Hein: Tischrede . . . . . [102]
Ausschußsitzung am 30. Juni 1903 . . . . . [102]
Čermák: Neolithische Stationen in der Umgebung von Čáslau und ihr Alter (mit 1 Textkärtchen) . . . . . [102]
Fuchs: Rosengärtchen; das Kronstädter Junifest . . . . . [104]
Fuchs: Über Rolande . . . . . [106]
Ausschußsitzung am 10. Oktober 1903 . . . . . [106]
v. Rosthorn: Über südchinesische Bronzepauken . . . . . [107]
Heger: Bemerkung hierzu . . . . . [109]
Koch: Forschungsreise nach Brasilien . . . . . [110]
Monatsversammlung am 10. November 1903 . . . . . [110]
v. Andrian: Die XXXIV. allgemeine Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft zu Worms vom 10. bis 13. August . . . . . [110]
Außerordentliche Versammlung am 1. Dezember 1903 . . . . . [113]
Toldt: Nachruf auf Hein und Treutler . . . . . [113]
Breitenstein: Über die Malaien auf Sumatra . . . . . [114]
's Rijks Ethnographisch Museum in Leiden . . . . . [123]
Monatsversammlung am 9. Dezember 1903 . . . . . [123]
Geschenke für die Bibliothek . . . . . [123]
Inhalts-Verzeichnis . . . . . [125]

REGISTER.

Zusammengestellt von **M. Hein.**

A. AUTOREN-REGISTER.

Seite

Andrian, Dr. Ferdinand Freiherr von: Virchow als Anthropologe 336
— Die XXXIV. allgemeine Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft zu Worms, 10.—13. August 1903 . . . . . [110]
Ausserer, Dr. Karl: Bericht über seine diesjährigen Nachforschungen in Tirol . . . . . [62]
Bauer, Pfarrer: Ansprache in Statzendorf . . . . . [99]
L. B.: Literaturbericht 419
Botstiber Rud.: Literaturberichte 347, 413
Bouchal, Dr. Leo: Literaturberichte 283, 285, 420, 421
Breitenstein, Dr. H.: Über die Malaien auf Sumatra . . . . . [114]
Bünker, J. R.: Die Hafneröfen von Stoob 329
Bugiel, Dr. W.: Literaturberichte 278, 281, 287, 289, 290, 419
Čermak Klemens: Archäologische Forschungen in der Umgebung von Časlau . . . . . [75]
— Neolithische Stationen in der Umgebung von Časlau . . . . . [102]
Fischer, Dr. Eugen: Literaturbericht 349
Foy, Dr. W.: Über alte Bronzetrommeln aus Südostasien 390
Frankl, Dr. Odilo: Bericht aus Kärnten über die Tätigkeit im Jahre 1902 . . . . . [63]
hs K.: Rosengärtchen; das Kronstädter Junifest . . . . . [104]
Über Rolande . . . . . [106]
gen, Hofrat Dr. B.: Literaturbericht 276
eger F.: Bemerkung zu Rosthorn: Über chinesische Bronzepauken . . . . . [109]
— Literaturbericht 278
Hein, Dr. Wilhelm: Vortrag zur Statistik von Gischin (Südarabien) . . . . . [48]
— Vorlage des Werkes von Heger über alte Bronzetrommeln aus Südostasien . . . . . [53]
— Literaturberichte 280, 282, 299
— Exkursion nach Statzendorf . . . . . [99]
Hovorka, Dr. O. von: Literaturbericht 287
Jong, K. H. E. de: Literaturbericht 358
Kaindl, Dr. K. F.: Bericht über die Ausgrabungen der Hügelgräber Unter-Horodnik und Prädit (Bukowina) . . . . . [82]
Koch Th.: Die Guaikurú-Gruppe 1
— Zur Ethnographie der Paraguay-Gebiete und Mato Grosso . . . . . [21]
— Forschungsreise nach Brasilien . . . . . [110]
Kraitschek, Dr. Gustav: Literaturbericht 344, 348
Kulka, Dr. Richard: Exkursionsbericht nach Troppau und Jägerndorf . . . . . [89]
— Überblick über die Vorgeschichte Österr.-Schlesiens . . . . . [90]
Lasch, Dr. Richard: Literaturbericht 286, 422
Leder H.: Über den Buddhismus in Tibet . . . . . [95]
Marchesetti, Dr. C. de: Bericht aus dem Küstenland über seine Tätigkeit im Jahre 1902 . . . . [68]
Mathews K. H.: Das Kümbainggeri, eine Eingebornen-Sprache von Neu-Süd-Wales 321
Mattula Ludwig: Bericht aus Niederösterreich . . . . . [59]
— Bericht aus Mähren . . . . . [81]
Meringer, Dr. R.: G. Bancalari und die Methode der Hausforschung 252
Miske, Kálmán Freiherr von: Funde aus Velem-St. Veit . . . . . [33]

Seite

Moser, Dr. L. K.: Bericht aus dem Küstenland über seine Tätigkeit im Jahre 1898, 1901 und 1902 [69]
Much M.: Tischrede in Herzogenburg . . . . . [100]
— Literaturberichte 350, 410, 414, 417
Obermaier Hugo: Literaturbericht 352
Penka K.: Literaturbericht 353
Petter, Dr. Alexander: Bericht aus Salzburg . . . . . [61]
Preuß, Dr. K. Th.: Die Feuergötter als Ausgangspunkt zum Verständnis der mexikanischen Religion und deren Zusammenhang 129
Richlý Heinrich: Neuentdeckte Funde auf den prähistorischen Verkehrssteigen zwischen dem südlichen Böhmen und Niederösterreich . . . . . [76]
— Hügelgräber bei Skalitz . . . . . [79]
— Markvarec . . . . . [80]
Romstorfer K. A.: Prähistorische Funde in der Bukowina im Jahre 1902 . . . . . 83, 84
Rosthorn, Dr. A. von: Über südchinesische Bronzepauken . . . . . [107]
Rzehak A.: Bericht über den Zuwachs der prähistorischen und volkskundlichen Sammlungen des mährischen Landesmuseums . . . . . [81]
L. S.: Literaturbericht 418
Schliz, Dr. A.: Der Bau vorgeschichtlicher Wohnanlagen 301
Schmidt, P. W.: W. Wundts »Völkerpsychologie«. Erster Band: Die Sprache 361
Schmolk, Prälat Frigdian: Tischrede in Herzogenburg . . . . . [100]
Schoener J. Gg.: Kvaddichtung, Gesang und Tanz auf den Färöern . . . . . [48]
Schumacher, Dr. von: Literaturbericht 276
Seger, Dr.: Bemerkungen zu Kulka: Übersicht über die Vorgeschichte Österr.-Schlesiens . . . . . [94]
Semayer, Dr. W.: Nekrolog: Dr. Johann Jankó 274
Straberger Josef: Bericht aus Oberösterreich . . . . . [61]
Strebel Hermann: Literaturbericht 290, 299
T.: Literaturbericht 347
Thun-Hohenstein, Josef Graf: Begrüßungsansprache in Troppau . . . . . [89]
Török, von: Bericht über die makrokephalen Schädel aus Velem . . . . . [35]
Toldt, Dr. K.: Jahresbericht für 1902 . . . . . [54]
— Nachruf auf Dr. Gustav Radde und Felix Karrer . . . . . [86]
— Rede in Troppau . . . . . [90]
— Nachruf auf Dr. Wilhelm Hein und Dr. Treutler . . . . . [113]
Toldt, Dr. Karl jun.: Bericht über die von der Anthropologischen Gesellschaft im Oktober 1902 veranstalteten Ausgrabungen in Mittelsteiermark . . . . . [64]
Wallaschek Richard: Literaturbericht 420
Weisbach, Dr. A.: Die Slovenen 234
— Literaturberichte 410, 413
Woldřich J. N.: Literaturbericht 283
Wurzbach, Dr. Wolfgang: Literaturbericht 422
Želizko J. V.: Literaturbericht 285
Zuckerkandl, Dr. E.: Zur vergleichenden Anatomie der Gehirnwindungen . . . . . [87]

B. SACHREGISTER.

A.
Abfallgrube 304.
Abipon 1, 29, [21].
acatl 197.
Affen 195.
Agaces 35.
Aguilot 26.
Alamannen 317.
Albuquerque 6, [26].
Aldeas von Mbaya-Guaikurú 6.
Ali in Deutsch-Neu-Guinea 380.
Alortrommeln 391.
Amphibolaxt [103].
Amphora 305.
Anales de Quahtitlan 130.
Angaité [25].
Angkor-Vat [400].
Annungsgrund 315.
Ansiedlung auf Bergeshöhe 309.
Anthropophagie [120].
apauá (Decke) [24].
Apoala 145.
Apuiteré [26].
Arbeitsrhythmen 368.
Armbrust-Certosafibel [34].
Asuncion 35, [21].
Atamalqualitzli 184.
Atjeh [116].
Atjeher [119].
atl 176.
atl-tlachinolli 167.
Atlaua 162.
Atlayauican 150.
Atonal 153.
Atzcapozalco 223.
Auetö [31].
»Aufsatz«, Vorsprung 330.
Aulofen 329.
Axayacatl 132.
axixtli (-Urin) 233.
ayacach pixolo 200.
ayamictlan 151.

ayauhcalcatl 224.
Ayolas 10.
aztamecatl (Opferstrick) 186.

B.

Bahia Negra 9.
Bakairí, Dörfer [30].
Bali 391.
— Trommel 391.
Ballspiel 178.
Bandkeramik 307.
Bangkok [400].
Bantu-Sprachen 382.
Battak [110].
Bauernhof, provinzial-römischer 319.
Beaquéos 10.
Becher, geschweifte [104].
Belén 6.
Belén-cué 6.
Bernsteinperle [104].
Biberkiefer [82].
Bilderschrift, religiöse 129.
— zapotekische 131.
— der Bibl. Naz. Florenz 136.
Birma 398.
Blitz (-cuitlatlstreifen) 220.
Bogenfibel aus Eisen [71].
Borbon 6.
Bororó [28].
Bosnier 235.
Brachikephale 245, 316, [112].
Brandgräber 317.
Branka [93].
Brasilianer 6.
Brennofen 330.
Bronzedraht [34].
— -Fibeln [34], [65], [68] [100].
— -Funde [62], [77], [79], [93], [103].
— -Gußform [81].
— -Kette [78].
— -Pauken, südchinesische [107].
— -Platte [62].
— -Ringe [34], [59], [78].
— -Situlen [68].
— -Trommel [69], 390.
— -Zeit 309.
Brustplatten 141.
»Brust«-Zwischenwand 330.
Buckelringe 315.
Buckelurne [92].
Buddhismus in Tibet [95].
»Bürtel«, Reisigbündel 334.
Burgberg bei Jägerndorf [92].
Burgstätte Chlum [75].
Busoganwerfen [106].
Butmir 309.

C.

Cáceres 9.
Cadiuéos 10.
Caduvei 14.
Cakchiquel-Annalen 226.
Calendario antiguo 160.
calli-Haus 159.
Cambas 5.
Camaxtli 144.
Capodistria 234.
Carole [51].
Časlau [75], [102].
Cassabra 109.
Ceacatl 162.
ce cuatl 145.
Chachalmeca (Todesgötter) 162.
Chaco Australe 20, [21].
— Boreales 5, [21].
— Central 20, [21].
— -Sprache 1.
— -Stämme [22].
Chalchiuhtlicue 157.
Chalchiuhtotolin 159.
Chalchiuitl 212.
Chancas 9.
Chanés 10, 18.
Chantico 133.
Chicauaztli (Rasselstab) 151.
Chicomecoatl 153.
Chicomoztoc 145.
Chicueyocan 138.
Chicunauapan 207.
Chicunauhapan 224.
Chicunaumictlan 159.
Chicunauitzcuintli 207.
chimalcalli 225.
China [97].
Ch'inperiode [108].
Chiquitos [25].
Chuko-ku [108].
Cinteotl 168.
Cipactli 221, 231.
citlalicue (Sternenrock) 154.
Citlallatonac 146.
Ciuacoatl 222.
Ciuapiltin 155.
ciuatontli (kleine Frau) 136.
citlaleneitl 205.
Coa (uictli) 186.
Coatepec 145.
Coatlicue 145.
Codex Bologna 147.
— Borbonicus 136.
— Borgia 138.
— Fejérváry-Mayer 140.
— Florentiner 137.
— Laud 146.
— Mendoza 139.
— Nuttal 131.
— Telleriano-Remensis 136.
— Vaticanus 129.
Coimbra 6.
Corumbá 6, [28].
Coteguéos 10.
Coyolnauhqui 226.
Cozcaquauhtli (Totenvogel) 195.
Cuechtli-Schnecken 205.
Cuetzpalin 195.
cuexcochtechimalli (Hinterhauptrosette) 162.
Cuilapa 145.
cuitlatl (Exkremente) 187.
Cuyabá 6, [30].
Czechen 234.

D.

Dakota-Indianer 368.
Deformation artificielle dressée [39].
Dekumatlandszeit, gallo-römische 316.
Dendrophoren [106].
Depotfund von Bronzeringe [59].
— von Jaroslavic [77].
Desa Mĕrsi 390.
Deutsche (Österreichs) 234.
Deutsch-Landsberg [64].
Dialektgrenzen 258.
Dieyerie 375.
Dirnstein bei Friesach [68].
Dolichoide 245.
Dolichokephale 246, [112].
Dosenheim 302.
Drawida-Sprache 370.
Drobovitz [102].
Durchgangshaus 265.

E.

ecanictli (Windhacke) 212.
Edda [51].
Edjiéhos 10.
eecatl 176.
Eggholz [85].
Eidechse 197.
»Eingang« Brennraum 330.
Eisenkette [66].
Enagua 154.
Encounter-Bay 375.
Engano 123.
Engisheim [112].
Enímaga 10.
Entstehung des menschlichen Gesanges 363.
Entstehung des menschlichen Rhythmus 367.
Erdgöttinnen 156.
Erdkröte 158.
Erdrachen 142.
Erdstall [61].
Erdwohnungen in Bienenkorbform [31].
Eschersheim 316.
Ettochigia 11.
Etzalqualitzlifest 192.

F.

Farbe der Augen b. d. Slovenen 239.
— — Haare 237.
— — Haut 241.
Färöer [48].
Färinger [49].
Fëcho dos Moros 6.
Federnschmuck der Bororós [29].
Feuerbecken des neuen Feuer 141.
Feuergott (Xiuhtecutli) 129.
Feuergöttin (Quaxolotl Chantico) 129.
Feuerquirler 158.
Feuerreibhölzer 166.
Feuerschlange 177.
Feuersteinartefakte von Bila [84].
— Messer [76].
Feuerzeichen 315.
Fissura ectosylvia [87].
— Sylvii [87].
Flachgräber von Javor [68].
— — Kreuzendorf [93].
— — Reicheneck [68].
Fludermühlen 254.

Fossa Sylvii [87].
Franken 317.
Frankenbach 307.
Frösche auf den Bronzetrommeln [109], 391.
Frühlatèneschmuck 315.
Funde vom Burgberg bei Znaim [81].
— aus Brandgräbern [81].
— von Knochen und Knochengeräte [35], [70], [81], [92], [103].
— vom »Lechkogl« [67].
— von Leibenfeld [67].
— — Österreich-Schlesien [90].
— — Statzendorf [100].
— Tonsachen [35], [62], [65], [68], [73], [75], [81], [82], [84], [89], [92], [103].
— Velem-St. Veit [83].
— Worms 309.
Fupo ku [108].
»Futter« 333.

G.

Galgenbichl nächst Wiesenau [63].
Gams [85].
Gayba 9.
Gebärdensprache 363.
Gefäßbemalung 310.
— in Wasserfarben 307.
Geheimsprache der Kümbainggeri 328.
Gehirnwindungen, vergleichende Anatomie der [87].
— bei anthropoiden Affen [88].
— — Bären [87].
— — Huftieren [88].
— — Karnivoren [87].
Gesichtskrug [112].
Gibbon, musikalischer 362.
Gischin (Südarabien) [48].
Görz und Umgebung 234.
Golddrahtring [83], [97].
Gordiansmünze 317.
Gott des Ballspieles 168.
— der Kälte 178.
Graad, Graadlöcher 336.
Gräber der römischen Kaiserzeit [80].
Gräberfeld, prähistorisches [61].
— der Hallstattperiode [68].
— von Langenschönbichl [61].
— römisch-fränkisches [112].
— — St. Lucia [68].
Grafton 321.
Gran Chaco 3, [21].
Graphitstreifenbemalung 313.
Grisee auf Java 401.
Groß-Ellgoth [93].
Großgartach, steinzeitliches Dorf 304.
Guaikurú-Gruppe 1, [21].
— Erklärung des Wortes 12.
— Guazus 5.
— Vokabular 71.
Guamas 5.
Guaná 6, [25].
— Chané 10.
Guarani-Sprache 12, [26].
Guatiedós 10.
Guató [28].
Guatschí 38, [21].
Guayaki (Fabelgeschichten) [27].
Guayaná [28].
Gürtelschnallen aus der Völkerwanderung, Merowinger-Zeit [99]
Guisnai [22].
Gurina im Gailtal [63].
Gurschdorf [93].
»Gurt« 334.
Gußtiegel 315.

H.

Hacke aus Hirschgeweih [103].
Hafner, glasierte 329.
— rote 329.
Hafneröfen 329.
Hallstattscherben [33].
Hallstattzeit 309.
Halsring, ornamentiert aus Bronze [35].
Hammer aus Hirschhorn [35].
Han-Periode [108].
Haufendorf 307.
Hausforschung, Methode der 252.
Heilbronn 308.
Heiratsgebräuche der Kümbainggeri 328.
»Hendl«, Heizraum 330.
Herdgrube 304.
Herdhäuser 253.
Herdfeuer 132.
Hermagor 234.
Herzegowzen 235.
Herzogenburg [100].
Hieroglyphe des Atonal 153.
— — Cuitlatl 207.
— — Feuergottes 150.
— — Krieges 176.
— der Stadt Mictlan 216.
— — — Iztac Tlalocan 171.
— — — Xalac 171.
Hinkelsteintypus 309.
Hirnuntersuchungen [112].
Hipperich 306.
Hirschgott 145.
hiru'apa 140.
Hochzeit der Färöer [50].
Hocker, dolichokephaler [103].
— liegender [82], [112].
Höhle »Yama na dolech« [69].
Holasek [81].
Holztrommel 400.
Hsie Chi-kun [108].
Hsi tsch' ing ku tschien 204.
Huamantla 288.
Huaxteca 204.
Hügelgräber [79].
Huichol 140.
Huixachtecatl 224.
Humboldbilderschrift 229.
Hund in der Bilderschrift 160.
Hungerbuckel (Rundhütte) 313.

I.

Icçotlbaum 138.
Ilamatecutli 138.
Indianer-Sprachen, nordamerikanische 380.
Indio 12.
Ilancueye 146.
Inectli 196.
Initiations-Zeremonien bei den Kümbainggeri 328.
Inka Viracocho 8.
Inschriftstein, römischer [63].
Insel, vordere [88].
Isoergen 259.
Issoglossen 258.
Istrien 234.
itlotloma (Falkenhände) 138.
itzcuintli 160.
Itzlacoliuhqui (gekrümmte Obsidianmesser) 168.
Itztli 166.
itzpapalotl (Obsidianschmetterling) 136.
iuitl-Federn 191.
Ixcoçauhqui 133.
Ixnextli 196.
Ixtlaua 188.
ixquarte chimalli (Stirnschild) 162.
ixteutlilcomoloua 161.
Ixtlitzin 168.
izcalli (Fest) 136.
Izquitecatl 209.
Iztac Mixcouatl 145.

J.

Jabing bei Rotenturm 335.
Jaroslaw 235.
Javor [68].
Junifest (Festzug in Kronstadt) [105].

K.

Kadiuéo-Sprache 1, [21].
— Vokabular 43.
Kaingang [28].
Kainguá 10, [26].
Kalischt [80].
Kaltschaki 30.
Kamanakan (Matriarchat) [118].
Kamayurá [31].
Kambuja Dêsa 400.
Kamilaroi 375.
Kappmannsgrund 308.
Karaiben [30].
Karayá 16.
Karentypus 395.
Karl Magnus [51].
Kasan 235.
Kathrein [93].
Kegeldach 319.
Keramik 307.
Kerbschnittmuster 313.
Ketschua-Sprache 319.
Kettentanz (Kaededans) [48].
Keupenberge 319.
Khmerkunst 403.
Kinderschädel, deformierter [35].
Kinderskelett [35].
Kindersprache 368.
Kinikinao 17, [26].
Kitwa 375.
Klagenfurt, Umgebung 234.
Kleidung der Malaien [116].
Kleinrussen (Podoliens) 234.
Knochen, rotgefärbte [112].

Köngener Krüglein 317.
Königsstuhl bei Heidelberg 330.
Körperlänge der Slovenen 235.
Körpermaße der Schweden [112].
Kolh-Sprache 370.
Količin (Mähren) 309.
Kondé [118].
Kopfmaße der Slovenen 244.
Kostroma 235.
Koyote [167].
Kreuzendorf [91].
Kroaten 235.
Kuangsi 398, [108].
Kugeltopf, bombenförmiger 310.
Kuliseho [30].
Kulučne [30].
Kümbainggeri 317.
Kupiah [116].
Kunst, brandkeramische 308.
— malaiische [119].
Kur 390.
Kurnu 328.
Kuttang [116].
Kvadene om Sigurdstafnerbane [51].
Kvaddichtung [48].
— Melodien [49].
Kwangsi 398, [108].
Kwangtung 397.

L.

La Hesbaye (Belgien) 309.
Lampongsche Sprache [121].
La Platagegenden 3.
Langugest 306.
Lapilli 130.
Laßnitz [65].
Latènescherben [34].
Latènezeit 314.
Lausitzer Typus [95], [104].
Lautmetapher 369.
Lautsprache 363.
Lautwandel 371.
Lengua 4, 37, [22].
Lengyel 310.
Leti 390.
Liao [108].
Linearkeramik 307.
Linz [61].
Lößlandschaft 302.
Lokalmuseum [81].
Lolo 397.
Lota-ne-uo 10.
Luang 390.

M.

Mäba (Zentralafrika) 383.
Maceualli 135.
Macrocephalus [33].
Macuilcozcaquahtli 196.
Macuilxochitl 148.
Madjapahit [114].
Mafoor, Holländisch-Neuguinea 380.
Malaien auf Sumatra [114].
Malakka [114].
malinalli 195.
mamahuaztli (Feuerreibhölzer) 137.
Mammutknochen [61], [91], [99].
Männer- und Weibersprache bei den Mbaya 16.
Man 108.
Mandioré 9.
Mantelmuster der Sonne 153, 297.
Marburg, Bezirk 234.
Markomannenkultur 316.
Markvarec [80].
Martyrios, Goldfelder [30].
Maskoi 10, [22].
Massenbacher Hohlweg 305.
Matako (Mataguayos) 21, [22].
Mate (Ilex paraguensis) [26].
Mato-Grosso 1, [21].
Matschenbloch [46].
Mattenmuster 112.
maxaliuqui (einfache Zacke) 142.
Mayauel 153.
Mbaya 1, 13.
Mbaya-Guaikurú 5.
Mbaya-Kadiuéo-Kunst 9.
Mehinakú [31].
Menangkabauer [117].
Menschenfiguren mit Pfauenfederschmuck 399.
Menschenköpfe auf Trommeln 192.
Menschenschädel [70].
Mentawei-Inseln [122].
Mesokephale 246.
Mexicaner 130.
Mexico 129.
Miau-tze 397.
Miccailhuitontli (-Fest) 171.
Michelberg bei Untergrombach 303.
Mictlan 207.
Mictlantecutli 133.
Mihovo bei Landstraß [68].
Milchhafen 331.
Milchschüssel 315.
Milchtiegel 329.
Miquitzli (Tod) 158.
Miranda 18.
Mischtypus 246.
Mitla 149.
Mittellatènefibel [34].
mixcitlalhuiticac (Sternenbemalung) 161.
Mixcouatl (Wolkenschlange) 144.
Mixteca 145.
Mixteken 131.
mixtli, mixtyotl (Zinne) 143.
mönassah [119].
Mokowí 26, [21].
Mondbild 313.
Mon-Khmer-Sprache 370.
Monsheimer Grabfeld 309.
Montecuhçoma II. 130.
Moräntsch [68].
Morrinho 11.
Münzfund von Fürnitz [64].
— — Gnoppnitzgraben [64].
— — Markvarec [80].
— — Salzburg [62].
— — Weißbriach [64].
Mukims [119].
Mumienbündel 137.

N.

Nabuquá [30].
Nalíque 11.
Nambucca 321.
Nanauatzin 157.
Nanningfu 394.
Napinyiqui 5.
Nasenschmuck 153.
Naualli (Nachtvogel) 163.
Nauhyoteoctle 140.
Nauiecatl 167.
Nebaténa 10.
Nebelhäuser 136.
Neckargegend, mittlere 301.
Neolithische Stationen um Časlau [102].
Neuhäusl 319.
Neu-Süd-Wales 137.
Nias [122].
Nibelungenlied [51].
Niernsteiner Typus 308.
Nagoná 10.
Nokten [22].
Nonsberg [62].
Ntoconit, Ntokowit 24.
Nu-Aruak-Gruppe 18, [31].

O.

Oaxaca 131.
Oben-Unten 142.
Ober-Guinea, Neger-Sprachen 382.
Ober-Retzbach [59].
Obsidianschmetterling 151.
oçelotl 176.
Ochpanitzli (Erntefest) 137.
oçomatl 195.
Ohrpflöcke [22].
Ohrschmuck 206.
Olinzeichen 129, 172.
Olmeca 292.
Oluvakvadet [50].
Ometecutli 140.
Ometochtecomatl 129.
Omichicauaztli (Knochenrassel) 152.
Omkvadet (Refrain) [49].
Orang Lubu [120].
— Sakai [120].
Ornamentik von Agomes [113].
— der Bronzetrommeln 104, [109].
— der Kadiuéo 8, [26].
— keramische 8.
Orthographie des Kümbainggeri 321.
Oto [116].
Otontecutli 132.
Ouaitiadehos 10.
Oxitl (Öl) 133.
Oyoualli-xopilli (Schellen) 195.
Ozol [62].

P.

Painal 162.
panquetzaliztli 164.
Pantoyaualli 162.
Papadun [121].
papaloquachtli (Schmetterlingsmantel) 164.
papalotlaxcalli (Schmetterlingsbrot) 152.
Papaloxaual (Schmetterlingsschminke) 138.
Papua-Schädel [112].
— Sprachen 380.
Paraguay, mittlerer 1.
— Ethnographie [26].
— Gebiet [21].
Paraná [23].
Patecatle 173.
Pauke 390.

Payaguá 5, 34, [21].
— Alphabet 45.
— Industrie 36.
Pedregal von Tlapan 130.
Peru 8.
Pettau, Bezirk 234.
Pfahlbandörfer 303.
Pfahlbauten der Malaien [117].
Pfau-Pavo muticus 402.
Pfauen, laufende 304.
Pfriemen aus Bronze [34].
Pfongau [61].
Pfostenlöcher 318.
Pilagá 4, 25, [25].
Pilcomayo 4, [21].
Piquayiqui 5.
pithekoide Form der Insel [88].
Planet Venus 174.
Plattengrab bei Moräntsch [68].
»Plutzer« 329.
Podien 310.
Polen 234.
Popocatepetl 129.
Porto Murtinho 1, [26].
Priestergötter 181.
Primus-Stein [63].
Pulque 185.
Pulquegötter 203.

Q.

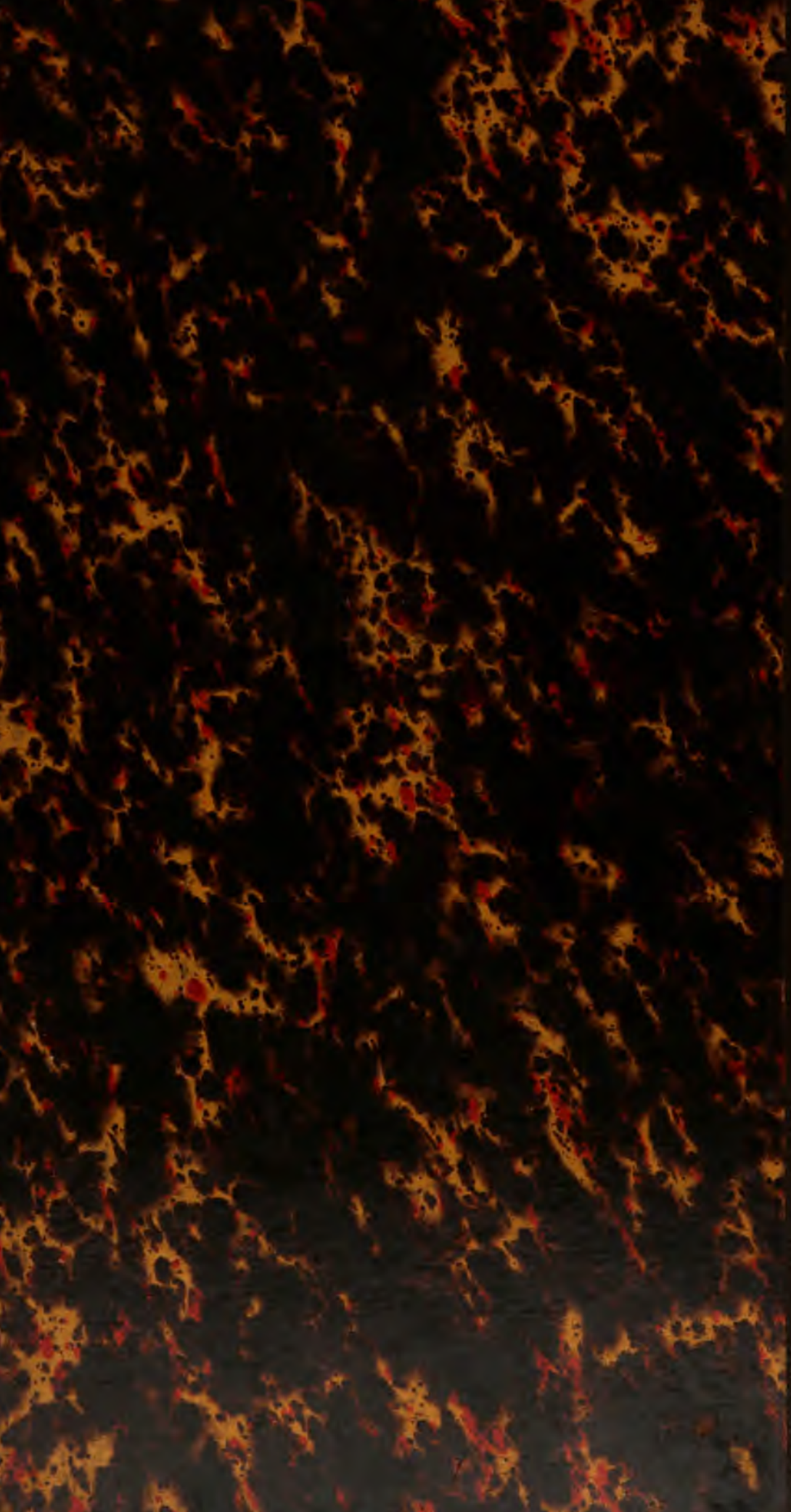
Quahtitlan 130.
Quahxicalli, Opferblutschale 164.
Quauhicalli, Opferschale 157.
Quauhteca, Adlerleute 164.
Quauhtleunanitl 198.
Quaxolotl-Chantico, Patronin des Tageszeichens Regen 129.
Quecholli-Fest 144.
Quechquemitl 205.
Quetzalchiuhcoatl 226.
Quetzalcoatl 146.
Quiahuitl 176.
Quiantl-Regen 222.
Quilatzli 164.

R.

Raabser Steig 76.
Radkersburg, Bezirk 234.
Radnadel 312.
Rasselbrett 152.
Reihendorf 303.
Reihengrabfelder 308.
Reihengräber [104].
Religion der Menangkabauer [118].
Rennwege 309.
Richtungsgottheiten und Symbole 146.
Riesentrommel von Nanningfu 394.
Ringwall 311.
Ringwälle (castellieri) [68].
— Rekkatal [69].
Rio Apa 6.
— Bermejo 4, [22].
— Branca 6.
— Cuyabá [28].
— Miranda 11, [26].
— Nabiléque 11.
— Paraguay 4.
— Pilcomayo 8, [22].
— Salado 19.
— Yabebiry 4.
Rio Ypané 10.
Römer 360.
Römerfunde in Salzburg [62].
Römerweg [64].
röntjong [119].
Rößner Typus 303.
Rolande [106].
Rosengärtchen bei Kronstadt [104].
Rotti-Pauke 392.
Rust (im Tullnerfeld) [61].
Ruthenen in Galizien 234.

S.

Sagen, isländische [53].
— nordische [53].
Sahagun-Manuskript [129].
Saleierpauke 392.
Salomonfelsen [105].
Salzburg 235, [61].
Samara 235.
Sammlung, prähistorische [98].
Samuku [25].
Sanapaná 8, [25].
Sanduhrtrommeln 401.
Santa Fé 27, [21].
Saõ-Laurenzo [28].
Sagoriza [68].
Sapukí [25].
Sarigué 35.
Schädel, deformierter [39].
— von Eschersheim 316.
— makrokephale [33], [35].
— paläolithischer [112].
Schalen zum Sirihkauen [117].
Schamanen 160.
Schan in Kwe-dang 398.
Schanländer 398.
Schellenburg bei Jägerndorf [93].
Scheuerberg 303.
Schiffmuster 393.
Schingú-Expedition 1, [21].
— Quellgebiet [30].
Schlackenfund [69].
Schmetterlingsdevisen 139.
Schmuck bei den Malaien [116].
Schmucknadelbruchstück m. Bronzekopf [35].
Schneefall, großer 170.
Schussenrieder Typus 303.
Schwaaz [85].
Sepulcralkunst, schnurkeramische 309.
Serbo-Kroaten Istriens und Dalmatiens 234.
Sereth, »Ruina« bei [84].
Sesako [121].
Sessano 234.
Seulberg 330.
Silexartefakte [111].
Sippendörfer 317.
Skalitz [79].
Skelett, brachikephales 317.
Skelettgräber, frühmittelalterliche, bei Roje [68].
Skorpion 185.
Sonnenfinsternis 155.
Spiel und Tanz der Schingú-Bewohner [32].
Spinne als Symbol der Tzitzimime 155.
Spinnwirtel 183, 315.
Sprache 362.
— hamitische 370.
— indogermanische 370.
— indonesische 372.
— melanesische 380.
— polynesische 372.
— semitische 370.
St. Peter im Holz (Kärnten) [69].
St. Stefan bei Dirnstein [63].
Stammsage der Mixteca 145.
»Steakl« (kleine Töpfe) 331.
Steinartefakte [70], [78], [92], [103].
Steinbeil [32], [63].
— Braunsdorf, Schlesien [81].
Steinhammer 76.
Steinhauserried bei Schussenried 303.
Steinpyramide, blaue 143.
Steinzeit 318.
— ältere 302.
Steß'l 333.
Stoob 329.
Stich- und Strichreihengruppe 307.
Straßburg (Erstein) 309.
Stumpfwörschig 318.
Sri Tri Buwana [114].
Sünde — Strafe 187.
Sukhawati [92].
Sulmtal [64].
Sungperiode [108].
Surla (Blechinstrument) [105].
Suyá [31].
Symbol atl-tlachinolli 229.
— des Erdbebens 176.
— des Feuers 129.
— Oben-Unten 171.
— des Opfertodes der Krieger 180.
— der Sonne 172.
— der Sonnenstrahlung 153.
— von Tomoanchan 169.
— des Mondes = Frosch [109].
Szechwan [108].

T.

tamales 137.
Tamara [112].
Tamoanchan 148.
Tangperiode [108].
Tanzlied 368.
Taquiyiqui 5.
Tasmanier 375.
Tatauirmuster auf den Marshallinseln [112].
Tatter (Spottverse) [53].
Tättir (Abteilung) [53].
Tauizcalpantecutli 162.
Tausendfuß 177.
Tecciztecatl 211.
techcatl (-Opferstein) 199.
tecpatl (-Opfermesser) 159.
tecutli 134.
Teda-Sprache 383.
Telok Betong [120].
Temalacatl 161.
Tembetá (Lippenschmuck) [26].
teoatl (Wasser) 228.
Teocuicani 196.
teocutliatl 212.
Teotihuacan 145.
Teotlacanexquimilli 170.
tepaneca 132.
Tepeyollotl 159.